Blätter

aus

der Brieftaſche eines Muſikers.

Herausgegeben

von

August Kahlert.

Breslau, 1832.
Verlag von C. G. Förſter.

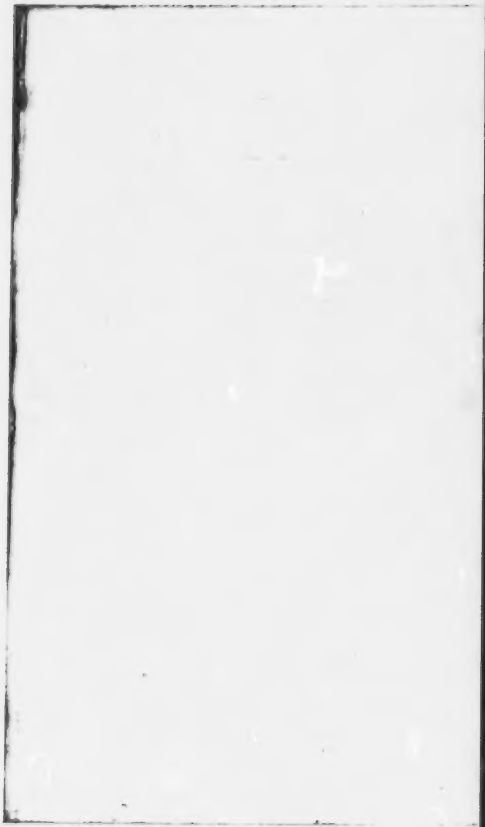
Bayerische
Staatsbibliothek
München

Louis Spohr

widmet diese Blätter

als Zeichen wahrer Verehrung

der Herausgeber.



Inhaltsanzeige.

I. Novellen.

Cöleſtin . . . . . Seite 1
Aus dem Leben eines Künſtlers . . . . . — 53

II. Gedichte für Komponiſten.

Sängers Wanderung . . . . . — 109
Ständchen . . . . . — 111
Winternacht . . . . . — 112
Lied vom Golde . . . . . — 113
Tiſchlied . . . . . — 115
Der Savojarde . . . . . — 117
Die blaſſe Jungfrau . . . . . — 119
In der Nacht . . . . . — 121
Das Bettelweib . . . . . — 123
Thürmers Liebchen . . . . . — 125
Schifferklage . . . . . — 127
Frühlingsempfindung . . . . . — 129
Der Wanderer in der Herbſtnacht . . . . — 131
Die Wiege im Strome . . . . . — 132
Zitherlied . . . . . — 134
Die Bettlerin . . . . . — 136

Oſterlied . . . . . Seite 138
Der treue Spielmann . . . . . — 140
An Albrecht Dürer . . . . . — 142
Wiegenlied . . . . . — 144

III. Zeitgenoſſen.

1. Roſſini . . . . . — 148
2. Auber. . . . . — 154
3. Spontini . . . . . — 159
4. Beethoven . . . . . — 165
5. Hummel . . . . . — 168
6. C. M. v. Weber . . . . . — 171
7. Spohr . . . . . — 176

IV. Briefe.

I. Ueber Liederkompoſition . . . . . — 189
II. Ueber geſchichtliche Entwickelung und Bedeutung der Symphonie . . . — 196
III. Ueber Spohrs Symphonie in C moll . — 207

V. Potpourri.

Die Oper . . . . . — 217
Ausgleichung . . . . . — 219
Quartettgenuß . . . . . — 220
Kritikus, Künſtler, Kunſtfreund . . . . — 221
Wahlſpruch . . . . . — 222
Gott und Bajadere . . . . . — 222
Meſſe von Ebélard . . . . . — 223
Der Leiermann . . . . . — 223
Die Kirchenmuſiker. . . . . — 224
Verſchiedene Anſicht . . . . . — 225

I.

Cölestin.

Eine Novelle.

Cöleſtin.

Muſik iſt die Aeußerung der Sehnſucht, zu Gott zurückzukehren. Bewußtlos macht ſie den Menſchen ſehnſüchtig nach einem Zuſtande, den er nicht kennt, bewußtlos ſetzt ſie ihn in dieſen Zuſtand der göttlichen Ruhe und des göttlichen Genuſſes.

Oken's Natur-Philoſophie.

Die Majorin von K°° war, nebſt ihrem wenige Monate alten Söhnchen, durch den plötzlichen Tod ihres Gemahls in faſt dürftige Umſtände verſetzt worden. An die Bequemlichkeit vornehmer Lebensart gewöhnt, blickte ſie mit Schrecken in eine traurige Zukunft, da der kleine, vom Fürſten bewilligte Wittwen-Gehalt kaum hinreichte, ſie zu ernähren, vielweniger dem kleinen Cöleſtin eine würdige Erziehung zu geben. Doch waren ihr Reichthümer geblieben, welche von nicht geringerem Werthe als Gold und Schätze ſind, — der Reiz der Jugend und die vollendetſte körperliche und geiſtige Bildung. Auch machten dieſe Vorzüge bald ihre Kraft geltend, denn ſie bezauberten den Geheime-Rath A°, einen der

reichſten und angeſehenſten Männer der Reſidenz, ſo ſehr, daß er der reizenden Wittwe Herz und Hand mit dem Feuer eines Jünglings antrug, ungeachtet er ſchon ein Vierziger war. Jene, wenn auch ungern des Adels verluſtig gehend, war zu erfreut, den Genuß behaglicher Wohlhabenheit wieder lächeln zu ſehen, als daß ſie nicht, wenn gleich erſt nach geſetzmäßigem Trauern über den erlittenen Verluſt, dem Antrage hätte williges Gehör leihen ſollen. Ueberdies war die Liebe zu ihrem Kinde, dem nun ein glücklicheres Loos bereitet wurde, vielleicht auch ein Beweggrund dazu, daß ſie dem Geheime-Rath die Hand reichte, ohne beſondere Neigung zu ihm zu empfinden. Gleichwohl war ihre Ehe nicht unglücklich zu nennen. Der Geheime-Rath, der früher verheirathet geweſen, hatte ſeine Frau bald nach ihrer Entbindung von einem todten Kinde verloren, und ſo war ſein Haus — während ſeines Eheſtandes viel beſucht, da ſeine Frau das verſtanden hatte, was man im Leben: ein Haus machen, nennt — nach deren Tode wieder ziemlich öde geworden. Ob er nun gleich mit Geſchäften überhäuft war, und faſt ganz darin lebte, hatte es ihn dennoch immer gefreut, wenn ausgezeichnete Fremde den Ton, der in ſeinen Soiree's herrſchte, rühmten; und als ſeine jetzige

zweite Frau, die den Ton der großen Welt kannte, bald dort anfing, wo die Verstorbene aufgehört, als man allgemein ihm viele Schmeicheleien über seine vortreffliche Wahl einer Gattin sagte, meinte er, daß er den Gipfel des Glücks erreicht habe. Seine Eitelkeit fühlte sich geschmeichelt, wenn viele Bewunderer seine Frau umgaukelten, und diese erkannte ihren eigenen Vortheil zu gut, als daß sie ihm Gelegenheit zur Eifersucht hätte geben sollen. So verflossen drei Jahre ihres Ehestandes und man nannte noch in der ganzen Residenz die Ehe des Geheime-Raths eine glückliche, als das erste Wölkchen an dem niegetrübten Himmel der Vermählten mit dem Mißmuthe des Ehegatten darüber, daß ihm keine Hoffnung auf Nachkommenschaft erblühte, aufstieg. Sein Mißmuth ward vermehrt, als bei des kleinen Stiefsohnes beginnender Erziehung alle auf denselben gewandte Mühe wenig erfreuliche Ergebnisse darbot. Der Knabe faßte äußerst schwer auf, bemühte sich zwar, den Forderungen seiner Lehrer, wenn diese Unzufriedenheit mit ihm äußerten, zu genügen, aber niemals mit sonderlichem Erfolge. Unter Menschen bis zur Blödigkeit schüchtern, selbst vor dem Vater eine ängstliche Furcht äußernd, weil dieser ihn, seiner Schüchternheit wegen, einige Mal hart angelassen hatte, gab er

häufige Veranlaſſung zu der Meinung, er ſei völlig ſchwachköpfig, wohl gar blödſinnig. So wird leicht erklärlich, daß nur der zärtlichen Vermittelung der, ihr Kind unausſprechlich liebenden Mutter es gelang, die Entfernung Cöleſtin's in eine Penſion zu hindern. Der Geheime-Rath äußerte zuletzt, er überlaſſe ihr gänzlich des Knaben Erziehung, da alle Mühe und Sorgfalt doch nur vergebens an ihn gewandt würden. Er vermied es, ihn zu ſehn, und hatte es auch ungern, wenn er in Geſellſchaften erſchien, befürchtend, es könne durch Cöleſtin's unbehülfliches Benehmen eine Lächerlichkeit auf ihn zurückfallen. So war der Knabe meiſt auf ein eigenes Zimmer im obern Stockwerke des Hauſes beſchränkt, hatte ſeinen eigenen Diener und ſah nur wenige Menſchen, ſelbſt ſeine Mutter ſelten, da das geſellige Leben der Hauptſtadt ſie ſehr in Anſpruch nahm. Wenn es nun auch nicht geläugnet werden konnte, daß unſerm Cöleſtin alle Anlagen zur Erlernung ernſter Wiſſenſchaften abgingen, da ſein Gedächtniß ſchwach, ſeine Beurtheilungskraft gering war, ſo wurden doch über dieſen augenſcheinlichen Mängeln ſeine bedeutenden Vorzüge mit Unrecht überſehen. Cöleſtin's äußerſt reizbares, zartfühlendes Gemüth ließ ihn in einer Welt von Gefühlen ſchwelgen, wenn er im Reiche der Ge-

danken vergebens heimiſch zu werden ſuchte, und es iſt hieraus erklärlich, warum die reinſte Freude an aller Kunſt, namentlich an der Tonkunſt, die dem Menſchen eine Sprache für die geheimſten, kaum geahnten Empfindungen leiht, ſein ganzes Weſen durchdrang. Die Ungeberdigkeit, die er ſchon als Kind bei gellenden oder unharmoniſchen Klängen zeigte, welche aber die einfachſte Melodie wieder beruhigen konnte, die Fähigkeit, jede nur einmal gehörte Weiſe nachzuſingen, hatte zuerſt ſeiner Mutter das ſchlummernde muſikaliſche Talent verrathen. Der Geheime-Rath wollte aber anfangs den Bitten ſeiner Frau, Cöleſtin's Talent durch einen Clavier-Lehrer ausbilden zu laſſen, durchaus nicht nachgeben. Selbſt unmuſikaliſch, auch kein Kunſtfreund, meinte er, Cöleſtin werde dadurch vollends von Erlernung des Wiſſenswerthen, die ihm ſchon ſo ſchwer würde, abgezogen, und erſt, als er die Hoffnung, ihn je zu einem wiſſenſchaftlich gebildeten Manne heranreifen zu ſehen, gänzlich aufgeben mußte, willigte er darein, ohne ſich aber ſonderlich zu freuen, als er von den bedeutenden Fortſchritten des ſeltſam organiſirten Knaben in dem theoretiſchen und praktiſchen Theile der Kunſt hörte. Wie nun dieſer in Allem ſeine Originalität offenbarte, ſo auch hier. Er ward auf keinem Inſtrumente,

wie ſeine Mutter gehofft, ein Virtuoſe, der durch ſeine Fingerfertigkeit in den Salons hätte glänzen können; denn er weigerte ſich ſtandhaft, die Schwierigkeiten brillanter Compoſitionen zu erlernen und Stücke einzuüben, die eben nur darauf berechnet waren, des Spielenden Fertigkeit zu zeigen; er nannte das unbedeutendes Zeug, dem aller Kunſtwerth abginge und ſchrieb, wie ſchnell er auch das Theoretiſche begriffen hatte, auch wenig eigene Compoſitionen nieder, ſondern phantaſirte am liebſten auf dem Pianoforte; was er übrigens componirte, wollte dem Modegeſchmack nicht zuſagen, ſondern hieß bizarr und abentheuerlich. Cöleſtin wuchs heran und war im achtzehnten Jahre in den Verhältniſſen der Welt ſo fremd, wie ein Kind. Er mied die Geſellſchaft; denn kaum die Anfangsgründe aller Wiſſenſchaften kennend, fühlte er ſeine Ohnmacht, an wiſſenſchaftlichen Geſprächen Theil zu nehmen, ohne die Dreiſtigkeit neumodiſcher Schwätzer zu beſitzen; und die Schonungsloſigkeit, womit Schadenfrohe ſeine Blößen aufgedeckt hatten, waren die Veranlaſſung einer ihn immer gefährlicher beherrſchenden Menſchenfeindlichkeit. Am liebſten einſam, lebte er ſeinen Phantaſieen und die Muſik war es allein, die ihm eine Sprache dafür gab. Einige bedeutende Tonkünſtler, welche mit

seinen, oft aller hergebrachten künstlerischen Form entbehrenden Tongedichten bekannt wurden, fühlten sich dann auf eine eigene Art gefesselt, während Viele, die man sonst für achtbare Kenner hielt, das Ganze baaren Unsinn nannten und die von Dem und Jenem etwa ausgesprochene Befürchtung: „Es werde wohl bei Cölestin zuletzt ganz überschnappen!“ nur mit einem vielsagenden Gesichte oder Achselzucken beantworteten.

In seinem Betragen gegen alle Hausbewohner äußerte Cölestin immer wohlwollende Freundlichkeit und ward daher von ihnen beklagt und geliebt. Auch entbehrte er nicht äußerer Schönheit, obgleich seine edlen Züge nur selten ein flüchtiges Roth überflog; aus den dunkeln Augen sprach Schwermuth und Schwärmerei, wodurch die ganze etwas schmächtige Gestalt sehr anziehend wurde. Nicht befremden wird es, daß er, unter diesen Umständen, Bekanntschaft mit jungen Leuten seines Alters weder hatte noch suchte, da seine an Idealen hängende Seele in geräuschvoller Lustbarkeit, wie sie lebenskräftige Jünglinge lieben, keine Ergötzung fand; wohl aber gab es ein Wesen, dem er mit außerordentlicher Zuneigung ergeben war, dessen Nähe Bedingung seines Lebens, seiner Zufriedenheit zu seyn schien, dem er sich mit dem rührendsten Vertrauen fast mehr

als seiner sonst sehr von ihm geliebten Mutter anschloß. Dies war Cecilie, die Tochter entfernter unbegüterter Verwandten der Geheime-Räthin. Frühzeitig vater- und mutterlose Waise, war sie von dieser, welche sich ein weibliches Wesen zu erziehen sehnte, mit Erlaubniß des Geheime-Raths im fünften Jahre an Kindesstatt angenommen worden. Des Kindes geistige und körperliche Vollkommenheiten hatten sich mit jedem Jahre zur Freude der Pflegerin mehr entwickelt, und, zur lieblichsten Jungfrau herangereift, ward Cecilie bald von allen jungen Elegants als Abgott umschwärmt, ohne durch die vielen Huldigungen selbst sehr ausgezeichneter junger Männer sich zu gefährlicher Eitelkeit verleiten zu lassen, und so die zarte Weiblichkeit, die einfache Gemüthlichkeit, welche in ihr wohnte, einzubüßen. An diesem Mädchen hing Cölestin mit der ganzen Kraft seiner gefühlvollen, fast überreizbaren Seele, und langer Umgang — er war nur zwei Jahre älter als sie — hatte die Beiden immer fester an einander geknüpft. Ueberraschend mochte es auf den ersten Anblick scheinen, daß Cecilie, die an Geist und Fähigkeiten dem armen Cölestin weit überlegen war, sich so fest an ihn schloß; aber gleiche Liebe zur Tonkunst hatte sie ihm näher gebracht, hatte die sie umschlingenden

Bande immer feſter geknüpft. Cecilie kannte richtiger als irgend Jemand, die innere Vortrefflichkeit des Jünglings, der von der Welt für ſehr beklagenswerth gehalten ward, weil ihm nur im Reiche der Gefühle zu ſchwelgen, nicht mit ſcharfem Verſtande, den man ſo gern als das Höchſte auf Erden aufſtellen möchte, in die Tiefen des Wiſſens einzudringen vergönnt war. Cecilie hatte eine ausgezeichnete Stimme und hauchte gern im einfachen Liede den ganzen Reichthum ihrer Empfindung aus; dann war Cöleſtin überglücklich, weinte vor Freude und lohnte der Sängerin mit einem ſeiner ſeelenvollſten Blicke mehr, als alle ſie umſtehenden Kunſtrichter durch zierlich geſetzte, oder ſehr gelehrt klingende Lobſprüche. Cecilie war oft die einzige, welche des im Stillen geliebten Jünglings Vertheidigung zu führen wagte, wenn ſeine Verwandten ihn wegen eines lächerlichen Ausdrucks, oder wegen ſeines linkiſchen Benehmens ausſchalten, und hatte er bei Tiſche manches kränkende Wort des Vaters hören müſſen — welches bei der ſich mehrenden Abneigung deſſelben gegen den Stiefſohn nicht ſelten geſchah — ſo kam ſie nach einigen Stunden auf ſein Zimmer, tröſtete ihn ſanft und freundlich, ließ ſich von ihm auf dem Flügel vorphantaſiren, oder ſang ihm eins ſeiner für ſie componirten Lieder,

und bewirkte so am schnellsten Linderung des Schmerzes.

Je älter Cölestin, desto mehr ward sein Hang zur Einsamkeit, sein abgeschlossenes Wesen bemerkbar; daneben erfolgten zuweilen Ausbrüche übermäßiger Hitze, wenn ihn etwas gereizt, und sein sehr zartes Gefühl eine Kränkung erlitten hatte; — Erscheinungen, die jeden, der sein sanftes Betragen, seine Sorglosigkeit um Alles, was ihn umgab, kannte, befremden mußten. Die Aerzte fingen an, immer besorgter um ihn zu werden, und die Aufrichtigsten verhehlten nicht, daß heftige Gemüthsbewegungen ihm sehr verderblich werden könnten. Tonkunst blieb das Einzige, was ihn beschäftigte; er dachte nichts als sie, wie sich aus seinen Aeußerungen ergab, und fühlte nur musikalisch. Gleichwohl vermied er es, viel über die Kunst zu reden, und eben so wenig hatten die Bemühungen trefflicher Künstler, ihn dahin zu bringen, mehr Zusammenhang und künstlerische Anordnung oft trefflicher Motive in seinen Werken zu beobachten, sonderlichen Erfolg. Vielleicht war dies die Ursache, daß er sich bis jetzt noch keinem Kunstgenossen mit freundschaftlicher Wärme hatte anschließen mögen. Und so blieb denn sein Seelenzustand ein sehr merkwürdiger; er war poetisch zu nennen, bei der

unverkennbaren Neigung von aller Wirklichkeit ab zum Idealen hin, wie auch ſeine und Cecilens Liebe.

Es war ein ſehr ſtürmiſcher Herbſt-Abend, an dem er einſt, in ſeinem einſamen Gemache am Fenſter ſtehend, die vom Monde ſeltſam beleuchteten Wolken in ihrem Zuge verfolgte und dem leiſen Rauſchen der ſparſamen gelbrothen Blätter horchte, welche der Nachtwind von den Bäumen im nahen Gärtchen blies. Unten bei der Geheime-Räthin war große Thee-Geſellſchaft, und die hellen Fenſter des Salons ſtachen grell gegen die Nacht auf den Fluren ab, wie das lebendige, luſtige Treiben heiterer Geſellen von der Schweigſamkeit eines in ſich verſunkenen Menſchen, deſſen Gemüth verfinſtert und beängſtigt iſt. Unſerm Cöleſtin ward gar traurig zu Muthe. Er ſah, wie die Natur ſo langſam ihrem Grabe zuſchritt, während die Menſchen in froher Geſelligkeit Lebensgenuß ſuchten. Dort war ſeine Cecilie jetzt auch fröhlich — ſo ſann er — bewundert und — dachte vielleicht nicht an ihn? — Ein ihm unbekanntes Gefühl, vielleicht eine leiſe Spur von Eiferſucht durchzuckte ihn, das aber bald in die unendlichſte Wehmuth verſchmolz. Es

iſt recht ſo, dachte er, du paſſeſt nicht in dieſe lebensreiche genußliebende thätige Welt; was du fühlſt, mögen kaum noch deine einzigen Freunde, die Töne, ausſprechen; dir wäre am beſten, du ſtürbeſt! — Da drüben begannen jetzt feierlich die Abendglocken, und der ſchöne weiche Ton ſtimmte ihn ſanfter. Wie ſeine Sterbeglocken kam ihm das Geläute vor. Aber nun dachte er wieder an Cecilien und daß er, wenn er ſtürbe, von ihr getrennt würde. Ach! ſeufzte er, dann wäre ich ganz einſam und allein, dann tröſtete mich Niemand da droben im Himmel — und ſein überſchwengliches aufgeregtes Gefühl trieb ihn zum Pianoforte, den Tönen ſeinen Schmerz zu klagen; — da klopfte es leiſe an die Thür — bekannt war ihm das Klopfen — ein Strahl der Freude durchzuckte ihn — ja, ſie war es, die dort eintrat, im modiſchen Anzuge, wie eine hohe Frau anzuſchauen und doch die liebe freundliche Cecilie! — „Ei, wie ſchauſt Du wieder gar ſo finſter," begann ſie freundlich verweiſend; „daß wieder nach Deiner böſen Gewohnheit gegrübelt über die Gebühr. Deine Stirn iſt ſo heiß, o Du armer Cöleſtin, wie mußt Du wieder leiden!" — Und die freundliche Theilnahme, die tröſtenden Worte, die über die reizenden Lippen ſtrömten, der Blick unendlicher Liebe aus den

himmelsklaren Augen übten ſchnell ihre lindernde Kraft auf den Schwermüthigen, der mit den Worten: „O jetzt iſt wieder Alles gut, da Du bei mir biſt!“ die ſtreichelnde Hand der lieben Tröſterin küßte. — „Eigentlich komme ich aber mit einem Anliegen,“ fuhr Cecilie fort: „die Mutter läßt Dich ſehr bitten, Du möchteſt doch heute einmal hinunter zu uns kommen. Es ſind nur wenige Fremde da, unter Andern aber der neu angeſtellte Muſik-Direktor R°, der Dich ſo gern kennen lernen und ſpielen hören möchte!“ — „Du weißt ja,“ antwortete Cöleſtin etwas verdrießlich, daß ich vor Leuten nicht ſpielen kann, und zumal heute in meiner Stimmung!“ — „Eben darum,“ unterbrach ihn Cecilie, „weil Zerſtreuung Dir Noth thut, ſollſt Du mit hinunter; mir zu Liebe, ich ſinge Dir auch morgen wieder ein Lied!“ — „Wie kann ich Dir etwas abſchlagen!“ ſprach Jener und ging an ihrer Hand hinunter nach dem Geſellſchaftsſaale.

Freudig ward Cöleſtin von ſeiner Mutter empfangen, die Cäciliens Verſuch, den Einſamen für die Geſellſchaft zu gewinnen, zwecklos genannt hatte. Der Muſik-Direktor R°, ein äußerſt gebildeter, erfahrener Mann, unſerm Cöleſtin vorgeſtellt und ſchon von deſſen Eigenheiten unterrichtet, verſtand ſchnell den Gemüthskranken auf

die richtige Weiſe zu behandeln; ja er brachte ihn in einer halben Stunde dahin, daß er ſich zu einer Phantaſie auf dem Pianoforte entſchloß, wobei jedoch, wie Cecilie ankündigte, beobachtet werden mußte, daß Niemand von der Geſellſchaft dem Spielenden ſich näherte, und ihm ſo der Wahn, als ob er ſich allein befände, verſchafft würde. Coleſüin begann mit einer düſtern, arpeggirenden Figur in Moll, die nach und nach immer ſchneller und ungeſtümer dahin brauſte, worauf er durch mehrere ſcharf diſſonirende Accorde ſich zu einem klagenden Thema den Weg bahnte. Im Baſſe begonnen, ward es bald von den obern Stimmen nachgeahmt und auch wohl kontrapunktiſch verarbeitet. Das Ganze war das Bild eines gequälten, bedrückten Gemüths, das vor den ſich kreuzenden überſchwenglichen Gefühlen zu keiner Ruhe kommen kann. Jetzt ward das Thema in einem verwandten Dur-Ton, aber in leiſen Accorden wiederholt, und es klang wie ſtille, heilige Sehnſucht aus jenem Labyrinth nach ewigem Frieden, wie Ahnung einer himmliſchen Klarheit. Dann kehrte noch einmal jene Figur, womit begonnen worden, heftiger um das, wieder in den Baß und in die weiche Tonart verſetzte Thema ſpielend, zurück; das Ganze glich einem Chaos von Empfindungen eines Verzwei-

felnden — da erschien plötzlich wie ein Tröster von oben, freundlich und mild die Dominante eines lieblichen Dur-Accordes; mit diesem begann eine ruhige doch heitere Melodie und nach kurzer Ausführung in sanften Passagen neigte sich Alles zum Schlusse, der leise verschwebend und beruhigend eintrat, wie der Tod nach einem frommen gottgefälligen Leben segensreich, dem Engel des Schlafs ähnlich, erscheint. — Allgemeiner Beifall lohnte dem Spielenden, aber ein stiller Händedruck Ceciliens war diesem der süßeste Lohn, die Versicherung, daß sie ihn verstanden. Hatte er nicht seinen Seelenzustand vor einer Stunde, und die freundliche Tröstung, die stille Freude, die ihm durch ihre Erscheinung geworden war, in Tönen ausgesprochen? — Cölestin und der Musik-Direktor setzten sich nachher zusammen und es war fast überraschend zu sehen, wie schnell der menschenfeindliche Cölestin sich Letzterem anschloß. Der Musik-Direktor war aber einer von denjenigen Menschen, welche ihre ganze Individualität durch das Aeußere klar und deutlich offenbaren und bei ihm machte freundliche Gutmüthigkeit, Wohlwollen für alle Menschen einen Grundzug des Characters aus. Seine richtigen und neuen Ansichten über die Kunst waren für Cölestin von besonderem Interesse.

Kein Wunder alſo, wenn dieſer ſeine Theilnahme mit mehr Wärme, als er wohl ſonſt pflegte, erwiederte. Ein Freund, der, bei bedeutender künſtleriſcher Erfahrung, Kühnheit genug beſeſſen hätte, von den Feſſeln des Modegeſchmacks, des Alltagſchlendrians ſich los zu machen und ferner den richtigen pſychologiſchen Blick, um Cöleſtin's ſeltſames Weſen zu erforſchen, ſeine Eigenthümlichkeit zu begreifen, ein ſolcher Freund hatte dem tiefen Gemüth Cöleſtin's gefehlt und er ſchien in R° gefunden. Nach manchen Geſprächen über ihre gemeinſame Kunſt fragte R°, warum er nicht auf größere Tondichtungen ſeinen Fleiß verwende, die der Welt die außerordentlichen künſtleriſchen Fähigkeiten offenbarten, welche in ihm ſchlummerten? — „Was ſoll ich ſchreiben?“ antwortete der Gefragte; „meine Compoſitionen ſprechen nur mich aus, und meine zuweilen ſonderbar aufgeregten Gefühle; für den Geſchmack der Welt kann ich nichts ſchreiben und eben ſo wenig mich in einen vorgelegten Text hineindenken und in Tönen ihn wiedergeben. Darum iſt ſelbſt Mozart, den ich gleichwohl als ein unerreichbares Muſter verehre, mir weniger genießbar als Andere. Die äußern Erſcheinungen des regen Lebens muſikaliſch aufzufaſſen, zu idealiſiren und dann künſtleriſch zu verbinden, iſt

ihm, nach meiner Anſicht, wie kaum Einem gelungen, die Charactere in ſeinen Opern unterſcheiden ſich auch als verſchiedene Tongeſtalten. Ich kenne die Menſchen zu wenig, um dergleichen zu verſuchen!" — „So müßte ich aber meinen," wandte der Muſik-Direktor ein, „daß in der Inſtrumental-Muſik, wo Sie nichts beſchränkt, ſich für Sie ein Feld eröffnete, auf dem Ihre Phantaſie ſich nach Gefallen ergehen könnte. Und ſind nicht namentlich Mozart's und Beethovens Symphonieen Darſtellung ſubjectiver Ideen oder Gefühlsreihen?" — „Ach, Sie haben wohl Recht," ſeufzte Cöleſtin; „wenn ich nur aber je ſo weit zur innern Ruhe gelangen könnte, um ein ſolches Werk, das nun wieder Andere erfreute, zu ſchaffen. So leb' ich aber in einem Wechſel von Gefühlen, in denen die Sehnſucht nach etwas Höhern am meiſten vorherrſcht. Daher auch mein Tonwerk kaum jemand Anders als ich verſtehen würde, wie ja mein vielgeliebter Beethoven ſich oft genug unzuſammenhängend, bizarr nennen laſſen muß, weil er eben nichts Anderes, als ſich ſelbſt, in Tönen wiedergab. Andere Componiſten erfreut die Welt und die verſtehen ſie daher zu behandeln; mir iſt meine innere Unvollkommenheit, meine Unfähigkeit auf Erden, etwas zu nützen, nur zu ſehr bekannt,

und das Streben dahin, wo sich alle Räthsel des Lebens lösen sollen, erfüllt mich zu oft, als daß mich Genuß oder gesellige Freude ergötzen könnte.“ —

Jetzt trat eine junge Dame, nachdem sie viel und lange gebeten worden, nicht ohne merkliche Ansprüche, an das Pianoforte und sang Rossini's: „Una voce poco fa“ herunter; und Alles staunte ob der Nettigkeit der Coloraturen und der Leichtigkeit im Ueberwinden des Schwierigsten. Rauschend ward applaudirt und die Sängerin konnte einen ironischen Zug nicht bergen, als sie, nachdem der Musik-Direktor aufgestanden war und ihr sein Lob gezollt hatte, auf eine ähnliche Artigkeit Cölestin's vergeblich wartete. — „Haben Sie ihr wohl im Ernst jene Lobsprüche ertheilt?“ fragte dieser seinen neuen Bekannten, als er sich wieder zu ihm gesetzt hatte. — „Ich habe die Anstrengung der Sängerin anerkennen müssen; die Musik die sie uns gab, gehört doch nun einmal zur Mode.“ — „Es thut mir in der Seele w.h,“ sprach jetzt Cölestin, „wenn der herrlichste Klang, den es giebt, die menschliche Stimme, zu solchen Kunststückchen gemißbraucht wird. Inneres Gefühl soll uns der Gesang offenbaren; geschieht dies aber durch alle diese Läufer und Triller! Sehen Sie, lieber Mann,

das iſt es ja hauptſächlich, warum ich nichts ſchreibe. Ich kann keinen Effekt machen und was ich componirt habe, nannte höchſtens meine Cecilie gut und ſchön. Ich habe vielleicht Unrecht hierin, wie ich ja überhaupt die Welt wenig zu beurtheilen vermag; aber wenn ich große Componiſten immer der Menge zu Gefallen ſchreiben ſehe, ſo werde ich zwar in ihnen, aber nicht in meiner innern Ueberzeugung vom Weſen der Tonkunſt ganz irre." „Ich höre Ihnen mit vieler Freude zu," ſagte jetzt R°, „und der Wunſch, das Mißtrauen, das Sie in Ihre eigenen Kräfte ſetzen, immer mehr von Ihnen zu entfernen, wird lebendiger in mir, je gewiſſer ich überzeugt werde, wie Herrliches Sie in unſerer Kunſt erſchaffen könnten. Wie wäre es, wenn Sie bei aller Abneigung vor einem Texte, und andererſeits bei Ihrer Schüchternheit und Unſicherheit im Entwurfe eines Planes, zu einer Inſtrumental-Compoſition ſich einen leitenden Text wählten, der von Ihnen nicht erſt in ſich aufgenommen werden mußte, der Sie ſelbſt ſchon durchdränge, daß Sie ihn gewiſſermaßen nur muſikaliſch ausſprechen dürften?" — „Ich verſtehe Sie kaum," unterbrach ihn Coleſius; „wo fand' ich einen ſolchen Text?" — „Wenn Sie," fuhr Jener fort, "eine geiſtliche Muſik

und zwar etwa eine Compoſition des Vater-Unſers verſuchten, deſſen Bitten die Ihres eigenen Herzens ſind, ſo daß Sie bei der Compoſition deſſelben nur Ihre eigenen Gefühle ausſprächen! Ich bin ſehr der Meinung, daß Sie hier etwas Vorzügliches leiſten würden!" — Die Geſellſchaft trennte ſich eben, Cöleſtin und der Muſik-Direktor nahmen von einander herzlichen Abſchied, und was Cöleſtin noch nie gethan hatte, that er heute, er bat den neuen Freund, ihn zu beſuchen, mit ihm Geduld zu haben und ihm zu rathen. R° verſprach dies; die Geheime-Räthin aber und Cecilie freuten ſich ſehr, weil ſie ihren Cöleſtin ſchon für die Welt gewonnen glaubten.

Cöleſtin war durch des Muſik-Direktors Zureden aus ſeiner Schwermuth und der Hoffnungsloſigkeit, je der Welt etwas nützen zu können, allerdings herausgeriſſen worden. Des neuen Freundes Rath befolgend, begann er eine Kirchen-Compoſition, die als Text die Worte des Vater-Unſers behielt. Wenn Cecilie ſeinen Fleiß lobte, oder einzelne Stellen als beſonders gelungen herausbob, fühlte er ſich recht wohl und der Muſik-Direktor, dem er ſich mit immer größerer Liebe anſchloß, arbeitete auch dahin, ſein Gemüth zu beruhigen, ſeinen Sinn auf die Außenwelt hinzuleiten. Der traurige Winter ward von dem

freundlichen Frühling verdrängt, und Cöleſtin zog mit den Seinen nach einem reizenden Landgute, deſſen lachende Umgebungen das ihrige dazu beitrugen, ihn immer mehr zu erheitern. Da ereignete ſich im Hauſe des Geheime-Raths ein trauriger Fall. Cöleſtin's Mutter ward gefährlich krank und der höchſt betrübte Sohn verſicherte Cecilien, die keine Stunde der Nacht von dem Kranken-Bette wich, ihm ahne Schlimmes. Seine Kirchen-Compoſition würde ihm immer ernſter und ernſter, er wiſſe ſchon, wofür er ſie ſchreibe. Oefter als ſonſt kam er zu der Kranken und immer wiederholte er dem Doctor die Frage: ob er Hoffnung zur Beſſerung habe? — Eines Abends kam er zeitiger als gewöhnlich herunter in die Krankenſtube und ſagte, er habe ſein Kirchenſtück vollendet, aber es ſey ihm dabei zuletzt ordentlich angſt geworden, ſo daß er auch gar nicht hätte wieder recht froh werden können, wie er die vollendete Arbeit vor ſich geſehen. In der darauf folgenden Nacht ward es ſchlimmer und ſchlimmer mit der Kranken; mehrere Aerzte wurden geholt, welche einſtimmig geſtanden: hier vermöge ihre Kunſt nichts mehr. Die Kranke ſegnete ihre Lieben mit zitternder Hand, und entſchlief.

Cöleſtin's und Cecilien's Schmerz zu ſchildern iſt unmöglich, und auch der Geheime-Rath, der ſonſt

in dem Treiben der Politik ſanftere Gefühle verloren zu haben ſchien, war ſehr von dem erlittenen Verluſt erſchüttert. Ein feierliches Begräbniß ward vorbereitet und da, der Sitte nach, die Leiche in der Kirche beigeſetzt, der Prediger der Gemeinde die Trauer-Rede halten und dann eine Trauer-Muſik aufgeführt werden ſollte, verlangte Cöleſtin, daß ſein vollendetes Kirchenſtück hierzu gewählt würde. Er habe geahnt, ſagte er, welcher Schlag ihn treffen ſollte und für ſeine Mutter dieſe Compoſition geſchrieben. Der Geheime-Rath war es zufrieden und auf den Tag vor dem Begräbniſſe wurde eine Probe des Werkes angeſetzt. Wie es aber zum Begräbniß kam, ward ein anderes Stück aufgeführt und Cöleſtin war bei der Begräbniß-Feierlichkeit gar nicht zugegen; der Grund davon wird aus folgendem Schreiben des Cantors von der Ortskirche an den Muſik-Director R* zu erſehen ſeyn:

„Ew. Wohlgeboren

begehren über die Probe des Kirchenſtücks vom Herrn v. K. etwas Näheres zu hören, weil Dieſelben durch Dero Amtsgeſchäfte verhindert worden, dabei gegenwärtig zu ſeyn. Ich hatte mir wohl eigentlich nichts Beſonderes von dem jungen gnädigen Herrn erwartet, aber eine ſolche Muſik, wo ſo gar wenig Beobachtung der Kunſtform,

wohl aber ſo viele unchriſtliche Gedanken vorgekommen wären, hab' ich noch nicht gehört, weshalb ich denn dem Herrn Geheime-Rath davon Bericht erſtattet und die Cantate von Türk vorgeſchlagen habe, als zu deren Aufführung ich auch bevollmächtigt worden bin. Was nun alſo unſere geſtrige Probe anbelangt, ſo waren wir Alle oben auf dem Chor verſammelt und der junge Herr v. K. ging unten in der Kirche immer auf und nieder, und ſchlug es ab, ſelbſt zu dirigiren. Der Anfang war recht gut. Ernſthaft fing der Baß an: „Vater unſer, der du biſt im Himmel!" dann ward er vom Alt und ſo wieder von den übrigen Stimmen imitirt, bis zuletzt choral-artig von allen Stimmen mit prächtiger Inſtrumentirung die Worte wiederholt wurden. Das: „Geheiligt werde dein Name!" war faſt wie in den Meſſen gewöhnlich das Sanctus behandelt. Die Singſtimmen hatten es allein. Das: „Zu uns komme dein Reich!" klang aber wie ein verworrenes Geſchrei, die Geigen ſchienen die Confuſion, ſo vor Chriſto auf Erden ſtatt gehabt haben ſoll, auszudrücken. „Dein Wille geſchehe!" ein ſchönes Duett, ſehr ſanft und gefällig, war nur nicht genug im Kirchenſtyl. „Unſer tägliches Brod gib uns heut!" eine kräftige Baß-Arie. Jetzt trat eine Art von Fuge ein

bei: „Vergieb uns unſere Schuld!“ Das Ganze nahm ſich wie ein ſehr demüthiges Sünden-Bekenntniß aus. Aber nun kam der Stein des Anſtoßes: „Führe uns nicht in Verſuchung!“ ſangen die Sänger, dazu hatten die Inſtrumente ſehr lebendige Paſſagen, welches wahrſcheinlich die eitle Luſt der Welt andeuten ſollte, im Baſſe aber kam eine höchſt ſeltſame Figur zum Vorſchein. Fagotts und Contrebaß ſpielten in abgeſtoßenen Noten zwiſchen dieſen Jubel hindurch, daß es mir ordentlich ſpuckhaft vorkam. Dies deutete gewiß den leibhaftigen, Gott ſey bei uns, an, wie er unſere arme Seele in ſeine Klauen kriegen will; denn bald ward dieſe Figur ſtärker hörbar. Mit der Bratſche und der zweiten Violine, dann noch mit dem Horn, unisono gebend, übertönte ſie bald alles übrige, bis ein fürchterlicher Pauken-Donner erſchall, und nun mit ängſtlich kreiſchenden Accorden das: „Erlöſe uns von dem Uebel!“ Einem die ganze Seele durchdrang. Wie herzzerſchneidender Jammer tönten die verminderten Septimen-Accorde — ſiehe da, mit einem Mal war das Alles vorüber und die Saiten-Inſtrumente allein leiteten mit ſchönen harmoniſchen Accorden das: „Dein iſt das Reich!“ ein. Jetzt erſchellen die Poſaunen; wo aber nun ein anderer tüchtiger Kirchen-Componiſt wohl

eine tüchtige Schlußfuge angebracht hätte, wie auf dieſelben Worte Friedrich Schneider im „Weltgericht“ und auch früher Naumann in ſeinem „Vater-Unſer“ gethan, da kamen immer bloß einzelne abgebrochene Accorde zum Vorſchein, die immer mächtiger durch die fröhlich jauchzenden Singſtimmen klangen, bis zu dem: „In Ewigkeit, Amen!“ — ſtatt im einfach kräftigen Orgelpunkte zu ſchließen — Alles ſich wieder ſenkte und immer leiſer verhallend zuletzt nur noch die Saiten-Inſtrumente wie ein Echo langſam und leiſe ſich nach dem Grundtone hinbewegten und auf demſelben pianiſſimo ſchloſſen. — Nun kam der junge Herr von K** herauf, er hatte geweint, und dankte uns für unſere Mühe. Ich ſagte ihm was ich dachte, nämlich: das mag in ihrer Art eine gar ſchöne Muſik ſeyn, aber für die Leute iſt ſie nicht, am wenigſten paßt ſie zum Begräbniß. Er hörte mich rubig an und ſagte: „Ich danke Ihnen, Alter, ich hab' es wohl auch gedacht, nun da machen Sie für meine liebe Mutter etwas Anderes, und unterrichten Sie meinen Vater davon!“ — was ich denn auch gethan. Ihnen kann ich aber wohl ſagen, daß es mich eigentlich recht ſchmerzt, den armen jungen Herrn ſo unglücklich zu ſehen. Es wird einmal mit ihm überſchnappen, denn in

eines vernünftigen Menſchen Sinn kommt ſolche Muſik nicht, und es iſt nur um ſeine ſchönen muſikaliſchen Kenntniſſe ſchade! — Mit Hochachtung Ew. Wohlgeboren u. ſ. w.

Der Geheime-Rath, als er den Bericht des Cantors erhalten hatte, fand in Coleſtins neuer Production nur einen Grund mehr, zu glauben, daß dieſer einſt völlig um ſeinen Verſtand kommen würde, und es dauerte nicht lange, bis die unſinnigſten Berichte über unſers Coleſtin's Kirchenſtück umherliefen. Das Gerücht machte ihn zum völlig Wahnſinnigen, während ſein Hang zum Trübſinn gewiß zu vertilgen geweſen wäre, hätten ihn mehr Menſchen ſo zu behandeln gewußt, wie Cecilie und jetzt auch ſchon der Muſik-Director. Indem nun aber Coleſtin, von dem Schmerze über den Verluſt ſeiner Mutter ſchwer getroffen, in dem neuen Freunde einen ſchwachen Erſatz zu finden hoffte, zog ſich, ohne daß er es ahnte, eine neue unheilvolle Wolke über ihn zuſammen. Er war jetzt zwei und zwanzig Jahr alt, Cecilie ſtand im zwanzigſten und wie lange auch Beide mit einander umgegangen, war es doch bisher den beiden jungen Leuten unbekannt geblieben, daß ſie ſich liebten. Es wäre wohl dies auch keinem Menſchen eingefallen, denn wer hätte bei der blühend ſchönen geiſtreichen Cecilie

ein anderes Gefühl vermuthen mögen für den unglücklichen Cöleſtin — deſſen ſtille Schwermuth jetzt durch öftere Ausbrüche leidenſchaftlicher Heftigkeit, bei beſonderer Aufreizung des Gefühls, unterbrochen ward — als tiefes Mitleid, das ja jeder Gattesſinne ihm zu zollen geneigt war. Aber in gleich edlem Kunſtgefühle ſich begegnend, hatten die Beiden ſich verſtanden und waren an einander gekettet worden mit den heiligſten Banden der lauterſten Zuneigung. Jetzt aber drohte eine feindſelige Fauſt das zarte, liebliche Band, das allein den Unglücklichen an's Leben feſſelte, zu zerreißen, und Cecilie wie Cöleſtin hatten mehr Urſache, als ſie wohl glaubten, den Tod der zärtlichen Mutter zu beweinen. Das ziemlich bedeutende Hausweſen des Geheime-Raths erforderte eine oberſte weibliche Leitung und nur vortheilhaft für ihn konnte man es daher nennen, daß er in Cecilien jetzt eine hierzu vorzüglich geeignete Perſon beſaß. Er behandelte ſie auch mit Achtung, ja mit dem Grade von Liebe, deſſen ſein Herz fähig war. Cöleſtin hatte aber von dem Stiefvater mehr als ſonſt auszuſtehen, wo die Mutter noch vermittelnd zwiſchen ihnen ſtand. Manche Unterkeit traf ihn, wenn er etwas Lächerliches ſagte, oder durch etwas in zu heftige Gemuthsbewegung geſetzt wurde.

Ungefähr ein halbes Jahr nach dem Todesfalle ward im Hause des Geheime-Raths der Legations-Rath v. N°, ein junger reicher Mann von jener heut so allgemeinen geselligen Bildung, eingeführt, und seine Besuche wurden sehr oft wiederholt, ohne daß es ein Geheimniß vor der Welt blieb, sie gälten hauptsächlich der schönen Cecilie. Er machte ihr den Hof auf die auffallendste Weise und überschüttete sie mit Artigkeiten, die sie mit Kälte aufnahm. Wer beschreibt aber ihren Schrecken, als sie eines Tages, in des Geheime-Raths Zimmer gerufen, von ihm die Werbung des Legations-Raths um ihre Hand erfuhr. „Ich kann Dir, meine Tochter" — so fuhr der Geheime-Rath fort — „zu einer so glänzenden Partie, zu der ich meine vollkommene Einwilligung gebe, nur Glück wünschen, überzeugt, daß Du nicht länger mit Deiner Einwilligung zögern werdest, als der nothwendige Anstand es erfordert!" — Cecilie war außer sich. Sie hatte es sich noch nie gestanden, daß sie Célestin liebe, hatte ihre Liebe nur für Theilnahme an seinem Schicksale gehalten. Aber jetzt, in dem Augenblick, als man sie auf ewig von ihm reißen wollte, sagte ihr der sie durchzuckende Schmerz, daß sie nur mit ihrem Leben von dem Geliebten lassen würde. Von unendlicher Angst ermuthigt,

geſtand ſie dem Geheime-Rath, es wäre ihr unmöglich, dem Werber Liebe zu ſchenken; Cöleſtin wäre es, dem ſie angehörte, und der ohne ſie ſich wieder unendlich elend fühlen werde. Doch nimmer hatte ſie geglaubt, daß den Geheime-Rath, den kalten abgemeſſenen Staatsmann, dies Geſtändniß ſo ſehr aufbringen werde als es geſchah. Er nannte es Wahnſinn von ihr, die auf ein glänzendes Loos Anſpruch machen könnte, ihr Schickſal an das eines Bejammernswerthen knüpfen zu wollen, und fügte die Verſicherung hinzu, daß er nie ſeine Einwilligung zu einem ihr ſo verderblichen Schritte geben würde. Im Gegentheil beſtehe er nur darauf, daß ſie dem Legations-Rathe günſtiges Gehör gebe; Gehorſam könne er von ihr, die in ſeinem Hauſe als ſein eigenes Kind erzogen worden, fordern, und er bitte ſie ſehr, ihn durch Ungehorſam nicht zu reizen, da er nur ihr Beſtes wolle, widrigenfalls er Cöleſtin, den unnützen Menſchen, in's Irrenhaus ſchaffen würde, wo er hingehöre. — Es war in des Geheime-Raths Benehmen diesmal eine Härte, die Niemand, der ihn auch ſonſt keines zarten Gefühls fähig halten mochte, ihm zugetraut hätte. Wenn es daher auch die Ueberzeugung war, daß Eeciliens Glück in der angebotenen Partie liege, die ihn ſo ſtreng machte, oder die Meinung, daß

in jener Anhänglichkeit an Cöleſtin — einem ſo zarten Verhältniſſe, wie es ſein ſtolzer geſchäft- und intrigue-gewohnter Geiſt nicht begreifen konnte — nur Eigenſinn, kindiſcher Trotz liege, ſo dürfte dennoch die Muthmaßung, daß eine Privat-Abſicht ihn zum Theil geleitet, nicht ungerecht ſcheinen. Wenigſtens ſoll es gewiß ſeyn, daß der Legations-Rath, der im Namen einer bedeutenden fremden Macht an dem Hofe, bei dem der Geheime-Rath angeſtellt war, handelte, nicht undeutlich habe merken laſſen: wenn die liebenswürdige Cecilie ſein würde, ſtände einem wichtigen Staatsgeſchäfte, worüber lange unterhandelt worden, nichts mehr im Wege; und wieder kann nicht in Abrede geſtellt werden, daß, als nach einem halben Jahre ..es Staatsgeſchäft beendigt worden, dem Geheime-Rathe viel Ehre aus dem glücklichen Betrieb eines ſo ſchwierigen Werkes erwuchs.

Es iſt ſchwer, Eeciliens Gemüthszuſtand in dieſer Zeit mit Worten darzuſtellen. Es bedurfte aller Stärke eines frommen Glaubens an höhere Leitung, um ſie zu halten im heftigen Streite der Gefühle. Einmal erinnerte ſie ſich daran, daß ſie dem Geheime-Rath Gehorſam ſchuldig ſey, und daß ſie eigentlich an dem Legations-Rathe nichts ausſetzen könne; — dann wieder, daß der

arme Cöleſtin in ihrer Nähe den ſüßeſten Troſt fände, wenn ihm ſein Trübſinn Alles ſchwarz zeigte; nebenbei ſagte ihr auch die innere Stimme, daß ſie wohl nie aufhören könne, den unglücklichen Jüngling zu lieben und alſo unrecht handle, einem Andern die Hand zu reichen: — nun aber hörte ſie wieder des Geheime-Raths, Cöleſtin betreffende Drohung und ein Schauder durchbebte ſie bei dem Gedanken: ihre Widerſetzlichkeit könne des Armen trauriges Loos beſchleunigen. O hätte ſie noch die liebende Mutter gehabt, um an ihrem Buſen ſich auszuweinen! — Statt derſelben redeten geſchwätzige und beſtochene Verwandtinnen des Geheime-Raths ihr zur Verbindung mit dem liebenswürdigen Brautwerber nach Kräften zu. Außerdem hatte ſie dem Geheime-Rath das feſte Verſprechen leiſten müſſen, von Allem an Cöleſtin nichts zu verrathen; ſie mußte ihn ſehen, den Geliebten, den Gedanken der Trennung in der Bruſt, und durfte nicht einmal mit ihm klagen. Das arme Mädchen wußte in ihrer Herzenangſt das Rechte nicht zu finden; ſie gehorchte dem Geheime-Rathe, empfing den beglückten Werber mit ziemender Artigkeit, ob ihr auch faſt das Herz brach, und die Verlobung ward von dem im Anſchauen der ſchönen Braut beſeligten Bräutigam, auf einen nicht mehr fernen Tag angeſetzt.

Cöleſtin ſchien von dieſen Vorfällen nichts bemerkt zu haben. Einige Mal hatte er den Legations-Rath geſehen, ohne ihn weiter zu beobachten. Cecilien war vom Geheime-Rath erlaubt worden, am Tage nach der Verlobung ihrem Cöleſtin Alles zu offenbaren. Welche Kraft mußte ſie am Abend vor dem entſcheidenden Tage anwenden, um ſich nicht zu verrathen, und nur die Furcht, ſein tiefes Gefühl möchte ſo plötzlich zu tief erregt werden, er möchte ſie bitten mit ſeiner rührenden Stimme, ihn doch nicht zu verlaſſen, und ſie dann morgen zu dem ſchrecklichen Schritte nicht Kraft genug haben, ließ ſie verſtummen. Wenn er ſie fragte, warum ſie ſo traurig ſey, zwang ſie ſich heiter zu ſcheinen und lächelte, ein Gefühl, dem des Todes ähnlich, in der Bruſt. Am Verlobungs-Tage hatte der Geheime-Rath veranſtaltet, daß Cöleſtin mit dem Muſik-Direktor eine kleine Landpartie machte, weil er, wie es von dem eitlen Manne zu erwarten war, eine vornehme und zahlreiche Geſellſchaft zu der Verlobung eingeladen hatte, und Cöleſtin ſo durch die Vorbereitungen zu der Feſtlichkeit aufmerkſam geworden wäre. Cecilie, obgleich ſehr bleich, war in dem feſtlichen Schmucke ungemein ſchön, und als der Bräutigam in der mit Orden geſchmückten Staats-Uniform, ſtolz an ihrer Seite, nebſt dem

ſehr heitern Geheime-Rath in die Geſellſchaft trat, und dieſer ſelbſtgefällig lächelnd die Verlobung bekannt machte, oder vielmehr nur erzählte, was alle Anweſenden lange wußten, da wurde Cecilie im Stillen beneidet von mancher ihrer Schweſtern, welche die Wunde nicht kannte, von der ihr Herz blutete. Das glänzende Nachtmahl war für ſie eine fürchterliche Qual, denn hatte ſie früher alle Glückwünſche mit gebührendem Danke empfangen müſſen, ſo mußte ſie jetzt des Legations-Raths Galanterie mit derjenigen Aufmerkſamkeit erwiedern, die ſie ihm ſchuldig war. Und noch ſchrecklichere Gefühle ſtanden ihr bevor. Die Mahlzeit nahte ihrem Ende, als plötzlich die Thür mit Gewalt aufgeriſſen wurde, und, die Diener zurückſtoßend, das Haar und die Kleider in Unordnung, Cöleſtin in den Saal und auf ſie zuſtürzte, dann vor ihr niederſinkend ihre Knie umfaßte, ausrufend: „Sie wollen Dich mir rauben, ſie ſchleppen Dich fort, o bleibe bei mir, ich kann nicht leben ohne Dich!“ — Die Beſtürzung aller Anweſenden iſt leicht zu erachten. Cecilie ſank ohnmächtig zuſammen. Als ſie zu ſich kam, befand ſie ſich im Nebenzimmer, von helfenden Frauen umgeben, und fühlte ſich ungemein angegriffen. Auf ihrem Zimmer erholte ſie ſich bald völlig und konnte, als man ſie, die

der Ruhe bedürftig ſchien, allein gelaſſen hatte, ihren Schmerz ſtill auszuweinen. — Schrecklicher noch war Cöleſtin's Zuſtand. Die Plauderhaftigkeit einer Verwandten, die er auf jenem Landgute zufällig getroffen, hatte ihm vorſchnell und ungeſchickt verrathen, was er nur allmählig erfahren ſollte. Er hatte gehört, man werde Cecilien von ihm entfernen; genug, um ſein ganzes Weſen auf's Tiefſte zu erſchüttern. Er zwang den Freund, nach der Stadt zurück zu eilen, und auf Flügeln der Angſt, der Verzweiflung flog er in's Vaterhaus, in den Feſtſaal, ehe ihn Jemand hindern konnte. Auf des Geheime-Raths Befehl mit Gewalt nach ſeinem Zimmer zurückgebracht, verfiel er in den Zuſtand eines Raſenden und als nach Stunden ſein Schmerz ſich gelegt hatte, blieben ſichtbare Spuren des Wahnſinns an ihm zurück. Wochenlang pflegte ihn ſein treuer R*, und gelangte dahin, jene Spuren großentheils zu vertilgen. Nur tiefer waren Cöleſtins Züge geworden; tiefere Schwermuth lag auf ſeiner Seele als bisher. Streng verboten die Aerzte, ihn wieder in Cecilens Nähe zu laſſen, heftigern Rückfall des Uebels befürchtend; denn lange, meinten ſie, werde es wohl dauern, ehe er wieder Gemüthsruhe erlange, vielleicht geſchehe es niemals. — Des Bräutigams Bitte um Beſchleuni-

gung der Hochzeit, weil er in wichtigen Geſchäften bald nach der Reſidenz ſeines Fürſten zurückeilen müßte, kam dem Geheime-Rath, dem daran lag, Cecilien ſobald als möglich weit von Cöleſtin zu entfernen, erwünſcht und die vom Schmerz gebeugte Cecilie willigte in Alles. Eine ſtille Dulderin wandelte ſie am gefürchteten Tage zum Altar, aber im Blicke jene fromme gläubige Andacht ausſprechend, die auf den hofft, der Alles wohl machen wird, und im Herzen den leiſen Troſt: Gott werde ſie und ihren Cöleſtin von den irdiſchen Feſſeln bald erlöſen, und ſie in ſeinem himmliſchen Reiche vereinigen. Laut ſprach ſie das entſcheidende „Ja!“ womit ſie Dem entſagte, was ihr auf Erden das Theuerſte war, und Wenige nur waren gegenwärtig, welche den hehren Sieg, den ſie über ſich errungen, ahnten.

Cöleſtin hatte eben heut von außenher einen Troſt erhalten, der ihn wieder aufrichtete und ſüße Hoffnung auf göttliche Hülfe in ſeinem zernichteten Gemüthe erweckte. Bis zu dem Tage, an welchem Cecilie auf ewig für ihn verloren ging, hatte der Arzt ihm das Ausgehen verboten. Heut ward dem Muſik-Direktor die Erlaubniß, mit ihm eine Kirche beſuchen zu dürfen, wo eine Stifts-Muſik aufgeführt wurde. Cöleſtin wandelte willig neben dem Freunde her nach der

Kirche. Die heilige Stille, die ihn in den weiten Räumen des gothiſchen Gebäudes umfing, that ihm ſo wohl, und mit rührend frommer Andacht faß er da, den Blick unverwandt auf das Chor gerichtet, von wo die heiligen Klänge herabſchallen ſollten. Man hatte die beiden erſten Theile von Händel's „Meſſias“ zur Aufführung gewählt, und Cöleſtin, bisher noch unbekannt mit dieſem Meiſterwerke der Tonkunſt, welches das Heiligſte, das kein Wort ausſagen, kein Mund nennen kann, in Tönen auszuſprechen ſucht, Cöleſtin wurde wunderſam ergriffen und erſchüttert von der einfachen Schönheit, dem tiefſinnigen Ernſte des Werkes, den großartigen Ideen des Komponiſten, welchen er, vermöge ſeines lebendigen Tonſinns, ſeines tiefen Gefühls richtiger verſtand, als Viele, die ſich in wichtigen Worten und gelehrten Bemerkungen über das Werk ausließen. War nicht ſein eigener Gemüthszuſtand bedrückt und verzweifelnd, wie die düſtere Ouverture uns den Menſchenzuſtand vor der Menſchwerdung Gottes ſchildert? Das freundlich ſanfte: „Tröſtet, tröſtet mein Volk!“ wirkte auf ihn, wie ein beruhigender Engels-Zuruf; als ſpäter das einfache Fugen-Thema: „Denn es iſt uns ein Kind geboren!“ begann, ſah der Muſik-Direktor Thränen aus Cöleſtin's Augen hervorquel-

len. Und ſo äußerte er bei jeder Einzelheit des unvergleichlichen Oratoriums den lebhaften Eindruck, den er empfangen. In andächtiges Staunen verſunken faltete er ſeine Hände und lauſchte dem erhabenen Genius, der aus den Tönen ſo Großes zu geſtalten vermocht hatte. Als aber endlich das Halleluja in ſeiner hohen Schöne und wunderbaren Kraft durch den weiten Dom erſcholl, verkündend: das Unbegreifliche ſey geſchehen, die Menſchheit durch die Gottheit erlöſet — und darum in einfachen Dreiklängen, gleichſam ſymboliſch die göttliche Drei preiſend, — als das Halleluja mächtig erklang, und herrlich, aber ohne jene ſchnöde Effekthaſcherei — die nur dem rohen Sinne der Maſſe imponiren kann, nur die Sinne durch Ueberreizung feſſelt — da hielt es der Tieferſchütterte nicht länger aus. Das Tuch vor die Augen haltend, wandelte er zur Kirche hinaus, ſank draußen dem Freunde an die Bruſt und ſtammelte: „Ich danke Dir!“

Es war ein ſchöner freundlicher Abend. Einige Glocken tönten ſo friedlich und traulich durch die reine Luft, und erinnerten Coleſtin an jenen Abend, wo er in dumpfem Schmerze nach Cecilien ſich ſehnend, und wieder den Tod wünſchend, durch ihr Erſcheinen freundlich getröſtet worden war und nachher durch die Bekanntſchaft mit R*

ſeinen treuſten Freund gewonnen hatte. Aber jetzt, wie viel er auch verloren, was damals noch ſein war, jetzt fühlte er ſich unendlich ſtärker als damals. Was er eben gehört, hatte ihn mit frommer Ergebung in den Willen einer allliebenden Vorſehung erfüllt, hatte ihn zu Gott geführt, der ja das größte Opfer für die Menſchen dargebracht hat, und Alle wieder zu ſich ruft an ſeine Vaterbruſt, wenn ſie ſich ihm nach Kräften zu nähern verſucht haben und einen friedlich reinen Sinn bewahren. „O Himmel!“ ſprach Cöleſtin zu ſeinem Freunde; „wie war ich vermeſſen, zerſtören zu wollen, was Gott gefügt, und wie kann ich Dir danken, der Du mich gerettet haſt von gänzlicher Vernichtung!“

Das Hochzeitfeſt war vorüber und der Legations-Rath beſchleunigte die Abreiſe. Da endlich ward Cecilien von ihrem Vater und Ehegatten die Erlaubniß, Cöleſtin Lebewohl ſagen zu dürfen. Wie ſehr ſie vor dieſem Zuſammentreffen ſich gefürchtet hatte, ſo ruhig ſah ſie jetzt, da ihr ganzes Weſen von frommer Ergebung in den Willen des Höchſten erfüllt war, demſelben entgegen. Am Abende vor ihrer Abreiſe war Cöleſtin von dem Muſik-Direktor auf Eeciliens Beſuch vorbereitet worden. Er freute ſich darauf, wie ein Kind, aber von jener Ueberſpannung,

jener heftigen Reizbarkeit, die früher einen Grundzug ſeines Weſens ausgemacht hatte, war keine Spur mehr vorhanden. Seine Wehmuth hatte, ſeit ihn die Töne ſo wunderſam getröſtet und zu Gott gewieſen, einen ſanften Charakter angenommen. — Als Cecilie bei ihm eintrat, empfing er ſie freundlich und ruhig, und als ſie ſich zu ihm ſetzte, ſich ſeine Leiden von ihm erzählen ließ, da rief er: „O Du biſt ja noch meine liebe gute Cecilie, haſt mich nicht vergeſſen, wie man mir vorſagte!“ — Und über dem Koſen mit der wiedergefundenen Geliebten vergaß er, daß er ſie auf lange Zeit verlieren ſollte. Wie ein Donnerſchlag den Träumenden, der auf einer lachenden Flur eingeſchlafen war, ſo weckten unſern Cöleſtin aus ſeinem ſüßen Wahn Ceciliens mit verhaltenem Schluchzen ausgeſprochene Wort.: „Du Heißgeliebter, warum muß ich Dich auf ewig meiden, da bei Dir mein höchſtes Glück blühen könnte!“ — „Wann mußt Du fort?“ fragte Cöleſtin beklommen. — „Morgen werde ich meinem Gatten folgen,“ entgegnete Cecilie, „in ein lebendiges mir verhaßtes Treiben, wo ich vergebens ein Gemüth ſuchen werde, das mir ſo ganz angehörte, mich ſo ganz verſtände, als Du!“ — Da ward auch in Cöleſtin's Bruſt der alte Schmerz wieder rege, und die Hände rin-

gend ſeufzte er: „Gott, wie hab' ich doch das verdient? — ſo ſoll ich Dich, meine liebe Tröſterin, meine treueſte Freundin, nie wieder ſehen? Das iſt hart! Gebe mir die ewige Gnade Kraft, daß ich nicht wieder verſinke in bittre Menſchenfeindlichkeit, in frevelhafte Verzweiflung!" — Cecilie aber, ruhiger geworden, obwohl ſie ihm Recht gab, tröſtete ihn: „Wir ſehen uns doch vielleicht wieder; und wenn Du mich auch nicht ſiehſt" — flüſterte ſie geheimnißvoll, indem ſie ſich an ſeine Bruſt lehnte — „theurer, einzig geliebter Cöleſtin, ich bin doch immer bei Dir!" — Sie trat zum Flügel und begann ein altes, tief ergreifendes Kirchenlied nach der meiſterhaften, ungemein wahr empfundnen Kompoſition eines neuern Tonſetzers *):

„Es iſt ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchſten Gott:
Heut wetzt er das Meſſer,
Es ſchneid't ſchon viel beſſer,
Bald wird es d'rein ſchneiden
Wir müſſen's nun leiden.
Hüte dich, ſchönes Blümelein!"

Und wie ſie jetzt aufblickte und Cöleſtin anſah, hatte er die Hände gefaltet; ſein Blick ſagte ihr, daß er ſie verſtanden habe; und weiter ſang ſie:

*) Felix Mendelſohn Bartholdy: „Zwölf Lieder für eine Singſtimme, mit Clavier-Begleitung. Achtes Werk."

„Was heute noch grün und frisch dastehe,
Wird schon morgen hinweggemäht,
Die edlen Narzissen,
Die Zierden der Wiesen,
Viel schöne Hyacinthen,
Die türkischen Binden,
Hüte dich, schönes Blümelein!"

Jetzt aber mit der Kraft der Begeisterung, wie in eine nahe frohe Zukunft schauend, sang sie den letzten Vers:

„Trotz, Tod, komm' her, ich fürchte dich nie;
Trotz! eil' daher in einem Schrin.
Werd' ich nun verletzet,
So werd ich verietzet
In den himmlischen Garten,
Auf den Alle warten;
Freu' dich, du schönes Blümelein!"

Während des letzten Verses war Cölestin neben sie gekniet und als sie geschlossen, sah er an ihr hinauf, wie zu einer Heiligen. Sie aber, ihn mit einer Engelsmiene auf die Stirn küssend, wies zum Himmel und entschwand ihm.

Als am andern Morgen Cecilie mit ihrem Gemahl nach dem Orte ihrer fernern Bestimmung reiste, sah sie noch einmal nach Cölestin's Fenster, und erwiederte das freundliche Winken seines Tuches mit gleichem Zeichen. Cölestin, der sein Theuerstes verloren hatte, schloß sich um desto fester an R*, der ihm mit wahrhafter Zu-

neigung ergeben war. Der Vorschlag desselben, eine weite Reise, etwa nach Italien, zu machen, und das beigefügte Anerbieten, ihn zu begleiten, war unserm Cölestin willkommen, denn er kam sich jetzt in seiner Vaterstadt so gar verlassen vor. Er fürchtete Schwierigkeiten von Seiten seines Vaters, doch zeigte dieser sich willfähriger, als er selbst geglaubt. Der Geheime-Rath, erfreut, daß Cölestin aus seiner Nähe kam, versah ihn gern mit Reisegeld, welches dem Musik-Direktor übergeben ward, weil Cölestin, der sich nie um Ausgaben und Besorgungen gekümmert hatte, bei seinem Mangel an Lebens-Erfahrung zuverlässig schlimm gefahren wäre. Der Geheime-Rath nahm von ihm freundlich Abschied, zugleich aber das Versprechen, wenigstens fünf Jahre die Residenz, wo Cecilie sich aufhielt, zu meiden; denn der Legations-Rath hatte nicht undeutlich den Wunsch geäußert, daß Cölestin mit Cecilien in weiter keine Berührung kommen möchte. — So reiste denn Cölestin mit seinem treuen Freunde durch große Städte und schöne Gegenden; aber wenig wirkte auf ihn der Außenwelt lockender Reiz. Sein Herz war bei ihr, seine Liebe zu ihr war mit seiner Verehrung für die Kunst in seiner Seele eins geworden, und was er in Tönen auszusprechen suchte, war nur seine Sehn-

ſucht nach dem Orte, wo er ſie wieder ſein nennen könnte. Italien ward mehr durchflogen als durchreiſt. Cöleſtin fand aber an der, den neuern italieniſchen Geſang belebenden Lüſternheit kein Vergnügen. Mehr lockten ihn freilich die Werke älterer italieniſcher Kirchen-Kompoſitionen, aber er fand ſie meiſt aus den Kirchen verwieſen und neue bedeutungsloſe Sachen an ihrer Stelle. Freilich, als er am Char-Mittwoch zu Rom in der Sixtiniſchen Kapelle jenes weltberühmte Allegriſche Miſerere hörte, war es ihm wieder, als riefen ihn Stimmen der Engel aus dem himmliſchen Reiche hinüber zu ſich, und unter ihnen befand ſich wieder Cecilie, die ihm von fern die Hand reichte und ihm winkte. — Manche herrliche Abbildung der heiligen Cecilie, der Muſe neuerer Tonkunſt, ſah er, und dachte ſich ſeine Cecilie darunter und immer war es ihm dann, als nehme das Bild die Züge ſeiner Geliebten an. Kurz, wo er ging und ſtand, in Allem, was er ſah, hörte, oder that, erfüllte ihr Bild ſeine Seele, ſah, hörte er nur ſie, und natürlich war es daher, daß, als die Reiſe durch Italien beendet worden, als die Freunde nach Jahresfriſt über die Alpen in's liebe deutſche Vaterland zurück gekehrt waren, unſer Cöleſtin noch nicht empfänglicher geworden ſchien für die Welt und ihre

Freuden. Im Gegentheil kehrte er von Tag zu Tag immer mehr in sich und gab dem Freunde immer mehr Stoff zu der Vermuthung, daß er sich langsam aufzehren, in stiller Sehnsucht vergehen werde. Der treue R* sah sich jetzt in seiner einst gehegten Hoffnung: Cölestin für die Welt zu gewinnen, völlig getäuscht; aber, was er Cecilien hatte geloben müssen, den Unglücklichen nicht zu verlassen im Sturme des Lebens, worin er sonst fremd und unsät umhergetrieben werden würde, das wollte er halten als wackerer Mann. — Es geschah jetzt nicht selten, daß Cölestin's Blick etwas so Todstarres erhielt, daß, wer ihn nicht länger kannte, ihn wahnsinnig zu nennen versucht war. Es ist schwer zu bestimmen, ob Cölestin selbst sich in seinem Zustande unglücklich gefühlt habe, aber bellagenswerth bleibt es immer, daß der treffliche Jüngling, in welchem ein so herrliches Kunsttalent lag, für das Gedeihen seiner Kunst gar so wenig zu thun vermochte.

An einem Abende waren die Freunde ziemlich spät in einem sehr netten Städtchen angekommen. Cölestin ward durch die freundliche Aussicht aus dem Fenster über mehrere Gärten hin so wehmüthig gestimmt, daß er, als sein Freund bereits das Lager gesucht hatte, sich bei des Mon-

des freundlichem Lichte an den im Zimmer ſtehenden Flügel ſetzte und den Saiten ſanft klagende Laute entlockte. Immer feierlicher wurden ſeine Phantaſieen, und unbewußt begann er das Lied, das Cecilie ihm am Abſchieds-Abend geſungen hatte: „Es iſt ein Schnitter, der heißt Tod.“ Er führte die ergreifende alterthümliche Weiſe kühn und freier aus, in immer großartigerem Style und kunſtvollerer Verſchlingung der Stimmen; jetzt aber begann er das Grundthema wieder, und prachtvoller und prächtiger in der obern Oktave, und ſang dazu den herrlichen Schlußvers: „Trotz, Tod, komm her, ich fürcht' dich nit,“ und beim Singen war es ihm, als zöge es ihn mit unſichtbaren ſtarken Armen in das Vaterland der Klänge, die in des Menſchen Bruſt ſo ſeltſame und fremde Empfindungen erregen. — Horch, was war das? Es ſchien ihm als wehe ein Luftzug durch's offene Fenſter und über die Saiten, daß ſie in Aeolsharfenklängen ertönten und die Saite auf dem Grundton des Liedes, den Cöleſtin eben ausgehalten hatte, um zu ſchließen, ſprang, daß es wie ein ängſtlicher Ruf nachhallte. — Eine unerklärliche Bangigkeit faßte ſeine Seele, er rief laut den Freund, und fragte den Wachgewordenen: ob er nichts gehört habe? Erſchrocken ſah dieſer unſern Cöleſtin mit irrem

Blicke umherlaufen, ohne von ihm nähere Auskunft über das, was ihm begegnet sei, zu erhalten. Jetzt aber fiel ihm Cöleſtin plötzlich um den Hals und rief: „O beſter, einziger Freund! Pferde, Pferde, geſchwind nach S**!" — ſo hieß die Reſidenz, wo Cecilie ſich aufhielt. — „Nach S**!" fragte dieſer. „Freund, denken Sie Ihres Verſprechens, den Gegenſtand Ihrer Liebe fünf Jahr zu meiden!" — Da ward Cöleſtin einen Augenbick ruhiger, bat aber dann wieder mit ſo rührend flehender Stimme, daß der Freund die Bitte ihm nicht abſchlagen konnte. — Vom tiefſten Mitleid ergriffen und die Vorſtellung, Cöleſtin ſey von unheilbarem Wahnſinn erfaßt, in ſich tragend, beſtellte R° den Wagen. Der Morgen graute erſt, als ſie nach jener, dreißig Meilen entfernten Reſidenz abreiſten. Ihr Weg führte ſie durch einen freundlichen Bade-Ort, wo eine unvorhergeſehene Schadhaftigkeit des Wagens ſie einige Stunden zu verweilen zwang. Cöleſtin, der die ganze Fahrt über faſt kein Wort geſprochen, ſchüttelte bei der Ermahnung des zuvorkommenden Wirths, in deſſen Gaſthauſe ſie abgeſtiegen waren: die ſchönen Spaziergänge des Bades unterdeſſen in Augenſchein zu nehmen, ernſthaft den Kopf und ſetzte ſich ſtill auf eine Bank vor dem Hauſe. Da ertönten

die Glocken des Städtchens hell und friedlich, und Cöleſtin, von dem ſanften Klange bewegt, fragte, was das bedeute? — „Ach, lieber Gott,“ ſagte der Wirth: „ſie begraben eine vornehme Dame aus S°°, eine ſehr mildthätige ſtille Frau, die hier die Kur brauchte; ſie war ſo jung und ſchön, und mußte doch ſterben!“ — „Aus S°°?“ fragte Cöleſtin; „Mann, lieber Mann, ich beſchwöre Sie, wie hieß die Verſtorbene?“ — „Ja,“ ſagte Jener, ſich beſinnend, „das weiß ich wahrhaftig nicht mehr recht, mein Gedächtniß iſt ſchon ſchwach. Sie können es aber leicht erfahren, die Leiche wird gleich gehoben werden; gar nicht weit von hier, dort in der Nebenſtraße!“ — Cöleſtin winkte ſeinem Freunde, ihm zu folgen, und eilte hinüber. Da ſtanden die Sargträger vor dem Hauſe und viele neugierige Zuſchauer. Aber unſern Cöleſtin trieb eine unendliche Angſt hinein — da ſtand der Sarg, den man eben zuzuſchrauben beſchäftigt war. Noch wollte aber der Deckel nicht paſſen; er ward nochmals abgenommen, — und mit dem Schrei: „Cecilie!“ — ſank Cöleſtin über die Leiche hin. Tief erſchüttert bemühte ſich ſein Freund, ihn von dem Sarge weg zu reißen; aber den Anblick der ruhig Schlummernden mit dem Engels-Antlitz wollte er nicht meiden; er hörte nicht

auf, die bleichen Lippen, die kalten Hände zu küssen, und erst als man ihn mit Gewalt wegzog und den Sarg zuschraubte, sank er kraftlos und todtenbleich, aber ohne eine Thräne zu vergießen, dem Freunde in die Arme. Langsam schwankte er jedoch dem Sarge noch nach, von den Vielen, die der Leiche folgten, neugierig betrachtet. Auf dem Gottesacker aber, wo ein alter würdiger Pfarrer am Grabe einige herzliche Worte sprach, weinten sehr Viele. Denn er erwähnte, wie die Verstorbene im Stillen den Armen des Ortes viel Gutes gethan, und als einige von den Kindern, welche Cecilie neu bekleidet hatte, Blumen in das Grab warfen, sah R° des Freundes bleiche Züge wieder selig lächeln. Cölestin nahm einige von den Blumen mit, und ging, von dem Freunde unterstützt, zurück. Im Gasthofe sprach er: „Ich danke Dir, daß du mich so treu geführt hast. Wir fahren nicht weiter, Du Lieber! Sie hat mich gestern gerufen und ich bin gekommen, ihr nachzufolgen!“ — R° sah des Freundes sich mehrende Schwäche, und schickte nach Aerzten. Aber der Kranke lächelte und bat den Weinenden, dem Vater seine letzten Grüße zu bringen. Die Blumen, die er mitgebracht hatte, küßte er, und leise hörte ihn Jener singen: „Auch die zarten

Vielen will er all' holen, hüte dich, schönes Blümelein!" — Darauf sah ihn R* beten, und aus seinen Augen einen himmlischen Glanz leuchten. Noch einmal richtete sich Cölestin auf, drückte dem Freunde die Hand, sah verklärt gen Himmel, und rief: „Engel des Lichtes, ich komme!" Darauf lispelte er wieder: „Werd' ich nun verletzet, so werd' ich versetzet in den himmlischen Garten, auf den wir alle warten; hüte dich, schönes Blümelein!" — Hier sank Cölestins Haupt zurück, und des Edlen Geist war entflohen. —

Der Musik-Direktor ließ seinen verstorbenen Freund neben Cecilien begraben, und eilte, dem Geheime-Rathe die Nachricht von Cölestin's Tode mit dessen Papieren zu überbringen. Mehr als er erwartet hatte, fand er den Geheime-Rath durch diese Nachricht erschüttert, was er sich aus einer spätern anderweitigen Mittheilung erklären konnte: daß nämlich Cecilie in ihrer Ehe sehr unglücklich gewesen und von dem Legations-Rathe, einem herzlosen Alltagsmenschen, den seine eigenen Ränke zuletzt von seiner staatsbürgerlichen Stelle verdrängt hatten, unwürdig behandelt worden sey. Vielleicht war doch der Vorwurf in des kalten Staatsmannes Brust erwacht, daß diese Ehe, die den Keim des Todes in ihre Brust gelegt, und auch Cölestin's Ende herbeigeführt

hatte, sein Werk sey. Wenigstens fand er immer weniger Freude an geselligem Herumtreiben oder politischen Händeln und Kabalen, und starb nicht lange nach dem Ereignisse. — Dem Musik-Direktor aber blieb jenes Abschiedslied Cäciliens von Cölestin eine werthe, wehmüthige Erinnerung an zwei engelreine Wesen, die in gleicher wahrer Kunstliebe, wie sie so selten auf Erden gedeihen kann, sich gefunden hatten, und, als der eiserne Zwang der menschlichen Verhältnisse, worin das Gewöhnlichste und Nichtigste so oft als das bedeutendste Ziel des Strebens betrachtet wird, dies liebliche Band zerriß, ihr himmlisches Vaterland suchten, um sich gemeinsam im Genusse dessen zu freuen, was sie hier nur geahnt hatten. —

II.

Aus dem

Leben eines Künſtlers.

(Mittheilungen eines Freundes.)

Aus dem Leben eines Künſtlers.

(Mittheilungen eines Freundes.)

Wenn die's in Kopf und Herzen ſchwirrt,
Was kannſt du Beſſers haben!
Wer nicht mehr liebt, und nicht mehr irrt,
Der laſſe ſich begraben.

Göthe.

Ich ſtand am offnen Fenſter meines Dachſtübchens. Die Sonne war dem Sinken nah und erhellte den ſchmalen Hofraum, in welchen mir die Ausſicht vergönnt war, mit ihren ſcheidenden Strahlen. Mir war ſehr traurig zu Muthe. — „Alſo doch hat ſie mich vergeſſen,“ ſagte ich vor mich hin, „die Treuloſe! Wie hat ſie beim Abſchiede an meinem Halſe geweint, und wie heiße Schwüre ewiger Treue enthielten ihre erſten Briefe! die ſpätern waren ſchon kälter, endlich ſchrieb ſie gar nicht mehr, und nun heirathet ſie einen reichen und vornehmen Mann! Es iſt zum Verzweifeln. — Aber nein, ich will ſie auch vergeſſen, und jedes Andenken verbrennen, das ich von ihr habe. — Meine Augen,

aus denen Thränen hervorquollen, ſchlug ich auf und griff ſogleich haſtig nach dem Taſchentuche, um ſie zu trocknen, denn ein in meiner öden Umgebung ſeltenes Schauſpiel bot ſich mir unerwarteter Weiſe dar. Gegenüber an dem Fenſter des großen Nachbarhauſes ſaß mit Stickerei beſchäftiget ein ſehr hübſches Mädchen, das lächelnd aus ungemein freundlichen braunen Augen auf mich herüber ſah. Das Schmerzgefühl, das mich bisher bewegt hatte, löſte ſich bei dieſem Anblicke in heiteres Wohlgefallen auf. Ich betrachtete mit Vergnügen die ſchönen Züge meiner Nachbarin, und hätte wohl noch lange ſo geſtanden, wenn nicht jene, vermuthlich weil ſie abgerufen wurde, ſich plötzlich weggegeben hätte. Jetzt überließ ich mich reiflichem Nachdenken über die ungewohnte Erſcheinung. So lange ich das Dachſtübchen bewohnte, hatte in dem Nachbarhauſe ein Friſeur gewohnt, deſſen Burſchen mit hölzernen Lockenköpfen an jenem Fenſter beſchäftigt geweſen waren. Den lebendigen Lockenkopf von vorhin hatte ich aber noch nie geſehn. Meine Wirthin, ein altes redſeliges Mütterchen, kam mir eben jetzt recht gelegen, um Erkundigungen über ihn einzuziehen. „J, mein Gott, war die Antwort, wiſſen Sie denn nicht, daß heute der Rathsherr und Schlächtermeiſter Herr

Schwerbein drüben eingezogen iſt? Der arme Friſeur hatte ſich aus Verzweiflung über die ſeidnen Locken, die jetzt bei uns Mode geworden ſind, und ihm den Verdienſt raubten, den Doppelkummel angewöhnt, gerieth endlich in Schulden, und wurde von den Gläubigern aus dem Hauſe, welches nun der Herr Schwerbein erſtanden hat, herausgeworfen. Das war die Mamſell Lottchen, ſeine Tochter, die Sie geſehn haben, ein ſchönes Kind, auch ein frommes Kind, denn ſie geht fleißig in die Johanniskirche. Die Menſchen," fuhr die Redſelige fort, indem ſie meine Studirlampe anzündete, — „die Menſchen ſagen zwar, aber ich glaub's nicht, ſie thät es nur, um mit dem jungen Herrn von Dehmel, — Sie kennen ihn ja, zu ſponſiren. Na, was reden die Leute nicht! Die jetzige Welt" — „Frau Friſch!" donnerten jetzt die Stimmen mehrer im erſten Stock wohnenden Studioſen herauf, — „Ich komme ſchon", war die Antwort, und ich war wieder allein. Meine Stereotypenausgabe der Geſchichte des Thuzydides lag aufgeſchlagen, und wartete meiner. Ich hatte als Penſum einen lateiniſchen Aufſatz darüber zu ſchreiben, ob der große Hiſtoriker Thuzydides Oloros oder Oroles geheißen habe, und da ich Primus in Prima war, wurde von mir etwas

Ordentliches erwartet. Aber jetzt arbeiten, das konnte ich nicht. Die Erfahrung, die ich heute gemacht, war mir zu neu, zu schmerzhaft gewesen. — Ein Blick auf meine damalige Lage wird dies Gefühl rechtfertigen. — Seit mehren Jahren schon lebte ich in B., — dessen treffliches Gymnasium ich fleißig besuchte. Meine Aeltern waren längst todt. Vermögen nicht, wohl aber Schulden hatte mein Vater, ein armer Dorfkantor — hinterlassen. Verwandte besaß ich nicht, oder wenigstens keine, die sich meiner anzunehmen mild genug gewesen wären. Da war ich also, ein 12jähriger Knabe, in die Stadt B..... von meinem Vormunde geschafft worden, hatte Freischule bekommen, und mich bis in die oberste Klasse, mühsam genug, heraufgearbeitet. Was mir meinen Lebensunterhalt erwarb, war meine Fertigkeit im Violinspiel, — ein Vermächtniß meines guten Vaters, der größere musikalische Kenntnisse besaß, als man hinter einem Dorfkantor zu suchen pflegt. Ich gab vielen und wohlfeilen Unterricht, und mußte zum Studiren oft die Nächte zu Hülfe nehmen. Freilich wurden mir die alten Sprachen schwerer, als Andern, und der Grund lag in meiner Vorliebe zur Musik, der ich mich gern ganz ergeben hätte. Aber mein verstorbener Vater hatte mei-

nem Vormund zur Pflicht gemacht, mich zum Studiren anzuhalten, denn ein bloßer Muſiker ſey, wie er behauptete, ein beklagenswerther Menſch. Wenn ich aber, was freilich in B...., wo ein leidliches Orcheſter nicht um vieles Geld zuſammenzubringen geweſen wäre, ſelten vorkam, — einmal Gelegenheit hatte, etwas von guter Muſik zu hören, dann wurde mir um das Herz ſo weh, und dann wieder ſo froh, als ſollte ich bald weinen, bald lachen, und ich übte dann in meinem elenden Dachſtübchen die halbe Nacht hindurch ſchwierige Paſſagen oder phantaſirte, bis ich erſchöpft aufs Bett ſank. Den andern Tag murrte der alte ſteife Rektor gewöhnlich über meine ſchlechten Schularbeiten, aber ich ertrug's gern; war ich doch ein Paar Stunden glücklich geweſen! — Nehme man ſich vor der Muſika in Acht, ſagte dann oft der alte Mann, den dürren Zeigefinger erhebend, die Muſika iſt eine edle Kunſt, aber wir finden, daß ſchon im Alterthume die Muſici wenig taugten, inſonderheit der Flaſche und dem Frauenzimmer abſonderlich zugethan waren! — Dem Frauenzimmer! das fiel mir am meiſten auf's Herz. Allerdings war ich einem holden Mädchen zugethan. Roſette, eine funfzehnjährige Waiſe, die in dem Orphanotropheum zu B..... erzogen wurde, hatte

mein Herz gefesselt, und ich wußte mich wieder geliebt. In dem großen dunklen Garten, der an ihr klösterlich beschaffenes Wohnhaus stieß, sahen wir uns oft, und schwuren einander Treue bis über den Tod hinaus. Endlich aber sollte Rosette das Waisenhaus und die Stadt verlassen. Eine reiche adliche Dame hatte sie daselbst gesehn, dem holden, geistig und körperlich vortrefflich ausgebildeten Mädchen angeboten, sie als Gesellschafterin in eine vierzig Meilen weit entfernte Residenz, den Wohnort der Dame, mitzunehmen. Rosette wollte das vortheilhafte Anerbieten anfangs ausschlagen. Aber Zureden, Vorstellungen, Bitten, auch wohl weibliche Neugier und Eitelkeit halfen sie zur Annahme des Vorschlags zu bewegen. Sie schwur mir nochmals Treue bis zum Grabe, und schied unter den bittersten Thränen, nachdem sie mir allwöchentlich zu schreiben versprochen hatte. Sie hielt es auch einen Monat lang. In jenen neuen Umgebungen ging es ihr sehr gut, man huldigte ihr, man zeichnete sie aus. Doch aus ihren Briefen sprach die alte Liebe so wahr und rührend, daß der Eifersucht jeder Grund benommen wurde. Aber plötzlich wurden die Briefe seltener, ich schmälte, sie entschuldigte sich mit vielen Zerstreuungen, der alte herzliche Ton ward steifer, ich klagte, sie tröstete

mich in witzigem Tone. Plötzlich blieben die Briefe aus. Ich ſchrte, tobte in den meinen. Keine Antwort! Da ſchrieb mir plötzlich Frau von W....., ſo hieß Roſettens Wohlthäterin, in einem ſehr abgemeſſenen aber höflichen Schreiben, ich möchte meine Briefe an ihre bisherige Geſellſchafterin einſtellen. Dieſelbe habe dem reichen Banquier M.... ihre Hand gereicht und ſei gleich darauf mit ihm nach deſſen Wohnort Lübeck abgereiſt. Alle fernern etwanigen Briefe von mir würden unerbrochen zurückkommen. — Da war ich denn aus meinem Himmel ſo unſanft als möglich geſchleudert; angeführt, verſpottet, — ich hätte die Welt und mich dazu vernichten mögen, wenn es angegangen wäre. — Endlich ergriff ich meine Violine, und begann den Saiten mein Leid zu klagen; ich wand mich allmählig in allerlei ſchmerzlichen Paſſagen durch das trübe G moll nach dem ſanften B dur; bis ich Païsiello's reizendes: nel cor piu non mi sento ergriff, und nach mehrfacher Ausführung und Veränderung zwar gar ſtill aber wehmüthig, aber doch ruhig in G dur ſchloß. — Ich hing die Geige wieder an die Wand, trat an's offne Fenſter; es war in dem Hofe finſter geworden, nur drüben aus dem Fenſter, wo ich vorhin die neue reizende Nachbarin erblickt hatte,

drang ein Lichtſchimmer durch die weißen Gardinen. Einen Schatten nahm ich daran wahr, der einem Weibe anzugehören ſchien. — Hatte Lottchen meinen Tönen vielleicht gelauſcht? — Die neue Bekanntſchaft gewann für mich an Intereſſe. Ich freute mich der angenehmen Nachbarſchaft, und ſann über die Erzählung der Frau Kriſch nach. Die Geſchichte mit dem läppiſchen Herrn von Dehmel war gewiß erlogen. Ich beſchloß auf Lottchen ferner ein Augenmerk zu haben. — Jetzt verfinſterte ſich das nachbarliche Fenſter, und ich erinnerte mich wieder an Roſetten. Da erwachte der alte Schmerz; ich ſchalt mich unverantwortlich leichtſinnig, daß ich mich mit einem andern Mädchen gleich nach ſolcher traurigen Erfahrung in Gedanken beſchäftigen gekonnt, und legte mich nicht in der roſenfarbenſten Laune zu Bette. —

Am andern Morgen weckte mich Frau Kriſch mit den Worten: „Sie möchten doch einmal zum Herrn Schwerdem hinüber kommen, und bald, hat Hans, der Schlächterjunge geſagt!“ — Ich rieb mir die Augen, und ſah die Alte zweifelhaft an. — „Nun, ſputen Sie ſich nur, drängte jene, es hat 8 Uhr geſchlagen!“ — Ich ſollte

hinüber kommen zu dem fremden Manne? Was konnte das sein? Er wird mir doch nicht Vorwürfe machen, daß ich gestern Abend seiner Tochter vorgespielt, dachte ich. Die einfache Toilette war schnell, aber sorgfältiger als gewöhnlich gemacht, ob ich gleich in mein Kostüm aus guten Gründen wenig Abwechslung zu bringen vermochte. — Als ich in das geräumige Wohnzimmer des Herrn Schwerbein trat, sah ich diesen beim Kaffee sitzen, behaglich sein Pfeifchen rauchend, während Mamsell Lottchen mit vieler Grazie Butterschnitten servirte. — „Das ist der Herr, von dem ich dir gesagt habe," rief Lottchen bei meinem Eintreten, gleich nachher erröthend. — Ich verneigte mich wahrscheinlich linkisch genug. — „Hören Sie," begann der alte Papa, „Sie sollen gut Geige spielen; wollen Sie meinem Ignatz da Unterricht geben?" — Jetzt gewahrte ich einen krummbeinigten Jungen zu des Alten Füßen sitzen, der bei dessen Worten einfältig grinzte. Ich erklärte mich sofort zur Annahme der Stunde, obgleich das angebotene Honorar musterhaft schlecht war. — „Sie können sich," fuhr der Alte fort, „mit meinem Jungen Ehre einlegen, die Range hat Talent zur Musik, sagen alle seine Pathen. Es ist zwar eigentlich viel Geld, das ich michs kosten lasse,

aber ich bin ein guter Vater, und meine Kinder dürfen nicht hinter Officiantenkindern, die doch künftig einmal arme Hungerleider werden, zurückſtehen. — Na, Gott befohlen, morgen können Sie anfangen. Ein Inſtrument hat mein Sohn; ich habe vor 20 Jahren von einem verhungerten Muſik-Direktor ſeine Geige als Pfand für Miethzins angenommen, die er noch einlöſen ſoll.“ Während dieſer anmuthigen Unterhaltung hatte ich nach Lottchen, die mich lächelnd betrachtete, ein Paarmal hinübergeſchielt. Es war doch ein ſehr nettes Mädchen, und ich überhörte faſt die Verabſchiedung, die mir von dem alten Papa zu Theil wurde. —

Den andern Morgen fing ich die Unterrichtsſtunden bei Ignatz an. Die liebe Natur hatte dieſem Knaben allerdings ihre Gaben nicht verſchwenderiſch ausgetheilt. Er hätte zwiſchen Muſik und Hundegeheul wenig Unterſchied zu machen gewußt, hatte völlig ſteife Finger, und weinte, wenn ich ihn zurecht wies. Dies focht mich aber wenig an; denn zwiſchen mir und Lottchen, die ich in jeder Unterrichtsſtunde ſah, entſpann ſich ein deſto vortrefflicheres Vernehmen. Wir plauderten oft ſo lange, daß Ignatzchen dabei einſchlummerte, und bereits nach einem Monate war ich ſo glücklich, von Lottchen für die Abſchrift

eines Liebesliedes, das sie zur Guitarre zu singen wünschte, in der Dunkelstunde einen Kuß zu erhalten. Sie sagte mir oft, ich sey ein prächtiger Junge, ich wurde dabei roth, aber Rosette war vergessen, ich fühlte mich wieder glücklich, phantasirte alle Abende auf der Geige bei offnem Fenster, und lachte insgeheim, wenn Frau Krisch nicht begreifen konnte, wie ich mir den Herbstnebel in die Stube locken könnte. Freilich bemerkte die gute Frau nicht, daß drüben im Nachbarhause auch ein Fenster offen war, dessen magnetische Kraft den Einfluß des Herbstnebels unschädlich machen mochte. —

In dieser Zeit hatte ich aber einen neuen Verdruß. Mein Schulnachbar, der Herr von Dehmel, ein langer blasser Mensch, der ohne vielfache, dem alten Schulrektor geopferte Geschenke längst von der Schule gejagt worden wäre, fing eines Tages mit mir Händel an, ungeachtet ich ihm gar keine Veranlassung gegeben. Der Rektor wollte schlichten, sah wohl ein, daß ich Recht hatte, meinte aber, ich sey ein Zankteufel, hieß die andern Primaner, die das Gegentheil behauptend, zu lärmen und zu schreien anfingen, die Mäuler halten, nahm mich abseit und rieth mir, die Schule zu verlassen und die Universität in H. zu beziehen; er wollte mir das letzte Halb-

jahr, das ich eigentlich noch absitzen müsse, erlassen, und ein gutes Attest geben. Aber fort mußte ich. Ich widersetzte mich ohne Erfolg, und mußte mich darein fügen. Ich klagte Lottchen mein Leid, sie tröstete mich so gut es gehen wollte, und versprach mir bei ihrem Vater ein gutes Wort einzulegen, daß ich Stipendien erhalten möge. Einstweilen rückte die vorschriftmäßige Schulprüfung heran, an deren Schluß ich entlassen werden, vorher aber mit einer Rede über den zweiten punischen Krieg Abschied vom Gymnasium nehmen sollte. —

Eines Abends aber bewegte der Gedanke, mich von Lottchen zu trennen, mein Herz zu lebhaft, als daß ich römische Geschichte studiren, oder zu geigen vermocht hätte. Ich erinnerte mich, daß Lottchen ein neues Lied für die Guitarre zu haben gewünscht hatte, und beschloß dies als Vorwand zu benutzen, und ein Stündchen bei ihr zuzubringen, um so mehr, als der Papa heute im Kränzchen war. Ich ging hinüber, und sachte im Stockfinstern die Treppen hinauf. Die wohlbekannte Flurthüre war verschlossen. Ich klingelte; Niemand öffnete; da knarrte es hinter mir; die Thüre zu einem Kämmerchen, das, wie ich wußte, an Lottchens Stube gränzte, öffnete sich, und bei dem, aus dem

Hofe dringenden Scheine eines Küchenfeuers gewahrte ich eine Mannsgeſtalt nach der Treppe ſchleichen. Schnell hatte ich den Entweichenden beim Rockzipfel, und ſchrie: „Diebe!“ Im Hauſe wurde es lebendig, der Spitzbube entwand ſich mir mit Gewalt, ſtolperte aber und ſtürzte die Treppe hinab, ich wollte nach, man kam mit Lichtern, es war aber Niemand zu ſehen. Auch Lottchen erſchien mit verdrüßlichem Geſichte, man ſah in der Kammer nach; Lottchen behauptete, ein Tuch fehle ihr, und ſie müſſe heute früh die Kammer zu verſchließen vergeſſen haben. Man ſchimpfte auf die ſchlechte Polizei, machte bei der Behörde Anzeige, und arretirte Tages darauf einen mondſüchtigen Schneider, der längſt ſeines Nachtwandelns wegen verdächtig ſein ſollte, nach einem Jahre jedoch, weil er der einzige Arreſtant war, und der Inquiſitor ins Bad reiſen wollte, gegen juratoriſche Caution interimiſtiſch entlaſſen wurde. Auch wurde in das Wochenblatt eine Warnung vor Nachläſſigkeit bei dem Verſchließen der Stubenthüren geſetzt. Ich wollte nach jenem Vorfall noch etwas bei Lottchen bleiben, um ſie über den Schreck zu beruhigen, ſie war aber ſehr verſtimmt, klagte über Kopfweh, und ſchickte mich weg. — Am nächſten Tage fand das Schulexamen Statt, —

eine Feierlichkeit, bei der die Honoratioren der Stadt B..... niemals fehlten; auch die jungen Schönen, welche auf Bildung Anspruch machten, versäumten dieselbe ungern. Dem Herrn von Dehmel war von dem Rektor das Amt eines Chapeau d' honneur übertragen, und deshalb manch neidischer Blick Seitens der übrigen Primaner zu Theil geworden. Mit dem Schlage 8 Uhr waren fast alle im Prüfungssaale versammelt; — nur Herr von Dehmel fehlte. Endlich trat er hinkend herein, und entschuldigte sich damit, daß er gestern von seinem scheu gewordenen Braunen abgeworfen worden. Der Rektor holte eben zu einer gründlichen Ermahnung ziemlich weit aus, als der Glockenschlag neun und die eintretenden Rathsherrn den Beginn der Prüfung erforderten. Nachdem diese zu Ende war, bestieg ich stolzen Sinnes das Katheder, um meine Rede zu halten. Ich blickte lächelnd auf die zahlreiche Zuhörer-Versammlung. Herrn Schwerbein nahm ich in der ersten Reihe, weiter hinten auch Lottchen wahr. Der Anblick begeisterte mich. Ich sprach die Einleitung ohne Fehler, da gewahrte ich Herrn von Dehmel hinter Lottchens Stuhle, zärtlich mit ihr liebäugelnd und plaudernd. Wie ein Blitz stieg jetzt in mir der Gedanke auf, die alten Gerüchte über das Liebes-

verhältniß jener Beiden ſeyen doch wohl nicht ganz grundlos, — aber da hatte ich auch ſchnell den Faden meiner Rede verloren, ich fing an zu ſtottern, der ſonſtirende Primaner flüſterte umſonſt mir zu, ich hörte nichts, die Angſt drängte mich; mit verzweifelter Kraft ſchrie ich: „Hannibal zog über die Alpen," — und noch einmal heftig auf das Katheder ſchlagend, um meine Angſt zu bergen, — „ja, Hannibal zog über die Alpen," als von meiner gewaltigen Stimme erſchreckt, der ſanft entſchlummerte Herr Schwerbein aus ſeinen Träumen erwachte, und die in ſeinen Händen zitternde Schupftabacksdoſe zu Boden fallen ließ. Von dem darin befindlichen Spaniol mochte ſeinem unter dem Stuhle ruhenden Hündchen etwas in die Augen gekommen ſein; genug daſſelbe fing ſo jämmerlich an zu heulen, daß der Rektor ſich genöthigt ſah, aufzuſtehen, und dem Chapeau d' honneur die Beſtie hinaus zu jagen befehlen mußte. Vergebens rief Herr Schwerbein: „couche! Belle! will ſie wohl!" — Herr von Dehmel zog ſeinen Galanteriedegen, und jagte die Storerin hinaus. Die eingetretene Pauſe, und der Umſtand daß mein Feind ſich entfernen mußte, gab mir neuen Muth, — ich ſammelte mich, — und hielt die Rede ohne Anſtoß bis zu Ende. Ich ward

vielfach gelobt, Herr Schwerbein erklärte ich müsse Theologe werden, denn ich hätte eine eindringliche Rede. Ich wiederholte mein Gesuch um Stipendien, er sagte: er wolle an mich denken. Am andern Tage aber ward mir von Seiten des hohen Magistrats eröffnet: ich könne nur eine Gratifikation von 25 Rthlrn. ein für allemal erhalten. Ich vermuthete, daß Herr von Dehmel mir hier ein Bein vorgeschickt habe, — Ignatz aber hinterbrachte mir, daß auch Lottchen auf mich seit gestern sehr aufgebracht sey, und so maß ich denn dieser ebenfalls einige Schuld an meinem Unglück bei. — Fünf und zwanzig Thaler! damit sollte ich auf der theuren Universität in H. studieren! Nun, ich beschloß mein Schicksal in Gottes Hände zu legen, nahm das Geld und packte getrost meine wenigen Habseligkeiten zusammen. Bei Herrn Schwerbein wollte ich Abschied nehmen, wurde aber nicht vorgelassen. Mein liebes Nachbarfenster wurde nicht geöffnet. Ich spielte auf der Violine meine schönsten Stücke, — alles vergebens. Die Thränen traten mir in die Augen, als Frau Krisch eintrat, und von mir einige Thaler, die ich ihr für Bedienung in den letzten Monaten schuldete, durchaus nicht annehmen wollte, und mir noch ein Paket mit Lebensmitteln für die Reise auftrug.

Ich ging traurig nach der Poſt, nahm von jedem Hauſe, von dem alten grauen Kirchthurm, dem Gymnaſium, und allen meinen Lieblingsplätzchen beſonders Abſchied, und wurde erſt durch den Ruf des Poſtborns an die nahe Abfahrt der Kutſche erinnert. Wie ein Träumender ſtieg ich ein, und fort rollte der Wagen über das holprichte Steinpflaſter. —

Ein ziemliches Stück Weges mochte ich gefahren ſein, als ich aus meinem Grübeln durch plötzliches Stillſtehn des Wagens erweckt wurde. An einer Achſe war etwas zu verbeſſern, und da gerade der Morgen anbrach, hatte ich Gelegenheit meine Reiſegeſellſchaft zu muſtern. Zwei jüdiſche Handelsleute, ein etwas ſchmachtend ausſehendes Jüngferchen, ein alter Offizier und ein junger Mann, deſſen windiges Aeußere mich einen Komödianten vermuthen ließ, hatten die übrigen Plätze eingenommen. Ich erinnerte mich, daß in dem Hofe des Poſtgebäudes die junge Dame ſchluchzend von einem reputirlich gekleideten Jüngling Abſchied genommen hatte; ihre dabei ausgeſtoßenen Worte: „ich denke ewig Dein“ hatten mich damals tief gerührt und an mein eigenes Weh lebhaft erinnert. Um ſo mehr befremdete es mich, daß ich jetzt ihre linke Hand

in der des ihr zur Seite sitzenden Schauspielers ruhend erblickte. Als sie sich beobachtet sah, zog sie zwar dieselbe schnell zurück; ich stellte aber sofort bei mir über die Treulosigkeit der Weiber Betrachtungen an, welche nicht zu deren Gunsten ausfielen. Der Schüler Thaliens bewährte sich jetzt sogleich als solchen, indem er mehrere Gnomen aus Schillers und Goethes Werken hinter einander in die rauhe Morgenluft hinausrief. Der Offizier begann den Handelsmännern von der Schlacht bei Ligny zu erzählen, und richtete dabei seine Worte zuweilen an mich, der ich sehr einsilbig antwortete. Den ganzen Tag über ereignete sich nichts Absonderliches. Die Kunststraße führte durch langweilige Haidefluren. Das schlechte Mittagessen im Städtchen F..... ganz zu verzehren gönnte der mürrische Schirrmeister nicht, und der Wortwechsel, der sich deshalb zwischen ihm und den beiden Bekennern des mosaischen Glaubens entspann, gewährte die einzige interessante Abwechselung. Abends zog ein Gewitter auf, wir hüllten uns dicht in unsre Mäntel, und ich entschlief sanft. Plötzlich weckte mich aus einem süßen Traume von Rosetten ein fürchterlicher Stoß, und gellendes Geschrei. — Der Wagen war umgeworfen worden. Man stieg fluchend aus, der Offizier

wollte den Postillion prügeln, es blieb aber dabei, die gestern reparirte Achse war gebrochen, und der Wagen lag dicht am Chausseegraben. Es war eine stockfinstere Nacht, der Regen strömte herab, und bei dem fernen Wetterleuchten bemerkte ich, daß von menschlichen Wohnungen rings umher keine Spur sei. Nach langem fruchtlosen Schreien ritt endlich der Postillion nach dem nächsten Dörfe, ein anderes Fuhrwerk zu holen. Die ganze Reisegesellschaft richtete sich unterdessen ein, so gut es ging. Ich setzte mich auf einen am Wege befindlichen Stein. Neben mir unter einem alten Weidenbaume, dessen modernder Stamm gespenstig durch die Finsterniß leuchtete, nahm der Schauspieler und unter dessen Mantel die Dame Platz. Endlich kam das ersehnte Fuhrwerk, ein zerbrechlicher Leiterwagen, auf dem wir alle in halb schwebender halb stehender Stellung forttranspertirt wurden. Wir kamen jedoch in der Stadt F..... glücklich an, und beschlossen einmüthig, in der Passagierstube des Posthauses zu übernachten, bis unsre in dem umgeworfenen Postwagen, wobei der Schirrmeister zur Wache geblieben war, befindlichen Effekten nachgekommen seyn würden. Ich ließ mir ein Glas Glühwein trefflich munden, — wer beschreibt aber meinen Schreck, als ich in die Tasche

greifend, um Behufs der Bezahlung meinen Geldbeutel herauszulangen, diesen nicht fand. Ich suchte immer hastiger, der Angstschweiß trat mir auf die Stirn; umsonst, ich fand ihn nicht. Meine ganze Baarschaft, die schönen 25 Thaler in schönen neuen Friedrichsd'oren war darin, ich jetzt ein Bettler! — Mir schien es ganz unzweifelhaft, daß ich den Beutel auf jenem unseligen Chausseesteine aus der Tasche verloren, und in den wasserreichen Graben habe fallen lassen. Wie ein Verzweifelter stürzte ich dem Schirrmeister entgegen, der jetzt mit dem reparirten Postwagen anlangte, und fragte händeringend, ob er meinen Beutel nicht gefunden. Sein Kopfschütteln stürzte mich fast in Verzweiflung, die Posthalterin, eine alte gutmüthige Frau, redete mir freundlich zu, mich zu beruhigen, und wies mir ein Zimmerchen an, um etwas zu ruhen: es könne ja noch alles gut werden, meinte sie, so ein junger Mensch müsse nicht gleich desperat werden, und man müsse dem lieben Gott für Alles danken! Ich hörte sie kaum. — Im Zimmer auf und ab rennend, stolperte ich über meinen Violinkasten. Meine alte Trösterin fiel mir ein, ich riß die Geige hervor, phantasirte in diversen Molltonarten höchst kläglich und herzzerreißend wohl eine halbe Stunde lang, und

war eben mitten in Variatonen über ein alt irländisches Volkslied, als ich plötzlich von einem unerwarteten Anblick überrascht, wie versteinert stehen blieb. Eine Seitenthür des Zimmers, die zu einem andern Gastzimmer führte, hatte sich geöffnet, und ich gewahrte eine seltsame Gestalt, die mich aufmerksam betrachtete. Ein großer, etwas hagrer blasser Mann in einem sandfarbenen langen Ueberrocke, in dessen Seitentaschen er die Hände barg, langen schwarzen Casimirbeinkleidern, weißen Strümpfen und Schuhen und einer weißen Weste, stand vor mir. Um seinen Hals war ein Halstuch a la Walter Scott geschlungen, und das feine Hemd ward vorn von einer brillantnen Busennadel zusammengehalten. Die Züge des Gesichts waren edel, doch schwermüthig. Sein blondes Haar und Backenbart waren von seltener Schönheit. Aus den blauen Augen leuchtete bei aller unverkennbaren Melancholie eine gewisse Gutmüthigkeit, welche Vertrauen einflößte. Ich hörte auf zu spielen und machte ein tiefes Kompliment. — „Spielen Sie weiter," sagte Jener, „Sie spielen sehr schön!" Ich spielte nun weiter und führte das irländische Lied noch etwas aus, dann schloß ich nach ein Paar glänzenden Cadenzen langsam und elegisch, wie es das Thema erforderte. — „Sehr schön,

bravo!" sagte der Mann, und wischte sich mit dem schottischen Taschentuche die Augen. — „Sie haben mich tief bewegt! Sie sind ein grosser Künstler, wollen Sie hier Concert geben?" Ich war so erschrocken über diese Zumuthung, daß ich kaum antworten konnte. Mit wenig Worten, aber wahr erzählte ich meinen Lebenslauf, und schilderte meine jetzige traurige Lage. — „Sie müssen kein Gelehrter werden; Sie müssen Künstler bleiben! Hören Sie meinen Vorschlag. Ich bin der Lord William H....., ich habe zu leben, und reise die Welt zu sehen, und mir die Langeweile zu vertreiben. Sie müssen bei mir bleiben; ich will Ihnen geben was Sie brauchen, im Ueberfluß. Nur geigen Sie mir täglich eine Stunde vor, und zwar so in der Art wie vorhin. God dam! Ist das in dem Deutschland eine schlechte Wirthschaft, wo man die Künstler verhungern läßt. Nach Alt-England müssen Sie kommen, das weiß sie zu belohnen! Nun, Topp, es bleibt bei dem was ich gesagt." —. Ich stand ganz verblüfft, noch immer die Geige in der Linken; freilich überlegte ich schnell, daß vor der Hand mir nicht viel Wahl übrig bliebe, wenn ich nicht betteln gehen wollte. Daß mir der Magistrat von B..... noch eine anderweitige Unterstützung zukommen lassen würde, war unwahrscheinlich.

Ganz ohne Mittel unter fremden Menschen, was hätte ich anfangen sollen, und nun gar noch studiren. Zu Letzterem verspürte ich ohnedies eigentlich wenig Drang. Ich entschloß mich also kurz, sagte zu dem Engländer: „Ich bin der Ihre;“ und eben als er mich hierron gerührt umarmte, öffnete sich die Thüre, und der Schirrmeister meldete, die Post werde weiter gehn. — „Ich fahre nicht weiter, ich bleibe hier,“ rief ich ihm zu, und drückte dem Ueberraschten vergnügt die Hand, worauf er sich kopfschüttelnd entfernte.

Der Britte ließ Wein bringen, stieß mit mir an und sagte: „ich werde den Winter in der Residenz W..... verleben; da können Sie sich in musikalischen Kenntnissen wo möglich noch vervollkommnen, im Sommer gehen wir ins Bad, und dann durch Frankreich nach Altengland zurück. Junger Mann, das ist ein Land über Alle! es lebe Alt-England!“ Ich stieß wieder mit an, und die neue Aussicht gefiel mir sehr wohl. — Der Kammerdiener des Lords und der Kellner des Gasthauses traten ein, und meldeten, daß die Extrapostpferde bereit wären. Meine Gestalt maß der Erstere zwar mit seltsamen Blicken, als der Lord auf Englisch zu ihm sagte: „Der Herr ist mein künftiger Gesellschafter, sorge, daß seinen Effekten beim Einpacken kein

Schade zugefügt wird," gehorchte jedoch dem Befehle, und lächelte nur, als ich mit einem: „bitte recht sehr" meinen alten Staubmantel selbst die Treppe hinunter trug. — Die alte Wirthin wunderte sich über meine Fröhlichkeit, und ich dankte der Schöpferin meines neuen Glückes, denn als solche mußte ich sie, wegen des mir angewiesenen Zimmers betrachten, au's Herzlichste. Fort rollte der Wagen, und der Lord, der das Deutsche nicht ganz fertig sprach, eröffnete mir sogleich, daß ich in W.... vor Allem Englisch lernen müsse. Ich war Alles zufrieden. Die Nachtquartiere und Mittagessen waren besser als ich sie je gekannt; der Lord sprach sehr wenig, aber mir ward vor vielen neuen Gedanken die Zeit nicht lang. In W..... angelangt, wurde mir ganz stolz zu Muthe, als der Thorschreiber, den mein neuer Gebieter kurz mit den Worten abspeisete: „Lord William H..... nebst Gefolge," mir auch eine tiefe Reverenz machte. —

Mein Wohlthäter bezog fast den ganzen ersten Stock eines palastähnlichen Gebäudes, welches, wie ich später erfuhr, einer der ersten Gasthöfe war. — Die große Stadt mit den vielen hohen Häusern, engen Straßen und dem vie-

len Lärm der drängenden Menſchenmaſſen, machte zuerſt auf mich einen betäubenden Eindruck. Der Lord ließ meine Garderobe von einem modiſchen Kleidermacher vervollſtändigen, begab ſich mit mir alsbald zu einem berühmten Violinſpieler, dem Concertmeiſter am Hoftheater und ſtellte mich ihm als einen talentvollen Schüler vor. Ich zitterte, als ich dieſem, einem ſehr zierlichen, etwas hochmüthigen Manne etwas vorſpielen ſollte, indeſſen bat ich ihn, da ich zu phantaſiren nicht wagte, auf ſeine Frage, was ich etwa kenne, um Spohrs Concert in H moll. Der Concertmeiſter lächelte, langte es aus einem Schranke, gab mir eine Geige von Stradivarius und ſtellte ſich meinem Pulte gegenüber. Als ich das erſte Solo beendet hatte, war er ſichtlich überraſcht, und klaſchte in die Hände; am Ende des erſten Allegros reichte er mir die Hand und fragte: „Sie hatten keinen andern Lehrer als Ihren Vater? Das glaube Ihnen ein Anderer!“ — Ich verſicherte, es ſey ſo, der Concertmeiſter erklärte dem auf den Sopha liegenden, mit ſeinem Schuhe ſpielenden Engländer, ich habe Talent, ich müſſe nur noch eleganter ſpielen lernen, mehr Sachen von Baillot und Mayſeder üben; er werde mich zum Schüler annehmen. — Mit Kompoſitionsunterricht befaſſe er ſich nicht, den

ſollte ich bei dem Kapellmeiſter E.... nehmen. Der Lord war ſehr vergnügt, ich auch, mein neuer Violinlehrer ſchien es ebenfalls, und beſtellte mich, da ihn die Vorſtellung der Zauberflöte abrufe, auf morgen. Wir gingen in das prachtvolle Opernhaus, und, — wie ſoll ich den Eindruck beſchreiben, den ich empfand, als der feierliche Es dur Akkord hereinbrach, als das Allegro der Ouverture aller Ouverturen mit ſeinem reichen Wechſel von melodiſchen und kontrapunktiſchen Schönheiten erſcholl. Ein vollſtändiges Orcheſter war mir etwas ganz Neues; denn in B.... waren die Stadtpfeifer, wegen des Sparſyſtemes des Magiſtrats und weil die eine Hälfte derſelben meiſtentheils wegen Invalidität im Hospital lag, nie komplett, und in meines Vaters Dorfkirche gab es noch weniger eine vollſtändige Muſikaufführung. Die Poſaunendreiklänge gingen mir durch Mark und Bein, und bei dem gluthreichen unwiderſtehlich fortreißenden Schluſſe der Ouverture fiel ich dem Lord um den Hals, und begriff nicht, wie dieſer, und noch mehr die Muſiker Alle ſo phlegmatiſch da ſitzen konnten. Mein Entzücken ſteigerte ſich durch die ganze Oper, und als ich nach Hauſe kam, griff ich alsbald zur Geige und ſpielte die entzückenden Tonweiſen, die ich eingeſogen, hinter einander weg, zuwei-

len den Grundbaß ſingend, und immer im Zimmer auf und niederlaufend bis zum andern Morgen, wo das Dienſtmädchen, das den Kaffee brachte, ſich der Bemerkung nicht enthalten konnte: „ob ich denn gar nicht müde ſey; der gegenüber wohnende Koch habe ihr verſichert, daß er die ganze Nacht vor dem ewigen Gegeige nicht habe ſchlafen können.“ Ich ſchämte mich, und verſprach, ſo dummes Zeug nicht wieder zu treiben. Meine Muſikſtunden begannen; der Concertmeiſter ſpielte mir vor, ſehr gewandt und keck, aber mir dünkte ſein Ton gar dünn und ſpitz. Ich wurde aber belehrt, das gehöre zur Methode der neuern Zeit; ich ſpiele alles zu ſehr mit breitem Bogenſtrich, und die Paſſagen nicht glänzend genug, bei der Kantilene ſey der volle Ton, den ich den Saiten entlockte, nicht ohne Effekt, aber ich müſſe mehr Pikantes hineinlegen. Ich bemühte mich zu gehorchen, aber mir wurde bei dem ſchaalen Zeuge, was ich zu dem Ende üben ſollte, die Zeit lang. Nebenbei lernte ich mehrere andere Inſtrumente, beſonders Klavier, auch Geſang. In den Kompoſitionsſtunden ging es Anfangs ſchlecht. Ich ſollte aus Juſtin Heinrich Knechts Elementarbuch der Harmonie die 720 ſogenannten übelklingenden Stammakkorde merken, ſollte die Marpurgſche Fugenabhandlung, die langwei-

ligen Kirnbergerschen Kontrapunktregeln exzerpiren. Das kam mir überflüssig vor. Indessen machte ich Alles, so gut es gehn wollte. Nur das verdroß mich, daß ich noch nichts komponiren sollte; ich hatte mehrere Sonaten und Lieder geschrieben, mein Meister aber erklärte sie für dummes Zeug, ohne Grundlichkeit zusammengeschmiert; damit verdürbe ich nur Zeit; ich müsse erst lernen, wie Melodie geschaffen und benutzt werden sollte. Die jungen Leute dächten immer mit ihrem bischen Phantasie die Welt einreißen zu können, und meinten sie brauchten die Regeln nicht. Aber das gäbe sich mit den Jahren. — So redete der alte Mann, der es sonst mit mir gut meinte; aber er überzeugte mich nicht. Ich studirte im Stillen gute Partituren, und ging überall hin, wo es Musik gab. Der Lord hatte seine Freude an meinem Thun; er war ein guter Mensch, aber geistig krank und unglücklich; er pflegte oft zu sagen: die Welt sey ihm eigentlich mit ihrem ganzen Treiben schon längst unausstehlich langweilig, und er hätte sich schon das Leben genommen, wenn es ihm nur der Mühe lohnte. Geld habe er so viel, daß er in dem wohlfeilen Deutschland zumal nicht wisse, wo er damit hin solle, und Verwandte auch nicht. Ich gefalle ihm um meines

offnen natürlichen Weſens willen ſo gut, und er werde auch ferner für mich ſorgen. Ich ſpielte ihm häufig alt ſchottiſche Weiſen vor, und nahm dann wohl eine Thräne in ſeinem Auge wahr. — Mittlerweile faßte mich oft ein Drang zu komponiren; was, wußte ich nicht, aber die Ideen kreuzten ſich in mir. Endlich an einem ſchönen ſonnenhellen Morgen, gelang es mir meine Ideen zu ſammeln. Ich war ins Freie gegangen. Die Schönheit der jungen erwachenden Natur ergriff mich mit wunderbarer Macht. Mir fiel ein, in Tönen meine Gefühle auszudrücken. Aber ich hatte keinen Text! Gleichviel, ich lief nach Hauſe, legte mir Partiturenpapier zurecht, und begann zu ſchreiben: Ouverture a Grand Orchestre. Andantino pastorale. Ich malte in demſelben den jungen Morgen mit ſeinen Reizen, vermied aber, mancher Warnung meines Lehrers eingedenk, eine ängſtliche Tonmalerei; nur Kukuck und Hahngeſchrei mußte vorkommen, wozu hätte ich das Horn und die Oboen ſonſt angewandt. Nachmittags ſchrieb ich weiter, und ſo täglich unermüdet. Nach dem Andantino folgte Allegro molto vivace: ein Volksfeſt ſollte es werden. Bei dem Gedanken ſprang ich hoch auf; da konnte ich die Blechinſtrumente anwenden. Ich verarbeitete ein fröhliches Walzerthema, und

zwar in gesteigerter Lustigkeit, bis zuletzt ein Presto mit tüchtigen effektreichen Modulationen und einem più stretto schloß. Ich meldete die Geburt des Geisteskindes sogleich dem Lord, und dieser beschloß die Aufführung des Werks durch eine List zu bewirken, — voraussehend, daß man ihr sonst Schwierigkeiten in den Weg legen dürfte. — Partitur und Stimmen wurden abgeschrieben und ihm eingehändigt. In der Probe eines bevorstehenden Concerts erschien er, die Partitur meiner Ouverture unter dem Arm, ich hinter ihm, vor Erwartung und Freude bebend. Er wandte sich an den Musikdirektor und erzählte ihm, wie er eben das Werk von einem talentvollen Komponisten aus London, seinem Freunde erhalten, wie ihm viel daran liege, daß es aufgeführt werde, jedoch müsse er den Namen des Verfassers verschweigen. Man that sehr erfreut, und legte gleich aus Rücksichten, die man dem vornehmen Kunstfreunde schuldig war, die Stimmen auf. Mir ward bald heiß bald warm, als die Bläser anfangs etwas unrein intonirten, auch das Tempo etwas schleppte, schwieg aber still. Dann lachte ich wieder im Herzen, als es so schön klang, und weit stärker, weit voller als ich erwartet hatte, und bekam ordentlich vor mir selbst Respekt, als die alten

Muſiker ſich bei einigen ſchweren Stellen anſtrengen mußten und endlich die Blechinſtrumente ſo darein krachten, daß faſt die Fenſter des Saales zitterten. Jetzt raſte das più stretto daher, jetzt die Schlußakkorde, und ein allgemeines „Vortrefflich, bravo!“ ward hörbar. Der Muſikdirektor dankte dem Lord verbindlich für die willkommene Gabe, der kaltblütig entgegnete: es gehöre nicht zu den beſten Arbeiten des Komponiſten. Man erkundigte ſich näher nach dieſem. „Er iſt noch jung, entgegnete der Gefragte, und ſetzte, auf mich zeigend, dazu: „etwa ſo alt wie dieſer!“ Ich wurde roth. Mein Lehrer der Concertmeiſter ſagte, ich ſollte mir daran ein Muſter nehmen. Ich lief fort, um draußen meiner Freude freien Lauf zu laſſen, und umhalſte meinen Wohlthäter, der mir ironiſch lächelnd nachgefolgt wär. Bei der Aufführung war der Beifall entſchieden, und ein anweſender Muſikverleger erkundigte ſich ſofort, ob er das Werk drucken könne. Ich konnte mich kaum halten, als der Lord um das Honorar unterhandelte, und endlich über eine nicht unbedeutende Summe einig ward; der Muſikverleger drang nochmals in ihn, den Namen des Komponiſten zu nennen: alle umſtehenden Muſiker ſtanden ihm bei. Da nahm er mich bei der Rechten und ſagte: „nun,

er iſt nicht weit, le voila!“ — Man war höchlich überraſcht, drückte mir die Hände, und verſicherte ſo etwas gemerkt zu haben, als ich wegen der Lüge um Verzeihung bat; mein alter Kontrapunktlehrer umarmte mich mit Herzlichkeit und meinte: „na, 's iſt nicht ganz ſchlecht; etwas flüchtig, etwas viel Lärm, und noch zu wenig Selbſtſtändigkeit der Mittelſtimmen! Uebrigens meine Herren, et ego hunc filium feci!“ —

Wer war jetzt froher, als ich! Mein Ruf begann zu wachſen! Ich fühlte Schöpfungskraft in mir, ſah in eine heitre Zukunft, und das Alles hatte ich dem wackern Lord zu danken. Wenn ich ihm dies ſagte, wurde er jedoch ernſt, und hieß mich ſchweigen. „Ich thue meine Schuldigkeit,“ ſagte er eines Abends, „ich habe Niemand mehr, der mir die Augen zudrücken wird, wenn meine letzte Stunde naht. Das Leben war mir verhaßt, als ich Sie fand. Das ſchottiſche Lied, das Sie damals ſpielten, erinnerte mich an eine glückliche Zeit. Ich liebte ein armes Bauermädchen in den ſchottiſchen Hochlanden. Dieſe Liebe rettete mich aus dem Strudel des Verderbens, in das mich Beiſpiel und Verhältniſſe geriſſen hatten. Ich war glücklich, wenn ich in ihr helles Auge ſah, ich lauſchte gern ihrem kunſtloſen ergreifenden Geſange. Jene Weiſe, die mich an jenem

Morgen zu Ihnen lockte, ſang ſie mir oft, und ich küßte dem ſüßen Geſchöpfe die Töne von den anmuthigen Lippen. Sie hat mich dennoch betrogen! Ich vergäße die Unwürdige gern, aber es geht nicht. — Wieder verſenkt in den Strudel ſinnlicher Zerſtreuung und thörichter Eitelkeit lernte ich das Leben und die Menſchen gering ſchätzen, vielleicht hätte mich ſchon eine Kugel aus dieſem verächtlichen Getreibe erlöſt, wenn ich Sie nicht gefunden. Ihre Violine weckte alte Erinnerungen in mir, ſtimmte mich weicher. Ich fand Jemand, dem ich nützen konnte, und fühlte daß ich noch nicht ſterben dürfe. Ich bin Ihnen Dank ſchuldig.“ —

Den Winter hatten wir in W..... durchlebt. Ich hatte in einem halben Jahre viel gelernt, wie alle meine Lehrer eingeſtanden. Im Violinſpiel, wie mir däuchte am wenigſten, denn mit der eleganten Spielart konnte ich mich nicht ganz verſöhnen. Ich geigte am liebſten auf meine alte Art, mit kräftigem Tone, und ohne alle halsbrechende Kunſtſtücke, führte aber, wenns ſein mußte, auch die letztern aus. Der Frühling lockte zu Ausflügen, und der Lord erklärte, wir würden jetzt ins Bad nach P.... gehn.

Ich nahm bei meinen neuerworbenen Freunden Abſchied, und trennte mich ſchwer von einem Orte, wo ich meiner Fähigkeit und meines Berufes zur Kunſt erſt gewiß geworden war. — Wir reiſten ab. Durch ſchöne Gegenden kamen wir in einigen Tagen nach dem Bade, wo ſich bereits viele Kurgäſte befanden. Das Erſte, was beim Eintreten in das Gaſthaus meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, war eine gedruckte Concertanzeige. Ein Violinſpieler aus Italien, Namens Pinetti, und deſſen Schweſter Signora Angelina, erſte Sängerin eines mir unbekannten Fürſten wollten ſich heut Abend im neuen Geſellſchaftsſaal produziren. — Der Lord war gleich meiner Meinung, daß man dies nicht verſäumen dürfe, indeſſen verzögerte er durch Wechſeln ſeiner Wäſche, und behagliches Verzehren eines Beefſteak nebſt einer Flaſche Porter, die er übrigens dem Kellner um den Kopf ſchlagen wollte, weil es ſeiner Meinung nach Sünde ſey, ſolchem hölliſchen Geſöff den herrlichen Namen zu geben, unſer Weggehn, und das Concert war bereits angegangen, als wir im gedrängt vollen Saale anlangten. Signor Pinetti, ein blaſſer, abgelebter Mann, war ein Charlatan erſter Klaſſe, der mit Paganini's und Boucher's Manieren kokettirte, übrigens nicht ohne Fertigkeit ſpielte. — Aber nun trat ſeine Schweſter

auf, eine üppige, ächt römiſche Geſtalt, deren feuerſtrahlende Augen, und noch mehr herrliche Stimme, verbunden mit der vortrefflichſten Methode, in meiner Seele eine völlige Revolution hervorbrachten. Erſt ſpäter bemerkte ich, daß auch der Lord, der ſonſt alle Damen ziemlich gleichgültig betrachtete, ſeinen Operngucker unverwandt nach der neuen Erſcheinung richtete, und eine ihm über deren Reize zugeflüſterte Bemerkung wies er mit einem: „Stören Sie mich nicht!“ zurück. — Signora ſang noch, als ich plötzlich aus meinen Träumereien durch einige Worte einer mir bekannten Stimme geweckt wurde. Der Prinz von F.... ein Kunſtenthuſiaſt, den ich von W.... her kannte, ſtand neben mir, und begann: „Ich freue mich, Sie hier zu ſehen, und doppelt darum, weil es gerade heut geſchieht. Signor Pinetti liegt im Nebenzimmer an einem Krampfzufall leidend, und iſt außer Stande die übrigen Piecen zu ſpielen. Vielleicht machten Sie der Verſammlung die Freude, etwas vorzutragen; Sie würden den faſt in Verzweiflung begriffenen Concertgeber ſehr verpflichten!“ — Ich war gleich zu willfahren bereit, ward dem ſich etwas erholenden Kunſtkollegen vorgeſtellt, der mir herzlich dankte und binnen wenig Augenblikken brachten des Prinzen Bedienten meine Geige

nebst Musikalien herbei: das Orchester hatte ich nach dem Gehörten, als tüchtig kennen gelernt, ich legte also getrost Spohr's Concert in Form einer Gesangscene auf. Der Prinz übernahm es, die Versammlung von dem Verfall in Kenntniß zu setzen, und ich begann das Concert. Es ging sehr gut. Signora Angelina saß mir gegenüber, und ihr glutvoller Blick beseelte mein Spiel. Ich legte alle Sehnsucht meines Herzens in die Töne der ergreifenden Komposition, die ich vortrug. Der Beifall war sehr rauschend, — vielleicht eine Folge des Kontrastes, in dem die Manier des Signers mit der meinen stand. Dieser hatte sich langsam an die Saaltüre bewegt, und meinem Spiel gelauscht. Ueber seine blassen Züge flog ein leichtes Zucken, wie Mißmuth und Hohn, als der Beifall rings erscholl. Er dankte mir sehr höflich, sagte mir fast kriechend einige Schmeicheleien, verhehlte jedoch den in ihm schlummernden Ingrimm schlecht genug. Noch viel huldreicher benahm sich Signora gegen mich. Der Lord hatte während meines Spiels ihre Bekanntschaft gesucht,. und sie eifrig unterhalten, was ich diesmal nicht aus Künstlerstolz, sondern eher von Eifersucht geplagt, sehr übel nahm. Jetzt wandte sie ihre Worte ausschließend an mich, und meine Eitelkeit ließ mich in ihren

Augen einiges Wohlgefallen an meiner geringen Persönlichkeit lesen. Sie rühmte meine Kunstfertigkeit ohne übertriebene Lobsprüche, und lud mich, da sie hörte, daß ich auch von Partituren nöthige Kenntnisse hätte, ein, sie zu besuchen, und ihr einige Gesangpartdieen einzustudiren. Dem Lord schien das sehr unlieb zu sein, indessen verbarg er einstweilen seinen Mißmuth, wenigstens der Dame. Als wir jedoch nachher allein im Gasthofe waren, und ich, da er schwieg, mich in Lobeserhebungen über Reize und Talent der Italienerin erschopfte, sagte er: „Ich wünsche daß Sie Signora selten, ja gar nicht besuchen; ich interessire mich für sie!“ — Damit entfernte er sich. Mir war dies gar nicht recht, und ich beschloß insgeheim, nicht zu gehorchen. Ich stattete Signora heimlich meinen Besuch ab, als der Lord den Mittagsschlaf hielt, und ward von der mich mit ihren Zauberreizen umstrickenden Circe für nachsten Sonntag Nachmittag eingeladen, — an welchem Tage der Lord an einer Jagdpartie Theil zu nehmen versprochen hatte. — Ich erschien bei ihr zur rechten Zeit. Es ward Mehreres am Flugel durchgesungen, unterdessen der Kaffee servirt, Signor Pinetti ging ab und zu. Dann nahm ich mit der heute unwiderstehlichen Angelina auf dem Kanapee am Kaffeetischchen

Platz, als ein plötzlicher Lärm vor der Thür uns aufschreckte; ein Dienstmädchen kam aus dem Seitenzimmer hereingestürzt und meldete, der Lord verlange durchaus eingelassen zu werden. Sie hatte noch nicht ausgeredet, als die Thür bereits ins Zimmer flog, und vor uns stand ernsthaften Gesichts der Gemeldete. In demselben Augenblicke stürzte der Kaffeetisch von meiner beim Aufstehn gemachten raschen Bewegung um. — Warum haben Sie meinen Wunsch nicht erfüllt? sagte er zu mir, und ohne meine Antwort abzuwarten, zu Signora, jedoch nicht ohne Zärtlichkeit: „warum haben Sie mir das gethan? — Aus ihren dem Lord zugeworfenen vielseitigen Blicken, konnte ich gleich abnehmen, daß zwischen den Beiden ein Verständniß obwalten müsse. Ich entfernte mich im Zorn, und hörte nur noch des Engländers Worte: „den gemachten Schaden bezahle ich!“ — Als ich an der Hausthüre war, bemerkte ich, daß Signor's kleiner Hund, der eine große Anhänglichkeit an mich, seitdem er mich das erstemal gesehn, bewiesen hatte, mir nachgekrochen war. Ich liebkoste ihn, über mein Unglück in Liebesavanturen nachsinnend. Plötzlich sank das Thier zu Boden, zuckte zu wiederholtenmalen, und verschied unter heftigen Krämpfen. — Wie ein

Blitz durchflog mich eine Ahnung meiner, Seitens der Italiener bezweckten, Vergiftung. Hatte nicht Pinetti sich vorher um den Kaffeetisch herumbewegt, hatte nicht das Dienstmädchen, die mir längst Wohlwollen bezeigt, plötzlich zu weinen angefangen, als ich heute bei Signora eingetreten, und sich nur auf den ernsten Befehl der Gebieterin entfernt, hatte nicht Pinetti neulich mich während meines Spiels mit einem wahren Satansgesicht betrachtet, hatte der Hund, der unter dem Sopha gelegen, nicht an dem heruntergeworfenen Kaffee geleckt? — es war mir klar! ich wollt' hinauf und Lärm erregen, unterließ es jedoch, überlegend, wie sehr es mir an Beweisen gebrache. Ernst schlich ich nach Hause, betrachtete traurig meine Violine, die mich jetzt an des Grabes Rand gebracht hatte, und beschloß meinen Wohlthäter vor der gefährlichen Geliebten zu warnen. Nach wenig Stunden brachte der Kellner mir ein Billet; es war vom Lord; sein Inhalt folgender: „Ich bemerke, daß Sie Signora Angelina lieben! das geht nicht! Ich liebe dies herrliche Wesen, in deren Armen ich noch einmal verlornes Glück suchen will. Ich habe Sie erfolglos gewarnt; — wir müssen uns trennen. Beifolgende Anweisung giebt Ihnen hinlängliches Reisegeld. Suchen

Sie mich nicht mehr zu ſprechen, es wäre vergebens, denn ich will Sie nicht mehr ſehen. Ich erwarte, morgen Ihre Abreiſe zu erfahren. Leben Sie wohl auf ewig! — William H.....". Ich war überraſcht aber nicht betrübt, — vielleicht Folge der Eiferſucht. Meine Sachen waren ſchnell gepackt. Auf eine zurückgelaſſene Charte an den Lord ſchrieb ich: „Für Ihre Wohlthaten ſegne Sie Gott! Vor Angelina hüten Sie ſich! Mich ſehen Sie nicht wieder!" Ich ging, mich zur morgen nach einer nahen Hauptſtadt abgehenden Poſt einſchreiben zu laſſen, und ſetzte mich, einen herabſtrömenden Regen abzuwarten, in ein Kaffehaus. Da klopfte mich plötzlich Jemand auf die Achſel, und vor mir ſtand ein kleiner, dicker, geputzter Mann, der mich alſo anredete: „Mein Herr, entſchuldigen Sie meine Zudringlichkeit, Ihr neuliches Spiel im Concert hat mich ſo entzückt, und von Ihren muſikaliſchen Kenntniſſen ſagt man mir ſo viel Gutes, daß ich Ihnen einen wichtigen Vorſchlag machen will. Ich bin Aktionär des neuen Theaters in Z...., reiſe, um paſſende Individuen dafür zu ſuchen. Sie kann ich brauchen: wollen Sie Muſikdirektor am Theater werden?" Ich beſann mich nicht lange, wie das nie meine Sache war, und ſagte: „wenn die

Bedingungen paſſabel ſind, warum denn nicht? — „Topp, ſchrie der Kleine, auf ein Probeviertelſahr kommts an; dafür erhalten Sie zweihundert Thaler. Gefällt's Ihnen, und richten Sie ſich gut ein, ſo machen wir dann auf länger Kontrakt. Morgen können Sie mit mir abreiſen! Juchhe! Marqueur! Champagner!" — Ich ſchlief dann den kleinen Rauſch aus, und fuhr am andern Tage ab. — Herr Levi, ſo hieß der Kleine, unterhielt mich vom Leben und Treiben in F..... ſo gut er konnte, obgleich meine Seele, mit dem Lord und ſeinem Schickſale fortwährend beſchäftigt, wenig von ſeinem Geſchwätz hörte. — In meiner neuen Stellung richtete ich mich ſchnell ein. Die Opernſänger und Orcheſtermitglieder hatten Alle, wenn auch nicht großes Talent, doch guten Willen, das Publikum begünſtigte die Anſtalt. Ich ſtudirte in 4 Wochen den Don Juan ein, und man war mit der Aufführung ſo zufrieden, daß man mich herausrief. Das ſetzte mich ſchon in Reſpekt. Ich beſchloß eine von mir angefangene Opernkompoſition vorzuſuchen, auszuarbeiten, und meinen Ruf damit zu begründen. Aber, der Menſch denkt, Gott lenkt! Es kam wieder anders als ich gedacht hatte! Eines Abends meldete eine unſrer Sängerinnen mir, es ſey eine Gäſtin da,

die eine herrliche Stimme haben ſolle, und nächſtens auftreten ſolle. Es ſey aber an ihrem Geſange nichts, und ich ſolle ihr nur das Leben ſauer machen, ſie verdiene es. — Ich erwiederte: das ſey nun nicht meine Art, das Uebrige werde ſich alles finden. Gleich darauf kam der Banquier Schmul gerannt, und eröffnete mir dieſelbe Neuigkeit, ſetzte aber dazu, die Gäſtin ſey ein Engel, und die Catalani und Sontag neben ihr Anfängerinnen. Ich müſſe helfen daß ſie Furore mache und die alte Prima Donna, der man längſt überdrüßig ſey, fortkäme. Ich ſagte wieder: Dies ſey nicht meine Art, und das Uebrige werde ſich finden. Der Name der neuen Nachtigall hatte mir ganz unbekannt geklungen, indeſſen dachte ich, deshalb kann ſie beſſer ſingen als viele hochberühmte Hof- und Kammerſängerinnen. Tags drauf holte mich Herr Levi ab, mich der Vielbeſprochenen vorzuſtellen. Wir wurden gemeldet, traten in ein elegantes Zimmer, und wie groß war mein Erſtaunen, — Lottchen ſtand vor mir, ſehr aufgeblüht, um einen ſchmachtenden Zug um Augen und Mund reicher als ſonſt. Wir waren beide verlegen, was ſich noch vermehrte, als Herr von Dehmel zur andern Thür eintrat; dieſer aber verſicherte, er ſey entzückt mich hier zu finden,

und nun gewann auch Lottchen Muth, erzählte mir, wie sie nach ihres Vaters schnell erfolgtem Tode ganz dem in ihr schlummernden Drange zur Kunst nachgegeben und sich zur Bühne gewandt habe. Herr von Dehmel habe es gütigst übernommen, sie auf ihren Gastrollen zu begleiten. — Mir kam die Sache verdächtig vor, um so mehr, als Herr von Dehmel von Lottchen wenig Notiz nehmend, sich gegen sie etwas nachlässig benahm, und diese ihre alten koketten Manieren nicht abgelegt hatte. Indessen gings zur Probe der ersten Debutrolle: Tankred, und Lottchen — leistete eigentlich gar nichts. Mein Corrigiren machte sie ungeduldig, hätte auch nichts gefruchtet, Herr Schmul schrie aus den Koulissen seine Bravo's ohne Unterlaß hervor, ich schwieg endlich. Bei der Aufführung gings aber eben so schlecht als früh, denn Lottchen war noch in den Elementen der Kunst zurück; in der Arie: di tanti palpiti kam sie aus dem Takt, und ohne meine angestrengtesten Bemühungen hätte das Orchester umgeworfen. Die Aufführung war aus. Einzelne Stimmen des Publikum's riefen die Gästin hervor, andre geboten Ruhe. Hinter den Koulissen war heftiger Zank entstanden, Herr Schmul redete Lottchen zu vor dem Publikum zu erscheinen, Andere Gescheutere riethen ihr ab. Sie trat vor,

da klatschten etwa sechs Menschen und Hunderte pfiffen. Sie fiel in Ohnmacht. Herr Schmul schrie: „Kabale sonder Gleichen! Die anderen Sängerinnen kicherten, und ich schlich mich davon. — Die Journalisten schrieben für und gegen die Lottchen, die von Herrn Schmul, — weshalb, bleibe unerörtert, bedeutend begünstigt, wirklich Mitglied der Bühne werden sollte. Viele der Aktionäre waren dagegen und mit Recht. Ich schwieg, so lange man mich nicht um meine Meinung fragte. Aber endlich ging mich Herr Schmul an, der entscheidenden Committee ein von derselben erfordertes schriftliches Gutachten doch ja für seinen Schützling so vortheilhaft als möglich abzufassen, es solle mein Schade nicht seyn. Meinen Einwand, daß dies gegen meine Pflicht wäre, wies er mit der Bemerkung, ich werde mir ja nicht selbst im Lichte stehen wollen, zurück. Ich that, was meine Pflicht war, berichtete der Comittee, daß Lottchen eigentlich gar nichts leiste, und das geäußerte Mißfallen des Publikums in aller Hinsicht nur gerecht sey. — Nun ging der Lärm erst los. Die Unparteiischen waren mit der von mir ausgesprochenen Ansicht einverstanden. Lottchen behauptete, ich habe sie schikanirt, und sey an dem Verunglücken ihrer ersten Leistung allein

Schuld. Herr Schmul geberdete ſich, wie wüthend. Das Ende war, daß er dennoch, Gott weiß wie, ihr Engagement an der Bühne durchſetzte, und ich plötzlich meine Entlaſſung erhielt. Ich war dabei ruhig, fand mich in mein unverdientes Schickſal und ging in die Zeitungsexpedition, um eine Anzeige, daß ich Unterricht in der Muſik zu ertheilen bereit ſey, in das nächſte Blatt ſetzen zu laſſen. Auf ſolche Weiſe hoffte ich, bei vielfach erlangter Achtung und Bekanntſchaft in F..... mein Leben zu friſten. Etwas aufgehalten, blätterte ich in neu angekommenen Journalen. Da fiel mir ein Hamburger Korreſpondenten plötzlich mein unbedeutender Name in die Augen. Ueberraſcht las ich und ſtaunte noch mehr, als ich eine Aufforderung eines Hamburger Advokaten las, mich ſo ſchnell als möglich bei ihm zu melden, er habe mir Wichtiges mitzutheilen. Was das ſeyn könnte, vermochte ich zwar nicht zu ahnen, gleichwohl unterließ ich nunmehr jene Bekanntmachung meiner Lektionen, und fuhr Tags drauf mit der nach Hamburg abgehenden Schnellpoſt ab. Herr von Dehmel grüßte mich noch aus ſeinem Fenſter ziemlich höhniſch. Ich verzieh es ihm, waren doch vielleicht ſeine Ränke Urheber meines Glücks geweſen. In Hamburg angelangt, meldete ich mich

bei dem Advokaten, legitimirte mich über meine Persönlichkeit und erhielt von ihm ein an mich adressirtes Billet. Die Handschrift war die des Lords, meines Wohlthäters, der Inhalt folgender:

Armer Freund! Ich that Ihnen Unrecht! Sie hatten Recht! Angelina ist eine Betrügerin. Auch sie hat mich getäuscht, und ich bin eines Lebens voll Irrung und Täuschung endlich herzlich satt. Ich will sterben. Meine Pistolen sind geladen. Sie sind der einzige Mensch auf Erden, dem ich noch etwas schuldig bin. Sie erhalten laut meinem Vermächtniß einen bedeutenden Theil meines Vermögens. Leben Sie glücklicher als ich, und denken Sie im Glück Ihres Freundes William H.....

Der Advokat theilte mir nun das Testament des Lords in Abschrift, und zugleich die Nachricht mit, daß dieser sich unweit des Stintfanges daselbst eines Abends erschossen habe, kurze Zeit nachdem er ihm alle nöthigen Vollmachten hinsichts meiner gegeben. Des Unglücklichen Leiche sey, seinem letzten Willen gemäß, einbalsamirt nach London geschafft worden. — Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, und ging tief erschüttert, wie noch nie, nach meinem Hotel zurück. Mir wurde meine Erbschaft in Wechseln ausgezahlt, aber ich konnte des neuen Gewinnes

nicht froh werden. Meine alte Lebensluſt war verſchwunden. Auch ich kam mir ſo verlaſſen in der weiten Welt vor, wie es der Unglückliche, dem ich Alles verdankte, geweſen war. Mein Herz ſehnte ſich nach Liebe, und ſelbſt die Kunſt konnte mich nicht fröhlich machen. Aus jedem Klange ſprach mich die Stimme der Wehmuth an, und Todtenglocken ſchienen mir die lieblichſte Muſik. — In mir reifte der abentheuerliche Plan, mich nach Amerika einzuſchiffen, und in ganz neuen Umgebungen neues Leben, und meinem Gemüthe Ruhe und Heiterkeit zu ſuchen. — In ſolcher innerer Bewegtheit ſaß ich eines Abends im Schauſpielhauſe, kaum auf die ewigen Melodieen von Figaro's Hochzeit Acht gebend. Zum erſtenmale in meinem Leben dünkte mir Mozart mit ſeinem Humor triviel, und ich philoſophirte eben darüber, wie viel doch von der Stimmung, mit der ein Kunſtwerk genoſſen würde, abhänge, als meinen Blicken an einer Logenbrüſtung ein weiblicher Kopf begegnete, der alte liebe Erinnerungen in mir aufwachen ließ. Die Züge erinnerten mich an Roſetten, meine erſte Geliebte, aber ſie waren ernſter, bekümmert, und die Dame, der ſie gehörten, war in Trauerkleidern. Wie wäre Roſette, die im Ueberfluß lebte, dazu gekommen? Ich konnte die Augen

nicht von der neuen Erscheinung wenden. Auch die Dame schien mich bemerkt zu haben. Mein Herz klopfte immer unruhiger. Endlich war die Oper zu Ende. Ich harrte der Dame in Trauer im Vorsaal. Sie kam, ein Dienstmädchen leuchtete ihr vor, ich folgte ihr, und staunte nicht wenig, als sie den Weg nach meinem Hotel einschlug. Wirklich ging sie in dasselbe, das Zimmer No. 4 wurde ihr aufgeschlossen. Wie die Dame heiße, konnte mir der einfältige Kellner nicht sagen. Es sey eine fremde Kaufmannsfrau, hieß es. Ich war in schrecklicher Unruhe. Endlich faßte ich mir ein Herz, und pochte an die Thür No. 4. Ein Dienstmädchen öffnete, die Dame in Trauer trat mir entgegen. Ich wollte den Entschuldigungsgrund für mein Verlangen ihre Bekanntschaft zu machen, zierlich vorbringen. Aber plötzlich sank sie mit den Worten: „o Himmel, Reinhold!“ (dies ist mein Taufnahme) auf den nächsten Stuhl. Das Licht erhellte ihr Gesicht, und ich erkannte Rosetten. Bleicher, weniger blühend war sie, als da sie mich verlassen. Aber die anmuthigen Züge, der fesselnde Glanz ihres treuen Auges war nicht verschwunden. Ich wollte reden, und konnte nicht. Auf einen Wink der Gebieterin entfernte sich die Zofe. Rosette winkte mir, ihre

hervorbrechenden Thränen im Taſchentuche bergend, mich zu ſetzen. — Wir ſchwiegen Beide. — „So ſehen wir uns wieder!“ begann ich endlich. — Sie ſchluchzte heftiger. — „O, Sie haben mich verdammen müſſen, und mit Recht,“ ſeufzte ſie. „Ich habe Ihnen weh gethan. Ach, und ich hab' es ſchwer gebüßt.“ In abgebrochenen Sätzen und unter vielen Thränen erzählte ſie mir nun, wie der Banquier M..... ſie im Hauſe der Frau von W.... kennen gelernt, mit Schmeicheleien, Geſchenken überhäuft, und ihr ewig Liebe geſchworen, wie alle ihre Umgebungen ihn als einen vortrefflichen Mann gerühmt, und ſie endlich bethört und übereilt dem ſtürmiſchen Bewerber ihr Jawort gegeben. Die Hochzeit war ſchnell erfolgt, ſie hatte mehrere, vermuthlich unterſchlagene Briefe an mich geſandt, ſie reiſte endlich nach Lübeck, wo ihr Gatte wohnte, ab. Allmählig wurde ſie der ſchrecklichen Täuſchung inne, die ſie erlitten. M..... war ein leichtſinniger Verſchwender, ein ausſchweifender und genußbegieriger Mann, ohne Charakter und Grundſätze. Nur zu ſchnell vernachläſſigte er die im Stillen weinende Gattin. Seine zerrütteten Vermögensumſtände verſchlimmerten ſich, und er ſuchte ſich in ſinnlichen Zerſtreuungen zu betäuben. Da rührte ihn eines Abends am Pha-

raotische nach einem ungeheuren Verluste der Schlag. Die Gläubiger bemächtigten sich seiner Habe. Die unglückliche Wittwe, zur Bettlerin geworden, wollte sich nun nach Berlin begeben, wo ihr einige Freunde lebten, und als Gouvernante ihr Leben zu fristen suchen. — „Heute," so schloß sie, „kam ich hier an. Meine Weiterreise wurde durch Zögern des Kutschers aufgehalten. Ich wollte meinem Kummer einigen Trost in freundlicher Aufheiterung durch Töne gönnen, und besuchte das Theater, dort mußte ich Sie, Reinhold, finden, um von neuem Schmerz, neuer Reue gefoltert zu werden. Schelten Sie mich, verdammen Sie mich, aber" — hier erstickten Thränen ihre Stimme, „gönnen Sie mir Ihr Mitleid." — Ich war tief erschüttert. In meinem Herzen erwachte die alte Liebe zu ihr, die einzige wahre, die je mein Inneres erwärmt hatte, mit neuer Macht. Ich wollte bitter seyn, und konnt' es nicht. — Ich erzählte ihr meine Lebensschicksale, und daß ich eigentlich nach Amerika gehn wollte. — „So scheiden wir also für's Leben," sagte sie, und weinte still. Ich stand auf, trat ans offne Fenster, und sah in die stille Nacht hinaus, mich im Stillen wegen meiner Weichheit scheltend, mich selbst zur Strenge gegen die, welche mir Treue gelobt, und ihr Wort

gebrochen, ermunternd. Da drangen Töne aus einem gegenüberliegenden großen Gebäude, wo eine fröhliche Gesellschaft ein Fest beging. Es war Schillers göttliches Lied: An die Freude; und mit Riesengewalt faßte mich die Bedeutung der eben gesungenen Strophe: „Unser Schuldbuch sey vernichtet, ausgesöhnt die ganze Welt!“ — Ich wandte mich wieder zu Rosetten, sie saß in stiller Ergebung, mit gefalteten Händen da. Wie schön war sie! — „Fassung,“ rief mir mein böser Dämon zu. Ich Esel nahm wirklich Hut und Stock, und wollte Abschied nehmen. Da schlug sie noch einmal die wunderholden Augen zu mir auf, da drang noch einmal der Zauberblick, der mich so oft beglückt hatte, durch die schmelzende Eisrinde in mein Herz, und da brach mein Gefühl, das lang verhaltene, überströmend, allmächtig hervor, und ich stürzte zu ihren Füßen und rief: „Röschen, mein liebes süßes Röschen, ich liebe dich ja noch mit der alten Liebe,“ — sie schwankte zwischen Weinen und Lachen, sank an mein Herz, und erneuert war der alte Bund; die Fröhlichen drüben sangen aber: „wer ein holdes Weib errungen, stimm' in unsern Jubel ein!“ —

Nach Amerika bin ich unter ſothanen Umſtänden nicht erſt gereiſet, vielmehr mit meiner lieben Frau zurück nach dem Städtchen B....., an das uns Beide die alte Anhänglichkeit feſſelte. Hier habe ich nun zu männiglichem Erſtaunen von meinem ſchönen Erbtheil das große Haus, deſſen kleinſtes Stübchen ich früher bewohnte, gekauft, habe eine Art von Muſikinſtitut begründet, mir auch im Laufe einiger Jahre ein leidliches Orcheſter gebildet, werde von der löblichen Bürgerſchaft ſehr ausgezeichnet, und darf bei den Examenfeierlichkeiten dicht hinter den Rathsherrn ſitzen. Außerdem ſchreibe ich mancherlei Kompoſitionen, die mir die Herrn Verleger gut und ſchlecht bezahlen. Die alte Frau Friſch, meine ehemalige Aufwärterin, habe ich, weil ſie etwas invalide geworden iſt, zu mir ins Haus genommen, mein liebes Röschen iſt eine ſehr brave Hausfrau geworden, und ich wäre jetzt mit Allem zufrieden, wenn ſich nur nicht, gerade wenn ich komponiren will, jedesmal das unmelodiſche Kindergeſchrei erheben wollte. —

III.

Gedichte

für

Komponisten.

Freiheit iſt nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne lebt nur im Geſang.
Schiller.

Sängers Wanderung.

Frühlingssonne strahlet,
Glänzt im Morgenthau,
Und ihr Schimmer malet
Rosig rings die Au!
Frühlingssonne grüßet
Froh des Sängers Blick,
Mit den Blumen sprießet
Ihm erneutes Glück.

Wandern muß ich, ziehen
Vom geliebten Ort, —
Süße Träume fliehen,
Schönes Glück ist fort.
Aber fröhlich weiter
Strebt der Sänger hin,
Muth ist ihm Begleiter,
Hoffnung Königin.

Ob er gern auch bliebe,
Wo ihm Segen winkt,
Wo ihm lacht die Liebe,
Wo die Rebe blinkt; —
Hat nach fernen Hügeln
Doch den Blick gewandt,
Kann die Luſt nicht zügeln
Nach dem fremden Land.

Und ſo zieht der Sänger
Durch die weite Welt,
Freude hat ſich enger
Stets ihm zugeſellt.
Kein gemächlich Leben
Kann ſein Ziel noch ſein,
Für des Sängers Streben
Iſt die Welt zu klein.

Darum ſcheid' ich lachend
Wo mir Freuden blüh'n,
Aus dem Traum erwachend,
Der mir Wahrheit ſchien.
Und ſo zieh' ich weiter,
Bis die Kraft verglüht,
Und ich endlich heiter
Sing' mein letztes Lied.

Ständchen.

Schlummer ſink', du Holde, Süße,
Sanft auf deine Augenſterne.
Meine heißen Segensgrüße
Send' ich dir aus weiter Ferne.

Mögen ſchöne Traumgeſtalten
Bei des Mondes Silberſcheine
Sanft als Himmelsboten walten
Um dein Lager, holde Kleine!

Mög' dein klares Aug' erwachen
Stets zu freudenreichem Leben,
Und dem Sängergruß, dem ſchwachen
Mög' ein Gott Erfüllung geben!

Winternacht.

Starr und bleich,
Gräberreich,
Winkt der Kirchhof drüben;
Einsam schleich ich durch die Nacht,
Da kein menschlich Auge wacht,
Hin zu meiner Lieben.

Meinem Arm,
Liebewarm
Hat sie Tod entrissen.
Dich, die sie ins kalte Grab
Betteten so tief hinab,
Soll ich ewig missen?

Immergrün
Seh' ich blühn
Am beschneiten Grabe.
Ahnung der Unsterblichkeit,
Gottgesandte, die im Leid
Sanft uns tröst' und labe!

Das Lied vom Golde.

Will euch gern ein Liedchen ſingen,
Schafft mir einen Stoff nur her;
Altes will heut nicht mehr klingen,
Neues aber ſtets zu bringen,
Hält in unſern Zeiten ſchwer.

Zechgeſänge, ſchnell vergeſſen,
Liebeslieder, ſüß und hold,
Zu vermehren, wär' vermeſſen:
Drum, was Dichter nie beſeſſen,
Sing' ich Euch, — ich ſing' das Gold.

Liebes Gold, der heut'gen Zeiten
Wunderbares Götzenbild;
Kannſt Unmögliches bereiten,
Wirkſt in unermeßne Weiten,
Teufelswerkzeug, Laſters Schild.

Gold, du großer Staatenführer,
Stille wirkſt du, aber tief;
Dem Tyrannen ſchaffſt du Spürer,
Schönen biſt du ein Verführer,
Häßlichen Empfehlungsbrief.

Minnesold um dich zu kaufen,
Braucht man nicht erſt Zeus zu ſein;
Wer dich heut beſitzt in Haufen,
Wird, von Bildung überlaufen,
Ueber Kunſt und Künſtler ſchrein;

Gilt für kompetenten Richter
Deſſen, was er nicht verſteht,
Salomonis Sprüche ſpricht er,
Journaliſten, magre Dichter
Haben ihn zum Gott erhöht.

Und die Wiſſenſchaften Alle,
Sammt der freien Künſte Schaar,
Bringſt du tückiſch gern zu Falle,
Folgen ſie erſt deinem Schalle,
Wird mir ihr Verderben klar.

Wahrer Künſtler trotzt dem Golde,
Der dich, Dämon, drum nicht hat,
Steht zwar nicht in deinem Solde,
Doch bei Rheinweins ſüß'gem Golde
Ruft er froh dir: pereat!

Tiſchlied.

Da ſitzen wir am runden Tiſch
Gar fröhlich all' beiſammen:
Es lebe Luſt! wir wollen friſch
Pedanterei verdammen.
Wer heut' von ernſter Weisheit ſpricht,
Den ſchickt ſogleich nur weiter,
Denn, wenn dem Körper nichts gebricht,
Sei auch die Seele heiter.

Das Hochgefühl, das in der Bruſt
Des Weines Gluth entzündet,
Es wird ſich fein erſt recht bewußt,
Wenn ſich's im Lied verkündet.
Drum fehlte nie beim Wein Geſang
Bereits ſeit langen Jahren,
Wir woll'n auf unſerm Lebensgang
Den alten Brauch bewahren.

Der Witz, der luſtige Kumpan,
Flieht ungern frohe Kreiſe,
Doch findet er den rechten Mann
Nicht oft auf ſeiner Reiſe.
Gequält zu Tode und genirt,
Geht er bald ſeiner Wege;
Nur, wo er Luſt und Freiheit ſpürt,
Da bleibt er ewig rege.

So Mancher ſchleichet ſacht' und ſtill,
Befürchtend anzuſtoßen,
Der möge ſich, ſo viel er will,
Ob unſers Thuns erboſen.
Wir lachen ob der armen Welt
Mit ihrem Trug und Scheine,
Dem frohen Scherze zugeſellt,
Bei freudenreichem Weine.

Doch helfe Jeder, wer's vermag,
Dem Armen, Freudeleeren! —
Erleichtert ihm am Freudentag
Den Leidensgang, den ſchweren.
Küßt froher dann die Nachbarin
Und leert den Saft der Rebe,
Und ruft mit wahrhaft frohem Sinn:
„Geſelligkeit, ſie lebe!“

Der Savojarde.

Schmale Koſt,
Bittrer Froſt,
Jammervolles Leben!
Murmelthier und Schattenſpiel
Hat man überall ſo viel,
Will dafür nichts geben.

Froher Muth,
Höchſtes Gut,
Bleibe mein Begleiter!
Geht es ſchlecht, zum Heimathland
Schau' ich ſehnend, unverwandt,
Zieh' dann fröhlich weiter.

Ach daheim
Sitzet beim
Blaſſen Lampenſchimmer,
Fanchonette, ſpinnt und ſpinnt,
Möchte wohl zu mir geſchwind
Aus dem engen Zimmer! —

Mit der Zeit
Stirbt das Leid;
Drum zum Wanderſtabe!
Bin ich erſt ein reicher Mann,
Geh ich heim, und mein iſt dann
Fanchon bis zum Grabe.

Die blaſſe Jungfrau.

Es ſchimmern im Mondenſcheine
Die Gräber ſo bang um mich her.
Ich ſitz' an dem Kreuz und weine,
Das Herz iſt verödet und ſchwer.

Den Schmuck hat die Erde verloren,
Sie hüllt ſich in Winterſchnee!
In mir iſt die Hoffnung erfroren,
Die Luſt iſt begraben im Weh.

Als Herbſtwind rauſcht' in den Blättern,
Da ſcharrten ſie ihn hier ein.
Er ruht von des Schickſals Wettern,
Wohl ſtille mag's um ihn ſein.

Du Armer, die Menſchen vermeinten,
Zu trennen der Liebenden Band,
Sie haben's gethan und vereinten
Die Seelen im Heimathland.

Ich scheine den Menschen zu leben,
Doch bin ich ja schon bei dir! —
Warum wohl schüchtern erheben
Die Kleinen und Großen vor mir?

Bleich bin ich freilich geworden,
Erstarrt ist mein Auge wohl sehr,
Getrost! kehrt Schwalbe zum Norden,
Ist die blasse Jungfrau nicht mehr.

In der Nacht.

Wenn der Sterne goldig Flimmern
Durch die Abendwolken bricht,
Wenn die Fluren lieblich schimmern
In des Mondes Silberlicht:
Dann erfüllt mich heißes Sehnen,
Wehmuth trübt den frohen Sinn,
Und das Auge schaut durch Thränen
Nach der fernen Heimath hin.

Sanfte Ruhe, heil'ges Schweigen
Herrschet überall um mich,
Aus den Klüften seh' ich steigen
Weiße Nebel schauerlich.
Phantasie beginnt zu walten,
Tröstung bringt die Freundin mild,
Und aus nebligen Gestalten
Formt sie meiner Lieben Bild.

Meiner Kindheit goldne Träume
Träum' ich fröhlich noch einmal,
Schwebe auf in Himmelsräume,
Frei von jeder Erdenqual.
Wunderklänge mich empfangen,
Schöne Blumen seh' ich blühn,
Will sie pflücken voll Verlangen, —
Doch, die süßen Träume fliehn.

Wolken kommen ernst gezogen,
Hüllen schwarz die Sterne ein,
Und nur bleich am Himmelsbogen
Leuchtet noch des Mondes Schein.
Bild des ernstbewegten Lebens! —
Freuden fliehn, wie Meeresschaum,
Und wir suchen dann vergebens,
Was wir sahn im Jugendtraum.

Das Bettelweib.

Ballade.

Das Bettelweib ſitzt an des Meeres Strand,
Es flattert im Sturm ihr zerriſſnes Gewand,
Ein liebliches Kindlein, bleich und bloß,
Sitzt bitterlich weinend auf ihrem Schooß.

„Ach Mutter, mich frieret und hungert ſo ſehr,
Ach zürne nicht, — aber ich trag's nicht mehr!“ —
„Mein Kind, ich wurde noch nimmer ſatt,
Seitdem mich dein Vater verlaſſen hat.“ —

Es heulet der Sturm, und die Woge kracht,
Das Kindlein ſchreiet, das Bettelweib lacht.
„O raſet, ihr Wogen, ihr Stürme nach Luſt,
Es tobet wohl ärger in meiner Bruſt.“

„Mir haben die eigenen Eltern geflucht!
Weil ich Glück bei dem Heißgeliebten gesucht.
Es floh der Verführer, die Eltern sind todt,
O weine nicht, Kind, Gott endet die Noth!“ —

„Ach Mutter, mir wird so weh und so kalt,
Ach schaue die liebliche Engelsgestalt,
Sie küsset mich leise, bald küßt sie auch Dich!“ —
„Stirb, herziges Kindlein, bete für mich!“ —

Hu, schauet, wie rasen die Wogen so sehr!
Ich sehe das Weib und das Kind nicht mehr! —
Gott rette die Seele, wenn stirbt der Leib: —
So endet die Sage vom Bettelweib.

Thürmers Liebchen.

Romanze.

Was ſchallen die Glocken ſo bange,
Umſpielet vom Abendwind?
Sie läuten zum letzten Gange
Dem zarteſten, lieblichſten Kind.

Sie blühte ſo fromm und beſcheiden,
War arm, doch fleißig und gut,
Es mochte wohl gern ſie leiden
Der Thürmer, ein luſtiges Blut.

Drob zürnten dem lieblichen Mädchen
Die Eltern des Thürmers ſehr;
Sie meinten, es blühten im Städtchen
Vornehmere Liebchen ihm mehr.

Sie zürnten und ſchwatzten, die Thoren,
Bis er eine andre gefreit, —
Und was er am Liebchen verloren,
Vergaß er nach kurzer Zeit.

Drauf iſt die Verlaßne geſchieden
Vom Leben im bitterſten Schmerz; —
Da war's um des Thürmers Frieden
Geſcheh'n, und ihm bebte das Herz.

Und als man die Leiche getragen
Zum friedlichen Kirchhof hin,
Da konnt' er's nicht länger ertragen,
Und Schwermuth trübt' ihm den Sinn.

Er konnte nicht folgen zum Grabe
Ihr, die er dereinſt geliebt.
Er läutet als letzte Gabe
Für ſie die Glocke betrübt.

Der Todtengräber bedecket
Den Sarg in der ärmlichen Gruft.
Was ihn wohl plötzlich erſchrecket? —
Es klinget ſo bang in der Luft.

So nie hat die Glocke geklungen, —
Welch gellender Ton! — ſie ſchweigt, —
Und als man zum Thurme gedrungen,
Hat Schreckliches ſich gezeigt.

Zerſchmettert liegt an der Pforte
Der Thürmer in Todespein; —
Oft läutet es bang' an dem Orte,
Wie Klage beim Mondenſchein.

Schiffers Klage.

Romanze.

Es ſpielen ſo ſtille und traulich
Die Wellen um meinen Kahn,
Und wiegen des Schiffers Seele
In manchen lieblichen Wahn.

Wie malet die Bläue des Himmels
Im klaren Bache ſich mild;
Die Lauben am Ufer, ſie geben
Der Ruhe freundliches Bild.

Und Freude lacht mir entgegen,
Wohin ich wende den Blick.
Von mir nur iſt ſie gewichen,
Mich flichet der Ruhe Glück.

Wohl trägt mein Schifflein täglich
Gar Viele über den See,
Doch nie wird es Eine mehr tragen,
Das thut dem Schiffer so weh!

O Wonne, wenn traulich das Schifflein
Mich und die Holde umfing,
Wenn Abends zum Hüttchen sie kehrte,
Wenn früh zur Bleiche sie ging.

Nun kehret sie nimmer wieder,
Nun bin ich im Schiffchen allein;
Sie haben sie fortgetragen,
Sie decket der Leichenstein.

O Luft, was wehst du so leise?
O brauset ihr Wogen auf!
Verschlinget den Kahn und den Schiffer,
So schwebt er zu ihr hinauf!

Frühlingsempfindung.

Junge Keime, friſches Leben!
Blauer Himmel, heitrer Sinn!
Wie die Vöglein aufwärts ſchweben,
Streb' auch ich ins Weite hin!

Kann der Jüngling traurig ſchauen
In die rege Frühlingsluſt?
Hoffnungsfarbe ſchmückt die Auen,
Hoffnung füllt auch meine Bruſt.

Flieht all' ihr trüben Sorgen,
Bei der Frühlingsſonne Schein.
Heiter wie ein Frühlingsmorgen
Soll des Jünglings Leben ſeyn.

Doch der Sonne goldne Klarheit,
Die der Nebel Nacht erhellt,
Iſt ein Bild der ew'gen Wahrheit,
Welche folgt dem Traum der Welt.

Darum bei des Frühlings Mahnung
Zu des Lebens heiterm Scherz,
Eines ew'gen Frühlings Ahnung
Füllet auch des Jünglings Herz.

Der Wandrer in der Herbſtnacht.

Da wand'r ich einſam Fluren entlang
Im grauſen, herbſtlichen Wetter,
Es heult in dem Forſte der Sturm ſo bang,
Es raſcheln die fallenden Blätter;
Es zucket ſo ſchaurig des Mondes Schein,
Ihn hüllen düſtere Wolken ein.

Doch meinen Sinn nicht die Furcht umfängt,
Wie ſchrecklich das Wetter auch wüthe,
Ihn, der das unendliche Weltrad lenkt,
Ihn preiſ' ich mit frohem Gemüthe,
Denn läßt er ſeine Gnade nicht ſehn
In Sturmes Brauſen, in Zephyrs Wehn? —

Weit ſchwerer aber, als Streit der Natur,
Iſt Kampf in menſchlicher Bruſt;
Dem wird nicht Ruh auf der lieblichſten Flur,
Der ſchwerer Schuld ſich bewußt.
Drum Gott, erhalte das Herz mir rein,
Daß immer ich möge ſo ruhig ſeyn.

Die Wiege im Strom.

Es tobt des Stromes Woge laut
In mondenhellter Nacht.
Vom Ufer bang der Sänger ſchaut
Des Elementes Macht.
Horch Nothgeſchrei! — fort, Lyra, fort!
Er eilt zur Hülf' im Schifflein dort,
Er rettet ein Weib vom Wellentod! —
Der Herr iſt näher, je näher die Noth!

Und bleich am Ufer liegt das Weib,
Das langſam Kraft gewinnt.
„Du, der gerettet meinen Leib,
Wo haſt du Mann mein Kind?“ —
„„Ich habe nicht dein Kind geſehn““ —
„So laß mit ihm mich untergehn!“ —
„„Verzage nicht,““ — alſo der Sänger gebot —
„„Der Herr iſt näher, je näher die Noth.““

„„Schau, Weib, zum Ufer ſchwebts heran,
Wie Himmelslichtgeſtalt!““ —
„Was Andres ſieht mein Aug', o Mann,
Ein Schiff, es landet bald! —
Gott! in der Wieg' mein Kindlein iſt's!“ —
Das Kind erwacht: „lieb' Mutter biſt's?“
Und der Sänger ſingt freudig beim Morgenroth: —
„„Der Herr iſt näher, je näher die Noth.““

Zitherlied.

Der Zitherbub' zieht durch die Welt,
Und weilet, wo's ihm gefällt.
Es mögen die Andern
Bedächtiger wandern,
Um ihn iſt es beſſer beſtellt.

Er wandert mit fröhlichem Muth;
Die Zither nur iſt ſein Gut.
Doch iſt er geborgen
Vor Mühen und Sorgen,
Und leichter rinnet ſein Blut.

Manch Liedchen entſteiget der Bruſt
Von glücklicher Lieb' und Luſt.
Er würzet ſein Leben
Mit Küſſen und Reben,
Der Schmerzen ſich nimmer bewußt.

So ziehet er fort durch die Welt,
Und weilet, wo's ihm gefällt.
Sich selbſt vertrauend,
Und hoffend ſchauend
Zum ewigen Himmelszelt.

Die Bettlerin.

Der Nachtwind weht ſo ſchaurig,
So bang, — ſo kalt, — o weh!
Ich blicke ſtill und traurig
Zur ſchwarzumwölkten Höh'.
Geſtützt auf treuem Stabe
Durchſchlich mein Fuß die Stadt.
Ich fleh' um milde Gabe
Betrübt und krank und matt.

Aus ſtolzem Marmorſaale
Dringt Lärm und glänzend Licht.
Man denkt beim frohen Mahle
Im Rauſch an mich wohl nicht?
Freut Euch, ihr Hochzeitgäſte,
Weih' Dich, o Braut, dem Scherz,
Du ahnſt nicht, daß dem Feſte
Hier flucht ein wundes Herz.

Wie er wohl würd' erbleichen,
Trät ich jetzt in die Reihn,
Aus Liebchens Armen weichen,
Durchzuckt von Reu' und Pein? —
— O weh, die Füße beben!
Will ruhn auf jenem Stein.
Gott, ſchütze du ſein Leben, —
O ſtill, — nur ſtill, — ſchlaf ein!

Oſterlied.

Es klingen die Glocken fern und nah,
Das heil'ge Oſterfeſt iſt da.
Sie preiſen ihn, der auferſtanden,
Der auf ſich ſchwang aus Todesbanden.

Die Lerchen ſingen fern und nah:
Der Lenz mit ſeiner Luſt iſt da!
Des Oſterfeſtes freun ſich Alle
Wohl auf dem weiten Erdenballe.

Doch gab's einmal ein Oſterfeſt,
Da ſang die Lerch' im Frühlingsweſt,
Da hört ich auch ein dumpfes Läuten;
's hatt' ein Begräbniß zu bedeuten.

Seitdem erſt kann ich mich allein
Nicht mehr des Narciſſes freun.
Dies Plätzchen auf bemooſtem Grabe
Iſt mir das Liebſte, was ich habe.

Mich labt der Frühlingsſonne Licht,
Die Auferſtehungsfeier nicht;
Mich lockts hinab zu Grabesgründen,
Dort die verlorne Ruh zu finden.

Der treue Spielmann.

Ein alter Spielmann ſchreitet durch ſchneebedeckte Au'n,
Und ſeine Blicke traurig nach fernen Hügeln ſchaun. —
Es ruht in ſeinem Arme die Harfe, ſeine Luſt,
Es tönt ein Lied der Wehmuth aus ſeiner greiſen Bruſt:
„O wär ich erſt am Ziele! Der Nordwind weht ſo kalt,
Die müden Glieder zittern von Froſtes Allgewalt.
Und doch zum Kirchhof geh' ich, wo ſie ſeit Jahren ruht,
Die ich ſo heiß geliebet, als flinkes junges Blut.
Sie ſtrahlte hoch im Glanze, die Herrin reich an Macht,
Und hat des armen Spielmann's wohl nimmermehr gedacht.

Doch geh' ich noch allnächtlich und ſing' an ihrem Grab
Das Lied, das ich geſungen an ihrem Brauttag hab'!
Dann ſteigt die Kraft der Jugend in mir auch wieder auf,
Und zu den Sternen ſchau' ich, getröſtet, ſtill hinauf!"
Der Spielmann ſitzt am Grabe, umringt von Winters Graus,
Und ſingt ſein Lied der Liebe leiſ' in die Nacht hinaus.
Dann ſitzt er ſchweigend lange mit ſeiner Harf' allein.
„He, Spielmann geh' nach Hauſe, das Frührot bricht herein!"
Wie glänzt das bleiche Antlitz, ſo mild und ſonder Harm, —
Der todte Spielmann ſitzet, die Harfe noch im Arm.

An Albrecht Dürer.

Jeder ſinge heut auf's Beſte,
Sing' ein Lied von deutſcher Art,
Da zu deutſchem Künſtlerfeſte
Sich die Künſtler all' gepaart.
Laßt uns weg die Blicke lenken
Von der Mode eitlem Dunſt,
Und im Lied' uns froh gedenken
Alter Meiſter, alter Kunſt.

Heut', o großer Albrecht Dürer,
Sey mit Jubel Dein gedacht,
Der, der Kunſt ein treuer Führer,
Fromm ihr Heiligthum bewacht;
Der, die Kunſt von Flitter ſcheidend,
Sie geſellte der Natur,
Daß ſie, fremdes Weſen meidend,
Trage deutſchen Sinnes Spur.

Leben lieh dem Farbenſcheine
Deines Pinſels Allgewalt,
Wie dein Meißel aus dem Steine
Rief die hohe Kunſtgeſtalt. —
Rohes Erz, es muß ſich ſchmiegen
Deinem Griffel wunderbar,
Wie ſich deiner Feder fügen
Deutſche Worte, ſchön und klar.

Fromm und fleißig ſtets im Leben,
Mann, voll hoher Künſtlerkraft,
Sollſt ein ewig Beiſpiel geben
Deutſcher Kunſtgenoſſenſchaft;
Daß ſich mögen dran erfreuen
Aechte Deutſche, nah und fern,
Sollſt leuchten deinen Treuen
Durch die Nacht, ein ſchöner Stern! —

Laßt uns wirken, mild und kräftig,
Dürern ähnlich, ſchlicht und rein;
Für der Kunſt Gedeih'n geſchäftig,
Treu dem Weſen, nicht dem Schein;
Laßt uns hoffen, feſt und heiter,
Auch in wildbewegter Zeit;
Laßt uns ſtreben weit und weiter,
Ringen nach Unſterblichkeit.

Wiegenlied.

Schlafe, mein ſüßes, herziges Kind!
Ueber die Stoppeln brauſet der Wind,
An dem Geſtade bricht ſich die See,
Sterne verbleichen in wolkiger Höh',
Wanderer flichen nach Hauſe geſchwind, —
Schlafe, mein Kind! —

Schlafe, mein liebes, glückliches Kind!
Träume umſpielen dich, ſanft und lind;
Träume von Blumen und Schmetterlingspracht,
Bis mit dem Morgen dein Aug' erwacht;
Bleibe durchs Leben, wie heute geſinnt, —
Schlafe, mein Kind! —

IV.

Zeitgenossen.

Zeitgenossen.

Du Kräftiger, sey nicht so still,
Wenn auch sich Andre scheuen,
Wer den Teufel erschrecken will,
Der muß laut schreien.
Göthe.

Ich will versuchen, dem größern Publikum ausgezeichnete Komponisten der neusten Zeit in Hinsicht auf Thätigkeit und Einfluß nach Kräften treu, und so, daß dabei so wenig als möglich spezielle Kenntniß der Theorie und der Technik vorausgesetzt werde, in einzelnen flüchtigen Skizzen darzustellen. Vielleicht werde ich hier dem Urtheile der Menge am wenigsten beistimmen können, vielleicht aber auch Manchem dazu verhelfen, sich der Gründe seines im Stillen längst gefällten Urtheils deutlich bewußt zu werden.

I. Rossini.

Des Deutschen Gefühl für Tiefheit ist so kalt und matt, daß er sogar ausländische leicht für Schönheit annimt.
Jean Paul.

Ein schöner Sinnenreiz ist bei Werken der Tonkunst, wie bei denen anderer Künste, würdiger Zweck. Der Sinnenreiz muß sich nämlich einem höheren Prinzipe, dem Streben zum Idealen, zur schönen Form, unterordnen, denn das Uebertreten der Schönheitsgrenzen, der Sinnlichkeit zu Gefallen, stürzt alle Kunst von ihrer Höhe herab. Ihre Blütenperioden schlossen sich von jeher mit dem sich ewig wiederholenden Kampfe des Materiellen und Ideellen; daher darf dem wahren Künstler eine gewisse Schwärmerei nicht fremd seyn; aber dem, der eitel genug ist, nur den flüchtigen Beifall der Menge zu begehren, gewinnsüchtig genug, durch die Kunst lediglich irdische Vortheile erstreben zu wollen. Es mag

ſeyn, daß, wo die Kunſt gefallen iſt, ſie zuerſt durch die Künſtler fiel, aber das Publikum hat durch ſchnelle Aufmunterung derer, welche ſich von der Schönheit um des Sinnenreizes willen entfernten, nicht wenig dazu beigetragen, ihnen den Rücktritt auf die edlere Bahn zu verleiden und das Beiſpiel ſolcher Apoſtaten wirkte nach und nach immer nachtheiliger, wie die Kunſtgeſchichte lehrt. Natürlich darf hier nur von bedeutenderen Talenten, die als ſolche beſonders einflußreich werden konnten, die Rede ſeyn. — Dieſe allgemeinen Bemerkungen, längſt erwogen, beſtritten, und wieder durch Erfahrung beſtätigt, paſſen auf einen Tonkünſtler, der bereits zwanzig Jahre lang der Liebling Europas iſt, der ſich eines ſo dauernden, ſo allgemeinen Beifalls, wie wenige, zu erfreuen gehabt hat, — ich meine Roſſini. Als dieſer vielgefeierte Künſtler mit ſeinen erſten größern Kunſtſchöpfungen auftrat, hatte die Tonkunſt ihre Blütenperiode längſt erreicht. Mozart hatte bereits überall die Anerkennung gefunden, die ihm bei Lebzeiten nur theilweiſe ward, Beethoven wirkte, noch wenig erkannt, freilich zunächſt als Inſtrumentalkomponiſt; im Fache der höheren dramatiſchen Muſik, namentlich im Pathetiſchen erregte Cherubini Bewunderung, und Spontini Erwartungen. Das Streben nach idealer Schön-

heit leitete die Künstler und dem Mittelmäßigen ward es schwer, Theilnahme zu erwecken. In dieser Zeit erschien Rossini's Tancredi, dem Arbeiten ähnlicher Gattung von demselben Verfasser in Menge folgten, und — der Erfolg ist bekannt. Ueber Wien aus verbreiteten sich die leicht faßlichen, die Gehörnerven anmuthig reizenden Tonweisen des Schwanes von Pesaro durch die ganze Welt, und wurden auf Kosten der unsterblichen frühern Meister, denen man Gesuchtheit, Ueberladung, Langweiligkeit vorwarf, gepriesen. Die deutschen Kehlen, so ungewohnt ihnen die italienische-Gesangsweise eigentlich war, mußten sich damit einrichten, so gut es ging. Das Publikum war entzückt. — „Die Musik soll ergötzen, erheitern," hieß es, „dabei denken zu wollen, ist Ziererei. Der Deutsche ist auch in der Musik schwerfällig, die schöne Melodie bleibt doch die Hauptsache u. dgl. m." — Man hatte theilweise Recht, und nur in der Uebertreibung Unrecht. Man übersah, daß jeder leere Sinnenreiz, den nicht der Geist beseelt hat, zuletzt Ekel erwecken muß. Auch Rossini's Opern traf dies Schicksal. Er fühlte es, und als ihm in Deutschland Weber, in Frankreich Auber gefährlich werden wollte, änderte er seinen Styl, hörte auf, Rossini zu seyn, ahmte jene nach, und gukt jetzt

nur zuweilen ſchüchtern hinter der vorgenommenen, ſeyn ſollenden Gelehrtenmaske hervor. Dies gilt von: der Belagerung von Corinth, Graf Ory, Wilhelm Tell. — Betrachten wir die Geſammtheit ſeiner Werke, ſo erſtaunt man gleichwohl über die Fülle von Eigenthümlichkeit, die darin wohnt. Roſſini iſt unerſchöpflich in Erfindung von Melodieen, aber an harmoniſcher Gewandheit deſto ärmer, gleichwohl verdeckt ſein Talent dieſen letzteren Mangel nicht ſelten. Alle ſeine Melodieen ſind einander verwandt, ſie ſind ſelten die Sprache der Empfindung, der dramatiſchen Charaktere, aber ſie klingen angenehm. Roſſini inſtrumentirt in gewiſſer Hinſicht höchſt einfach, das heißt, er ſucht die Melodie ſo ſcharf als möglich hervortretend zu machen, und benutzt alle übrigen Inſtrumente nur als Folie für die, welche die Melodie führen. Die Mittelſtimmen ſind ſämmtlich todt, gleichſam nur die bunten Lappen, welche dem ſchönen Körper, ihn zu ſchmücken, umgehangen ſind. Dabei inſtrumentirt er wieder ſehr reich, indem er alles was ſich geigen oder blaſen läßt, aufbietet, um die Effekte, in Ermangelung edlerer Mittel, zu ſteigern. Die Form ſeiner Tonſtücke iſt ſelten kunſtgemäß vollendet, und Mannigfaltigkeit iſt dabei am Wenigſten zu rühmen, — man denke nur an ſeine Duetten, die einander wie ein

Ei dem andern ähnlich ſehn, — ſeine harmoniſchen Modulationen ſind ſelten ſorgfältig vorbereitet, und überraſchen nicht, ſondern erſchrecken; — im dramatiſchen Ausdruck fehlt Roſſini, wie ich ſchon oben geäußert, gewöhnlich, und nicht ſelten auf die auffallendſte Art. Komiſche Charaktere zeichnet er freilich meiſt richtiger als tragiſche, — wo er dem Unbefangenen oft Karrikaturen zu liefern ſcheint, und die ſeinem ſüdlichen Blute eigene Lebendigkeit entſchuldigt dann wohl die vorkommenden Uebertreibungen. Vielleicht iſt indeſſen doch der dritte Akt des Othello neben den Barbier von Sevilla zu ſtellen, und mit dieſem das Beſte was Roſſini geſchrieben. — Da dieſer Tonkünſtler in der Melodik, wenn ſchon in der niedern Gattung derſelben, die eben nur ſinnlich zu reizen, nicht Ausdruck eines beſtimmten Gefühls zu ſeyn ſtrebt, ſeine vorzügliche Stärke beſitzt, ſo iſt es natürlich, daß er der ausgezeichnetſten Sänger bedarf. Denn wird die Melodie nur mittelmäßig vorgetragen, ſo iſt in Roſſiniſcher Muſik auch gar nichts mehr, das den Hörer entſchädigen könnte. Daß Roſſini aber, wie man zu ſagen pflegt, dankbar für den Geſang ſchreibe, rechtfertigt ſich nur in ſo fern, als ſeinem Talent die Erfindung reizender und glänzender Figuren, Verzierungen ꝛc. nicht ſchwer fällt. —

Man wird vielleicht einwenden: „die Kritik ist vergessen, sobald man Rossinische Musik von italienischen Kehlen singen hört.“ — Ich gebe zu, daß die Sinnlichkeit dann bestochen wird, aber auch nur dies, und mein Glaube, daß in der Musik noch eine höhere Kraft als die, flüchtig zu ergötzen, wohnen müsse, wird dadurch nicht geschwächt. Diese höhere Kraft spricht aus den Werken der alten Italiener, aus denen eines Gluck und Mozart, aus vielen alten Volksliedern hervor. Es ist die Kraft der wahren Schönheit, welche immer, weil sie etwas rein Geistiges ist, das die Form beseelt, den Sieg behaupten muß.

Ungeachtet aller der Ausstellungen, die ich und vor mir viele Urtheilsfähige an Rossini's Werken machen mußten, räume ich gern ein, daß er mit seinem Talente, welches ihn vielleicht gerade so zu schreiben drängte, wie er es gethan, insofern nicht Flüchtigkeit ihn an Fortschritten hinderte, Hunderte von Komponisten, welche, über ihn die Nase rümpfend, mit rechtschaffenem Fleiße und Anstrengung der Verstandeskräfte in das Heiligthum der Tonkunst einzudringen sich bemühen, glücklich zu machen vermöchte.

II. Auber.

Wo die großen Geister schwinden,
Schöne täglich mehr sich finden,
Ist das Große unbekannt,
Wird das Kleine groß genannt.
Ulrich Hegner.

Die bittern Bemerkungen von J. J. Rousseau über französische Musik (in seiner vielfach angefeindeten dieselbe betreffenden Epistel) sind noch heute größtentheils wahr, und werden dies auch wohl ferner bleiben. Der eine Hauptgrund liegt in dem Wesen der französischen Sprache, die ihrer vielen Nasentöne wegen so unsangbar als möglich ist; der andere in dem französischen Nationalcharakter, dem das Pikante und Frappante weit mehr als der naturgemäße Ausdruck des Gefühls zusagt, und der daher zu Uebertreibungen geneigt, außerdem aber zu flüchtig ist, um eine musterhafte Form vollkommen zu würdigen. — Der Franzose hält gern De-

klamation für Geſang, und betrachtet die Melodie nicht als den Kommentar eines Liedes, ſondern eher als einen Rahmen, in welchen beliebig Verſe eingeſchoben werden, um in dieſer Zuſammenſtellung ſich angenehmer zu produziren, daher ſeine Vorliebe für Couplets, Refrains, Vaudeville's. Die ſogenannte Konverſationsoper iſt hierdurch ſchon als die am meiſten zuſagende Gattung bezeichnet. Die bedeutendſten franzöſiſchen Komponiſten ſind durch jene Eigenthümlichkeiten ihrer Nation zu tadelnswerthen Verſtößen gegen die Natur des wahrhaft Schönen verleitet werden. Gluck, Cherubini und Spontini, die ſich die Franzoſen gern zueignen möchten, gehören ihrem Weſen nach andern Nationen an; und aus den Werken eines Mehul, Gretry, d'Alleyrac, Gaveaux, Solié, Berton, Boieldieu laſſen ſich die obigen Behauptungen vielfach rechtfertigen.

In neueſter Zeit hat (wenn etwa Boieldieu ausgenommen wird) von allen franzöſiſchen Komponiſten vorzüglich Auber die Aufmerkſamkeit der muſikaliſchen Welt erregt. Indem ich dieſes ſchreibe, ſind bereits etwa ein Dutzend Opern von ihm auf den Bühnenrepertoirs zu finden, und es iſt leicht möglich, daß binnen Kurzem dieſe Anzahl ſich um ein Beträchtliches vermehren wird, da Auber mit einer merkwürdi-

gen Schnelligkeit arbeitet. Er iſt Mode geworden, beſonders in Deutſchland, wo man nur zu geneigt iſt, Fremdes mit Ueberſchätzung aufzunehmen, und hat ſelbſt Roſſini zum Theil verdrängt, der, wie ich im vorigen Abſchnitt angedeutet habe, zuletzt ſeiner Manier gefolgt iſt.

Auber hat, nicht ohne bedeutende Fähigkeit, dem Sinn und Geſchmack der Pariſer in ſeinen Opern gehuldigt. Zunächſt hat er faſt durchgängig Texte gewählt, welche ſich durch lebhafte Handlung und dramatiſches Intereſſe auszeichnen, — man denke nur der weltbiſtoriſchen Bedeutung, die die Stumme von Portici erworben, — wohl erwägend, daß der praktiſche Sinn des Franzoſen ein leeres Hin- und Herreden, überflüſſiges Schwelgen in Gefühlen, ein Stillſtehn der Begebenheiten nicht leiden mag. Die Muſik ſoll ihm nur zur Belebung dienen, er betrachtet ſie nicht als Hauptſache, daher der Beifall, deſſen ſich ſtets in Paris die Opéra comique zu erfreuen hatte. — Dann ſorgt Auber fleißig für die muſikaliſchen Lieblingsformen der Franzoſen, Romanze, Chanſon, Duettino, und hier erſcheint unleugbar ſeine Erfindung ſehr reich. Seine Melodieen, namentlich ſeine Refrains und ſeine Inſtrumentation ſind zuweilen pikant und lebendig; er bringt auch wohl fremdartige

ſcharfreizende Harmonieen, — beiläufig geſagt nicht ſelten ſolche, die aus Spohr entlehnt ſcheinen, — an, wo etwa die Tonweiſe ſelbſt langweilig werden könnte; er verblendet in den Enſembleſtücken, wo es ihm an Kraft zu großartiger Anlage, und an techniſcher Gewandheit zu künſtleriſcher Abrundung fehlt, durch einen fürchterlichen Lärm, und erringt ſo mit leichter Mühe Triumphe, nach denen ein weniger frivoler Künſtler von größerem intenſiven Werth vielleicht vergeblich ringen würde. Indeſſen geht es ſeinen Kompoſitionen doch, wie allen, welche von keinem höheren Geiſt beſeelt ſind, man hört ſie neu mit Intereſſe, aber wird ihrer ſchnell überdrüſſig. Je geſuchter eine Melodie iſt, deſto ſchneller erweckt ſie Ekel, und ſo wird Auber vielleicht ſchon nach funfzig Jahren vergeſſen ſeyn, wie dies mit manchem, eine Zeit lang gefeierten Künſtler der Fall geweſen. Jeder augenblickliche Beifall des Publikums reißt ihn unwiderſtehlich jenem traurigen Ziele weiter entgegen. — Mir fällt hierbei eine Stelle des Petronius ein, die ich zum Schluß anführen will. — „Die Künſtler tragen die Schuld ſolcher Verirrungen nicht, denn ſie werden ja gezwungen mit Unſinnigen zu raſen. Wenn ſie nicht (wie Cicero ſagt) in den Theatern allein gelaſſen werden wol-

len, so müssen sie den Hörern zu Gefallen reden, wie dies auch die Schmarotzer machen, die, nach den Gelagen der Reichen lüstern, nur darauf denken, den Anwesenden zu sagen, was diese am liebsten hören. Und sie können dies nicht anders thun, als indem sie ihren Ohren nachstellen. So hängt der Fischer an seine Angel, was die Fischlein lockt, weil er sonst ohne Beute am Ufer sitzen würde. Wen trifft deshalb der Tadel? Die Eltern, welche nicht wollen, daß ihre Kinder unter einem strengen Gesetze gedeihen!" — Ich glaube, wenn wir unter den Eltern das Publikum verstehen wollen (denn wir werden doch die Künste nicht unter das Kriterium der Polizei stellen?) so paßt die Stelle des Römers auf unsre Zeit nicht minder, als auf die seine. —

III. Spontini.

L' opera toujours
fait bruit et merveilles;
on y voit les sourds
boucher leurs oreilles.
Beranger.

Es iſt an vielen Talenten wahrgenommen worden, daß ſie ein Werk, — ihr erſtes Debut, — in die Welt ſchicken, das mit Bewunderung aufgenommen wird, und um vieler Schönheiten, auch manches Originellen willen dem Verfaſſer den Ruf eines Genies verſchafft. Jenes Werk aber hat die Quinteſſenz der Fähigkeiten ſeines Autors enthalten; dieſer kopirt es zu wiederholtenmalen, meint, immer weiter auf der Bahn des Rufes vorzudringen, vielleicht ſelbſt jenes erſte Werk einen leidlich gelungenen Erſtlingverſuch nennend, und bekundet immer wieder dieſelben Vorzüge, wenn ſchon in geringerer Friſche, dieſelben Fehler, aber deſto ſichtbarlicher, bis endlich ſeine letzten gar keine Beachtung mehr

finden. — Hierdurch unterscheidet sich auch das Talent von dem Genie, welches immer Neues schafft, und immer größere Triumphe feiert und verdient. — Diese Bemerkungen rechtfertigt Spontini, — der Schöpfer der Vestalin, von dem es, wenn er nichts weiter geschrieben hätte, wie von Leisewitz, dem Verfasser des Julius von Tarent heißen würde: „er schuf nur ein Werk, aber einen Löwen.“ — In keinem andern Werke hat Spontini sein berühmtestes erreicht, noch weniger übertroffen, sich selbst bis in's Unendliche wiederholend und versiachend. Wenig half es, nach Aeußerlichkeiten zu greifen, sinnlichen Schmuck im Uebermaaße auf Kosten des Geschmacks zu verwenden, welcher mit Schimmer und Glanz die innere Blöße decken sollte,— ein Verfahren, wobei Spontini'n seine so begünstigte Stellung in Berlin vortrefflich zu Statten kam. Der Genius der Schönheit lächelte nur noch auf Augenblicke, er hat zuletzt trauernd sein Haupt verhüllt; und ohne ihn ist die Kunst nur eine alternde Kokette, welche mit allerhand todter Zierrath nach Beifall angelt. Spontini ist vielfach angegriffen worden, oft mit übergroßer Bitterkeit, doch er hätte sich dies ersparen können, wenn er die einmal geflohene Muse nicht durch Gewalt hätte zurückrufen wol-

len. Der Verfasser der Vestalin erweckte nun einmal größere Erwartungen als Tausende von Künstlern. — Es sind nun seine Eigenthümlichkeiten näher ins Auge zu fassen, und er ist hieran nicht so arm, als seine Gegner ausgeschrieen haben. Spontini ist zwar im Gebiete der Tonkunst nicht Herr genug, um in Bezug auf die Form durchgängig korrekt, gewandt und ohne Einförmigkeit zu erscheinen. — Namentlich kontrapunktische Gewandheit, das herrliche Mittel zur Durchführung eines Gedankens fehlt ihm ganz. Eben so wenig ist sein Erfindungsquell in Bezug auf Melodie, Harmonie und Instrumentation sehr reich zu nennen, denn er wiederholt sich hier ohne Unterlaß, — dennoch giebt er zuweilen, dies streite ihm Keiner ab, etwas ganz Neues. — Freilich ist dies bei Weitem am meisten in seinen allerersten Werken, und namentlich in der Vestalin der Fall. Originell erscheint Spontini, — um der Wahrheit ihr Recht nirgend zu schmälern, — in Rhythmus und Accentuation, nicht minder im Recitativ. Hier bekundet er eine bedeutende Fähigkeit für den höhern musikalischen Ausdruck, und bewährt sich als Nachfolger Glucks, ja ich glaube kaum, daß unter den jetzt lebenden Komponisten Einer sey, der Spontini in dem Recitativ, besonders, so weit dies der Bühne angehört, übertref-

ſen möchte. Wenn wir nach einer Rangordnung ſeiner Werke, in Bezug auf ihren Werth ſuchen, ſo iſt ſie ſchnell gefunden: die frühern kleineren Arbeiten wurden wenig bekannt; ſeinem Meiſterſtücke, der Veſtalin, folgen ſeine ſpäteren Werke alsdann in abſteigender Linie, nach der Zeitfolge ihres Entſtehens. Am ſichtbarſten wird die Abnahme der Erfindungskraft vom Anfang des zweiten Aktes der Olympia an. In der Agnes von Hohenſtaufen, — beiläufig geſagt, einer Oper, deren möglichſt unmuſikaliſcher Text den Komponiſten nicht begeiſtern konnte, wird die Leere, die Bedeutungsloſigkeit der zwecklos aufgethürmten Tonmaſſen am drückendſten und das dadurch erzeugte unangenehme Gefühl wird noch durch die Wahrnehmung geſteigert, daß die geiſtigen Kräfte Spontini's Höheres erſtrebt haben, ohne ihrem Ziele gewachſen zu ſeyn. Er vergreift ſich in den Mitteln, weil es ihm unmöglich iſt, mit Wenigem viel auszurichten, und er ſich doch gern ſelbſt überbieten möchte. — Erſchöpft, ohne bleibenden Eindruck, entfernt ſich der Hörer, nicht angeregt, noch weniger befriedigt, ſondern betäubt, in geiſtiger Nüchternheit. —

Hieraus wird leicht erklärlich, warum außer auf der an Mitteln reichen Berliner Hofbühne, die Spontini zu Gebote ſteht, ſeine ſpäteren Werke

im Allgemeinen auf den Theatern fremd ſind, während es ſonſt dem Neuen ſo leicht wird, Theilnehmer zu gewinnen.

Die vielfachen Streitigkeiten, welche namentlich der geſchätzte muſikaliſche Kritiker, Rellſtab, mit einem Heer von Bewunderern Spontini's über deſſen künſtleriſchen Werth oder Unwerth vor dem Publikum mit vieler Heftigkeit geführt hat, ſind nicht ohne allen Erfolg geblieben, ſondern haben bei Vielen dazu beigetragen, eine richtige Anſicht über Spontini's Kunſtleiſtungen feſtzuſtellen. Gleichwohl ging Rellſtab in manchem ſeiner Angriffe zu weit. Ein gewiſſes Streben nach Einfachheit, nach muſikaliſchem Ausdruck kann man Spontini'n bei all' ſeinem Mangel an tiefern Kenntniſſen und an Erfindung nirgends abſprechen; es tritt nur in der Veſtalin am hellſten hervor. — Die bekannte Anekdote von einem fremden jungen Künſtler, der der Schöpfer der Veſtalin ſey, und wonach Spontini etwa nur als Pathe zu dem anmuthigen Kinde der Tonkunſt erſchiene, hat, wie mir ſcheint, ein Kopf, dem es an muſikaliſchen Einſichten gänzlich fehlt, erfunden. Eine flüchtige Vergleichung mit Spontini's andern Opern zeugt für die große innere Verwandſchaft. Dieſe tragen, wie bereits geäußert, dieſelben Vorzüge in geringerem, dieſel-

den Fehler in höherem Grade an ſich. — Niemand aber hat Spontini's Rufe, wie ihm ſelbſt, mehr geſchadet, als ein Haufe wirklicher, oder um anderer Intereſſen willen verſtellter Bewunderer ſeines Talents, denen er leider Gehör gegeben. Statt Rathes wurde ihm Lobhudelei, meiſtens die von ganz Unfähigen, ſtatt Aufrichtigkeit, Schmeichelei zu Theil. Den ächten Anhängern Spontini's, des Generalmuſikdirektors, — des Künſtlers gewiß nicht, — erſcheint Deutſchlands Stolz, Don Juan, neben Spontini's Opern ſo ziemlich als vergänglicher Kram. Nun Gott verzeih es ihnen; das Papier iſt geduldig, aber die Zeit iſt gerecht. — Vielleicht wird man ſchon nach 50 Jahren jene Stelle nicht mehr verſtehen und einen Druckfehler vermuthen. —

IV. Beethoven.

Niemand muß herein rennen
Auch mit den beſten Gaben;
Sollen's die Deutſchen mit Dank erkennen,
So wollen ſie Zeit haben.

Göthe.

Dahin iſt endlich die muſikaliſche Welt gelangt, daß ſie in Beethoven den Rieſengenius nicht mehr verkennt, der Alles umfaſſend, aller Mittel mächtig, Alles eigenthümlich anſchauend, aus dem unerſchöpflichen Quell ſeines innern Reichthums fortwährend neue, und bezaubernde Gaben, wofür die Kritik keinen Maaßſtab findet, ſpendete. — Es bedarf kaum mehr einer Erläuterung ſeiner Eigenthümlichkeiten. Er iſt in ſeiner Art völlig einzig. Melodie, Harmonie, Form, Rhythmus, Inſtrumentation behandelt er auf neue Weiſe, und belebt ſie durch ſeine Genialität. Die Phantaſie iſt es überall, die reichſte, üppigſte, die Beethoven darthut, und nur ihr Reichthum iſt Schuld, daß er zuweilen

der Schönheitsform, der ästhetischen Ruhe, hingerissen von der Allmacht seines Genius, zu nahe tritt, doch ist er hier wieder von Leichtsinn eben so weit entfernt als von Pedantismus. — Allerdings erscheint er, — was sich indessen aus dem Vorigen leicht erklärt, — in den Instrumentalsachen, namentlich den Symphonieen, wo ihn keine Form bindet, kolossaler als in seinen Gesangstücken. — Eine Bemerkung knüpft sich hier an, welcher ich wohl von jungen Künstlern Beherzigung wünschen möchte. Beethoven scheint in mancher Beziehung über Mozart, Haydn, Händel, Gluck, zu stehen, aber ich möchte ihn weder mit jenen vergleichen, noch ihn, wie jene Meister, als Muster empfohlen wissen, ungeachtet Manche das Gegentheil behaupten; denn dann könnte er, nach meiner Ansicht, gefährlich werden. Beethoven's Eigenthümlichkeiten lassen sich nicht von Andern aneignen. Seinen verstechenden bizarren Einfällen ist vielleicht dem Anschein nach leicht nachzuahmen, allein sie werden dann ganz andere Effekte als bei Beethoven, durch dessen innerstes Wesen sie bedingt waren, hervorbringen. — Seine phantastischen Auswüchse soll ihm aber Niemand rauben, denn es gilt hier, was Jean Paul sagt: „die Kritik bringt die Haare in Ordnung, aber sie reißt auch die meisten aus.“ Er

iſt über die Regel erhaben, die der Anfänger bedarf; Beethoven könnte dieſen auf ganz falſchen Weg bringen, wenn dieſer, anſtatt ihn nur zu bewundern, ihm durchgängig nachahmen wollte. Dies kann namentlich von Beethovens Liebe zur Tonmalerei gelten, welche ihn zuweilen zu Spielereien verleitet. Natürlich kann ich hier aber lediglich von ſeinen Werken im Allgemeinen reden, da er, nach einzelnen ſeiner Tonſtücke, wo er ſich ſelbſt faſt verläugnet, auch klaſſiſch ſchön erſcheint — und ich kann mich des Ausdrucks wohl bedienen, wenn ich Beethoven im Allgemeinen romantiſch ſchön nenne. — Die ſpäteſten Geſchlechter werden Beethoven bewundern, wie wir es heut thun und wahrſcheinlich noch unübertreffen finden, denn ſeine Bahn zu gehen, war ihm allein vergönnt.

V. Hummel.

Wer ſich nicht zu beſchränken verſteht, wird nichts erlangen.
L. Tieck.

Der Geſchmack iſt etwas Weſentliches, aber an und für ſich nicht das Höchſte in der Kunſt, wenn auch Viele dies glauben. Er iſt die Ordnung der Kräfte, welche dieſe zur Schönheit erhebt. Er kann ohne Schärfe der Beurtheilung, daher ohne Verſtand nicht exiſtiren. Das Genie bedarf ſeiner vielleicht weniger, als das Talent, jedoch jedesmal wo es klaſſiſche, d. i. muſterhafte Werke ſchaffen will. Das Talent aber, dem es an Eigenthümlichkeit gebricht, bedarf ſeiner, um dieſen Mangel zu decken, es erregt dann weniger durch die Neuheit ſeiner Ideen, als durch deren geſchmackvolle Anordnung Wohlgefallen.

Bei einer Muſterung muſikaliſcher Zeitgenoſſen darf Hummel nicht übergangen werden, der als ein Muſter des guten Geſchmacks eben ſo ſehr den gebildeten Hörer ergötzt, als für den

Schüler lehrreich iſt. Hummel hat zunächſt im Pianofortespiel eine eigne Periode begründet, und Duſſek, Steibelt und Wölfl ꝛc. vergeſſen gemacht. Wie gediegen, gründlich und geſchmackvoll ſeine Schule ſey, bedarf keiner Erwähnung. Dieſe Richtung aber hat auch in ſeinen Kompoſitionen, von denen die berühmteſten Klavierkompoſitionen ſind, ſich geltend gemacht. Seine Geſangſtücke können jenen nicht an die Seite geſetzt werden.

In allen ſeinen Werken, die zugleich dem Pianoforte Gelegenheit geben, ſich auf würdige Weiſe geltend zu machen, iſt eine freie Beherrſchung der Form ſichtbar, ſein Streben zu der edlen Einfachheit, äußerer Abrundung. Ich möchte, wenn man Mozart mit Göthe, Beethoven mit Jean Paul, Haydn mit Wieland, Händel mit Klopſtock, Spohr mit Schillern vergleichen will, Hummeln mit Engel vergleichen. Es iſt ein ſo feiner Geſchmack in Anordnung des Ganzen, daß die Wirkung jeder Idee durch zweckmäßige Vorbereitung, angemeſſene Durchführung erhöht, und nirgends eine Lücke fühlbar wird, daß das ganze Tonſtück, ſelbſt wenn ihm ein tieferer Charakter abgeht, wie aus einem Guſſe entſtanden erſcheint, und eine anmuthige Wirkung hervorbringt. Dabei iſt Hummel an Erfindung durchaus nicht arm, und erſcheint durch jene Kunſtmittel nur noch rei-

cher, als er wirklich iſt. Wir können uns nicht verhehlen, wenn wir eine ſeiner Sonaten mit einer Beethovenſchen vergleichen, daß Hummel mehr durch äußere als innere Mittel wirkt, daß ſeine Melodieen mehr graziös als charakteriſtiſch, als tief empfunden ſind, allein er hat auch in einzelnen Werken eine bei ihm um ſo überraſchendere Tiefe der Auffaſſung gezeigt, z. B. in dem Konzert in H moll, in dem erſten Septett, u. ſ. w. Vielleicht tritt ſeine Eigenthümlichkeit nirgends ſo ſehr als in dem großen Rondo mit Orcheſterbegleitung in B dur hervor, wo die Grazien ihn nirgends verlaſſen, und Jeder ſich nach der Hörung anmuthig angeregt fühlt. Denn das iſt die Macht des guten Geſchmacks, daß die durch ihn im Kunſtwerk hervorgerufene Harmonie in der Seele des Genießenden eine ähnliche herſtellt.

Wieviel Moſcheles, Kalkbrenner, Pixis u. A. Hummeln verdanken, liegt am Tage. Wie vortheilhaft er auf Bildung des Kunſtgeſchmacks gewirkt hat, wird nie vergeſſen werden. Er lehrt uns, wie nothwendig dem Künſtler die feinſte Ausbildung des Geſchmacks iſt, — aber auch, daß dieſe ein fleißiges Studium aller techniſchen Mittel vorausſetzt, da ohne deren Aneignung dem äſthetiſchen Sinne das erforderliche Organ fehlt, ſich kund zu thun. —

VI. C. M. v. Weber.

Die alte Kunſt verkörpert das Geiſtige, die neue vergeiſtigt das Körperliche.

Börne.

Die Freude der allgemeinſten Anerkennung und Aufmunterung, das Läſtige, wie das Schmeichelhafte der Berühmtheit erfuhr C. M. v. Weber nur wenige Jahre lang. — Er gehört zu denen genau genommen ebenfalls, die einem einzigen Werke faſt all' ihren Ruf zu danken haben, (denn wie wenig ſelbſtſtändig richtet das Publikum,) hat aber anderſeits das mit Mozart gemein, daß er ſich nicht überlebt hat, ſondern in ſeinen letzten Arbeiten ſo friſch, ja friſcher, als in den frühern erſcheint. Der Beifall, den ſeine Werke erfahren, war nicht auf ein Land beſchränkt, ſondern verbreitete ſich durch die Welt. Es war im Ganzen mehr der Beifall der Laien, als der Kenner, doch mußten auch dieſe die hervortretende Originalität anerkennen.

C. M. v. Weber iſt ſeinem Weſen nach **Lyriker**; als dramatiſcher Komponiſt, wenn auch ſchätzbar und tüchtig, doch nicht **muſterhaft**, denn die Stellen, welche ſeinen Opern den Sieg verſchafften, waren zunächſt die lyriſchen. Er iſt zu denen zu rechnen, deren Mittel, — in ſo fern ich darunter die Beherrſchung des Kunſtmaterials verſtehe, — ungeachtet mancher originellen Anwendung nicht immer ihren Zwecken gleich kommen, was die Freiheit, ſich künſtleriſch zu äußern, beſchränkt, — durch Phantaſie und Innigkeit des Gefühls aber reißt er fort, und verdeckt ſo den Mangel an Vollendung der äußern Form, den Mangel an äſthetiſcher Ruhe; er iſt ein Künſtler, in deſſen Werken oftmals die Mannigfaltigkeit auf Koſten der Einheit vorherrſcht, daher er im Kleinen oft muſterhaft groß, im Großen — (wo er den Raum nicht auszufüllen weiß) — oft klein iſt; er iſt von Manier nicht frei, und doch reich an Erfindung. — Er iſt oft genial, entbehrt aber nicht ſelten feinern Geſchmacks, — iſt ein ächt deutſcher Komponiſt ſeiner Tiefe der Erfindung nach, dann aber, was das Suchen nach Effekten anbelangt, wieder ein Schüler des Auslands.

Seine Melodieen ſind meiſt originell, wenn auch ein großer Theil ihres Reizes in der harmoniſchen Begleitung, in den Vorhalten u. ſ. w. liegt,

seine anziehende Instrumentation nicht minder, die weitere Ausführung seiner Gedanken aber ist nicht selten matt, ja in den kontrapunktischen Stellen glaubt man gar nicht mehr den eben bewunderten Schöpfer der schönen Melodieen zu hören. Von Webers frühern Kompositionen erregten nur seine Lieder Aufsehen. Man bewunderte ihren lyrischen Schwung, und setzte nur das aus, daß sie zuweilen an Ueberladung der begleitenden Harmonie litten. Der Freischütz erst brach seinen Werken die Bahn. Die Volkseigenthümlichkeit des Sujets, wie der Musik, ergriff alle Herzen; der Reichthum neuer Melodieen überraschte, wie das ächt Dramatische einzelner Stellen. Es war vielleicht Webers Glück, daß er Euryanthe, deren Text so oft und nicht mit Unrecht Gegenstand des Spottes geworden ist, nicht vorher schrieb, ungeachtet die Musik dieser Oper in mancher Hinsicht den Freischütz überragt. Weber hat hier schon mehr für das Kennerpublikum als für das allgemeine geschrieben. Sein Oberon ist ein schöner Torso, — denn die lose Verbindung der Musikstücke hat Weber selbst gefühlt, und wurde sie, wenn ihm längeres Leben vergönnt gewesen, durch Umschmelzung des Singspiels zur großen Oper, abgeändert haben, — so frisch und reich an innerer Lebendigkeit wie keines seiner Werke. Ich

erinnere hier nur an das Finale des zweiten Aktes, das der geiſtreiche Rochlitz ſchon, wie den Kulminationspunkt der Oper, ſo eines der reizendſten Weberſchen Muſikſtücke nenet. Webers Kirchenſachen leiden an Sentimentalität und weltlichem Prunke. — Seine Inſtrumentalkompoſitionen, wenigſtens die größern, ſtehn weit hinter ſeinen Vokalſachen. Sie haben alle hübſche neue Ideen aufzuweiſen (man denke nur an die Klavierkonzerte und die Symphonie in C dur), aber es wird nichts Ganzes daraus, ſie haben zu viel Lückenbüßer, nichtsſagende, nur weiterbringende Paſſagen, die dem Kenner eigentlich Angſt machen, weil er an dem Künſtler eine Unbeholfenheit, ein Sinken der Begeiſterung wahrnimmt. Seine Ouverturen zu Euryanthe und Oberon haben hinreißende Motive, und dennoch Stellen, die man Anfängerarbeit nennen möchte. Man gewahrt, wie ängſtlich die Reflexion bemüht iſt, die an ſich guten Steffe zu einem Ganzen zu verarbeiten, zu verbinden, und zugleich auch kunſtgerecht zu ſchreiben, der Eindruck iſt geſtört, eine Einheit des Genuſſes wird nicht hervorgebracht, bis endlich das lyriſche Feuer des Komponiſten ſich wieder Luft ſchafft, und dann allerdings unwiderſtehlich fortreißt.

Aber wer wollte darüber mit dem Künſtler

rechten, der dem innern Drange ſeiner Natur gefolgt iſt, und ſo viele freundliche Gaben geboten hat? — Das ganze Gebiet einer Kunſt frei zu beherrſchen iſt nicht Jedem vergönnt; hier finden wir Fruchtbarkeit ohne Geſchmack, dort Fleiß ohne Begeiſterung, dort tiefes Gefühl und techniſche Unbehol-fenheit, dort blos Sinnlichkeit ohne Kunſtſinn, — nur ſelten finden wir jene äſthetiſche Freiheit und Ruhe, welche, obgleich vielleicht in keiner Kunſt ſo ſchwer zu erreichen als in der Muſik, deren Hauptwirkung Erregung des Gefühls iſt, dennoch auch hier das höchſte Kunſtgeheimniß ausmacht und nur aus einer Vereinigung des leidenden Gefühlszuſtandes mit dem thätigen des Denkens hervorgehen kann.

VII. Spohr.

Wie dieser Welt iſt's keineswegs richtig,
Vergebens biſt du brav, vergebens tüchtig;
Sie will uns zahm, ſie will ſogar uns nichtig.
Göthe.

Wenn ich bei den vorigen Andeutungen über C. M. v. Webers Künſtlercharakter bemerkt habe, daß in ſeinen Werken die Mannigfaltigkeit auf Koſten der Einheit vorherrſche, ſo habe ich nunmehr von einem Tondichter zu ſprechen, deſſen ganzes Streben gerade nach der Einheit gerichtet iſt, und der gerade hierdurch, wenigſtens Einigen Gelegenheit zu Tadel gegeben hat. — Spohr hat, — wie ja überhaupt die meiſten bedeutenden Männer bei Lebzeiten nur getheilte Anerkennung finden, — hinſichtlich ſeines Wirkens manchen ungerechten Vorwurf, freilich nicht ſelten von Unkundigen oder Uebelwollenden erlitten. Man hat ihm vorgeworfen, ſeine Werke ſprächen eine krankhafte Sentimentalität aus, trügen alle dieſelbe

Färbung, litten alle an derſelben Monotonie, und würde darin die Melodie von der Harmonie erdrückt, man hat ihm auch wohl zum Theil alle höhere Begeiſterung abgeſprochen, oder mindeſtens behauptet, daß er ſie immer in ſeiner ſtereotypen Manier untergeben laſſe. Mit der Begründung dieſer Urtheile ſah es freilich ſchlecht aus. Und es iſt der Mühe werth, dergleichen gewagte Aeußerungen ſcharf zu beleuchten, um die eigentlichen Verdienſte Spohrs, der vielleicht nach einem Jahrhundert von den Tonſetzern unſerer Tage allein, oder mit nur noch ſehr wenigen Andern genannt werden wird, ans Licht zu ſtellen.

Spohrs Werke tragen ſämmtlich das Gepräge einer ſo hervorſtechenden Eigenthümlichkeit, daß ſie mit denen anderer Meiſter auch von dem Ungeübten kaum verwechſelt werden können; hierin liegt der Hauptgrund für die Behauptung, daß er einförmig, manierirt, und ermüdend erſcheine. Spohr iſt derjenige Komponiſt, der in Bezug auf harmoniſche Kunſt, am tiefſten in die wunderbarſten Geheimniſſe eingedrungen iſt. Der Zauber der Melodie war von den unmittelbar ihm vorgehenden Meiſtern ſo verſchwenderiſch benutzt worden, daß es nicht mehr leicht erſchien, in dieſer Beziehung Neues zu geben. — Spohr hat auch hier Neues geſchaffen, aber noch bei wei-

tem mehr durch Benutzung harmonischer Effekte, deren eigenthümlicher Reiz noch nicht genugsam erkannt war. Mozart, der ihm auch hier vorgearbeitet, ward namentlich in der Eigenthümlichkeit, daß jede Mittelstimme eine selbstständige Melodie habe, nicht allein befolgt, sondern sogar überboten. Eine Erfindungsgabe der seltensten Art hat Spohr hier offenbart. Das Gewagteste bereitet er, zum Theil durch neue Anwendung der Dissonanzen so vor, daß es nirgend verletzt, und die Macht der chromatischen Tonleiter hat er, wie kein Anderer geltend gemacht.

Das Studium der klassischen Tonwerke verschiedener Zeiten hat mich zu der Ueberzeugung gebracht, daß derjenige Komponist, der das Höchste zu erreichen beabsichtigt, der als unbedingtes Muster gelten soll, dreierlei besitzen müsse. Erstens: Genaue Kenntniß der Technik seiner Kunst. Hierunter verstehe ich die Kunst der Behandlung des rohen Stoffes. Es gehören also hierher Kenntnisse der mathematischen Gesetze, wonach die verschiedenen Verbindungen der Töne sich richten, Kenntniß der Instrumente, sowohl was Behandlung der einzelnen als die Zusammenstellung betrifft, u. s. w. Zweitens: Kenntniß der musikalischen Aesthetik. Hierunter verstehe ich die Schönheitsgesetze, welche die Form der Musik-

ſtücke leiten ſollen, welchen die zur Benutzung vorhandenen Mittel gehorchen müſſen. Geſtaltung des mannigfachen Stoffes zur äſthetiſchen Einheit, zur höhern Symmetrie, die ſich nicht mehr allein nach mathematiſchen Regeln, ſondern nach denen des guten Geſchmacks richtet, würde alſo hier das Ziel ſeyn. Gleichwohl ſieht jeder, daß noch Eines hinzutreten müſſe, um das Werk zum Kunſtwerk zu erheben. Eine Melodie machen, ſie verarbeiten, durch Verbindung mit anderen daraus ein Muſikſtück bilden, das nirgend das Ohr verletze, das auch wohl ihm ſchmeichle, alſo die Sinnlichkeit angenehm reize, können Viele lernen, die Talentvollen freilich vorzugsweiſe — aber der befähigte Zuhörer wird etwas vermiſſen. Er wird trotz aller Korrektheit eine Bedeutungsloſigkeit in dem Werke finden, die ihn zuletzt anekelt und er wird jenen merkwürdigen Ausſpruch: Sonate, que me veux tu? wiederholen müſſen. Gleichwohl iſt die Anzahl ſolcher Muſikſtücke ſeit zwanzig Jahren insbeſondere zur Legion angewachſen, und wächſt täglich. — Was iſt es nun aber, das außer der Herrſchaft über die Technik, außer dem ſogenannten guten Geſchmack vorhanden ſeyn muß, damit der Tonſetzer zum Tondichter erhoben werde? Freilich, etwas nicht zu Erlernendes, etwas, das nur der,

„den des Genius Blick, als er geboren ward,
mit einweihendem Lächeln ſah,"

beſitzt: nämlich: der hohe, poetiſche Sinn, der die Töne adelt, daß ſie das Organ einer Idee werden, der die Tongeſtalten beſeelt, daß ſie ſich dem Ideal nähern, welches er in der Seele des Künſtlers erzeugt hat. Ein Kunſtwerk kann für intereſſant gelten, ohne ſchön zu ſeyn, — denn das wird durch Mannigfaltigkeit der Ideen u. ſ. w. bewirkt, — ein ſolches Kunſtwerk kann ein gebildeter Muſiker ſchaffen, der jenes poetiſchen Sinnes entbehrt, aber die Vergänglichkeit der Mode wird daſſelbe nur zu ſchnell empfinden, während die unſterblichen Blüthen des Genius daneben von der verderblichen Gewalt der Zeiten verſchont ſind. Die Muſik muß als Sprache der Seele betrachtet werden, ihr höchſter Zweck muß Ausdruck des Gefühls, und zwar eines erhöhten, eines dichteriſchen, bleiben. — Hierauf habe ich bei den Bemerkungen über Roſſini bereits hingedeutet. Ich will die allgemeinen Grundſätze, die ich hier flüchtig ausgeſprochen, nunmehr auf Spohr anwenden. Darüber waltet zunächſt kein Zweifel der Urtheilsfähigen ob, daß Spohr die Technik auf eine ſeltene Weiſe in ſeiner Gewalt habe, und eben ſo wenig wird behauptet werden, daß er, was äſthetiſche Form anbelangt, leicht zu über-

treffen ſey. Er hat durch ſeine genaue Kenntniß der mathematiſchen Geſetze der Tonkunſt die höchſte Gewandheit in Anwendung des Kontrapunkts und der Modulation erreicht: die Aneignung äſthetiſcher Grundſätze aber lehrt ihn dies auf eine geſchmackvolle, ſein reiches Erfindungstalent auf eine neue Art thun; in ſeinen Werken ſiegt alſo, wie bereits geſagt, die Einheit über die Mannigfaltigkeit. Alles Steife, Unbeholfene, Lückenhafte in der Form weiß ſein zarter Schönheitsſinn zu vermeiden, der fremdartigſten Ausweichung das Grelle zu benehmen, der gewöhnlichen Melodie durch wechſelnde Begleitungsſtimmen immer höheren Reiz zu geben. Bei der Durchführung eines Hauptgedankens finden wir Spohr aller angewendeten Kunſt ungeachtet, ſelten ermüdend; die kontrapunktiſchen Kunſtgriffe ſind mit Geſchmack benutzt, überall iſt Maaß gehalten; bei den Schlüſſen, wo viele Tonſetzer ſich den Schein geben, als wenn ſie die Welt einzureißen gedächten, und einen Effekt durch den andern vernichten, erſcheint Spohr gewaltig, aber beſonnen. Dieſes Streben zur Einheit, dieſe hohe künſtleriſche Ruhe bei aller Bewegtheit des Stoffes verkündet eben ſeinen ſeltenen Beruf, ſeine Sicherheit. Die Leidenſchaft muß von den Geſetzen der Kunſt gezügelt ſeyn, wenn ſie ſchön erſcheinen ſoll, und äſtheti-

ſche Ruhe wird nur von dem Unkundigen Kälte genannt werden.

Es iſt übrigens hier der Ort, wenn auch nur flüchtig, anzudeuten, wie Spohr in der Kunſt der Inſtrumentation insbeſondere noch für muſterhaft gelten kann. Studium und Erfahrung lehrten ihn neue Wirkungen einzelner Inſtrumente kennen. Das ganze Orcheſter aber behandelt er als ein einziges Inſtrument etwa wie ein geübter Feldherr ſein Heer, die einzelnen Kräfte in verſchiedene Gruppen theilend. Saiten-, Holz- und Blechinſtrumente ſondern ſich ſcharf, um ſich wechſelſeitig zu unterſtützen; die letzten namentlich werden mäßig, aber höchſt wirkſam, die Holzinſtrumente oft nach Art einer Orgel angewendet. Jedes einzelne Inſtrument wird bei Spohr bedeutend. Er verlangt nie zu viel, aber die genauſte Leiſtung des Geforderten. Von ſeiner eigenen Kunſtfertigkeit als Violinſpieler habe ich hier nicht zu reden, nur ſo viel ſey geſagt, daß Spohr hier wohl zu originell iſt, um übertroffen zu werden. Hier iſt er auch, trotz vielfach wechſelnden Geſchmacks, am wenigſten angegriffen worden. — Es bleibt mir demnächſt noch übrig, mich über den Grad des poetiſchen Sinnes, — was ich darunter in dieſer Beziehung verſtehe, habe ich oben geäußert, — über den Geiſt, der

Spohr's Schöpfungen belebt, auszuſprechen, und hier iſt es vielleicht, wo ich den heftigſten oder alleinigen Widerſpruch finden werde. Jene Schöpfungen athmen, nach meiner Meinung, meiſtentheils ein unendlich tiefes Gefühl, eine Ueberſchwenglichkeit der Empfindung, eine Innigkeit, die ſie weit eher vor Vergänglichkeit ſchützt, als ihre vorhin gerühmte vollendete Form. — Jene Eigenſchaften hat Spohr ſich nicht angeeignet, er hat ſie von der Natur bekommen. Er giebt ſich, fern von der Koketterie vieler ſeiner Zeitgenoſſen, wie er iſt, er ſingt, wie er fühlt. —

Ich glaube, daß Spohrs rein ſubjektives Gefühl ihn ſo ganz erfüllt, daß es ihm ſchwer wird, ein Andres auszuſprechen, und läugne nicht, daß ſein Gefühl ſich faſt immer als ein ſanftes, ruhiges, auch wohl ſchwermüthiges offenbart, daß es einen Grad von elegiſcher Färbung trägt, der auch in der Heiterkeit es nicht verläßt. Den wilden Jubel, die heftige Luſtigkeit, die höchſte Aufregung der Leidenſchaft vermeidet er, wie auch wieder das Triviale. Seine Ausdrucksweiſe iſt daher immer *edel*, auch in der Freude überſchreitet er niemals eine gewiſſe Grenze, wiewohl er für alle Gattungen von Kompoſitionen thätig geweſen iſt. — Die Wahrnehmung dieſer Eigenſchaften hat nun eben Viele zu dem ungerechten

Urtheile verdient, daß Spohr zu düſter, oder zu manierirt ſey, daß ein höherer Geiſt in ſeinen Kompoſitionen nicht wohne, ſondern nur Grübelei über neuen Eigenthümlichkeiten des Ausdrucks. Dies iſt aber das ſchreiendſte Unrecht, was man Spohr thun kann. Ich gebe nach, daß nicht Jedem vergönnt ſeyn mag, Spohr zu begreifen. — Er ſetzt, außer muſikaliſchen Kenntniſſen, ein ſo zartes Gefühl, wie wenige Tondichter voraus. Ich gebe nach, daß er ſelbſt von einer gewiſſen Manier in der Ausdrucksweiſe nicht frei iſt, da ihm manche harmoniſche Wendungen vielleicht über die Maaßen lieb geworden ſind, — ich gebe nach, daß er Sachen geſchrieben, wo ihn die Begeiſterung, die mir ihn ſonſt ſo werth macht, verläßt, und uns eine leere Form bleibt — (dabei muß ich beiläufig darauf aufmerkſam machen, daß die Verblendung allein alle Werke Mozarts und Beethovens klaſſiſch finden kann, da, das Sprichwort von dem ſchlafenden Homer zuweilen auch jene Meiſter trifft, daß S. Bach z. B. neben den empfindungsreichſten, ſeelenvollſten Fugen, andre geſtellt hat, die eben ſo ſchlecht klingen, als von höherem Ausdrucke verlaſſen ſind,) — aber ich erwiedere, daß künſtleriſche Eigenthümlichkeit überall Bewunderung verdient, und daß es unbillig, für das allgemeine Wohl der Kunſt aber kei-

neswegs erſprießlich ſcheint, von einer ächten Eigenthümlichkeit etwas Andres zu verlangen, als wozu ſie berufen iſt. Spohr iſt nicht naiv wie Shakespeare und Mozart, aber ſentimental wie Schiller. — Unſre Zeit bietet auch ſo wenig Gediegenes, daß wir das, was ſie bietet, nicht hoch genug ſchätzen können. —

Spohrs drei Symphonieen, namentlich die rieſenhafte dritte (in C moll), — worüber ich mich auszuſprechen an einem andern Orte verſuchen will, — ſeine Jeſſonda, woraus uns der eigenthümliche Zauber indianiſcher Dichtungen entgegenweht, ſeinen gigantiſchen Fauſt, worin die Charaktere mit muſterhafter Klarheit aufgefaßt und geſchildert ſind, — man denke nur an Röschen — ſeine vielen Lieder voll Seele und Anmuth, die Chöre: Gefallen iſt Babylon, und „Selig ſind die Todten" aus dem Oratorium: die letzten Dinge, ſein Doppelquartett No. I, ſein Violinkonzert in H moll, ſo wie das in Form einer Geſangſcene, (ebenſo neu in Anlage, als kunſtvoll in der Ausführung) wird nebſt anderen ſeiner Werke noch eine ferne Zeit bewundern, und mit einem anderen Maaßſtabe meſſen, als die Gegenwart. — Achtung werde dem Tüchtigen, welcher Zeit es auch angehöre! — Daß man uns gern bereden möchte, die Werke früherer Jahrhunderte, wo ſich die

Keime der Tonkunſt entwickelten, müßten ohne Ausnahme auch unſern Bedürfniſſen genügen, wird mehr ſchaden als nützen, denn es wird dabei leider weder mit Unpartheilichkeit, noch immer mit Sachkenntniß verfahren. Wohl iſt eine Verwirrung im Reiche des Kunſtgeſchmacks eingetreten, die vielleicht einen Sturz aller Kunſt für Jahrhunderte bedingen wird, damit dieſe ſpäter wieder von ihrer Krankheit geneſe. — Spohr aber, in ſeiner Abgeſchloſſenheit, ſeiner elegiſchen Stimmung, bei aller, an die unlängſt verfloſſenen Bluthenperioden der Tonkunſt mahnenden Kraft, — hervorragend allein und rieſenhaft in einer Zeit der Nachahmung, der Schwäche, der Afterkritik, erſcheint mir zuweilen wie Oſſian, einſam mit der Harfe auf dem Fels am Meer, unſterblich durch Abſtammung, wie durch ſeine Lieder. —

Anmerkung des Herausgebers. Einige von demſelben Verfaſſer herrührende flüchtige Skizzen Duslow's, Fr. Schneiders, Ferdinand Ries, werden vielleicht an einem andern Orte mitgetheilt, wenn ſich irgend der Wunſch dafür zeigen ſollte. Im Allgemeinen ſind dies aber mehr Skizzen einzelner ihrer Arbeiten, und die Abſicht, diejenigen Meiſter, welche bisnahe als Stifter einer eigenen Schule angeſehn werden können, und darum die Einflußreichſten genannt werden müſſen, darum eben am genauſten zu behandeln und zuſammenzuſtellen, hat den Verfaſſer bei dieſen Arbeiten überall geleitet.

V.

Briefe.

I.

Das Denken iſt beim Genießen möglich und erhöht den Genuß, der höhere Genuß iſt aber ohne Denken unmöglich.
Fr. Rochlitz.

Sie beklagen ſich darüber, daß in unſern Tagen ſo wenig im Fache der Liederkompoſition geleiſtet werde, und wollen in den Werken der Vergangenheit weit reichlichere Ausbeut finden? Ich ſtimme Ihnen nicht unbedingt bei, und erlaube mir, folgende Ideen, die durch Ihre Aeuſſerung in mir erregt worden, mitzutheilen. — Die traurige Erfahrung, daß unſere Zeit das Intereſſante weit mehr als das Schöne, das Glänzende weit mehr als das Tüchtige, das Stoffartige mehr als das Ideale, das Sinnlichreizende, Ueppige, mehr als das Gefühlvolle, Empfindungsreiche liebe, iſt oft genug beſprochen worden, gleichwohl enthält ſie auch den erſten Grund zu der von Ihnen bemerkten Erſcheinung. —

Der Ausdruck: „Lied" bezeichnet in unſerer Zeit weit Verſchiedenartigeres als urſprünglich der

Fall war. Zuerſt bedeutete dieſer Ausdruck nur ein lyriſches Gedicht, das von gleichmäßiger (meiſt nicht zu aufgeregter) Empfindung fortwährend durchwebt, in ganz gleichartige Strophen, deren jede Einzelne dem Sinn nach völlig abgeſchloſſen erſcheint, getheilt iſt. Wie es aber überhaupt in unſern Tagen häufig geſchieht, daß von Manchem die Form geblieben, das Weſen aber kaum mehr dem Frühern ähnlich, ſo iſt es auch hier der Fall. —

Wir finden in unſern Liedern bald Didaktiſches, bald Romanzenartiges, dann wieder etwas von einer Ode, einem Hymnus; Andre ſind nichts als an einander gereihte Epigramme, Andre ganz beſchreibender Natur. Die Form iſt bei einigen Dichtern ſo frei, daß das Metrum ſchwer herauszufinden ſeyn möchte, bei Andern ſchwerfällig oder gekünſtelt. Unſre Komponiſten aber komponiren das Alles; Viele ſind zufrieden, wenn die Silben nur leidlich unter die Noten paſſen, und das Ganze im beſten Falle nur dem Ohre gefällt. Sie meinen, ein Lied ſey der beſchränkten Form wegen eine leichte Arbeit, und haben, wenn ſie ſich eben zu keiner höhren Anſchauung erheben können, Recht. Andre grübeln über dem Texte, wollen alle Einzelnheiten deſſelben in Tönen ausdrücken, und werden alſo geſucht, unverſtändlich

wie ihr Text. Wenige haben ſo richtiges Gefühl, daß ſie die zur Kompoſition wahrhaft geeigneten Lieder aus der Menge herausfinden, und ihrem Geiſte nach richtig auffaſſen. — Ein Blick in die Vergangenheit zwingt allerdings zu dem Bekenntniſſe, daß wir hinter früheren Zeiten zurückſtehen. Wir begegnen überall Volksliedern, deren Worte und Melodieen zuſammen entſtanden und unzertrennlich verbreitet, ihre poetiſche Kraft fortwährend geltend machen. Wir finden den Charakter der Nationen, wo ſie entſprungen, in ihnen treu und wahr ausgedrückt. Der ritterliche, leichtfertige Franzoſe, der kräftige gemüthvolle Deutſche, der ſinnliche weichliche Italiener, der elegiſche Schotte iſt leicht zu erkennen. Wehmuth und Freude, Liebe und Kampfluſt beſeelen die Töne und Worte. Die Melodie iſt daher immer ausdrucksvoll und geſangreich, die harmoniſche Begleitung zwar unvollkommen, indem die Akkorde zuweilen ſchroff ohne Vermittelung neben einander geſtellt ſind, die Tonleitern, die zum Grunde liegen, fremdartig konſtruirt, aber dadurch auch wieder die Naivetät des Ganzen zu erhoben geeignet. Leicht nachzuahmen ſcheint dies freilich, aber es ſcheint auch nur ſo. Erzwungene Naivetät wird nur zu bald als Koketterie erkannt. — Man iſt, ich läugne es nicht, zu weit gegangen,

indem man zuweilen die rohesten Naturlaute als unschätzbare Kleinodien betrachtet hat, aber diese Erscheinung iſt in unserer Zeit der Kontraſte leicht erklärlich. — Erwägen Sie ferner den Schatz von Kirchenliedern, welchen frühere Zeit hervorbrachte. — Wie selten iſt heute Aehnliches geschaffen worden, aber freilich wird das Bedürfniß darnach weniger empfunden, und in Wenigen möchte mit der Vergangenheit so schwer zu wetteifern seyn, als gerade hier. Die unverwelkliche Kraft jener Tonweisen, die Ehrfurcht gebietend unter moderner Spielerei besteht, läßt sich durch keine Nachahmung, kein Studium erreichen; weil sie aus der religiösen Wärme damaliger Künstler entsprungen. Daß es sich mit den Vokalsachen der ältern Italiener ebenso verhalte, hat Thibaut bereits schön erläutert; und wenn ich, beiläufig gesagt, darin nicht unbedingt seiner Meinung beitrete, daß Kirchenmusik vom sinnlichem Schmuck möglichst befreit seyn soll, da ich den Menschen als unter allen Verhältnissen auch sinnliches Wesen betrachten zu müssen glaube, so bin ich es doch in so weit, als auch ich die Verwechselung und Vermischung aller Gattungen des musikalischen Styls für das sicherste Kennzeichen der Charakterlosigkeit unserer Kunstwerke zu halten geneigt bin. Fromme Gesänge, die für die Kirche ge-

ſchrieben werden, unterſcheiden ſich wenig von Operngebeten, wie ſie des theatraliſchen Effekts wegen ſo oft von unſeren Bühnen herabſchallen.

Entſchuldigen Sie dieſe Abſchweifung, und wenden Sie mit mir den Blick auf die Liederkompoſitionen ſpäterer Zeit. Kein Land bietet uns ſo Eigenthümliches, ſo Reichhaltiges in dieſer Hinſicht, als Deutſchland. Die Einfachheit Hillers, Naumanns finden wir bei Reichardt, Mozart, mit tiefer Auffaſſung, zarter Innigkeit gepaart, Lieder von Schulz, Himmel, Zumſteeg reihen ſich ihnen, meiſt kräftig, wenn auch nicht immer durch Eigenthümlichkeit der Erfindung glänzend, an. Weniges, aber Köſtliches bietet Beethoven, Gefühlvolles Conrad Kreutzer. Einzig und unübertreffen, vielgeſtaltig, aber immer lebensfriſch tritt Zelter auf, weniger verſtanden wird Spohr. Allgemeine Theilnahme findet Weber, der aber bei allem lyriſchen Talent bereits von der ſchönen Einfachheit des Liedes abweichend, viele Kunſtmittel, gehäufte Harmonieen, u. ſ. w. hervorſucht um zu reizen, zu intereſſiren. — Auch die neuſte Zeit leiſtet manches Erfreuliche. Der geiſtreiche Felix Mendelsſohn, der tief erfaſſende Löwe, der anmuthige Reiſſiger, der oft zwar übertrieben geſuchte aber doch melodiereiche Franz Schubert, Wollank u. A. haben verdiente Anerkennung ge-

funden, und ſind wohl geeignet, Ihre Lamentationen zum Theil zu widerlegen. Selbſt Dilettanten haben in dieſem Felde der Tonkunſt Bewundernswerthes geleiſtet, weil es hier weniger auf techniſche Gewandheit als auf Gefühlsreichthum ankommt. Gleichwohl möchte ich auch unter den Liedern jener Meiſter nur einzelne unbedingt muſterhaft nennen. Das Bedürfniß des Publikums nach ſinnlichem Wohllaut, und zwar nach gewürztem, — wenn ich dieſen Ausdruck brauchen darf, — und die Sucht der Künſtler, in ihren Arbeiten Reflexion (ſogenanntes ſchaffendes Bewußtſeyn) blicken zu laſſen, hat eben auf die Liederkompoſitionen am ſchädlichſten eingewirkt. Jene Lieder ſind hieraus entſtanden, von denen man zu ſagen pflegt, ſie ſeyen am Klavier gemacht. Mangel alles Ausdrucks findet ſich zuweilen, neben Uebertreibung, und nur daß dieſe Erfahrung ſich in allen Künſten wiederholt, entſchuldigt die Tonſetzer einigermaßen. Wir begegnen nun einmal heut zu Tage faſt überall Zwittergattungen. Der Roman hat das Epos, das Genrebild die hiſtoriſchen Gemälde, das Melodrama das Trauerſpiel verdrängt: die paſſenden Beiſpiele in der Muſik liegen nicht fern.

Laſſen Sie mich mit wenigen Andeutungen darüber, wie ein Liederkomponiſt meiner Anſicht

nach verfahren müſſe, ſchließen. Er ſuche zuvörderſt nicht ängſtlich nach einem Texte, aber er leſe oft gute Lieder, und beobachte genau, welches ihn am meiſten innerlich erwärmt, ſeine Gefühlsſtimmung erhöht. Er lerne es wo möglich auswendig, und eile nicht gleich damit zum Flügel, ſondern verſuche es allein, etwa beim Spazierengehen, für ſich zu ſingen, halte dann Tonart und Melodie feſt, und ſchreibe die Begleitung ſo einfach als möglich, aber mit Rückſicht auf den Ausdruck, ſowohl was Harmonie, als auch was Rhythmus betrifft. Zugleich wird ihm dann klar werden, welche Strophen abweichend zu komponiren ſind, ohne darüber in zu ängſtlichen Wortausdruck, der zuweilen, eben ſeiner Kleinlichkeit wegen, unbemerkt vorüber geht, zu gerathen. Man ſchiebe auch nur nicht alle Schuld auf die Dichter neueſter Zeit. Wenn ich z. B. auch nur wenige Lieder von Heine, des Geſuchten und der epigrammatiſchen Spitzen wegen, den Tonſetzern empfehlen möchte (ſo tief erſchütternd einzelne ſind), ſo bieten E. Egon Ebert, G. Schwab, Rückert, F. Kugler, Uhland, L. Schefer, Stieglitz, u. A. m. doch noch des Köſtlichen gar Vieles. — Darum, nur den Muth nicht verloren! —

II.

Allerdings iſt es höchſt löblich, daß in unſern Tagen hier und da die Aufführung von Symphonieen befördert, und mit Eifer getrieben wird. Es iſt überhaupt ſonderbar, daß nach Sulzers Theorie der ſchönen Künſte, — die Symphonie die früher übliche, in der Form gewaltig ſtrenge Ouverture verdrängt haben ſoll, und jetzt umgekehrt die Ouverturen den Symphonieen den Rang ablaufen wollen. Doch bedarf es wohl kaum der Erinnerung, daß Sulzer dort von etwas Anderem ſpricht, als wir, nämlich von der Opernſymphonie, die er ſelbſt von der ſogenannten Kammerſymphonie unterſcheidet, — einem Muſikſtück, das für ſich ſelbſt beſtehend, durch eine volltönige und glänzende Schreibart ausgezeichnet ſeyn ſoll. — Ich glaube, daß es wieder mit dem Worte Symphonie, wie mit vielen andern Kunſtwörtern gegangen iſt; das Wort iſt geblieben, der Begriff war wandelbar. In den älteſten Zeiten hat vielleicht jedes bedeutendere Muſikſtück, gleichviel von

welcher Form es war, wenn nur eine Menge Saiten- und Blasinſtrumente (auch wohl Sänger) dabei mitwirkten, Symphonie — iſt doch das griechiſche Wort ſchon möglichſt umfaſſend, — geheißen, bis denn nach der Entſtehung der Oper im 16ten Jahrhundert das die Oper ſelbſt einleitende Orcheſterſtück zunächſt dieſen Namen erhielt. Die äußere Form beſtand wie bekannt darin, daß ein oder zwei Allegros, wovon zuweilen eines mit einer Menuett vertauſcht wurde, mit einem Andante abwechſelten, und hat ſich lange genug erhalten. In den Hillerſchen, Haſſeſchen, Graunſchen Opern finden wir ſie noch, Mozart hat eigentlich die nämliche Form in der Ouverture zur Entführung aus dem Serail, nur mit der Maaßgabe, daß hier nach dem Andantino kein neues Allegro, ſondern vielmehr nur der zweite Theil des vorhin unterbrochenen folgt. — Das zu jenen Symphonieen nöthige Orcheſter war damals das einfachſte von der Welt, und das Auditorium gab wohl ſchon damals nicht viel auf die ganze vorbereitende Muſik, begierig auf das, was noch die Gardine verbarg. Die Kammerſymphonie bildete ſich indeſſen, wie geſagt, nebenbei aus; man wendete mehr Fleiß darauf, und die geſteigerten Bedürfniſſe unſerer Tage haben uns die Komponiſten, die das wüſte Feld zuerſt geebnet, meiſt

vergessen lassen, z. B. den Niederländer Vanmaldern, und nicht minder Becherini, Benda, Dittersdorf, Hofmeister, Pleyl; bei Weitem mit größerem Unrecht ist dies mit Joseph Haydn der Fall, den wir namentlich in diesem Felde eigentlich als den Sifter einer neuen Schule betrachten können.

Hierauf namentlich möchte ich nun die Behauptung gründen, daß die Symphonie, dem heutigen Begriffe nach, ein Eigenthum des deutschen Geistes genannt werden müßte, und ist dies um so eher erklärlich, als in dieser Gattung der Musik eine künstlerische Gediegenheit erfordert wird, die keine flüchtige Erregbarkeit, kein auflodernde Feuer genügend ersetzt. Die Symphonie ist ein Musikstück, worin der Komponist so selbstständig, wie kaum irgendwo, erscheint. Kein Bezug auf eine gegebene Situation, auf etwas Nachfolgendes, auf einen durch Textworte bezeichneten Stoff ist vorhanden, kein einzelnes Instrument glänzen zu lassen, gilt es, (die sogenannte konzertirende Symphonie gehört als eine Abart nicht hierher), — zum freien Schaffen ist der Künstler aufgefordert, und zur Gestaltung eines in sich vollendeten abgeschlossenen Kunstwerkes, denn der Zuhörer erwartet Anregung und Befriedigung, und zwar von dem Tondichter allein. — Er ist der Virtuose, das Orchester sein Instrument. Die

lebendigſte Erfindungskraft bei völlig freier Gewalt über alle Kunſtmittel, der feinſte Schönheitsſinn, ein inneres poetiſches Leben des Komponiſten iſt hier nöthig, wenn der Zuhörer ſich nicht zu der Klage gedrängt fühlen ſoll: zu welchem Zwecke wurden erſt ſo bedeutende Mittel aufgeboten? — Hierdurch iſt vielleicht hinlänglich dargethan, daß die Symphonie zu den ſchwierigſten Aufgaben unter den muſikaliſchen Produktionen zu rechnen iſt, und daß ſie wohl einen Probierſtein für den Beruf und die Tüchtigkeit eines Tonſetzers abgeben mag. Freilich wird es nicht von Allen ſo ſtreng genommen, aber mit Unrecht, denn man ſollte in jeder Gattung der Kunſt nur immer die edelſten Muſter vor Augen behalten. Die Symphonie nenne ich das Epos der Muſik. — Das Gefährlichſte was ihrem Komponiſten begegnen kann, iſt, daß er ſich von der beſtehenden üblichen Form beherrſchen, fortreißen läßt; ein höherer Schöpfungsgeiſt ſoll ihn leiten, ihm ſoll er die Form unterordnen, ſelbſt belohnende Effekte opfern, wenn ſie der Einheit ſeiner ihn begeiſternden Idee ſchaden. Aber eben die Idee zu faſſen, zu nähren, und aus ihr das Ideal eines Tongedichtes zu bilden und dann wieder die Regeln der Erfahrung bei deſſen Ausführung durch die vorhandenen Mittel zweckmäßig zu benutzen, ſetzt eben

bei Weitem mehr, als Fleiß, Fertigkeit, ſetzt einen wirklichen Künſtler voraus. Die vier Abtheilungen, woraus gewöhnlich eine Symphonie beſteht, nämlich: Allegro, (zuweilen durch ein Grave eingeleitet) Andante, Adagio oder Largo, Menuett, und Rondo oder Finale, ſtammen, wie ich oben angedeutet, aus früher Zeit. Von den bedeutenſten Meiſtern wurde ſie meiſtentheils, wenn auch nicht immer befolgt. Mozart ließ z. B. die Menuett zuweilen ganz weg, Beethoven erweiterte ihre Form, und ſetzte ſie mit dem Finale in eigenthümliche Verbindung. Mehrentheils iſt die Menuett in der Symphonie bei Beethoven faſt immer eigentlich Scherzo, allein ich muß überhaupt bekennen, daß ich dieſe ganze Art von Form der Symphonie, weder durch irgend eine äſthetiſche Regel, noch durch einen andern Zweck ſo ſehr bedingt finde, daß ich mich nicht vielmehr über die ängſtliche Beobachtung derſelben durch die meiſten Tonſetzer wundern ſollte. Wie das Epos keine beſtimmte Anzahl von Geſängen erfordert, ſo iſt es auch mit der Symphonie der Fall. Wenn die Idee des Ganzen nur kräftig genug durchgeführt wäre, das Publikum ließe ſich auch mehr willkührliche Veränderungen in der Wahl und Ordnung der einzelnen Abtheilungen, — vorausgeſetzt, daß dieſe

eben jener Idee völlig entſprächen, gefallen. Allein es iſt nur zu wahr, daß vielen Künſtlern die einmal hergebrachte Form ein treffliches Gängelband für ihre, eigener Selbſtändigkeit ermangelnde, Schwäche iſt. Ich möchte ſonſt gerade, wenn ein allgemeiner äſthetiſcher Standpunkt gelten ſoll, fünf oder drei Abtheilungen der Symphonieen als ſymmetriſch empfehlen, wie man ähnliche Regeln für die Anzahl der Akte eines Schauſpiels hat. Was die Wahl der Mittel anbelangt, ſo verdenke ichs Keinem, namentlich angehenden Tonſetzer, wenn er ſein Werk mit allen nur üblichen Inſtrumenten beſetzt; freilich möchte dabei bedacht werden, daß man ſagen könnte, je größer die Mittel, deſto größer muß auch der Zweck ſeyn. Beethoven hat auch den Geſang als Mittel benutzt, und es wäre ſehr einer Unterſuchung werth, in wiefern dieſer glückliche Gedanke noch anders anzuwenden ſeyn möchte. Die Steigerung der Mittel, — bis auf gewiſſen Grad, verſteht ſich, — ſchadet meines Erachtens nicht, wenn der Zweck ſie erheiſcht.

Da bin ich denn nun auf dem Fleck, es gerade herauszuſagen: daß ich die Art und Weiſe, wie gegenwärtig die meiſten Muſiker beim Schaffen einer Symphonie verfahren, nicht billigen kann, ſie ſchreiben nämlich ſelten ohne einen andern

Zweck als entweder Effekte anzubringen, sinnlich zu reizen, höchstens der Form zu genügen; — und dann wundern sie sich auch wohl, daß die Zuhörer meinen: eine Symphonie sey eigentlich zu lang für ein Konzert, wo man zusammenkäme sich zu amüsiren, man sollte sie eigentlich, wie auch wohl geschieht, in Stücken geben. Das Urtheil ist nicht so unbillig als es scheint, denn wenn die vier Musikstücke, die zusammen genommen Symphonie genannt werden, lediglich nur die Verwandschaft der Haupttonarten verbindet, scheint es mir immer schon schlimm; — das innere Band, das sie an einander fesselt, soll die poetische Idee seyn, wie in einem großen Gedichte der Fall ist. Daraus wird die wahre Einheit und wahre innere Freude des Künstlers an seinem Werke erwachsen, und Keiner hat das Bedürfniß vielleicht mehr als Beethoven empfunden. Seine Symphonieen sind Gedichte, und den ersten Kranz unter allen Konkurrenten wird ihm niemand absprechen. Ich möchte den Tonsetzern nicht rathen den Plan zu einer großen Symphonie zu fassen, ohne durch Lesung eines Gedichtes, oder Anschauung eines Gemäldes, oder endlich durch einen selbsterfundenen poetischen Gedanken begeistert zu seyn. Muß denn ein solcher immer nur durch Worte ausgesprochen werden? und sind denn nicht die Töne

eine ganz selbstständige Sprache? Das Leben eines Helden, die Reize der Jahreszeiten — (nur hier nicht zu viel Tonmalerei!) und so vieles Andere kann als Symphonie behandelt werden, wenn ein wirklich Fähiger es unternimmt. Ein Anderer lasse aber das Symphonieenschreiben lieber gar seyn, mache Ouverturen, Konzerte, Variationen ꝛc. wenn er zum Komponiren sich gedrungen fühlt. Es muß ja nicht immer das Größte unternommen werden, und gar mancher Mensch ist im Kleinen groß.

Noch einen Blick auf das Historische will ich werfen. Wie sich Vater Hayden zuerst um die Einführung eines reineren Geschmacks in den Symphonieen verdient gemacht hat, wurde oben angedeutet. Seine gewohnte Anmuth tragen die Andante's, seine Lebensfrische die Rondo's fast sämmtlich. Das Allegro gelingt ihm seltner, da es ihm oft an Feuer gebricht, Manches was uns veraltet dünkt, müssen wir entschuldigen, erwägend, daß es zu viel verlangen heißt, wenn alle bisherigen Fesseln mit einemmale abgestreift werden sollen. Auf solches Vorbild gestützt, mit allen Eigenschaften eines musikalischen Heroen ausgestattet, drang Mozart auf der ihm geöffneten Bahn vorwärts. Das Feuer was in seiner C dur Symphonie lebt, wird noch Millionen erwärmen,

und dabei der Kenner ſtaunen, daß mit wenigen Mitteln die techniſchen Schwierigkeiten faſt ſpielend überwunden werden. Der tiefe Schmerz, der die Symphonie in G moll durchbebt, iſt in klaſſiſchem Gewande vorgeführt, und dabei der reichſte Erfindungsquell aufgeſchloſſen. Wohl das Höchſte hat, wie ich bereits erwähnt, Beethoven erreicht, der in andern Sphären hinter Mozart zurückgeblieben iſt. Seine Phantaſie hat in den Symphonieen am freiſten ſchaffen können; und hat in dieſer Form ſich der Welt ſo herrlich, wie nirgend kund gethan. Ich brauche nichts Einzelnes anzuführen. Beethovens neun Symphonieen — die Klavierkonzerte hätte ich eigentlich nicht übel Luſt, dazu zu rechnen, denn die Konzertſtimme ordnet ſich überall demüthig einem höheren Zweck, als glänzen zu wollen, unter — ſind alle des Meiſters würdig; die letzte mit Chor darf hier nicht ausgeſchloſſen werden, iſt auch die unendliche Tiefe der Idee nur ſchwerer unter mancher bunten abenteuerlichen Zierrath herauszufinden. Nach Beethoven muß nach meiner Anſicht Spohr genannt werden. Seine drei Symphonieen in Es dur, D moll, C moll ſind nicht blos das Werk des Fleißes; ſie ſind ſo reich an Erfindung, ſo aus einem Guſſe hervorgegangen, daß ſie zu ſeinen ſchönſten Werken ge-

rechnet werden müſſen, und für die Gattung als muſterhaft gelten können. Nun komme ich zu den **Diis minorum gentium.** Andreas Romberg ſchließt ſich faſt zu ſehr an Haydn und Mozart an. Aehnliches verſucht André in vielen Symphonieen, die jetzt vergeſſen ſind, wie viele Andre. Bernhard Romberg hat Erwartungen angeregt, die er in ſeiner dritten (bei Haslinger gedruckten) Symphonie auch nicht im mindeſten befriedigt. Ferdinand Ries, fleißig, achtbar, Beethovens Schüler, oft Nachahmer im ganzen Streben, ſcheint mir für die Symphonie nicht großartig genug; während ſein Klavierkonzert in Es dur noch lange nach Verdienſt gerühmt werden wird. — Nur ungern vermißte man bisher Onslow; indem Dies geſchrieben wird, geht die Anzeige ein, daß auch dieſer geiſtreiche Künſtler mit Symphonieen auftreten wird. Seine Quartette berechtigen zu großen Erwartungen. — Nicht minder, (aber wer weiß ob nicht zum Glück für ſeinen Ruhm), vermißt man auch den tüchtigen Hummel in dieſer Sphäre; während C. M. v. Weber doch ein Werk (C dur) beiſteuert, das bei manchem freundlichen Gedanken freilich etwas zuſammengewürfelt ausſieht, und bei mancher Nachahmung Voglers dennoch eine für dieſe Gattung der Kompoſition nicht ausreichende Kraft verräth. — We-

nig bekannt geworden sind Fr. Schneiders Arbeiten in dem besprochenen Fache, fast sämmtlich noch Manuscript. — Küffner, Eberl, Neukomm, Kelz, Witt, Wilms treten zu wenig hervor, um genauer besprochen zu werden, wohl aber Fesca, dessen drei Symphonieen, wenn auch nicht frei von Nachahmung, doch eine gar freundliche und ansprechende Lebensfrische, mitunter auch Originalität der Erfindung athmen. — Die neuste Zeit ist, wie natürlich, da die Aufmunterung gefehlt, ärmer als die vorige an Symphonieen. — Der vielseitig gebildete, geniale Felix Mendelssohn erwarb vielfache Beachtung; die Welt hat noch manche schöne Blüthe von seiner bedeutenden Fähigkeit zu erwarten. Seine Symphonieen sind leider, indem ich dies schreibe, noch Manuscript. Nicht ohne Eigenthümlichkeit, doch mehr auf wohlgefällige Form bedacht ist Kalliwoda in seinen drei hieher gehörigen Werken. Rohr schließt sich (doch nicht gerade mit Glück) an seinen Lehrer Spohr an, bei weitem mehr ist dies der Fall bei A. Hesse, dessen zweite Symphonie in D dur namentlich nicht allein den kunsterfahrnen, sondern auch den erfindungsreichen Tonsetzer bewährt. — Nicht ohne Beifall sind Müller, Göhrich, Taubert, u. A. aufgetreten. — Möchten diese Tonsetzer die Erwartungen, welche sie angeregt, zu erfüllen vermögen! —

III.

Die Berliner muſikaliſche Zeitung legte ich eben aus der Hand, als die Glocke ſechs Uhr ſchlug, und mich aufforderte, mich für das heutige Konzert anzukleiden. Verſchiedene Betrachtungen erfüllten jedoch mein Gemüth ſo ſehr, daß meine Halstuchtoilette wohl nicht gerade muſterhaft ausgefallen ſeyn mag. Eben hatte ich eine ſehr kurze Kritik — kaum den Namen verdiente ſie, — der neuſten Symphonie von L. Spohr in C moll geleſen, worin der Recenſent, Herr Profeſſor Marx ſich begnügte, ſehr lakoniſch, nach angeführtem Titel des Werks, die Worte hinzuwerfen: „höchſt fleißig gearbeitet" — Hm, dachte ich, es iſt doch eine eigne Sache um eine Recenſion! Hätte ein junger Schüler des königlichen Muſikinſtitutes zu Berlin die Symphonie gemacht, ſo würde er ſich durch jene wenigen Worte vielleicht höchlich beglückt fühlen, während in Beziehung auf einen Künſtler, wie Spohr, etwas Kränkendes in ihnen enthalten iſt. An einem Manne nur die Eigenſchaften loben, die

ſich von ſelbſt verſtehen, heißt doch am Ende ihn bitter tadeln. Und daß Spohr fleißig zu arbeiten pflegt, weiß doch die Welt, und die Berliner muſikaliſche Zeitung geräth dagegen andremal, z. B. bei Bach's und Beethovens Sachen, in ein deliriрendes Entzücken. Alſo dachte ich, fügte aber ſelbſt hinzu: wer weiß, ob Spohr nicht diesmal weniger, als ſonſt begeiſtert geweſen, ob er dies Werk nicht unter einmal gegebenen und daher unvermeidlichen ungünſtigen Verhältniſſen geſchrieben hat; darum muß man nicht vorſchnell urtheilen. Marx kann doch Recht haben. Ich trat in den ſchon ſehr gefüllten Konzertſaal, mein erſter Blick fiel auf das ausgehängte Repertoir: „Neueſte Symphonie von Spohr in Cmoll" begegnete meinen Blicken. Ich bemeiſterte meine Freude, die ſich gern laut kund gethan hätte, und trat zu meinem würdigen Freunde, dem Kapellmeiſter *), der mit einer ſchlauen Miene in die erſte Violinſtimme guckte. Ich lenkte das Geſpräch auf den heut zu erwartenden Genuß, erzählte, was ich eben geleſen, und ſetzte die Frage hinzu, ob er jenes Urtheil gerecht fände? Der alte Mann lächelte gutmüthig, ſtellte den Violinbogen

*) Ich kann den Ehrenmann nennen; er iſt bereits todt. Es war der allgemein geſchätzte Kapellmeiſter Schnabel zu Breslau.

perpendikulär vor ſich hin auf das Notenpult, nahm mit einiger Weitläuftigkeit eine Priſe Taback, und ſagte: „hören Sie, es iſt in unſern Tagen nichts ſo ſchwer, als etwas Neues zu ſchreiben, — aber das Andante dieſer Symphonie iſt ganz neu, — nun Sie werden ja hören, wir möchten wohl anfangen!“ Meine Neugier war, wo möglich, noch erhöht worden. Ich hörte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit die Symphonie vom erſten bis letzten Ton an, und eilte dann fort ins Freie, um mir durch ein nachfolgendes Klavierrondo von Herz nicht meine Freude verkümmern zu laſſen. Da bin ich denn zwecklos eine Weile herumgelaufen, denn der Eindruck dieſes Werkes war zu mächtig geweſen, und ich konnte meine frühere Ruhe nur mit Mühe wieder erhalten. Seitdem habe ich dies Werk von der erſten bis zur letzten Note mehrmals durchſtudirt, und meine Freude daran hat eher zu als abgenommen.

Ja wohl hatte der alte Kapellmeiſter Recht, daß hier Neues in Fülle gegeben wird.

Es iſt dieſe Symphonie vielleicht vielfacher Deutung fähig; es iſt vielleicht unmöglich einen erſchöpfenden Kommentar zu dieſen Tönen zu dichten, und der Eindruck, die Bilder, die ſie in den Gemüthern hervorrufen, mögen nach de-

ren Individualität verſchieden ſeyn. Aber ob es möglich iſt, daß Jemand dabei kalt bleiben kann, zweifle ich, — doch Hr. Profeſſor Marx findet ſie ja blos höchſt fleißig gearbeitet. — Einige Andeutungen erlauben Sie mir wohl noch über ein Werk, das Sie gewiß ebenfalls zu genießen eilen werden. — In dieſer Symphonie ſpricht ſich durchgängig lebhafte Sehnſucht nach einem fernen Glücke, nach etwas Verlornen aus, und erſt im letzten Satze tritt die herrlichſte Befriedigung ein. Ich möchte im Einzelnen dies alſo erklären:

Das ganze erſte Allegro iſt der Ausdruck, bald einer tiefen Wehmuth, bald der heftigſten aber unheimlichen Leidenſchaft. Mir giebt es das Bild eines kräftigen Mannes, eines ritterlichen Helden, deſſen Kraft durch die Sehnſucht nach einem heißgeliebten, ihm entzogenen Gegenſtand, wie gelähmt erſcheint. Denken Sie ſich mit mir, dies ſey etwa eine ſchöne zarte Maid, die in fremder Gewalt, etwa in der eines Zauberers, vergebens nach ihrem Retter ſeufzt. Die Leidenſchaften des Helden ſind erregt, und übertäuben jene Sehnſucht zuweilen, doch nur auf Augenblicke. Das ernſte C moll, der lebendige $\frac{2}{4}$ Takt, ſich durch die Aufgeregtheit des Rhythmus aber faſt zum $\frac{3}{8}$ Takt in Trielenfiguren geſtaltend, ſprechen für mich. Die beiden Motive, aus denen

das Ganze beſteht, ſind eigentlich eines, nur in verſchiedenen Tonarten; die Einleitung und der die beiden Theile des Allegro's verbindende Mittelſatz desgleichen. Der Strudel der Welt, die Macht der äußeren Eindrücke erdrücken zuletzt gewaltſam jene Sehnſucht nach Vollendung, nach Vereinigung mit der höchſten Schönheit, unſer Held erliegt; die Luſt, die ſich in C dur zuletzt verkündet, iſt keine wahre Luſt; es iſt eine gewiſſe Tücke darin wahrnehmbar. Wir zweifeln an ſeinem kräftigen Ermannen. Aber ſein guter Genius wacht.

Der zweite Hauptſatz Larghetto $\frac{3}{4}$ Takt, F dur beginnt; mit ihm ein Traum, den eine edle huldreiche Fee dem geſunkenen Helden zur Ermuthigung ſendet. Eine warme Mondnacht liegt über einer reizenden Flur. Aus dunklem duftigen Gebüſch iſt dem Blick über einen klaren ruhigen See zu ſchweifen vergönnt. Ein Kahn von Schwänen gezogen, von Blumen umrankt, von anmuthigen Genien umſchwebt, trägt die trauernde gefeſſelte Geliebte vor des Träumenden Blicken vorüber. Ein Lied der Klage, an entſchwundene ſchöne Tage mahnend, ertönt, und wird von dem linden Zephyr dahingetragen. Ein Gefühl des Schmerzes der Reue wird im Buſen des Schläfers wach, bei jenen Klängen.

Der scheidende Blick der Geliebten begegnet noch einmal seinen Blicken; vorüber gleitet langsam der Kahn durch sanft plätschernde Wellen, das Lied verhallt, und die tiefste Ruhe deckt wieder die ebene Spiegelfläche des Sees.

Aber der böse Zauberer ahnet die Kraft, die das Traumbild in des Helden Seele erregen wird, er braucht seine Kraft, und will ihn die Spuren seiner Macht fühlen lassen. Ein Wink, und der Held befindet sich in einer dunkeln Höhle, von allerhand grausigem Hexengelichter umflattert, von Funken umsprüht; das wilde Scherzo [illegible] T:kt schildert uns den Tanz der dämonischen Gestalten. Aber in einem hellen Zauberspiegel zeigt der Zauberer, um den Betäubten, Geängstigten zu verlocken, von der Erinnerung an seine entschwundene Geliebte abzuziehen, um ihn ihrer unwerth zu machen, schöne Frauengestalten, mit jedem sinnlichen Reiz geschmückt, die ihm neckend und schmeichelnd zuwinken, ihn unwiderstehlich fesseln, dann verschwindet das Bild und der wilde Tanz beginnt wieder, in gesteigerter Aufgeregtheit, bis er endlich mit dem nämlichen Aufruf, der ihn hervorrief, zerstiebt. —

Das Finale ist durchweg kräftig lebensmuthig, ein bewegter Kampf. — Unser Held ist erwacht aus dem Traume, und all' sein früheres

Leben ſcheint ihm nun ein Traum. Er ermannt ſich, und kräftig gerüſtet beginnt mit dem Zauberer der Kampf um das geraubte verborgne Kleinod. Es drängt ſich unaufhaltſam, die furchtbaren Gegner ſcheinen anfangs, den Helden neckend, vor ihm zu fliehen, aber er läßt nicht nach: immer enger verſchlingt ſich der Kampf, dicht zuſammengedrängt begegnen ſich die beiden feindlichen Kräfte; ein Augenblick des Sinkens auf der Seite des edleren Theiles ſcheint einzutreten, aber die wohlthätigen Geiſter waren wach. Sie verlaſſen den Muthigen nicht, der Zauberer erliegt, der Sieg iſt errungen, die Vereinigung der Glücklichen wird mit unendlichem Jubel gefeiert. —

Sie lachen? ei nun, meinetwegen. Nehmen Sie dies mein Geſchwätz für eine Allegorie, wenn Sie wollen, oder denken Sie ſich bei der Symphonie etwas Andres, wie dies ſehr möglicher Weiſe Spohr gethan, oder gar nichts wie Prof. Marx. Ich halte dieſe Symphonie einmal für ein tiefgedachtes in ächter Kunſtweihe empfangnes Werk, dem überhaupt wenige, aus unſerer neuſten Zeit vielleicht nichts, am wenigſten etwas aus dieſer Gattung an die Seite geſtellt werden kann. Das Larghetto weiß ich mit nichts zu vergleichen; am meiſten würdig ſcheint mir das Andante von Beethoven in deſſen Adur Sym-

phonie. — Jene Worte des Rezenſenten aber, die ich eine Verſündigung am guten Geſchmack nennen möchte, haben mich wieder überzeugt, was für ein ſchlimmes Ding überhaupt ein Vorurtheil iſt; und nur ein ſolches, ich bin es überzeugt, konnte jene Worte erzeugen. Hätte nicht ein Mann wie Marx, jene Kritik geſchrieben, ſo wäre ſie, wie ſo Vieles in unſern Tagen, keiner Entgegnung oder Berückſichtigung werth geweſen. Aber Marx verſteht, Gutes zu würdigen, hat gegen manche Schwäche unſerer Tage mit Recht geeifert; um ſo trauriger iſt es, daß ihn hier Vorliebe für andre Meiſter von dem richtigen Verſtändniß eines ſo herrlichen Werkes abgehalten zu haben ſcheint, wozu er unter andern Umſtänden gewiß Kraft gehabt hätte. Denn das iſt der Fluch unſerer Tage, daß das Publikum, ohnedies ſcheu geworden, und geneigt, das Flüchtigſte, Intereſſanteſte mit Affenliebe zu umfaſſen, und eben ſo ſchnell zu vergeſſen, alles Tiefere aber langweilig zu finden, durch diejenigen, die es leiten ſollen und können, ſelbſt in der Erkenntniß des Schönen irre gemacht wird, und daß die Einſeitigkeit ſich heute leider neben der an Flachheit gränzenden Vielſeitigkeit, der Kunſt zum Verderben, ausbreitet. — Nun, Gott beſſer's! —

Potpourri.

Die Oper.

Der Graf.

Die Oper iſt zu trocken,
Mag ſie gelehrt auch ſeyn;
Mich wird man nicht mehr locken
In ſolch' ein Stück hinein.

Der Baron.

Mir kann ſich's auch nicht lohnen,
Mein Liebchen tritt nicht auf.

Banquier.

Nicht Dekorationen,
Noch Tänze giebts in Kauf.

Kritikus.

Und gar des Stückes Fabel, —
Sie iſt durchaus verfehlt!

Alle.

Das Stück iſt miſerabel!
Wir ſind genug gequält.

Direktor (auf der Bühne).

Nur diesmal noch im Leben
Vergönnt Verzeihung mir.

Statt dieſes Stücks gegeben
Wird gleich der Dorfbarbier.

Alle.

Bravo! es ſoll erſcheinen! —
Ein altes gutes Stück!

Junges Mädchen. (in der Loge)

Ich möcht' und darf nicht weinen
Ob ſeinem Mißgeſchick.

Fagottiſt.

Dem ſtolzen Komponiſten
Iſt heut ganz recht geſchehn.

Paukenſchläger.

Er wird ſich nicht mehr brüſten! —
Es war vorauszuſehn.

Komponiſt (auf der Straße).

Der Dichter ſitzt betrunken.
Sein Kummer ſtarb im Wein;
So geh ich denn verſunken
Im tiefen Schmerz, allein.
Mein Lieb', mein Fleiß verloren,
O Vater in der Höh'
Haſt du mich auserkoren
Allein zu ſolchem Weh!

Schuſterjunge (vorbeirennend)

Ich hab' mein Sach' auf nichts geſtellt,
Drum iſt ſo wohl mir in der Welt,
Juchhe!

Ausgleichung.

Dem Einen iſt die Muſik ein Wein,
Dem kann ſie nicht ſchwer, nicht alt genug ſeyn.
Dem Andern iſt die Muſik ein Weib,
Er will ſie jung und zum Zeitvertreib.

Quartettgenuß.

Der Direktor sammt dem Rathe,
Vet' und Aktuarius,
Sitzen stets am Sonntagabend,
Schwelgend in Quartettgenuß.
Ja, mit Dilettanteneifer
Geiget das Kollegium;
Ruhig wird von vorn begonnen,
Werfen sie im Eifer um.
Denn sie geigen nur, so glaub' ich,
Zur Verdauung, zur Diät,
Weil mein Ohr von Mozarts Weisen
Auch nicht einen Ton versteht.
Alle Lichter brennen düster,
Weiter braust der Töne Schlacht,
Doch vernimmt man ein Geflüster
Am Klaviere, süß und sacht;
Des Direktors Minchen spendet
Dem Assessor Kuß auf Kuß;
Beide rufen dann, gewendet
Zum Quartett: „welch' ein Genuß!" —

Kritikus, Künſtler, Kunſtfreund.

Künſtler.

Steht mit Rath zur Seite
Mir bei meinem Thun,
Denn ich ſtreb' ins Weite,
Will auch nimmer ruhn.

Kritikus.

Nutzt ein Ohr nur ſchenken
Stets dem Kritiker.
Künſtlern hilft das Denken,
Arbeit weniger.

Kunſtfreund.

Ach wohl manche Irrung
Hält die Kunſt zurück,
Doch die Hauptverwirrung
Schaffet die Kritik.

Wahlspruch.

Thust du auch nicht immer Wichtiges,
Thue nimmer nur was Nichtiges;
Und so thust du endlich Tüchtiges.

Gott und Bajadere.

(Von Scribe und Auber).

Sehr wenig gesungen
Und viel Spektakel;
Gar üppig gesprungen,
Und Farbenmirakel.
Der Text gestohlen,
Und doch wird gern
Die Oper empfohlen,
Sie ist modern! —

Meſſe von Chélard.

Türkiſche Muſik zur Meſſe! — daß ihr ja willkommen heißt
Chélard, der den Gott der Chriſten, nur muhammedaniſch preiſt! —

Der Leiermann.

Dort an der Ecke ſeh' ich ſtehn
Seit Jahren einen Leiermann,
Ob Regen rauſcht, ob Stürme wehn, —
Der Blinde kehret ſich nicht dran.

Der Leier Lieder waren ſchön;
Jetzt iſt ſo mancher Ton verſtummt,
So daß durch buntes Mißgetön
Die Melodie nur ſtückweis ſummt.

Mich ſtimmt dies Bild zur Traurigkeit.
Des beſſeren Vergangnen Spur
Dringt durch das Kunſtgewirr der Zeit, —
Der Eingeweihte kennt ſie nur.

Die Kirchenmusiker.

A. Kirchenmusiker in Klassen kritisch ordnen ist
nicht leicht;
Ihres wahren Werths Verständniß wird durch
Kunstsinn nicht erreicht,
Ihre Werke sind zu trennen ihren Glaubenslehren nach,
Ist katholisch Palestrina, nenn' ich protestantisch Bach.

B. O, der kritischen Verblendung, tappend falsche Bahnen fort,
Die der freien Kunst Vollendung hemmen will
durch todtes Wort! —
Reißt das Schöne nur vom Schlechten, denn
im Schönen lebet Gott;
Kunst in Glaubenswahn verknechten, bringt der
wahren Schönheit Tod.

Verſchiedene Anſicht.

Der Muſikant.

Die Tonkunſt iſt mein Leben! —
Das heißt, ich müßt' erhungern,
Wenns nicht dem Herrn gefallen,
Der Welt Muſik zu geben.

Der Liebhaber.

Die Tonkunſt iſt mein Leben! —
Denn nur noch im Konzerte
Mein Liebchen ſtill zu ſprechen,
Gelingt mir Schlauem eben.

Der Kritikus.

Die Tonkunſt iſt mein Leben! —
Was hätt' ich ſonſt zu ſchaffen,
Sollt ich nicht kritiſiren
Der Künſtlerſchaft Beſtreben?

Der Dilettant.

Die Tonkunſt iſt mein Leben! —
Sie muß vor Langerweile

Mich retten, und Zerſtreuung
Mir nach der Arbeit geben!

Der Künſtler.

Die Tonkunſt iſt mein Leben! —
Sie läßt mich ganz vergeſſen
Des Lebens Müh und Plage,
Mich auf zum Himmel ſchweben!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Leipzig,
gedruckt bei J. B. Hirſchfeld.

Schlesiens Antheil

an

deutscher Poesie.

Ein Beitrag zur Literaturgeschichte

von

August Kahlert.

Was auch als Wahrheit oder Fabel
in tausend Büchern dir erscheint,
das Alles ist ein Thurm zu Babel,
wenn es die Liebe nicht vereint.
Göthe.

Breslau,
bei August Schulz u. Comp.
1835.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei M. Friedländer in Breslau.

Uebersicht des Inhalts.

I.

Rechtfertigung des eingenommenen Standpunctes. — Uebersicht der Quellen zur Geschichte schlesischer Poesie.

II.

Aelteste Zustände, bis 1300. — Deutsche Ritter- und Minnepoesie. — Schlesischer Sagenkreis: Tatarschlacht, die heil. Hedwig, Herzog Heinrich II. — Andre schlesische Volkssagen. Der Sagenkreis des Rübenzahl. — Beitrag Schlesiens zur deutschen Minnepoesie durch Heinrich IV. von Presseta. — Bildung des Volks durch die Geistlichen.

III.

Zeitraum von 1300—1600. — Blick auf die schlesische politische Geschichte. — Deutsche Meistersängerpoesie. — Spuren wissenschaftlicher Bildung in Schlesien. — Schlesische Gelehrte des 15ten Jahrhunderts: Otto, Hofmann, Cantius u. s. w. — Eschenloer. — Lateinische Poesie: Corvinus, Sauermann u. s. w. — Eintritt der Reformation in Schlesien. Ihre Begünstigung und Wirksamkeit. — Mystische Richtung neben der streng-dogmatischen. — Gedeihen der Schulen. Trotzendorf. — Breslau's Blüthe. Rhediger. — Lateinische Dichter in großer Zahl: Frenzel, Adam, Agricola, Reusner, Seccerwitz u. s. w. — Deutsche Poesie, eingetheilt in: Kirchenpoesie, Meistersängerei, Volkspoesie. — Kirchenlied: Moiban, Weiß, M. Liebig u. s. w. bis Heermann. — Meistersängerei: A. Puschmann, E. Freudenbergk. — Theatergeschichte: Schulactus; Volksschauspiele. — Rätel, Calagius u. s. w. — Romanhafte Schilderungen: Irenäus, Seiler, Knoblauch. — Begriff des Volksliedes. — Rhedigerscher Codex. Spottlieder. Lieder der Volksfeste. Zerstreute Spuren. Uebergang zur deutschen Gelehrtenpoesie. —

IV.

Zeitraum 1600—1740. — Die schlesischen Dichter behaupten sich als herrschende Schule in ganz Deutschland. — Charakter dieser Schule. Gelehrtenpoesie, woraus die Gelegenheitsdichterei entspringt. Ihr Verhältniß zur früheren im Volke wurzelnden Poesie. Ihre geschichtlich-causale Nothwendigkeit. — Der Inhalt tritt zurück, die Form herrscht und bildet sich mit der Sprache durch ausländische Hülfsmittel aus. — Drei Schulen werden nach einander sichtbar.

A. Opitz. Nähere Würdigung seines Verhältnisses zur deutschen Bildung. — Haupteintheilung des dichterischen Vorrathes seiner Schule: Weltliche Poesie und kirchliche. Zeitgenossen Opitzens: Reuter, Schwartzbach, Schröer. Nachfolger: Andr. Scultetus, Tscherning, Caldenbach, W. Scherffer, Mühlfort; — Beschreibende Poesie: Mauersberger, Fr. Scholtz, Fechner. — Epigramm: Logau. — Prosaist: Butschky. — Dramatische Poesie: Andreas Gryphius.

B. Lohenstein und sein Anhang. — Hoffmannswaldau. Abschatz. M. Hanke. P. Winkler. Titius. G. Wend. — Rückblick auf die schles. politische Geschichte und ihren ungünstigen Einfluß auf dichterische Thätigkeit.

C. Neukirch's Schule. — Pfeffer. Männling. Chr. Gryphius. Scharf. Stieff. B. Hanke. Stolle. v. Tschammer. — Hirschberger Poetenkludd: Stoppe, Lindner, Glafey. Volkmar. — Semper. Epiker: Lehms. Sommersberg. — Drama: Hallmann. Allgemeine Theatergeschichte. Singspiel. Schindel.

Kirchenpoesie des ganzen Zeitraums: Apelles v. Löwenstern, David Böhm, Scheffler, Kühlmann, Knorr v. Rosenroth, K. Neumann, Neunherz, Schmolke, als besonders hervorragend bezeichnet. Außer ihnen noch Viele durch Einzelnes verdiente Kirchendichter: als v. Czepko, v. Schweinitz, v. Assig u. s. w.

Vorbereitung einer besseren Zeit: Chr. Günther. — Allg. Betrachtungen.

V.

Zeitraum von 1740—1806. — Politische Veränderung. Einfluß der preußischen Verwaltung auf Schlesiens Geisteszustand. — Blick auf die neuerwachende Poesie der Deutschen.

Ungünstige Periode in Schlesien von 1740—1770. — G. E. Scheibel. Belach. — Tralles. Crausen. — Kirchenlied: Basch, Liebich, Kluge. — Stöckel (Epiker). — Schlesier im Auslande: Burrmann, Karschin, Patzke, Kuh. — Broschürenwesen. Reisebeschreibungen. Journale. — Gelehrte: Arletius, Klose. — (1770—1795) Geschmacksbildung durch Garve und Hermes gefördert. Hoyms Verwaltung. — Volksthümliche Zeitschriften. — Schummel (Roman.) — Lyriker: Bürde, Fabri, Splittegarb; — Kirchliche Poesie: Hillmer. Oswald. — Romanschreiber neben Hermes und Schummel. Ausländer: Fessler, Rahmel; Inländer: v.

Wallenrodt u. ſ. w. — Theater: Stranitzky. Aeußere Theatergeſchichte Breslaus. Die deutſche dramatiſche Literatur in ihrer Blüthe. Beiträge dazu liefern die Schleſier: Stephanie, Möller, Grüner, Schubert u. ſ. w. — Leſſing in Breslau. — Fleck. — Literator: Flögel. — (1790—1805) Mittelpuncte geiſtiger Betriebſamkeit, wie früher Arletius und Kloſe, dann Hermes und Garve, jetzt Manſo und Fülleborn. — Charakter der ſpätren ſchleſiſchen Dichter.

VI.

Zeitraum von 1806—1835. — Politiſche Stürme. Erhebung des Volksgeiſtes. Ausbreitung der in Schleſien entkeimten dichteriſchen Talente in Deutſchland und allmähliches Verſchwinden provinzieller Eigenthümlichkeit. —

Lyriſche Poeſie: v. Eichendorff, K. Schall, Niemer, A. Franz, v. Holtei, E. Pohl, v. Zedlitz, Manfred, Kopiſch, Geisheim, Grünig, Förſter u. ſ. w.

Epiſche: P. Fr. Kanngießer, van der Velde, Weißflog, Conteſſa, Wachsmann, Häring, Suckow, Laube, Kosmeli, C. Leſſing, Hmr. Hanke.

Dramatiſche: Conteſſa, Seſſa, Schall, Raupach, v. Holtei, Häring, v. Eichendorff, W. Menzel, v. Zedlitz.

Kritik: W. Menzel, Schubart. — Ausländer des 19ten Jahrhunderts in Schleſien: Wachler, Steffens, Büſching, Hagen, Paſſow (Gelehrte). — Neubeck, Schink, v. Herden, v. Gaudy, Witte, Kannegießer, Hoffmann v. Fallersleben.

Rückblick auf das Ganze. — Das heutige Verhältniß der Poeſie zur Welt. — Schluß. —

Namensverzeichniß.

	Seite.		Seite.		Seite.
Abſchatz, H. A. v.	57	Bürde, S. G.	88	Fechner, J.	47
Acoluth, A.	73	Büſching, J. H.	118	Feſler, J. A.	89
Adam, M.	23	Calagius, A.	29	Fleck, J. F. F.	95
Adolph, G.	73	Calamin, G.	23	Flögel, C. F.	95
Agricola, M.	23	Calbenbach, Chr.	46	Franz, A.	102
Aleuthner, M.	23	Caliſius, J. H.	72	Frenzel, S.	22
Alberti, B.	70 Anm.	Cantius, J.	16	Freudenberg, C.	28
Aliſcher, S.	46	Conteſſa, K. W. S.	107	Fridrich, J.	22
Arcenatus, H.	23	Conteſſa, C. J. S.	107	Fuchs, G.	72
Arithmaeus, B.	23	Corvinus, L.	18	Fülleborn, G.	95
Arletius, C.	84	Crauſen, W. L. v.	82	Funk, M.	10
Aſſig, H. v.	72	Czepko, D. v.	72	Garve, Chr.	85
Balch, S.	82	Ebert, J. J.	90	Gaudy, F. v.	118
Belach, A.	81	Eichendorff, J. v.	101. 114	Geisheim, C.	104
Böhm, M. S.	88	Eſchenloer, P.	17	Gerhard, C.	119
Bögel, G.	72	Erner, B.	23	Gerlach, J.	73
Buſchko, S. v.	48	Fabri, G. L.	88	Glaſey, C. G.	83
Burrmann, S. W.	82	Fagelluzzi.	27 Anm.	Grüner, C. G.	94

Seite.

Grünig, H. . . . 104
Gryphius, A. . . . 50
Gryphius, Ch. . . . 60
Günther, Chr. . . 61. 74
Häring, W. . 102. 107
Hagen, F. H. v. d. 118
Hallmann, J. Chr. 64
Hanke, M. 57
Hanke, G. B. . . . 62
Haugwitz, D. G. v. 105
Haugwitz, P. G. v. 105
Herrmann, F. . . 27
Heinrich IV. v. Preſſela 13
Hermes, J. Th. . 85
Herrmann, J. . . 26
Herzberg, F. . . . 90
Heyden, Fr. v. . . 118
Hillmer, G. F. . . 88
Hoffmann, G. . . 73
Hoffmann, J. . . 16
Hoffmannswaldau, H. v. 56
Hoffmann (H. v. Fallers-
leben 118
Holtei, C. v. 103. 112
Hunger, C. . . . 101
Irenaeus, C. . . . 31
Kahlert, C. F. . . 90
Kanngießer, P. Fr. 106
Kannegießer, K. L. 118
Karſchin, A. L. . . 83
Kauſch, J. J. . . 87
Keppler, J. . . . 23
Kloſe, S. L. . . . 84
Kluge, G. 83
Knoblauch, B. . . 31
Knoll, C. 26
Kopiſch, A. . . . 104
Körtrig, F. . . . 18
Krebs, C. J. . . . 90
Kuhrau, C. J. . . 104
Kuh, C. M. . . . 81
Kuhlmann, L. . . 70
Lange, J. 17
Langemau, W. v. . 77
Latochius, C. . . 23
Laubt, K. 108
Leyns, C. 61
Lentner, C. F. . . 84
Leſſing, G. E. . . 91
Leſſing, C. . . . 109
Liebig, M. . . . 26
Lindner, C. G. . . 63
Lohenſtein, M. A. v. 69
Lohenſtein, C. v. . 53
Ludwig, L. . . . 26
Major, C. 48
Manſo, J. M. F. . 95
Mänmling, J. C. . 60
Martinus Strepus . 16
Maurerberger, A. . 47
Maurersberger, L. . 62
Menzel, W. . 102. 114
Menzel, K. A. 7. Anm.
Meyer, W. C. . . 95
Moiban, A. . . 19. 25
Möller, H. F. . . 94
Müller, K. O. . . 119
Neubeck, B. W. . 118
Neukirch, B. . . 59
Neumann, C. . . 71
Neumberz, J. . . 71
Opitz (M. v. Boberfeld) 38
Oswald, S. . . . 89
Otto, J. 16
Panoffka, Th. . . 119
Pantke, A. B. . . 82
Paſſow, F. . . . 118
Pazke, J. C. . . 83
Petnemann, J. G. . 90
Peucker, R. . . . 46
Pfeffer, P. . . . 60
Pohl, C. 103
Pepplau, R. v. 17. Anm.
Prätorius, M. . . 23
Puſchmann, A. . . 28
Quint, G. F. W. . 105
Rahmel, A. W. v. . 89
Rätel, H. . . . 29. 31
Reimann, G. . . 26
Renner, F. . . . 90
Reusner, C. . . . 23
Reusner, N. . . . 23
Reuter, C. . . . 43
Rhediger, Th. v. . 20
Richter, J. . . . 27
Riemer, F. W. . . 102
Roſenroth, C. K. v. 71
Rother, G. . . . 73
Rothmann. . . . 76
Sartorius, J. . . 27
Sauermann, J. . . 17
Schall, K. . . 102. 110
Scharff, B. . . . 61
Scheffler, J. . . . 69
Scheibel, G. E. . . 81
Scheibel, J. C. . . 81
Schenk, C. E. . . 94
Scherfenſtein, Kinner v. 73
Scherffer, W. . . 48
Schink, J. F. . . 118
Schletzpuſch, M. v. . 73
Schleiermacher, F. . 119
Schmolke, B. . . 71
Scholz, Fr. . . . 47
Schröder, Th. v. . 43
Schreiber, C. L. . . 86
Schubert, C. E. . . 94
Schummel, J. G. . 67
Schubert, J. . . . 104
Schwar, L. . . . 103
Schwarzbach, Chr. . 42
Schweidnig, D. v. . 72
Schwenkfeld. . . . 19
Sculletus, Abr. 28. Anm.
Sculletus, Andr. . 45
Secerwitz, J. . . . 23
Seiler, L. 31
Semper, C. L. . . 63
Senftleben 30
Sinapius, C. F. . 87
Soldergk, L. v. . . 30
Sommersberg, F. W. v. 64
Splittegard, C. G. . 88
Steffens, H. . . . 117
Stephanie, Gottlieb 93
Stephanie, Gottlob . 93
Stieff, C. 61
Stolle, G. 62
Steppe, D. . . . 63
Stöckel, C. G. . . 82
Straube, G. B. . . 91
Streit, C. C. . . 81
Stranitzky, J. A. . 91
Suckow, C. A. . . 108
Thebeſius, A. . . 72
Thebeſius, A. G. . 72
Tilenus, G. . . . 24
Timaeus, J. . . . 27
Titius, J. P. . . 58
Titus, P. 26
Tralles, B. C. . . 81
Trogendorff, B. Fr. 20
Tſchammer, H. G. v. 62
Tſcherning, A. . . 45
Ulber, C. G. . . 88
Velde, C. F. v. d. . 106
Velde, Bertha v. d. 106
Velius, C. U. . . 18
Vulturinus, P. . . 18
Wachter, L. . . . 117
Wachsmann, C. v. 106
Wale, A. 84
Wallenrodt, J. J. v. 89
Weigel, C. . . . 16
Weigel, R. . . . 16
Weiß, R. 25
Weißflog, C. . . . 107
Wenk, G. 58
Wenzel, F. A. . . 90
Wenzel, H. . . . 105
Winkler, P. . . . 58
Wolf, K. 118
Wolf, C. Fr. . . . 85
Zedlitz, C. Chr. Fr. v. 104. 116

I.

Einleitung.

Der Genius der Poesie durchzieht flüchtigen Fußes die Welt, an den einzelnen Wohnplätzen der Völker, oft beinahe launenhaft verweilend, um eben so schnell andere heimzusuchen, überall den Segen des ewigen Geistes, der der Urquell von Allem ist, zu dem Alles zurückkehrt, als ein theures Vermächtniß hinterlassend. Seine Spuren aufzusuchen und festzuhalten, um sie insgesammt in der Einheit des höheren Bewußtseyns zu vereinigen, ist die Aufgabe desjenigen Forschers, dem es um etwas Höheres, als um eine möglichst treue Feststellung von geschichtlichen Daten zu thun ist, und er löset dieselbe in der Darstellung entweder der besonderen, oder der sich zur allgemeinen ausbreitenden Literaturgeschichte. Solches Thun wird mehr und mehr beherzigen lassen, daß die einzelne, für unbedeutend geltende Erscheinung ein wesentliches Glied jener großen Kette ausmache, deren Anfang und Ende kein sterbliches Auge schaut; es wird dem Einsichtigen zurückrufen, daß sich die Natur des Wechsels, die sich in dem Gebiete der Sinnenwelt geltend macht, in der Sphäre geistiger Betriebsamkeit wiederhole, daß Werden, Blühn und Vergehn fortwährend, im Einzelnen wie im Ganzen, einander bedingen, und ihm hieraus zugleich den Trost erzeugen, daß das geistige Phänomen eben so wenig vergehe, als dasjenige, dessen Substanz Staub heißt, welchen der Wind verweht, aber nicht vernichtet.

Wer nun die Geschichte der deutschen Nationalliteratur aufmerksam verfolgt, nimmt wahr, daß die Poesie abwechselnd in den verschiedensten Theilen des weiten Deutschlands geblüht habe. Die Poesie ist, wie in Europa, so in Deutschland selbst herumgewandert.

Ein äußerer Vereinigungspunkt deutscher Volkseigenthümlichkeit, wie ihn andre europäische Völker in ihren Hauptstädten hatten, hat nie existirt. Der deutsche Literaturhistoriker hat also, wie früher Abbt, kürzlich der geistreiche Gervinus [1]) richtig bemerkten, die provinziellen Literaturgeschichten, die Eigenthümlichkeiten der einzelnen deutschen Volksstämme zu erforschen, und je mehr jeder einzelne Literator sein Streben umgränzt, desto eher wird er dem Ganzen nützen. Manche haben dies gethan, Viele aber begnügen sich, unvorbereitet genug, mit oberflächlich-encyclopädischer Darstellung des Allgemeinsten, mit Wie-

1) S. Zur Geschichte deutscher Nationalliteratur von Dr. G. G. Gervinus Heidelberg, 1834. S. 63 u. 64.

derholung des hundertmal Gesagten; dies fruchtet allerdings wenig. Der heutige Standpunkt der Wissenschaft fordert den Einzelnen auf sich auf Monographieen zu beschränken, damit ihn sein Stoff nicht erdrücke. Die Philosophie ist zur Einsicht gekommen, daß zunächst durch Bereicherung des positiven Wissens, wodurch der historische Weg geebnet wird, Fortschritte in der menschlichen Erkenntniß möglich sind, nachdem in den Naturwissenschaften sich dies zu bewähren, niemals aufgehört hatte. Welchen Standpunkt nun aber der Darsteller einzunehmen sich veranlaßt fühle, immer wird er sich gewisse Gränzen zu stellen haben, wenn er nicht in das Ungemessene ausschweifen, und seine Wirkung aufheben will.

Vor Mißverständniß werden hier die Bemerkungen schützen, womit wir begonnen. Alles Aufhäufen von Materialien, auch in der Literaturgeschichte, kann nur als Vorarbeit zur Ziehung von Resultaten zu betrachten seyn. Wir sollen uns ihres Verhältnisses zum Ganzen bewußt werden.

Ein gedankenloses Haften am Kleinlichen und Unbedeutenden, das Alterthümler sich oft haben zu Schulden kommen lassen, schreckt oft mehr ab, als daß es zu weitrer Forschung anregen sollte. Die Einen aber sind mehr für Zergliederung des Einzelnen, die Andern mehr für Entwickelung des organischen Zusammenhanges geboren. Jene Vorarbeitenden schaffen die Data herbei, diese aus der Vogelperspective Blickenden ziehen das Facit. Geben nun jene zuweilen in der todten Masse unter, schweifen diese in gehaltlosem Schematismus aus, so bestätigt sich hier nur die alte Erfahrung, daß im Leben Stoff und Geist sich gegenseitig bedingen müssen.

Hiermit sind die Pflichten dessen, der sich die Darstellung irgend eines Zweiges der Literaturgeschichte zur Aufgabe gemacht hat, angedeutet, und zugleich die allgemeinen Grundsätze, die bei der hier zu gebenden Darstellung dessen, was eine einzelne Provinz Deutschlands für Poesie gethan, geleitet haben. Schlesien, der östlichste Erdstrich, in welchem das Deutsche Landessprache ist, hat so viele Söhne geboren, deren Namen die deutsche Literaturgeschichte zu bewahren hat, daß sich jene Arbeit in Bezug auf das Land wohl der Mühe lohnt. Gleichwohl herrscht hier neben der Absicht, eine Darstellung der Entwickelung und Schicksale der poetischen Literatur in Schlesien zu geben, (was die beiläufige Würdigung auch dessen verlangen wird, was Ausländer, in Schlesien lebend, für das Land gethan), noch die Absicht, nachzuweisen, was in Schlesien geborene Schriftsteller in der Poesie geleistet, gleichviel, wo sie sich meistens aufgehalten haben, wobei endlich die, den Zusammenhang erläuternden Andeutungen nicht fehlen dürfen, und die Entwickelung des geistigen Zustandes in Schlesien uns leiten muß.

Diese unsere Aufgabe wird vielleicht nicht ohne Mißbilligung bleiben, da Einige der Ansicht seyn könnten, es sei am Ende gleichgültig, wo der Dichter geboren, dagegen allein wichtig, wo er gebildet, angeregt worden sei. Allein man erwäge vor Allem, daß, da man nun doch einmal Gränzen stellen muß, es wichtiger erscheine, die Natur des poetischen Talentes, das in der Nationalität liege, nachzuweisen, als

genau den Vorrath deſſen aufzuzählen, was zufällig innerhalb der Gränzen des Landes geleiſtet wurde. Der alte Spruch: „Poëta non fit, sed nascitur,“ kömmt uns zu Hülfe. Den Keim zum Dichter bringt derſelbe ſchon bei der Geburt auf die Welt. Zeit, Verhältniſſe, Geſchick mögen ausbilden, nicht den Mangel erſetzen. Schleſien aber hat in der That von jeher poetiſche Talente in das Ausland geſandt, welche anderwärts ſegensreich und befruchtend gewirkt haben. — Aufforderung genug für die, denen etwa die ſchleſiſche Volkseigenthümlichkeit beachtenswerth erſcheint, die zerſtreuten Blüthen zu einem Kranze zu ſammeln. Breiteten doch einſt niederländiſche Tonſetzer in Italien den Sinn für Tonkunſt aus, und brachten Wirkungen hervor, die man lange bewunderte, bis erſt ſpät die Welt auf die Urquelle aufmerkſam gemacht wurde. Aehnlicher Beiſpiele giebt es viele. Für die Literärgeſchichte iſt nun aber, die Stammverwandtſchaft der Dichter aufzuſuchen, wichtig, wie bereits mit Berufung auf Gervinus oben angedeutet ward, für den Landsmann erfreulich, und zum Selbſtgefühl ermunternd.

Der Zweck, der uns hauptſächlich leiten ſoll, iſt hoffentlich hierdurch einigermaßen gerechtfertigt. Wir werden uns auf kein bloßes Verzeichniß von Namen, mit literäriſchen Notizen verſehen, beſchränken dürfen. Dies gehört nur für literäriſch-ſtatiſtiſche Werke, wie z. B. Meuſel's „gelehrtes Deutſchland.“ Einmal werden wir zu zeigen haben, wie in Schleſien der poetiſche Sinn ſich allmählich entwickelte, und in welchem Maße des Landes Söhne an der geſammten deutſchen Entwickelung Theil nahmen, in welchem Verhältniß die Thätigkeit Schleſiens zu der Geſammtthätigkeit Deutſchlands ſteht. Die particuläre Literärgeſchichte werden wir alſo, in der univerſellen aufgehend, darſtellen. Sodann aber können wir uns nicht darauf einlaſſen, Vollſtändigkeit im weiteſten Sinne zu erſtreben; denn es bietet ſich deſſen zu viel, was für die Geſammtheit unwichtig bleibt, und als unnützer Ballaſt erſcheint. Darum wird uns Kritik obliegen, die uns vor dem Schein der Willkühr ſichere. Hoffentlich aber nichts Weſentliches wird überſehen bleiben.

Die Gränzen dieſer Schrift unterſagten die Befriedigung eines Wunſches, der ſich ſehr natürlich aufdrängte; dies iſt kein Andrer, als: die einzelnen kritiſchen Andeutungen mit Beiſpielen der hierhergehörigen Verfaſſer zu belegen. Ob dieſe Schrift aber nur der Vorläufer einer ſich daran ſchließenden Anthologie der angegebenen Art ſeyn ſoll, wozu ſich das reichhaltigſte Material darbietet, wird von dem Grade der Theilnahme abhängen, welche ihr gegönnt werden wird.

Es iſt endlich noch übrig, Etwas über die Quellen, die bei der Darſtellung der Geſchichte ſchleſiſcher Poeſie zu Gute kommen, zu ſagen. Eine genügende Darſtellung der geſammten ſchleſiſchen Literaturgeſchichte giebt es nicht, zerſtreuter trefflicher Abhandlungen, lexikographiſcher Sammlungen über einzelne Zweige eine Menge. Von älteren Schriften, die ſich mit ſchleſiſchen Dichtern befaſſen, nennen wir:

Joh. Chr. Kunkel de Silesiorum in Poësi praestantia. Lips. 1686. 4.

G. Scultetus de Hymnopoeis Silesiorum. Viteb. 1711. 4.

Gottl. Klugii Hymnopoeorum Silesiorum Decades IV Vratisl 1751—55. 8.

Erdmannus Neumeister de Poëtis germanicis hujus Seculi etc. Lips. 1695. 1706. 4.

Joh. David Matthaei de Poëtis Silesiae arte et gentibus nobilibus. Lignic. 1732. Fol.

Sigism. Johnii Parnassus Silesiacus. Centuriae II. Vratisl. 1723. 29. 8. (ein Buch, das, wenn man die große Einseitigkeit der Urtheile, und die Rücksichtsnehmerei des Verfassers übersieht, viele schätzbare Notizen bietet.)

Lieffmann de Fanaticis Silesiorum et speciatim de Quirino Kuhlmanno. Vitcb. 1698. 1715. 4. (eine Dissertation voll rühmlichen Fleißes.)

Ebert's Schlesiens hoch- und wohlgelehrtes Frauenzimmer. Breslau 1727. 8.

Ferner sind viele für uns brauchbare Notizen in vielen, allgemeineren Stoff behandelnden Werken zerstreut; wovon nur einige hier angeführt werden mögen.

Joh. Henr. Cunradi Silesia togata. (Lignic. 1706. 4.) wegen statistischer Notizen über 1500 schles. Gelehrte bis zum Jahre 1680 sehr wichtig, zu verbinden mit Leuschner's Spicilegien dazu. (Hirschberg 1774—81. 4.)

Gelehrte Neuigkeiten Schlesiens, Schweidnitz, von 1734—39 (von Scharf in hohem Alter begründet, von Schwerdtner fortgesetzt.)

Chr. Runge Miscellanea I—IV (1712—1717); dessen Notitia Historicorum etc. ed. Klose (Breslau 1775).

Mart. Hanckii Sched. de Silesiis eruditis indigenis etc. Lips. 1702—1707. 4.

Theodor Krauses Vergnügung müßiger Stunden (Lpzg. 1713—25) 29 Thle. 8.

Klose: Von Breslau. Documentirte Geschichte ꝛc. Breslau 1781—83).

Nicolaus Henel v. Hennefeld Silesiographia. Francof. 1613. 4. (von dem Verfasser vermehrt, von Mich. Joseph Fibiger, Lpzg. 1704, 2 Thle., neu edirt.)

C. Conrad Streit's Alphabetisches Verzeichniß aller im Jahre 1774 in Schlesien lebenden Schriftsteller. Bresl. 1776. 8.

Schummels Breslauer Almanach. Bresl. 1801. 8.

J. G. Thomas Handbuch der schles. Literaturgeschichte. Hirschberg 1824. (enthält viele, aber ungemein verworrene und unsystematisch geordnete Notizen).

C. J. A. Hoffmann: die Tonkünstler Schlesiens. Bresl. 1830. 8.

Hoffmanns v. Fallersleben Monatschrift von und für Schlesien 12 Hefte. Breslau 1829. (Leider nur ein Jahrgang; enthält genaue und schätzbare Notizen über viele, früher und heute in Schlesien lebende Autoren.) Daran schließt sich:

C. W. Springauf: Schlesiens Dichter im 19ten Jahrhundert. Breslau 1831. 12. Hoffmann und Springauf nehmen die in

Schlesien lebenden Ausländer mit Uebergehung der im Ausland lebenden Schlesier auf, Ersterer nimmt noch die Literatur der Einzelnen, Letzterer nur die chronologischen, Standes und Wohnortsangaben mit. Kritik wird in Beiden nicht geübt; die Angaben sind mit vielem Fleiße gesammelt.)

Raßmann's Pantheon (1823) und Liter. Handwörterbuch, (1826), sind, wie auch Meusel's „gelehrtes Deutschland" (1796—1834) und

H. Jördens Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten (1816—21, 6 Bde.) wenn auch mit nöthiger Vorsicht benutzt worden.

Viele schlesische Zeitschriften: z. B. die Bunzlauer Monatschrift (1774 mit geringer Unterbrechung bis 1818) Fülleborns Breslauischer „Erzähler" Bresl. (1800—1810), Streit's Schles. Provinzialblätter (Bresl. 1785—1835) sammt der damit verbundenen „literar. Beilage," Büsching's: „Wöchentl. Nachrichten für Freunde des Mittelalters, (Bresl. 1816—19) wiesen auf manche Einzelnheiten hin; namentlich sind die Schles. Provinzialblätter für unsern Zweck sehr wichtig. — Verschiedene Monographieen, Lebensbeschreibungen, Vorreden, Lobreden, ersparen wir uns hier aufzuzählen, die nöthigste Berufung mag an seinem Orte Statt finden. Am Schwierigsten ist es, die biographischen Notizen über die Lebenden zu sammeln, obgleich diese Darstellung von manchem bereitwilligen Entgegenkommen unterstützt wurde. — Endlich stand auch noch handschriftlicher Hülfsvorrath zu Gebot. Außer einigen Chronikennachrichten, denen die Unwissenschaftlichkeit der Verfasser den Werth raubt, und den trefflichen nachgelassenen handschriftlichen Notizen des gelehrten Breslauschen Schulrektors S. G. Klose, deren Benutzung der zeitige Besitzer, Herr G. R. Oelsner in Breslau verstattete, ist ein Manuscript des verstorbenen Regierungsrathes J. G. Peucker, eines ungemein fleißigen, hier und da vielleicht zu ängstlichen Sammlers, dankbar zu erwähnen. Letzteres enthält Nachrichten über alle schlesischen Schriftsteller von ältester Zeit bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts, und ist immer eine gute Quelle für Alle, die mit uns verwandtes Streben haben. Die Nachrichten sind darin nicht chronologisch, sondern alphabetisch geordnet. Pünktlichkeit der Angaben ist meistens beobachtet und das Ganze, obgleich mit dem Nachtrage beiläufig 600 Seiten stark, sehr deutlich geschrieben. Das Manuscript ist im Besitz der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Was auch bei Peucker's Arbeit, die sich übrigens zunächst mit geborenen Schlesiern befaßt, — die in Schlesien lebenden Ausländer stehn im Anhange — die Herausgabe erschweren würde, ist, daß ohne alle und jede Sonderung, das Beste wie das Schlechteste aufgenommen worden. Mit der literaturhistorischen Vollständigkeit ist es immer eine mißliche Sache. Je mehr die Welt zu Ansprüchen sich berechtigt hält, desto mehr sucht sie billig in dem Vorrath der Vergangenheit Spreu vom Weizen zu sondern, und strebt nach encyklopädischer Uebersicht des Wissenswerthesten; daher weitläufigen Werken jener Art, wie das Peucker'sche, wo man das Schlechte mit dem Guten in den Kauf nehmen muß, wenig Theilnahme wird. Indessen haben dieses Umstandes ungeachtet: J. G. Peucker's „Kurze biographische Nachrichten von

den vornehmsten Gelehrten von dem 18ten Jahrhundert (Grottkau 1788. 8.) sich ziemlich selten gemacht.

So manches treffliche Hülfsmittel uns nun auch bei dieser Darstellung begleitet, so bleiben besonders bei unserm Zwecke, der mehr als flüchtige Bekanntschaft mit den Dichtungen selbst erfordert, die Werke der Dichter, so weit sie erreichbar, immer die Hauptsache, und nur in wenigen Fällen darf und muß auf fremde Autoritäten, seien dies auch namhafte, gebaut werden. Manches Unzugängliche, dem eben nirgend Bedeutung zugelegt wird, wird getrost übergangen werden können.

Mehr als Uebersicht (auf die nöthigsten Nachweisungen gestützt) des Wichtigsten, kann diese Schrift, die zu ähnlicher, ausführlicherer Arbeit anregen will, nicht geben. Manches mag aus Unbekanntschaft, Vieles muß den einmal ausgesprochenen Grundsätzen nach, hier wegbleiben.

Die Kritik bleibt vielleicht, ungeachtet die Liebe zur Poesie die größte Strenge empfiehlt, von dem befangenden Einfluß patriotischer Vorliebe hier und da nicht frei, aber auch nur letztere konnte seit Jahren die Beschäftigung mit einer Masse sehr ungleichen, oft unerfreulichen Materials versüßen, und wahr sagt Terenz andrerseits: „Nihil tam facile, quin difficile fiat, si invitus facias. Ohne alle Vorliebe, oder ohne allen Haß richtet, so oft Täuschung auch möglich ist, selten Einer, am wenigsten die Jugend, und zuletzt hat hier Göthe, wie fast immer, Recht, wenn er warnend ruft:

O, ihr Tags- und Splitterrichter,
splittert nur nicht Alles klein.
Denn, fürwahr, der schlechteste Dichter
wird noch euer Meister seyn.

Wo also endlich in Darstellung des Thatsächlichen, oder im Urtheile Berichtigung erforderlich seyn sollte, werde sie einer Schrift, die von jeder Anmaßung frei in die Welt tritt, wohlwollend zu Theil, der Mangel der Ausführung aber werde über der Aufrichtigkeit der Bestrebung entschuldigt.

II.

Schlesien, von Slaven bevölkert, lange unter polnischer Herrschaft stehend, und, auch als diese verschwand und freie Herzöge in dem Lande regierten (1163) polnischer Sitte, Sprache und Denkweise treu bleibend, hat nur langsam, insbesondre was Oberschlesien betrifft, deutsche Natur angenommen [1]). In Niederschlesien dagegen schlug sie am

1) Von den älteren um einzelne Theile der schlesischen Geschichte verdienten Gelehrten nennen wir Joachim Curäus, (Scherer, 1532—1574), Franz Faber (Köckritz, 1497—1565), J. v. Schickfuß (1574—1637), N. H. von Henneseld (1583—1656) Fr. Lucä (1644—1708), Sommer von Som-

Ersten und feste Wurzel; daß deutsche Fortbildung des Volkes bis auf spätere Zeiten in den verschiedenen Landestheilen nicht gleichmäßig wuchs, findet in der Theilung des Landes in viele kleine Fürstenthümer, gleich bei dem ersten Schritte zu selbstständiger Kraft, seinen ersten Grund. Ueber hundert Jahre freilich erhielten sich die kleinen Regenten neben einander, sich gegenseitig befehdend und beneidend, aber ihre Zahl wuchs, bis am Anfange des 14ten Jahrhunderts 17 Fürstenthümer in Schlesien vorhanden waren. Alle Einwohner litten unter ungeregelten Verhältnissen und der Willkühr wechselnder Machthaber, — Grund genug, Aenderung herbeizuführen. So bereitete sich vor, was fürs Ganze und die Einzelnen gleich wichtig war, daß Schlesien bei Böhmen Schutz suchte, welches längst einen Fuß im Lande hatte. Die vollständige Verbindung durch Kaiser Karl IV. (1355), so zwar, daß Böhmen nur in das Verhältniß eines Oberlehnsherrn zu Schlesien trat, woneben sich eine feste ständische Verfassung in letztrem ausbildete, enthielt zwar die förmliche Vereinigung Schlesiens mit Deutschland, ohne doch damit das Land auf gleiche Stufe der Bildung, wie andere Theile des Reiches, erheben zu können. Es ist in der That bewundernswerth, wie das in dieser Hinsicht Versäumte später geschehenermaßen hat eingeholt werden können. Das Land lag noch im Schlafe roher Barbarei, als im Süden und Westen von Deutschland bereits der Frühling der Poesie seine Blüthen ausstreute; der Uebergang zu niederer Gattung hatte hier längst begonnen, als Schlesien zu erwachen anfing, und sich gegen die von Deutschland hereindringende Cultur nicht länger sträubte. Ein Blick auf das, was bis dahin in Deutschland für Poesie geschehen war, ist hier wohl am Orte.

Die ersten Anfänge aller Poesie sind epischer Natur. Aus der Sage, aus dem tiefsten heiligsten Seelenleben des Volkes entwickelt sich das nationale Epos. Diesem Standpunkte gehören die riesenhaften Werke: das Heldenbuch und die Nibelungen an, durch welche sich ein ostgothisch-lombardischer, ein burgundischer Sagenkreis zieht. Darauf drängt sich der Fabelkreis Karls des Großen nicht minder in andre

---

mersberg (1698—1756), Martin Hanke (1630—1709), so wie Peter Eschenloer († 1481), Nicolaus Pol (1564—1632), Georg Thebesius, (1636—1688).—In späterer Zeit haben die Bemühungen von F. W. Pachaly, S. B. Klose, v. Klöber, Rausch, Bandtke, treffliche Vorarbeiten geliefert. Viele kleine Handbücher schlesischer Geschichte z. B. von Hensel (3te Auflage Bresl. 1813), Günter (das. 1802), Sternagel (das. 1802—1806), sind durch K. A. Menzels „Geschichte Schlesiens" Breslau 1809 2 Bände 4. verdrängt worden. Dieses Werk, sollte es auch, was historische Forschung betrifft, heutigen Ansprüchen nicht mehr genügen, wird immer in Bezug auf Behandlung des Lehrstoffes ausgezeichnet bleiben. Es ist dies so sehr der Fall, daß das Werk überhaupt ein Muster historischer Schreibart abgeben kann, und um so höher anzuschlagen, als gerade die lebenskräftige Sprache, die darin herrscht, in Tagen der Erniedrigung erhebend und begeisternd gewirkt hat. Unter den nachfolgenden Darstellungen schles. Geschichte von Harnisch (Bresl. 1820), A. Otto (das. 1834), K. G. Hoffmann (6 Bde. Schweidnitz 1831) tritt das Handbuch von M. Morgenbesser (zuerst Breslau 1830. 8.) als für den allgemeinsten Bedarf zweckmäßig eingerichtet, hervor. — Die Materialien zu einer künftigen, auf tiefe Forschung gegründeten Darstellung liefert bereits das gelehrte Werk von G. A. Stenzel (Scriptores rerum Silesiacarum. Breslau 1835. 1 Bd. 4.)

europäische Nationen, als die deutsche. (Konrad v. Fleckes „Flos und Blankflos," Wolfram von Eschenbachs Wilhelm v. Oranse, Reinelt oder die Haimonskinder, u. s. w.) Ferner der morgenländisch-nordische Sagenkreis des Königs Artus, und des heiligen Grabes (z. B.: W. v. Eschenbachs: „Titurel," „Parzifal," „Lohengrin," Gottfrieds v. Straßburg: „Tristan und Isolde," Hartmanns von der Aue: „Iwein" u. s. w.) woran sich endlich eine unzählige Masse von Volksbüchern, Mährchen und gereimten Historien reihen, die den Uebergang der blühenden Kraft zu leblosen Formen bilden. — Daneben sehen wir gleichzeitig die Lyrik sich in zahllosen Ergüssen volksmäßig und selbstständig entwickeln in den kostbaren Blumen Heinrichs von Veldeck, W. v. Eschenbach, Conrads v. Würzburg, Heinrichs v. Ofterdingen, Gottfrieds v. Straßburg u. s. w. — Ja selbst eine Art von lehrender, aus Volksweisheit erwachsender Poesie tritt uns in den Ueberresten von Freidank, Hugo von Trymberg, Boner u. s. w. in Deutschland bereits entgegen. — Als allgemeinen Charakter des ganzen Zeitalters der Minnesänger, das in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts mit dem Falle der stolzen Hohenstaufen zu Grabe geht, nehmen wir eine ritterliche, lebensfreudige Gesinnung wahr. Ueber den kleinlichen Verhältnissen des Lebens, dessen Mark noch ungeschwächt ist, schwebt noch die Poesie verklärend, nur mit dem Hohen, dem Edlen, dem Bleibenden in der menschlichen Natur beschäftigt. Die tiefe Bedeutung des Rein-menschlichen ist noch nicht den Dichtern verloren gegangen, über einer unreifen, die ewigzeugende und verschönernde Phantasie vernichtenden Reflexionsweise. Die Poesie ist das Leben, und beider Verdienste sind noch unzertrennlich.

Was könnte gleichzeitig Schlesien, das arme, zwar von zerstreuten Burgen, den Keimen von Städten besäte, aber über dumpfer Betäubung und zerstörender barbarischer Zügellosigkeit noch nicht zum schönen, klaren Lebensgenusse, darauf das sonst fruchtbare, bergumzäunte, von einem der Verbindung mit dem Auslande hülfreichen Flusse durchströmte Land, wohl Rechte hatte, was könnte es bereits bieten, das die Poesie als ihr Kind mütterlich begrüßen möchte? Unter niederer Rohheit gedeiht ihre Pflanze so wenig, als unter überfeiner Cultur. Eine Harmonie der Kräfte verlangt sie, die eine seltene Gunst Gottes ist. Das Christenthum, der Boden, worin alle neue Poesie wurzelt, war in Schlesien noch jung und, auch eingeführt, im Lande lange noch als etwas Exoterisches zu betrachten. Die heidnische Grausamkeit verlor sich nur allmählich, das Princip der Liebe konnte durch die niedrigeren Interessen noch wenig hindurchdringen. Zwar gelang dies endlich, und manche Legende blieb ein schönes Denkmal des Kampfes und des Sieges im Volke. An den Namen des Piast, den Stammvater schlesischer Herrscher, an den heiligen Adalbert, der das Land, die christliche Wahrheit verkündend, durchzog, reihen sich manche nicht unpoetische Sagen. Gleichwohl blieb in Leben und Gesinnung schlesischer Ritterschaft die Einwirkung christlicher Lehren eine sehr geringe, als die Sonne der Poesie, die wir ganz eigentlich eine ritterliche nannten, in andern Theilen Deutschlands längst aufgegangen war. Von Geistesprodukten, die Gedichten ähnlich wären, ist daher noch lange Zeit nichts

zu finden, und schwerlich hat es aus dem 11ten und 12ten Jahrhundert etwas Erträgliches von schlesischer Poesie gegeben, das etwa nur verloren gegangen wäre. Klöber [1]) führt freilich ein Loblied der deutschen Soldaten auf den kriegssüchtigen, tapfern Herzog von Schlesien Boleslav III., Schwager Kaiser Heinrichs V. (1132) an, das bereits in Martin. Galli Chron. Polon. als aus dem Deutschen ins Polnische und Lateinische übersetzt, aufgeführt stehe. Uebrigens bestätiget der belesene Klose [2]), daß die Chroniken jener Zeit von allen andern Merkwürdigkeiten, als etwa Wasser- und Feuerschaden, ganz verlassen sind, ja er hält sogar Christoph Manlius Nachricht, daß unter Albrecht dem Bären von Brandenburg nach Krossen, von da vermuthlich auch nach Grünberg, vom Rheine zuerst Weinstöcke verpflanzt worden, für unbegründet, was, so bescheiden der schlesische Landwein ist, immer für ein Dichterland ein denkwürdiges Ereigniß wäre.

Im 13ten Jahrhundert aber berührt Schlesien eine Begebenheit, die für ganz Deutschland wichtig, den Historikern ein Gegenstand der Forschung, der Poesie ein wahrhaft poetisches Moment wird. Dies ist der Einfall der Tartarn oder Mongolen in Schlesien, und der gottbegeisterte Kampf mit ihnen auf der Wahlstatt bei Liegnitz (9. April 1241) worin der heldenmüthige Heinrich II. fällt, wonach aber die siegreichen Tartarn [3]) das Land verließen. Die Christen haben tapfer gefochten, wie stark nun auch die Heiden gewesen seyn mögen [4]), und Heinrich erscheint also, als ein Märtyrer des christlichen Glaubens, als ein ächt christlicher Held. Er und seine fromme Mutter, die heilige Hedwig, eine geborne Prinzessin von Meranien, Markgräfin von Baden, Gräfin von Tyrol, deren Name, wie ein leuchtendes Gestirn durch die Dämmerung die über Schlesien lag, leuchtet, bilden nun die Hauptpersonen eines Sagenkreises, der auf die schlesische Vorzeit ein poetisches Licht strahlt. Jene Fromme ist für unsern Zweck aber um so wichtiger, als das älteste poetische Denkmal Schlesiens die lateinische Legende von der heiligen Hedwig, wovon wenige Handschriften (unter andern auf den Breslauischen Bibliotheken) existiren, ist. Man kennt indessen nicht den eigentlichen Verfasser, der aus den Akten vom Leben der heiligen Hedwig, die von den vom Papst Urban IV. bestimmten Erforschern, Wolimir Bischof zu Wladislaw und Bruder Simon, des Predigerordens Prior zu St. Albrecht in Breslau, im Jahre 1262 zusammengeschrieben worden, und der Compilation, die Bruder Engilbert in Leubus verfertiget hatte, gesammelt hat [5]). Das Ganze zer-

---

1) Von Schlesien vor und nach dem Jahre 1740. Freiburg 1785. Th. I. pag. 23.

2) Von Breslau. (Breslau 1781) I. pag. 303.

3) Stenzel in Hoffmanns schlesischer Monatschrift (Breslau 1829 p. 177) auf Walthers Silesia diplomatica und andere Zeugnisse gestützt, weiset nach, daß die Annäherung Wenzels von Böhmen die Flucht der Tartarn zur Folge hatte.

4) Schon Klosen a. a. O. pag. 429 belustigt es, daß die alten Chroniken und Geschichtschreiber in ihren Nachrichten über die Stärke des Heeres der Tartarn zwischen 50,000 Mann und beiläufig einer Million schwanken.

5) Aus den Quellen geschöpfte Nachrichten darüber geben Georg Thebesius Liegnitzische Jahrbücher, herausgegeben von Scharf, Jauer 1783 Th. II. (neu

fällt in 12 Kapitel, und ist in dem frommen, gläubigen Geiste, der der Kindlichkeit der Zeit eigen war, geschrieben. Was nun noch hinzutritt, um die Wichtigkeit dieses ersten Dokuments zu erhöhen, ist der Umstand, daß eines der ersten Werke, die die erste Buchdruckerei in Breslau druckte, eine deutsche Uebersetzung jener Legende war; Grund genug sich zu überzeugen, wie tief dieselbe im Volke wurzeln mußte, da die gedruckte Verbreitung davon zu einer Zeit, wo man mit Drucken eben so sparsam war, als heute freigebig ist, für ersprießlich gehalten wurde. Dieses sehr seltene Buch ward gedruckt zu Breslau durch Conrad Baumgarten aus Rothenburg 1504. Der Titel beginnt:

Ahy hebet sich an dy grosse legnda der hailigsten frawen Sandt hedwigis u. s. w.

Das Format ist klein Folio mit zwei Columnen ohne Seitenzahl; 67 Holzschnitte, die Thaten der heiligen Hedwig vorstellend, zieren das Buch. — Der Text soll über hundert Jahre älter, als der Druck seyn, obgleich man den Verfasser nicht kennt. Nach J. E. Scheibels[1]) Bemerkung soll es nur 4 Exemplare davon zu seiner Zeit noch gegeben haben (1804). Neue Auflagen (nach Peucker) erschienen Breslau 1631, 8; und Glaz 1686, 8. Die Geschichte der heiligen Hedwig ist noch einmals poetisch behandelt worden, z. B. von Mathias Funk[2]) aus Haynau, Professer zu Frankfurt gegen 1514. Er schrieb: Lebensgeschichte der heiligen Hedwigis in Versen. Frankfurt 1511. 4.

So sehen wir denn diese Heilige, der im Leben eine gottbegeisterte Schwärmerei eigen gewesen, nach ihrem Tode im Volke gefeiert, verehrt; ihr Wirken aber auf Erden noch bei ihren Lebzeiten durch den Fall ihres Sohnes für die Glaubenssache gleichsam gekrönt. Das Ereigniß der seltsamen, abenteuerlichen Tartarnschlacht umzieht der Schleier des Wunderbaren, und dieser schließt solchergestalt die historische Begebenheit in den Rahmen der Dichtung. Ueberaus oft, besonders in neuerer und neuster Zeit ist die Tartarschlacht und auch wohl Hedwig besungen worden. Dessenungeachtet wird jene alte erste Uebersetzung der Legende in ihrer wahrhaft rührenden bedeutsamen Einfachheit auch der Gegenwart am meisten theuer bleiben. Eine neue Ausgabe würde daher sehr erfreulich seyn.

Hier ist nun vielleicht der passendste Ort einen Blick auf die schlesische Sagen- und Märchenwelt, worin die Keime vielfacher späterer dichterischer Thatigkeit liegen, zu werfen. Christliche und heidnische Stoffe treten darin sehr oft vermischt auf, und manches alte Volksmährchen mag durch die Geistlichen mit Unterlegung christlicher Motive umgestaltet worden seyn. Das Volk aber richtete sich die Sachen nach seinem Bedarf zu. An allerhand wunderbaren Geschichten hat jedes Gebirgsland seinen Vorrath. Die Heilquellen dürfen auch nicht ohne

---

edirt Frankfurt und Leipzig 1736), und Klose a. a. O. I. S. 353—414. — Peucker im oben angeführten Manuscript schrieb nur Klose ab.

1) S. Geschichte der Breslauer Stadtbuchdruckerei, Breslau 1804. 4. — Auch Klose a. a. O. und Christian Stieff historisches Labyrinth. Breslau 1738. 8., S. 41. f. u. 631—634.

2) Cunradi Silesia togata p. 85.

geſtaltet ſich eine ungeſchriebene Volkspoeſie, die Mitte aller Volksbildung, ſelbſt unter ungünſtigen Verhältniſſen, die in den Zeiten, wo die Beſonnenheit herrſcht, der Erfindungsluſt und Armuth zu Hülfe kommt. Der wichtigſte und ſchönſte Mährchenkreis in Schleſien wird aber durch die höchſt originelle Figur des Berggeiſtes Rübenzahl, der auf dem Rieſengebirge wohnt, gebildet. Nachrichten über ihn finden ſich in unzähligen Chroniken und kleinen Volksſchriften, die ſich allmählich vergriffen haben. Friedrich Lucä[1] unter Andern ſpricht auch von ihm und beruft ſich ohne nähere Angabe auf ein betreffendes Tractätlein eines gewiſſen Prätorius[2], bemüht ſich aber nur die Welt von ſo ſchädlichem Aberglauben zu befreien, was in einer Zeit, wo der Glauben an Poeſie ſchon verſchwunden war, natürlich iſt. Wo die Sage herſtamme, ob ſie ſich im Volke erzeugt habe, ob ſie von auswärts her verpflanzt worden, iſt gleichgültig, eben ſo, ob Rübenzahl von Roncevalle oder gar Roy du val herkomme, uns ſoll das ſchöne Mährchen vom Zählen der Rüben, das uns Muſäus ſammt den beſten übrigen von dieſem Berggeiſte ſo liebenswürdig erzählt, unverkümmert bleiben. In der That hat vor Muſäus kaum Einer die launenhaft gutmüthige und tief poetiſche Natur des Berggeiſtes richtig dargeſtellt, obgleich ſeit mehr als hundert Jahren eine große Anzahl halb volksthümlicher, halb verſchönerter Darſtellungen, auch dramatiſche, deren Held Rübenzahl iſt, verſucht worden ſind. Es iſt aber im Weſen dieſes Geiſtes eine ſo unverwüſtliche Eigenthümlichkeit, daß ſie auch durch die ungeſchickteſten Entſtellungen hindurchdringt. Er haßt immer das Schlechte, und liebt das Gute, und hat doch den Schalk im Nacken. Sein Humor iſt unverſiegbar, ſeine Gewalt unendlich, ſeine Macht über die Elemente unbegränzt. Seine Figur iſt typiſch geworden, ein Liebling des Volkes, dem alle guten Einfälle zugewandt werden, der durch wechſelnde Zeiten und Völker fortlebt, ein Schiboleth für den Volkswitz. — Von den zahlreichen Burgen, namentlich in Niederſchleſien erzählt die Fama ebenfalls eine Menge oft vortrefflicher Sagen z. B. die berühmte vom Kynaſt, die aber andern deutſchen Sagen verwandt erſcheint, von der Kynsburg, vom Hummelſchloß bei Cudowa, von Nimmerſatt, Bolkenhain, u. ſ. w. Von jedem abenteuerlich geformten Felſen, z. B. Mönch und Nonne, iſt gleich eine Geſchichte bei der Hand, worin das Wunderbare gern eine Rolle ſpielt. Auch in den Städten fehlt es nicht an alten Traditionen poetiſcher Natur, die ſich an einſame Ueberreſte der Vorzeit anſchließen; z. B. die Hahnkräh bei Breslau ꝛc.

---

1) Lichtſterns (Lucä) ſchleſ. Fürſtenkrone. Frankfurt a. M. 1685. 8. S. 658. vgl. neue Auflage unter dem Titel: Schleſiens curioſe Denkwürdigkeiten ꝛc. von Silesio curioso ebend. 1689. Ein buntes Gemiſch verſchiedener Notizen in ungeſichteter Geſprächsform! Das Meiſte und Beſte darin ſoll aus Cunradi Silesipoliographia geſchöpft ſeyn, die Lucä im Manuſcript beſaß.

2) Wahrſcheinlich Joh. Prätorii daemonologia Rubinzalii Silesii. Leipzig 1662. 12. 3 Theile. Man vgl. damit S. F. Frenzelii disputatio de spiritu in monte gigantco Silesiorum etc. Vitcb 1675. „der ſchleſ. Rübenzagel oder das ſchofenhaftige Geſpenſt ꝛc. Breslau 1726. 1732. 8. und Adami a Jodiovilla narratio de spectro Rubezal. Colon 1638.

Betrachtet man alle diese Denkmäler der jugendlichen Phantasie eines Volkes, das aber erst aus dem Zustande roher Barbarei herauszukommen strebt, zusammen, so überrascht allerdings beinahe der große Vorrath poetischer Lebendigkeit, und wenn auch bei scharfer Sonderung Vieles als Produkt späterer Zeiten, vieles als fremde Ueberlieferung sich herausstellt, so bleibt doch Manches übrig, was die bedeutende Empfänglichkeit unserer Vorfahren für die Stimme der Poesie unzweideutig bewährt. Vergleicht man ferner die Riesengebirgssagen, und die niederschlesischen überhaupt mit den oberschlesischen und denen, die sich nach Ungarn und dem mährische Gesenke hinein verlieren, so ist der Vortheil entschieden auf der Seite der ersteren. Hier drängt sich das deutsche Element hervor, dort mehr das slavische. — Wenn auch Garves [1]) Bemerkung, daß jene Theile ihr schnelles Aufblühen aus der Barbarei, wahrscheinlich Ueberresten deutscher Stämme, die von den Polen zurückgedrängt worden, verdankten hier wenig entscheidet, so steht immer fest, daß mindestens Nieder- und Mittelschlesien nicht aller phantasiereichen Vorzeit entbehren, und, daß aus solcher ein späterer Flor der Dichtkunst wohl entkeimen konnte, wird nun nicht mehr ohne alle Erklärung bleiben.

An einer einigermaßen genügenden Sammlung schlesischer Sagen und Mährchen, insbesondere auf historische Forschung gestützt, fehlt es ganz [2]). Für die Bearbeitung einzelner ist in neuerer Zeit, freilich auch nach neuerer Art, Mehres geschehn z. B. durch Fülleborn, Geisheim (in den oben citirten Zeitschriften), Bergemann, Agnes Franz, Mosch, Büsching; für die oberschlesischen durch Minsberg, Wunster u. A. m. So ungleich diese Darstellungen unter sich sind, so haben sie mehr oder weniger Alle den Fehler gemein, daß die ursprüngliche Einfachheit und Naivetät, wodurch allein, wie man an Grimm's Beispiele sieht, der Ueberzeugung Raum verschafft wird, der Erzähler habe selbst an die Wunder, die er vorträgt, geglaubt, über modernen Zuthaten zurücktritt. Die Kindheit der Nation ist der Kindheit des Individuums gleich, daher sich die poetische Natur an dem buntesten Kinder- und Ammenmährchen erfreut. Stoff, Begebenheit überwiegt jedes andere Interesse, bei dem Einzelnen muß lange beschaulich verweilt werden, das Gemüth ist für Wunder empfänglich, denn Alles ist ihm noch wunderbar, und der Verstand fragt also noch nicht nach der farblosen traurigen Wahrscheinlichkeit. Aus demselben Grunde sind die ersten Meisterstücke der dramatischen Dichtkunst zwischen kahlen, niedrigen Wänden zuerst aufgeführt und bewundert worden, darum wird die Nation immer ärmer an Poesie, je industriöser sie wird, je mehr aus dem Leben in die todte Schriftsprache flieht, — ein Mißgeschick, das wir nur darum geduldig ertragen, weil die historische Entwickelung der Menschheit es eben so nothwendig mit sich bringt, als der Herbst die Keime des

---

1) G. Garve: über die Lage Schlesiens in verschiedenen Zeitpunkten. Breslau 1785. 8.

2) Auch an Forschungen über die slavischen Sagen, welche als Quellen der schlesischen zu betrachten sind, fehlt es noch. Schon Büsching in den „wöchentlichen Nachrichten ꝛc.“ Breslau 1816. B. I. S. 289 klagt darüber.

Winterschlafes, ohne den kein neuer Frühling und Sommer möglich wäre.

Von den Sagen, die wie Schmetterlinge um knospende Blüthen gaukeln, kehren wir zu der geschriebenen Poesie Schlesiens im 13ten Jahrhundert zurück, von der wir ohne eine seltene Gunst des Zufalls gar nichts mehr übrig haben würden. In der That mag auch wenig aufgezeichnet worden seyn, indessen ist uns doch ein schwacher Antheil Schlesiens an der Minnepoesie übrig geblieben. Mehre schlesische Herzöge, die den Namen Heinrich tragen, werden von den ältesten Chroniken als Männer geschildert, die durch geistige Vorzüge über ihrem Jahrhundert gestanden. Nun theilt uns die sogenannte „Manessische Sammlung" zwei vortreffliche, von Tieck und Andern übersetzte, Minnelieder (vorzüglich schön ist das: „Ich klage dir Maie, Ich klage dir Summerwunne) eines Herzogs Heinrich v. Pressela mit. Ihm legt Klose [1]) auch ein Lied, das Möser dem Kaiser Heinrich VI. (Patriotische Phantasieen Th. 3. S. 245) zuschreibt, wegen der unläugbaren inneren Verwandtschaft bei. — John (auf Hanke gestützt) will wissen, daß Heinrich Schobinger (1603) ein Büchlein „Herzog Heinrich von Preßlau Liebeslieder" betitelt, besessen habe. — Welcher Heinrich dies nun gewesen, hat viele Forscher beschäftigt. Goldast und Henel haben nichts entschieden. H. v. Hoffmannswaldau nennt Heinrich V.; Bodmer Heinrich III., dem er abenteuerliche Schicksale beilegt. Klose, und nach ihm die späteren Forscher, gestützt auf die Zeugnisse Tannhusers und Hornegs, die den „milden Muth" des Herzogs rühmen, (Heinrich IV. hieß der „milde Fürst") erklären sich für Heinrich IV. († 1290) dessen Grabmahl in der Kreuzkirche zu Breslau befindlich ist. — Wie dem auch sei, der hohe Werth jener Lieder ist längst anerkannt worden.

Was übrigens etwa für die Bildung des Volkes in Schlesien durch äußere Mittel gethan wurde, war nicht allein in diesem, sondern auch in den nächstfolgenden Jahrhunderten nur ein Werk der Geistlichen. Daß diese den Vortheil der Kirche in den, schon im 13ten Jahrhundert aufkeimenden, Schulen zunächst wahrnahmen, ist an keinem Orte ausgeblieben. Das Leben blieb also sich überlassen und, was in das Volk hineinkam, war eigentlich etwas Fremdes und konnte der Poesie nichts frommen. Die lateinische Sprache, längst in den Klöstern und Kirchen die herrschende, kam an den Höfen der Herzöge in Aufnahme; was wir auch aus den nächsten Jahrhunderten von Poesie in Schlesien übrig haben, ist meistens lateinisch geschrieben. Die niederen Volksklassen, und der mit der Einrichtung zahlreicher Städte sich mehrende Bürgerstand blieben noch lange ohne Kenntnisse; wer lesen und schreiben konnte, hieß schon gelehrt. Doch gewann mit dem Ende des 13ten Jahrhunderts das Deutsche über das Polnische die Oberhand, womit

---

1) Klose a. a. O. II. S. 49. — H. v. Hoffmannswaldau Gedichte. Breslau 1689 (in der Vorrede ohne Seitenzahl) — Bodmers: Sammlung v. Minnesingern u. s. w. Zürich 1758. Th. I. S. 3. — John a. a. O. I. S. 104. — Büsching u. Kunisch: Grabmahl des Herzogs Heinrich IV. von Breslau. (Breslau 1820. Fol.)

allerdings ein wesentlicher Gewinn erreicht war, nachdem bereits Heinrich VI., wegen der sich mehrenden deutschen Colonisten, in Schlesien die polnische Gerichts-Sprache abgeschafft hatte. Uebrigens waren deutsche Colonisten schon vor der Tatarschlacht in Schlesien eingewandert. Nach Tschoppes und Stenzels „Urkundensammlung“ (S. 117.) findet sich die erste urkundliche Nachricht davon in einem Stiftungsbriefe des Klosters Leubus vom Jahre 1175. Die Zahl derselben muß bald sehr groß gewesen seyn (ebend. S. 120.) und ihr Einfluß auf Sprache und Verfassung nicht minder bedeutend (S. 131.) Sehr wichtig wäre es, zu ermitteln, woher jene Colonisten gekommen. Hierüber aber fehlen erschöpfende Nachweisungen. Wahrscheinlich sind es (s. ebend. S. 143.) Wallonen und Flamländer gewesen, doch auch Franken, Baiern, Schwaben, Sachsen, Thüringer und Oesterreicher (ebendas. S. 144.)

III.

Wir finden in den folgenden Jahrhunderten Schlesien zwar fortschreitend in deutscher Bildung, wozu namentlich Kaiser Karl IV. (1346—1378) viel beiträgt, aber heimgesucht von mancherlei wiederholten Unglücksfällen, als Pest und Hungersnoth, zerrissen durch zahllose innere Unruhen, Streitigkeiten der Herzöge unter einander, stolzen Uebermuth der Bürger in den sich immer fester organisirenden Städten und Trotz der auf ihre eigenthümliche Verfassung stolzen Stände gegen die Oberherren, was indessen das Selbstgefühl der Nation steigerte. Unter Kaiser Wenzel, Sigismund, Albert II., Ladislaus, Georg Podiebrad gab es der Kämpfe viele. Unter den ungarischen Königen (1471—1526) war ebenfalls nicht Kraft der Regenten genug vorhanden, die Händelsüchtigen zu bändigen, worüber bei aller nationellen Kraft der allgemeine geistige Zustand zu leiden hatte. Da geschah es endlich, daß unter den Regenten aus dem Hause Oesterreich (von Ferdinand I. 1526 ab) durch den Einfluß der Reformation, welche zeitig in Schlesien Wurzel schlug, und einzelne mild gesinnte und kräftige Herrscher, wie Maximilian II., die Aufklärung in Schlesien gefördert wurde, um sich greifen und ungeachtet sie das Band, das die Stände bis dahin vereinte, zu lösen, und so die alte unbeugsame Thatkraft zu lähmen drohte, erfreuliche Frucht bringen konnte. Es predigten von vorn herein die Reformatoren Schlesien weniger den Haß als die Liebe; und es bedurfte nicht gewaltiger, blutiger, langwieriger Kämpfe um der neuen Lehre Eingang zu verschaffen. Erst als die schlesische Reformation beinahe vollendet war, veranlaßte sie auch in Schlesien die härtesten Drangsale, die aber zu spät erfolgten, um die Strahlen reineren Lichtes, alles nachziehenden Gewölkes ungeachtet, zu verlöschen. Von den Früchten, die der Glaubensumgestaltung auch die schlesische Poesie großentheils zu danken hat, ist erst im künftigen Abschnitte, hier nur von Einzelnem,

was etwa als Vorläufer zu betrachten, zu reden, wo sich denn aber zeigen wird, wie die Poesie Schlesiens bis zum Anfange des siebzehnten Jahrhunderts immer weit hinter den gleichartigen Bestrebungen anderer deutscher Lande zurückblieb. Gerade in den Zeiten der Blüthe schlesischer Volkskraft sieht es um Schlesiens Poesie, mindestens die geschriebene, schwach aus. — Der Zeitraum vom Ende des 13ten, bis Ende des 15ten Jahrhunderts hat in Deutschland eine Menge von Dichterwerken hervorgerufen, worin Abglanz der stolzen kräftigen Vergangenheit, Gelehrtenkrämerei, und derber, bürgerlicher Spaß unter einander vermischt erscheinen. Das Ritterthum war von seiner Höhe gesunken, die Ritter waren zu rohen Banditen und Wegelagerern geworden. Dies verlangte Sicherheitsmaßregeln aller Gewerbtreibenden, engeres Zusammenschließen derselben, rief das Bürgerleben, den Flor der Städte hervor, die Pracht der Baukunst, und jene formen- und regelreichen Gedichte, die an höherem Fluge arm, von der göttlichen Begeisterung vergangener glaubens- und heldenreicher Zeit wenig ahnen lassen, bis endlich die Meistersängerschulen diese abgemessene Verselei gewissermaßen sanktionirten, und das Zunftwesen auf die freie Kunst übertragend, diese selbst zum Gewerbe machten. Die Poesie wohnte also nicht mehr im Adel, unter den Rittern, sondern unter den Bürgern, welche sie denn auch nach ihren Bedürfnissen zustutzten, und ohne das einengende, die Poesie gleichsam nach Außen schützende Zunft- und Formenwesen der Meistersänger, vielleicht noch schneller herabgezogen hätten. Denn diese schmeichelten sich noch, Wächter des alten Minnegesanges, dessen Begeisterung ihnen freilich fremd war, zu seyn. Die Gelehrsamkeit blühte neben diesen Bestrebungen auf, aber sie war unter dem Wuste der Scholastik auch noch schlecht genug berathen, und blieb, was das Wichtigste ist, für das weite Leben todt. Die Gelehrten standen als Kaste im Volke und schlossen sich ab. — Was die Dichtungen aus diesen Zeiten anbelangt, so ist ein sehr allmähliches Uebergehen aus der Zeit der Minnesänger in die hier geschilderte festzuhalten. Künstliche Umarbeitungen alter Legenden und Sagen, gereimte Chroniken (Theuerdank) schlugen die epische Poesie todt. Dagegen erwuchs zum Theil aus dem Bestreben, das Volk zu unterrichten, die satyrische Poesie, deren Blüthe Brant's „Narrenschiff" und der „Reineke de Voß" bezeichnen. Die Lyrik kam am Allermeisten unter strenge Gesetze, den musikalischen und metrischen Theil der Gedichte betreffend, um den Geist unbekümmert. Doch gingen daneben aus dem Kern des Volks ungemein viele treffliche Volkslieder hervor, so wie manche Volksromane (z. B. Fortunat, Till Eulenspiegel). Im 16ten Jahrhundert glänzt endlich Hans Sachsens gesunde Kraft und überraschende Fruchtbarkeit, daneben die Satyriker: Thomas Murner, Georg Rollenhagen, und der lebendig erzählende Joh. Fischart; das Kirchenlied erwächst mit der Reformation in der vollen Kraft ächter Begeisterung nach Luther's Muster, und zugleich trägt es am meisten, neben dessen Bibelübersetzung, zur Verbreitung einer reineren Sprache bei. Die dramatische Poesie der Deutschen liegt noch in der Kindheit, obgleich nach Rosenplüt und Scherenbergk, fortschreitende Nachfolger, als Hans Sachs und Ayrer auftraten.

So viel von dem Wesen deutscher Poesie bis zu der Zeit, wo Schlesien in dieser Beziehung eine wichtige Rolle zu spielen anfängt. Was in diesem Lande bis dahin geleistet wurde, wird, wie schon gesagt, neben der parallell laufenden Thätigkeit des gesammten Deutschlands, nicht bedeutend erscheinen.

Es ward bereits oben angedeutet, daß die Geistlichkeit die ersten Schritte zur Cultur eines Volkes, das aus slavischen und germanischen Elementen gemischt war, gethan hatte. Diese Erscheinung hat sich freilich überall im Occident wiederholt. Der kirchliche Ritus erforderte Musik und Latein. Unterricht hierin ward Bedürfniß und veranlaßte die Stiftung von Schulen. Indessen wird bei Zeiten, namentlich unter dem Adel das Streben nach Bereicherung der Kenntnisse durch Reisen ins Ausland sichtbar; hieraus erwuchsen dem Vaterlande Vortheile, die sehr bald dadurch vergolten wurden, daß das Ausland gelehrte Schlesier an sich fesselte. So studirte schon [1]) Herzog Conrad II. von Glogau (1252) zu Paris, wie Sommersberg erzählt, und Herzog Wladislaw von Breslau zu Padua. Ja, der Breslauer Kanonikus Laurentius [2]) citirt in einer Urkunde Heinrichs I. für Trebnitz (1234) schon das Horaz:

mors aequo pede pulsat tabernas etc.

Der Beichtvater der Päpste Clemens IV., Gregor X., Innozent V. und Nicolai III., Martinus Strevus [3]) (auch Polonus) geb. zu Troppau, gestorben zu Bologna (1279) ist durch sein Chronikon der Kaiser und Päpste berühmt genug geworden, und für uns um so wichtiger als sich Mährchen und Dichtungen in diesem Geschichtswerke finden, die von der vorherrschenden Neigung jener Zeit für's Wunderbare und Poetische auch bei der Darstellung von Thatsachen zeugen.

Schon im 14ten Jahrhundert machte die geistige Bildung hier und da in Schlesien Fortschritte, was das Ausland anerkannte. Es ist bekannt, daß während der Streitigkeiten zwischen den Nominalisten und Realisten auf der Universität Prag fünf akademische Lehrer (sämmtlich geborne Schlesier) Johann Hofmann aus Schweidnitz, Johann Otto von Münsterberg, die Gebrüder Caspar und Nikolaus Weigel aus Brieg und Wilke Theodor von Burgsdorf im Jahre 1409 Prag mit vielen Studenten verließen, nach Leipzig gingen, und die Stiftung der dasigen Universität, deren erster Rektor Otto wurde, veranlaßten. Andere bedeutende Namen wären noch zu nennen, z. B. Johann Cantius (aus Canth) der 1415 in Krakau Philosophie und

---

1) Schles. Prov. Blätter (1808 November) literar. Beilage S. 322. — Die ersten Bischöfe von Schlesien waren Italiäner. Urban brachte schon nach Smogra, wo er im 10ten Jahrhundert eine Schule stiftete, Gelehrte aus Italien mit. Von daher ist also einige, wenn auch spärliche klassische Bildung herübergekommen, so wie der Keim zu Bibliotheken. Fülleborn in den Schles. Prov. Bl. April 1793.)

2) Sommersberg: Scriptores rerum Silesiacarum I. p. 834.

3) Hanckii Siles. indig. erud. p. 34 — 61. — Bayle dictionnaire historique Tom. III. p. 775. — Leuschneri Spicileg. XV. — Von der Chronik besitzen die Wiener und Breslauer Bibliotheken mehre Handschriften. Für die beste gedruckte Ausgabe gilt die von Joh. Fabricius Caesar. Colon. 1616. Fol. — Auch in deutscher Uebersetzung existirt dieselbe.

Theologie mit großem Beifall lehrte. Nach Klose starb er 1473. Freilich wollen wir solche einzelne Beispiele von Gelehrsamkeit nicht überschätzen; an eine allgemeinere Volksbildung ist noch lange nicht zu denken und vor der Mitte des 15. Jahrhunderts kann auch von deutscher Poesie in Schlesien kaum die Rede seyn. Sind doch auch die nächstfolgenden hundert Jahre arm genug daran.

Wir müssen Peter Eschenloer's[1]), Stadtschreibers zu Breslau, aus Nürnberg, hier dankbar Erwähnung thun, dessen „Geschichten der Stadt Breslau" von 1440—1472, ganz geeignet sind, abgesehn von historischem Werth, von dem Standpunkte, den die deutsche Sprache damals erreicht hatte, ein Bild zu geben. Es ist überraschend, daß die Früchte, die solche, schon sehr ehrenwerthe Bildung für die Poesie getragen hat, nicht bedeutender gewesen sind, obgleich sich wohl bald in Schlesien hier und da eine gewisse Neigung zum Reimen findet, die durch den Luxus, der sich immer stolzer erhebenden Bürger und der vielen kleinen Hofstaaten schlesischer Fürsten genährt worden seyn mag. Vom Auslande wurde auch mancher Keim herein verpflanzt. Bei weitem die meisten Dichter in Schlesien vor, und auch noch nach der Reformation dichten in lateinischer Sprache, — eine Erscheinung, worin wir die Keime der sich in späterer Zeit in Schlesien entwickelnden Gelehrtenpoesie zu suchen haben. Aus dem Volke heraus tritt noch herzlich wenig Poesie ins Leben, als bereits, wie Manso [2]) richtig bemerkt, dennoch gerade der Bürgerstand durch Geschenke frühzeitig die Bibliotheken und wissenschaftlichen Anstalten kräftig unterstützte. Wenn man aber wieder erwägt, daß die Bevölkerung Schlesiens aus so gar verschiedenen Elementen bestand, so wundert man sich schwerlich darüber, daß die Ausgleichung solcher Widersprüche bis auf den Grad, wo eine Nationalität auch in der Dichterweise hervortritt, nur das Werk von Jahrhunderten seyn konnte.

Die lateinischen Poesieen der Schlesier des 15. und 16ten Jahrhunderts können uns im Ganzen nur darum interessiren, weil wir sie als bezeichnend für den Stand der Bildung betrachten müssen. Hier vorzüglich haben wir uns also der Kürze zu befleißigen. — Johann Sauermann[3]) (geb. zu Breslau 1470—gest. das. 1530) der schon

---

1) Das Werk ist von Kunisch (Breslau 1827. 2 Bde.) herausgegeben. — Ueber den Zustand der Gelehrsamkeit in Schlesien vor der Reformation enthalten Klose's handschriftliche Nachträge zu seiner Geschichte Breslau's (im Besitze des Herrn Geheimerath Oelsner in Breslau) sehr zahlreiche, wie es scheint, noch wenig benutzte Nachrichten. So findet man darin (m. s. d. Manuscript: Uebersicht der Geschichte Breslaus von 1458—1526, 86 u. 87ster Bogen) auch über Eschenloer manches Interessante. — Eben so über den fahrenden Ritter Nicolaus Popplau (gest. zu Alexandrien 1489) der eine (schon von Sinapius erwähnte) deutsche Reisebeschreibung geschrieben hat, die viele Abenteuerlichkeiten enthält. In der Elisabeth-Bibliothek in Breslau soll eine neuere Kopie davon existiren. — Auch erzählt Klose von der Gründung und Beschaffenheit schles. Bibliotheken im 15ten Jahrhundert.

2) Ueber der Breslauer Verdienste um die Förderung des gemeinen Wohls in älterer Zeit (eine Schulrede; s. Schles. Provinzialblätter 1810. Mai.)

3) Conradi Siles. togata p. 258. — Hanckii Erud. Siles. iudig. p. 181. Seine: „Carmina" erschienen Leipzig 1495. — Nach Klose's Manuscript starb Sauermann 1510.

eine Interpretation des Aeschylus schrieb, und später zuerst den lutherischen Katechismus ins Lateinische übersetzte, beschränkt sich auf Darstellung von christlichen Lehren in metrischer Form. — Caspar Ursinus Velius [1] (geb. zu Schweidnitz 1493 — gest. zu Wien 1539) von Maximilian I. zum deutschen Dichter creirt, (der erste deutsche gekrönte Dichter war Conrad Celtes 1491), dichtete Mannigfaltiges, Epigramme, Episteln, meistens gelegenheitliche Sachen, voll von Beziehungen auf Zeitereignisse. — Nicht minder berühmt war Laurentius Corvinus [2] (geb. zu Neumarkt 1470, gest. als Stadtsecretair zu Breslau 1527.) Für die Liebe der Schlesier zu ihrem Vaterlande sprechen, außer denen von Corvinus, noch manche beschreibende Gedichte von Andern. Der merkwürdige Pancratius Vulturinus [3] (Geyer), Schutzpatron von Hirschberg (geb. daselbst um 1480) schrieb 1506 zu Padua einen: „Panegyricus Silesiacus" in Hexametern und Franz Köckritz [4] (Faber genannt, geb. zu Ottmachau 1497 gest. als Syndikus zu Breslau 1565) in 9 Jahren, ein Epos von 1243 Versen „Sabothus, sive Silesia." — Johann Lange [5] (geb. zu Freistadt in Teschen 1503, gest. 1567 zu Schweidnitz) tritt mehr als Musiker, Jurist und Philolog, denn als Dichter (obgleich er Kaiserlicher Poet wurde) hervor.

Wie schnell nach ihrer ersten Verbreitung in Schlesien die Reformation Wurzel schlug, ist oft hervorgehoben worden. Die begünstigenden Verhältnisse, welche obwalteten, sind von Geschichtsforschern längst entwickelt, und dabei ist der Milde des Bischofs Jakob von Salza, der Ausdauer und Vorsicht eines Johann Heß und Ambrosius Moibanus, eines Franz Reusner u. A. nicht minder Gerechtigkeit widerfahren, als der Einfluß des tüchtigen Georg von Brandenburg auf seinen Schüler, den König Ludwig von Ungarn, und die, alle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmende, Türkengefahr, wie die aufge-

---

1) S. Conrad. Siler. tog. p. 517. — Hanckii Erud. Siles. indig. p. 225. — Die Schriften sind zahlreich. Seine: Poëmata omnia gab Joh. Frobenius Basil. 1522. 4. heraus.

2) Ueber Corvinus s. Cunr. S. T. p. 44. — John I. p. 48. — Henels Silesiograph. p. 320. — Viele beschreibende Gedichte, Episteln und Oden. Man s. Laur. Corvini: reifere Früchte der Poesie, Leipzig 1721. 8.

3) S. Conrad Siles. tog. p. 525. — Lichtstern (Lucä) schles. Fürstenkrone S. 258. — John Parnass. Siles. Centur. II. p. 182. — Das Gedicht hat der Augustinermönch Michael Schwarzpeck aus Reiße 1521 ohne Druckort in Quart unter dem Titel: „Silesia etc. sive totius Silesiae etc. descriptio" edirt. Es steht auch in Fülbners schles. Bibliothek S. 362. Auch erschien theilweise eine Uebersetzung von C. G. Lindner (P. Geyers v. Hirschberg lateinische Gedichte vom Lobe der Stadt Hirschberg. Hirschberg 1640 Fol.) in deutschen mangelhaften Reimen.

4) S. Conrad. Sil. tog. p. 68. — Crusius: Vergnügen müßiger Stunden P. XI. — John. Parnass. Centur. I. p. 67. — Die vollständigste Ausgabe hat Gottfried Tilgner aus Liegnitz von dem Epos unter dem Titel: „Primitiae Silesiae, sive F. Fabri, vulgo Köckritz, Sabothes" (Lips. 1715. 8.) veranstaltet.

5) S. Conrad. Sil. tog. p. 466. — John. Parn. Centur. I. p. 128. — Hoffmanns: die Tonkünstler Schlesiens. Breslau 1830. — Von seinen Gedichten sehen einige in Gruteri Delic. Poet. Germ. P. III. p. 857. Seine vielen gelehrten historischen, philosophischen und philologischen Arbeiten gehören nicht hierher.

klärte Denkweise Maximilian II. erwogen worden. Man kann nicht läugnen, daß die Empfänglichkeit für die neue reinere Lehre eine im Verhältniß zu den Nachbarländen unerwartet bedeutende geistige Ausbildung vorauszusetzen scheint, und wir haben bereits Beispiele angeführt, die wenigstens theilweise für letztere sprechen, aber genau betrachtet, thaten die äußeren, schon angedeuteten günstigen Umstände, zu denen der Zustand halber Selbstständigkeit des Landes und ferner, daß die große Volksmasse lange nicht recht wußte, woran sie war, und was eigentlich anders werden sollte, da die äußeren Formen geschont wurden, in der Sache das Meiste. Für uns ist gerade dies darum wichtig, weil es bestätigt, daß nicht die Volksbildung in Schlesien schon vor der Reformation eine gleiche Stufe, wie in andern deutschen Landen erreicht hatte, sondern eigentlich nur ein Gelehrtenstand, den die Verfassung, wie der Reichthum des Landes begünstigte, schon in jener Zeit in Schlesien anerkennenswerth hervortrat. Dies ist ein Moment, welches manche Eigenthümlichkeit der berühmten schlesischen Dichterperioden, wie späterhin hervorgehn wird, erklären hilft.

Sobald indessen in Schlesien die Reformation Platz griff, drängt sich gleich eine Erscheinung auf, die für den geistigen und Gemüthszustand des Volkes charakteristisch wird. Während die ersten Reformatoren Schlesiens nach Licht und Wahrheit strebten, rief die neue Lehre sogleich eine schwärmerische Sekte ins Leben, an deren Spitze Caspar von Schwenkfeld,[1]) (geb. zu Ossig bei Lüben 1490, gest. 1561 zu Ulm) stand. So schnell dieser bekanntlich Schlesien verlassen mußte, so lange erhielt sich fortwirkend die Sekte, die sich nach ihm benannte; und zwei parallell fortschreitende verschiedene Richtungen des Protestantismus mußten, auch ihrem Einfluß auf Poesie nach, sich verschieden äußern. So wenig ein weichliches Spiel mit Gefühlen, eine Abneigung gegen schärfere Analyse der Religionssatzungen, ein Schwelgen in unbedingter Hingebung im Glauben, ein Streben, das Uebersinnliche durch sinnliche Bilder dem Herzen zu nähern, der hohen Aufgabe des Menschengeschlechts, durch die Strahlen des Geistes die zweifelhafte Dämmerung des Gefühls zu erhellen, und in ächter Erkenntniß vorzudringen, günstig seyn mag, so hat, vieler Verirrung ungeachtet, dennoch wahre Poesie in dem Boden jener Schule häufiger Wurzel geschlagen, als in derjenigen, deren Protestantismus allzu kalt, nüchtern und begriffsmäßig beschaffen ist. Alle Kunst, alle Poesie ist eine Art von Schwärmerei, daher Religion und Kunst zu aller Zeit als einander gegenseitig bestimmend, aufgetreten sind. Freilich aber zerstört alle religiöse Schwärmerei, wenn aus dem Mystizismus (ein so oft mißverstandener Ausdruck!) roher Fanatismus erwächst, alle ihre dichterische Blüthenkraft selbst, und auch in der Geschichte schlesischer Poesie werden wir von letztrer sowohl, als von der ihr feindlichen Verirrung, Spuren finden. Ja, so häufig sind dieselben, daß wir in Erwägung des großen Anhangs, den schon lange vor der Reformation herumziehende religiöse Schwärmer in Schlesien fanden, bereits eine

1) Die schlesischen Fanatiker sind in Lieffmann's Dissert. de Fanaticis Silesiorum, Viteb. 1698. 1715. 4. gut zusammengestellt; s. hier zunächst §. 2 — 9.

Hinneigung zu schwärmerischer Gefühlsweise, fast südlicher Art, für einen Zug in dem schlesischen Volkscharakter anzunehmen versucht werden, und darum den Schlesier mehr als einen Mann des Südens, denn als einen Mann des Nordens betrachtet wissen möchten. Der Widerspruch zwischen trockner, prosaischer Auffassung des Heiligen in der Kunst, und nebelhaftem Schwanken in entnervender Ueberschwenglichkeit der Empfindung, hat aber, wie alle Reibung, genützt, und manches ächte Kunstwerk steht auf der Gränze von beiden Pfaden, sich kaum merklich zu irgend einer dieser Dichtungen neigend. Bis auf die neuere Zeit selbst würde es uns nicht an Beispielen für die einzelnen Richtungen fehlen. Man hat außer diesen Thatsachen festzuhalten, daß endlich gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts Schlesien zu eigenthümlichster, erfreulichster Kraft gelangte, zu einer Blüthe des Wohlstandes, deren Ursachen schon angedeutet worden. Das Jahrhundert, wo der Einfluß des kraftigen Valentin Friedland genannt von Trotzendorf[1]) (geb. zu Trotzendorf bei Gerlitz 1490, gest. zu Goldberg 1556) aus Melanchthons Schule, der über der Schulgelehrsamkeit die allseitige menschliche Entwickelung seiner Goldberger Schuler zu entwickeln bemüht war, sich geltend machte, wo der vielgereiste, hochsinnige und gelehrte Thomas von Rhediger[2]) (geb. zu Breslau 1540, gest. 1576 zu Köln) darauf bedacht war, die wissenschaftlichen Schätze seiner Vaterstadt erfolgreich zu mehren und zum Gemeingut zu machen, arbeitete so gewaltig vor, daß die trüben Zeiten, die unmittelbar darauf folgten, seine Wirkungen nicht mehr zerstören konnten. Wäre der frühere Plan, in Breslau, wo, beiläufig sei es erwähnt, seit 1503 oder gar 1475 bereits eine Buchdruckerei[3]) bestand, endlich auch eine Universität zu gründen, durchgesetzt worden, — die Stiftungsurkunde vom 20. Juli 1505[4]) war vom Könige Wladislav bereits ausgefertiget, als Umstände, namentlich wohl die Eifersucht Krakaus, die Genehmigung des Papstes Julius hintertrieben, — so hätten sich wohl noch ganz andere Resultate ergeben, da alle geistige Bewegung dann von der Herrschaft der Geistlichkeit unabhängiger geworden wäre. — Indessen war immer dies durch lange, angestrengte Arbeit erreicht worden, daß selbst in kleineren, niederschlesischen Städten ein wohlhabender Mittelstand sich gestaltete, in welchem Adel, Kaufmann und Gelehrter einen Vereinigungspunkt fanden. Dem

---

1) S. Conrad. Siles. tog. pag. 313. Henel Silesiogr. renovata Cap. VII. p. 140. — Bunzlau. Monatschrift 1775. p. 214 und p. 248. — Außer Gotthold Herrmann (Lebensbeschreibung eines merkwürdigen Schulmannes. Budiss. 1727) hat G. Pinzger Trotzendorfs Leben in einer besondern Schrift (Hirschberg 1825) beschrieben. — Allen diesen aber ist Balth. Ravii oratio de V. Friedlando Viteb. 1568. 8. Quelle gewesen.

2) s. Kundmann Silesii in nummis p. 127. — Die beste Zusammenstellung aller Nachrichten über ihn giebt: Wachler 4: Thomas Rehdiger ꝛc. Breslau 1829.

3) s. Geschichte der Breslauer Stadtbuchdruckerei. Breslau 1804. p. 2 u. ff. und Oelsner: Ueber die ältesten schlesischen Drucke. (Provinzial-Blätter 1834. p. 527.)

4) Sie steht in Henels Silesiographia S. 181 und Kundmann Silesii in nummis. Breslau und Leipzig 1730. 4. S. 108. —

Patrizier waren die Wissenschaften nicht mehr gleichgiltig, ihre Förderung ehrte ihn. Diese aber war ihm möglich, denn der Bedarf des Lebens sprach nicht mehr dringend, und gestattete Unternehmungen zum Besten der Bildungsanstalten. Wie sehr nun die Reformation dazu beitrug, den vorhandenen Mitteln, dem verbreiteten guten Willen, dem Streben nach erweiterter Kenntniß würdige Zwecke zu geben, sehen wir eben an Trotzendorfs, Erasmus Benedicts, M. Helwigs und Anderer Beispiele [1]). Die Schilderung, welche der Walliser Thomas Plater [2]) in seiner Lebensgeschichte von den verschiedenen Schulen (um 1520) Breslau's, dessen Wohlhabenheit den Reisenden überraschte, macht, klingt unserm Ohr zwar noch nicht sehr erbaulich, indessen ersehen wir daraus, daß viele Ausländer dieselbe schon vor der Reformation besuchten, und daß die alte stolze Stadt gegen viele andere deutsche Städte schon sehr im Vortheil war. Und wie schnell schritt man gleich nach der Glaubensumgestaltung hierin überall in Schlesien vor, so daß Melanchthon's Ausspruch: [3]) „Kein deutscher Volksstamm habe mehr in der ganzen Philosophie (d. i. im ganzen Reiche des gelehrten Wissens) bewanderte Männer, in keinem lernten mehr aus dem Volke die Wissenschaften, auch seien viele Schlesier voll Talent für Poesie und Beredtsamkeit," für keine bloße Schmeichelei gelten darf. [4]) Jenes Talent für Poesie, das er rühmt, ist allerdings nach allen Spuren, zunächst nur ein aus dem Umgange mit Classikern hervorgegangenes, kein aus dem Leben selbst erzeugtes, doch ist jene Stelle schon Lindnern in der Darstellung des Lebens von Opitz wichtig gewesen, weil sie geeignet ist, uns Opitz als vorbereitete, nicht wie ein **Deus ex machina** auftretende Erscheinung betrachten zu lassen. Die Stelle spricht ferner gegen diejenigen, welche von vielen Ausbrüchen der Rohheit und Bildungslosigkeit, wie handschriftliche Tagebücher jener Zeit sie in Menge aufzählen, auf das Ganze

---

1) Mit Recht macht Garve (über die Lage Schlesiens, S. 45) darauf aufmerksam, wie sehr es für den Zustand der Gelehrsamkeit in Breslau in jener Zeit spreche, daß ein so ausgezeichneter und vielgereister Gelehrter wie Dudith (von Horchowitz), Bischof zu Fünfkirchen, nachdem er zur reformirten Kirche übergetreten, sich mit Vorliebe nach Breslau wandte, um dort im Umgange gelehrter Männer sein Leben zu beschließen. Wirklich starb er daselbst 1589. — Man vergl. auch Schalls und K. A. Menzels: „Neuen Breslauer Erzähler" (Breslau 1812 p. 284,) wo übersichtlich zusammengestellt ist, wie Bedeutendes für Schulen in Schlesien überhaupt von 1520 — 1620 geschah. —

2) s. neu herausgegeben von Baldinger (Marburg 1793. 8.); auch Büsching: Wöchentl. Nachrichten ꝛc. Breslau 1816. 2. Band S. 56. u. schles. Provinzialbl. 1805 liter. Beilage Septbr. S. 254.

3) Praefatio catecheseos Scholae Goltpergensis (Vitebg. 1555.) 8. p. IV. S. auch Lindners Leben des M. Opitz. Th. I. S. 127.

4) Man denke nur z. B. an den gelehrten Literaturhistoriker Melchior Adam und an den oft angefeindeten, aufgeklärten Abraham Scultetus (geb. zu Grünberg 1556, gest. zu Emden 1625), einen Mann von Lessingschem Scharfsinne, der weit umhergreift, weit und breit berühmt, ohne das Unglück seines Gönners, Friedrich von der Pfalz, einen noch wichtigeren, unmittelbaren Einfluß auf die Denkweise seiner Zeit erlangt hätte, als allein seine vielen Schriften übten. Ueber ihn spricht Conrad. Sil. tog. p. 279 u. ausführlich Bayle im Dict. historique Tom. III., der ihn gegen den Haß vertheidigt, womit ihn alle Confessionen verfolgten.

schließen wollen. Es war immer Kraft vorhanden, wenn auch oft eine unpolirte, und ritterliche Gesinnung. Solchen Werth erkennt daher selbst Göthe in der Autobiographie des Ritter Hans von Schweinichen, [1]) und Hoffmann v. F. [2]) geht in seinen Schlüssen auf den Zustand der adligen Bildung sogar noch um 1620, bei Gelegenheit der Betrachtung handschriftlicher Reisenotizen eines unbekannten schlesischen Edelmannes aus jener Zeit, wie uns dünkt, zu weit, denn Edelleute, wie der um die schlesische Reformation verdiente Georg von Zedlitz [3]), wie Trotzendorfs Schüler Joachim von Bergk [4]) zählten viele Geistesverwandte. Dies Alles zusammengefaßt, dürfen wir also in das 16te Jahrhundert die Blüthe der schlesischen Kraft setzen. Wir finden in diesem Jahrhunderte in Schlesien zuvörderst einen fleißigen, reichen, mit Neigung zu wissenschaftlicher Erweiterung ausgestatteten Mittelstand, der sich von dem Adel und Gelehrtenstande noch nicht, wie späterhin, geschieden. Selbstvertrauen, Muth, und Thatkraft begünstigen die zunehmende Reife des Geistes. Wir finden die Geistlichkeit im Ganzen noch zur Toleranz geneigt, und die Reformation, obgleich schnell Verirrungen veranlassend, segensreich sogleich in das ganze Leben eingreifend, indem sie sich des Unterrichtswesens erfolgreich bemächtigt. Wir finden lebhaften Verkehr mit dem Auslande, und Anerkennung schlesischen Verdienstes in demselben. — Diese Uebersicht wird nun das Verständniß des in der Poesie, unter solchen Verhältnissen Geleisteten erleichtern, vorausgesetzt, daß man nicht allzuzeitig Früchte zu sehen erwartet.

An lateinischen Poesieen ist natürlicherweise Ueberfluß. Sie drehen sich meistens um religiöse Gegenstände, oder sind Gelegenheitsgedichte, eine Gattung, die in Schlesien von jeher große Theilnahme fand. Epigramme, Grabschriften, Lobreden in metrischer Form, Beschreibungen, begegnen überall. Einige der Dichter (meistens gekrönte deutsche Poeten) möge hier anzuführen erlaubt seyn. — Salomon Frenzel (von Friedenthal)[5]) geb. zu Breslau 1561, gest. als Rektor zu Riga 1605; — Johann Fridrich[6]) (geb. zu Namslau 1574, gest.

---

1) s. Ausgabe von Büsching. 3 Bde. Breslau 1820. vergl. Göthes Werke 45. Bd. (1833) p. 421.

2) s. Hoffmann's v. F. schles. Monatsschrift. Breslau 1829. p. 229 ff.

3) s. Eberti Cervimont. erud. Vrat. 1726. 8. Centur. I. p. 128. Nach handschriftlichen Nachrichten sandte Luther an Zedlitz den ersten protestantischen Prediger, Melchior Hofmann, schon im Jahre 1518.

4) s. Conrad. Siles. tog. p. 17. Kundmann Sil. in nummis p. 17. Sinapii schles. Curiositäten. Leipz. 1720. p. 251. J. v. Bergk war geboren zu Herrndorf 1526, gest. 1602 zu Glogau. Er durchreiste fast ganz Europa, that viel für protestantische Unterrichtsanstalten, und ward seiner Talente wegen oft als Gesandter gebraucht. — Diese Beispiele ließen sich aus Klotes handschriftlichen Collectaneen leicht vermehren, indessen mögen die gegebenen hier, wo nicht eine Geschichte der Gelehrsamkeit Zweck ist, genügen. Genug, daß Melanchthons Vorliebe für die Schlesier von dieser Seite her gerechtfertigt erscheint. —

5) s. Conrad. Sil. Tog. p. 79. — John Parnass. Sil. I. p. 75. — Gelegenheitssachen. — Epigrammatum Sylvula. P. I. Vit. 1595. P. II. Helmstad. 1599. 8. — Die Epigr. libri IV. Pragae 1583. 4. sind von seinem Vater.

6) s. Conrad. Sil. T. p. 81. — John P. S. I. p. 76. — Elegiae variae de passione Christi etc. Francof. 1601. 4.

als Diakonus zu Breslau 1633); — Melchior Adam [1]) (geb. zu Grottkau [15—?], geſt. als Rektor zu Heidelberg 1620) war zwar gekrönter Poet, iſt aber mehr ob ſeiner literarhiſtoriſchen Verdienſte zu bemerken. — Melchior Agricola [2]) (geb. zu Lüben 1581, geſt. als Rektor zu Roſenberg in Böhmen 1614); — Tob. Aleutner [3]) (geb. zu Leobſchütz 1574, geſt. als Prediger zu Görlitz 1633); — Hieronym. Arconatus (Bogner) [4]) (geb. 1553 zu Löwenberg, geſt. zu Wien 1599); — Georg Calamin [5]) (hieß eigentlich Röhricht, geb. zu Silberberg 1549, geſt. als Profeſſor zu Linz 1595); — Valentin Arithmaeus [6]) geb. zu Binowitz bei Liegnitz 1587, geſt. zu Frankfurt a. d. O. als Profeſſor 1620); — Balthaſar Erner [7]) (geb. zu Hirſchberg 1576, geſt. zu Breslau 1624); — J. Keppich [8]) (geb. 1573 zu Oels, geſt. daſelbſt als Rathmann 1631); — Samuel Latochius [9]) (geb. zu Zindel bei Brieg 1560, geſt. als Prediger zu Schwanowitz bei Brieg 1605); — Martin Pratorius [10]) (geb. zu Schweidnitz 1557, geſt. zu Magdeburg 1615); — Elias Reusner [11]) (geb. zu Löwenberg 1555, geſt. zu Jena 1612) und deſſen Bruder Nicolaus Reusner (geb. 1545, geſt. zu Jena 1602); — Johann Sec-

---

1) ſ. Conrad. S. T. p. 3. — John P. S. I. p. 11. — Bayle Dict. historique. — Sein Hauptwerk bleibt „Vitae eruditorum virorum etc.“ Francof. 1705. Fol. — edit. III. ibid. 1706.

2) ſ. Conrad. S. T. p. 3. — John P. S. I. p. 12. — Symmetria epigrammat. concinnata ad ill. Poetae Martialis. L. 8. epigr. 77. Lignic. 1604. — Strena poetica. Olsn. 1608. (auch Gelegenheitsſachen.)

3) Conrad. S. T. p. 4. — John P. S. I. p. 16. — Viele Sammlungen von Epigrammen und Epicedien, z. B. epigr. centuriae XVIII. Gorlic. 1602; Chilias epigrammat. Lignic. 1608 u. epigrammat. centuriae XI. Lignic. 1609.

4) Conrad. S. T. — John. P. S. Cent. I. p. 28. — Poemata. Viennae 1591. 8. und Francof. 1612. 8.

5) Conrad. S. T. p. 35. — John P. S. Cent. I. p. 46. — Henel Silesiogr. renov. p. 513. — (Viele Sammlungen von Epigrammen.) Merkwürdiger iſt ſein lat. Original-Trauerſpiel: Rudolphus Ottocarus. Argentor. 1594. 8.

6) Conrad. S. T. p. 6. — John. P. S. I. p. 31. — Carmina. Francof. 1612. 1621. 12.

7) Conrad. S. T. p. 64. — John. P. S. I. p. 65. — Er war ungemein fleißig. Nur Einiges von ihm ſtehe hier: Carminum juvenilium Determinora IX. Francof. 1599. 1618. 12. — Schediasmata poetica libri XIV. Bethan. 1620. u. ſ. w. —

8) ſ. Conrad. S. T. p. 146. — John. Parn. Sil. II. p. 91. — Anagrammata. Viteb. 1599. 4. — Amores. Olsn. 1607. 8. — Viele lateiniſche Ueberſetzungen von Kirchenliedern, z. B. „Vom Himmel hoch,“ „Gelobet ſeiſt du“. (Das Peuckerſche Manuſcript ſchöpfte dieſe Nachricht wahrſcheinlich aus John, jedoch entſtellt, indem es nichts von Ueberſetzung ſagt, ſondern — mirab. dictu — ohne Weiteres die Lieder ſelbſt Keppichen beilegt!!)

9) Conr. S. T. p. 167. — John. P. S. I. p. 190. — Laurifolia s. Carminum libri XII. Francof. 1601. 8. — Poemata. Olsn. 1606. 8.

10) Conrad. S. T. p. 221. — John. P. S. p. 160. — Poemat. libri V. Argentor. 1586. —

11) Conr. S. T. p. 237. — John. P. S. I. p. 166. — Henel. Silesiogr. renov. 256. — Paradisus sive hortulus historico poeticus. Basil. 1579. 8. Doch war ſein Bruder Nicolaus berühmter und ſind einige Gedichte von Elias in deſſen Sammlungen übergegangen. — Ueber Nicolaus ſ. Conr. Sil. Tog. p. 238. — John. P. S. Cent. I. p. 161. — Henelii Siles. renov. p. 262. — Opera Poetica. IV volum. Jen. 1593 und Lips. 1594. 8.

cerwitz[1]) (geb. zu Breslau 15—? gest. als Professor zu Greifswald 1583); — Georg Tilenus[2]) (geb. zu Goldberg 1557, gest. zu Breslau 1590).

Genug, um von dem Reichthume der lateinischen Poeterei, der im 16ten Jahrhunderte sich aufhäufte, und wozu Schlesien reichlichst beitrug, ein Bild zu geben. Daß diese Poesie dem Volke nicht unmittelbaren Gewinn brachte, denn die Gelehrten schämten sich fast, in der Muttersprache zu dichten oder zu reimen, leuchtet ein. Von jedem Gebildeten verlangte man, wenn auch nicht geistiges Erfassen, doch einige Kenntniß der alten Klassiker, und daß er dann selbst sich metrisch in der Gelehrtensprache auszudrücken suchte, also die Nachahmerei kein Ende nahm, verstand sich fast von selbst. War nun solche Bildung eine dem Volke aufgedrungene, und beschränkte sie sich immer auf gewisse Kreise, ist sie doch für die Nachwelt nicht erfolglos gewesen. Um deutsche Sprache und Volkspoesie stand es überall in Schlesien mißlich. Was Luthern in dieser Beziehung verdankt wird, muß von Geschlecht zu Geschlecht freudiger anerkannt werden. —

Nachdem wir nun hinlänglich von Erscheinungen und Bestrebungen vorarbeitender Art gesprochen zu haben glauben, wenden wir uns nun der Betrachtung deutscher Poesie in Schlesien ausschließend zu.

Der Vorrath, der uns vorliegt, ist jetzt noch, wir wiederholen es, verhältnißmäßig gering. Wie konnte es auch anders seyn, da selbst diejenigen deutschen Lande, die eine Nationalpoesie gehabt hatten, wie wir gesehen, in die Prosa herabgesunken waren, und nur noch einzelnes acht Volksthümliches erzeugten? Wir würden aber doch mehr von schlesischer Poesie vor dem 16ten Jahrhunderte anführen können, wenn bedeutendere Sammlungen uns vorgearbeitet hätten, deren Benutzung verstattet wäre. Der unermüdet fleißige Hoffmann v. F. klagt darüber mit vollem Recht. Er bemerkt namentlich,[3]) wie unzulänglich selbst die Rhedigersche Bibliothek und viele andere in Schlesien in dieser Hinsicht seien, wie die Sammlungen von Scheibel und Scholz verschleudert worden, eben so sah sich Büsching[4]) schon weit früher nach ähnlichen Sammlungen; insbesondere der von Füllebern veranstalteten, vergebens um. Für unsern Zweck genügt Uebersicht der Allgemeinheit; möchten aber Männer, die noch heut im Besitz schätzbarer Materialien sind, für die Ausfüllung der in der Literargeschichte Schlesiens fühlbaren Lücken thätig seyn!

Wir können die deutschen Gedichte Schlesiens vor Opitz am Besten nach den Stoffen eintheilen. Wir unterscheiden vor Allem: Kirchenpoesie, (natürlich evangelische,) Meistersängerpoesie, und eigentliche Volkspoesie, wo es auf die Verfasser nicht weiter ankommt, de-

1) Cunr. Sr T. p. 285. — John. P. S. Cent. II. p. 157. — Gelegenheitssachen und ein Heldengedicht: Daneides et Pomeranides. Libri V. Greifswald 1582. 8. — Vieles Andere ist verloren gegangen.

2) Cunrad. S. T. p. 307. — John. P. Sil. C. II. p. 176. — Henel. Siles. renov. VII. p. 191. — Poëmatum libri VIII. cum vita auctoris cura Mehlii. Lips. 1597. 8.

3) s. Hoffmanns schles. Monatsschrift. p. 1.

4) s. Schles. Provinzialblätter 1811. Juli. p. 4.

ren Gedichte aber, wie die Blümlein auf dem Felde, unter dem freien Sonnenstrahl gediehen. Die Kirchenlieder erscheinen als Erzeugnisse der frommen, tiefen Begeisterung, welche die Zeit bewegt, welche der Widerspruch erkräftigte. Luther ist Vorbild in Gedanken und Form, bis jene schon angeführte mystische Richtung sich dieser Dichtungsart bemächtigt. Die ganze Meistersängerpoesie ist an eigenthümlichem Stoffe nicht reich; sie bearbeitet die alten Volkssagen, und erzeugt also weniger, als sie es sich mit den Formen zu thun macht. — Die wenige Volkspoesie endlich, mehr herabsinkend, erwählt sich das Lied zu ihrem Organ, und obgleich durch das Lied sich oft ein Geschichtlein zieht, so ist doch nicht sowohl das epische, als höchstens noch das lyrische Element, leider nicht mehr in unbescholtener Reinheit, in dieser Zeit wahrnehmbar, und der frühere kindliche Mährchenglaube tritt immer mehr zurück. — Die Uebersicht der Kirchenpoesie beginnen wir billig mit Ambrosius Moiban [1]) (geb. zu Breslau 1494, gest. als Prediger daselbst 1554). Er ist außer durch seine theologische Schriften, auch als lateinischer Dichter bekannt, übrigens, wie schon erwähnt, einer der Heroen in der schlesischen Reformationsgeschichte, und soll (nach Scultetus) das Kirchenlied: „Vater unser, der du bist im Himmelreich" gedichtet haben. Andere poetische Arbeiten von ihm sind aber nicht bekannt. Das älteste [2]) Breslauer Gesangbüchlein (von 1525) (sehr selten) enthält übrigens viele weit ältere Lieder, die, katholischen Ursprungs, wie Hoffmann v. F. glaubt, zum Theil nach dem neuen Glaubensbedürfnisse umgestaltet worden sind. Von dem, was wir aus jener Zeit haben, die Verfasser nachzuweisen, hält oft schwer, und selbst die Zuverlässigkeit bedeutender Forscher erweiset sich hier nicht untrüglich. Sammlungen des 16ten Jahrhunderts, die „Gesänge wider die Turken," „Gesangbüchleins" u. s. w. sind aber schon selten geworden.

In sehr verschiedenen Gesangbüchern zerstreut würden die Denkmale der Thätigkeit früherer schlesischer Kirchenliederdichter, schwer zur Uebersicht zu vereinen seyn, wenn nicht schon treffliche Vorarbeiten, wie namentlich die von Rambach, zu Hülfe kamen.

Es ist bekannt, daß das deutsche Kirchenlied von Seiten der böhmischen Brüder eine nicht unwichtige Bereicherung erfahren hat. Wie diese Gemeinde nach Hußens Tode sich organisirt, und allen Verfolgungen Trotz geboten, ist schon an sich ergreifend und erhebend. Ihre trefflichen Gesänge aber würden für die deutschen Gemeinden unzugänglich geblieben seyn, wenn nicht Michael Weiß [3]) aus Neiße in

1) Cunr. Sil. Tog. p. 189. — Joh. C. I. p. 147. — Rundm. Silesii in nummis. p. 277, und Scultetus: „de hymnopoeis" Dec. II. Nro. 9.

2) Geschichte der Breslauer Stadtbuchdruckerei. — Uebrigens Hoffmann: Gesch. d. deutschen Kirchenliedes. Breslau 1832. p. 198.

3) Ueber ihn sehe man vor Allem „Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausgebrauch" (Hamburg 1833) nach, wo sich Weißens Lieder unter Nr. 71, 72, 73, 44, 100, 99, 265, 313, 633, 868, abgedruckt finden, nebst erläuternden Anmerkungen. Der berufene Verfasser dieser Sammlung benutzte hierbei ein ungedrucktes Verzeichniß zu dem Brüdergesangbuch von 1778, von Chr. Gregor. — Weißens Gesangbuch erschien später mehrmals zu Ulm 1535, 1538, 1539. — Fr. Raßmann legt im: literar.

Schlesien als Pfarrer und Vorsteher der böhmischen Gemeinde zu Landskron (um 1540 gestorben) einer ihrer im Jahre 1522 an Luther gesandten Abgeordneten, dieselben ins Deutsche übersetzt, und (zuerst Jungbunzlau 1531) herausgegeben hätte. Aber auch viele eigene fügte er bei, deren Bedeutung selbst Luther anerkannte; dieser nämlich nahm in sein Gesangbuch von 1743 schon Weissens schönes Begräbniß-lied: „Nun laßt uns den Leib begraben" auf. Bei einer wahrhaft dichterischen Auffassung der Religion ist die Kraft des Ausdrucks in so hohem Grade vorhanden, daß man Weißens Lieder den Lutherischen an die Seite stellen darf. Wir erwähnen davon nur noch: „Lobet Gott ihr lieben Christen," „Menschenkind, merk ebene," „Da Christus geboren war" u. s. w.

Christoph Knoll[1]) (geb. 1563 zu Bunzlau, gest. 1621 zu Sprottau) wird das herrliche Kirchenlied: „Herzlich thut mich verlangen" beigelegt. — Zacharias Herrmann[2]) (geb. zu Breslau 1563, gest. als Pastor daselbst 1637) ist durch viele Erbauungsschriften den Theologen bekannt, als geistlicher Liederdichter durch sein Lied: „Herr, wir wissen, daß der Tod" allein schon bemerkenswerth. Er ist mit dem 1643 zu Namslau geborenen Zacharias Herrmann, der auch geistliche Lieder, und das Buch: „Frommer Christen seufzende Seele u. s. w. (1724) schrieb, beiläufig gesagt, nicht zu verwechseln. — Einzelnes Treffliche wird Georg Reimann[3]) (geb. zu Leobschütz 1570 gest. zu Königsberg als Professor 1615) verdankt. — Laurentius Ludwig[4]) (geb. zu Liegnitz 15—?, gest. das. 1615) nennen wir um seines Werkes: die Wiege, oder Geburtsgedichte über die Menschwerdung Jesu Christi (1627). — Mit ziemlich bedingter Fähigkeit ist der freilich viel ältere Melchior Liebig[5]) (geb. 1529 gest. ?—) ausgerüstet. Er gab 1588, 89 einige, wenigstens zum Theil in gebundener Rede abgefaßte, und in achtzeilige Strophen abgetheilte Schriftchen, geistlichen Inhalts heraus. — Peter Titus[6]) (geb. zu Freistadt 1542, gest. zu Beuthen 1613) verräth religiöses Gefühl neben formellem Ungeschick. Wie hoch aber gerade damals die Gesetze, welche die Meistersänger aufgebracht

---

Handwörterbuch das Lied: „Nun laßt uns den Leib begraben" Johann Weiß bei, einem scheinbaren Irrthume von Luthern selbst folgend, dessen Widerlegung schon in „Zedlers Universallexikon" (Leipzig 1747 sub W. p. 1193) unternommen worden. Jener Johann Weiß, auch ein Freund Luthers, war kein Schlesier.

1) Vergl. das oben angeführte Werk: „Versuch eines Gesangbuchs u. s. w. (Hamburg 1833) S. 864.

2) Conrad. Siles. tog. p. 122. — Kluge's schlesis. Jubelpriester S. 81. Von Herrmann ist das: „Neu umgegossene Schlußglöcklein, oder Gebete in Reimen" Breslau 1668. 8. — Zacharias Herrmann ist oft sogar mit dem später zu erwähnenden J. Herrmann verwechselt worden!

3) Cunr. Sil. Tog. S. 234. — In dem: „Versuche eines evangelischen Gesangbuchs (Hamburg 1833) scheint er mit dem viel späteren Löwenberger Georg Reimann, der in Eberts gelehrtem Löwenberg (Breslau 1714) LIX. S. 32. erwähnt ist, verwechselt zu seyn.

4) John II. S. 99.

5) M. s. Hoffmann's Monatschrift S. 5. wo auch Beispiele dieses sonst wenig bekannten Dichters stehen.

6) Cunr. S. T. 312. — Ausführlich Hoffmann's Monatschrift S. 11. — Ein neues Quadragesimale Breslau 1603 (enthält 27 Passionsgesänge.)

hatten, geachtet waren, sieht man aus den Entschuldigungen, welche der Dichter wegen einiger Härten und Lizenzen in einer Vorrede ausspricht. — Johann Timaeus (geb. zu Hirschberg 1567, gest. zu Fraustadt 1614) der vieles lateinisch dichtete, ist nach Scultetus auch Verfasser von Kirchenliedern z. B. „Wenn meine Gesundheit leidet Noth.“ — Zacharias Richter [1]) von Namslau (um 1580) zeigt schon ein glückliches rhythmisches Talent, welches noch weit bedeutender in Joachim Sartorius [2]) (zu Schweidnitz um 1570) hervortritt. — Martin Kinner von Scherfenstein [3]) (geb. 1534 zu Leobschütz gest. 1597 zu Baumgarten bei Frankenstein) war dagegen bei weitem mehr als Gelehrter und Musikkundiger, denn als deutscher Liederdichter ausgezeichnet, was Hoffmann durch Mittheilung einiger seiner Kirchenlieder (von denen wir überhaupt nur 8 in Helwigs: Geistlicher Kirchen- und Haus-Musik, (Breslau 1644) aufbewahrt erhalten haben) darthut. — Daß Luther den Meisten von diesen Vorbild und Muster gewesen, lehrt der Augenschein. Er war es auch noch einem schlesischen Dichter der ganz am Schluß dieser nicht unmittelbar mit dem Ende des 16ten Jahrhunderts zu begränzenden Periode im Kirchenliede fast alles bisher Geleistete übertraf, und wie uns dünkt, unrichtig von den meisten Literaturhistorikern geradezu unter Opitzens Einfluß gestellt wird. Wir meinen den trefflichen Johann Heermann [4]) (geb. 1585 zu Raudten gest. zu Lissa 1647). Das Talent dieses Mannes war bereits 1608 so anerkannt, daß ihm auf Befehl Kaiser Rudolph II. durch Caspar Cunradus der Lorbeerkranz aufgesetzt wurde, und schon vor 1611, wo er Prediger zu Köben wurde, war er weit und breit geschätzt. Darum nun sei ihm schon hier ein Platz gegönnt; er ist, so wie Opitz, spätern Dichtern Vorbild gewesen, und muß in seiner Richtung als selbstständig und eigenthümlich gerühmt werden. Seine kostbaren Lieder: „O Gott du frommer Gott,“ — „Jesu deine tiefe Wunden,“ — „Wo soll ich fliehen hin,“ — „Herzliebster Jesu,“ — „O Jesu, Christe, Gottes Sohn,“ — hat längst die Welt als Muster erkannt. — Für seine Zeit leistet Herrmann in der Sprache höchst Ausgezeichnetes, während der Kern seiner Lieder wahrhaft religiöse Innigkeit ist.

Von der geistlichen zu der weltlichen Poesie übergehend [5]), neh-

---

1) Hoffmann a. a. O. S. 20. — Ein nützlich Lehr-, Trost-, Beth- und Gesangbüchlein. Görlitz 1588. — Drei Newe Lieder und Gesänge wider die Türken. Breßlaw. 1594. Geistlich und leiblich Artzney u. s. w. Liegnitz 1610.

2) Hoffmann a. a. O. S. 27. — Der Psalter, Gesangsweise, Inn vorstendliche Deutsche Reime u. s. w. Breßlau 1591.

3) Cunr. S. T. S. 149. Uebrigens s. Hoffmann a. a. O. S. 43.

4) Cunr. Sil. Tog. S. 110. — John I. S. 98. — Joh. Heermanns Ehrengedächtniß. Liegau 1759. — Scultetus Hymnop. Sil. S. 22. — Ferner Rechs Kompendium II. S. 24. — Wachler's Verl. II. S. 50. Er gab schon 1612 zu Leipzig „Sonn- und Festtagsevangelien“ in deutschen Reimen heraus. Seine „libri IX. epigrammatum“ Vratisl. 1624, die John hervorhebt, interessiren uns heute weniger, so wie unzählige Predigtsammlungen und theologische Schriften, als seine: „Geistliche Haus- und Herzensmusik“ Leipzig 1636. 1644 u. ff. — Poetische Erquickungsstunden, Nürnberg 1648.

5) Nach Steffs „historischem Labyrinth“, (S. 527) soll schon 1602 zu Breslau eine Beschreibung dieser Stadt in deutschen Reimen von Fagelutzi gedruckt worden seyn. Dies wäre dann eines der ältesten Denkmale von deut-

men wir den Einfluß der Meistersängerei vor Allem wahr. Schlesiens Poesie steht in dieser Hinsicht unter den Gesetzen, welche sich überall geltend machten. Es ist unzweifelhaft, daß in Breslau am Ende des sechszehnten Jahrhunderts eine Singschule der Meistersänger bestanden hat, von deren Thätigkeit auch noch Proben übrig sind. Eben so unzweifelhaft aber ist, daß die Stifter derselben Ausländer, eingewanderte Handwerker, u. s. w. waren, und an einen nationellen Ursprung ist wohl nicht zu denken. Ihre Bestrebungen erheben sich übrigens nicht über die ihrer Zeit und Zunftgenossen. Adam Puschmann[1]) aus Görlitz, (1532—1600) der um jene Zeit in Breslau lebte, einer der namhaftesten, ist als ein gewissenhafter Schüler Hans Sachsens hervorzuheben. Indessen hat er, wie mehre, deren Namen auf uns gekommen sind, als Ausländer für unsern Zweck geringere Bedeutung. Es mögen sich auch Schlesier der Dichterzunft angeschlossen haben, doch fehlen hier genaue Nachweisungen über einzelne Dichter. So kömmt ein gewisser Elias Freudenberg vor, dessen sehr gelungener „Lobspruch auf die Stadt Breslau[2]," auf der Bernhardinerbibliothek daselbst, in Handschrift liegt. einer beigeschriebenen Notiz nach aber 1611 in Brieg gedruckt worden seyn soll. Nachrichten über den Verfasser fehlen. Eine Frucht jener Schule ist vielleicht auch das ebendaselbst handschriftlich vorhandene, übrigens zu Budissin (1599) gedruckte witzige Gedicht: „Encomium" Lobspruch des Breslauer Bieres, „Schöps" genannt, durch A. Pluntzkau, Lusatium.

Wie denn nun der Charakter der Meistersängerei[3]) sich fast allen dichterischen Bestrebungen jener Zeit mittheilte, so war dies schon längst mit dem Theater geschehn, ja das deutsche Theater war eigentlich erst von ihr erschaffen worden. Wenn jetzt von den schlesischen Theaterdichtern zu reden Zeit ist, so wird sie dabei auch wieder die Hauptrolle spielen müssen.

Was im 16ten Jahrhundert von theatralischen Vorstellungen in Schlesien, zumal in Breslau vorkommt, ward entweder bei Examenfeierlichkeiten der Schulen oder von Handwerkern und auch wohl Schülern in Häusern der Wohlhabenden ausgeführt. Die sogenannten Actus, als Schulfeierlichkeiten, interessirten zunächst die Gelehrtenwelt, waren auch meist von Theologen und Schulmännern verfaßt, daher Senecas und Terenzens Stücke mit Vorliebe gegeben wurden. Ganz im Anfange, der schwer festzustellen ist, mögen wohl nur biblische Stoffe in Handlung vorgeführt worden seyn, die noch lange sehr beliebt blieben. Nach Pol's Jahrbüchern der Stadt Breslau wurde 1562 am

scher Poesie in Schlesien, doch Klose hat in seinem mehrerwähnten Manuscripte die Wahrheit jener Angabe bezweifelt, und wohl mit Recht.

1) Die vollständigsten Nachrichten über ihn und seine Schriften giebt Hoffmann v. F. in den Schles. Provinzialblättern (1834 Th. I.), vergl. auch: Gottscheds „Nöthiger Vorrath" I. p. 127. — Puschmanns Vorrede zu seiner Comedia vom Patriarchen Jakob ꝛc. (Görlitz 1592) ist wegen der Polemik gegen die, welche den Gesetzen der Meistersingerei entgegenhandeln, merkwürdig.

2) Büsching ließ ihn abdrucken in d. Schles. Provinz. Blättern (1811 Juli)

3) M. s. Entdeckung einer Meistersängerordnung der Breslauischen Schule von Abt (in der Zeitschrift Gräters: Idunna und Hermode. 1813. Nr. 11. 12. 15. 17.)

29. Januar bei der Einweihung des Elisabetan's in Breslau „eine deutsche Komödie von Kain und Abel“ aufgeführt. Aehnliche Aufführungen in verschiedenen Schulen Schlesiens erwähnen gleichzeitig viele Chroniken. Freilich ist das Wenigste davon gedruckt worden. Aus dem Jahre 1573 sind indessen zwei solcher Spiele im Drucke übrig; nämlich: „Comoedia vom Fahl Adam und Eue, biß auff den verheissenen Sahmen Christi durch Georgium Roll, Breg. Siles. [1]) welches in Königsberg in Preußen aufgeführt worden. — Ferner haben wir von Heinrich Rätel [2]) (geb. zu Sagan 1529, gest. als Bürgermeister daselbst 1594): „Eine geistliche Action vom gulden Kalb Aaronis“ gedruckt zu Görlitz 1573 (in Versen). Von demselben wurde 1603 zu Leipzig gedruckt: „Comödia von Davids ungerathenem Sohne Absalon.“ — Im Jahre 1583 ward A. Puschmann's schon erwähnter „Joseph“ in Breslau, wahrscheinlich aber nicht als Schulactus aufgeführt. — Es ergiebt sich bei Zeiten eine Spaltung zwischen der gelehrten und der bürgerlichen Poesie, wobei am Ende die erstere die Oberhand behalten hat. Zu der ersteren gehört noch die: „Susanna“ (Görlitz 1604) von Andreas Calagius [3]) (geb. zu Breslau 1549 gest. 1609) von dem auch eine „Rebecca“ (Liegnitz 1599) die bei Gottsched fehlt, existirt. „Ferner: „Tychermäa oder Stamatus“ [4]) (Preßlaw 1613 ohne Autornamen.)

Die theatralischen Vorstellungen in den Häusern, bei Volksfestlichkeiten u. s. w., welchen die Behörde Breslau's niemals hold war, sind viel älter als die Schulactus. Letztere hatte man theils der Uebung, theils um die Schüler von andern gefährlichen Lustbarkeiten abzuhalten, eingeführt und begünstigt, die Volkskomödien werden aber schon im Anfange des Jahrhunderts erwähnt, — Fastnachts-Ergötzungen, die sich aus dem Volksgeiste erzeugten, und später den Meistersingern in die Hände fielen. Die Schüler hatten von Anfang an daran Theil genommen, und mit den Handwerkern gemeinsame Sache gemacht. Auch als ihre eigenen Darstellungen, nach verbessertem Schulwesen im Gange waren, scheinen sie nicht davon geblieben zu seyn. Züchtig ging es bei dem Herumtreiben nicht zu. Kein Verbot half. Denn das Volk wollte auch etwas zu sehen haben, und so ist denn das Wesen getrieben worden bis in die folgenden Jahrhunderte hinein. Aus den öffentlichen Gaukeleien des Volks ist endlich ein stehendes Theater entstanden, während die Schulactus im 17ten Jahrhundert durch das Jesuitentheater vermehrt, bis über die Mitte des 18ten Jahrhunderts in Breslau für sich fortbestanden haben. Von den Verfassern der Volksschauspiele wissen wir nicht viel. Die mei-

1) S. Gottscheds „Nöthiger Vorrath“ I. p. 118. — Den Druckort giebt Gottsched nicht an. Er beschwert sich nebenbei, daß in jenem Stück Gott Vater und Gott Sohn, sammt dem Hanswurst, — man weiß, daß Gottsched sich sein Lebelang über seldigen geärgert, — auftreten.

2) S. Conrad. Sil. Tug. p. 256. — Henel. Sil. renov. p. 307. — Gottsched a. a. O. I. p. 119. 154.

3) Conrad S. T. p. 55. — John I. p. 45. — Er war gekrönter Dichter. Seine vielen lateinischen Gedichte gehören nicht hierher. Gottsched a. a. O. I. p. 135.

4) Gottsched a. a. O. p. 173.

sten der kleinen, vermuthlich nach Art der Anrer'schen, sind zuverlässig ungedruckt geblieben. Die besseren, besonders wenn der Stoff biblisch war, wurden, wie es scheint, auch auf den Schultheatern als Nachspiele aufgeführt. Außer Puschmann war ein gewisser Hans Kurtz, auch ein Breslauer Bürger, thätig in der Bearbeitung von Bibeltexten. Das Spiel: „eine schöne Historia von einem frommen Kaufmann von Padua“ durch Zacharias Liebhold [1]) von Solbergk (gedruckt zu Breßlaw durch G. Bawmann, 1596) und Georg Grebels „Fart Jacobs des Patriarchen u. s. w. (Budissin 1586)[2]) geben noch uns Zeugniß von dem damaligen Zeitgeschmack. Auf dem Titelblatte des letztgenannten Stücks steht die Bemerkung: „comödienweise auf Hochzeiten und sonsten zu spielen gestellt,“ wodurch bestätigt wird, daß solche Spiele in Privathäusern bei festlichen Gelegenheiten auszuführen damals Sitte war. — Von manchen Begebenheiten übrigens, die in jenen Tagen besonderes Interesse erweckt zu haben scheinen, finden sich vielfache Bearbeitungen für die Bühne. Dazu gehört der sächsische Prinzenraub, der von einem gewissen Senftleben bearbeitet [3]) auch in Breslau 1612 dargestellt worden seyn soll. Unter den biblischen Stoffen kehren einige: z. B. Joseph, Susanna, Tobias, Kain, der verlorene Sohn, Adam und Eva, immer wieder. — Hoffmann will die englischen Comödianten schon 1610 in Schlesien wissen [4]), was möglich ist, da sie in den Nachbarlanden um diese Zeit waren, auch (nach Tieck's Vorrede zum deutschen Theater) ihre Stücke schon 1620 gedruckt wurden. So viel ist gewiß, daß im ganzen Lande, auf den Schlössern, in den kleinen Städten allerhand vergnügliche theatralische Vorstellungen, meistens von Schülern ausgeführt, gar nicht selten waren. Das Volk bekam, wie man z. B. von Sagan hört [5]), zuweilen auch etwas von den Lustbarkeiten der Großen ab. Uebrigens hatte es bei Jahrmärkten, und an Festtagen seine harmlosen Gaukeleien, voller Späße, die für unsre Ohren freilich nicht taugen, für sich. Was uns das Tagebuch des Rothgerber B. Gierth zu Brieg [6]) bei Gelegenheit der Feier des Sibyllentages im Jahre 1613 daselbst erzählt, daß die vortreffliche Herzogin Dorothea Sibylle von Liegnitz und Brieg eine feine selbstverfaßte Action, „die guten Eltern und die guten Kinder“ habe von den Hofejunkern und Jungfern aufführen lassen, ist für uns merkwürdig, obgleich eine gleich hohe Bildungsstufe, als an diesem Hofe herrschte, bei den übrigen schlesischen Häuptern damaliger Zeit nicht zu suchen ist. — Genug vom Theaterwesen! —

---

1) S. Gottsched a. a. O. I. p. 139. — S. Geschichte der Breslauer Stadtbuchdruckerei, worin die Baumann'schen Druckartikel verzeichnet stehn.

2) S. Gottsched a. a. O. S. 121.

3) S. Topographische Chronik von Breslau 1805, S. 855.

4) Hoffmanns Monatsschrift S. 704.

5) Hoffmann a. a. O. S. 582. — Beiläufig sei bemerkt, was nicht Alle, denen die zu Brieg (1830) von Koch herausgegebenen Denkwürdigkeiten jener Herzogin Freude gemacht haben, wissen mögen, daß dieses Büchlein, und Koch's Auszüge in H. Monatsschrift sich ergänzen. Ein Abdruck des gesammten Gierthschen Tagebuchs wäre aber sehr wünschenswerth. Es giebt kein schriftliches Denkmal, das jene Zeit und Sitten liebenswürdiger und getreuer uns vor Augen brächte als Gierths Tagebuch.

Mancherlei romanhafte Schilderungen, in jener Zeit verfaßt, sind sehr selten geworden, obgleich dergleichen genug gedruckt worden seyn mögen. Einiges nur mag als charakteristisch hier eine Stelle finden. Hierher kann man z. B. rechnen: Christoph Irenaeus [1] (geb. zu Schweidnitz 1520, gest. nach 1580 in Oesterreich, im Wahnsinn) „Rebecca, mit ihrem tugendreichen Schmuck illuminirt und ausgestrichen, allen Jungfrauen zum Schauspiel: Jehna 1568. — Des schon erwähnten Rätel: Johann Basilidis Großfürsten in der Moscaw wunderbarliche schreckliche Geschichte, u. s. w. aus dem Latein. verdeutscht (Görlitz 1582). Tob. Seiler [2] (geb. 1560 zu Löwenberg, gest. als Hofprediger zu Lichtenburg 1629) der auch zu Wittenberg (1604) Gedichte herausgab, kann hier erwähnt werden um seiner: „Dämonologia oder schreckliche Historie von einem besessenen 12jährigen Fräulein zu Löwenberg (Wittenberg 1605. 4.) — Endlich mag die Räubergeschichte von Barthol. Knoblauch [3] (geb. zu Landshut 1552, gest. als Pastor zu Marklissa 1624) „Bild und Spiegel grausamer Raub und Mordthaten u. s. w. (Leipzig 1625. 4.) den Beschluß machen. Man ersieht leicht, daß diese Schriften nicht zum nächsten Zweck Ergötzung hatten, sondern daß Belehrung und Warnung, ganz im Geiste der Zeit, erstrebt ward. Von epischer Poesie war ja längst nicht mehr in Deutschland, am wenigsten in Schlesien, die Rede. Was nicht einen nützlichen Zweck hatte, ward verachtet. Die Gelehrten, und ebenfalls die gebildeten Vornehmen hielten sich dagegen bereits an den Werken des Alterthums oder mindestens des Auslandes schadlos; was Wunder, daß bald die Zeit kommen mußte, wo sie das Ausländische gänzlich in die deutsche Literatur zu verpflanzen suchten, und sich freilich eine der Sprache, aber nicht dem Geiste nach deutsche Literatur erschufen.

Es ist oben der Volkslieder gedacht worden, die neben dem Meistergesang sich aus dem Volke heraus, ohne künstliche Zuthat entwickelt hatten. Es ist angenommen, daß im 16. Jahrh. das deutsche Volkslied blühte. Wenn man indessen von schles. Volkspoesie spricht, so wird man den Bedenklichkeiten, welche bei Feststellung des Bereiches der Volkspoesie überhaupt obwalten, nicht entgehen. Viele werden ihre Existenz ganz in Zweifel ziehen. Was hat das Volk gesungen, und wie ist es zu seinem Besitzthum gelangt, — dies sind Fragen, die um so schwerer entscheidbar sind, als hier mehr die mundliche Tradition, als Schrift, Quelle seyn kann. Diese Bedenklichkeiten drängen sich, wenn man etwa Wolffs: historische Volkslieder (Stuttgart 1830) oder gar von Erlachs „Volkslieder der Deutschen" (Manheim 1834) durchgeht, unabweislich gegen Vieles des hier Mitgetheilten auf. Das Volk, wo es sich, wie es eben ist, giebt, zu belauschen, fehlt oft Gelegenheit, und der unbefangene Blick. Manches erzeugt sich, wie von selbst, manches wird auf die curioseste Weise zum Volksliede. Von der Musik sind solche Naturlaute zumal unzertrennlich.

Für Sammlung von schlesischen Volksliedern ist nun erst gar wenig gethan worden. Reichthum ist vielleicht nie vorhanden gewesen.

1) Leuschners Spicileg. XXXI.
2) John P. S. II. p. 139. — Leuschner Spicileg. XVII.
3) Kluge's Schles. Jubelpriester S. 107.

Insbesondere aber von den ältern Sachen ist wenig aufgezeichnet, wenig uns überliefert worden. Eine der reichhaltigsten Sammlungen in dieser Hinsicht bleibt die merkwürdige, mehrfach beschriebene Handschrift, welche die Rhediger'sche Bibliothek in Breslau besitzt [1]. Sie ist vom Jahre 1603, und enthält auf 264 Quartblättern 15 geistliche und 103 weltliche Lieder, nebst noch einigen Sprüchen und andern Zugaben. Hier giebt es nun allerdings eine Masse von Liedern, von denen anzunehmen ist, daß sie vor ihrer Aufnahme in das Manuscript in Schlesien gesungen worden. Allein einmal ist ganz und gar nicht festzustellen, was davon wirklich in Schlesien entstanden seyn mag, und dann ist der Zuschnitt, die Behandlung der Verskunst darin ganz und gar wieder der Art und Weise der Meistersängerei verwandt, so daß die oft genug hervorblickende Künstlichkeit den Charakter des Volksliedes verwischt. Das war eben das Unglück, daß die Meistersänger es für ihre Pflicht hielten, sich Alles anzueignen, Alles zu bearbeiten. Dazu kommt, daß hier und da so viele Anspielungen auf Mythologie u. s. w. vorhanden sind, daß auch die Gelehrten, die wir schon bei den dramatischen Dichtungen von den Meistersängern scheiden mußten, die Hand im Spiele gehabt haben müssen. Vieles kommt in der Sammlung vor, das ebenfalls, wenn auch in veränderter Gestalt, anderswo im deutschen Vaterlande gesungen wurde. Wie dem übrigens auch sei, mehre vortreffliche Lieder befinden sich in der Sammlung, wovon sich Jeder leicht durch die eben citirten Hülfsmittel überzeugen kann.

Von den Chronikschreibern wird oft erwähnt, daß das Volk in Schlesien bei verschiedenen Gelegenheiten Lieder gesungen habe. Insbesondere ist im 15ten Jahrhunderte, wie Pol und Eschenloer [2]) erwähnen, zu Breslau eine Menge von Spottliedern auf Georg von Kunstadt (Podiebrad) Girsigk genannt, den Gegner Breslauischen Stolzes, den König, den fast allein Breslau nicht anerkannte, im Umlauf gewesen. In den „Breslauischen literarischen Unterhaltungen (1777 Juli) (auch in Erlachs Volksliedern, Mannheim 1834 I. in anderer Gestalt) ist ein dahin gehöriges: „Lied vom König Ladislav," das ziemlich unerbaulich klingt, und den Irrthum, daß Podiebrad Ladislav umgebracht habe, behandelt, mitgetheilt. Der König Georg wüthete vergeblich gegen die Bänkelsänger, die von den Papisten aufgehetzt den fanatischen, von Einsichtigen, wie Eschenloer, offenbar gemißbilligten Eifer der rohen Masse fortwährend aufregten. Das Volk Breslau's, schon zu Ka-

---

1) Die Handschrift ist mehrmals beschrieben und excerpirt. — Zuerst von Büsching: „Wochentl. Nachrichten" I. S. 84, 342. 374. — Von Hoffmann: „Schles. Monatsschrift" S. 542.

2) S. Kunisch Ausgabe I. 177. — S. ferner: Schlesien vor und nach 1740 S. 175. — Klose theilt in seinem handschriftlichen Nachlasse mehre Verordnungen gegen Schandlieder noch aus dem 15ten Jahrhunderte mit. Dieselben sind mit Ermahnungen der Obrigkeit zu Zucht in der Kleidung, und Ehrbarkeit in den Tänzen verbunden. Der Spielleute wird so oft gedacht, daß die Lust des Volkes an Tanz und Lied sehr augenscheinlich hervortritt. — Die Anzahl der Volkslustbarkeiten ist bedeutend, verringert sich im 16ten Jahrhundert aber schon merklich, so daß man, wenn auch diesem Jahrhunderte der Vorrang vor dem 16ten in wissenschaftlicher Hinsicht gebühren mag, dennoch jenes, als das kräftigere Zeitalter, mindestens für Breslau, betrachten möchte.

piſtran's Zeiten zur Schwärmerei geneigt, machte ſeinem Uebermuthe fortwährend in Geſängen Luft. Pachaly [1]) auf **Rositzii Chronicon** geſtützt, erwähnt nebenbei, daß damals daſſelbe ſich überhaupt in allerhand Unglücksfällen durch Spottlieder zu tröſten gewußt habe, namentlich ſchon 1422 bei Gelegenheit einer drückenden Münzveränderung.

Das 15te Jahrhundert war, wie geſagt, dem Volksleben der Stadt günſtiger, und geſtattete freiere Bewegung des Volks nach allen Richtungen, als das 16te; in dieſem iſt von der Neigung zu ähnlichen Perſifflagen weit weniger zu ſpüren. Das Volk wird geſitteter; das Spottlied auf „König Heinrich von Polen" (1574) das auch der Rhedigerſche erwähnte Codex [2]) enthält, iſt jedoch ſehr bemerkenswerth. Der in Schleſien zeitig wach werdende muſikaliſche Sinn hat auch das Volkslied, das von der Bänkelſängerei unzertrennlich war, nicht ſo ſchnell ſinken laſſen. Die Muſik ward auf allen Schulen gar fleißig gepflegt, und dieſe Pflege hat im 17ten Jahrhundert fortwährend zugenommen, ungeachtet die Volkspoeſie einzuſchlafen ſcheint.

Volksfeſte, deren Spuren noch die Gegenwart bemerkt, waren immer der Mittelpunkt einer Anzahl von Liedern. Man denke nur des ſogenannten Todtenſonntags (Lätare), deſſen aus der Heidenzeit ſtammende, in mehren Gegenden Deutſchlands verbreitete Feſtlichkeiten in Schleſien zumal ſo feſt eingebürgert ſind [3]), daß ſich noch heute das Volk ſeinen Jubel nicht nehmen läßt. Die meiſten, noch jetzt geſungenen, ſind gewiß ſehr alt, und ſtimmen mit den, in ältren Chroniken mitgetheilten überein, auch mit denen, die Gomolke in ſeinem „Inbegriff der Merkwürdigkeiten Breslau's (1733) unter dem Artikel: von dem Umgange mit dem Mayen" (Th. III. S. 68.) anführt. — Die Soldatenlieder des dreißigjährigen Krieges ſind von außen in's Land hereingekommen, und was davon hier und da mitgetheilt wird, bleibt außerdem, als roh und gemein, lieber verſchwiegen. Es giebt manches einzeln gedruckte Lied: z. B. „Soldatenlob im dreiß gjährigen Kriege [4]),“ das dies nur zu ſehr beſtätigt. — In den verſchiedenen Zeitſchriften finden ſich einzelne hübſche Sachen, obgleich modernisirt, als ſchleſiſche Volkslieder abgedruckt, namentlich haben Fulleborn und Büſching ihr Augenmerk darauf gerichtet. Aus dem Munde der Gebirgsbewohner und bei den Krämern möchte noch die reichlichſte Ausbeute für einen Sammler zu gewinnen ſeyn. Das Weihnachtslied: „O Freda über Freda," das Wiegenlied: „Sauſe, liebe Ninne," die Bauernlieder: „Heißa luſtig 'rüber und 'nüber," und: „o Tannabaum;" ebenſo:

---

1) Pachaly Schriften über Schleſiens Geſchichte I. (Breslau 1790) S. 211.

2) Hoffmann a. a. O. S. 551.

3) Man ſehe darüber: Büſchings wöchentliche Nachrichten 1816. I. S. 183 — Deſſen „Volkslieder (Berlin 1807. S. 71. u. 381.). — Dagegen ſind die in Brentano's „Wunderhorn" mitgetheilten Volkslieder (II. S. 260) aus Schleſien z. B. „Hannes, der Herzog zu Sagan," oder: „der edel Herzog Heinrich zu Pferd" oder erſt gar das Lied von der „Tatarfürſtin" kaum für ächt volksthümlich zu halten, wenigſtens iſt der Text gewiß ſehr modernisirt. — Für ſchleſiſche Volksmelodieen haben ſich wenige Aufzeichner gefunden.

4) Von dem Antiquar Ernſt in Breslau in Hoffmanns Monatſchrift S. 689. mitgetheilt.

„Ich ging in Vaters Gärtela“ [1]), und andere ähnliche wird ſich, welcher Zeit die Sachen auch angehören mögen, der Schleſier als ſein Eigenthum nicht nehmen laſſen. Möge indeſſen einmal eine Sammlung ſchleſiſcher Volkslieder, aber mit Vorſicht, verſucht werden.

Hier mögen dieſe wenigen Andeutungen, da die Gränzen dieſer Schrift es gebieten, genügen, und zugleich die Ueberſicht einer Periode beſchließen, welche eine wichtigere, für ſchleſiſchen Dichterruhm die wichtigſte, vorbereitet. Mit Wehmuth müſſen wir auf eine zwar an Dichtern arme, doch in ihrem Leben bei weitem poetiſchere Zeit, als die nachfolgende, zurückblicken. Welche ſtolze Denkmale kräftigen Burgerſinnes, kindlicher Frömmigkeit, ausdauernder Stärke hat die Baukunſt auch in Schleſien errichtet! Ruhig den wechſelnden Jahrhunderten trotzend, ſchauten ſie auf Geſchlechter, deren trauriges Loos Vereinzelung der Menſchen in kleinlichen, ſelbſtiſchen Zwecken war. Wie jene Werke nur gemeinſame Begeiſterung für eine höchſte Idee erſchaffen konnte, ſo mußte mit deren Erkaltung die ſtumme Poeſie, die aus ihnen ſpricht, immer unverſtändlicher werden. So zahlreich die Dichter der nachfolgenden Jahrhunderte auch ſind, ſo wenig belebt ihre Werke der Geiſt, der jene Kunſtwerke aufgerichtet hat, und dieſe vereinzelten Zeugen vergangener Kraft mahnen die fliehenden Zeiten, die wechſelnden Geſchlechter, nicht ſtolz auf die Einfalt und Lebenskraft, welche bei allen Mängeln die Vorfahren ſchmückte, zurückzublicken. Seine Geſchichte ſei jedem Volke heilig! Wie ſchön und wahr ſchließt daher Wackernagel ſeine Rede „über die Verdienſte der Schweizer um deutſche Literatur“ mit dem Worte „die Poeſie wird nimmer gedeihen, wo man die Gegenwart gewaltſam von aller Vergangenheit abtrennen will, denn die Poeſie will vor Allem Glauben und Liebe.“ Hatten wir bis jetzt alſo auch nicht von dichteriſchem Reichthume, den Deutſchland Schleſien verdanke, zu reden, ſo ſind die mitgetheilten Ergebniſſe doch mit Recht vaterländiſchem Sinne heilig, der die Vergangenheit ehrt, ohne ſie darum, frevelhaft gegen Gott, zurückzuwünſchen, weil er nicht verkennt, daß der Baum der Geſchichte ewig neue Blüthen treibe.

IV.

Zu der Zeit, als der dreißigjährige Krieg ausbrach, ſah es um die deutſche Poeſie gar betrübt aus. Die alte Volkspoeſie war nun vollends erſtorben. Die Gränze zwiſchen ihr und der modernen Richtung iſt ſo fühlbar, daß alle deutſchen Literaturgeſchichten hier eine neue Periode beginnen, welche nach den Tonangebern, den Schleſiern, benannt wird. Was den Geiſt der Zeit noch am vortheilhafteſten bezeichnet, iſt von Schleſiern geſchaffen worden, und hierbei iſt's über hundert

[1]) Die letzten beiden ſtehen in der „Berliner Monatſchrift“ (October 1809), auch in Büſchings Volksliedern S. 98. und 200.

Jahre lang geblieben, eine Aufforderung für uns, an einer Stelle länger zu verweilen, wo der Antheil, den Schlesien an deutscher Poesie hat, sich am Bedeutendsten geltend macht.

Der Grund für die Theilnahmlosigkeit, womit die sogenannte gebildete Welt die deutsche Poesie ihrem Schicksale überlassen hatte, lag in nichts Anderem, als in der wachsenden Gleichgültigkeit gegen alles Vaterländische. Die wissenschaftlichen Bestrebungen für Erforschung des Alterthums hatten die gelehrten Kenntnisse vermehrt, aber das Absterben des Geistes des Mittelalters beschleuniget, denn die große Volksmasse genoß noch nichts davon, und blieb verlassen. Die Reformation hatte der deutschen Sprache mächtig aufgeholfen, aber zugleich das schon zerrissene Volk noch uneiniger gemacht. Der Poesie fehlte es an dem Boden, in dem sie wurzeln konnte, — sie war am Inhalte krank. Der einzige Zweig, den dies nicht trifft, ist das evangelische Kirchenlied, dessen Kraftigkeit eben von Begeisterung nach einer Richtung hin [1]) zeugt, und zugleich die Bemühungen der Schlesier im 17 Jahrhunderte, die deutsche Sprache zu Ehren zu bringen, tüchtig vorbereitet. — Man hat oft behauptet, die Reformation sei der nationellste epische Stoff der Deutschen; gleichwohl widerlegt sich dies ganz dadurch, daß er sich als solcher nie geltend gemacht hat, auch dann nicht, als die Poesie bereits wieder im 18ten Jahrhunderte aus den Ruinen auftauchte. Die Reformation hing, ihrer Erscheinung, an Formen des Cultus, und die neuen Dogmen selbst interessirten im Anfange mehr gewisse Kreise, als das deutsche Gesammtleben. Die Religion ist poetisch, aber nicht die Religionen; deren Zwiespalt gar ist für das Epos immer ein bedenklicher Stoff.

Woher anders konnte in jenen Tagen der deutschen Poesie Hülfe kommen, als von den Gelehrten? Das Aufblühen der Wissenschaften hatte die Welt zum reiferen Denken gebracht, die Reformation hatte theilweise die Aufklärung gefördert: — aber ein unbewußtes, freies Schaffen, aus innerstem heiligsten Dichterdrange konnte in einer Zeit, wo man sich um Begriffe stritt, nicht erwartet werden. Dazu kommt, daß noch gar so viel für die Sprache geschehen mußte. Die oft beklagte Sprachmengerei in Deutschland nahm zu, je gleichgültiger die Muttersprache dem Herzen wurde, und rief, je schlimmer sie, durch die sich mehrenden Berührungen Deutschlands mit dem Auslande, im 17. Jahrhundert sich ausbreitete, eine ernste Opposition der Gesichtsvolleren hervor. Daß es aber hierbei mehr um Formen, als um Inhalt

1) Es ist freilich nicht zu läugnen, daß die Reformation dadurch, daß sie dem Verstande seine Rechte gesichert, auch jener Verstandespoesie, welche das 17te Jahrhundert, und zwar am vollständigsten in Schlesien, entfaltet, Bahn gebrochen hatte. Aus den Trümmern der Romantik, deren Wesen von dem der Reformation verschieden war, erhob sich diese; hatte nun früher unbedingte Hingebung in Glauben und Liebe Statt gefunden, so ward dieselbe jetzt durch Bewußtseyn dergestalt modificirt, daß auch die Poesie, ihrer früheren Unschuld entwachsen, den Verstand zu Hülfe rufen mußte. Hat dieser hier seine Gewalt gemißbraucht, so entschuldigt sich dies dadurch, daß bei dem Einzelnen, wie bei dem historischen Geschlechte fast nie alle geistigen Kräfte zugleich in Blüthe stehen!

sich handeln mußte, lag wieder in der Natur der Sache, eben so, daß das Volk hier nichts helfen konnte. Was den Inhalt der modernen Poesie betrifft, so ward die Annäherung Deutschlands an das Ausland die natürliche Veranlassung, daß man bei jenem zu borgen ging; nationeller Stoff war gleichgültig geworden, und der Stoff galt höchstens nur noch in sofern etwas, als er unterhielt und belustigte, nicht darum, weil er etwa Saiten des Nationalstolzes in der deutschen Brust berührte. Es wurde freilich auch von den Alten Manches entlehnt, aber der Geist des Alterthums war nur höchst Wenigen, die in ihren Studierstuben menschenfeindlich sich abschlossen, aufgegangen. Frankreich, Holland, England, Italien mußten also herhalten. Der deutsche Parnaß glich einer Polterkammer.

So wenig an und für sich diese Betrachtungen den Deutschen erfreuen können, so sehr veranschaulichen sie die Ursachen, warum die deutsche Poesie erst dann wieder, wie eine leuchtende Sonne emporsteigen konnte, als bereits die übrigen europäischen Nationen fertig waren.

Die Ausländer haben oft bei Erwähnung der Meisterwerke unserer neuen Dichter bemerkt, der Deutsche sei doch, wie so häufig, auch in der Poesie zuletzt gekommen. — eine Ansicht, die von Unkenntniß der Sache zeugt. Die Deutschen haben freilich durch 400 Jahre lang wenig Eigenthumliches aufzuweisen, aber man vergißt immer, daß sie bereits im 12ten und 13ten Jahrhunderte eine Nationalpoesie hatten, daß nachher abwechselnd, Italien, England, Spanien, Portugal, Frankreich an die Reihe kamen, und daß Klopstock, Göthe, Schiller, Jean Paul, weit eher als Stifter einer neuen Poesie, denn als Nachahmer einer vergangenen zu betrachten sind; ferner, daß die übrigen europäischen Völker, welche gerade in unsern Tagen mit einer hyper-modernen Poesie auftreten, sich ihrerseits wiederum des günstigen Blickes des Genius zu freuen haben, während es bei uns still wird. — Auf die neuere Poesie wird Deutschland vom Anfange der ersten schlesischen Dichterschule an, vorbereitet. Es wird durch die Leistungen des Auslandes allmählich der deutsche Sinn, dessen kindliche Unbefangenheit längst verschwunden war, zur fruchtreichen, ernsten Selbsterkenntniß geführt, und ihm die Bahn urbar gemacht, die er zu betreten habe. Große Verirrungen erheben uns zum Bewußtseyn, und darum ist die ganze Poesie jener Zeit von historischer Wichtigkeit; nicht aber verkennen darf man, wie redlich der Stifter einer Schule, die später in der größten Erbärmlichkeit unterging, gewesen ist, welche tüchtige Gesinnung die angestrengte Thätigkeit des talentvollen Vaters deutscher Dichtkunst, Martin Opitz, leitete.

Man hat von jeher zwei schlesische Dichterschulen angenommen, obgleich dies unnöthig scheint. Die Hoffmannswaldau'sche Schule hängt mit der Opitzischen, wie wir zeigen werden, genau zusammen. Opitzens Richtung trug den Keim ihres Verderbens, bei aller ehrenwerthen Bestrebung in sich, und die Uebergänge sind zu jener Annahme zu unmerklich. Soll man die Poesie Deutschlands vom Anfange des 17ten Jahrhunderts bis in die Mitte des 18ten zusammen mit einem Worte bezeichnen, so müssen wir sie, unseren entwickelten Ansichten zufolge, die Gelehrtenpoesie nennen, wie wir ja früher von einer

Ritter- und einer Bürgerpoesie gesprochen haben. — Diese Gelehrtenpoesie ist also ein Erzeugniß Schlesiens, und die Periode, wo eben die Geschichte der schlesischen Poesie zugleich die der Deutschen genannt werden muß, haben wir zu schildern. Wir können dies nicht, ohne die oft aufgeworfene Frage, warum gerade Schlesien den deutschen Dichterruhm jener Tage errang, und die Richtung der gesammten deutschen Nationen zu manifestiren berufen war, vorher in der Kürze zu beantworten. Was Wachler [1]) vorzugsweise hervorhebt, daß das wissenschaftliche Leben in Schlesien damals ein bedeutendes, wenn auch noch ein junges, und darum, wie alles Neue, vorzugsweise gepflegtes war, ist zuvörderst zu beherzigen; was Hegewisch [2]) hierüber gesagt hat, beschränkt sich auf die bekannten Thatsachen. Zu jenem von Vielen hervorgehobenen Grunde, kommt einmal die Begünstigung, die gerade Schlesien hinsichtlich der Verbreitung der Reformation erfahren hatte, und die dem Lande ein entscheidendes Uebergewicht gegeben, sodann aber eine unbestreitbar im Volke hervorbrechende, angeborne, wenn auch begränzte Empfänglichkeit für Reimerei und Gesang, deren Spuren später nie ganz erloschen. Wie dem übrigens auch sei, wir werden auch diese historische Erscheinung ihren letzten Gründen nach vergebens zu erklären suchen, wenn wir auch jene Thatsachen als Erläuterungen des weltgeschichtlichen Zusammenhanges betrachten dürfen. Wenn aber Bouterwerk und Koberstein anführen, daß Schlesien der neueren Poesie darum günstig gewesen sei, weil dieses Land „mit am wenigsten von dem dreißigjährigen Kriege gelitten," so läßt sich einmal dagegen einwenden, daß der zündende Strahl, den Opitz in die Herzen der Mitwelt sandte, schon vor den Verheerungen des Krieges durch die allgemeine Nacht aufblitzte, und andrerseits, daß die schlesischen Chroniken von dem weitverbreiteten Jammer, den später der Krieg auch in Schlesien herbeiführte, gar manches herzzerreißende Bild gaben [3]). Man muß eine selbstständige Entwickelung der schlesischen Poesie anerkennen, deren Vorbereitung zwar durch äußere Umstände, wie wir gezeigt, begünstigt worden, deren Verlauf aber in der Zeit wenig von solcher Begünstigung fand. Die Poesie ist immer gewandert, und zu Zeiten an manchen Orten auf weit unerwartetere Weise, als es in Schlesien der Fall gewesen, plötzlich hervorgetreten. Hierbei uns beruhigend, gehen wir zu dem Einzelnen über.

---

1) Vorlesungen über deutsche Nationalliteratur. Frankfurth a. M. 1818. II. S. 21. — (Neue Auflage 1835).

2) Leben von Opitz, in F. Schlegels Zeitschrift: Deutsches Museum (Wien 1812). II. S. 119 ff.

3) Man vergleiche nur den Auszug aus Merians Topographia von Böhmen, Mähren und Schlesien (Frankf. 1650), den Hoffmann in der Monatschrift (S. 239) giebt. — Manso scheint aber auch zu weit zu gehn, wenn er dem Zusammentreffen glücklicher Umstände gar keinen Antheil an der erweckten schlesischen Dichterschule zugestehen will, sondern allein in Opitzens Kraft die Ursache derselben sieht. Allerdings machen nur wenige Männer eigentlich die Weltgeschichte, und so wirkt auch allein Opitz über hundert Jahre lang durch sein Beispiel; erklärt aber dies die Erscheinung, daß gerade Schlesien von demselben so segensreich befruchtet wurde? (Man sehe Nachträge zu Sulzers Theorie der Künste. Leipzig 1792. I. S. 296.)

Es ist kaum eine dichterische Form, in welcher die schlesischen Dichter des 17ten Jahrhunderts sich nicht versucht hatten. Manche haben sie erschaffen, wenigstens für Deutschland, indem sie sie vom Auslande entliehen. Epische, beschreibende, didaktische, lyrische, dramatische, satyrische Gedichte werden uns begegnen, auch Versarten, die Deutschland bis dahin fremd waren. Die Gelegenheitsdichterei, die bald Mode wurde, rief eine wahre Fluth von Arbeiten hervor, und die Kirche, für die gekämpft worden, eine nicht geringere. In allen die en Zweigen ward und blieb lange der Mann Muster, dessen wir bereits als des Vaters der modernen Poesie gedachten, Martin Opitz [1] (geb. zu Bunzlau 1597, nach seiner Erhebung in den Adelstand 1628 von Boberfeld, gest. 1639 zu Danzig), obgleich Fr. v. Spee aus Kaiserswerth und Rud. Wackherlin aus Stuttgart in der Regel als vorbereitende Erscheinungen betrachtet werden. Durch gute Schulbildung, vielfache Reisen und Verbindungen mit nicht blos gelehrten Männern, sondern auch Vornehmen und Welterfahrenen ist eine Natur gefordert worden, deren Hauptvorzüge edle, ehrenwerthe Gesinnung, schnelles Auffassungstalent, und Gewandtheit in allen Formen geistiger Thatigkeit neben rastlosem Fleiße genannt werden müssen. Strahlendes Schöpfungsvermögen müssen diesem Manne auch die absprechen, welche seine erfolgreiche Thatigkeit dankbar verehren, und er selbst hatte das mit Lessing gemein, daß er den Ruhm eines Dichters von sich ablehnte. Doch man vergesse nur nicht, daß eben nicht das eigenthümliche Schaffen, sondern die Assimilation deutscher dichterischer Bestrebungen an die des Auslandes, als Hauptaufgabe der Zeit sich längst angedeutet hatte, welche zu lösen aber gerade Opitz, den Sprachkenntniß aller Art, redlicher Wille, Geschmack und Eifer unterstutzten, vor Allen berufen war. Hat er einer nachtheilig-gewordenen Ausländerei

1) M. s. Coleri laudatio Opitii. Lips. 1644. (Auch in Op. poëmat. Bresl. 1690.) — Gottscheds Lobrede (Leipzig 1739. 8.) Lindner hat Opitzens Leben (Hirschberg 1740, 2 Bde.) zwar sehr langweilig beschrieben, aber doch zu dem trefflichen Aufsatze von Hegewisch (s. Schlegels „deutsches Museum." Wien 1812. Auguststück) das Material gegeben. — W. Müllers Bibliothek deutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts. Leipzig 1822. Bd. I.

Ueber die Ausgaben von Opitzens Werken, die alle unvollständig sind, s. Wachlers Verlesungen über deutsche Nationalliteratur II. p. 28.) — Die beste ist wohl die Danziger (1641. 2 Bde. 8.) Nach ihr kame die Amsterdamer (1646. 3 Bde. 12.) Vollständiger als beide, aber leider an Druckfehlern auch nicht arm, ist die Breslauer von 1690. 3 Bde. 8. mit vielen fremden Zugaben. In ihr fehlen z. B. „Aristarchus" (Bethan. 1618); „Barclay's: Argenis," deutsch (Bresl. 1626, 2 Thle. 8. bei David Müller); „Hyponax ad Asterien" (Görlitz 1618. 4.) — Ueber ungedruckte Sachen von Opitz, deren es nicht wenige in verschiedenen Bibliotheken verborgen giebt, sehe man z. B.: Koch in der „neuen. Lit. u. Völkerkunde" (1791, Mai. S. 391), auch (Bibliotheca Uffenbachiana, III. p. 480.) — Dies Alles wird genügen, um das Bedürfniß einer correcten neuen Gesammtausgabe der Werke eines Mannes von welthistorischer Bedeutung zu veranschaulichen. Man könnte dabei denselben Weg einschlagen, wie Bodmer und Breitinger (1745) in ihrer, leider durch die Dazwischenkunft des unwissenden Triller (1746), der selbst darüber scheiterte, unterbrochenen Ausgabe. Auch Opitzens Lebenslauf ließe sich noch anziehender und lehrreicher darstellen, als geschehen ist, wenn man mehr in Einzelheiten, als z. B. Hegewisch gethan hat, eingienge, dazu aber reichen freilich die gewöhnlichen Hülfsmittel nicht aus. — Im Besitze größerer ist H. Hoffmann; warum zögert er? —

in Deutschland Thor und Thüren geöffnet, so ist der Ehrenmann für den Erfolg nicht verantwortlich [1]). Ohne eine Assimilation der angedeuteten Art, die die deutsche Dichtkunst bei den höheren Ständen wieder zu Ehren brachte, wäre vielleicht selbige nie wieder erstanden, und die Nation hätte sich ausländischem Wesen nur um so mehr zugewandt, je weniger ihr die vernachlässigte, von Opitz gerettete deutsche Sprache geboten hätte. Konnte aus dem Volke sich Nichts erzeugen, so mußte das Ausland helfen, und den Vorrath liefern, nach dessen Verarbeitung die Nation wieder zur Besinnung gelangen konnte. Dies aber findet sich in aller Geschichte bestätigt, daß, wenn eine Periode menschlicher Entwickelung zur Reife gekommen, in einem Individuum sich das Bedürfniß der Zeit klar und bleibend ausspricht. Bei Opitz ist nun überdieß beherzigenswerth, daß er noch nicht, wie seine Nachahmer, deutsche Gesinnung den Hollandern, Franzosen, Engländern, aus denen er geschöpft hat, aufopfert, sondern, daß er nur den Resler der Eigenthümlichkeit jener Nationen in einem deutschen Herzen giebt. Er hat ein deutsches Herz gehabt, das beweisen unzählige seiner Lieder, ein Herz, das von den Ehrenbezeugungen der Höfe, den Huldigungen der Gelehrten, die der deutschen Mundart niemals die plötzlich wachgewordene Gewalt zugetraut hätten, nicht berauscht, verweichlicht worden ist. Der Mann, den als Protestanten auch die Glaubensverschiedenen in einer Zeit religiöser Zwietracht verehren mußten, weil er durch Sumpf und Trümmer seinem Volke in einem Leben von erst ein und vierzig Jahren eine ganz neue Bahn gebrochen hat, verdient den ewigen Dank Deutschlands, zumal Schlesiens, das ihn erzeugte.

Opitzens wissenschaftliche Bestrebungen zum Besten deutschen Volksthumes, z. B. Aristarch (1618), die Ausgabe des Lobgesanges auf den heiligen Anno, (1639), „von der deutschen Poeterei“ (1624), unterstützten seine dichterischen, worin er durch eigene That Beispiel und Muster wurde. Daß er im wahren Sinne des Wortes ein Dichter genannt werden könne, müssen wir freilich verneinen. Aus sich heraus erzeugt er wenig, fremder Einfluß lenkt ihn unwillkührlich. Er weiß für einen Dichter fast zu viel; die Form ist bei ihm mehr richtig, edel, elegant, als dichterisch. Oft auch vernichtet die Gelehrsamkeit die dichterische Wirkung. Einzelne Lieder in den „Poetischen Wäldern“ nehmen wir übrigens aus. Der Grundcharakter seiner Poesie ist unstreitig der didaktische, welchen Viele, als der Natur der

1) Mit seinem Willen wenigstens geschah es nicht. Davon zeugt sein oft ängstlicher Sprachpurismus, und manches kräftige Wort in der Schrift: „von der deutschen Poeterei.“ Aber es war ihm darum zu thun, Bildung zu verbreiten, Rohheit und Stumpfsinn auszurotten, und eine wahre Civilisation in Deutschland, wo sie sehr selten geworden war, einzuführen. Daß die Mittel, die er wählte, endlich zerstörend auf vaterländische Denkweise zurückgewirkt haben, konnte die Welt erst, als sie jenen Zuständen entwachsen war, einsehen. — Opitz hoffte, es werde sich eine wahrhaft deutsche Poesie entwickeln, obgleich er dieses günstige Ereigniß näher, als in Erfüllung gegangen, gewähnt hat. Darum schrieb er am 28. Dec. 1628 (Vorrede zur Breslauer Ausgabe): „Die deutsche Poeterei, ungeachtet der nunmehr langwierigen Krieg wiettert und reget sich also, daß es scheinet, wir werden auch diesfalls mit der Zeit fremden Völkern das Urtheil ablaufen.“ —

Poesie fremd, aus der Kunst verbannt wissen wollen. Nebenher ist sein Talent der Naturanschauung höchst bemerkenswerth, und die poetische Beschreibung ist daher häufig das Kleid, worein sich das didaktische Princip hüllt. Dies beweiset: „Vesuv" (1633) — Opitzens Meisterstück, — „Zlatna" (1622), „Vielgut" (1624), „Hercynia" (1630). — Die lyrischen Sachen haben nicht selten etwas von Horazischer Philosophie mit deutschem Gemüthe gepaart. Mit den Uebersetzungen der Psalmen und des hohen Liedes Salomonis hat er diejenigen, welche ihn einen Freigeist schalten, (ihn gegen diesen Vorwurf zu schützen ward von Lohenstein ein Brief des Pfarrer Niclas aus Danzig, der Opitz zum Tode vorbereitet hatte, an Nüßler, bekannt gemacht, der auch in der Breslauer Ausgabe von Opitzens Werken (1690 Th. III. p. 419) steht,) wahrscheinlich beruhigen wollen. Doch ist ihm eine wahrhaft christlich-religiöse Begeisterung fremd.

Seine vielen Uebersetzungen ausländischer Werke zeigen von der großen Gewandtheit, die er über die deutsche Sprache ausübte; namentlich Sophoclis „Antigone," Seneca's „Trojanerinnen," Grotius: „von der Wahrheit der christlichen Religion," v. Pibrac's „Vierverse," Dionysius Cato's „Distichen," Heinsius: „Lobgesang des Bachus," Barclay's „Argenis," endlich „Judith," Trauerspiel, und „Daphne," Singspiel aus dem Italiänischen (1627). Das letzte gilt für die erste deutsche Oper; Gottsched[1]) bemerkt, daß sie den vornehmen Lustbarkeiten eine andere Richtung gegeben habe. Sonst hat sich Opitz nicht im Dramatischen versucht. —

Die Formen der Dichtkunst,[2]) insbesondere die der Dichtersprache, hat also Opitz vom Auslande auf deutschen Boden verpflanzt. Von Metrik war hier, bis auf ihn, nicht viel die Rede gewesen. Die Regeln der Meistersänger, an und für sich ungenügend, hatten sich überlebt. Opitz hat die Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache in Bezug auf Prosodie ziemlich genau erkannt. Seine Alexandriner unterscheiden sich wesentlich von den blos abgezählten, nicht abgemessenen der Franzosen, wenn auch wir ihren Gebrauch in der Uebersetzung der „Antigone" jetzt nicht mehr billigen. Seine Sonette arbeiteten den Flemmingschen, die jene übertreffen, vor. In vielen Liedern zeigt sich nicht minder ein höchst glückliches metrisches Erfindungstalent. In der Prosa machte er, namentlich in späteren Jahren, wie die „Ar-

---

1) s. Nöthiger Vorrath u. s. w. I. p. 185. — Schütz (Sagittarius) hat sie componirt. Das Opitzische Buch ist eine Nachahmung der „Daphne" von Rinuccini, deren Musik von Peri war, (zum erstenmale in Florenz 1594 gegeben). Indessen hat man Ayrer's Singspiele, deren Musik wir nicht mehr kennen, immer als die ersten nationellen Keime der deutschen Oper zu betrachten; „Adam und Eva" (von Kaiser componirt, gegeben zu Hamburg 1678,) scheint eigentlich die erste deutsche Originaloper zu seyn. — Ueber die Geschichte der Oper „Daphne" s. v. Winterfeldt: „J. Gabrieli" (II. S. 19.) Berlin 1834.

2) Wichtig ist freilich, was Hoffmann (i. d. Monatsschrift p. 4) auf Wenzel Scherffer gestützt, hervorhebt, daß nämlich Opitz durch ein poetisches Büchlein Ernst Schwabens von der Heide (1616) „die erste Anleitung bekommen, sich in die deutsche Poesie einzurichten."

genie" zumal beweiſet, Fortſchritte, daraus die Nachfolger reichen Gewinn zogen.

Nicht anders beſchaffen durfte die Beſtrebung eines Mannes ſeyn, der die höheren Stände Deutſchlands für die in Zügelloſigkeit faſt untergegangene Poeſie wieder gewinnen ſollte. Die Kluft zwiſchen dem geiſtigen Leben der Gegenwart, und dem, was eigentlich Aufgabe des deutſchen Geiſtes geweſen wäre, war ſo groß, daß wir Opitzens Geſchick und Eifer, gleichſam die Verbindungsbrücke zu ſchlagen, höchlich bewundern müſſen. — Wenn Grimm nun freilich auch befugt war, (in der Vorrede zur zweiten Ausgabe ſeiner deutſchen Grammatik) Opitz und ſeine Schule weit unter die älteren vergeſſenen Dichter der Deutſchen zu ſetzen, — weder ihre Unſchuld, noch ihre Stellung zum Volke wäre im 17ten Jahrhundert verſtanden worden, — ſo geht er doch zu weit, wenn er behauptet, daß Opitz dergeſtalt „befangen in ſteifer Nachbildung fremder Formen geweſen, daß das ausgeſuchteſte Einzelne kaum ohne Mißfälliges und Hartes ſeyn würde." Der Werth Opitzens iſt freilich ein relativer, aber auch der Gegenwart iſt er nicht blos genießbar, ſondern in manchen Einzelnheiten auch erquicklich. Die heitere und edele Lebensanſchauung in den bekannten Liedern: „Wohl dem, der fern von hohen Dingen," und: „Ich empfinde faſt ein Grauen," die großartige Kraft ächter Frömmigkeit in: „Auf, auf, mein Herz, und du mein ganzer Sinn" und: „O Licht, geboren aus dem Lichte"[1]) verdienen ewiges, ungetheiltes Lob aller Deutſchen, wie den Dichter bei Lebzeiten ſchon Grotius, Gruter, Freher, Goldaſt u. ſ. w. anerkannten. Durch noch viele andere Beiſpiele ließe ſich das Geſagte rechtfertigen. Opitz hat gethan, was er ſollte, nach Kräften. Ehe- und kinderlos iſt er geſchieden, ſeines Namens Gedächtniß wird nicht verloſchen.

Von dem ungemeinen Einfluſſe, den dieſer bedeutende Mann in ganz Deutſchland gewonnen hat, ſpricht jede Literaturgeſchichte. Die Königsberger Dichter, zumal Simon Dach, der Straßburger Rempler von Löwenhalt, der Holſteiner Zacharias Lundt, vor Allen der Vogtländer Paul Flemming, verläugnen ihren Meiſter nicht. Am gewaltigſten aber bewährt ſich dieſer Einfluß in Schleſien, wo eine wahre dichteriſche Exploſion entſtand. Ehe aber deren Gutes und Schlimmes gegen einander abgewogen wird, muß noch Einiges, was für die geſammte deutſche Literatur des 17ten Jahrhunderts von Wichtigkeit war, angedeutet werden.

Die deutſche Poeſie ſtieg im Anſehn der Großen, die den Gelehrten an ſich ziehend, mit ihm gemeinſam ſie zu fördern mit großer Weitläufigkeit ſich anſchickten. Die Frucht ſolcher Zeitrichtung waren die „gelehrten Geſellſchaften," der Zweck ſelbiger ein löblicher, kein anderer, als die deutſche Sprache von der verderblichen Beimiſchung ausländiſcher Brocken zu ſäubern, dabei überhaupt deutſche Art und Geſinnung zu fördern. Auch Opitz blieb ihnen nicht fern; vielmehr

1) Beide Kirchenlieder ſtehen in wenigen Geſangbüchern, doch in dem ſchon angeführten „Verſuch eines allgemeinen evangeliſchen Geſangbuchs" (Hamburg 1833) p. 218 und p. 6.

hieß er in der tüchtigsten aller dieser Verbindungen zum Heil der Poesie, in der 1617 zu Weimar gestifteten fruchtbringenden Gesellschaft (der Palmenorden): [1]) „der Gekrönte.“ Die sehr lächerliche Gesellschaft der Pegnitzschäfer, die Harsdörfer und Klai zu Nürnberg (1644) stifteten, und mehre Andere noch schlechtere, haben mehr geschadet, als genützt. Alle diese Bestrebungen waren eitel. Die deutschen Dichter waren heimathlos, denn alles deutsche Treiben blieb im Innersten krank, verbildet, und ohne Eigenthümlichkeit. Die Poesie gehörte den vornehmen Ständen, und diese waren nach dem traurigen dreißigjährigen Kriege undeutsch, das Volk hatte nichts mehr, als etwa das Kirchenlied. Woher hatte die neue deutsche Gelehrtenpoesie ihre Begeisterung empfangen sollen? Was in Opitzens Natur die angeborne Kraft des Geistes verbarg, trat bei den Nachahmern nackt hervor, Armuth an Erfindung, an Kunstgefühl. Darum half auch die mythologische Saalbaderei in unzähligen Gedichten gar nichts. Die Tiefe antiker Symbolik konnte der deutsche Geist damals noch nicht fassen. Der ganze Kampf, den selbst die redlichsten Anhänger Opitzens kämpften, galt nur der Erhaltung mühsam geretteter Formen, um den Geist scheint sich Niemand eben gekümmert zu haben. Unter Allem diesem gestaltete sich die deutsche Verskunst, wenn auch nach ausländischen Mustern, doch zu einer lange entbehrten Gesetzmäßigkeit. Der alte, blos rhythmische Gang verwandelte sich in einen, dem Geist der Zeit entsprechenden, gemessenen. — Bei Erwähnung der Mittel und Vorkehrungen, die zur Förderung deutscher Poesie angewendet wurden, sind gewisse Ehrenbezeugungen, die den einzelnen Dichtern zu Theil wurden, auch zu berühren. Schon in den früheren Jahrhunderten begegnete uns der Ausdruck, „gekrönter kaiserlicher Poet“ [2]) nicht selten, und unter den später zu nennenden schlesischen Dichtern tragen viele diesen Titel. Diese erst im 18ten Jahrhunderte erloschene Auszeichnung der Dichter hätte, wenn die mit dem Rechte, Dichtern nach italiänischer Sitte den Lorbeer aufzusetzen, vom Kaiser beauftragten „comites Palatini“ (Pfalzgrafen) weniger freigebig und einsichtiger gewesen wären, allerdings ermunternd seyn können. Allein im 17ten und Anfang des 18ten Jahrhunderts ward Alles, was nur reimen konnte, gekrönt, und zuletzt hatte Kästner volles Recht bei Schönaichs Krönung durch Gottsched seiner Satyre freien Lauf zu lassen. Endlich sah man ein, wie fruchtlos es sei, eine freie Kunstübung gewissermaßen zünftig zu machen. Wieland war der letzte Pfalzgraf.

Opitzens Tod erweckte in Schlesien mit unzähligen Klaggedichten, den Wunsch einer Menge von Poeten, ihn zu ersetzen. Gleichwohl ist dies Keinem der nächsten hundert Jahre gelungen. An umfassender Bildung erreichte ihn wenigstens Keiner, obgleich Einzel-

1) Sehr genau berichtet über diesen und ähnliche Vereine des 17ten Jahrhunderts Schulz in seiner schätzbaren Schrift: „Die Sprachgesellschaften des 17ten Jahrhunderts. Berlin 1824. 8. —

2) Ueber die Sitte, deutsche Dichter zu krönen, s. Ratzebergers literarischen Almanach. III. Jahrgang. Leipzig 1829. p. 155. — Das Diplom für den Dichter Arnest Sylvius (vom 17. Juli 1442) s. in Mustrat: Scriptores rerum Germ. Leipz. 1730. tom. III. —

nen vielleicht nicht geringere dichterische Kraft zuzugestehen seyn mag. Daß aber keine eigentlichen Fortschritte nach Opitz bemerkt werden, hat, außer in den oben betrachteten allgemeinen schlimmen Zeitverhältnissen, in einer den Schlesiern eigenthümlichen Neigung, die der Mittelmäßigkeit, der Verwässerung Vorschub leistet, seinen Grund. Dies ist die Neigung zur Gelegenheitspoesie. Opitz hat sie zuerst erkannt, und in seinem Büchlein: „von der teutschen Poeterei“ gerecht beklagt.[1] Er selbst mißbilligt, daß in Schlesien keine Hochzeit, kein Begräbniß ohne Verse seyn könne. Er ruft den Dichtern warnend zu: „Die Worte und Sylben in gewisse Gesetze zu bringen, und Verse zu schreiben, sei das Allerwenigste, was zu einem Dichter gehöre.“ Er spricht freilich nur von seinem Standpunkte aus richtig, wenn er zuletzt will, die Poesie solle etwas nützen, sie solle die Menschen neben der Ergötzung nützlich belehren, aber in der ganzen Stelle spricht sich doch das prophetische Vorausseben des künftigen Jammers aus. Und wie sehr hat sich dies bewahrheitet! Welche Fluth von Gelegenheitsgedichten, so groß, daß man die ganze Periode schon die der Gelegenheitsdichter zu nennen, vorgeschlagen hat, haben Schlesier in den seitdem verflossenen zweihundert Jahren hervorgebracht! Diese Neigung ist so tief gewurzelt, daß selbst die Gegenwart noch darunter zu leiden hat. Man gewöhnte sich, die Poesie nicht mehr als die hohe, göttliche Kunst zu betrachten, sondern sie herab in den Kreis des alltäglichen Lebens zu ziehen, und ähnlich verhalt es sich noch heut! — Diese Gelegenheitspoesie ist die nationelle der Schlesier. — Nach den Dichtungsarten die Nachfolger Opitzens zu sondern, wird dadurch erschwert, daß die Meisten auch in der Vielseitigkeit ihrem Meister gleichen wollten. Nimmt man aber etwa die dramatische Poesie aus, die ihren Hauptvertreter an A. Gryphius hat, so findet man, daß, wo Opitz vorgearbeitet hatte, wohl weiter gestrebt, wo er nichts versucht, auch nichts von Andern versucht wurde. Seine Einsicht erkannte das Epos nicht mehr für zeitgemäß, die Nachfolger haben wenigstens nichts von bleibendem Werthe hervorgebracht. Er war kein Mann für die Satyre; die Schlesier haben, wenn man viele literarische Grobheiten nicht mitzählt, vor dem 18ten Jahrhunderte, nichts Bedeutendes aufzuweisen. In der That war auch die Zeit keine epische, und wie sehr die Zeit für die Satyre reif sei, sah man damals noch nicht ein. Dagegen spielt Epigramm, didaktische und beschreibende Poesie, und vor Allem das Lied, eine große Rolle. Am Höchsten steht das Kirchenlied, dessen Koriphäen am Ende des Zeitraumes ihre besondere Stelle finden mögen. — Wenn jetzt die weltliche Poesie weiter verfolgt wird, so muß, eh' von den eigentlichen Nachfolgern auf der Opitzischen Bahn die Rede seyn kann, betrachtet werden, welche Talente sich etwa unmittelbar neben ihm äußerten.

Um ein Beispiel aus der niederen Volksklasse aufzustellen, sei des Breslauischen Gelegenheitsdichters und Bürgers, Georg Reuter

1) Die interessante hierher gehörige Stelle ist abgedruckt in: Pötz Gesammtgebiet der deutschen Sprache. (II. B. p. 27) u. Hoffmanns Monatsschr. p. 477.

gedacht, [1]) (sein Geburts- und Todesjahr führt auch John, der ihn übrigens sehr geringschätzig behandelt, nicht an.) Sind seine Beschreibungen von Volksfestlichkeiten auch nur gereimte Prosa, so sind sie für den damaligen Geschmack der niederen Volksklassen doch weit bezeichnender, als viele gleichzeitige. Reuter bezeichnet den Uebergang von der Meistersängerei zur gelehrten Poesie. Daß er dieser sich zu nähern suchte, verräth seine Uebersetzung einer lateinischen „Beschreibung des Einzuges Friedrichs von der Pfalz in Breslau“ (1620) durch den gelehrten Ober-Schöppen Thomas von Schröer [2]) (geb. zu Neustadt 1588, gest. zu Breslau 1643), von dessen deutschen Gedichten, welche den lateinischen nachstehen, ein didactisches seltsamer Art, eine „gereimte Vormundschaftsordnung“, besonders zu bemerken ist. — Auch Christoph Schwartzbach [3]) (geb. zu Lauban 1588, gest. zu Breslau als Prorector 1639) ist nach Johns Urtheile in lateinischen Gedichten glücklicher, als in deutschen, doch ist er den beigefügten Proben nach, immer nicht geringer, als viele andere gleichzeitige Gelegenheitsdichter, die sich in beiden Sprachen vernehmen ließen. Von diesen Allen kann so wenig, als von dem schon genannten trefflichen Heermann behauptet werden, daß sie gerade unter Opitzens Einfluß gestanden hätten. Es erhellt also wenigstens soviel, daß manche dichterische Ader Schlesiens auch neben der Opitzischen pulsirte, und daß man irrt, wenn man diesen bedeutenden Mann gleichsam für einen **Deus ex machina** zu betrachten geneigt ist. Die Menge will Namen, denen sie alles Verdienst, was die Nachwelt an den Leistungen gewisser Perioden der menschlichen Entwickelung zu rühmen findet, beimesse. Nichtsdestoweniger macht diese Entwickelung nur selten Sprünge; vielmehr geschieht sie nach organischen Gesetzen. In diesen ruht, oft nicht leicht erkennbar, der Grund so manches überraschenden Phänomens der Weltgeschichte. Und nicht anders verhält es sich mit Opitz. — Jene Andeutungen werden genügen, um zu bewähren, daß sich die Richtung des Geistes, welcher in seinen Werken uns zur Anschauung kommt, aus der gesammten Richtung der Zeit, des Culturzustandes sich entwickelte, daß er keineswegs so vereinzelt auftritt, als unzählige Kompendien, denen es zunächst um Uebersicht des angehäuften Stoffes zu thun seyn muß, lehren. Die tiefe Wahrheit, die

1) John II. p. 130. — Lobspruch des Bresl. Freischießens. Liegnitz 1603. 4. — Beschreibung des Einzuges des Kaisers Mathias II. am 18. Septbr. zu Breslau. 1611. — Desgl. des Königs Friedrich. 1620. 4. — Beschreibung des fürstl. Freischießens zu Neiße u. s. w. durch G. Reutern, (Bürger in Breslau, sed non in Pindo) u. s. w. Breslau 1612. 4.

2) Cunr. Sil. Tog. p. 274. — John II. p. 147. — Kundm. Silesii in nummis p. 373. — Von der Vormünder und Pflegeväter gebührender Administration, (zuletzt Leipzig 1643) 3 Thle. — Ehrengedächtniß der Anna von Krausneck in poetischer Melodie aufgerichtet. (Bresl. 1631. 4.) — u. a. Gelegenheitsgedichte.

3) John II. p. 150. — Es ist bei ihm und anderen Zeitgenossen nicht augenscheinlich, daß die durch anderthalb hundert Jahre fortbestandene Fessel des Alexandriners verderblich wirkte. Sobald kürzere jambische, oder trochäische Versmaße auch nur im Gelegenheitsgedicht angewandt werden, ist eine größere Freiheit der Bewegung, die auch in dem Gedankenschwunge fühlbar wird, erkennbar. Bis dahin dachte und dichtete die Sprache wirklich für viele Reimschmiede.

in dem Spruche eines neueren Dichters ruht: „wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten,“ bestätigt Opitzens Erscheinung, Erfolg, und Nachruhm. Er ist der Beste seiner Zeit, und er lebt in dem Andenken der Gegenwart, wird fortleben in dem der Nachwelt. Neben ihm kann kein Zeitgenosse gewinnen, der von der Leiter, worauf er sich geschwungen, nur einzelne Sprossen erstiegen, denn die Welt geht, und ihr Gedächtniß ist zu schwach, um die Fülle aller ihrer Früchte zu behalten.

Dies und Manches hat Opitz sogar mit Göthe gemein; spendet doch nur wenigen Erwählten das Glück seine Gaben, Kraft, Wirksamkeit und Erfolg! Daß ihn der Tod aus der Fülle der Kraft riß, nennt der Einsichtige gewiß am wenigsten ein Unglück. Den Grad der Bildungsfähigkeit, den er kannte, scheint er erreicht zu haben, ja, es hat in ihm so viel zugleich begonnen und vollendet, daß den Nachfolgern, wie sich weiterhin zeigen wird, wenig Spielraum zur Erweiterung gegönnt blieb. Man sagt nicht zu viel, wenn man Luthern für das 16te, Opitz für das 17te, Göthe für das 18te Jahrhundert als die Culminationspunkte deutscher dichterischer Triebkraft anerkennt.

Billig zunächst nach Opitz wird Andreas Scultetus[1]), dessen Ruhm von Lessing gerettet worden, genannt. Er war aus Bunzlau und ist (in Breslau?) um 1642 sehr jung gestorben. Geburts- und Todesjahr sind nicht genau bekannt. Seine beschreibenden und lyrischen Gedichte sind so kräftig, selbst seine Gelegenheitsgedichte so gedankenreich, daß Lessings Vorliebe für ihn nicht allein gerechtfertiget erscheint, sondern auch anzunehmen ist, daß Scultetus bei längerem Leben seinen Meister Opitz übertroffen haben würde. Ein Freund dieses jungen Sängers und der dritte Bunzlauische Dichter reiht sich an. Andreas Tscherning[2]) (geb. zu Bunzlau 1611, gest. als Professor zu Rostock 1659) ist ein anmuthiger Lyriker, dem die Nachwelt, ungeachtet er Opitzen sehr nachgeahmt hat, doch auch vieles Eigenthümliche, und dabei eine außerordentliche metrische Gewandtheit, selbst in schwierigen Formen, nachzurühmen hat. Er meinte es treu und redlich mit deutscher Gesinnung und Rede, wie sein: „unvorgreifliches Bedenken über etliche Mißbräuche in der deutschen Schreib- und Sprachkunst“ (Lübeck 1659) beweiset, worin er dieselben Klagen wiederholt, die Opitz

1) Die alten schles. literar. Hülfsmittel geben über diesen Dichter fast keine Nachricht. — Oesterliche Triumphposaune. Breslau 1642. 4. — Der blutschwitzende Jesus (das ohne Druckjahr. 4.) — Friedens Lob und Kriegs Leidgesang. (Breslau 1641. 4.) — Gelegenheitsgedichte. — Gedichte von A. Scultetus, herausgegeben von Lessing. Braunschweig 1771. 8. Zachmanns Nachlese. Bresl. 1774. — Hieron. Scholz zweite Nachlese. Bresl. 1783. I. und II. 4. — W. Müllers Bibliothek. 9e. Band. —

2) John I. p. 184. — Cunrad. Sil. Tog. p. 315. — Lob der Buchdruckerei. Bresl. 1640. 8. — Deutscher Gedichte Frühling. Breslau 1642. 8. — Vortrab des Sommers teutscher Gedichte. (Rostock 1655.) — Poetische Schatzkammer. (Lübeck 1659.) — Rhetorische Schriften. — S. W. Müllers Bibliothek. 7t. Band. — A. Scultetus und A. Tscherning waren Verwandte. Im Allgemeinen hat M. Opitz für Beide als treuer Landsmann gesorgt. Ihre spätere Bildung verdankten sie tüchtigen Lehrern, jener dem Breslauer Chrysost. Scholz und dem Umgange mit seinem genialen Mitschüler Johann Scheffler, dieser dem Professor P. Laurenberg in Rostock.

ausgesprochen, freilich erfolglos. Religiöser Sinn, von der lautersten Art, zeichnet übrigens ihn nicht minder, als Scultetus aus. In Beider zahlreichen Gelegenheitsgedichten fällt freilich ein gelegentliches Prunken mit Gelehrsamkeit hier und da auf. Indessen war dies einmal damals Sitte. Fast alle schlesischen Gelehrten versuchten, sich auch in deutschen Versen auszudrücken. So können denn z. B. die meisten Poesieen der verdienten Schulmänner: Elias Major[1]) der Vater, (geb. zu Breslau 1588, gest. das. 1669) und Elias Major der Sohn[2]), (geb. zu Breslau 1625, gest. das. 1706); Christoph Coler[3]) (geb. zu Bunzlau 1602, gest. zu Breslau 1658), ungeachtet diese kenntnißreichen Männer als Gelehrte sehr kräftig wirkten, für uns nur von historischer Wichtigkeit seyn, wie so Vieles aus jenen Tagen, wobei wir einmal keinen Genuß empfinden.

Das Bunzlauer Dichtertriumvirat fehlt in keiner deutschen Literaturgeschichte; wohl aber mancher ehrenwerthe Nachfolger desselben. Hier einige der minder bekannten:

Der fleißige Tübinger Professor Christoph Caldenbach[4]) (geb. zu Schwiebus 1613, gest. zu Tübingen 1698) ist durch seine „Poetik“ (Nürnberg 1674) merkwürdiger, als durch seine eigenen lyrischen Schöpfungen, und der Prediger Sebastian Alischer[5]) (geb. zu Bunzlau 1602, gest. zu Liegnitz 1674), freilich in lateinischen Versen geübter als in deutschen. Beide übertrifft bei Weitem Wenzel Scherffer von Scherfenstein[6]) (geb. zu Leobschütz 16—?, gest. als Organist zu Brieg 16—?) übrigens ein guter Musiker und aufgeräumter Kopf, der immer noch zu den geistreicheren Nachahmern Opitzens gehört. Der Stadtrichter Nicolaus Peuker[7]) (geb. zu Jauer, gest. zu Kölln an der Spree 1674) dagegen ist zu den ungezierteren und die Naturwahrheit liebenden, wenn auch nicht eben zu den Gelehrten zu rechnen. Die didaktische Tendenz ist bei allen den hier Genannten, ungeachtet sie zu den Lyrikern gezählt seyn wollen, selten zu verkennen. Auch der Breslauische Registrator Heinrich Mühlpfort[8]) (geb. zu Breslau 1639, gest. das. 1681) muß zu der besseren schlesischen Dichterschule gerechnet werden, da er, obgleich der damalige Hauptgelegen-

---

1) Cunrad. Sil. Tog. 181. — John. II. 104. —

2) Cunrad. Sil. Tog. 181. — Leuschner Spicileg. XIII. — Gebauer Diss. Antholog. Lips. 1733. p. 299.

3) Cunrad. Sil. Tog. p. 43. — John. II. p. 48.

4) Leuschneri Spicileg. XVI. — Deutsche Lieder und Gedichte in gewisse Bücher abgetheilt. Tübingen 1683. 8. — Viel Pedanterei!

5) Cunrad. Sil. Tog. p. 4. — John. I. p. 19. — Neujahrsgedichte. Bresl. 1631. 4. — Vier und Zwei-Verse. (Liegnitz 1642. 8.) — Sehr matt!

6) John. II. 140. — Dedekinds Grobianer und Grobianerin in Reimen. 1640. 8. — Leichgesänge und Grabschriften (das. 1646. 8). — Geistliche und weltliche Gedichte. Brieg 1652. 8. (in 11 Rubriken. Zu bemerken ist: „Von der Musik Lob.“)

7) Wachlers Beitr. II. p. 47. — Raßmanns Handwörterbuch p. 87. — Die rechte klingende lustige Paucke von 100 sinnlichen Scherzgedichten, (herausgegeben von D. L. Pfeffer. Berlin 1702.) John P. S. I. p. 63.

8) Leuschner Spicileg. IX. — John I. p. 149. — Teutsche Gedichte. Breslau 1666. 8. — Das Beste darin sind die „Verliebten Gedanken.“ — In der Vorrede wird sehr auf den Zeitgeschmack geschimpft.

heitsdichter der Stadt, doch, wie auch Wachler (Vorles. II. p. 47) hervorhebt, an wahrhaft sinnvollen Einfällen nicht arm ist. Zuweilen kommt er in seinen sonst gar hübschen Liedern plötzlich mit dem üblichen moralischen Tone zum Vorschein. Es ist, als hätten sich damals Alle gefürchtet, sich gehen zu lassen, und leider bestätigte sich, daß Letzteres, wenn es, besonders später, geschah, zur Trivialität nur zu leicht verführte. Neben den Liedern liebte man die beschreibenden Gedichte. In solchen war in einer Zeit, die der Bewunderung des Opitzischen „Besuvs" voll war, kein Mangel, und die Vaterlandsliebe lenkte dabei auf schlesische Stoffe. Schon im vorigen Zeitraume begegneten uns viele ähnliche Versuche, wobei das Wortspiel zwischen „Schlesien" und „Elysien" sehr beliebt wurde. In diese Form ward nun aber alle ersinnliche geschichtliche Belehrung hineingewebt, und nicht wenige schlesische Städte haben ihre Panegyriker gehabt. Brieg und Breslau wurden von Andreas Mauersberger[1]) (geb. zu Treschen bei Breslau 1649, gest. als Pastor zu Panthenau bei Nimptsch 1693) nach damaligem Geschmack in Versen verherrlicht. Schweidnitzens Elend im dreißigjährigen Kriege besingt Friedrich Scholtz (Scultetus)[2]) (geb. zu Seitendorf bei Hirschberg 1601, gest. als Superintendent zu Wohlau 1658) in 1262 Alexandrinern, deren oft undeutlichen Inhalt zahlreiche Noten erläutern. Diese Beispiele lassen sich, besonders aus späterer Zeit sehr vermehren, der poetische Gewinn ist aber nicht groß. — Neben jenen Beiden findet der Breslauische Schulrektor Johann Fechner[3]) (geb. zu Freistadt 1604, gest. zu Breslau 1665) der lateinisch dichtete, seinen Platz. — Außer dem Liede aber drängte sich noch eine Dichtungsart, worin sehr Achtbares geleistet worden, in die Gunst des Publikums: das Epigramm, nach Martialis Muster, ward von Witzigen und Unwitzigen bearbeitet.

Hute man sich nur, diesen Namen als strenge Bezeichnung zu nehmen. Sinngedichte aller Art, Grabschriften, Vierverse, Sittensprüche, die selbst alles Witzes entbehrten, wurden fabrizirt. Muster, und nicht allein für feine Zeit, war als Epigrammendichter: Friedrich, Freiherr von Logau[4]) (geb. zu [illegible]—1604, gest. zu Brieg 1655) dessen großem

---

1) Leuschner Spicileg. XXV. — Neumeister de Poetis Sec. XVII p. 65. — John l. p. 115. — Brieg, die fürstliche Residenzstadt, besungen von J. A. M. Brieg 1675. fol. — Breslau, besungen von einem dero treuen Söhnen. Brieg 1679 — Vierhundert bibl. Grabschriften. Brieg 1674. — Kirchenlieder.

2) Ueber die vielen Schriftsteller, die den Namen Scultetus führen, sehe man Jachmanns: „Centifolium Scholzianum" (Hirschberg 1759. 4.) — Conrad. Sil. Tog. p. 280. — Hoffmanns Monatsschrift p 193. — Ilias malorum Suidnicensium. (Breslau 1719. 4.) — Klage und Plage der Tochter Zion. Leis 1645. — Beschwerlicher Müßiggang mit poetischer Feder entworfen. Breslau 1646. —

3) John l. p. 69. — Cunr. Sil. Tog. p. 70. — Von Fechner sind die: Sylvae Elysiae, (worin das Riesengebirg, die Katzbach u. s. w. lateinisch besungen werden.) Brieg 1675. — Auch: „Das durch die Tartarn belagerte u. s. w. und errettete Breslau. In Hexametern. Breslau 1665. 4.

4) Conrad. Sil. Tog. p. 176. — John l. p. 137. — Erstes und anderes Hundert deutscher Reimsprüche Salomons von Golau. Breslau 1638. — Salomons von Golau deutsche Sinngedichte, drei Tausend, (Breslau vermuthlich 1654). — Neuer Auszug daraus durch Lessing und Ramler (Leipzig 1759) und

Talente, nachdem es schon von einem sehr unberufenen Ungenannten (Leipzig 1702) aus der Vergessenheit gezogen worden, von Lessing und Ramler sein gebührender Ruhm gesichert wurde. Unter viertehalbtausend Epigrammen können stumpfe nicht fehlen. Aber das Drittheil, das Lessing herausgab, enthält meistens Witziges. Sein Reichthum an Erfindung erweckt Staunen und Bewunderung, zumal, wenn die wenige Laune, die ihn in Schlesien umgab, angeschlagen wird. Es hat kein mit ihm lebender deutscher Dichter so viele launige Einfälle, seien auch die Hälfte davon lahm und gezwungen, aufzuweisen, wobei ihn allerdings seine Stellung an dem gebildeten Brieger Hofe, und die Berührung mit geistreichen Personen begünstigt haben mag. Nachgeahmt haben ihm Andere oft, und noch öfter ist er bis auf die neueste Zeit bestohlen worden; unter den schlesischen Dichtern steht seine Erscheinung am Wenigsten mit dem Ganzen im Zusammenhange, so eigenthümlich ist sie, so sehr dienen die Zeitgenossen ihr zur Folie. — Uebrigens scheint Logau auch Manches den Englandern, die er genau kannte, zu verdanken. — Dieser Vorzüge ungeachtet, wäre ohne Lessings Zuthun Logau vielleicht noch jetzt sehr wenig bekannt, während das günstige Urtheil über ihn gegenwärtig ein ziemlich übereinkommliches ist. Ein viel weniger, nach seinem Verdienste sogar nur von Einzelnen erkannter schlesischer Schriftsteller, reiht sich ihm mit zahlreichen tiefsinnigen Aphorismen an, obgleich er nicht in Versen schrieb, und mehr durch Gedankenfülle und Tiefe, als durch Witz ausgezeichnet ist. Dies ist Samuel von Butschky, [1] (geb. zu Breslau 1612, gest. als kaiserlicher Rath 1678). Kann man Logau einen der scharfsinnigsten Dichter seiner Zeit nennen, so ist Butschky einer der tiefsinnigsten. Ihn werden manche, denen der Schmuck des Verses wesentlich dünkt, keinen Dichter, sondern einen geistreichen Prosaiker uennen. Aber seine Prosa ist so kraftvoll, so schwungreich und dabei ungeziert, seine Neigung zum Parabolischen so entschieden, daß er jenen Namen vorzugsweise verdient. Er hat außer seiner umfassenden Lebensklugheit so viele fromme Innigkeit, daß er uns zuweilen beinahe an Jean Paul mahnt. An vielseitigsten Kenntnissen giebt er diesem wirklich wenig nach, hat er auch den Fehler seiner Zeit, daß er sein Wissen nicht selten an ungünstigem Orte zu Markte bringt. Ohne Gelehrsamkeit gab es einmal unter den Dichtern der ersten schlesischen Schule keinen Erfolg. Aber Butschky hat aus seinem Wissen wahre Weisheit gezogen, und jene verklärende Harmonie der Seele, welche zu allen Zeiten ein seltenes Eigenthum weniger Bevorrechteten gewesen ist.

Hoffmann v. F. hat das Verdienst, auf diesen Mann, der einer der seltensten seiner Zeit ist, nachdem ihn die deutschen Literarhistoriker

---

von Neuem durch Ramler verbessert (1791. 2 Theile 8. — W. Müllers Bibliothek. Bd. 6. (1824.)

1) M. s. Hoffmann's Monatschrift S. 389, welchst die nöthigsten Citate gegeben und mehere von Butschky's Schriften angeführt sind. — Davon ist namentlich zu merken: „A—Z! — Samuel von Butschky und Rutinfeld: Wohlbehauter Rosen-Thal u. s. w. Nürnberg 1679. 8." — Hieraus theilt Hoffmann a. a. O., viele treffliche Proben mit.

gar nicht, die schlesischen älteren Forscher (z. B. Sinapius, Witte) nur wenig berücksichtigten, hervorgezogen zu haben. Es wäre der Mühe wahrlich werth, daß man aus den selten gewordenen Schriften Butschky's eine Auswahl veröffentlichte, ausführlicher, als in seiner Zeitschrift Hoffmann zu geben im Stande war.

Wie es mit Butschky, so mag es mit manchen schlesischen Dichtern gegangen seyn. Die große Fülle derselben schreckte nicht weniger von deren genauerer Durchforschung ab, als das Vorurtheil, welches, wenn man so sagen darf, mit der allgemeinen Restauration der deutschen Poesie nach Klopstock gegen die ganze Richtung erwuchs. — Wenn Hoffmann klagt [1]), daß über A. Scultetus Viele übersehen worden, die besseres Loos verdient hätten, so wiederholt er nur seine und Anderer gerechte Klage über Abneigung vieler Literaturhistoriker gegen selbstständige Forschung, indessen führt er nicht lauter Schriftsteller als Beispiele auf, die in der That der Aufbewahrung würdiger erschienen, als Scultetus, mindestens bei dessen Lehrer Chrysostomus Scholz [2]) (geb. Löwenberg 1607 gest. als Schulmann in Breslau 1664) und anderen sonst gleichverdienten Gelehrten ist dieß nicht nachgewiesen; zur Vollständigkeit in den Registern der gesammten Gelegenheitspoeten zu gelangen, ist ein Ziel, welchem nachzustreben verzeihlicherweise Jedem die Lust ausgeht [3]). Die Phantasie wird gar so schmerzlich vermißt.

Hoffmann's Klage rechtfertigt sich sogleich wieder, wenn jetzt die Schicksale der deutschen Bühne, insonderheit der schlesischen an die Reihe kommen. — Welche höchst mangelhaften Nachrichten bietet der gesammte, etwa zu Gebote stehende Apparat dar! Sehr ungünstig wirkte hierbei der Umstand, daß bei dem mächtigen religiösen Eifer, von Vielen die Bühne für des Teufels Werkstatt gehalten wurde. Beinahe der größte Theil dessen, was für vaterländisches Studium von Schlesiern überhaupt gethan worden, geschah von Geistlichen, wie aus Ehrhardts „Presbyteriologie" sattsam hervorgeht. Diese interessirten sich natürlich wenig für die Bühne. Weder über die herumziehenden Schauspielertruppen, noch über deren Repertoir haben wir aus jener Zeit genügende Auskunft. Jedenfalls ist das, was überhaupt gedruckt worden, und hiervon sogar ist nur ein kleiner Theil erreichbar, wohl nur ein geringer Theil des gesammten Vorraths. Was bei solchem Verluste zu leiden hat, mag wohl nur das Interesse an den Zuständen der Zeit seyn, denn das Vorhandene läßt uns immer sicher genug auf die Unvollkommenheit des Bühnenwesens zu Opitzens Zeit schließen.

1) G. Hoffmann's Monatschrift S. 4.

2) S. John II. 149. — Wie Gott will. Leipz. 1639. — Siegsfahnen des erstandenen Erlösers. Oels 1639. Zahlreiche Gelegenheitsgedichte. — (Auch J. Scheffler war sein Schüler auf dem Elisabetan.)

3) John führt selbst Leute an, von denen er etwa nur ein oder zwei Gelegenheitsgedichte, und auch diese vielleicht nur dem Namen nach, kennen mag. Auch Neumeister selbst ist in dieser Hinsicht unkritisch zu Werke gegangen; obgleich er die „Poetaster" von den „Poeten" trennt. Am Allerachtenlosesten sind diejenigen verfahren, die die Dichter oder Gelehrten nach Geburtsstädten, oder Familiennamen zusammenstellten, indem sie gar keine Auswahl trafen. So ist in Jachmann's: Centifolium Scholzianum (Hirschberg 1759) und anderen ähnlichen Schriften über die „Fischer, Klose, Herrmann" die Gesellschaft ziemlich gemischt.

Im Wesentlichen ist dessen Zustand dem im vorigen Zeitabschnitte Geschilderten wohl gleich geblieben. Als die Gelehrten sich des deutschen Parnasses gänzlich bemächtigt hatten, mußte auch der geringe Rest des ältern deutschen Theaters, sammt seinen rohen Spuren von Nationalsitt fortgeräumt werden. Der am Entschiedensten eingreifend, als der Beste, ja als der Einzige seiner Zeit zu betrachten ist, war gleichfalls ein Schlesier.

Schon oben ward angedeutet, daß Opitz auch für dramatische Poesie, und in welcher Art er thätig gewesen war. Dennoch ist nicht er der Stifter des neuern deutschen Theaters gewesen. Dieß ist Andreas Gryphius[1]) (geb. 1616 zu Gr. Glogau, gest. als Syndikus 1664 daselbst). Im Ganzen hat Flögel (im 4ten Theile der Gesch. d. kom. Literatur) ihn richtiger als A. W. Schlegel in der „Gesch. d. dram. Literatur," der in ihm gar nichts Eigenthümliches sieht, gewürdigt. Es wiederholt sich freilich auch in Hinsicht des Drama's, was wir bei Opitz hinsichtlich der gesammten deutschen Poesie bemerkten, daß nämlich, wenn die ersten Umrisse dramatischer Kunst, die sich in den Volksstücken des 16ten Jahrhunderts zeigen, nicht durch die fremdartige Bildung des 17ten verwischt worden wären, bei aller Unbeholfenheit, dennoch der Keim zu einer gesünderen Poesie, als sich wirklich hereindrängte, sich entfaltet haben würde. Indessen war einmal die Nation noch nicht zum Bewußtseyn ihres selbstischen Werthes gekommen, und so konnte die Aufgabe der Talentvollsten noch kaum eine andere seyn, als das Fremde dem Deutschen geschickt anzueignen. Gryphius nicht-dramatische Poesieen, Sonnette, Epigramme, u. s. w. sind, bei allem Feuer, Nachahmungen des Zeitgemäßen. Opitz hat auch auf ihn Einfluß. Aber die Sprache ist edler, gewandter, als die der Zeitgenossen. Für dramatische Poesie hatte Opitz wenig gethan, wenn auch schon einen Impuls gegeben. Gryphius nun, ebenfalls vielfach mit gelehrten Studien, als akademischer und Privatlehrer, später als Rechtsgelehrter beschäftigt, viel gereiset und erfahren, ist Opitzen, was phantastischen Reichthum anbelangt, unbedenklich überlegen. Alle seine Biographen führen Züge an, die auf seine Vorliebe fürs Wunderbare deuten. Diese zeigt sich nun auch in seinen dramatischen Dichtungen. Schlegel hält sich daher über Gryphius häufige Geistererscheinungen ganz mit Unrecht auf. Dieser Mann wandte noch keine Theatercoups an, sondern ließ seine Einbildungskraft ungehemmt walten. Alle hier entstehenden Seltsamkeiten sind Erzeugnisse einer tüchtigen, zwar durch fremde Muster geleiteten, aber doch fruchtbaren Kraft. Erfindung, und das Vermögen, plastisch zu gestalten, sind unserm Landsmanne nicht abzusprechen, und mancher allegorische Bombast auf den Zeitge-

---

1) Leubscher: Schediasma de claris Gryphiis. Brieg 1702. — Die beste, oft benutzte Darstellung seines Lebens gab Bredow in seinen: Nachgelassenen Schriften, (Breslau 1816.) — Die beste Ausgabe seiner Gedichte führt den Titel: „Freuden- und Trauerspiele, auch Oden und Sonnette" (Breslau 1663) und ist richtiger als die frühere von 1650 und die spätere von 1698, die beide nicht von dem Verfasser veranstaltet worden. — Vollständig ist übrigens keine von allen Ausgaben. — Seine wissenschaftlichen Schriften, deren es mehre giebt, gehören nicht hierher.

schmack zu schieben. Elias Schlegel freilich verschüttet das Kind mit dem Bade, indem er ihn Shakespeare ohne Weiteres an die Seite stellt. Die Schrift, worin dieß geschieht, steht im dritten Bande seiner Werke (Kopenhagen u. Leipzig 1764) und heißt: „Vergleichung Shakespears und A. Gryphs." Ihre Veranlassung war die erste deutsche, aber ungeschickte Uebersetzung des Shakespeareschen „J. Cäsar" durch Bork. Die rhetorische Redensart, „Gryph ist in dem Jahre geboren, da Shakespeare starb," die doch ungefähr sagen soll, jener habe diesen gleichsam fortgesetzt, ist sehr oft, erst neulich von Rousseau (Kunststudien 1834) abgeschrieben worden. A. W. Schlegel hat in seinen Vorlesungen seines Oheims Worte vornehm belächelt, und allerdings ist jene Vergleichung nicht wohl möglich. Die Engländer hatten damals längst ein Nationaltheater, das deutsche beruhte ziemlich in der Einbildung. Was der große Britte seinen Schauspielern verdankte, ist noch lange nicht genug erwogen worden; Gryphius schrieb nach fremden Mustern, nicht Erzeugnisse eines fruchtbaren, im Volke wurzelnden Bühnenlebens. Der Unbefangene kann neben der sprudelnden Gewalt des englischen Genius die Fesseln, von denen sich der allerdings geistreiche und kräftige Deutsche vergebens ganz zu befreien sucht, nicht verkennen. Unendlich komisch aber wird jene Vergleichung, wenn man dahinter kommt, daß E. Schlegel, der an Corneille und Racine hing, dadurch kein Lob, sondern eigentlich einen Tadel des deutschen Dichters bezweckte. — Wie er übrigens überhaupt darauf gekommen, wäre völlig unbegreiflich, wenn Gryphius nicht in seinem oft aufgelegten, und aufgeführten Lustspiele: „Absurda comica, oder: Herr Peter Squenz, Schimpfspiel" [1] die Geschichte von Pyramus und Thisbe im „Sommernachtstraum" behandelt hätte. Dieß brachte Viele, auch Gottscheden, zu der Meinung, daß das deutsche Stück eine Nachahmung des englischen sei. Allerdings ist Letzteres weit früher gedruckt, und es ist sogar möglich, daß die „englischen Komödianten" es irgend einmal in Deutschland aufgeführt haben. Aber Gryphius gesteht in der Vorrede selbst, daß er den Stoff Daniel Schwentern zu Altorf (gest. 1636) verdanke, und es ist kein Grund vorhanden, dieß ihm nicht zu glauben. Ob aber Schwenter ein altdeutsches Fastnachtsspiel, oder den Sommernachtstraum benutzt habe, ist schwer zu entscheiden. Gryphius übrigens hat nichts aus dem Englischen, wohl aber aus dem Holländischen, und Französischen übersetzt. Was nach Gottsched E. Schlegel, Schmid, Flögel, und Eschenburg wiederholt haben, widerlegt Bredow's Untersuchung gänzlich, und, wo der Stoff nun auch immer herstamme, Dichter, wie Shakespeare und Gryphius sind als ganz verschiedene Naturen zu betrachten. Ohne jene Zufälligkeit hätte Niemand an die Vergleichung gedacht, und es wird hieraus aufs neue ersichtlich, wie seltsamlich zuweilen die Kritik sich bestimmen läßt.

Gryphius gab uns Trauer- und Lustspiele. Die Letzteren fallen meistens in seine späteren Jahre. Der einzige deutsche dramatische Dichter, der etwa als sein Zeitgenosse, neben ihm genannt werden könnte, wäre der excentrische Joh. Clai. Er überragt diesen aber weit, was

1) Nach Gottscheds „Nöthigem Vorrath" u. s. w. S. 217, zuerst gedruckt 1663.

Würde und Gewalt über den Stoff betrifft. Sein Alexandriner ist mit Freiheit, oft genialer, als bei Opitz, behandelt. An die antiken Formen kehrt er sich weniger, er liebt Wechsel der Scenerie, und trifft mit den englischen Bühnendichtern darin zusammen, daß er, wo die Alten den Chor einschoben, Zwischenakte, leider mit der dem Zeitgeiste werthen Allegorie verbrämt, einschiebt. Die Musik, die er selbst ehrte und übte, spielt dabei eine Rolle, und wenn wir das musikalische Element, als ein charakteristisches für die neuere Poesie anerkennen, so bezeichnet jene Verbindung der Musik mit dem Schauspiele, so wie die oft hinreißenden lyrischen Stellen, die sich freilich neben manchem französischen Pathos wunderlich ausnehmen, Gryphius schon als romantischen Dichter. Wir haben es ihm also zu Gute zu halten, wenn er sich, insbesondere im Trauerspiele, wo das Tragische bei ihm oft gräßlich, wie im Lustspiele das Komische skurril wird, zuweilen zu Verirrungen fortreißen läßt. Wie viel er dem holländischen Dichter van der Vondel verdanke, hat er nie geläugnet, und daß er schon damals dessen Werth erkannte, zeugt von seiner Geistesstraft. Der Entwickelungsgang seines Dichtertalents, in gewisser Hinsicht ähnlich dem Wielands, ist merkwürdig. Von seinen frommen Jugendgedichten (Olivetum, Florenz 1640) ging er zur Tragödie über, (daher wohl die didaktischen, moralischen Reden in denselben), dann, zu einer heiterern Lebensanschauung, die ihn den Jammer gedrückter Jugend vergessen ließ, gelangend, schrieb er seine ergötzlichen, komischen Stücke, auch in schweren Amtsgeschäften nicht in der Thätigkeit nachlassend, sondern über mehrem Unvollendeten von der Welt scheidend, die dem vielbegabten, fleißigen Manne von immer ehrenhafter Gesinnung, so viel verdankt.

Von den Trauerspielen, zum Theil nach Seneca bearbeitet, haben wir noch sieben. Seine erste Tragödie: „Der Kindermörder Herodes," die, (nach Leubscher,) schon 1631 vollendet, 1634 gedruckt worden seyn soll, (bei Gottsched übrigens fehlt sie, auch steht sie in keiner Sammlung,) ist, wie es scheint, verloren gegangen. Ueber der Vollendung zweier: „Heinrich der Fromme" und „Ibrahim" starb er. Die übrigen 7 sind: „Cardenio und Celinde" vom Jahre 1644, (höchst phantasiereich; in neuester Zeit von Arnim, und auch von Immermann neu bearbeitet.) — „Leo Armenius" (1651), „Sterbender Papinianus" (1659), „Carl Stuart" (1663), schon darum höchst merkwürdig, weil es einen dem Dichter der Zeit nach so nahestehenden Stoff behandelt, übrigens voll allegorischen Prunkes. — „Die heilige Felicitas," oder „beständige Mutter" nach Caussinus. — „Catharina von Georgien, oder bewährte Beständigkeit" stammt aus seiner Jugend, ist aber erst 1647 vollendet worden. — „Die sieben Brüder, oder die Gibeoniter," übersetzt aus van der Vondel, machte erst sein Sohn Christian (in dessen Ausgabe der Werke seines Vaters von 1698,) bekannt.

An Lustspielen hinterließ uns Gryphius: „Die Säugamme, oder untreues Hausgesinde" nach dem Italiänischen (1663); „Peter Squenz" (1633). „Majuma" Singspiel (1653). „Horribilifkribifax" (nach Plautus. 1648). „Der schwärmende Schäfer" (nach Corneille. 1663). „Das verliebte Gespenst und die Dornrose," (eigentlich ein Doppellustspiel. 1661; fehlt in der Ausgabe von 1663). — „Piastus" (erst

in der durch Christian Gryphius 1698 veranstalteten Ausgabe gedruckt.) — Ein unvollendetes Lustspiel: „Die Fischer" wurde nie bekannt.

Gryphius Dichtungen wurden an vielen Orten, zumal auf Schultheatern, aufgeführt. In Breslau stellte sie die damals in Leipzig, Nürnberg und anderen Städten auftretende, sehr geachtete Truppe des Magister Veltheim dar. In welchem Raume aber ihr Theater, gewissermaßen das erste stehende in Breslau, aufgeschlagen worden ist, bleibt ungewiß. Die topographische Chronik von Breslau (S. 861) setzt Veltheims Anwesenheit in Breslau erst 1692, was wohl zu spät ist.[1]) Dagegen ist die daselbst beigebrachte Bemerkung, daß das 1703 abgebrannte Ballhaus das erste Schauspielhaus gewesen sei, sehr glaublich. Man kann, nach vielen Zeugnissen, z. B. Lucä in seinen: „Schles. Denkwürdigkeiten" (I., 578) den Zeitgenossen des tüchtigen Andreas Gryphius nicht vorwerfen, daß sie ihren dramatischen Meister nicht geehrt und anerkannt hätten, vielmehr haben Vornehme und Geringe, Bürger und Gelehrte, sich in seine Bewunderung getheilt. Aber es ging ihm, wie Opitzen. Seine Nachahmer, deren Würdigung bald erfolgen soll, verwässerten ihn, und brachten den Geschmack des Volkes immer mehr herunter. Bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts giebt es keinen deutschen dramatischen Dichter, der Gryphius gleich käme; und Bredow hat ganz Recht, wenn er dazu auffodert, einzelne seiner Arbeiten, z. B. den drolligen „Peter Squenz," der eine sehr ergötzliche komische Oper, bei einigen wenigen Aenderungen, abgeben könnte, wieder zu beachten.

An Gryphius reiht sich zunächst ein Dichter, der als Stifter einer eigenen, nämlich der sogenannten zweiten schlesischen Dichterschule betrachtet zu werden pflegt, während man jenen zu der Opitzischen zählt, Daniel Caspar von Lohenstein[2], (geb. zu Nimtsch 1635, gest. als Stadtsyndikus zu Breslau 1683). Seine passende Stelle findet er gleich hier um so mehr, als sich solchergestalt die weitere Geschichte der dramatischen Poesie ununterbrochen fortführen läßt. Dieser nämlich wandte einen wesentlichen Theil seines Fleißes zu, obgleich er mehr zum Historiker, als zum Dichter taugte. Was Gryphius begonnen, strebte er fortzuführen, nicht ohne außergewöhnliche Fähigkeiten, aber, wie die Opitzianer, fast immer in den Producten des Auslandes Muster suchend, und dadurch auf Abwege gerathend und die gesammte deutsche Literatur immer mehr verderbend. Begünstigt

---

1) Man vergleiche: Liter. Beilage zu den Schles. Provinzialblättern 1797. S. 373. Uebrigens Flögel Gesch. d. kom. Literatur IV. S. 319.

2) John I. p. 159. — K. A. Menzels: Geschichte Schlesiens II. S. 850. — Trauer- und Lustgedichte nebst Lebenslauf. (Breslau 1680, 85, 89. Leipzig 1701, 1733, 1748.) Diese Ausgaben enthalten die dramatischen und lyrisch-didaktischen Gedichte. — Großmüthiger Feldherr Arminius u. s. w. 4 Bde. (Leipzig 1689, 1731. 4.) — Mehre kleinere Schriften verschiedenen Inhalts sind nicht für die poetische Literatur von Wichtigkeit. — In dem Lebenslaufe Lohensteins, welcher den (Breslauischen) Fellgiebel'schen Ausgaben seiner Werke angehängt ist, und nur die allgemeinsten Umrisse giebt, wird er ohne Weiteres mit Papinian und Demosthenes verglichen. — Die Urtheile der Neueren hat F. Horn: („die Poesie u. s. w." II. S. 43—69) in einem erschöpfenden zusammengefaßt, auch Proben gegeben.

wurden durch vielfache Reisen, einen Schatz von Kenntnissen, die aber neben anspruchsvoller Vornehmheit und einem unglaublichen Hange zur Ziererei nicht, was sie sonst vermocht hätten, bewirkten. Er suchte das Heil der Poesie da, wo es nicht zu finden ist, in Aeußerlichkeiten, im Prunk mit Formen, die uns leer, seelenlos scheinen müssen, und kann uns daher nicht um des Inhalts seiner Dichtungen willen, sondern nur wegen der Virtuosität der Sprache, die er unläugbar für den damaligen Standpunct besaß, bedeutend werden. Glanz des Scheines auf Kosten der Wahrheit aber trägt den Tod in sich. Mit Hoffmannswaldau und Lohenstein wird es zuerst ganz sichtlich, daß sich Opitzens Schule überleben mußte, daß die dem deutschen Geiste eigenthümlichen dichterischen Saiten noch unberührt schlummerten, und daß keiner Kunst gelingen möge, durch Schimmer über die Gebrechen ihres innersten Lebens zu täuschen. Alle solche Kunst ist einmal ein erborgter Flitterstaat, eine falsche Kunst, und eine solche dauert, nach Kants Ausspruch, ihre Zeit, dann zerstört sie sich selbst, und ihre höchste Blüthe ist zugleich ihr Untergang. Die Lohensteinianer wütheten, wie man später sehen wird, gegen sich selbst, und es war natürlich, daß mit dem Erfolge der Breitingerschen kritischen Bemühungen späterhin die Verachtung Lohensteinischer Unnatur so anwuchs, daß sie seinen Verdiensten darüber alle Beachtung entzog, eine Einseitigkeit, die selbst befähigte Kunstrichter, vermuthlich weil sie niemals Lohenstein gelesen haben, theilten. Wie schon gesagt, ist in gewisser Art diesem Manne Virtuosität, wie sie ein gewandtes Talent, zu bahnbrechenden Thaten unvermögend, wohl erringt, jedenfalls zuzugestehen, ja er ist selbst gedankenreich. Sein Schwulst, seine Unnatur waren die Krankheiten des deutschen Geistes in jener ganzen Periode. Gegen nichts aber hat sich der Literaturhistoriker mehr zu verwahren, als daß er den Einzelnen allein nicht entgelten lasse, was zum Theil von dessen Umgebungen verschuldet wurde.

Lohenstein hat uns ein halbes Dutzend Trauerspiele hinterlassen, wovon „Cleopatra" (Breslau 1661) leicht das beste seyn mag. Nachahmung des Gryphius und Seneca's Muster verführten ihn; die Reihen, welche die antiken Chöre ersetzen sollen (z. B. aus antiken Gottheiten, christlichen Tugenden, personificirt auftretenden deutschen Flüssen bestehend), erscheinen auch bei Lohenstein. Bei ihren Betrachtungen, und in den Reden der Geister werden die Alexandriner verlassen, und freiere, oft sehr kräftige Versmaße angewandt. Die ganze Art, die Antike, deren Verständniß den deutschen Dichtern, selbst Opitzen noch verschlossen war, aufzufassen, ist aber höchst unglücklich. Pathos, in leere Aufgeblasenheit sich verirrend, statt ächt menschlichen Affektes, Wohlgefallen an wohlfeilen Zweideutigkeiten, statt lebendigen Humors, und gänzlicher Mangel aller inneren Harmonie, — davon geben die meisten Scenen Proben. Bei diesen Hauptmängeln mußte die große Aufgabe des dramatischen Dichters, seine Charaktere zu sondern, und zu individualisiren, unerfüllt bleiben. Manche vortreffliche Bemerkung oder Sentenz verfehlt also ganz ihre Wirkung, weil sie in dem Munde der dramatischen Figur unwahr ist, und man kann Breitinger nicht schelten, der zuerst darauf hinwies, daß bei Lohenstein im-

mer der Verfaſſer, nicht die von ihm aufgeſtellten ſogenannten hiſtoriſchen Charaktere ſprächen. Man ſieht, daß hiermit ſeinen dramatiſchen Dichtungen ſogleich aller wahrhafte dramatiſche Werth abgeſprochen iſt, aber uns hat die Erfahrung ſchon gelehrt, daß auch große dichteriſche Genien ähnlichen Vorwurf nicht von ſich abzuweiſen vermochten. Der Hang zu einem gefährlichen Idealismus iſt im deutſchen Geiſte begründet, und das Vermögen lebendiger Objectivirung der ſogenannten Poeſie des 17ten Jahrhunderts ſo fern, daß die rieſenhafte Wirkung, die im 18ten „Götz von Berlichingen“ machte, leicht in der ganz ſelbſtſtändigen und neuen Erſcheinung dieſes Meiſterwerkes ihre Erklärung findet. — Unter Lohenſteins Stücken ſind ſeine Jugendarbeiten: „Ibrahim Baſſa,“ „Agrippina,“ und „Epicharis“ die ſchlechteſten. In dem „Ibrahim Sultan“ laſſen ſich alle mögliche Verbrechen und Gräßlichkeiten, wie in einem neueren franzöſiſchen Melodram, auffinden. Die etwas langweilige „Sophonisbe“ kommt der „Kleopatra“ am nächſten.

Ueber Theilnahmloſigkeit der Zeitgenoſſen hat Lohenſtein ſich nicht zu beklagen. Die Breslauiſchen Schultheater, und die Veltheimſche Truppe haben wahrſcheinlich ſeine Stücke gegeben [1]) und der Beifall der Kritiker hat ihm nie gefehlt. Was man freilich dazu ſagen ſoll, daß ein Publikum z. B. den dritten Akt der „Agrippina“ wohlgefällig anſehen konnte? Man erſieht daraus, daß die Geſammtheit für alles Edlere wenig Sinn mehr gehabt haben muß, und daß eben Sinnenreiz begehrt wurde, wie am Ende noch heute, nur daß der lockende Schleier das Verführeriſche noch ſteigert.

Lohenſteins lyriſche Gedichte, unter dem Titel: („Roſen“) ſind nicht ſelten von anziehender, faſt zierlicher Form, aber innere Kraft und Wärme, und Geſchmack in der Bilderwahl ſind darin ſelten zu finden. Auch jene unglückliche Dichtungsart: „die Heroide,“ eine ſchlechte Nachahmung von Muſtern des Alterthums, von Hoffmannswaldau eingeführt, ward von ihm ſehr gepflegt. Seine geiſtlichen Gedichte, („Himmelsſchlüſſel“ und: „Geiſtliche Gedanken“) entbehren meiſtens religiöſer Innigkeit. Indeſſen, Jedem ſeinen Ruhm! Seine Neigung zu einem Puriſmus der Sprache, ſo lächerlich ſie oft ſcheint, hat viel genützt. Wahres Verdienſt erwarb er ſich immer durch ſeinen: „Großmüthigen Arminius,“ einen Roman, der ſeinem Verfaſſer ein von Krankheit getrübtes Alter verſüßte. Er konnte das Werk nicht vollenden, was erſtlich ſein Bruder und dann ein gewiſſer Chr. Wagner unternahm. Mit deſſen Schluß iſt denn das Ganze von Neukirch (1689) herausgegeben worden. Lohenſtein hat die ganze Gattung der „Staats- und Heldengeſchichten,“ wozu der „Arminius“ auch gehört, nicht erfunden, (wie er denn überhaupt zur Erfindung nicht der Mann war,) denn Zeſens adriatiſche Roſimunde, Buchholzens Hercules und Baliska ſind als Vorläufer zu betrachten. Aber, man muß ihm das Zeug-

1) Manſo in Nachträgen zu Sulzer I. S. 158. läugnet es, aber ſchon J. Horn: (Geſchichte der deutſchen Poeſie [Berlin 1805] S. 150) wirft ihm vor, daß er keine Gründe dafür anführe; und die: topographiſche Chronik von Breslau (S. 880.) ſagt: es ſei gewiß, daß jene Stücke auf den Schultheatern gegeben worden.

niß geben, wenn man es einmal über sich gebracht hat, den Roman, dessen äußere Form schon den heutigen Lesern Schrecken einflößen kann, auch nur theilweise durchzugehen, daß wirklich die reichhaltigsten Kenntnisse, wenn schon höchst widersinnig und geschmacklos, darin aufgehäuft sind. Römische Geschichte wird uns darin sammt einer Geschichte des schlesischen Adels, wie denn Lohenstein seine hyperaristokratische Gesinnung nie verläugnen kann, zum Besten gegeben; Verse und Prosa wechseln. Von letzterer nun ist zuweilen eine Vollendung zu rühmen, wie sie bis dahin in wenigen oder gar keinen deutschen Schriftdenkmalen aufzuweisen ist.[1] Die Sprache ist oftmals so gerundet, so kräftig und gehaltreich, daß man in der That ein Werk viel späterer Zeit zu lesen glaubt, und zugeben muß, daß Lohenstein bis an seinen Tod im Fortschreiten war, und man sich nicht über den großen Anhang, den ein Talent, wie Lohenstein, in ganz Deutschland gewann, und der ein halbes Jahrhundert lang die deutsche Poesie, traurig genug, nach seinem Muster pflegte, wundern darf. Es gab einmal lange keine besseren Muster, und als endlich solche auftraten, war es auch um Lohensteins Ruhm geschehen. Von Wachler ist bereits bemerkt worden, daß Haller und Wieland dem Arminius Manches verdanken.

Vor und neben ihm hat ein anderer Breslauischer Patrizier, der eigentliche Häuptling der hier besprochenen, in Verruf gekommenen Dichterschule, viel weniger gelehrt, weniger übermüthig und aufgeblasen, aber von gemeinerer Gesinnung, bei größerer Geschmacklosigkeit, H. Hoffmann von Hoffmannswaldau[2] (geb. zu Breslau 1618, gest. das. 1679) gewirkt. Nachahmer, wie Lohenstein, entfernte er sich noch mehr als dieser, von dem Studium der Alten, und hielt sich an schlechte französische und italiänische Vorbilder, z. B. Guarini und Marino. Eigenes für die Bühne hat er nicht geliefert, seine erbärmliche Uebersetzung des „verliebten Schäfers" von Guarini, ist vielleicht aufgeführt worden, schwerlich die des „sterbenden Sokrates" von Theophile. Geistliche Oden, und poetische Grabschriften hat er der Mode wegen auch gemacht. Die von ihm eingeführte Heroide benutzte er dagegen zur zügellosesten Schaamlosigkeit, zu Obscönitäten, wie sie die deutsche Literatur, Gott sei Dank, nicht häufig aufzuweisen hat. Die „verliebten Gedichte" verweilen oft wohlgefällig bei einem Detail, womit sich nur die verworfensten Genossenschaften zu amüsiren pflegen. Auch bei Hoffmannswaldau ist ein höchst bedeutendes Sprachtalent nicht zu verkennen; viele der kleinen lyrischen Gedichte fliegen anmuthig, wie bunte Schmetterlinge dahin, dazwischen aber kommt oft

1) Man vergleiche das, auch von Mendelssohn hervorgehobene Beispiel, das in Menzels Geschichte Schlesiens (II. S. 854) abgedruckt ist.

2) John l. p. 405. — Conrad. Sil. Tog. 130. — Neumeisters Dissertation S. 52. — Unter vielen Ausgaben seiner Gedichte ist die von Reukirch besorgte: Herrn v. Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesene und bisher ungedruckte Gedichte. 7 Bde. (Leipzig 1695—1727, nochmals aufgelegt 1734) die reichhaltigste. — In der Breslauischen Ausgabe von 1679 (4 Thle.) steht des Dichters Leben von Lohenstein geschrieben. Diese Ausgabe ist darum zuverlässiger, als jene größere, weil die Hälfte der in jener enthaltenen Gedichte von Hoffmannswaldaus Anhängern herrührt. So entstand eine für den damaligen Geschmack sehr charakteristische Anthologie unter seiner Aegide.

der allerwiderwärtigste Witz, und eine von den Pegnitzschäfern überkommene krankhafte Süßlichkeit, namentlich in den idyllischen Gesprächen und den Hochzeitsgedichten, deren raffinirte Zweideutigkeiten von dem damaligen Gesellschaftstone kein gutes Bild geben, zum Vorschein, und durch Alles macht sich eine Denkungsart geltend, die Schlesien auffodert, sich seines Sohnes zu schämen. Was man höchstens zur Entschuldigung jener Gemeinheit sagen kann, ist, daß die freiere Sitte der damaligen Zeit manche Lizenz, die heute Erröthen erweckt, mit sich brachte, aber hierbei ist immer zu bemerken, daß Hoffmannswaldau, der freilich, so wie Lohenstein, in der Poesie noch nichts weiter, als angenehme sinnliche Ergötzung ahnete, nicht den Humor, der ähnliche Dichtungen Italiens und Frankreichs belebt, besitzt, daß der gröbste Sinnenkitzel allein von ihm bezweckt worden zu seyn scheint. Gleichwohl hat er überraschenden Beifall und Verbreitung gefunden. Seine Bildung war übrigens keine gewöhnliche, war durch Reisen vermehrt worden, und von seiner ansehnlichen literarischen Erfahrung zeugt die Vorrede zu seinen Gedichten[1]), (die er freilich im 62sten Lebensjahre schrieb), worin er einen Abriß der Geschichte der Poesie, für damalige Zeit gut genug, mittheilt.

Was sollte das Muster der beiden berühmten Breslauischen Rathsherren, deren Schriften hier Schwulst, dort Schmutz enthalten, für eine Literatur erwecken? Was half die sichtlich durch beide geförderte Sprach- und Formengewandtheit? Noch lange nach ihnen spuckte ihr langanhaltender Einfluß in Deutschland, als schon rüstige Kämpen dagegen aufgetreten waren, und der Pfad durch die Früchte ihrer Saaten ist kein anmuthiger. Ziererei, Dünkel, Frivolität, nackte Prosa ohne Ende! Opitz ward über Hoffmannswaldau vergessen. —

Von den schlesischen Zeitgenossen der beiden genannten Tonangeber mögen Einige, ihrer Zeit sehr geachtete, folgen. Hans Assmann von Abschatz[2]) (geb. zu Würbitz 1646, gest. als Landesältester zu Liegnitz 1699) auch ein Edelmann, der sich in fremden Landen umgesehen, zeigt in seinen Sittensprüchen, Epigrammen und achtbaren geistlichen Liedern sich gewiß noch als Opitzianer, wenigstens als einen der Besten seiner Zeit, ohne daß man ihm Kraft genug, sich ganz über dieselbe zu erheben, zugestehen könnte; auch er hängt an geringen, italianischen Vorbildern, als Guarini, u. A. — Der gelehrte und fromme Bresl. Schulinspector Martin Hancke[3]) (geb. 1630 zu Berne bei Breslau, gest. 1709 zu Breslau) ist als Historiker nach Verdienst geschätzt. Sein Fleiß war außerordentlich, aber seine Poesieen, geistliche Lieder und Gelegenheitssachen sind voll von Geschmacklosigkeit; davon zeugt der Apolog, der seinen Gedichten angehängt ist, und worin Hunde,

1) S. Breslauer Ausgabe von 1679. 1689

2) John l. p. 8. — Wilh. Müllers Bibliothek 6 Band. — Poetische Uebersetzungen (Guarinis Pastor fido und St. Amand's Gedicht von der Einsamkeit) und Gedichte nebst Leben. Breslau 1704. 8.

3) John l. 95. II. 19. — Caspar Neumann's Leichenrede: Martinalia Christiana. Breslau 1710. Fol. — Ueber seine Verdienste als Gelehrter sprechen viele Gelehrtenlexika. — Hundert deutsche Gedichte. Jen. 1656. 8. — Gedichte. Frankf. 1685. — Deutscher Lieder 5. Bücher. Breslau 1698. 8.

Ochsen und Schweine und ein Hahn, der den Autor selbst repräsentirt, um mit guter Manier das Leben desselben dem geneigten Leser mitzutheilen, sich unterhalten. — Wegen seiner Satyre auf Breslau's Adel „der Edelmann," (Frankfurt u. Leipzig 1696, Nürnberg 1697. 8.), die nach des Verfassers Tode gedruckt worden, stehe auch Paul Winkler (geb. zu Gr. Glogau 1630, gest. als Advocat zu Breslau 1679,) hier, denn die Satyre geht in dieser Periode ohnedieß ziemlich leer aus. — J. Peter Titius[1]) (geb. zu Liegnitz 1619, gest. als Professor zu Danzig 1689) war als Aesthetiker und Lehrer der Beredtsamkeit wichtiger, als durch eigene Gedichte. Uebersetzungen lieferte er mehre, Gelegenheitsgedichte fehlen auch nicht, daher Hoffmannswaldau (Vorrede zu seinen Gedichten; 1680) ihn neben Mühlvfort stellt. — Von Georg Wend[2]) (geb. zu Breslau, gest. als Schulrector zu Thorn 1705), der Mitglied des Palmenordens war, ist wenig bekannt.

Man muß, wenn man die Lohensteinische Zeit, die längst zum Spotte geworden, und die Jämmerlichkeit der sich anschließenden Periode mißbilligt, wie überall, wo Würdigung geistiger Thätigkeit Vorwurf ist, die Ereignisse der Weltgeschichte in Betracht ziehen. Man hat den dreißigjährigen Krieg die letzte wahrhaft deutsche Zeit genannt; ja selbst unsere trefflichsten Dichter begannen schon in derselben, wie wir zeigten, sich ausländischer Sitte zuzuwenden. Doch war noch deutscher Ernst, deutsche Innigkeit, bei Opitz, Tscherning u. s. w. nicht zu verkennen; unmittelbar nach ihnen brach die undeutsche Gesinnung mit Macht durch. Nach Ferdinand III. Tode (1657) sehen wir das Elend sich mehren. Leopold I. regiert bis 1705 in kläglichen Verhältnissen, selber schwach, wie sein Volk. Wie sehr mußte dieß Schlesien mitempfinden! — Die Schlacht auf dem weißen Berge (1620) hatte mit Friedrichs von der Pfalz Regentschaft Böhmen auf einmal so gut als vernichtet, Schlesiens Interesse von dem Böhmens losgerissen, Schlesiens alten Stolz bereits gebrochen, und die Trümmer davon hatte die tobende Fluth des dreißigjährigen Krieges vollends fortgespült. Was sollte die Poesie den traurigen öden Zeiten, die nun folgten? Die Ohnmächtigen zerstreuen, wie Marionetten und Seiltänzer, weiter nichts. Ein wahrer Dichter wäre gar nicht verstanden worden. Die Zeit erhält, wonach sie sich sehnt. War schon zu Opitz Zeit die Gelegenheitspoesie im Schwunge gewesen, so nahm dieß nach Lohenstein noch mehr zu, und ihr Charakter drückte sich in allen Dichtungsarten immer mehr aus. Es ging Alles viel mehr in die Breite, statt in die Tiefe, und wenn mit Hoffmannswaldau und Lohenstein deren Schüler verglichen werden, so ist nicht abzuweisen, daß diese noch weit unmännlicher in der Gesinnung, und auch talentloser in der Behand-

1) John. I. 1821. — Leuschner. Spicileg. XIV. — Neumeister Diss. p. 109. — Diogenes Rede an Alexander in deutschen Versen. Rostock 1640. 4. — Von der Kunst hochdeutsche Verse und Lieder zu machen. 2 Bde. 1642. 8. — Leben aus dem Tode oder Heurath zwischen Gaurin und Rhodon. 1644. 4. — Uebersetzungen aus Owen, einige geistliche Lieder.

2) Leuschneri Spicileg. XXIV. — Hoffmann v. F. (Ringwald u. Schmolck S. 47) der Wend's Poesieen genauer zu kennen scheint, citirt von ihm außer „Poetischen Gedanken" Jena 1655, Dels 1658, (3 Hefte) ein handschriftliches Schauspiel: „die zerstörte Irmensäule."

lung des Formenwesens erscheinen. Seit Koch haben alle Literaturhistoriker das Zeitalter bis etwa 1730 mit Spottnamen zu belegen gewetteifert. Man hat es das stroherne, das lederne, genannt und damit gewissermaßen eine dritte schlesische Schule bezeichnet. Manso sogar, dessen mehrfach citirter Abriß der deutschen Poesie auch hier, wie in allen Theilen um der Darstellung der organischen Entwickelung willen ausgezeichnet bleibt, kann bei dieser Stelle sich der Satyre nicht enthalten, und nennt diese Periode die wässerige, weil sich, wie er sagt, der Lohensteinsche Dunst völlig in Wasser aufgelöst habe. Als Repräsentanten nimmt er Benjamin Neukirch[1] (geb. zu Reinke 1665 gest. als Erzieher zu Anspach 1729) an, und gewiß bezeichnet das Thun dieses Mannes am Besten die Durchgangsperiode von der Lohensteinischen zur Gottschedischen Zeit, wie denn Gottsched auch noch was Rechtes auf ihn hielt. Er eigentlich gab den Ton zur Nachahmung der Franzosen an, nachdem er zuerst ein eifriger Lohensteinianer gewesen. Seine Uebersetzung des „Telemach" in Alexandrinern gefiel in einer Zeit, wo die deutsche epische Poesie durch Postels „Wittekind," und Königs „August im Lager" repräsentirt wurde nicht wenig. Er wollte der Satyre aufhelfen, aber dazu fehlte ihm der Witz. Ebenso weitschweifig sind seine Episteln. Einige lyrische Gedichte, zumal aus der letzten Zeit, denen von Canitz, welchem Neukirch in Berlin nahe trat, verwandt, sind immer noch seine besten Arbeiten, während er, um doch überall mitzusprechen, in seinen Eklogen auch den verzärtelten Pegnitzschäfern einen uns lächerlich dünkenden Tribut bringt. Das Wirken Neukirchs ist, wenn man eben sein unverkennbares Streben, fortzubilden, und auch sein Talent, Alles, was die Zeit brachte, schnell nachzumachen, erwägt, merkwürdig genug. Es ist ein freilich nicht erfreuliches Aufgeben aller Eigenthümlichkeit, und hierdurch bezeichnet es am Schlagendsten den Charakter jener ganzen deutschen Poesie. Außerdem sind seine gelegentlichen Aeußerungen über das Wohl und Weh derselben bemerkenswerth. Wer jene Zeit kennen lernen will, dem kann nicht erspart werden, die trockne Vorrede Neukirchs zur Ausgabe von Hoffmannswaldaus Gedichten (von 1695) zu lesen. Nachdem er bewiesen, daß Hoffmannswaldau mindestens der deutsche Ovid sei, daß Lohenstein „Opitzens heroische, Gryphius bewegliche, und Hoffmannswaldaus liebliche Art" vereinige, beklagt er sich darüber, daß das Schnattern der Gänse so groß geworden, daß man die Schwäne darüber nicht höre. Hierin hat er nun Recht gehabt, aber bei seinen Anweisungen, wie ein Dichter studiren solle, kommt die ganze klägliche Anschauung der Kunst, die gänzliche Verkennung der Zeitgebrechen zum Vorschein. Er predigt fortwährend, der Dichter solle, wer

1) John I. 131. II. 22. — Neumeisters Diss. p. 73. — Leuschner Spicileg. XI. Sämmtliche Gedichte mit des Verfassers Leben herausgegeben von Gottsched. Regensburg 1744. 8. — Galante Briefe und Gedichte. Coburg 1695. — Anweisung zu deutschen Briefen. Leipzig 1709 (oft aufgelegt.) Satyren und Briefe. Frankfurt 1757. — Poet. Uebersetzung des Telemach. (Onolzbach 1727 — 39) 3 Bde. Fol. (oft aufgelegt.) — Die Lobrede auf die Königin Charlotte von Preußen (1707) nennt F. Horn (a. a. O. II. S. 160) mit Recht ein Muster geschmackloser Galanterie.

weiß was für Bücher studiren, von einem Studium des Lebens, der menschlichen Natur weiß er nichts. Seine Art, die Dichter in „Versemacher, galante und große Dichter" einzutheilen, muß uns nun erst gar komisch vorkommen.

Daß die Zeit nicht zur Besinnung kommen konnte, dafür sorgte endlich noch die gränzenloseste gegenseitige Lobhudelei der Schriftsteller und, was Schlesien anbetrifft, ein immer übermüthiger heraustretendes Abschließen dieses Landes; die schlechtesten schlesischen Reimer schmückten sich mit Opitzens und seiner Nachfolger Lorbeeren. Das sah noch Keiner ein, daß man nach Opitz bergab, nicht bergan gegangen war. — Aber die Zeit war gerecht. —

Einige Dichter aus der beschriebenen Zeit veranschaulichen dieß noch mehr. Der Bürgermeister Paul Pfeffer [1]) (geb. zu Neustadt bei Glogau 1651, gest. zu Bautzen 1735) und der sehr fruchtbare Prediger J. C. Männling [2]) (geb. zu Wadnitz bei Oels 1658, gest. zu Stargard 1723) der auch eine Menge ästhetische Schriften, Curiositätenkrämereien und Sammlungen verschiedener Art herausgab, sind in ihren religiösen Dichtungen erträglicher, als in den Gelegenheitsgedichten. Der Letztere war sein Lebelang ein eifriger Verehrer von Lohenstein, wie schon aus der Vorrede zu seinem „poetischen Blumengarten" (Breslau 1717) hervorgeht. Diese Vorrede, wie fast die jeder damaligen Gedichtsammlung, enthält nach einem Stückchen Literaturgeschichte die Klage, daß man sogar an Lohensteins Unfehlbarkeit zu zweifeln beginne, zuletzt aber geradezu der Grundsatz: Von Poeten zu urtheilen, komme nur Poeten zu. Hierin liegt also wieder die Meinung zum Grunde, das Leben habe mit der Poesie nichts gemein, sondern diese gehöre in die Gelehrtenstube. Männling war als Aesthetiker sehr berühmt. —

Der Beste des ganzen Zeitraums ist jedenfalls Chr. Gryphius [3]) (geb. zu Fraustadt 1649 gest. zu Breslau 1706). Als Schlesier ihn betrachten zu müssen, ist kein Zweifel, da er von schlesischen Aeltern, nur eigentlich durch Zufall jenseits der polnischen Gränze geboren, übrigens, mit Ausnahme seiner Reisezeit, immer in Schlesien gelebt hat. Er würde berühmter seyn, wenn er nicht mit seinem großen Vater verglichen würde, wobei er natürlich nicht gewinnen kann. Von seiner Gelehrsamkeit zeugen seine Schrift: „über die Ritterorden."

---

1) Leuschneri Spicileg. XXI. — Poetische Erquickungen. — Poetische Betrachtungen. — Buß- und Todesgedanken.

2) John II. p. 104. — Neumeister Diss. p. 67. — Leuschneri Spicileg. XXI. — Europäischer Parnaß. Wittenberg. 1685. — Deutsches poetisches Lexikon. Frankfurt und Leipzig. 1685. (eine Anthologie aus schles. Dichtern.) — Der gerechte Adel. Frankf. 1702. — Der europäische Helikon. Stettin 1704. — Seine eigenen Gedichte sind gesammelt im: „Poetischen Blumengarten" Breslau 1717 und 1738. 8. — Die Probe seines Styls, die F. Horn (a. a. O. S. 136) mittheilt, schildert das Wesen Männlings ganz treffend.

3) John I. p. 85. — Leuschner Spicileg. VIII. — Leubscher: de clarissimis Gryphiis (Brieg 1702. 1704.) — Poetische Wälder. 2 Thle. (Breslau und Leipzig 1698. 99. 8.) 3te Auflage das. (1718) — Unterschiedenes Alter der deutschen Sprache und Wachsthum (ein seltsames dramatisches Spiel.) Breslau 1708. 1710. 8. und viele andere Schulactus.

(Lpzg. 1697, 1709) und literaturhistorische Schriften. Um die deutsche Sprache machte er sich verdient; er erkannte in vollem Maße die Mängel seiner Zeit, und strebte männlich, sich über sie zu erheben. Ist ihm in seinen: „Poetischen Wäldern" dieß nicht überall gelungen, so muß man doch zugeben, daß Vieles darin weit eher der Opitzischen Schule, als der, worin die Deutschen gerade befangen waren, angehört. Dieß festgehalten, ist F. Horns Urtheil über ihn, daß er der unbedeutende Sohn eines sehr bedeutenden Vaters gewesen, sehr zu ermäßigen. Gestehen wir den Sonetten, und Hochzeit- und Ehrengedichten auch keine Eigenthümlichkeit zu, so ist doch oft, wenn das religiöse Gefühl ihn anregt, dichterisch erwärmt. Neben den „geistlichen Gedichten" sind einige Sinngedichte gar treffend und den Logau'schen verwandt, die ihnen Vorbilder gewesen sind.

Was Männling in seinem „deutschen poetischen Lexikon" bereits versucht hatte, unternahm abermals ein anderer sehr gelehrter, um die gesammte schlesische Literaturgeschichte sehr verdienter Mann, Gottfried Balthasar Scharff[1] (geb. zu Liegnitz 1676 gest. zu Schweidnitz, als Pastor 1744). Sein „schlesischer Helikon" ist eine Anthologie, die am Schlusse eines der schlesischen Poesie so gedeihlichen Jahrhunderts als etwas ganz Zeitgemäßes mit allgemeinem Interesse aufgenommen worden ist. Von der erwähnten Hoffmannswaldauischen oder vielmehr Neukirch'schen Sammlung von 7 Bänden unterscheidet sich die Scharff'sche, wozu Gruters lateinische Anthologie und Morhoffs dringende Aufforderung angeregt hatten, dadurch, daß sie blos schlesische Dichter zuläßt, und einen durchaus züchtigen, wenn auch für uns meist langweiligen Ton bewahrt. Die Anordnung ist die damals allgemein beliebte: Glückwünschungs-, Hochzeits-, Begräbniß- vermischte Gedichte, Epigramme u. s. w. Scharff's eigene Arbeiten sind sehr schwach, doch ist sein Name durch gründliche theologische, historische und selbst kritische Arbeiten verewigt worden. Derselbe Fall ist mit Christian Stieff[2] (geb. zu Liegnitz 1675, gest. zu Breslau als Schulinspector 1751), dessen „historisches Labyrinth" (Breslau 1738) oft excerpirt wird, während nach einer Sammlung seiner Schul- und Gelegenheitspoesieen, wie sie John begehrt, Niemand mehr verlangt.

Unter der großen Zahl von Versemachern, die aus dem 17ten in das 18te Jahrhundert herüberreichen, ist wirklich nur ein Dichter, nämlich Christian Günther. Wenn wir der Zeitfolge uns streng anschlössen, so wäre schon hier von ihm zu reden, aber diesen genialen Mann sparen wir lieber zum Schlusse des ganzen Abschnittes, mit dessen Vorrath wir noch nicht fertig sind, auf, weil sich gerade in ihm allein der Uebergang zu einer besseren, poetischeren Zeit andeutet.

1) John I. p. 169. — Kluges Schles. Liederdichter. Decas I. p. 117. — Des schles. Helikons auserlesene Gedichte. Liegnitz 1699. 8. — Lieder im Schweidnitzer Gesangbuch 1727. — Viele einzelne gedruckte Gelegenheitsgedichte, als: Blühende Hoffnung des Hochgräflichen Ezierotischen Hauses in der im Herbst 1719 blühenden Aloe zu Prauß bei Brieg. 4. — Das bestürzte Liegnitz über den Tod Herrn David Schindlers. (1711.) Ferner: Die Weise wohl zu sterben im Beispiel Hieronymi Schweidnitz 1712. — Die Macht Gottes im Munde der Kinder (Bauer 1718) u. s. w.

2) John I. S. 179. — Leuschner Spicilegium IX.

Martin Hankens einziger Sohn, Gottfried Benjamin Hancke [1] (geb. zu Breslau 1673 gest. als Pastor daselbst 1727) ist einer der Besseren aus der Neukirch'schen Zeit; ein Freund Neukirch's, dessen Satyren in den beiden Ausgaben der Hanke'schen Gedichte auch mitabgedruckt sind, rühmt er in der Vorrede nun selbigen nicht wenig, und ereifert sich gegen die „Discurse der Maler" die Breitinger 1721 begonnen hatte. Die Schweizer fingen an, an Neukirch's Ruhme zu rütteln, und Hanke stellte sich zur Vertheidigung sehr ungeschickt. Er wurde dabei etwas unhöflich, und zog dadurch herbei, daß der Verleger der Hoffmannswaldau-Neukirchschen Sammlung im letzten Bande eine „Untersuchung seiner weltlichen Gedichte" (von G. F. W. Junker), die ihm viele Plagiate, und große Aufgeblasenheit vorwirft, vordrucken ließ. Nebenbei geht es gegen Neukirch zu Felde. Aehnliche Angriffe auf selbigen von allen Seiten häuften sich, insbesondere als endlich die Neukirchianer sich Gottscheden in die Arme warfen. Dieser Aristarch, dessen Regiment von 1725 an datirt werden kann, ist daher sehr lange in Schlesien in großem Ansehn geblieben.

Wie G. B. Hanke den Ruhm seines Vaters nicht erreichte, — derselbe Fall begegnete bei Chr. Gryphius, — so ist es auch mit Joh. Leop. Mauersberger, der seinem Vater als Pastor in Panthenau nachfolgte, und einen Band Gedichte: „Gesammelte Früchte" (Schweidnitz 1725) herausgab, ergangen. Doch sind die religiösen darunter anerkennenswerth. — Unter dem Namen „Leander aus Schlesien" dichtete Gottlieb Stolle [2] (geb. zu Liegnitz 1703, gest. als Professor zu Jena 1744) viele, namentlich galante Gedichte, die fast den ganzen sechsten Band der Hoffmannswaldau-Neukirchschen Sammlung füllen. Er war ein nicht unwissender Vielschreiber, den (nach Jöchers Gelehrtenlexikon IV. S. 856) die Noth zwang, über Alles zu schreiben. — Ein eifriger Freund von ihm war Hiob Gottfried von Tschammer und Osten [3] (geb. zu Drommsdorf 1674, gest. das. 1735), wie aus dessen von Hantelmann verfaßter Lebensbeschreibung hervorgeht. Merkwürdig ist, daß er, so steif seine Alexandriner sind, doch schon ganz ähnliche Versuche von Reimspielen wie noch jüngst zur Schlegel-Tieck'schen Zeit sehr beliebt waren, gemacht hat. Auch im schlesischen Volksdialekt versuchte er sich.

In so fruchtbarer Zeit konnte es nicht fehlen, daß die Poeten sich in einzelnen kleineren Städten völlig zusammenrotteten. So begab es

---

1) Leuschner Spic. XIII. — Acta eruditorum Anno 1718. p. 287. — Geistl. und weltl. Gedichte, Breslau 1723. 3 Bde. — Weltliche Gedichte mit Neukirchs Satyren 4 Thle. Dresden und Leipzig 1731—35. 8. — Mehre gelehrte lateinische Schriften. — Von ihm ist u. a. das hübsche Jagdlied: „Auf, auf, auf, auf zum Jagen" über dessen Geschichte Hoffmanns v. F.: horae Belgicae (II. p. 100) zu vergleichen sind.

2) John II. p. 170. — Sein merkwürdiges Leben von Buder geschrieben, steht vor Stolles „Anleitung zur juristischen Gelahrtheit (Jena 1745.) Seine Schriften sind sehr zahlreich. — Proben seiner Poesie s. bei J. Horn (a. a. O. II. S. 131.)

3) Leuschner Spic. X. — Sel. schles. Neuigkeiten. 1735. p. 473. — Geist- und weltliche Gedichte nebst Lebenslauf. Striegau 1737. (auch Breslau 1739.)

sich in jenen Tagen, sehr unerwarteter Weise, daß plötzlich Hirschberg über und über poetisch wurde. An der Spitze steht eine sehr derbe Natur, Daniel Stoppe [1] (geb. zu Hirschberg 1697, gest. als Prorector daselbst 1742). Er war ziemlich Gottschedisch gesinnt und ist als Dichter meistens für Tabak und Kaffee begeistert. Er reimt nicht übel, hat aber ein Wohlgefallen am Schmuze, welches ihm mehr Verachtung und Spott, als der sonst sehr gutmüthige Mann von schlichtem geraden Sinne verdient, zuzog. Ganz richtig bemerkt Gervinus, daß Stoppe durch seine Fabeln den Gellertschen den Weg gebahnt habe. Bei aller Unappetitlichkeit hat der Mann etwas Originelles. Dieß können wir von Caspar Gottlob Lindner [2] (in Liegnitz geb. 1705, gest. zu Hirschberg als Stadtphysikus 1769) nicht rühmen, obgleich wir für seine umständliche Nachricht von Opitz u. s. w. (Hirschberg 1740. 2 Bde.) ihm Dank schuldig sind. Naturschönheiten und Todesfälle vornehmer Leute besingt er gern, und seine: „Vergnügte und unvergnügte Reisen auf das schlesische Riesengebirge" (Hirschberg 1736. 4), die manches Drollige über Rübezahl mittheilen, sind weit unterhaltender als z. B. seine: „Ueber das Allerhöchste Absterben Kaiser Caroli VI. höchst bestürzte Nymphe Herzynia," welche kein Bedenken trug, bald nachher die Ankunft Friedrichs sehr vergnügt zu besingen. — Ein Poetenverein hatte sich zu jener Zeit in Hirschberg sogar völlig constituirt. An der Spitze desselben standen verdiente Männer, deren bürgerlicher Werth durch ihre Kunstphilisterei nicht beeinträchtigt wird, in onderheit der Commerzienrath C. G. Glafey [3] (geb. zu Hirschberg 1687 und gest. daselbst 1753) und der Prediger J. T. Wolfmar [4] (geb. zu Hirschberg 1718, gest. zu Breslau als Ecclesiast um 1780). Da wurde denn Unglaubliches besungen, man war aber, ungeachtet Gottschedisch-beschränkter Anschauung der Kunst, wie es scheint sehr vergnügt dabei. Von den Erzeugnissen des Hirschberger Dilettantismus ist auch nur ein kleiner Theil gedruckt worden. Auf den Zackenfluß finden sich indessen allein schon eine ganze Menge poetischer Begrüßungen vor. — Ernst Lebrecht Semper [5] (geb. zu Heidewilren 1722, gest. als Diakonus in Landshut 1758) erhebt sich schon etwas über seine Zeitgenossen.

Seit der Erwähnung des Lohensteinischen Arminius haben wir keiner epischen Erzeugnisse Schlesiens gedacht, es müßte denn Neu-

1) Sehr anschaulich ward Stoppe von Hoffmann v. F. in d. Schles. Provinzialbl. (1831 August) dargestellt. — Fabeln. 2 Thle. Breslau 1725. 1738. — Gedichte. Frankf. 1728. 29. — Der Parnaß im Sättler. (daf. 1735.) — Sonntagsarbeiten. (1737.) — Der vom Geiste des Zackenflusses vergeblich aufgeforderte Stoppe. Hirschberg 1738. fol.

2) Sämmtl. Gedichte. Bresl. u. Leipzig 1743. 8. — Außer den oben genannten noch viele einzelne Gelegenheitsgedichte, Uebersetzungen und medizinische Schriften.

3) S. S. Leben. Hirschberg 1753. — Kruschner Spicil. XXV. —

4) Streits ges. Schlesien. S. 115. — Besungenes Neuschloß in seinen Vorzügen. Hirschb. 1745. 4. — Gedichte auf den schles. Minister von Massow. Hirschb. 1755. 4. u. s. w.

5) Sein Leben von J. G. Jachmann steht vor seinen Gedichten. Breslau 1760. 8. — Raßmann im „liter. Handwörterbuch" macht zwei Dichter aus einem. Er führt ihn nämlich S. 137 als Semler und S. 203 als Semler auf!!

kirch's Uebersetzung des Telemach dazu gerechnet werden, und in der That giebt diese Arbeit sich das Ansehen großer Verdienstlichkeit, wurde auch später von Gottsched gewaltig gepriesen, wiewohl wir Niemanden mehr, sie zu lesen, zumuthen können. Neben dem Lohenstein'schen Arminius erwuchsen ähnliche Heldengeschichten in Deutschland, welche jene nicht erreichten. Die Romanenwuth brach aus, und mit Bodse, Happel u. A. ward der sogenannte Abenteuerroman, eine bequeme Form für geistlose Liebesgeschichten, oft nicht ohne satyrische Tendenz beliebt. Auch in Schlesien kommen ähnliche Dichtungen vor, wie z. B. der „schlesische Robinson" (Breslau, bei Brachvogel 1723, 2 Thle.), der, von wem er auch seyn mag, den erträglichsten Romanen jener Tage, wegen mancher gelungenen Schilderung an die Seite gestellt werden kann. Volksbücher, ächt nationellen Ursprungs, wüßten wir dagegen nicht anzuführen. Gedruckte Geschichten ohne Jahreszahl, welche vom Rübenzahl, von der heiligen Hedwig, von dem in Schlesien berühmten schwarzen Christoph, einem gefährlichen Räuber u. s. w. erzählen, stellen sich für jene bei Zeiten ein.

Ein epischer Dichter aus der Neukirch'schen Zeit, bei dem aber auch nur mit Mühe etwas episches Talent entdeckt werden mag, ist Georg Lehms [1] (geb. zu Liegnitz 1684, gest. zu Darmstadt als Bibliothekar 1717). Man höre nur folgenden Titel: „Die ihrer Freiheit beraubt gewesene, und durch die unüberwindliche Sophie und löwenmuthigen Claraso (Karl XII.) in den vorigen Stand versetzte Assilie (Silesia!) Durch die Feder Pallidors" (1708. 8.) Man erwartet schwerlich, daß dieß eine symbolisch dargestellte Geschichte der altranstädtischen Konfession ist. Lehms setzte ferner: „Zieglers" Heldenliebe des alten Testaments fort. (Dieser zweite Theil erschien 1717.) Die Form dieses poetischen Productes ist ganz ungenießbar. Den Dichter hatte nämlich die Beliebtheit der Hoffmannswaldau'schen Heroiden bestimmt, den Gang seiner Erzählung durch ähnliche zu unterbrechen, die hier einen Briefwechsel zwischen Personen des alten Testaments bilden. — Der Breslauische Bürgermeister Friedrich Wilhelm v. Sommersberg [2] (geb. Breslau 1698, gest. 1756) kann gleich hier seine Stelle finden, mit einigen Epopöen, die eben so geringen, als seine „Scriptores rerum Silesiacarum" bedeutenden Werth haben. Es athmen die langweiligen Verse die unseeligste Kriecherei vor den Höheren. Diese war aber im Geiste der Zeit begründet. Sommersberg folgte darin dem Beispiel eines Dichters, der, zunächst Dramatiker, uns in diesen neuen Bereich hinüberführt.

Joh. Chr. Hallmann [3] (geb. zu Breslau 16—? gest. ohne

---

1) John l. p. 135. — Leuschner Spicil. II. — Außer den genannten hat Lehms auch geistliche Gedichte gemacht. Von ihm ist ferner: Deutschlands galante Poetinnen. (Frankfurt 1715. 8.)

2) John l. p. 177. — Das glückselige Schlesien u. s. w. (auf Kaiser Karl VI. Leipzig 1719. 4.) — Silesia ante Piastum. Breslau 1720. Die Hoheit des Schafgotschischen Geschlechts. Breslau 1721. 4. (Das Original liegt in der Warmbrunner Bibliothek.)

3) John l. p. 92. — Neumeisters Dissert. p. 43. — Schlesischer Adlersflügel. Brieg 1672. 4. — Trauer-, Freuden- und Schäferspiele. Breslau 1679. 8. (es sind ihrer neun; der schlesische Adlersflügel ist beigegeben.) — Lei-

Amt im Elende zu Wien 1716, (wie Hoffmann in der Monatschrift, S. 374, gegen alle Literaturhistoriker, von Koch ab, die den Dichter in Breslau 1704 sterben lassen, bemerkt) gab in seinem „Schlesischen Adlersflügel" einen poetischen Abriß der Geschichte Schlesiens in der Beschreibung seiner Regenten von Piast bis Leopold I. Das Ganze besteht aus einer Reihe von Lobgesängen auf die einzelnen Herrscher in Alexandrinern, mit weitläufigen historischen Anmerkungen versehen. Die Sprache ist gewandt genug, die Schmeicheleien aber gar zu unverhüllt. Der Ton der Gelegenheitsdichterei ist nirgends verläugnet.

Bedeutender ist Hallmann als Dramatiker. Zu der Zeit, als er mit seinen dramatischen Producten auftrat, war schon nicht mehr das Lohensteinsche Tragödienpathos allein beliebt. Während Dedekind ihm treu blieb, hatte Weise (aus Zittau) sich mit Glück des Lustspiels angenommen. Mehr aber war die Oper oder das Singspiel in die Gunst des Publicums gekommen, und jene Art volksthümlicherer Schauspiele, „Hof- und Staatsactionen" genannt, die der Schauspieldirector Veltheim besonders pflegte und verbreitete. — Die Neigung zur Verbindung der Musik mit der Poesie bald in der Form des Oratoriums, bald des musikalischen Drama's, ist auch für die Literaturgeschichte wichtig. Nach Opitzens „Daphne" folgten andere Nachahmungen aus dem Italiänischen. Der Componist Kaiser in Hamburg, dessen „Adam und Eva" (1678) zu Hamburg gegeben wurde, ging noch am Eigenthümlichsten seinen Weg. An allen andern Orten konnten die Opernbücher so wenig als deren Musik die fremde Abstammung verläugnen. Dabei nun blieb es nicht. Aus Frankreich drängte sich das Ballett herein, das, selbst mit Chören verbunden, in die Tragödie verflochten wurde. So entstanden Bühnenvorstellungen, wobei der Sinnenreiz immer mehr zur Hauptsache wurde. Die italiänischen Opern gewannen in Deutschland in einer zerstreuungslustigen Zeit immer größeren Beifall. Die deutschen Dichter fingen also an, Tragödienstoffe, Schäferspiele, biblische Geschichten in die Form des Singspieles zu bringen. Durch diese Verbindung der Musik mit dem Schauspiele ging mit dem Ende des 17ten Jahrhunderts das rezitirende Schauspiel überall zurück. Obendrein waren Leute, wie Postel und Dedekind, die für das Singspiel sorgten, so arm an Erfindung, daß man den Vornehmeren ihre Vorliebe für die Italiäner und Franzosen nicht verargen darf. — Alles dieß machte sich nun auch in Schlesien geltend. Die Theatergeschichte Breslau's [1]) zeigt uns zwischen 1650 und 1700 zuvörderst die lateinischen Aufführungen der in das Land geschlichenen Jesuiten und unzählige ähnliche deutsche Aufführungen auf den lutherischen Gymnasien. Letztre wurden durch Stiftungen gesichert. Freilich wird man an den zahlreichen Spielen, die z. B. Chr. Gryphius für diesen Zweck geschrieben, wenig dramatische Form bemerken. Indessen sollen sie auch

---

chenreden, Todtengedichte ꝛc., aus dem Italiänischen. Frankfurt 1682. 8. — Unüberwindliche Keuschheit, oder die großmüthige Prinzessin Liberata. Breslau 1700. 4. —

1) Man vergl. „Historischen Entwurf von den Verdiensten der Breslauer evangel. Gymnasiorum um die deutsche Schaubühne von J. E. Arletius. Breslau 1768. fol.

keine Schauspiele, nur Gesprächspiele seyn, die das Streben, die Sittlichkeit zu bewahren, eingeführt hatte.

Weltliche Dramen wurden von 1677 an in dem von einem Juden, Isaak Bion (in der Neustadt?) erbauten Ballhause gegeben. Reisende Truppen, darunter die Veltheimische und später eine Prager Truppe vorkommen, spielten darin. Opitz, Gryphius mußten herhalten. Ob man Lohensteins Sachen gegeben hat bleibt zweifelhaft. Sein Nachfolger aber war der erwähnte Hallmann, ein ungetreuer Sohn der Themis, wie es scheint, — von seinem Leben ist wenig bekannt, — und daß man seine Stücke, namentlich die musikalischen Schäferspiele gegeben hat, geht schon daraus hervor, daß mehre in den Dedicationen verrathen, für besondere öffentliche Solennitäten geschrieben worden zu seyn. Indessen ist zu vermuthen, daß die Schultheater sich mehr mit den Dramen der schlesischen Dichter befaßt haben, als die reisenden Komödianten, über deren Repertoir leider nichts Bestimmtes bekannt ist. Hallmann hat Trauer-, Freuden- und Schäferspiele geschrieben. Die ersten sind „Sophia", „Marianne", „Theodorich", „Antiochus und Stratonica". Letzteres Stück, nach Assarini, so wie „Catharina" sind eigentlich tragische Singspiele. Das Lustspiel: „Die unüberwindliche Adelheide" und das Schauspiel: „Heraclius" sind nach dem Italiänischen gearbeitet, wie vermuthlich auch die musikalischen Schäferspiele: „Adonis und Rosibella", und „Urania", von denen der Dichter es nicht geradezu gesteht. Hallmann repräsentirt den Geschmack seiner Zeit, und er hat in dieser Hinsicht entschiedene Bedeutung. Vieles in den Trauerspielen muß uns lächerlich, Vieles in den Lustspielen widrig erscheinen. Die Urtheile über ihn weichen aber sehr von einander ab: Neumeister [1]) vergleicht ihn mit Aeschylus, Manso sagt, er mache mit Dedekind und Postel ein würdiges Triumvirat aus. Etwas Wahres ist doch an dem Neumeisterschen übertriebenen Urtheile. Aus Allem geht hervor, daß Hallmann ein mehr geniales, als besonnenes Leben geführt; seine „Großmüthige Marianne" ist in mancher Hinsicht wenigstens nicht schlechter, als die besten Lohensteinschen Sachen, und viel züchtiger ist er überall. Er selbst erzählt, daß bei der Vorstellung Viele geweint hätten. Freilich die Form des Jahrhunderts hat er beibehalten, der steife Alexandriner herrscht, nur in den „Reihen" geht es toller bei ihm zu, als bei seinen Vorgängern. In welcher Art die Musik sich hier und da angeschlossen haben mag, ist nicht überall ersichtlich. Manches scheint als Melodrama behandelt zu seyn, während Andres dem Singspiel gemäß ist. — Neben Hallmann hat Joh. Christian Schindel [2]) (geb. zu Raudten 1677, gest. zu Brieg 1730) für die Bühne Einiges ge-

---

1) Dissert. de poëtis XVII Seculi p. 43. Hier will nämlich Neumeister, daß von Hallmann dasselbe gelten solle, was Quintilian vom Aeschylus gesagt: sublimis, gravis, grandiloquus usque ad vitium erat, sed rudis in plerisque et incompositus.

2) G. Rosenbergs Schles. Büchersaal. (Schweidnitz 1751—53.) I. p. 87. II. 161. — Gottscheds Nöth. Vorrath p. 800. — Elpidorus; ein Singspiel. 1711. 4. — Adelerich und Berfuinde, das Holzburgische Stammpaar. Breslau 1729. 8.

schrieben, was weit weniger Eingang gefunden zu haben scheint. — Von den vielen Dialogen und dramatischen Versuchen für die Schulfeierlichkeiten geben die schon erwähnten von Ch. Gryphius, genügende Proben.

Schon im Jahre 1704 verdrängte die verbreitete Mode der Ausländerei auch in Schlesien die vaterländischen Bestrebungen vollends aus der Gunst des Publicums. Um diese Zeit erhebt sich nämlich eine italiänische Oper[1]) in Breslau, die sogar, nach den wenigen Nachrichten, welche darüber vorhanden sind, keineswegs geringfügig gewesen ist. Einige der noch übrigen Operntexte, (italiänisch und deutsch) z. B. Endymion, Ulysses, Dido u. s. w. sind schlesischen Magnaten gewidmet, ein Umstand, der auf bedeutende Protection des Unternehmens durch die Vornehmen schließen läßt. Der Impressario war 1726 ein gewisser Ludwig Wussin. Wo gespielt worden, ist schwer zu bestimmen, da, nach der „topograph. Chronik von Breslau" im Jahr 1727, gerade wo die italiänische Oper florirte, auch das sogenannte Ballhaus reparirt worden. Von den schlechten Uebersetzungen der italiänischen Gedichte verlautet nur, „daß sie von gelehrten Federn" herrühren. Unter den Componisten zeichnet sich Gottlieb Treu, aus Stuttgart, der nach Breslau berufen worden, besonders aus. Auch aus manchen andern Notizen in Forkels und Gerbers Schriften geht hervor, daß die italiänische Oper zu Breslau ausgezeichnet gewesen. Nach Hawkins soll unter Andern Emanuele d'Astorga, ein sehr bedeutender Organist, aus vornehmem Hause stammend, in Breslau 1726 seine Oper: „Daphne" aufgeführt haben. — Mit den Opern oder Singspielen war übrigens Ballett verbunden, und die genauen Nachweisungen in den Textbüchern zeigen, daß auch für die Decorationen viel geschah. Kurz das ganze Unternehmen tritt so bedeutend auf, daß es ganz geeignet ist, uns auf den Zeitgeschmack Schlesiens schließen zu lassen.

Wenn wir die übliche Eintheilung, die nach Dichtungsarten, nämlich der lyrischen, epischen, dramatischen, in der Uebersicht des vom 17ten Jahrhunderte gelieferten Vorraths beobachteten, so ist es immer ein Schematismus, dessen innere Begründung kraftlos genug ist. Wir haben wohl lyrische, epische, dramatische Formen von einander getrennt, aber die innere Nothwendigkeit dieses Verfahrens ist weit geringer, als die äußere. In lyrischen Gedichten finden wir plötzlich oft jenen weitläufig berichtenden Ton, der dem Epos gehört, in den sogenannten epischen, Dialog und Scenerie, die sich dem Drama nähern, in den dramatischen weniger Handlung als kahle Sentenzen, in Allen überhaupt aber eine Ueberfülle unfruchtbarer Weisheit ausgekramt, welche bedeutendern Antheil des Verstandes an jenen Arbeiten,

1) Die erste gedruckte Inhaltsanzeige von sechs solchen Opern, die in Breslau auf einem mit Maschinen decorirten Theater gegeben worden, erschien daselbst 1704 (6 Bogen Fol.). — Bis etwa 1730 kommen ähnliche Textbücher vor; der „Nouvellencourier", der in jenen Jahren zu Breslau, bevor die privilegirte schlesische Zeitung erschien, ausgegeben ward, enthält gleichfalls lobpreisende Ankündigungen dieser, übrigens auf die damals glänzende Carnevalszeit beschränkten Aufführungen.

als den rein künstlerischer Seelenkräfte verrathen. Die Lyrik leidet zuerst unter dem Streben, zu nützen, zu bessern, zu belehren. Die Epik und die Dramatik entbehren lebendiger Gestalten. Dem Wesen nach brauchte man wirklich jene Literatur nicht in die genannte Dreiheit abzutheilen. Viel wichtiger ist eine andere Eintheilung, nämlich die in Welt- und Kirchenpoesie.

Wie undeutsch und unwahr Vieles in der weltlichen Poesie jenes Jahrhunderts seyn mag, jene Zeit hat auch in Deutschland dichterische Bestrebungen entgegengesetzter Art hervorgerufen. Die Kirchenpoesie nämlich hat eine Bereicherung in jener Zeit empfangen, die gegen die der spätren Jahre unverhältnißmäßig groß ist. In der That ist es wunderbar genug, daß neben der Verdorbenheit, der Unsittlichkeit, welche im Leben mehr und mehr um sich griff, ein kräftiger, wahrhaft frommer, gläubiger Sinn sehr dauernden Widerstand geleistet hat. So groß ist seine Kraft und seine Frucht gewesen, daß die Gegenwart dem 17ten Jahrhunderte in manchem Betracht nachsteht. — Die Religion, die den gräßlichen Krieg veranlaßt hatte, dessen Waffenlärm der nationalen Stärke Deutschlands ihr Sterbelied sang, begeisterte Viele zu den herrlichsten Gesängen. Der Vorrath derselben ist ein überreicher, und ein großer Theil des Besten davon ward von Schlesiern geliefert. Es ist herzerhebend, zu sehen, wie das Bedürfniß nach geistiger Erhebung, worin das Volk schmachtete, sich in der Kirchenpoesie Luft machte. Die gedrückte Stimmung, worin besonders der Mittelstand, dessen Mark der Krieg verzehrt hatte, sich befand, die Sehnsucht, sich zu Gott zu flüchten, klingt uns wieder, wenn wir die Lieder der Evangelischen jener Tage lesen. Das Kirchenlied hat dem Einflusse der herrschenden Dichterschule am Meisten und längsten getrotzt, ist aber dennoch oftmals von ihm beherrscht worden. Wir haben also vorsichtig zu sondern, was eben aus religiösem Bedürfnisse entsprossen, und was blos herkömmliches Fabricat ist. Fast kein schlesischer Reimschmied unterließ, die Gottheit und die Glaubenslehren zu besingen, unbekümmert um den Beruf hierzu. Viele aber lebten allein im göttlichen Geiste, und je nachdem mehr oder weniger der didaktische Ton, der die Meisten angesteckt hatte, in den Kirchenliedern sich ergießt, sind die Dichter derselben für die Literargeschichte unwichtig oder bedeutend. Bei den wahrhaft Begeisterten zeigt sich, daß ächte Religion Schwester der Poesie ist.[1]) Die weltliche Poesie des 17ten Jahrhunderts hat aber nirgends so gewaltige Begeisterung, als die geistliche zu Vielem offenbart, eben weil Letztere im Volke wurzelte, und des Dichters Wort wieder in das Volk überging. —

[1]) Nur einen Theil der geistlichen Poesie machen übrigens die Kirchenlieder aus. Sonette, Oden, gereimte Evangelien sind mit in

---

[1]) S. im Allgemeinen hierüber: „Rambachs Anthologie christlicher Gesänge aus allen Jahrhunderten. (1817—1822. 4 Bde. 8.) Bd. II. u. III. — Koch Compendium der deutschen Literaturgeschichte II. — Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesangbuchs. (Hamburg 1833.) — Insbesondere ferner: Klugii Hymnopoeorum Siles. Decades I—IV. Vratisl. 1731—33. — Scultetus: de Hymnop. Siles. Decades IV. Viteb. 1711. — Wetzels Hymnopoeographia. Herrnstadt 1719—20. 4 Theile. —

Betracht zu ziehen, während die Schulactus, welche in dramatischer Form die heiligen Begebenheiten vorführen, gewissermaßen den Uebergang von der geistlichen zur weltlichen Poesie bilden. Im vorigen Abschnitt schlossen wir die geistliche Poesie mit dem kräftigen Johann Heermann, der freilich, der strengen Zeitrechnung nach, erst zu dem jetzigen Zeitraume gehört. Ihm ist, was heilige religiöse Begeisterung anbelangt, Mathäus Apelles von Löwenstern[1] (geb. zu Neustadt 1594, gest. als kais. Rath zu Breslau 1648), der, eines Sattlers Sohn, sich durch die Gunst des Herzogs Carl von Münsterberg und durch Fähigkeiten aufschwang, nicht nachzustellen. Von diesem rührt z. B. her: „Nun preiset Alle" (ein eigenthümlicher Versuch, das metrum Alcaicum in die gereimte Poesie zu verpflanzen.) Auch als Musiker war er sehr erfahren, (Hoffmanns: „Tonkünstler Schlesiens" p. 293) wie denn Musik und Poesie auch von Andern neben einander, z. B. von dem verdienten Melchior Frank (geb. zu ? 15—?, gest. 1639 zu Coburg) gepflegt wurden. — David Böhme[2] (oder Böhm?) (geb. zu Bernstadt 1605, gest. daselbst 1657) dichtete viele schöne geistliche Lieder, (z. B. das bekannte: „Herr nun laß in Frie[illegible]") welche in den schles. Gesangbüchern zerstreut sind. — Alle diese achtbaren Talente übertrifft an wahrhaft dichterischem Berufe der höchst merkwürdige Johann Scheffler[3] unter dem Namen Angelus Silesius bekannt (geb. zu Breslau 1624, gest. daselbst 1677). So sehr in vielen Kirchenliedern seines Jahrhunderts der didaktische Ton der Opitzischen Poesie sich vernehmen läßt, so sehr neigt sich Scheffler zur katholischen Mystik. Seine Schicksale, wie seine Ansichten waren schwankend. Aber allgewaltig spricht bei diesem ausgezeichneten Dichter, der nicht blos für seine Zeit einer der bedeutendsten und mehr als viele gleichzeitige dieses Namens werth ist, die Stimme des Gefühls. Zwar häufen sich Bilder und Gleichnisse bei ihm oft bis aufs Aeußerste, zwar strömt sein Gefühl oft beim Schwelgen in göttlichen Genüssen dergestalt über, daß der nach Maß und Besonnenheit überall Begehrliche fast erschrickt. Eine tiefsinnige Symbolik aber, nur dem Genossen frommer Gläubigkeit verständlich, hat diesem seltenen Geiste sich offenbart, den wir, auch wo wir ihn gespielt und dunkel finden, der Verirrung zu zeihen uns scheuen sollen. Schwerer ist zu sagen, wieviel er aus unbekannten lateinischen Gesängen der Katholiken entlehnt hat. Schwenkfeld, dessen oben als eines in Schlesien Einflußreichen gedacht

1) S. John I. p. 27. — Conrad Sil. Tog. p. 6. — „Hermetische Concordanz." (Breslau 1623. 8.) — Vollständige Haus- und Kirchenmusik. (Breslau 1623. 8.)

2) S. John II. p. 35. — S. das erwähnte Gesangbuch (Hamburg 1833) p. 879.)

3) S. John II. p. 156. — Des Jesuiten P. D. Schwarz Leichenrede auf ihn: Engelart an dem Leben des Herrn u. s. w. J. A. Scheffler. (Breslau 1677. 4. — Angelus Silesius und Saint-Martin. (Berlin 1834. 12.) — geistliche Perlen. Glaz 1676. 8. — Heilige Seelenlust, oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche, (mit Josephi Melodien). Breslau 1668. 8. — Betrachtung der vier letzten Dinge (Schweidnitz 1675). — Viele theologische Streitschriften. — Von Schefflers Leben ist übrigens noch keine vollständige, aus Quellen geschöpfte, Darstellung vorhanden.

wurde, hat auch auf diesen Dichter (dessen Mystik keine erkünstelte, geheuchelte, wie sie uns wohl heute hier und da beschwerlich fällt, gewesen ist,) Einfluß geübt, noch mehr der vielfach räthselhafte Jakob Böhme. Jene bei Schwenkfelds Erwähnung gegebenen Andeutungen hatten denn auch den Zweck, die geschichtlichen Anknüpfungspunkte für eine so seltene überraschende Erscheinung, wie Scheffler, zu bezeichnen. Der Hang zu einer mystischen Auffassung der religiösen Dogmen ist neben dem kalten strengen Protestantismus, der sich oft ohne alle Poesie behelfen mußte, in Schlesien von vorn herein bemerkbar gewesen.[1]) So ist denn selbst der hundert Jahre ältere Michael Weiß in mancher Hinsicht Schefflern verwandt. Bei Allem diesem zeichnet Letztren vor allen Mystikern jener Zeiten ein philosophischer Tiefsinn, eine zerschmetternde Kraft der Gedanken, welche Blitzstrahlen ähnlich wirken, aus, und „der cherubinische Wandersmann" verdiente höchlich die Bemühungen Fr. Schlegels, F. Horns, Varnhagens, W. Müllers u. s. w., ihn wieder in die Welt einzuführen. Von Schefflers Kirchenliedern haben sich indessen auch in einer Zeit, als nach dem Dichter wenig mehr gefragt wurde, mehre, z. B. „mir nach, spricht Christus", „die Seele Christi heil'ge mich" u. A. in den evangelischen Gemeinden erhalten.

Wenn wir uns nun auch freuen müssen, daß dem begabten Genius sein Recht in unserer Zeit wird, so haben wir doch nicht zu verschweigen, daß das mystische Element, in welchem er lebte, für viele gleichzeitige Sinnesverwandte höchst verderblich gewirkt hatte. Zum fanatischen Eifer wurde bei vielen Schlesiern dieselbe Geistesrichtung, die wir Schefflers Dichterblüthen verdanken. Wer kennt nicht die Verirrungen anderer Nachfolger Schwenkfelds, z. B. die von Frankenberg, Tschesch, Weigel?[2]) Einen, als bezeichnend für die Gesammtheit, herauszuheben, liegt hier um so mehr ob, als dieser auch dichterisch thätig war, nämlich Quirinus Kuhlmann[3]) (geb. 1652 zu Bres-

1) Sehr merkwürdig ist die Polemik, die der Leipziger theologische Professor Valentin Alberti (geb. zu Lähn in Schlesien 1635, gest. zu Leipzig 1697) gegen Scheffler nicht minder als gegen Spener und Pufendorf lange Jahre hindurch führte, um ihrer Bitterkeit willen. Dieser sehr fruchtbare Alberti war auch Dichter, wie einige unbedeutende Gedichte von ihm in der Reukirch'schen Ausgabe des Hoffmannswaldau u. s. w. (Leipz. 1710.) Th. V. p. 38. besagen. — Auch bei John (l. p. 14.), der davon entzückt ist, stehn sehr triviale Grabschriften Alberti's als Probe.

2) S. Lichtsterns Schl. Fürstenkrone p. 111, wo sehr über die Fortdauer jener mystischen Verirrungen geklagt wird.

3) S. die fleißige Dissertation von Lieffmann de Fanaticis Silesiorum. — John l. p. 120. — Die übersichtlichste Darstellung seines Lebens findet sich in K. A. Menzels: Geschichte Schlesiens (II. p. 832). — Kuhlmanns Schriften, da sie von Anhängern der Schwärmerei viel aufgekauft wurden, sind sehr selten. Die wichtigsten sind: „Neubegeisterter Böhme, begreifend 180 Weissagungen u. s. w. Leyden 1674. 12.) — Himmlische Liebesküsse. (Jena 1672. 8.) — Entsprossene deutsche Palmen. (Breslau 1670. Fol.) — Hundert Grabschriften. (Jena 1671. 8.) — Letzterricher Weisheit Lehr-, Hof-, Tugend- und Sonnenblumen. (ibid. eod. 8.) — Zwei erklärte Berlinische Kühjubel von der Vereinigung des Lutht- und Kalvinerthums. (Amsterd. 1686.) — Letzterricher Geschichtsheroid an einen N. Breslauer Rath. (Jena 1673. 8.) — Wesentlicher Kühjspalter, das Wunder der Welt. (Amsterd. 1686. 12.) — Göttliche Offenbarungen. (Amsterd. 1686. 4.)

lau, verbrannt zu Moskau 1689). Schwärmerei, an Tollheit gränzend, führte diesen vagabondirenden Phantasten zum schrecklichsten Verderben; und doch ist auch er nicht ohne dichterische Anlagen. Viel selbstständiger als seine Zeitgenossen behandelt er die Sprache, der er oft zauberhafte Wirkungen abzuringen weiß. Niemals aber, besonders in den spätren Sachen, macht sich Beherrschung des Inhalts geltend, vielmehr weiß man selten, was er eigentlich will, und man wird durch Einzelheiten sogar vermocht, ihn eher für einen Betrüger als für einen Verrückten zu halten.

Schefflern, wenn auch an Geistesanlagen nachstehend, doch in Gesinnung ähnlich, sind noch Manche, z. B. Christian Knorr von Rosenroth[1] (geb. bei Wohlau 1636, gest. zu Sulzbach 1689), ein eifriger Kabbalist, geht oft ins Gespielte, wie selbst Scheffler zuweilen. Doch danken wir ihm sehr schöne Lieder, z. B. „Morgenglanz der Ewigkeit". —

Höchst verdienstlich hat der fromme Kaspar Neumann[2] (geb. zu Breslau 1648, gest. daf. als Pastor 1715) gewirkt, der mit wahrem, ächtem Religionseifer viel Sprachtalent verbindet. — Ihm reiht sich würdig Johann Neunherz[3] (geb. zu Waltersdorf bei Kupferberg 1652, gest. als Prediger zu Hirschberg 1737) an. — Die Reihe der bedeutendsten schlesischen Kirchenliederdichter beschließt Benjamin Schmolck[4] (geb. zu Brauchitschdorf bei Liegnitz 1672, gest. zu Schweidnitz als Pastor 1737), den Schlesiern lange lieb und werth, oft bespöttelt, und der Gegenwart freilich eine fremde Erscheinung, überall aber wahr in seinen Aeußerungen demüthiger Gottesverehrung, dem achtungswerthen Bedürfnisse seines lauteren, gottgeweihten Herzens folgend.

Nachdem die Ersten des genannten Zeitraums genannt worden, mag eine Nachlese aus der großen Schaar mehr oder weniger Berufener, — denn es gehörte zur Mode des 17ten Jahrhunderts, geistliche Gedichte zu machen, — nachfolgen. Viele haben nur gereimt, ohne Wärme, todte moralische oder biblische Floskeln in Jamben und Trochäen bringend. Vielen ist, dem Schicksale des Dilettantismus in aller Kunst gemäß, nur einzelnes wahrhaft Erbauliche gelungen. Zwischen Michael Weiß und B. Schmolck liegen viele, deren Namen der Gegenwart ganz gleichgültig bleiben dürfen. Diejenigen, die wir nun

---

1) Leuschneri Spicileg. X. — Sinapii Curiositäten. (II. p. 372.) — Neuer Helikon, oder geistliche Sittenlieder. (Nürnberg 1684. 8.) — Viele kabbalistische Schriften. —

2) John l. p. 432. — Leuschneri Spicileg. I. — Neumanns Leben von F. P. Taken. (Breslau 1741. 8.) — Von seinen zahlreichen Schriften bemerke man vor Allem den zwanzigmal aufgelegten, in viele lebende Sprachen übersetzten: „Kern aller Gebete." (Jena 1680. 8., dann öfters.) —

3) Leuschner. Spicileg. IV. — Sel. Schles. Neuigkeiten 1737. p. 541. — Lieder in dem Laubaner und Bresl. Gesangbuche. — Viele ascetische Schriften, z. B. Evangelische Sabbathsfreude. (Zittau 1690. 12.) — Christliche Leidenandachten. (Lauban 1698.)

4) Statt aller weitren Citate genüge: Hoffmann von Fallersleben: B. Ringwaldt und Benjamin Schmolck. (Breslau 1833.) — Gesammelte Schriften. (Tübingen 1740. 1744. 2 Bde.)

noch nennen, haben sich um heiligen Gesang wenigstens durch Einzelnes wahre Verdienste erworben.

Adam Thebesius[1] (geb. 1596 zu Seifersdorf, gest. 1652 zu Liegnitz als Prediger). Vater des bekannten Geschichtschreibers und Vorfahre von Adam Gottfried Thebesius[2], dessen Antheil am Hirschberger Gesangbuch von 1747 rühmlichst bekannt ist. — Heinrich Held[3] (geb. —? gest. als Lizentiat der Rechte zu Guhrau 16—?) „Jesu meiner Seele Licht", „Gott sei Dank in aller Welt". —

Jeremias Gerlach[4] (geb. zu Schweidnitz 1625, gest. als Pastor zu Schlichtingsheim 1672). —

Daniel von Czepko und Reigersfeld[5] (geb. zu Koschwitz 1605, gest. zu Schweidnitz als Reg. Rath 1660). Dieser Dichter ist viel zu wenig bekannt; daher auf die Proben von seinen Gedichten in den Schles. Provinzialblättern (1793 Bd. II. S. 145. 149.) zu verweisen ist. Er neigt sich stark zu mystischer Religionsauffassung, wie auch wohl

David von Schweinitz[6] (geb. zu Seifersdorf 1600, gest. zu Liegnitz als Landeshauptmann 1667). Er und der vorige Dichter, eben so gelehrt als fromm, wurden durch viele harte Drangsale in ihrem Glauben erprobt.

Johann Heinrich Calisius[7] (geb. zu Wohlau 1633, gest. zu Sulzbach als Prediger 16—?). —

Gottfried Fuchs[8] (geb. zu Breslau 1650, gest. zu Schweidnitz als Pastor 1714).

Gottfried Bleyel[9] (geb. zu Raudten 1631, gest. als Prediger zu Dirschdorf 1691).

Christoph Titius[10] (geb. zu Wilkau 1641, gest. als Prediger zu Hersbrücke 1703, mit Johann Peter Titius nicht zu verwechseln).

Hans von Affig[11] (geb. zu Breslau 1650, gest. zu Schwiebus

---

1) S. Versuch eines evangel. Gesangbuchs (Hamburg 1833.) p. 878. — Kluge's: Schles. Liederdichter II. p. 177.

2) Kluge's schles. Liederdichter. Dec. II. p. 192.

3) S. Versuch eines evgl. Gesangbuchs. — Von Held ist: „Poetische Lust und Unlust." (Frankfurt a. d. O. 1645.) — Ueber sein Leben ist fast Nichts bekannt.

4) John. Parnass. I. p. 79. — Scultetus Hymnop. Sil. Dec. I. p. 13.

5) Cunr. S. T. p. 54. — John I. p. 58. — Kluge's Hymnopoeographia Sites. Dec. II. S. 1—72. — Siebengestirn Königl. Buße. Brieg 1671. 8. — Vieles in den Schles. Gesangbüchern.

6) Cunr. Siles. Tog. p. 278. — John I. p. 176. — Reumeister de Poëtis etc. p. 100. — Viele Erbauungsschriften. — Kleine Bibel in deutsche Verse gebracht. Danzig 1647. 12. — Kinder-Psalter. das. 1647. — Herzensharfe. Wettin 1650. 12. — Das Leben des Dichters steht in dessen: Hundert evangel. Todesgedanken. Liegnitz 1693. 16.

7) John II. p. 43. — Von ihm ist: Cloridani von Wohlau aus Elysien dreifaches Bündlein blauer Kornblumen. Ulm 1655. 8. — Andächtige Hauskirche. Nürnberg 1676. 8.

8) Leuschner Spicileg. II. — Kluge's schles. Liederdichter. Dec. I. p. 53.

9) Leuschneri Spicileg. XXIV. — Scultet. Hymnop. Sil. IV. p. 47.

10) Leuschneri Spic. XVI. — Wetzel Hymnopoeogr. III. p. 296. — Morgen- und Abendlieder ꝛc. Nürnberg 1701.

11) Leuschneri Spicil. XIV. — Gesammelte Schriften nebst Lebenslauf. Breslau 1719. 8. —

als Kammerdirector 1694). Er schrieb auch viele weltliche Gedichte, die aber an Werthe hinter seinen geistlichen stehn.

A. Acoluth[1]) (geb. zu Bernstadt 1654, gest. als Prediger in Breslau 1704).

Gottlieb Rother[2]) (geb. zu Breslau 1680, gest. zu Gr. Wilkau als Prediger 1736).

Gottlob Adolph[3]) (geb. zu Greiffenberg 1685, gest. als Prediger zu Hirschberg 1726). Von ihm ist z. B. „Gott hilf mir, daß ich Buße u. s. w."

Gottfried Hoffmann[4]) (geb. zu Löwenberg 1658, gest. zu Zittau als Schulrector 1712). Von ihm ist z. B. „Geist vom Vater und vom Sohne" u. s. w.

Den Beschluß der Reihe möge eine Dichterin machen. M. von Schleepusch, geb. von Eicke[5]) (geb. 1626, gest. bei Liegniß 1706).

Viele Dichter, die sich nur nebenbei in geistlichen Gesängen versuchten, als Tscherning, Lohenstein, Gryphius u. A., nach diesen ihren Leistungen zu würdigen, wäre unbillig. Ein flüchtiger Blick aber auf die namhaft Gemachten zeigt ihre Thätigkeit als eine höchst verdienstliche. Zugleich bildet sich das Ergebniß, daß ihr Thun durch die Entwickelung der weltlichen Poesie, deren drei Richtungen sich nach Opitz, Lohenstein und Neukirch gestalteten, wenig, durch die Neigung Mancher zu mystischer, Anderer zu dogmatischer Auffassung des Glaubens wesentlich bestimmt worden ist. Gleichwohl bemerkt unter Andern der geistreiche Herausgeber des schon erwähnten „Versuchs eines evangel. Gesangbuchs" (Hamburg 1833.) sehr treffend, daß auch unter den kirchlichen Dichtern eben eine schlesische Schule anzunehmen sei, als deren Letzter Benjamin Schmolck auftrete. Was in der nächsten Periode Schlesien in dieser Hinsicht verdankt wird, kann mit dem Vorhergegangenen nicht verglichen werden, und diese Erscheinung erklärt sich leicht, wenn der wachsende Einfluß einer in scholastischen Formalismus eingezwängten Philosophie auf religiöses Gefühl mit angeschlagen wird.

So verflachte sich auch die kirchliche Poesie nicht weniger, als die weltliche in einer trivialen Rederei. Das Unbedeutende hauste sich. Gleichwohl fällt ein Dichter in das Ende dieser Periode, dessen Ruhm dadurch gesichert ist, daß er das Morgenroth einer neuen Zeit verkündet, daß gerade er den Untergang einer dichterischen Natur in erbärmlichen Umgebungen, inmitten einer Zeit, von der sie nicht verstanden wird, zeiget. Dieß ist der nur acht und zwanzig Jahr alt gewordene, in der Schule des Unglücks, nicht ohne eigene Schuld untergegangene, aber seiner poetischen Natur nach für immer bedeutende Johann

1) Leuschneri Spicil. IV. — Gomolke evangel. Zion. p. 38. —

2) Leuschneri Spicil. XVII. — Gel. schles. Neuigkeiten. (1737. p. 45.) — Von Rother ist: Gesammelter Liederkern. Striegau. 12. — Mehre Erbauungsschriften.

3) Leuschneri Spicileg. II. — Kluge's Schles. Liederdichter. Dec. I. S. 1.

4) John I. p. 111. — Leuschneri Spicileg. II. —

5) John II. p. 143. — Eberts gel. Frauenzimmer. p. 86. — Viele Schriften, als: Geistl. Seelenapotheke. Leipzig 1688. 8. — Seelenerquickender Würzgarten. Leipzig 1702. 8. u. s. w.

Christian Günther[1]) (geb. 1695 zu Striegau, gest. zu Jena 1723 als Student im Elende). Schlicht und wahr hat uns Hoffmann sein Leben dargestellt, das Leben eines Zerrütteten, Verstoßenen, nach Liebe Sehnsüchtigen, der Herzen suchte und überall nur abgelebte, steife, herzlose Formen fand. Wie hoch steht er über Neukirch und dessen Zunft! Schwärmerisches Gefühl und sinnliche Verirrungen grober Art, Witz und Gewandtheit waren indessen bei Günther gepaart. Eine solche Natur mußte sich damals aufreiben. Die Nachwelt machte die Schuld der Mitwelt gegen ihn gut, und ehrt längst in ihm einen Lyriker, der menschlich fühlte, — in seiner Zeit kein geringer Vorzug, — und überhaupt bei Weitem den besten deutschen Dichter seiner Zeit. In Günther ist kein Falsch. — Unverschönert geben seine Gedichte sein zerrissenes, wustes, friedloses Daseyn kund, eine schmerzliche, schauerliche Dissonanz. —

Schlesien hat also den Stifter einer wichtigen Dichterschule[2]) und den, der gleichsam den Beschluß derselben, neue Hoffnungen erweckend, ausmachte, Deutschland gegeben. Wir sahen den besten lyrisch-didaktischen deutschen Dichter seiner Zeit, Opitz, viele der innigsten kirchlichen Dichter, wie Heermann, Scheffler, den talentvollsten Dramatiker, Gryphius, den witzigsten Epigrammatisten, Logau, den gebildetsten Romanschriftsteller, Lohenstein, aus Schlesien hervorgehen. Wir sehen das Entstehen, die Entfaltung, das Wachsthum, den Verfall einer ewig denkwürdigen Richtung des deutschen Geistes. Schon in der Einleitung zu diesem Abschnitte mußte die Behauptung, als habe sich dereinst die gesammte deutsche Poesie nur etwa zufällig in eine Ecke des weiten deutschen Vaterlandes auf ein ganzes Jahrhundert geflüchtet und sich behauptet, als unhaltbar abgewiesen werden. Eben so wenig gelang es, den Beweis der innern Nothwendigkeit für diese lokale Entwickelung zu führen. Nur Andeutungen zur Herstellung des ursachlichen Zusammenhanges dieser Erscheinung mit der Gesammtheit der geschichtlichen Ueberlieferungen waren zu geben. Mögen Kundigere später dieß strenger nachweisen. Wie schon gesagt, ist auf diesem Wege für eine spätere Darstellung der gesammten deutschen Nationalliteratur am besten vorzuarbeiten.

Das Resultat einer nationellen Eigenthümlichkeit der schlesischen Poesie zu ziehen, ist schon jetzt nicht mehr unmöglich. Im Durchschnitt verrathen ihre Werke, mit den früheren und den späteren der andern

---

1) S. vor Allem: Joh. Chr. Günther; ein literarhistorischer Versuch von Dr. Heinrich Hoffmann. Breslau 1832. (Abdruck aus den schles. Provinzialblättern von 1832.) — W. Müllers Bibliothek. Band X. — J. Chr. Günthers Leben und Schriften. Breslau und Leipzig 1735, 38, zuletzt die sechste Ausgabe 1764. 8. —

2) Wir haben sie immer die Gelehrtenpoesie genannt, während Uhland in dem reizenden „Mährchen" (Gedichte, 8te Aufl. S. 439) unter dem Ausdrucke: „Stubenpoesie" offenbar auch nur die Schlesier gemeint hat. Für die, welche jenes schöne Gedicht nicht kennen, bemerken wir, daß Uhland hier die deutsche Poesie (wie bei Grimm das „Dornröschen") in langer Bezauberung schlafen läßt, bis tüchtige Ritter den Zauber wegschaffen. Auf die Fehler dieser Allegorie hat bereits Göginger (M. s.: Deutsche Dichter. 1831. I. S. 404.) hinlänglich aufmerksam gemacht.

deutschen Landestheile verglichen, unbestreitbares Talent für die Form, sowohl was Rhythmus als Reimkunst betrifft; dem Inhalt nach, Hang zur Nachahmung bei geringer eigener Erfindungskraft und Selbstt[ä]- digkeit, Abneigung gegen Beschränkung neben weitschweifigem Ergusse ins Breite, auf Kosten der Tiefe, Mangel an künstlerischer Begeisterung, aber gemüthliche Behaglichkeit und ordnenden Verstand, endlich, wie am Ende überall in der Welt der Fall ist, wenig wahre Meisterschaft, unendlich anwachsende Mittelmäßigkeit. Hier auszuführen, in wiefern dieß mit dem in That, Denkweise[1]), Lebensart und Sitte übrigens anschaulich im Leben sich geltend machenden Volkscharakter der Schlesier, (über welchen, beiläufig gesagt, v. Rahmel [Prosaische Schriften, Breslau 1791. I.] wenigstens am Witzigsten gesprochen hat,) in Zusammenhang zu bringen sei, möchte uns aber zu weit führen. Eins nur darf hier nicht unberührt bleiben, nämlich das sprachliche Idiom Schlesiens. Manche haben sogar dessen Existenz läugnen, Andere nur zu genau dasselbe begränzen und feststellen wollen. Wer könnte, ist er aufrichtig, verkennen wollen, daß die schlesischen Dichterwerke von Provinzialismen in Wortbildung und Wortfügung wimmeln, daß selbst viele Stammwörter, aus slavischen und italiänischen entstanden, den Schlesiern eigen geblieben sind, daß die Aussprache sich durch richtige Geltendmachung der Consonanten und Verwässerung des Vokalklanges von denen der Nachbarlande, und daß wieder die Oberschlesier sich hier von den Niederschlesiern und Gebirgsbewohnern, die den Schwaben und Oesterreichern sich nähern, wesentlich unterscheiden? Ueber Alles dieses hat man viel Ueberflüssiges geschrieben. Radloff will z. B. (im Mustersaal deutscher Mundarten, Bonn 1821. Th. I. S. 194.) die niederschlesische Mundart mit der niedersachsischen, die oberschlesische mit der oberdeutschen verwandt wissen, was durchaus in der Wirklichkeit sich anders stellt. — Gedichtet hat man viel in der schlesischen Mundart, worunter eigentlich die des Gebirgsvolkes verstanden werden muß. Den Anfang macht Gryphius in dem „verliebten Gespenst und der Dornrose." — Später versuchten sich mehre Gelehrte in Aehnlichem; worüber in den „Gelehrten schlesischen Neuigkeiten" (1734. S. 87. u. ff.) sehr gelacht wird. Ein gewisser Rothmann zu Parchwitz wird namentlich als Virtuos genannt. In neuester Zeit haben Viele, namentlich Füllenborn, Geisheim und v. Holtei, der auch ein vortreffliches schlesisches Idiotikon[2]) (noch Manuscript) gesammelt hat, in schlesischer Mundart Erfreuliches gedichtet.

Nach Gunther's Tode ging in Schlesien die bisherige Richtung rasch ihrem völligen Untergange entgegen; wie wir denn an einigen über jenen hinausreichenden Dichtern dieß schon zu zeigen hatten, und im Anfange des folgenden Abschnittes noch oft bestätigt finden werden.

---

1) M. s. Schles. Gedichte von Holtei S. 132 u. ff., wo über Charakter und Idiom der Schlesier vieles Richtige gesagt ist. — Doch sind die Mängel des ersteren, namentlich das bequeme: „es an sich kommen lassen" was der lieben Mittelmäßigkeit sehr vielen Vorschub leistet, galant übergangen. —

2) Auch Hoffmann v. F. besitzt ein solches. — Möchte aus der Vereinigung beider Arbeiten die Welt recht bald Nutzen ziehen können! —

Die Nachahmerei ging zu Ende. Die Muster waren erschöpft, die Deutschen fingen an über das Unwesen zu murren, das in Schlesien getrieben wurde. Neues wollte sich in Schlesien nicht erzeugen, denn das Leben war über die Maßen unpoetisch, ungeachtet aller Hochzeits- und Leichencarmina, sogar die Modekleidung war lächerlich. Das Schlimmste in der ganzen Periode, von der wir reden, war, daß sich die Schlesier, durch die Bewunderung, die man weit und breit dem an Dichtern überreichen Lande zollte, völlig berauschen ließen, und sich, aller Ohnmacht ungeachtet, für ausnahmsweise zur Poesie berufene Leute hielten. Dieß bestätigen vielfache warnende Stimmen der Einsichtigeren, welche aber überhört wurden. So läßt Christian Gryphius schon in seinem wunderlichen Drama: „Der deutschen Sprache unterschiedene Alter" den auftretenden Opitz sagen: „Ich fürchte, wie es bei den Griechen, Römern und Welschen hergegangen, so wird es bei uns Deutschen auch hergehen. Ein oder anderer guter Dichter und Redner, der etwas Eigenes hat, welches Andere nicht sowohl ausdrucken können, wird, wiewohl ohne seine Schuld, einen Haufen Affen machen; und diese werden uns die Sprache verderben; Etliche aber dürften, damit man sie vor etwas Sonderbares halte, von der gemeinen Bahn abschreiten und bis an die Wolken klimmen wollen, sich aber darüber heftig das Maul zerfallen und die Sprache selbst mit sich darnieder reißen." u. s. w. Eben so klagt noch Stieff in den „Gelehrten Neuigkeiten" (von 1735. S. 251): „Es ist noch so gar lange nicht, so war das Vorurtheil außer Landes gar gemein, wer ein Schlesier sei, müsse deutsche Verse machen können. Jetzund scheint es fast, als wenn wir im Lande selber uns also zu seyn einbildeten." — Während aber die Schlesier auf ihren Lorbeeren ruhten, hatte sich eine Opposition im Auslande längst erhoben[1]), aus welcher die lächerlichsten Fehden entstanden. Der witzige Epigrammatist Wernicke aus Preußen hatte die zahlreichen Nachtreter Lohenstein's, dem er selbst Manches verdankte, häufig gegeißelt, und als diese ein jämmerliches Geschrei, zumal in Schlesien, anstimmten, mengte sich endlich der sogenannte dramatische Dichter L. F. Hunold (Menantes) aus Thüringen in den Streit, den zunächst Wernicke mit Postel (aus Hadeln), einem unglaublich beschränkten Anbeter Lohensteins, führte. Dieser Hunold, dessen goldpapierne „Staatsactionen" überall sich breit machten, versottete Wernicken in seinem Schauspiele: „Der thörichte Pritschmeister" (Hamburg 1704) auf eine unglaublich fade Weise, welche nur dazu beitrug, den gesammten Lohenstein'schen Anhang im Auslande immer mehr zu verdächtigen. Auch in Schlesien ward verschiedentlich in einen Streit eingestimmt, gegen dessen Ton die spätren Gottschedischen Zänkereien wahre attische Höflichkeit scheinen. Wernicke gehörte zu den besten Köpfen seiner Zeit, und sah den Jammer der Literatur wohl ein; er fand in seinem Eifer Unterstützung, und trug nicht wenig dazu bei, eine bessere Zeit vorzubereiten. Jener Hunold indessen war von den schlesischen Poetastern, denen er doch eigent-

1) Hierher gehört z. B. auch die schon erwähnte Kritik der G. B. Hankischen Gedichte von Junker (1727.)

lich das Wort geredet hatte, keineswegs mit großem Beifalle begrüßt worden, vielmehr hatte die Vornehmheit, welche sich auf dem schlesischen Parnasse lagerte, gegen die skurrile Schriftstellerei jenes schreibseligen Mannes sich auch nicht eben höflich geäußert. Er aber, dem es offenbar auch keineswegs um die Sache zu thun war, sondern um eine Berühmtheit, die freilich zweideutig genug blieb, verfolgte die Spätlinge der schlesischen Dichterschule später einerseits mit groben Ausfällen in der „Vermischten Bibliothek", einer Zeitschrift, welche zu Halle, wo Hunold Privatdozent war, herauskam. Eine beißende Beurtheilung von Sommersbergs epischem Gedichte: „Das glückselige Schlesien" (Leipzig 1719. 4.) rief unter andern eine anonyme, aber jene in Schlesien verbreitete pedantische Ansicht der ganzen Poesie und anmaßungsvolle Grobheit charakterisirende Schrift: „Die Ehre der schlesischen Poesie gerettet" (in der Leipziger Neujahrsmesse 1721. 8.) hervor, welche wir hier statt unzähliger Andern anführen. „Die Schlesier hätten die Poesie nicht gepachtet, heißt es darin gegen ein bittres Epigramm Hunolds, aber das sei nicht zu läugnen, daß die Poesie noch guten Fortgang bei ihnen gewinne." — Dieß eine Beispiel, daß Erkenntniß eigener Schwäche im Lande nicht zu finden war, möge uns hier genügen.

Daß ein gewisser Aristokratismus der Entfaltung der Literatur im Wege stand, ward schon berührt. Man hatte seit Opitz viele Dichter nicht blos durch Ertheilung des kaiserlichen Lorbeers, sondern sogar durch Erhebung in den Adelstand geehrt. So würdig gerade der Grund wissenschaftlicher Tüchtigkeit bei solcher Erhebung, wie sie Opitz, Henel, Butschky, Löwenstern, Abschatz u. A. erfahren haben, seyn mag, so schadlich ist die Sucht nach solcher äußeren Ehre dem Gedeihen der Kunst gewesen, die dadurch in einen ihr fremden Bereich gezogen wurde. Der alt-schlesische Adel zeigt sich, wie Cunradus durch viele Citate anschaulich macht, in der Poesie ebenfalls selbstthätig, wie denn die Geschlechter der Saurma's, Schaafgotsche, Henkels u. s. w. zu dem großen Vorrathe nicht minder, als der Gelehrtenstand, beigesteuert haben. Daneben aber entwickelte sich eine so unbegränzte Demuth des Gelehrtenstandes, daß dieser in den widrigsten Schmeicheleien seine Würde vergaß. Es ist unglaublich, wie kriechend und huldigend auch die einsichtigsten Kritiker die Producte des Adels aufnahmen. Davon kann die Beurtheilung der trostlosen Gedichte von Ludwig Wilhelm von Langenau (Sorau 1735) in den „Gelehrten schlesischen Neuigkeiten" (1735. S. 215.), immer einer der besten kritischen Zeitschriften jener Zeit, ein Beispiel geben. In dieser, wie in unzähligen solcher Beurtheilungen merkt man den Mangel an Muth, der entschiedensten dichterischen Armuth mit kritischen Waffen entgegen zu treten. So mußte unter dem mächtigen Schutze eines engherzigen Aristokratismus die Talentlosigkeit ungestraft ihr Wesen treiben dürfen [1]).

1) Dabei aber darf man nicht verschweigen, daß die gesammte deutsche Kritik durch einen Schlesier, Joh. Gottlieb Krause (geb. zu Wehlau 16—? gest. zu Wittenberg als Professor 1786) wesentlich gefördert worden ist. Seine „Umständliche Bücherhistorie (von 1708 an in Leipzig erschienen) war die erste deutsche gelehrte Zeitung, die später Menke u. A. fortsetzten.

Die Kunst war zum leeren, frostigen Dilettantismus herabgesunken. Wie Gryphius und Lohenstein bereits die Hauptaufgabe ihres Lebens in bürgerlichem Berufe sahen, so waren noch mehr die Schlesier der Neukirch'schen Schule davon entfernt, die Kunst als eine freie, selbstständige Manifestation des göttlichen Geistes zu betrachten. Es gehörte nur noch zum guten Tone, reimen zu können, ungefähr eben so, als die Reitkunst oder die Menuett inne zu haben. Ueberall machten Alexandriner und Reifröcke sich breit.

Dieß hat jedoch der eigentlichen Gelehrsamkeit nicht im Wege gestanden. Unter diesem Worte verstand man gründliche Kenntniß des Alterthums, und diese war seit hundert Jahren im Wachsthume begriffen. Die Gelehrten beherrschten die alten Sprachen, zumal das Lateinische. Aber freilich war eben durch einen gewissen Innungszwang die Scheidewand zwischen Schule und Leben unübersteiglich aufgethürmt worden. Das Wissen ward noch immer nur als das Eigenthum weniger Bevorzugten angesehen. Der Aristokratismus der Gelehrten war dem Ganzen eben so wenig förderlich, als der des Adels. Die seit 1702 in Breslau errichtete Jesuitenuniversität nahm zwar in ihren Lehrcursus auch die sogenannten freien Künste auf, aber dieß blieb ein leerer Name, um so erfolgloser, je größer der Haß gegen das Aufgedrungene in der Nation war. Die protestantischen Gymnasien waren zu wissenschaftlicher Bedeutung gelangt; die Volksschulen lagen in der Kindheit. Die gesammte Zeit bietet überall das Bild der unerspießlichsten Trennung der Stände. Obendrein hemmten Censur und Glaubenszwang, der auch nach der Altranstädtischen Convention (1707) nicht verschwunden war. Das einende Band der Vaterlandsliebe war sehr schlaff geworden, und die Bemühungen einiger tüchtigen Gelehrten um vaterländische Geschichte sind erst späteren Schriftstellern zu Gute gekommen.

Wir können diesen Abschnitt nicht mit passenderen Worten, als K. A. Menzel in seiner „Geschichte Schlesiens" an diesem Puncte ausspricht, schließen. „Unter dem Drucke der Verhältnisse hatte kein hervorstechender Nationalcharakter sich entfaltet. Der Mangel des welthistorischen Interesses ihrer Geschichte mag den Mangel des welthistorischen Sinnes der Nation entschuldigen, der sich in nichts so klar, als in der hohen Schätzung zufälliger und unwesentlicher Vorzüge des Standes und der Geburt ausspricht."

V.

Bei der Besitznehmung und Behauptung von Schlesien unterstützten Preußens großen Friedrich bekanntlich äußere Vortheile nicht minder, als seine geistige Ueberlegenheit, die sie zu nützen wußte. Zu jenen ist der Aristokratismus in Schlesien und die Sehnsucht zahlreicher Protestanten nach dauerndem Schutze zu rechnen. Dem Ersteren

schmeichelte er, den Protestanten eröffnete er glänzende Aussichten. Wir haben hinzuzufügen, daß unter Oesterreichs sechstem Karl eine Kraftlosigkeit der Verwaltung eingerissen war, welche viele Einsichtige eine Aenderung wünschen ließ. Das Band, das Schlesien an die österreichischen Regenten fesselte, war also aus vielen Gründen erschlafft. Das Interesse, das der Mittelstand im Lande noch an seiner heimischen Scholle nahm, sollte ihm, nach Friedrichs Verheißung, nicht verkümmert werden. Wie viel jedoch das Land in den Kriegen, die um seinen Besitz bis 1763 geführt wurden, gelitten hat, ist bekannt genug. Diese Kriegsdrangsale lähmten aber die Selbstthätigkeit Schlesiens in geistiger Hinsicht so gewaltig, daß man sich über die Stille in der schlesischen Literatur von 1740 bis in die siebenziger Jahre nicht wundern darf. Hierzu kommt, daß die Grundsätze der Verwaltung, die Formen des geselligen Lebens, die Verhältnisse der Stände unter einander sich schnell genug änderten, um vor der Hand aller geistigen Betriebsamkeit hemmend in den Weg zu treten. Der Schatten eines Repräsentativsystemes verschwand vor dem Glanze, mit dem das monarchische sich geltend machte. Eine ausgebildete Militairverfassung, Schlesien bis dahin völlig fremd, trat so gewichtig auf, daß alle Stände ihren Einfluß empfanden. Scheu, mit Mißtrauen betrachtete man die ungewohnte Erscheinung, denn die Soldaten waren die Machthaber, und von Uebermuth nicht frei. Ausländer über Ausländer kamen in's Land, brachten neue Sitten mit, und machten zumal bei den Weibern Glück. Die Spannung zwischen den Glaubensverschiedenen wuchs mit der steigenden Hoffnung der Protestanten, während der (bis 1773 noch tolerirte) Jesuitismus im Stillen das Feuer anschürte. Die Verwaltung faßte den Gesichtspunct des Praktischen auf, und nicht sowohl geistige Erkräftigung, als Vermehrung des Nationalreichthums, der die Mittel des Machthabers steigere, ward gefördert. Die Kriegskämpfe in Schlesien endlich wurden nicht von Bürgern für den eigenen Herd, oder für Glaubensmeinung, sondern von Söldlingen der verschiedensten Nationen für politische Zwecke ihrer Herrscher geführt, sogen das Land aus, und ließen ihm endlich vor Allem nur eine Sehnsucht, wie sie der einzelne Mensch nach einem auf's Höchste erschöpfenden Tagewerke empfindet — die Sehnsucht nach Ruhe.

Während Schlesien noch in den Pulverdampf des schweren Krieges gehüllt war, strahlte bereits die Sonne einer ganz neuen Poesie in dem übrigen Deutschland. Hat Schlesien an der Thätigkeit, die sie erweckte, auch nicht unmittelbaren Antheil nehmen können, denn seine Poesie war erstorben und andere Theile Deutschlands kamen an die Reihe, so haben doch die schlesischen Kriege mittelbar auf das Gedeihen der gesammten deutschen Literatur gewirkt, indem dadurch unzählige alte Vorurtheile im deutschen Volke aus dem Wege geräumt wurden [1]). — Merkwürdigerweise hat der erwachende künstlerische

1) M. s. Koberstein's Grundriß u. s. w. 2te Aufl. p. 208. — Ueber die politischen Verhältnisse vergl. Menzel's Geschichte Schles. II. S. 429 f. — Als eine für Schlesiens geistige Cultur sehr ungünstige Periode hat L. A. Mensel (liter. Beilage z. d. schles. Provinzialblättern 1817. S. 194.) die Zeit von 1740—1770 in einem eigenen Aufsatze erschöpfend dargestellt.

Sinn der Deutschen sich in zwei Künsten zugleich, der Poesie und Musik, der Welt offenbart. — Die Geschichte der deutschen Dichtkunst im 18ten Jahrhunderte ist eine Reihe von Triumphen des menschlichen Geistes. Die schaffenden Kräfte folgten einander in der gewaltigsten Thätigkeit so schnell, daß die des siebzehnten, die Schlesier, nur zu ihrem Nachtheile damit verglichen werden können. Der Einfluß der Franzosen auf deutsche Kunst verschwand, der der Engländer wuchs. Altdeutscher Meisterwerke fing man an, sich zu erinnern. Freilich der Einfluß der Religion auf die Poesie wich allmählich dem der Philosophie. — Eine neue, wahrhaft nationelle Literatur bildete sich in Deutschland, und neben ihr eine auf tiefes Erfassen des Alterthums gegründete Kritik.

Neukirch's verkehrten Bestrebungen folgten die Gottschedischen. Die Opposition übernahmen die Schweizer, Bodmer und Breitinger, deren kritischen Bemühungen die schaffenden Talente Hagedorn's, Haller's, dann Gellert's und Rabener's, die von Uz, Götz, Ramler, Gleim, Kleist, Nachdruck verliehen. Vor Allem aber wirkte die zermalmende Kraft glühender Begeisterung von Klopstock, und hauptsächlich dadurch, weil dieser Dichter, von ausländischen Fesseln plötzlich losgerungen, rein-deutsche Wesenheit offenbarte. Er reiht sich an Luther und Opitz, als der dritte Reformator der deutschen Sprache. Neben ihm, tritt Lessing auf, der mit seltener Geistesstärke, Alles, auch das Widerstrebendste, zu bewältigen und die engen Gränzen der Schule zu erweitern, ausgerüstet, ein Muster aller Kritiker wird, während der sinnliche, halb französische, halb griechische Wieland Anmuth und Sinn für Eleganz durch seine Kunstwerke verbreitet. Lessing's Scharfsinn, zwischen Wieland's sinnlichem Reize und Klopstock's sittlicher Kraft, vernichtete gänzlich das Gottschedische Unwesen. Der Sieg des Bessern war entschieden.

Und jetzt erhob sich der Mann, dem die Gottheit Alles gegeben, was einen Sterblichen schmücken kann, der Mann, der weiter fördern konnte und sollte, voll geistiger Gesundheit und Lebenskraft, der Genius, dessen Worte gesetzgebend werden mußten, weil sie die Deutschen ermuthigten, wieder menschlich zu fühlen, wahr zu seyn im Gesange, der umfassendste Dichter, den Deutschland geboren hat, — Göthe. Wer weiß nicht, wie zwar zunächst, einem Gewitter ähnlich, das nach langer Schwüle die Atmosphäre reiniget, eine ungestüme Sturm- und Drangperiode von ihm herbeigeführt wurde, aber nachdem der in allen Theilen Deutschlands ausgestreute Dichtersaame aufgegangen, nachdem ein Wetteifer zwischen Hamburg, Göttingen, Mannheim, Berlin, Wien, Weimar eingetreten war, sich an Göthe's Größe, in schönster Menschlichkeit blühende Natur der gesammte Fortgang der deutschen Poesie anlehnte, der er ein Muster nach dem andern aufstellte. Als von Königsberg aus auch die Reformation in der Philosophie begonnen hatte, und Schiller's hohe idealistische Schwärmerei deren Reflex in der Kunst mit dem gewaltigsten Erfolge veranschaulichte, Jean Paul mit tiefsinnigem phantastischem Humor das Göttliche in dem Niedrigsten, Alltäglichsten finden lehrte, Tieck die Kinderzeit mit ihrem süßen Zauber- und Märchenglauben den Deut-

schen in's Gedächtniß rief, — wessen Natur hätte einen trefflicheren Vereinigungspunct, worin sich das Verschiedenste vermittelte, harmonisch verklärte, für so abweichende Richtungen geben können, als die Göthische, die Alles durchlebt, verarbeitet hat, und Alle überdauernd sich ewig gleich geblieben ist, weil sie jene schöne Besonnenheit errungen hatte, die nur der Besitz der Wahrheit sichert? Göthe ist die deutsche Eiche, nach Jean Paul's treffendem Bilde, die, in deutschem Boden wurzelnd, mit dem Gipfel sich nach Griechenland hinüberneigt. —

Der Kranz deutschen Dichterruhmes, der im achtzehnten Jahrhundert sich schlang, ist ein unverwelklicher. Freilich aber nur wenige Blätter in demselben, — wir sind Wahrheit schuldig, — können wir den Schlesiern, welche ihn unlängst ganz und allein besessen, zuerkennen, wenn wir jetzt fortfahren in der Erzählung der Art und Weise, wonach Schlesien an der Entwickelung Antheil der Gesammtheit nahm.

Bekannt genug ist, daß den Preußen, nachdem sie von Schlesien Besitz genommen hatten, die Menge von Versemachern in diesem Lande auffiel [1]). Schon im vorigen Abschnitte haben wir hierüber geklagt. Es ist auch, ungeachtet das Regiment der Alexandriner auch in Schlesien schon halb und halb aus dem Felde geschlagen worden war, lange genug noch Grund dazu vorhanden. Das Bemerkenswertheste der schlesischen Poesie in den ersten dreißig Jahren der preußischen Herrschaft über das Land ist Folgendes:

Gottfried Ephraim Scheibel[2]) (geb. zu Breslau 1695, gest. daselbst als Schullehrer 1759) ist an Gelehrsamkeit von seinem Sohne, Johann Ephraim (1736—1809), der für die Poesie noch unwichtiger ist, übertroffen worden. Die Zeitereignisse aber schildert er gern in metrischen Betrachtungen, und zeigt in religiösen Dichtungen einen frommen christlichen Sinn. — Andreas Belach[3]) (geb. zu Breslau 1717, gest. als Cammer-Fiskal 1779) war ein geschickter Staatsbeamter, dessen Gedichte mitten in den unruhigsten Kriegszeiten verfaßt, hinter dem Aufschwunge, den auswärts die Poesie genommen hatte, gewaltig zurückbleibend, ihn in langweilige kritische Händel verwickelten. — Der berühmte Arzt Balthasar Ludwig Tralles[4]) (geb. zu

1) M. vergl. unter Andern das Schreiben des Baron von Bielefeld in Friedrich II. Diensten, das oft benutzt, auch im „Neuen Breslauer Erzähler" (1812. p. 377) mitgetheilt wird. — Es giebt eine große Anzahl einzelner gereimter Beschreibungen der Schlachten in den schlesischen Kriegen, die von ungenannten Verfassern herrühren, und worin z. B. in der Bibliothek des Herrn G. R. Oelzner zu Breslau sich seltsame Proben befinden.

2) M. s. John II. 137. — Leuschner's Spicileg. XXXII. — Musik. poet. Andachten über die Sonntagsevangelien. Breslau 1726. 1738. 8. — Das bestürmte Oels. Bresl. 1728. 4. — Das durch Zersprengen des Pulverthurms 1749 verunglückte Breslau. 1750. 4. — Die Witterungen (ein historisch-physikalisches Gedicht). Bresl. 1752. 8. —

3) M. s. Streit's gelehrtes Schlesien p. 21. und Raßmann's Handwörterbuch p. 152. — Der Christ im Kriege. Breslau 1758. — Der Greis. Coend. 1759. — Artaxerres, Trauerspiel aus dem Italiänischen. Das. 1760. 4. — Breslauisches Wochenblatt. 1760.

4) Streit a. a. O. p. 138. — Versuch eines Gedichts über das schles. Riesengebirge. Bresl. 1750. 8. — Das Kaiser-Gartsbad in einer Ode entworfen. Bresl. 1756. 8. — Betrachtungen über Lessing's Nathan. Bresl. 1779.

Breslau 1708, gest. das. 1797) trug zur beschreibenden Poesie, Carl Wilhelm Christian von Crausen[1] (geb. im Oelsnischen 1714, gest. zu Schönwalde 1772) zur Schäferpoesie, ohne höheren Beruf zu haben, bei. Des geistlichen Liedes nahmen sich nicht ohne Erfolg an: Sigismund Basch[2] (geb. zu Juliusburg 1700, gest. zu Weimar als Superintendent 1771) und Ehrenfried Liebich[3] (geb. zu Propsthayn 1713, gest. zu Erdmannsdorf als Pastor 1780.) Namentlich Letzterer gehört nächst Schmolke zu den bedeutendsten schlesischen Kirchendichtern des 18ten Jahrhunderts, ungeachtet auch er schon hier und da matt wird. — Als Literaturhistoriker des Kirchenliedes glänzt Gottlob Kluge[4] (geb. zu Neumarkt 1715, gest. das. als Prediger 1761).

Von den Gelegenheitsdichtern mag A. B. Pantke[5] (geb. zu Kl. Kniegnitz 1709, gest. als Pastor daselbst 1774), als Beispiel der ganzen Gattung hier stehen. Diese Art von Poeten hatte zu jener Zeit in der That eine stereotype Physiognomie. Von jetzt ab werden wir sie weniger, als bisher, zu berücksichtigen haben, wo noch ihr Geist der allgemein verbreitete des Jahrhunderts war. — Den Panegyriker der Occupation Schlesiens durch Friedrich II., Christian Gottlob Stökkel[6] (geb. zu Nertschütz bei Münsterberg 1722, gest. als Syndikus zu Brieg 1774) dürfen wir aber nicht übergehen, ungeachtet seine Gedichte auch keinen besseren Charakter tragen. Sein „befreites Schlesien" (in 6 Büchern) ist ein fortwährender Lobpsalm, — ohne alle epische Gestaltung. Alle diese Namen kommen, vergleicht man sie mit den Fortschritten, welche die Gesammtheit deutscher Poesie machte, kaum in Betracht. Wir müssen es ziemlich künstlich anfangen, wenn wir einige berühmtere Namen aus jener Zeit uns vindiziren wollen. Gottlob Wilh. Burrmann[7] (geb. zu Lauban 1737, gest. zu Berlin im Elend 1805) gehört Schlesien nur halb an. Er war Günthern ähnlich, ein unglückliches unstätes Talent, guter Musiker, gewandter Improvisator, dessen „Lied an die Quaterne" ihn nicht minder bekannt gemacht hat als seine Sonderbarkeiten. Er überlebte sich wohl

---

1) Streit p. 25. — Leuschneri Spicileg. XLVIII. — Georgica Caussica, oder Schäfer- und Hirtengeschichten aus dem Tartarischen. Breslau 1755. 8. —

2) Leuschneri Spicileg. XXXXIV. — Sammlung alter und neuer geistlicher Gedichte. Hildburghausen 1754. 8. — Theolog. S.

3) Leuschneri Spicileg. XLVIII. — Streit a. a. O. p. 88. — Klagegedicht auf Carl den VI. Hirschbg. 1740. — Betrachtungen des Leidens Jesu, ein musik. Gedicht. Bresl. 1741 u. öfters. — Christl. Lieder u. Oden. Hirschberg und Leipzig 1768. 1773. Zweite Sammlung 1774. —

4) Leuschner's Spicileg. XLIV. — Zur schles. Priesterquelle. 2 Thl. 1755. 4. — Schles. Jubelpriester. Bresl. 1763. 4. — Schriftmäßig erklärtes Gloria. Das. 1743. 8. — Gesangbuch von 600 Begräbnißliedern mit Anmerkungen. Bresl. 1747. 8. —

5) Streit's gel. Schlesien p. 94. — Lobgedicht auf Ludwig den Weisen von Rthen. Bresl. 1750. und ähnliche Arbeiten.

6) Streit a. a. O. 129. — Leuschneri Spicileg. XLV. — Das befreite Schlesien. Bresl. 1745. Nachher 4 mal aufgelegt. — Glückseligkeit Schlesiens unter Preuß. Scepter 1746. Beide finden sich in den Gedichten, Breslau 1748. 8., die Stökkels Frau, seltsam genug besorwortet. — Historische Schriften u. s. w.

7) Musil's gel. Deutschland. — Fabeln (1768, 1771, 1773). — Lieder. Berlin 1774. Gedichte ohne den Buchstaben R. Berlin 1788 u. 1796.

dreißig Jahre vor seinem Tode, daher er hier nicht zu zeitig genannt wird. Seine größte Gegnerin, Anna Louise Karschin[1], geb. Dürrbach (geb. in einem schles. Dorfe, hart an der Gränze bei Züllichau 1722, gest. zu Berlin 1791), ist, als deutsche Sappho von Sulzer, Ramler und Gleim genug gepriesen, immer eine merkwürdige Erscheinung. Sie hat oft eine Ueberschwenglichkeit in ihren Gefühlsäußerungen, welche die große Nachlässigkeit in vielen Einzelnheiten übersehen läßt. Es ist ein unbestreitbar sehr gewaltiges lyrisches Talent in dieser Dichterin, deren Namen jede Literargeschichte der Deutschen achtungsvoll bewahrt. — Johann Samuel Patzke[2] (nicht wie Meusel und Raßmann melden, bei Frankfurt a. d. O., sondern zu Hersdorf bei Hirschberg 1727 gebohren, gest. als Pastor zu Magdeburg 1789) hat sich besonders als Redacteur mehrer Zeitschriften und als Verfasser von Oratorien, die er für den talentvollen Componisten Rolle dichtete, und Kirchenlieder ausgezeichnet. — Ephraim Moses Kuh[3] (geb. zu Breslau 1731, gest. zu Berlin 1791), ein unstäter Mann, viel gereist, zuletzt halb wahnsinnig, ward schon von Mendelssohn, nach einem in Kuh's Schriften abgedruckten Briefe, als ein nicht gewöhnliches Talent, besonders in der reflectirenden Richtung erkannt, welches die barbarische Intoleranz seiner Glaubensgenossen, — er war Jude, — zu Boden geworfen hatte.

Diese letztgenannten 4 dichterischen Talente verdanken, wie man aus ihren Lebensbeschreibungen sieht, ihre Entfaltung dem Aufenthalte im Auslande. In Schlesien selbst geblieben, wären sie schwerlich zu der von ihnen erreichten Stufe gelangt. Die Schlesier konnten noch nicht von ihren alten Urtheilen frei werden.

Immerfort setzten die geringfügigsten Gegenstände zahllose Federn in Bewegung, weil sie grade in der Conversation lebten, ohne daß dadurch die Literatur etwas gewann. Der goldne Zahn eines Bauernjungen in Weigelsdorf, — jene komische Anekdote, die Friedrich II., aus Rousseaus Brief über die französische Musik vielleicht damit bekannt, Garven zur Entscheidung vergeblich vorlegte, weshalb Letzterer nicht Mitglied der Berliner Akademie geworden seyn soll (?) — der Bunzlauer Topf, das Breslauer Bier (Scheps genannt),[4]

1) M. s. Eschenburg's Beispielsammlung IV. B. S. 311. — Sämmtliche Gedichte nebst Lebenslauf von ihrer Tochter herausgegeben. Berlin 1792, 1796. — Sehr charakteristisch ist ihr Brief an Göthe, den Th. Mundt in seinen „Schriften in bunter Reihe (Leipzig 1834) mittheilt.

2) Ribbeck's Gedächtnißrede auf ihn. Magdeburg 1789. — Gedichte. Halle 1750. — Musikalische Gedichte. Magdeburg 1780. — Lieder und Erzählungen. 3 Thle. Halle 1754. — Mehre Wochenschriften, als: „Der Greis." Magdeburg 1763—1781. „Der Wohlthäter." Das. 1772—1773. „Wöchentliche Unterhaltungen." Das. 1777—1779. — Uebersetzungen des Tacitus und Terenz. — Predigten.

3) Hinterlassene Gedichte (Zürich 1792. 2 Bde. 12.) von Ramler und Rausch herausgegeben, sammt Kuh's Leben von Hirschel.

4) Die früher angeführten Beispiele von poetischer Verherrlichung dieses Bieres lassen sich unendlich vermehren. M. s. darüber „Brest. Erzähler" I. p. 471. — Wacker von Wackerfels (1729) machte es sogar nach John zum Gegenstand einer lateinischen Travestie von Horazens: „Quem tu, Melpomene." — Die Geschichte des Bieres ist übrigens merkwürdig. M. s. darüber: Schles. Prov.-Bl. 1808. S. 233.

die Sagen über den spöttischen Beinamen der Schlesier „Eselsfresser," gaben immer neue Veranlassung zu halb dichterischen, halb betrachtenden Brochüren. Zeitereignisse, wie das Jubiläum des Schulinspector Burg in Breslau, oder der große Sturm zu Oels, erzeugten eine eigne Literatur von Schriften, und das schlesische Riesengebirge eine nicht geringere. Abgesehen von den poetischen Beschreibungen, unter welchen die angeführte von Tralles immer noch hervorragt, stellten sich auch die Reisebeschreibungen ein, wozu die Lindnersche, die wir schon nannten, einen gewissen Impuls gab. Auf die älteste Reisebeschreibung im Riesengebirge hatten schon Stieff (im histor. Labyrinth, S. 148.) und Lucä (in der schlesi. Chronik, S. 2179.) aufmerksam gemacht. Sie ist von einem Italiäner, Namens Anton Wale, ums Ende des 15ten Jahrhunderts verfaßt worden, und liegt in der Rhedigerschen Bibliothek in Breslau. Sie hat zugleich auf den Grund der Muthmaßungen, daß in Schlesien Goldbergwerke lägen, dem größten alchymistischen Unsinn Vorschub geleistet, welcher wieder in dem oft hervorgehobenen Hange der Schlesier zu mystischer Krämerei viele Begünstigung gefunden hat. Eine individuelle Physiognomie hatte die schles. schöne Literatur nicht mehr.—

Um diese Schrift durch Anführung unzähliger, billig längst vergessener Werke in gebundener Rede, die sich Gedichte nannten, nicht noch mehr zu erweitern, sei hier auf eine Anthologie verwiesen, die ein Bild des ganzen Zustandes damaliger Poesie giebt. Carl Friedr. Lentner[1]) (geb. zu Breslau 1746, gest. als Arzt zu Brieg 1776) gab sie in 2 Theilen (Breslau 1773—74) heraus. Es sind darin lauter schwache Dilettantenarbeiten enthalten, die aber damals ungemein gefallen zu haben scheinen. Ferner verweisen wir auf die damaligen belletristischen Zeitschriften, welche wirklich schnell genug aufwuchsen, und verschwanden; z. B. Belach's Breslauisches Wochenblatt (1760), — Schäfer's (nach Streit geb. zu Oppeln 1746, gest. zu Pleß als Advocat) „Breslauer Maculatur" (1772). — Das „Kränzel"[2]) (1772—1773). — Wie früher Stieffs „gelehrte Neuigkeiten" förderten jetzt Klose's Breslauer Nachrichten von Schriften und Schriftstellern (1758—71) die literarische Kenntniß.

Wenn wir von den siebenziger Jahren an, ein sichtbares Fortschreiten der Schlesier in ästhetischer Bildung, ein näheres Anschließen an die Fortschritte des übrigen Deutschlands wahrnehmen, so erklären wir uns dieß zum Theil aus der Ruhe und Sicherheit, die mit wiedererlangtem Frieden über das Land kam.

Einen noch größeren Antheil daran hat die consequente Verwaltung, welche sich geltend machte. Die Unterrichtsanstalten gediehen, und Ausländer, nach Schlesien gesandt, hoben die gesammte intellectuelle Bildung. Manche verdiente Schulmänner wie Arletius (1707—1784), S. B. Klose (1734—1798) in Breslau,

1) Streits gel. Schlesien. S. 81. — Schl. Prov.-Bl. 1793. S. 193.

2) Einen großen Antheil an diesem Journal hatte L. G. Steinberg (geb. zu Breslau 1738, gest. das. als Prediger 1781), der durch seine Dichtungen (Siegr an die Gottheit, Breslau 1763, „Henriette Wallmann," daselbst 1760 u. s. w.), weit weniger, als durch ästhetische Aufsätze Regen gestiftet hat.

Bäuer in Hirschberg u. A. hatten bisher mehr die gelehrte, als die humane Bildung der Jugend vor Augen gehabt. Wir müssen jetzt zwei Männer nennen, deren Thätigkeit in letzterer Hinsicht die segensreichsten Folgen hatte. Der Eine derselben, der für die Geschichte deutscher Poesie überhaupt Bedeutung hat, ein Ausländer, Johannes Timotheus Hermes (geb. 1738 zu Petznik in Pommern, gest. als Superintendent zu Breslau 1821) ein kenntnißreicher, gebildeter, und mit feiner Menschenkenntniß begabter Theolog, trug bekanntlich durch seine Nachahmungen englischer Romane, als: Sophiens Reisen, (Leipzig 5 Bde. 1770—75) Miß Fanny Wilkes (2 Bde. 1766) u. s. w.), so sehr man heut über ihre Weitschweifigkeit spotten mag, zur Bildung des Geschmacks der noch sehr armen deutschen Lesewelt in hohem Maße bei, und wenn auch der Werth dieser Romane selbst sehr vergänglich scheinen mag, bleibt dennoch der große von ihm geübte Einfluß, welchen noch weit mehr Breslau, wo er seit 1772 lebte, als das übrige Deutschland, erfahren hat, ewig dankenswerth. Den Sinn am Geschmackvollen förderte er durch Rath und That, wies die Jugend auf den neuen Frühling in der deutschen Literatur hin, und trat dem schädlichen Einfluß provinzieller Vourtheile kräftig entgegen. Ihm zur Seite wirkte in dieser Hinsicht, wenn auch nicht dichterisch thätig, doch als feiner, klarer, geschmackvoller Denker unendlich hoch über viele Zeitgenossen gestellt, der edle Philosoph Christian Garve[1] (geb. zu Breslau 1742, gest. das. als Privatgelehrter 1798), der die Schule mit dem Leben zu versöhnen, die Wissenschaft populär zu machen wußte, und von dem doch Mendelssohn, als er Garvens Kritik seines Phädon gelesen, sagte, er möchte die Kritik lieber, als das Buch gemacht haben. Sein Andenken feiert noch heute eine Tafel an seinem Hause in Breslau, eine Ehre, die auch einem früheren großen Philosophen, welchen diese Stadt gebohren hat, geworden ist: Christian Freiherr von Wolf[2] (geb. zu Breslau 1679, gest. als Kanzler der Universität Halle 1754). Ohne auf die hohe Bedeutung dieses Mannes, der bis zum Erscheinen der Kantischen Kritik europäischen Ruhm genossen hat, näher einzugehen, müssen wir daran erinnern, daß die erste deutsche Aesthetik, die Baumgartensche, aus seinem System erwachsen ist, welche wieder den Kunsttheorieen der Eklektiker, Lessing, Mendelssohn, Garve vorarbeitete. Man fing endlich an zu ahnen, daß alle Kunst durch ein gemeinsames Band verbunden sei, daß also auch dem Wesen der Poesie die vielen Theorieen der Dichtungsarten, womit das 17te Jahrhundert die Welt überschwemmt hatte, und wozu auch die Schlesier: Opitz, Tscherning, Caldenbach, Männling, Scharf, Stieff u. A. beigesteuert, nichts genützt hatten, da sie Alle die Form mit dem Wesen verwechselten.

Wenn schon bisher Breslau immer ziemlich als Mittelpunkt der schlesischen Bildung betrachtet werden mußte; so gilt dieß

1) M. s. Manso's vortreffliche Schilderung dieses Mannes in seinen: Vermischten Abhandlungen (Breslau 1821).

2) M. s. Kluge: Christian v. Wolf, der Philosoph. Breslau 1831. 4.

weiterhin noch mehr. An Garve und Hermes reihten sich mehre geistreiche Männer, deren Wirken, besonders in pädagogischer Hinsicht bald fühlbar wird. Ging man Anfangs in dem Streben, die gelehrten Schulen mit Realien zu überfüllen, zu weit, so war doch dieser Irrthum nur ein vorübergehender, und hinderte die Nachtheile unfruchtbarer, nicht weiter zeitgemäßer Scholastik. Die Schulenreform unter Schlaberndorf, der als Werkzeug den Augustinerabt Ignatz Felbiger zu Sagan (gest. zu Straßburg 1788) brauchte, dürfen wir also nicht übersehen. —

Das ganze letzte Drittheil des 18ten Jahrhunderts zeigt Schlesien wieder im geistigen Wachsthume. Von langen schweren Leiden sehn wir das Land sich erholen, und dem Manne, der in diesem Zeitraume mit Einsicht und Kraft die oberste Verwaltung des Landes führte, dem schlesischen Minister Grafen von Hoym, muß dieß gewiß zu einem bleibenden Ruhme gereichen. Es gebührt ihm, sind ihm auch manche Mißgriffe vorgeworfen worden, das Lob, daß er die provinzielle Eigenthümlichkeit des Landes erfaßt, den Wohlstand zu mehren, die Unterrichtsanstalten zu fordern, und Vorurtheile und Aberglauben zu beseitigen, gestrebt hat. Viele Einrichtungen, als die von Seminarien für Schullehrer, einer Kunstschule in Breslau (1792) u. s. w., das Streben, das Volk durch eine „Volkszeitung" aufzuklären, geben davon Zeugniß.

Mit Recht hat Gervinus kürzlich darauf hingewiesen, daß die späteren Schlesier eine eigne Richtung bezeichnet. Es ist dieß eben eine humane, welche die Kluft zwischen Theorie und Praxis zu vermitteln trachtete; im Ganzen genommen erkennt man keinen poetischen Aufschwung, aber Interesse an Wissenschaft und Geschmack; vaterländischen Sinn, der das Provinzielle, Volksthümliche bewahrte; gründliches Wissen bei Popularität. Die Schreibart der Gelehrten ward geglätteter, ihre Darstellung lebendiger, eindringlicher. Diese Fortschritte sind namentlich aus vielen Zeitschriften, einer Literatur, welche von jetzt ab sehr beachtenswerth wird, ersichtlich. Man bemerke namentlich die „Bunzlauer Monatschrift" (1774—1810 u. 1816—1818), die „Schlesischen Provinzialblätter" von Schlesiens verdientem Topographen Zimmermann und Karl Konrad Streit (geb. zu Gr. Glogau 1751, gest. zu Breslau als Regierungsrath 1826) im Jahre 1785 begründet, die bis heut, seit 1826—1830 von Büsching; von da ab von Sohr fortgesetzt worden. Damit verband sich alsbald eine literarische Beilage, besonders Schlesiens Bedarf berücksichtigend, welche die früher mit der Kornschen Zeitung verbundene gelehrte Beilage, und Klose's vortreffliche „Literarische Unterhaltungen" (Breslau 1774) ersetzen sollte. Streit's poetische Arbeiten sind sehr unbedeutend. Sein Einfluß aufs Breslau'sche Theaterwesen aber wird, wenn dessen Betrachtung an der Reihe ist, sehr hervorzuheben seyn, und wichtiger als es Manchem scheinen mag, dünkt uns, daß er als Begründer der ersten umfassenden Leihbibliothek in Breslau, in den literarischen Verkehr eingreifend, die Verbreitung der Früchte deutscher Poesie durch die ganze Provinz zu leiten hatte. — Viele

andere versuchte Zeitschriften haben neben jenen erwähnten sich nicht zu halten vermocht, obgleich einige z. B. „Niederschlesisches Magazin," herausgegeben von Plümicke (1789, 1790), die „Schlesischen Analekten" (Schmiedeberg 1790—91) von K. F. Sinapius [1] (geb. 1752 zu Fürstenau, gest. als Proconsul zu Schmiedeberg 1804) und J. S. Thiele, die „Schlesische Monatschrift von Streit" (Breslau 1792), wie auch die „Poetereien" (Breslau 1775, 76), manche Ausbeute gewähren. Gewissermaßen hieher gehören auch die „freimüthigen Unterhaltungen" (Leipzig 1790, 3 Bde.) von J. J. Kausch [2] (geb. zu Löwenberg 1751, gest. als Medizinalrath zu Liegnitz 1825). Die „Ausführlichen Nachrichten von Schlesien," (Salzburg 1794, fortgesetzt Breslau 1796) von demselben merkwürdigen Manne, werden immer eins der trefflichsten Hülfsmittel zur Kenntniß schlesischer Zustände bleiben, obgleich gerade die Schilderung des literarischen Lebens einseitig genug ist; sein „Schlesisches Bardenopfer" (1786 — 88, 3 Jahrg.) auch seine „Poetische Blumenlese" (Breslau 1789, 8) neben Zerboni's „Eunomia," wie früher die Lentnersche Anthologie, und der „schles. Helikon" bezeichnen ziemlich den Grad der dichterischen Bildung, den Schlesien damals erreicht hatte.

Nach Garve und Hermes werden die geistreichen Schriftsteller in Schlesien häufiger. Von den eingeborenen hat Johann Gottlieb Schummel [3] (geb. zu Seitendorf bei Liegnitz 1748, gest. als Prorector zu Breslau 1814) jenes Prädicat bei allen einsichtigen Literaturhistorikern erhalten. Sehr passend hat diesem originellen Manne Wachler neben Knigge und J. G. Müller seine Stelle als satyrischer Romanschreiber angewiesen. Er hat Witz und satyrische Schärfe, die er im „Spitzbart" gegen verkehrte Erziehungswuth sehr ergötzlich anwendet. Für das Feinere und Schickliche fehlt ihm zu sehr der Sinn, daher manche Trivialität in Schummels Romanen uns lästig werden muß. Auch trieb ihn seine an Unstätigkeit gränzende feurige Natur über die verschiedenartigsten Gegenstände zu schreiben, was daher in vielen Fällen die

---

1) Raßmann's Handwörterb. p. 341. — Lyrika von einem Schlesier, Breslau 1775. 8.

2) Kausch hat gedichtet, obgleich nichts Erhebliches, z. B. „der allerneuste Roman, oder die Frau ohne Vorurtheil" (2 Bde. Lpzg. 1785, 86). — Aesthetische Gespräche (Breslau 1786). —

3) Kinderspiele. 2 Thle. Leipzig 1777. — Fritzens Reise nach Dessau. 1776. — Spitzbart. 1779. — Wilhelm v. Blumenthal, 2 Thl. 1780. — Empfindsame Reisen durch Deutschland. 3 Thle. Wittenb. 17770 — 72. — Der 4te Theil zu Chr. Opitz: (1745 — 87) Begebenheiten des Hrn. Redlich, daselbst 1771). — Saadis persisches Rosenthal nebst Locmanns Fabeln, das. 1775. — Der kleine Voltaire. Liegnitz 1785. — Das blinde Ehepaar, Breßl 1789. 8. — Reise durch Schlesien. Breslau 1792. — Von dramatischen Arbeiten: Lustspiele ohne Heirathen. Wittenberg 1772. — Der Würzkrämer und sein Sohn, eine Schulkomödie 1773. — „Ptolomäus," (Trauerspiel) und die Schulwettter, (Lustspiel) Breslau 1790. — Außerdem sehr viele zerstreute Schriften und Abhandlungen, politischen, pädagogischen, ästhetischen Inhalts, die nicht hieher gehören.

größten Uebereilungen zur Folge hatte. — Samuel Gottlob Bürde [1] (geb. zu Breslau 1753, gest. das. 1831 als Kanzleidirector) zeichnet sich, ohne eben viel Eigenthümlichkeit zu besitzen, als Lyriker durch äußerst wohlgefällige Formen aus. In den Liedern Hölty, in den Erzählungen Wieland, in den geistlichen Gedichten Gellert folgend, erhebt er sich nirgends zu bewundernswerther Höhe, vermeidet doch aber die zu niedrigen Sphären. Besonders beachtenswerth sind selbst noch jetzt seine Uebersetzungen aus dem Englischen. — Gottlieb Lebrecht Fabri [2] (geb. zu Oels 1758, gest. als Arzt zu Namslau 1814) ein Bruder des geschätzten Geographen, liebt den didaktischen Ton und ist wenig bekannt geworden; obgleich Einzelnes von ihm wohl Anspruch darauf hätte. — Geschätzt und verbreitet sind die anspruchslosen, besonders für Kinder sehr geeigneten Lieder von Karl Fr. Splittegarb [3] (geb. zu Greifenberg 1753, gest. als Schuldirektor zu Berlin 1808). — Aermer noch als die weltliche Lyrik ist die geistliche. Martin Gottfried Böhm's (geb. zu Breslau 17!?, gest. daselbst 1793 als Prediger) geistliche Poesien (Breslau 1767), Christian Samuel Uber's (geb. zu Landshut 1714, gest. als Prediger zu Hamburg 1776) „Gott bittende und lobende Stimmen der Andacht" (Hamburg 1764) werden von den weit innigeren des schon erwähnten Ehrenfried Liebich weit übertroffen. Christian Traugott Schröers [4] (geb. bei Goldberg 1727, gest. zu Schmiedeberg als Diakonus 17?) „Cantaten auf alle Sonn- und Festtagsevangelia" (Bunzlau 1774) gehören allenfalls hieher. Mit Uebergehung ähnlichen Mittelgutes müssen wir zwei Männer, als charakteristisch für die am Ende des Jahrhunderts auch in Schlesien wieder aufkeimende mystische Religionsanschauung anführen: Gottlob Friedrich Hillmer (geb. zu Schmiedeberg 1756, später in Berlin) auf dessen musikalisches Verdienst Hoffmann (in „Schlesiens Tonkünstlern," p. 211.) mit Recht hinweiset, spricht in seiner „Sammlung von Oden und Liedern" (Frankf. 1781) und den Liedern für Herz und Empfindung" (mit Musik) (Breslau 1785, 1787, Queerfol.) immer ein religiöses Gefühl aus, was auch von vielen „ascetischen Gedichten" des sehr fruchtbaren Heinrich Sie-

---

1) S. Schummels Bresl. Almanach. 1801. S. 80. Am vollständigsten sind seine Schriften in Hoffmanns Monatschrift, p. 134 verzeichnet. — Man bemerke: Vermischte Gedichte, Breslau 1789, 95. — Erzählungen. (Königsberg 1796.) — Poetische Schriften, 2 Bde. (das. 1803. 1804). — Vermischte Gedichte und kleinere Schriften, (daselbst 1803.) — Geistliche Gedichte, (daselbst 1817.) — Erbauungsgesänge für den Landmann. (1817.) — Von Abcetterschriften: Die Entführung. Lustsp. (Bresl. 1779.) — Der Hochzeittag. (Trauersp. 1779.) — Operetten. (Königsberg 1795.) — Von Uebersetzungen: Mercciers Schilderung von Paris." (Breslau 1783.) 4 Bde. — „Miltons verlornes Paradies. (2 Bde. Berlin 1793). — Goldsmiths „verlassenes Dörfchen" und „der Reisende." (Breslau 1802.) —

2) Palämon (1778). — Piramus und Thisbe (Melodram 1780). — Eusemon (Halle 1780). — Gedichte (Breslau 1780).

3) Lieder der Weisheit und Tugend. Berlin 1786. 95. — Fröhliche Lieder. (das. 1787).

4) Von ihm rührt auch die Zeitschrift: „Von Allem Etwas" (Liegnitz und Breslau 1755) her. — Erbauungsschriften. —

gismund Oswald [1]) (geb. zu Schmiedeberg 1751, gest. als Geheimrath 1834) gelten kann. Beide Männer sind in ihrem Streben einander verwandt. Ihre Neigung zur Mystik fand in den Zeiten der Regierung Friedr. Wilhelm II. mehr Nahrung, als ihnen selbst dienlich war, und verleitete ihr Talent zu manchen beklagenswerthen Verirrungen, die aber Andere, wie Herrmann Daniel Hermes, Wöllner, Bischofswerder, theilen. Die Vermengung der religiösen Dogmen mit der Freimaurerei und kabbalistischer Abenteuerlichkeit brachte gewaltige Verwirrung in viele selbst tüchtige Köpfe, und hat auch in Schlesien eine eigene Literatur oft bitter polemischer Art in jenen Jahren hervorgerufen, über welche wir gern hinwegeilen, da sie an die düstern Zeiten von Tschech, Kuhlmann u. s. w. erinnert. —

Von einer epischen Poesie würde gar nicht die Rede seyn dürfen, wenn nicht einige Romandichter ihr Plätzchen verlangten. Unter diesen sind die Eigenthümlichsten, Hermes und Schummel, schon genannt. Der deutsche Roman hat erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts sich erhoben, und Hermes sittlich-empfindsame Romane mußten der feineren Lesewelt, welche außer der Gellert'schen „schwedischen Gräfin" nichts hatte, sehr willkommen seyn. Nach ihm ward's in Deutschland lebendiger. Dusch, Musäus, J. G. Miller, Westphal, J. H. Jung (Stilling) folgten mit verschiedenen neuen Richtungen. Schummel tritt neben Knigge, J. G. Miller. Die historischen Romane der Benedicte Naubert und Meißners führen uns auf einen Schriftsteller, der in Schlesien von 1791 — 96 eine vorübergehende Erscheinung war: J. A. Feßler (geb. in Ungarn 1756) dessen: „Mark Aurel," „Aristides," „Attila" u. s. w., sehr großes Interesse erweckten. Ein anderer Ausländer: A. W. E. von Rahmel (geb. in Pommern 1749, gest. als Bürgermeister in Schmiedeberg (1808), dessen „poetische Schriften" (Schmiedeberg 1789) auch ein glückliches lyrisches Talent bekunden, tritt durch viele humoristische Aufsätze (Prosaische Schriften, 2 Theile, Breslau 1789) unter die besseren Humoristen seiner Zeit. — Die Familienromane, ziemlich in Lafontainischer Weise, hat Johanna Isabelle v. Wallenrodt geb. v. Koppy [2]) geboren 1740 zu ? gestorben 1819 zu Lampersdorf)

---

1) Er war auch Componist. Man bemerke z. B. „Lieder beim Clavier mit oblig. Violine," 1782. 83. — Singstücke, Lieder und Choräle mit Clavierbegleitung. 1790. — Gesänge am Clavier. 1801. — desgl. für Freunde des ernsten Gesanges. 1823. (meist in Breslau gedruckt.) — Viele ascetische Schriften, von denen seine: „Analogie der leiblichen und geistlichen Geburt, (Bresl. 1786) insbesondere angegriffen worden ist. — Oswald und Hillmer schildert Manso in der „Geschichte des Preuß. Staats," II. p. 202. ff. (Frankf. 1819) nicht minder bitter, als die gesammte Verkehrtheit der damaligen Verwaltung religiöser Angelegenheiten, übrigens mit genauster Kenntniß der Thatsachen. — Oswalds poetische Schriften sind am vollständigsten in den schles. Provinzial-Blättern. 1835. März. S. 189. ff. verzeichnet. —

2) S. ihre Selbstbiographie. Lpzg. 1796. 2 Bde. — Die drei Spinnrokken. Lpzg. 1763. — Wie sich das fügt. 2 Thle. daf. 1793. — Emma v. Ruppin. 2 Thle. ebd. 1794. — Theophrastus Bradmann. ebd. 1794. — H. Roberts Begebenheiten. 3 Thle. Riga 1794. — Adolph und Sidonie von Wappenkron. 2 Bde. Halle 1796. — Goldfritze. daselbst 1797. — Erzählungen auf Reisen. 3 Bde. Prag 1810 u. s. w.

durch fast zwanzig Werke von ziemlich eintöniger Farbe vermehrt. — Die Uebersetzungen aus dem Französischen von J. G. Peinemann[1] (geb. 1753, gest. als Buchhändler zu Glaz 1802) können hier kaum mitgezählt werden, was auch von ähnlichen Versuchen F. Renners[2] (Carlson genannt, geb. zu Breslau 1746, gest. zu Dresden 1807) gilt; C. J. Krebs[3], genannt Fabian Spaßvogel (geb. zu Albendorf 1771, gest. zu Breslau als Accisbeamter 1808) versorgte gleichfalls nur die Leihbiblioteken durch ein Dutzend von Alltagsromanen. — Der achtbare Mathematiker J. J. Ebert (geb. zu Breslau 1737, gest. zu Wittenberg als Professor 1805) verräth in seinen Beiträgen zu den von ihm herausgegebenen Zeitschriften: „Fidibus" (Leipzig 1768 — 70), „Tapeten," (Wittenberg 1771 — 76), den „kleinen Romanen" (Wittenberg 1773) und: „Fabeln für Kinder," auch kein dichterisches Talent, während sein Antheil an den Wittenberger gelehrten Zeitungen (1778 — 1781) und dem Wittenberger Magazin (Berlin 1781 — 84), so wie seine dem Leibnitz Eulerschen Standpunkte folgenden mathematischen Schriften seinen Namen der Vergessenheit entrissen haben.

Phantasievoller als diese, doch nie zu vollständiger Reife gelangt, ist F. A. Wenzel[4] (geb. 1775, gest. 1823 zu Breslau). Er fällt freilich schon zum Theil in die spätere Periode, wie auch Joh. Friedr. Raupach (geb. zu Strauptz 1775, gest. als Prof. in Liegnitz 1819), dessen „Baron Vanini und Rosemont" (Berl. 1796) und „Durchflug eines Humoristen durch Deutschland" u. s. w. (Breslau 1811), hier daher die Granze bezeichnen sollen. Die Wirkungen der großen Musterwerke im Gebiete deutscher Romanenliteratur, von Göthe und Jean Paul, werden in der schlesischen erst später offenbar. [5]

Von Volksromanen findet sich wenig vor. Der „Till Eulenspiegel," (der 1779 — 80 in 2 Theilen zu Breslau ohne Angabe des Druckorts erschien), ist nach Flögel (Geschichte der Hofnarren p. 475.) von F. Herzberg, Rendanten in Breslau. Näheres über diesen Schriftsteller ist nicht bekannt. Das Buch ist sehr witzig, aber der Volkston darin schlecht getroffen. —

Die dramatische Poesie der Deutschen hatten wir zu Ende des vorigen Zeitraums in einem bedenklichen Zustande verlassen. Die sogenannten Hof- und Staatsactionen" waren immer noch erfreulicher,

---

1) z. B. Florello. Bresl. 1780. — Die Irrthümer. 2 Thle. das. 1782.
2) z. B. Magazin witziger Einfälle. Altenburg 1800. Roman aus dem Französ. Dresden 1801.
3) z. B. Pfalzgraf Weikhard v. Stromhausen. Leipz. 1793. — Wiedersehn und Tod. Berlin 1793. — Vater Flammberg. das. 1796 u. s. w.
4) z. B. Leonte. 2 Thle. Bresl. 1809. — Matthias Corvinus und Maria. das. 1800. — Edwins Pfad zur Tugend. das. 1815.
5) Außer Schummel sind fast alle die genannten Romanschriftsteller vergessen. Dies gilt auch von C. Friedr. Kahlert (geb. zu Breslau 1765, gest. als Stadtgerichts-Director zu Glogau 1813), der unter dem Namen Flammenberg einst sehr beliebte Sachen lieferte. Sein „Geisterbanner" (1795) ward sogar ins Englische übersetzt. Seine beiden Schauspiele „die Waffenbrüder" und „Maria von Schwaningen" (Bresl. 1790), sind Nachahmungen von Babo.

als die, ganz nach ausländischem Schnitte zugerichteten Singspiele, und die Uebersetzungen nach Moliere und Corneille. In der That regten jene, bei aller Unbehülflichkeit der Form, in den Händen talentvoller Schauspieler, wie z. B. des Magister Velthem, zu ergötzlichen Improvisationen an. Die stehende Figur des Narren bildete die Parodie zu der sententiösen Trockenheit der Helden und Könige. Bei der öfter erwähnten Velthemschen Truppe begann nun in der Rolle des Narren ein merkwürdiger Schlesier: Joseph Anton Stranitzky (geb. zu Schweidnitz am Ende des 17., gest. in der Mitte des 18ten Jahrhunderts) seine Laufbahn. Merkwürdig ist er, weil die Rolle des Narren im Schauspiel durch ihn zu einer solchen Bedeutung erhoben wurde, daß man ihn den ersten deutschen Hanswurst genannt hat. Diesen Namen (auch bei anderen Völkern benannte man bekanntlich die komische Theaterperson nach Speisen, daher Pickelhering, Potage, Pudding, Macaroni), so wenig als die Figur selbst, hat er erfunden, denn beide kommen schon in den Fastnachtsspielen des 16ten Jahrhunderts vor, und Luther selbst hat (1541) das Wort gebraucht, aber zu mimischer Ausbildung in dem individuellen Costum eines Salzburgischen Bauern erhob er diesen komischen Charakter mit so großem Glück, daß er um 1708 in Wien (als Schauspieldirektor) den italiänischen Buffonerieen die Spitze bieten konnte. Stranitzky verdient aber unsere Aufmerksamkeit auch als grotesskomischer Schriftsteller; seine Bedeutung als solcher hat Flögel längst hervorgehoben. Ohne wissenschaftliche Bildung war er nicht, erhielt solche vielmehr schon in Breslau unter dem verdienten Rector des Elisabetans Gottlob Kranz (geb. 1650. gest. 1733) während die Neigung zum Schauspieler durch die theatralischen Spiele der Jesuiten früh genährt wurde. Das erste seiner beiden Werke: „Ollapotrida des durchgetriebenen Fuchsmundi" u. s. w., enthält dialogisirte Satyren auf verschiedene Zeitmängel. Es sind lauter Lustspielscenen, denen man italienischen Ursprung anmerkt. Das andere: „Hans Wurst" ist noch harmloserer Natur, voll gesunden Spaßes. F. Horn mag Recht haben, wenn er viele Bemerkungen Stranitzkis aus Abraham an St. Clara geschöpft hält. Dieß hindert nicht, ihm unter den talentreichsten Schlesiern seine Stelle zu sichern. — Der weiteren Darstellung der Fortschritte dramatischer Poesie mag die äußerliche Theatergeschichte Schlesiens vorangehen. — Die Haupt- und Staatsactionen haben zur Zeit der italiänischen Oper in Breslau, wie überall, ihr Wesen getrieben [2]),

1) M. s. Horn: „Die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen." II. p. 197 ff. und Gräffer „Histor. bibl. Bunterlei" (Brünn 1824) p. 102. Beide schöpften aber aus Flögel Geschichte des Grotesskomischen. Liegnitz 1788. S. 123 u. ff. — Von Stranitzky rühren zwei Werke her: I) Olla potrida des durchgetriebenen Fuchsmundi u. s. w. an's Licht gegeben von Schalk Terrae. In dem Jahr, da Fuchsmundi feil war. 1722. 8. — 2te Ausgabe mit dem Titel: „Satyrikus" u. s. w. (Cosmopoli 1728.) — II) Lustige Reisbeschreibung aus Salzburg in verschiedene Länder. (Gedruckt in diesem Jahre); nochmals aufgelegt unter dem Titel: „Der Wienerische Hanswurst", herausgegeben von Prehauser. Pyrzerthal 1787. — Die Bücher sind sehr selten, daher auf die von Flögel a. a. O. gegebenen Auszüge S. 128 u. ff. verwiesen wird.

2) M. s. Literar. Beilage zu den schles. Provinzialbl. 1798. S. 145. 185. — Fülleborn's Erzähler 1800. S. 722.

wie aus den noch übrigen gedruckten Anzeigen, die toll genug sind, hervorgeht. Nach Velthem kam der Wiener Hanswurst, Prehauser, nach Breslau (1720) [1]), dann eine Prager Truppe (1732), dann der bekannte Schönemann mit Eckhof (1742), der nach Gottschedischen Ansichten meist Uebersetzungen aus dem Französischen gab. Nach ihm erhielten Ackermann und Schuch das Breslauische Theaterprivilegium, und dieser letzte so berühmte Schauspieler baute zuerst ein eigentliches Theatergebäude in Schlesiens Hauptstadt (1754), dieß übernahm Wäser (1772) und baute auf derselben Stelle das noch stehende Haus, das 1782 eingeweiht ward. Im Jahre 1797 kam das Privilegium in die Hände von Actionnairs, die durch eine eigne Direction das Theater verwalten ließen. Unter den Männern, welche um die Verwaltung sich Verdienste erwarben, treten K. K. Streit, den wir als Begründer der schlesischen Provinzialblätter u. s. w. schon gerühmt haben, und der Professor C. F. Heinrich hervor. Die Leistungen der Bühne kritisch zu beleuchten, begann man schon zu Schuchs Zeiten; davon zeugen z. B. „Nachricht von der Schuch'schen Schaubühne" (1758), Schwarzenbergers Briefe über dieselbe, (Glogau 1769, 4.) Später erschien K. K. Streits: Theatralisches Wochenblatt, (Breslau 1772) das wenig Glück machte, dann ein ganzes Heer von Libellen gegen die Wäser'sche Verwaltung, das sich aber zur Zeit der Heinrichschen [2]) noch vermehrte, und eine Fülle von Unhöflichkeit zu Tage förderte. Auch die Schles. Provinzialblätter kritisirten eine Zeitlang das Theater.

In den größeren Städten der Provinz ward für den Bedarf der Schaulustigen durch herumziehende Schauspielertruppen gleichfalls längst gesorgt. Bei einigen kleinen Fürstenhöfen z. B. in Sibyllenort bei Oels, war eine Zeitlang das Theater als stehend zu betrachten. Indessen gab die Hauptstadt den Ton an. Eine beliebte Erscheinung in Schlesien blieben nebenher die Puppenspiele [3]). Diese, welche in ihrer stereotypen Weise die Kindlichkeit früherer Generationen vor Augen führen, haben auch bereits die Einsichtigeren der neuesten Zeit als beachtenswerthe Quellen der deutschen dramatischen Literatur zum Gegenstande ihrer aufmerksamen Forschung gemacht. Sie verdienen diese Bemühung, denn es gilt von ihnen, was neulich

1) Breil. topograph. Chronik p. 881; der ganze in diesem schätzbaren Werke mitgetheilte Aufsatz über das Theater ist zwar unvollständig genug, dennoch aber immer noch das Uebersichtlichste, was über den Gegenstand geschrieben worden. —

2) Eine der besten darunter ist: Grundsätze der Breslauischen Theaterverwaltung. 1798. 8. (von dem Generalfiscal C. G. Berger). — Ein ziemlich genaues Verzeichniß hierher gehöriger Broschüren giebt das Thomasche Handbuch der schles. Liter. (Hirschberg 1824.) S. 226—27.

3) Das Gründlichste über diesen Gegenstand hat F. Horn a. a. O. II. S. 254 gesagt. — Gleichwohl hat man noch immer unterlassen, die Stücke, welche die deutschen Puppenspieler im Kopfe mit sich tragen, aufzuzeichnen. Selbst das Beste: „Der Doctor Johannes Faust", existirt nur in einigen wenigen, zu Berlin für einen engen Kreis gedruckten Exemplaren. Zögert man aber länger damit, so läuft man Gefahr, diese merkwürdigen Denkmale aus der Tradition zu verlieren, was späterer Zeit vielleicht minder gleichgültig, als der Gegenwart seyn dürfte.

O. F. Gruppe von den Aeschyleischen Tragödieen bemerkt hat, daß eben wahre Volkspoesie, nur gleichsam in zu frühzeitiger Krystallisation darin sichtbar werde. — Die gedruckten deutschen Bühnenstücke vor 1750 hat Gottsched übersichtlich in seinem: „Nöthigen Vorrath deutscher dramatischer Dichtkunst" zusammengestellt, und dadurch bei Weitem mehr, als durch seinen Feuereifer gegen den armen Hanswurst, den er (1737) durch die Madame Neuber verbrennen ließ, genützt. In der That aber nennt jenes Buch noch wenige Werke, die für wahrhaft bedeutenden Gewinn gelten könnten. Die Bühne war sichtlich hinter der Zeit zurückgeblieben. Die Trauerspiele von Elias Schlegel, Cronegk und die ersten Anfänge Lessings sind das Beste des von 1706 — 1750 Geleisteten. Der Gottschedische Anhang vries bei Allem diesem seinen Meister als den Wiederhersteller des deutschen Theaters, weil er an den Aristotelischen Einheiten hing, die Volksschauspiele aus Unverstand verwarf, die Oper zu hemmen suchte u. s. w. Gellerts Lustspiele kommen uns eben so steif vor, als Weißens Trauerspiele, während dessen Operetten eine neue Bahn brachen. Indessen regte sich bald der bessere Sinn. Gotter schon erweckte Hoffnungen auf Besseres. Da erhob sich Lessing und vernichtete das Ansehn der Franzosen durch Hinweisung auf Shakespeare und die Alten, verbannte den Despotismus des Alexandriners und machte den stürmischen jugendlichen Talenten, Gerstenberg, Leisewitz, Lenz, Klinger Luft. Hoch über diese erhob sich Göthe. Seiner genialen Schöpfungskraft, Lessings theoretischem Scharfsinn gesellte sich Schröders praktische Tüchtigkeit zu, und man durfte endlich von einer deutschen dramatischen Poesie, wenn auch nicht von einem deutschen Theater im eigensten Sinne des Wortes reden. Mit der „Iphigenie" (1787) hatte Göthe den Gipfel seines dramatischen Dichterruhms erreicht. Was nun folgt, zerfällt in zwei Richtungen, die ideale, die Schiller, die gemein-reale, die Kotzebue vertritt. Daneben suchte Iffland den äußeren Anstand zu retten, und gegen Alle erhob sich Schlegels romantische Schule, die zum zweiten Male auf Shakespeare und noch mehr auf Calderon verwies, was den Sinn fürs Vaterländische nicht eben gefördert hat. — Noch einmal trat ein schöpferischer Genius, H. v. Kleist, auf, er ging, trotz Tiecks Ermunterung, mißverstanden unter, und demnächst begann das Müllnersche Unwesen, welches wirklich dem Lohensteinischen nicht unähnlich ist, unserer Betrachtung aber hier nicht unterliegt.

Einige nicht unglückliche Talente hat in diesem Zeitraume auch Schlesien geboren, ist auch eben keines darunter, das unter die vom ersten Range gerechnet werden mag.

Am bekanntesten von allen sind die beiden Brüder Stephanie. Der Aeltere, Christian Gottlob[1] (geb. zu Breslau 1734, gest. 1798 als Theaterregisseur zu Wien), war der am wenigsten fruchtbare. Des zweiten, Gottlieb[2] (geb. zu Breslau 1741, gest. als

1) Von ihm sind z. B. „Die Liebe in Korsika" (Wien 1770). — „Die Wahl" (das. 1771), „Der neue Weiberfeind" (das. 1773). — Viele Uebersetzungen.

2) Sehr bekannt war namentlich: „Der Deserteur aus Kindesliebe" (Wien

Schauspieler zu Wien 1800) dramatische Arbeiten sind lange sehr beliebt gewesen, und nicht unverdienter Weise. Ist auch mehr theatralisches, als eigentlich dramatisches Talent in diesen Stücken, was von dem erfahrnen Schauspieler obnedieß zu erwarten steht, so sind doch unter den Schriftstellern, welche dem Geschmack an Familiengemälden huldigten, wenige talentvollere gewesen. — Ihnen verwandt ist H. F. Möller[1] (geb. zu Olbersdorf 1745, gest. zu Fehrbellin als Schauspieldirector 1798) dessen „Graf von Waltron" einstmals unzählige Thränen entlockt hat. — Viel niedriger steht C. G. Grüner[2] (geb. zu Kinsberg 1757, gest. zu Wien 1807), der auch sehr alltägliche Romane geschrieben hat. — G. B. Straube's (geboren ? gestor. 1773 als Professor in Breslau) „Komödien für deutsche Schauspieler (Breslau 1771), sind eben so wenig in Aufnahme gekommen, als C. E. Schenk's[3] (geb. zu Jauer 1740, gest. als Kanzleirath zu Schadlau 1807) „Schauspiele" (Breslau 1761). Als ein eifriger Theaterfreund, in dem Umgange von Hermes gebildet, griff in das Breslauische Theaterwesen während des Waserischen Regiments ein Ausländer thätig ein, der auch in Streit's „Theatralis. Wochenblatt" manches gelungene Dramaturgische lieferte. Dieß ist C. E. Schubert (geb. 1741 zu Neuwied in Franken, gest. zu Breslau als Stadtgerichts-Assessor 1803). Außer lyrischen Gedichten, z. B. Blumensträuschen für meine Freundinnen (Berlin 1775), gab er auch „Schauspiele mit Gesang" (das. 1779) heraus, zeichnete sich aber mehr durch treffende Kritiken, als durch dichterisches Vermögen aus. — Von einem weit berühmteren Ausländer, dessen Aufenthalt in Schlesien aber nur kurze Zeit dauerte, können wir um so weniger schweigen, als gerade diesem kurzen Aufenthalte die Welt manche schöne Frucht dankt. Gottfried Ephraim Lessing[4] lebte als Secretair Tauenziens von 1760 — 65 in Breslau. Die Empfängniß kriegerischer Eindrücke brachte die „Minna von Barnhelm" hervor, und Lessings Durchsicht der Breslauischen Bibliotheken an Klose's und Arletius Hand, danken wir die Ausgaben des Andreas Scultetus und Logaus. In Breslau sah es, wie wir schon erwähnten, in jenen Jahren noch sehr trüb aus. Klose und Arletius, Breslau's gelehrte Notabilitäten mußten auch wohl nur die gelehrte Seite von Lessings Geiste zu würdigen. Für seinen unendlich fein geläuterten Geschmackssinn,

---

1773). „Die Ueberraschung" (1778). „Der Doctor und Apotheker" u. A. Sämmtliche Schauspiele, 6 Thle. (Wien 1771—87.) — Sämmtliche Singspiele (Liegnitz 1792). — Sämmtl. dramat. Werke, 6 Bde. (Wien 1789.) —

1) Von ihm sind z. B. „Luise, oder der Sieg der Unschuld" (Prag 1775). — „Ferdinand und Wilhelmine" (das. 1775.) — „Ernst und Gabriele" (1778). — „Graf v. Waltron" (zuerst Prag 1776, dann öfters) u. s. w.

2) Z. B. „Der Irrthum" (Danzig 1782). — „Das Gelübde" (Mannheim 1803). — Von Romanen: Franz v. Alm und seine Kinder" (Berlin 1783.) — „Der Märtyrer der Wahrheit", 2 Bde. (Danzig 1795.) — Henriette v. Detten, 4 Thle. (Köln 1803—1804.)

3) Er hatte auch Antheil an Klose's und Flögel's vermischten Beiträgen zur Philosophie u. s. w. Brsl. 1762—64. — „Fabeln und Fabulettrn. Das. 1770.

4) Lessings Leben v. Schink (s. Lessings Schriften, Berlin 1825. I.) S. 52, 57.

kann dieser damals wenig Nahrung gefunden haben, und dennoch ward unter Farospielen und Amtsgeschäften „Laokoon" entworfen. Um die mit ihm in Breslau lebenden Schöngeister, deren Thun ihn freilich sehr gering vorkommen mußte, scheint er sich wenig gekümmert zu haben.

Von den spätern Schlesiern haben Einige, z. B. Schummel, Bürde u. A., von denen schon Erwähnung geschah, auch kleine dramatische Arbeiten geliefert. W. F. Meyer[1] (auch Eulogius Meyer genannt, geb. 1784 zu Breslau, gest. das. 1805), der Erwartungen eben erst angeregt hatte, schied zu früh.

Gebührt hiernach Schlesien auch nicht der Ruhm, die dramatische Poesie des 18ten Jahrhunderts wesentlich bereichert zu haben, so dürfen wir doch an diesem Orte den Zufall nicht verschweigen, daß, so wie der erste Hanswurst (Stranitzky), so auch der größte deutsche tragische Schauspieler J. F. F. Fleck (geb. zu Breslau 1757, gest. zu Berlin 1801) dem Tieck (im Phantasus Bd. 3.) ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, jenes Landes Sohn gewesen ist. — Daß in dem 18ten Jahrhundert auch die Behandlung deutscher Literaturgeschichte Schlesiern Manches verdankt, ist nicht zu läugnen, obgleich sich dieß vorzüglich auf die provinzielle Literatur beschränkt. Europäischen Ruf aber hat sich bereits der vielgelehrte C. F. Flögel[2] (geb. zu Jauer 1729, gest. als Prof. zu Liegnitz 1788) durch seine unübertroffenen literaturhistorischen Schriften erworben.

Im letzten Jahrzehend des durchlaufenen Seculums können, wie früher Klose und Arletius, dann Garve und Hermes, so jetzt zwei nicht minder bedeutende Naturen, als Mittelpunkte wissenschaftlicher und dichterischer Betriebsamkeit betrachtet werden. Ja sie erscheinen, ihrer Wirksamkeit nach, so sehr als unmittelbare Fortsetzungen von den letztgenannten, ungeachtet ihrer Individualität nach, von jenen abweichend, daß sie zugleich den historischen Fortschritt geistiger Gesammtbildung bezeichnen. Dem Ersten, einem Ausländer, J. L. F. Manso[3] (geb. zu Blasienzell bei Gotha 1759, gest. als Schulrector

1) Klio Thalia (Breslau 1801). — Eros. Berlin 1803. — Horribunda. Drama. 1805.

2) S. Schummels Denkschrift. Liegnitz 1788. — Einleitung in die Erfindungskunst. Bresl. 1760. — Gesch. d. menschl. Verstandes. (das. 1765.) — Gesch. des gegenwärtigen Zustandes der schönen Literatur Deutschlands. Jauer 1771. — Geschichte der komischen Literatur. Liegnitz 1784—87. 4 Bde.) — Gesch. d. Burlesken (das. 1794.).

Alle diese Schriften, die, so viel bekannt, fast sämmtlich vergriffen sind, hat man unzählige Male ausgeschrieben und benutzt. Statt anderer Beispiele verweisen wir nur auf Gerdye's: Geschichte der macaronischen Poesie. Halle 1829.

3) M. s. J. C. F. Manso als Schulmann und Gelehrter von F. W. Kluge. Bresl. 1826. 8., aus den schles. Provinzialbl. besonders abgedruckt. — F. Passow: Narratio de Mansone. Bresl. 1826. 4. — Die histor. u. philolog. Schriften (Sparta, Leben Constantins d. Gr., Gesch. d. Preuß. Staats, Gesch. des ostgothischen Reiches, Mythologische Versuche, Uebersetzungen des Bion und Moschus, König Oedip, befreites Jerusalem) interessiren zunächst nur die Gelehrtenwelt. Seine eigenen poetischen Arbeiten sind: „Die Kunst zu lieben." Leipzig 1794. — Poetische Wälder (das. 1801, 2 Bde.). Einige spätere Gedichte sind den trefflichen „Vermischten Abhandlungen (Breslau 1821) angehängt.

zu Breslau 1829) verdankt Schlesien sehr viel. Ein Schulmann, wie es wenige gegeben hat, förderte er das wahre Verständniß des Alterthums, welches seinen eignen Geist geläutert und gekräftigt hatte, durch Wort und Schrift. Alle seine gründlichen historischen und philologischen Werke verrathen neben reichem positiven Wissen die unumschränkteste Herrschaft über die Form, ein Umstand, den der Einfluß des Dichters auf den Gelehrten erklärt. Manso als Dichter, hat einstmals den Weimarischen Xenien nicht weniger zur Zielscheibe dienen müssen, als Nicolai u. A., die es weit mehr verdienten. Er ist freilich so sehr Wielands Nachahmer, ohne daß bei ihm erkünstelte Leichtfertigkeit allen Pedantismus verstecken kann, daß wir seine Gedichte heutigen Lesern nicht weiter empfehlen wollen, aber in allen seinen wissenschaftlichen Werken verläugnet sich dennoch auch das dichterische Talent nicht. So hatte sich bei ihm eine wahrhaft humane Bildung erzeugt, und dieses sein Besitzthum zu verallgemeinern, hat er als Lehrer in Schlesien 35 Jahre lang gestrebt. Weit gefehlt, daß Anerkennung ausgeblieben wäre, ward er bald nach seiner Ankunft in Schlesien (1790) der Mittelpunkt eines beneidenswerthen wissenschaftlichen Verkehrs. Die Kenntniß schlesischer Literaturgeschichte hat er durch eine unbefangene scharfsinnige Kritik unterstützt, und ist auch dadurch für das Land, dem die größte Hälfte seines Lebens angehört hat, bedeutungsvoll geworden.

Von Manso wenden wir uns zu einem Dichter, der überhaupt unter denen, die Schlesien ihr Vaterland nennen, insbesondere aber unter denen des 18ten Jahrhunderts eine so ehrenvolle Stelle einnimmt, daß er größere Beachtung, als die Literaturhistoriker der Deutschen ihm bisher geschenkt haben, fordert. Georg Gustav Fülleborn[1]) (geb. zu Gr. Glogau 1769, gest. zu Breslau als Gymnasialprofessor 1803) war eine mit den herrlichsten Gaben geschmückte geistige Natur. Vor Allem aber lebte in ihm ein schönes Dichtergemüth, welches alle seine vielseitigen Leistungen verklärte. Seine Erscheinung machte ihr Uebergewicht über ziemlich prosaische Umgebungen in der That auch auf so entschiedene Weise geltend, daß sein kurzes Leben ein langes und fortdauerndes geworden ist. Der Gelehrte nennt noch heute seine Uebersetzung des Persius (Halle 1794), seine Beiträge zur „Geschichte der Philosophie" (12 Stück, Züllichau 1791 bis 1799), seine „Rhetorik" (4te Auflage von Menzel, Breslau, ohne Jahreszahl, zuerst daselbst 1802) mit Achtung. Was ihn uns aber besonders wichtig macht, ist die Bewahrung einer sehr wohlthätig einwirkenden Popularität, bei vielseitigem gründlichen Wissen, und einer Alles leicht bezwingenden geistigen Schnellkraft. Diese im edelsten Sinne des Wortes populäre Vortragsweise hat er, nachdem ein ähnlicher Versuch mit der Zeitschrift „Nebenstunden" (Breslau 1798, 99) mißlungen war, in einer andern: „der Breslauische Er-

1) Die meisten kleinern Dichtungen Fülleborns sind in den genannten Zeitschriften zerstreut. Außerdem erschienen von ihm: „Volksmährchen der Deutschen, nicht von Musäus. Bd. 6. Halle 1789. — Papiere aus Heno's Nachlaß. Züllichau 1782. — Bunte Blätter. Erzählungen u. s. w. Berlin 1795. — Kleine Schriften zur Unterhaltung. 2 Sammlungen. Breslau 1797. 98.

zähler," der 1800 von Kapf und Bende begonnen, vom 14ten Stück bis 1803 von Fülleborn fortgesetzt wurde (nach dessen Tode haben Woltersdorf und Rhode ihn bis 1810 fortgeführt), vorzüglich an den Tag gelegt. In dieser Hinsicht haben überhaupt nur wenige deutsche Zeitschriften die genannte übertroffen. Als Dichter nun neigt Fülleborn sich zum Schiller'schen Idealismus, selbst, wie Schiller, von der Reform, die Kant im Reiche des Denkens unternommen hatte, ergriffen. Doch sind viele seiner Gedichte auch aus einer ganz verschiedenen Anschauungsweise des Lebens hervorgegangen. Dieß eben berechtigt zu der Annahme, daß Fülleborn geschieden, bevor er seine Aufgabe als Dichter vollständig zu lösen vermocht habe. Denn in fortschreitender Entwickelung begriffen erscheint er noch in seinen letzten Arbeiten.

So fehlte es denn in jenen Jahren, die der großen politischen Erschütterung Europa's unmittelbar vorhergingen, in Schlesien nicht an Männern, die den Pulsschlag alles geistigen Lebens zu beschleunigen Willen und Kraft besaßen. An Manso und Fülleborn schlossen sich Bürde, Schummel, Streit und sehr viele andere Männer, die wir nur darum hier übergehen, weil wir nicht die wissenschaftliche, sondern nur die dichterische Thätigkeit zu schildern haben. Allmählich hatten die äußeren Verhältnisse im Lande, z. B. die Erweiterung buchhändlerischen Verkehrs, das Streben jener rüstigen Geister unterstützt. Die Kritik ward nicht mehr allein durch die dürftigen „Büchernachrichten," welche „die schlesis. politische Zeitung" begleiteten, versorgt; vielmehr war die literarische Beilage zu den schles. Provinzialblättern, deren wir schon gedachten, gleich von vorn herein durch Garve gefördert, zu einer provinziellen Bedeutung gelangt. Für die öffentlichen Leistungen der Bühne interessirten sich nicht blos Müssiggänger und Zerstreuungslustige, sondern Kenner und Freunde der Literatur und Kunst; das Gastspiel eines Fleck, Iffland, einer Unzelmann, gab Gelegenheit zu geistreichen Untersuchungen über mimische Kunst. Am Wenigsten wollte es mit der Förderung bildender Kunst fort, da, wenigstens für den heutigen Standpunkt, die Versuche von K. D. F. Bach (1756—1829) und Benkowitz (1764—1807) in der Zeitschrift „der Torso" (Breslau 1796) nicht im Entferntesten genügen können, während der feine musikalische Sinn der Schlesier sich längst bewährt hatte. Dieser hat wirklich auch den plastischen bei ihnen schon in frühester Zeit überwogen. [1])

Ohne in den Leistungen der spätern Schlesier eine großartige dichterische Erhebung zu finden, bemerken wir, nach dem Angeführten, dennoch ein sehr freundliches Verhältniß zwischen Poesie und Leben. Die Poesie galt Jenen, als ein wirksames Humanitätsmittel, — eine Ansicht, die um so erklärlicher wird, je größer der Antheil der Schulmänner an dem literarischen Treiben sich zeigte. Von der Absicht, das Volk zu bilden, ging man bei vielen Unternehmungen aus, und

1) Von dem Reichthum an musikalischen Talenten, den Schlesien von jeher besessen, giebt Hoffmanns Werk: „Die schlesischen Tonkünstler", das wir schon erwähnten, ein genügendes Bild.

blieb, weil vielfacher guter Wille, vielfache, einander ergänzende Kräfte vorhanden waren, in der Ausführung nicht hinter der Absicht zurück. Die Gelehrten ließen sich endlich zu dem Bedürfnisse der Zeit herab, und näherten sich dem Volke. Hieraus gingen eine Menge trefflicher Abhandlungen hervor, welche Gegenstände des gemeinen Lebens berührten, oder vielmehr erschöpften. Garve's Beispiel wirkte auch nach seinem Ableben in dieser Beziehung als Muster; die besten Proben davon liefern abermals die schlesischen Provinzialblätter. Man bemerkt in den Aufsätzen der Philosophen, Historiker, Technologen, Topographen eine gewisse Verwandtschaft der Darstellung, wofür Einigkeit der Gesinnung und der Ansichten über die Aufgaben der Gegenwart den Grund giebt. Man sah endlich ein, daß Schlesien Vieles nachzuholen habe, und daß durch alle Klassen der menschlichen Gesellschaft Licht und Wärme, Antheil an den höheren Interessen des Daseyns zu verbreiten, Noth thue. Es war damals ein stilles, aber rüstiges esoterisches Wirken Vieler zu einem Ziele, das das Volk zur Ertragung der gewaltigen Stürme, die das neunzehnte Jahrhundert gebracht hat, vorbereitete.

Mehr hierüber zu äußern, würde der Aufgabe unserer Darstellung zu fern liegen. Für uns genügt das Resultat, daß man, ohne im Besitze genialer Kräfte zu seyn, die für Deutschland entschiedenes Gewicht gehabt hätten, den Saamen der Poesie zu verbreiten bedacht war, weil, ohne diese, ungetrübte Harmonie des Geistes unmöglich sei, ein Leben ohne dichterische Erwärmung farblos hinwelke.

Glaube man nicht, daß damals die schlesischen Literaten sich und die Bildung des Kreises, zu dem sie sprachen, überschätzt hätten. Sie äußern sich, wenn man Schummel ausnimmt, der sich zuweilen zu sehr gehen läßt, meistens sehr bescheiden, denn sie verkannten nicht, daß Alles erst im Werden begriffen sei. So klagt Manso insbesondre öfters,[1]) „daß Breslau zwar viele tüchtige Geschäftsmänner zähle, aber, was Antheil an den Schicksalen der Gelehrsamkeit beträfe, anderen Städten sehr nachstehe.“ Aber es wäre nicht dahin gekommen, diese Klage aussprechen zu müssen, hätten früher Einsichtige des Volkes sich angenommen. Genug, Erkenntniß war doch endlich eingetreten, und mit ihr sogleich manche Frucht erreicht.

Unbekümmert um die höhere geistige Entfaltung in den Zeitläufen war Eines seinen Weg gegangen, nämlich die Gelegenheitspoesie. Was sollen wir wiederholentlich darüber klagen? die Erscheinung ist einmal nicht wegzuläugnen, daß seit zweihundert Jahren der Schlesier, wenn er den Sonntagsrock anzog, auch Reime haben wollte, und je mehr, desto lieber. Je breitgetretener die Gefühle zu Markte gebracht wurden, desto behaglicher war die Stimmung, die sie bewirkten. Damit es nun solchem Verlangen nicht an einem eigenen Tummelplatze fehle, hatten die schlesischen Provinzialblätter ein eignes Museum für „Denkmäler“ auf Trauer- und Freudenfälle eröffnet, und standen sich nicht schlecht dabei. Es ist auch dabei geblieben,

1) Z. B. im Jahre 1799 in der Lobschrift auf Garve. (Vermischte Abhandlungen. S. 113.)

während vieles Gewaltige und Herrliche erblüht und vergangen ist, denn: „Werden, Blüh'n, und Vergehn ist das Loos des Einzelnen, ewig waltet allein das Geschlecht.“ — Und am Ende liegt, so viel man darüber gespöttelt hat, in der erwähnten Neigung eine fast rührende Kindlichkeit des Gemüths, und wenn auch keine Begeisterung für tiefere Gedanken, wozu doch nicht jedes Jubiläum, jeder Geburtstag, jeder Todesfall erwecken kann, doch ein Wohlgefallen an mnemotechnischem Wohlklange, den der Reim mit sich bringt. Solches Eigenthum wolle man also den Schlesiern nicht verkümmern.

Auf den großen Todten, das achtzehnte Jahrhundert, hat man auch in Schlesien mehre hundert Gedichte gemacht, die besser ungedruckt geblieben wären. Aber mindestens auf Eines mag hier hingewiesen seyn, weil es ewige Wahrheiten ausspricht. Dieß ist von Manso. (s. Verm. Abhandlungen S. 307.)

Hiermit sollte vielleicht diese Darstellung schließen. Von Lebenden zu reden ist ja die gefährlichste Aufgabe des Geschichtschreibers, um wie viel mehr für uns, die es künftig nicht mehr mit geschichtlicher Darstellung, sondern nur mit kritischen Andeutungen über einzelne Phänomene zu thun haben werden, späteren Zeiten überlassend, sie in Zusammenhang zu bringen. Aber es ist darunter so viel für Schlesien Ehrenvolles, daß wir es nicht über das Herz bringen können, hier abzubrechen. —

VI.

Das neunzehnte Jahrhundert begann mit Ereignissen, welche das ganze Europa erschütterten, überall alte Formen zerstörten und entkräftete Grundsätze erfolgreich bekämpften. Deutschland, und vor Allem Preußen, erfuhr ein schweres, zu männlicher Erhebung in ernstem Willen und edlem Eifer für gemeinsames treuliches Wirken auffordernes Geschick. Nicht eben den kleinsten Theil davon hat Schlesien zu tragen gehabt, welches den tiefen Schmerz seines Königshauses theilte, und nur als ein Gnadengeschenk des Eroberers jenem auch faktisch eigen blieb. Aber jene Zeiten der Sorge und Qual wirkten, wenn irgendwo, erhebend und kräftigend in Schlesien. Es war im Volke noch manches alte Vorurtheil zu besiegen, manche Spaltung zu schlichten, und die Vollbringung solchen Werkes gelang nur der innigen Liebe zu dem Staate, dem es nun angehörte, derjenigen Liebe, die im Sturme zu erproben war, und, wie die Geschichte lehrt, herrlich bestanden hat. Die Vorbereitungen zu dem unvergeßlichen Freiheitskampfe, einem Kampfe für alles Heiligste, was der Mensch in seinem Busen hegt, sah Schlesien und half dabei mit der Anstrengung aller seiner Kräfte. Theodor Körner durfte im Angesichte solcher That sagen [1]): „Gott,

1) S. Th. Körners sämmtliche Werke. Berlin 1834. Seite 369. (Brief d. d. Zobten 22. März 1813.)

was ist es für eine große, herrliche Zeit! Alles geht mit so freiem, stolzem Muthe dem großen Kampfe für das Vaterland entgegen, Alles drängt sich, zuerst für die gute Sache bluten zu können. Es ist nur ein Wille, nur ein Wunsch in der ganzen Nation, und das abgenutzte „Sieg oder Tod" bekommt neue heilige Bedeutung." — Gegenwärtig fängt es freilich an, Sitte zu werden, von jenen Bestrebungen mit Gleichgültigkeit, ja mit Geringschätzung zu sprechen. In der That aber ist es nur die Verworrenheit vieler umlaufenden Ansichten, das selbstsüchtige Ueberschätzen eingebildeter Bedürfnisse und das Streben, den Hort des Lebens mehr im Aeußeren, als im Inneren zu suchen, das Viele, im Gewirre der Gegenwart Befangene, unfähig macht, die Regung tiefster und heiligster Begeisterung zu würdigen. Was diese im Volke gewirkt hat, wird auch bei getheilter Anerkennung seinen hohen Werth behalten. Durch alle Bildungsanstalten[1]) flogen die Worte der Ermunterung, der Belebung männlichen Selbstgefühles. Die lebendige That, nicht das Hangen am todten Buchstaben, ward die Aufgabe der Zeit. Ein Geist ward dadurch geweckt, der auch, als dasjenige, was zunächst Noth that, das Zerbrechen ausländischer Fesseln, vollendet war, nicht ohne Früchte für die Zukunft geblieben ist. Und wie denn Schlesien der Mittelpunkt jener gewaltigen Betriebsamkeit, jener angestrengtesten Rüstung zu dem ehrenvollsten Werke gewesen, so hat auch eben Schlesien zunächst davon herrliche Früchte genossen. Es ist zu wiederholen, daß bis dahin viele widerstrebende Elemente in der Provinz einander berührten, die zu vermitteln nur einer gewaltigen gemeinsamen Anstrengung gelingen mochte, daß durch jene Ereignisse eben das Band zwischen dieser Provinz und ihrem Königshause für alle Zeiten fest und unzerreißlich geknüpft worden ist, wie denn alle Liebe mit den Aufopferungen wächst, und eben hierdurch ihren göttlichen Ursprung bewahrheitet. Schlesien wurde durch seine damaligen Anstrengungen erst völlig germanisirt, die deutsche Cultur in Schlesien verallgemeinert, und eine Spur nach der andern davon, daß es die östlichste Gränze Deutschlands bildet, vertilgt. Die Landessprache begann sich vieler undeutscher, z. B. slavischer (sogar italiänischer) Elemente allmählich zu entledigen; Gleiches ist von dem Sittenzustande zu rühmen, und Sprache und Sitten sind die unzweifelhaften sinnlichen Abbilder der Gesinnung. Daß freilich bei Weitem noch nicht Alles vollendet ist, läugnet gewiß kein Kundiger.

Dieß Alles erwogen, wird es weit weniger, als sonst, überraschen, daß gerade aus Schlesien in den letzten zwanzig Jahren eine, im

---

1) Die Verlegung der Frankfurter Universität nach Breslau (1810), Vervollkommnung der Seminarien, der Gymnasien, sind Thatsachen, die nicht minder auf geistige Erhebung Einfluß übten, als viele wahrhaft großartige Institute, die Preußen, in richtiger Erkenntniß des Zeitgeistes, gerade in den Jahren seiner tiefsten Trauer schuf. Solche sind die Culturgesetze von 1807 und 1811, die Umgestaltung des Finanzwesens, die Städteordnung von 1808 u. s. w. So vorbereitet auf die großen Thaten des Jahres 1813, erhob sich das schlesische Volk in einem Kraftgefühle, wie es längst verrauschte Jahrhunderte in gleich edler Reinheit kaum aufzuweisen hatten, und kein poetischeres Wort ist je in Schlesien gesprochen worden, als der Aufruf des Königs zu Breslau am 17ten März 1813. —

Verhältnisse zu andern deutschen Provinzen, sehr überwiegende Anzahl poetischer Talente hervorgegangen ist. Der gewaltige Anlauf, den die Zeit nahm, hat viele schlummernde Keime geweckt und gereift; und so ist es denn dahin gekommen, daß, während Schlesiens Söhne in der Blüthenperiode deutscher Dichtkunst nur spärlich, und in keiner Art entscheidend mitwirkten, wir einen nicht geringen Theil der bedeutendsten Talente unter den deutschen Dichtern, welche der Gegenwart angehören, aus Schlesien hervorgegangen finden. Gehören die Meisten davon in ihren Werken eben nur herrschenden Richtungen ihrer Zeit an, so hat man zu berücksichtigen, daß überhaupt an solchen, die, über dieselbe hinausgehend, Muster und Bahnbrecher wären, die heutige Poesie sehr arm ist. — Vergessen wir aber ferner nicht, daß die Gegenwart auch immer gleichgültiger gegen Poesie wird, und daher Jeder, der bessere Hoffnungen in dieser Hinsicht nicht aufgiebt, heute doppelt so viel werth sein muß.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen sei wieder zum Speziellen übergegangen. — Bei der Schwierigkeit, in so großen Massen, die sich entgegendrängen, die Uebersicht nicht zu verlieren, erscheint es zwar nöthig, die einzelnen Dichter nach den Dichtungsarten, welche sie hauptsächlich gepflegt haben, zu ordnen, jedoch haben wir die vielen vereinzelten, nach jenen Kategorien klassifizirten Erscheinungen, ihrer Gesammtheit nach, nicht mehr als eine gewissermaßen selbstständige Literatur zu betrachten. Ein individuelles Gepräge, was Allen gemein wäre, läßt sich von jetzt an schwerlich nachweisen. Hierin kann aber um so weniger ein Vorwurf liegen, als Fortschritte, wie sie die Entwickelung der deutschen Nationalliteratur dem allgemeinen Gesetz der Veränderung gemäß fordern durfte, durch Einige der neuesten Dichter Schlesiens auf's erfreulichste bekundet werden.

Die deutsche Poesie hatte ihre höchste Blüthe erreicht. Eine ideale Welt hatte Schiller erschlossen; das Leben in seinen wunderbarsten Tiefen Göthe erforscht, und dessen Resler in einem Alles umfassenden, überall befruchtend einwirkenden Geiste wiedergegeben; die Geheimnisse des innersten Seyns hatte der göttliche Humor Jean Pauls verklärt; zu dem alten fröhlichen Kinderglauben einer beseeligenden Märchenwelt hatte Tieck zurückgeführt. Da brach jene Zeit herein, wo die deutsche Nation sich durch Thatkraft jugendlich erkräftigt fühlte, wo das freie mächtige Selbstgefühl, die tiefe Bedeutsamkeit ächter Volksthümlichkeit erkennend, die wunderbare Kraft des Mittelalters verstand, wo die Hoffnung auf Verjüngung aller Verhältnisse, auf ein neues, Gewaltiges erzeugendes Leben durchbrach, die den ganz eigentlichen romantischen Schwung der Uhlandischen Lyrik hervorrief. Derselben romantischen Schule nun gehört ein Dichter an, den Schlesien wohl als seinen bedeutendsten Lyriker zu begrüßen hat, Joseph Freiherr von Eichendorf (geb. 1788 zu Lubowitz bei Ratibor). Seine zahlreichen lyrischen Gedichte sind noch immer nicht gesammelt, sondern in mehren epischen Werken von ihm, und in Zeitschriften zer-

streut[1]), was um so mehr zu bedauern ist, als in ihnen eine schwärmerische, tiefe, heilige Begeisterung, eine Kraft und Innigkeit wohnt, die den ächten deutschen Dichter, und außerdem einen Geistesverwandten von Tieck und Novalis bezeichnen. Auf seine übrigen Dichtungen, die indessen rein-lyrischen Charakter haben, kommen wir weiter unten zurück. — Lyrische Gedichte von Wilhelm Häring (Willibald Alexis), Wolfgang Menzel haben wir zwar zu erwähnen, die Dichter selbst aber erst später nach anderen ihrer Erzeugnisse zu würdigen, worin ihre Eigenthümlichkeit schärfer hervortritt. Gesammelt sind ihre lyrischen Sachen nicht. — So ist auch Karl Schall (geb. 1780 zu Breslau, gest. daselbst 1833), ungeachtet die Anzahl seiner Gesellschaftslieder und lyrischen Kleinigkeiten sehr groß ist, seiner öffentlichen Thätigkeit nach weit mehr Lustspieldichter, als Lyriker. Findet sich auch eine sehr anmuthige Leichtigkeit in den Formen, eine gewisse französische Grazie in der Behandlung des Stoffes, so ist es doch mehr der Witz, als der Humor, in den heiteren, und mehr Sentimentalität, als tiefes Gefühl, in den ernsteren Gedichten, was sich bemerkbar macht. Gleichwohl ist wiederum überall eine behagliche Freude am Lebensgenusse hervortretend, die den Sinnenreiz nicht ohne einen geistigen begehrt, und die auf die Umgebungen erheiternd und belebend wirkt. Die nächsten Gelegenheiten zu erfassen gewohnt, war K. Schall so sehr Gelegenheitsdichter, daß es ihm schwer wurde, frei aus sich heraus zu schaffen, und darum findet seine Poesie, namentlich seine Lyrik, nur in seinem Verhältnisse zur Gesellschaft, die ihn umgab, zu dem bestimmten Kreise, dem er gerade angehörte, ihre Erklärung. Durch ein begeistertes Erfassen allgemein menschlicher Gefühle und Zustände in die Ferne zu wirken, war ihm daher nicht gegönnt. Indessen ist es dennoch sehr zu wünschen, daß die zahllosen Kleinigkeiten, welche er ausgestreut hat, um ihrer Anmuth und Eigenthümlichkeit willen (mag selbige auch hier und da zur Manier werden,) gesammelt würden. — Unter den Lyrikern erst dieses Zeitraums gedenken wir Friedrich Wilhelm Riemer's (geb. zu Glaz 1774), da seine poetische Thätigkeit, wie es den Anschein hat, durch Göthe's Nähe zumeist entfaltet, erst in der hier besprochenen Periode zur Oeffentlichkeit kam, während gelehrte Studien ihn früher mehr beschäftigten[2]). Originalität ist ihm nicht eben eigen, wohl aber eine wohlthuende Milde der Lebensanschauung und saubere Form. — Gleiches, aber unter den Modificationen, die das Geschlecht mit sich bringt, ist von Agnes Franz (geb. 1795 zu Militsch) zu rühmen, und außerdem ein sehr tiefes und zartes Gefühl, das nur zuweilen in ein weichliches, Grund

---

1) Die meisten bieten: „Ahnung und Gegenwart", ein Roman (Nürnberg 1815) und: „Aus dem Leben eines Taugenichts, und das Marmorbild (Berlin 1826). — Wenn anerkannt werden muß, daß das Wesen der Romantik ein musikalisches Element überhaupt zu nennen ist, so bestätigt sich dieses ganz vorzüglich in Eichendorffs Liedern. Sie athmen Musik; sie sehnen sich danach, und die Tonsetzer können kaum glücklichere Texte finden, als jene Schriften darbieten.

2) Man vgl. Sylvio Romano: „Blumen und Blätter" Lpzg. 1816—19 3 und: F. W. Riemers Gedichte, 2 Bde. — Auch A. Wendts d. Musenalmanach, Lpzg. 1830 u. f. w.

und Boden verlierendes Spiel ausartet. Ihre lyrischen Gedichte sind in vielen Taschenbüchern, in Zeitschriften, namentlich der „Abendzeitung“ zerstreut; vollständig ist die Ausgabe ihrer: „Gedichte“ (Hirschberg, ohne Jahreszahl, wahrscheinlich 1826, 2 Theile) jetzt nicht mehr, da sie seit deren Erscheinen sehr fleißig verschiedentlich Neues gedichtet hat. Im Ganzen huldigt diese, für das Edle begeisterte Dichterin der Schiller'schen Schule. — Unstäter als Alle diese, aber dennoch im Besitz eigenthümlicher Gefühlsweise, tritt uns Carl von Holtei (geb. zu Breslau 1797) entgegen. Wenn man seine „Blumen auf das Grab der Schauspielerin Louise von Holtei“ (Berlin 1825), seine bald darauf eben daselbst erschienenen „Vermischten Gedichte“, seine „Schlesischen Gedichte“ (ebendaselbst 1830) und seine: „Deutschen Lieder“ (Schleusingen 1834) zusammennimmt, so hat man so ziemlich vollständig die lyrischen Producte eines fruchtbaren und berufenen Sängers, dessen heimathliche Welt eigentlich die Bühne ist, und der bei der Uebersicht der dramatischen Literatur uns daher nochmals Veranlassung zu manchen Betrachtungen geben wird. Holtei ist voll lyrischen Gefühles, das ihn auf der Bühne oft zur Unzeit überwältiget, und dennoch zeigt uns der rastlose Bilderwechsel in jenen seinen Werken den ewig schwankenden, unbefriedigten, mit sich selten einigen Dichter, bald zum Sentimentalen geneigt, bald zur flüchtigen Conversationspoesie, bald ausgelassen scherzend, bald fast unmännlich verzagend. Hierdurch erinnert er zuweilen an Günther, denn unter vielem Flüchtigen und Uebereilten verbirgt sich auch bei Holtei ein poetisches Gemüth, das nicht selten in dem, was nur der Augenblick hervorgerufen hat, noch mehr in demjenigen, was den altväterlichen Volkston bewahrt, seine ganze erquickende Tiefe öffnet. Sehr Vieles von Holtei ist in den Mund des Volkes übergegangen, was man bei wenigen Dichtern, die unsrer Zeit angehören, rühmen kann. Der Grund davon liegt in dem Erfassen allgemein menschlicher Zustände und Gefühlsweisen, in einer schlichten, unverkünstelten Einfachheit, die, wo sie das Triviale zu vermeiden, glücklich genug ist, die bleibendsten Wirkungen erreicht, und in dem musikalischen Leben seiner Lieder. Hierdurch offenbart Holtei jene liebenswürdige Gesinnung, die bei einem unruhig wechselnden Daseyn dennoch immer über die geglätteten und künstlichen Verhältnisse der jetzigen menschlichen Einrichtungen mit einer siegenden Fröhlichkeit weggleitet und ganz eigentlich in der Zeit lebt, doch ohne ihrem Drange zu unterliegen. — Einen Gegensatz hierzu bildet Eduard Pohl (geb. zu Breslau 1801, gest. 1829), dessen sehr innige Dichtungen, als „lyrische Gedichte von Paul Gottwalt“ (Breslau 1829) gesammelt, vorliegen. Wie ein stiller Bach unter schattigen Blüthenzweigen fließt in diesen Gedichten ein klares, wohlthuendes Gefühl dahin; der junge Sänger hat seinen ermunternden Freund Jean Paul, an welchem seine Seele hing, nicht lange überlebt. Unsere Anerkennung aber verdient er, dessen Gefühlsweise der Höltyschen verwandt ist, fort und fort, um so mehr als in unseren Tagen die Anzahl derjenigen Dichter immer kleiner wird, deren Seele von keinem Weltton getrübt erscheint. — Ihm reiht sich Erdmann

Hunger (geb. ? gest. zu Glogau 1825) an, dessen Nachlaß (gesammelt 1826) sein frühes Scheiden betrauern läßt. —

Nimmt man an, daß die neuere deutsche Lyrik drei Perioden durchlebt habe, deren Repräsentanten Göthe, Uhland und Heine wären, so werden sich für jede derselben Anhänger unter den schlesischen Dichtern finden. Am schwersten zu klassifiziren dürfte Joseph Christian Freiherr von Zedlitz (geb. 1790 zu Johannisberg) seyn. Wer kennt nicht seine herrlichen Canzonen: „Todtenkränze"! Seine (1833 in Stuttgart gesammelt erschienenen) Gedichte enthalten Göthische, Uhlandische, selbst Heinesche Anklänge. Doch ist etwas dem Dichter eigen, das ihn unter die Ersten der Mitlebenden stellt: Dieß ist die milde, tiefe Reflexionsweise, der edle Ernst, der sich in den klarsten, wohlgefälligsten Formen abspiegelt. So bedeutend ist er als lyrischer Dichter, daß er mehr als solcher, denn als dramatischer, — als diesen betrachten wir ihn später, — bleibenden Ruhm erringen wird. — Nicht ohne Innigkeit sind auch viele Lieder von Manfred (Dräxler) (geb. zu Johannisberg ?, jetzt in Wien.)

An lyrischen Gedichten ist Ueberfluß; so großer, daß man den Schlesiern angeborne Fähigkeit mindestens für Versification nicht wohl streitig machen kann. So ist denn auch wohl eine Anzahl von Naturdichtern aus Schlesien zusammenzubringen möglich, obgleich bei den meisten nur ein angebornes Talent zum Reimen die Menge über ihren eigentlichen Dichterberuf täuschte. Es mag genügen, die Webersfrau Juliane Schubert (geb. 1776 zu Würgsdorf bei Volkenhain, ihre Gedichte erschienen: Breslau 1812) vor Anderen zu nennen, obgleich auch bei ihr sich manches, dem ächten unbewußten Dichterdrange fremdartige Element findet. Wenn man von talentbegabten Autodidakten in der Poesie spricht, ist um vieler Gelegenheitsgedichte willen C. J. Kudraß (geb. zu Breslau 1785) gewiß nicht zu übergehen. — Ohne die Gränzen dieser Schrift zu überschreiten ist es namentlich bei den Lyrikern unmöglich, auch nur alle, die wir erwähnenswerth nennen dürfen, hier aufzuzählen. Das Material wächst hier zu überraschender Höhe! — August Kopisch[1] (geb. zu Breslau 1799) ist zu rühmen wegen manches den Volkston bewahrenden Liedes; außerdem um einer plastisch zu nennenden Form, deren äußere Vollendung den bildenden Künstler verräth. Eine gewisse Verwandtschaft mit Platen ist unläugbar. — Reich an einer, fast göthischen, tiefen Lebensweisheit und liebenswürdigem Humor ist Karl Geisheim[2] (geb. zu Breslau 1784), dessen Fruchtbarkeit nicht minder als seine Gedankenfülle Bewunderung verdient; milder, und von ganz eigentlich schlesischer Gemüthlichkeit erscheint Heinrich Grünig[3] (geb. zu Breslau 1781).

1) Man findet mehre seiner Lieder sammt einer sehr eigenthümlichen Novelle: „Das Carnevalsfest auf Ischia" in dem Archiv der literar. Abtheilung des Breslauer Kunstvereins (Breslau 1832) und in dem dtsch. Musenalmanach (Leipzig 1833, 1834, 1835).

2) Man findet die meisten seiner hierher gehörigen Dichtungen in seiner Wochenschrift: „Der Hausfreund" in 12 Jahrgängen (Breslau 1821—1832). — S. Hoffmanns Monatschrift p. 608. — Leider ist Geisheim dem Auslande fast unbekannt! —

3) Mehreres von Grünig findet sich in den „Poesien der dichtenden Mitglieder

Wilhelm Förster (geb. zu Sagan 1797, Pseudonym: **Castor**), **G. F. W. Quint** (geb. zu Cainowe 1788), die Grafen **Otto** und **Paul von Haugwitz** (jener geb. zu Pischkowitz 1767, dieser zu Reichenbach 1791), **Ludwig Schwarz** (geb. zu Breslau 1770) u. A. haben des Anmuthigen Vieles gedichtet, das, weil wie bei **Kopisch**, **Geisheim** und **Grünig** vollständige Sammlungen des Geleisteten bis heute fehlen, von Manchen übersehen worden seyn mag. Und mit wie manchem Andern mag dieß bei dem tosenden und raschen Wechsel der Zeiterscheinungen noch der Fall seyn! — Viel wäre zumal von jugendlich aufstrebenden Kindern der neuesten Zeit zu sagen, wenn die Kritik nicht erst Entfaltung zu völliger Reife erwarten müßte, ehe sie voreilig sich äußere. Gewaltiger dichterischer Uebermuth zeigt sich am seltensten. Uhlandische Sehnsucht, Heine'schen Unfrieden athmen selbst die Besseren, aus welchem Chaos von Gefühlen, welches Aechtes vom Unächten zu unterscheiden nicht wenig erschwert, sich denn mit der Zeit das Beste gestalten möge. Von dieser jungen Welt, in welcher der Verfasser dieser Schrift sich noch als keinen Unbefangenen betrachten darf, kann er aber nicht scheiden, ohne auf **Heinrich Wenzel** (geb. zu Waldenburg 1807), als einen der Hoffnungsreichsten neuester Zeit, aufmerksam zu machen [1]).

Zur epischen Poesie übergehend, müssen wir an Dasjenige, was dieselbe überhaupt verhindert, in unseren Tagen zu gedeihen, zuvörderst erinnern. Es sind dieß keine andern Gründe, als die wir vor der ersten schlesischen Dichterperiode andeuteten, keine andern, als die überhaupt nach dem Nibelungenliede uns Deutschen kein zweites wahrhaftes Epos gegönnt haben, obgleich Klopstocks Messiade eben sowohl als Bodmer's Noachide, oder Wieland's Oberon abwechselnd für solche gehalten worden sind. Das wahre Epos entwickelt sich nur aus der Volksthümlichkeit, aus der in Erinnerung großer nationaler Vergangenheit phantastisch schwelgenden selbstkräftigen Jugend eines Volkes. Man hat aber allerdings das Epos mit dessen Abkömmlingen, die bis zur Erzählung, Fabel und Ballade herab immer etwas von der epischen Natur in sich tragen müssen, verwechselt. Was sich auch im epischen Gewande aus modernem Stoffe machen läßt, hat nur Göthe vollkommen dargethan in seinem ewigen Musterbilde: „Herrmann und Dorothea", dem die ganze neuere deutsche Poesie in dieser Gattung kein zweites zur Seite stellen kann, und dessen gründlichste Würdigung W. v. Humboldt längst in seinen „ästhetischen Versuchen" (Braunschweig 1799) unternommen hat. — Der deutsche Befreiungskrieg scheint nun allerdings ein gewaltiger epischer Stoff zu seyn, aber er scheint es auch nur. Es fehlt der siegenden Gewalt an einer Hauptfigur, in der sich das Interesse vereinigte, und der Held, der geschicht-

des Breslauer Künstlervereins" (Breslau 1829) und dem „Archiv ꝛc. desselben" (Breslau 1832) und Brands: „Schles. Musenalmanach" (1826—1835). Einer Sammlung seiner Gedichte sieht man entgegen.

1) Einen großen, wenn auch etwas bunten Vorrath lyrischer Dichtungen von Schlesiern bietet z. B. **Brand's Schles. Musenalmanach**, 9 Jahrgänge, Breslau 1826—1835. — Ferner: **Schmid's Schlesisches Taschenbuch.** (Hirschberg 1834 u. f.). — Von Heinrich **Wenzel's** Talent finden sich noch schöne Proben in der „Zeitung für die elegante Welt" 1833.

lich unterlag, hat schon in unserer Zeit richtigere Würdigung erfahren, als in jener, wo nur der Haß, der ihn stürzte, das begeisternde Element seyn konnte. So ist denn, einige mißlungene Versuche nicht gerechnet, auch kein deutsches Epos aus jener Zeit hervorgegangen. — Das Wielandische romantische Epos haben verschiedene lyrische Talente nicht unglücklich nachgeahmt, besonders, nachdem Ernst Schulze es wieder in Aufnahme gebracht hatte. Vossens Luise wirkte auch noch anregend. Doch haben die meisten dieser epischen Versuche mehr einen lyrischen, als einen epischen Werth; wir möchten also ihre Urheber lieber unter die Lyriker verweisen. Nicht ohne Eigenthümlichkeit ist aber P. Fr. Kanngießer (geb. in Schlesien 17—, Professor in Greifswald, mit K. L. Kannegießer nicht zu verwechseln) in seiner: „Tartaris" (Breslau 1811, 8.) aufgetreten. In seinen „Oden" (Breslau 1814) ist oft wahrhaft erhabener Schwung.

Mehr als im vorigen Jahrhundert noch hatte der Roman das Epos verdrängt. Ernst Wagner war auf Göthe's Spuren, Novalis auf denen Tieck's fortgegangen. Daneben ward von Unzähligen der Lafontaine'sche Familienroman bearbeitet. Vielfach abweichende Richtungen entstanden, als die historische Bedeutsamkeit der Gegenwart zu gesteigerter Theilnahme an allem Geschichtlichen aufforderte, und Walter Scott das Lied anstimmte, wonach die Zeit verlangte. Ganz Europa empfing ihn mit freudigem Jubel, und die deutschen Uebersetzer stellten ein wahres Wettrennen an. Die Deutschen, die den historischen Roman von Meißner, Benedicte Naubert, Feßler her zu kennen sich eingebildet hatten, waren anfangs über die neue Mode stutzig, sodann fielen sie über ihre Chroniken her, und die Nachahmer waren bald zahllos. Ohne nun gerade den Schlesier C. F. van der Velde[1] (geb. zu Breslau 1779, gest. das. als Justizcommissar 1824) einen phantasiereichen Dichter, zu solchen Nachahmern zu rechnen, da zwischen ihm und Walter Scott nur dem Unkundigen eine Verwandtschaft als bestehend erscheinen mag, so ist doch gerade hier, ihn zu erwähnen der Ort. Historische Stoffe, mit Geschicklichkeit in dialogischer Erzählungsform modernisirt, führt er uns in vielen Erzählungen vor. Die Situationen zeigen bei ihm von lebendigem Erfindungstalent, aber eine kränkliche, nach Schimmer strebende Manier hindert ihn, seine sich wiederholenden Charaktere tiefer und wahrer zu individualisiren. Seine Tochter Bertha[2] (geb. zu Breslau 1809, gest. 1834) ist dem Beispiele des Vaters gefolgt. Die Gegenwart hat gemeint, daß in jenen Erzählungen weit mehr dramatisches, als episches Element vorhanden sei, und bereitwillig viele davon, gut oder übel, für die Bühne zugerichtet. Als derselben Schule zume st angehörig ist C. v. Wachsmann (geb. zu Grünberg 1787) zu bezeichnen, dessen Erzählungen nur zum Theil gesammelt, zum Theil in Zeitblättern zerstreut sind[3].

1) Sämmtliche Schriften v. C. F. van der Velde herausgegeben von Th. Hell und Böttiger. 25 Bde. 8. (nebst Lebenslauf.) Dresden 1824. (Leider auch in Stuttgart und Wien nachgedruckt.)

2) Z. B. Erzählungen von Bertha van der Velde. 2 Bände. Leipzig 1832. 1833. S. Schles. Prov. Bl. März 1835. S. 189 ff.

3) Z. B. Erzählungen und Novellen von C. v. Wachsmann. 4 Bde. Leipzig 1831—1832, und: Neueste historische Novellen 1832.

— Die phantastische Fülle E. T. A. Hoffmann's fand ebenfalls ihre Freunde. Der Lustspieldichter Karl Wilhelm Salice Contessa[1]) (geb. zu Hirschberg 1777, gest. zu Berlin 1825) ist in seinen Erzählungen und Mährchen jenem, der ihn in den Serapionsbrüdern verewigte, zum Theil verwandt. Doch waltet bei ihm mehr Besonnenheit in der Anordnung, als bei jenem, vor. Jedenfalls hat ihn Deutschland zu seinen besseren Erzählern zu rechnen, wenn er der Kritik auch in seinen Lustspielen selbstständiger erscheint. Sein Bruder, Christian Jakob Salice Contessa (geb. zu Hirschberg 1767, gest. zu Liebenthal 1825) zeigt sich in dem vortrefflichen Roman: „Der Freiherr und sein Neffe" mehr als philosophischer, denn als dichterisch erfindender Geist. — Ebenfalls steht Hoffmann in vieler Hinsicht Karl Weißflog[2]) (geb. zu Sagan 1770, gest. zu Warmbrunn 1822) nahe, schon in dem tiefen musikalischen Sinne, der in den meisten seiner Dichtungen wohnt; doch übt Jean Paul zuweilen auf ihn noch bedeutenderen Einfluß, als auf jenen aus. Unter allen jetzt genannten Erzählern ist er der am meisten poetische, und die Eigenthümlichkeit ist ihm trotz jener Nachahmerei nicht abzusprechen. Er war mit van der Velde lange die Zier der „Dresdner Abendzeitung", und verdient einen längeren Ruhm, als den einer gewöhnlichen Journallecture. Kaum bemerkt man in seinen Schriften, wie zerstört sein ganzes Daseyn war, das allein die Musik noch mit dem Heiligsten zu versöhnen vermochte. — Nachdem wir die Anhänger zweier Richtungen genannt haben, mögen die einer dritten, in der neueren deutschen Romanwelt mächtig hervortretenden, folgen. Jedermann weiß, welchen Eindruck überall die Tieckschen Novellen, die seit etwa 1820 erschienen, von allen früheren Werken dieses Meisters wesentlich verschieden, hervorbrachten. Der Name „Novelle" ward ein bezeichnender für eine, dem Geiste der Gegenwart angehörige Gattung von Dichtungen. Die philosophische Idee verkörperte sich in einer dichterischen Darstellung, deren Daseyn nur die möglichste Erschöpfung von jener zum Zweck hatte[3]). Als einen uns angehörigen, mit vielfacher Gewandtheit ausgerüsteten Anhänger jener Art und Weise bezeichnen wir Wilhelm Häring (geb. zu Breslau 1798, Pseudonym: Willibald Alexis.) Nachdem er in den Romanen „Walladmor" (Berlin 1823—1824) und „Schloß Avalon" (Leipzig 1827) sich als geschickter Nachahmer von Walter Scott bewährt hatte, trat mit einem Hange zu ironischer Auffassung des Lebens jene Reflexionsweise, welche plastische Gestalten nur zu ihren Organen

1) C. W. Contessa's Schriften herausgegeben von Houwald. Leipzig 1826. 9 Bde. 12mo.

2) Phantasiestücke und Historien von C. Weißflog. 10 Bde. Dresden und Leipzig. 1822—1830. (mehrmals nachgedruckt.)

3) Tieck's früherer romantischen Richtung ist auch in der Novelle Joseph von Eichendorff, den wir vorzugsweise als Lyriker bezeichneten, treu geblieben. Die lyrische Natur beherrscht ihn auch hier, obgleich besonders die Novellen: „Aus dem Leben eines Taugenichts" (Berlin 1824) und: „Viel Lärm um Nichts" (1828) wahre Kunstwerke voll Frische und lebendiger Charakterzeichnung genannt werden müssen. — Nicht minder ausgezeichnet ist sein neuestes Werk: „Dichter und ihre Gesellen" (Berlin 1834) insbesondere durch die lyrischen Stellen.

wählt, auch bei Häring, als die einem Schriftsteller, bei dem der Geist die Phantasie überwiegt, am meisten zusagende Art der Thätigkeit in ihre Rechte. Seine „Novellen“ (Berlin 1830, 4 Bände, eine noch unvollständige Sammlung) geben zum großen Theile davon Zeugniß. So sind uns denn auch immer diejenigen davon, worin die Idee an und für sich bedeutend genug ist, um reicher Erfindung von Situationen oder Verwickelungen entrathen zu können, anziehender vorgekommen, als z. B. sein Roman: „Cabanis“ (6 Bände, Berlin 1832), worin für ein ächtes Kunstwerk doch wohl zu viel Mosaikarbeit ist. Der Darstellung ist er immer Herr. Von seinen Reisebeschreibungen (besonders ausgezeichnet ist die „Herbstreise nach Scandinavien“ (Berlin 1828), worin Auffassungstalent und sehr viele geistreiche Ansichten in nur zu behaglicher Breite vorgeführt werden, haben wir, welche hier zunächst nur Poesie angeht, eigentlich überhaupt nicht, von seinen dramatischen Arbeiten später zu reden. — Einer der glücklichsten Schüler jener Tieck'schen Richtung ist C. A. Suckow[1] (geb. zu Münsterberg 1802, Pseudonym: Posgaru). Seine Novelle: „Die Liebesgeschichten“ (zuerst Breslau 1830) ist schnell um ihrer tiefen Bedeutsamkeit für die Gegenwart willen verbreitet worden, und in der That eben so reich an tiefen Blicken in die geistige Gebrechlichkeit der Mitwelt, als ausgezeichnet durch künstlerische Abgeschlossenheit. Die neueste Literatur hat wenig aufzuweisen, was jene Novelle in dieser Hinsicht überträfe, und in den spätren Dichtungen desselben Verfassers: „Germanos“ und „Idus“ scheint dieß auch nicht geglückt zu seyn. — Mehr politischen Interessen, als poetischen, ist Heinrich Laube (geb. zu Sprottau 1806), ein Anhänger Heine's nach Geist und Form, auch in dem Gebiete des Romanes gefolgt. Seine Novelle: „Das junge Europa“ (Leipzig 1833, 2 Bde.) ist keine eigentliche Novelle, sondern ein Aggregat bunter Bemerkungen, die einer Beimischung von zu heftiger Sinnlichkeit, als Gewürzes nicht bedurft hätten. Auch hier nehmen wir im Ganzen mehr Geist, als Poesie wahr. Noch mehr bestätigen dieß seine „Reisenovellen“ (Leipzig 1834, 2 Bde.)[2]. Wir müssen nun einmal das gesammte politische Leben und Treiben der gegenwärtigen Zeit für unpoetisch halten, und daher, wie schon Göthe that, dem heutigen Dichter als Aufgabe stellen, das Verwirrende, was sie in sich trägt, standhaft von sich abzuweisen. Die Gegenwart ist zu praktisch gesinnt, als daß der Schein poetischer Begeisterung für Freiheit und Menschenrechte, der wahrgenommen wird, in allen Fällen ein wärmendes, nährendes Feuer, eine heilige göttliche Flamme genannt werden könnte. Hierüber scheint sich Laube, wie so manches andere Talent, getäuscht

1) Novellen von Posgaru. 3 Bde. 2te Auflage. Breslau 1834.

2) Mit Ingrimm und überreizter Bitterkeit hat M. J. Stephani in der Schrift: „H. Heine und ein Blick auf unsre Zeit“ (Halle 1834) auch Laube angegriffen. Der Verfasser hat in so vielen Stücken Recht, und oftmals so viel Geist verrathen, daß man nur bedauern muß, ihn auch mit Koth herumwerfen zu sehen. Wann werden die deutschen Schriftsteller lernen, daß ihnen obliegt, die Sprache der gebildeten Welt zu reden, wofern sie selbst dazu gezählt seyn wollen! —

zu haben. — Erzählungen von Holtei (Braunschweig 1833) und Raupach (Leipzig 1820, 1833) sind nicht bedeutend genug, als daß über die Verfasser hier gerade gesprochen werden sollte. Beide gehören der dramatischen Literatur bei weitem mehr an. — Auf M. Kosmeli (geb. zu Pleß 1773), den aus verschiedenen Schriften bekannten, fast abentheuerlichen, übrigens vielseitig gebildeten Reisenden müssen wir aber wegen des Romanes: „Die Waise" (Leipzig 1832, zwei Bände) hinweisen, da hier höhere Intentionen in seltsamlich verworrenen Begebenheiten einen genialen Mann, der im Leben aber nie zur Ruhe und Klarheit gelangen konnte, verrathen. — Endlich sind aus Schlesien auch einige Schriftstellerinnen, und zwar im Fache der Romanliteratur, in neuester Zeit hervorgegangen, die an Thätigkeit nicht hinter denen des übrigen Deutschlands zurückbleiben. Unserer Agnes Franz[1]) gebührt zwar in dieser Gattung der Poesie geringeres Lob, als in der lyrischen. Man vermißt freie, lebendige Erfindungskraft bei vielem Gefühl. Mehr auf grelle moderne Effecte scheint dagegen Karoline Lessing[2]) (geb. zu Breslau 1779, gest. zu Altona 1834) auszugehn. An Henriette Hanke, geb. Arndt (geb. zu Jauer 1785), einer Schriftstellerin, die mit vieler Theilnahme sich in der Lafontaineschen Sphäre bewegt, ist nicht allein Talent und Fleiß, sondern auch frommes, edles Gefühl zu rühmen. Einfachere Darstellung würde die Wirkung ihrer zahlreichen Romane[3]) erhöhen. —

Mit Uebergehung mancher, Anerkennung verdienender Romanschriftsteller, die Schlesien angehören, jedoch bis jetzt nicht reif genug aufgetreten sind, wenden wir uns nun zu der Uebersicht des uns interessirenden dramatischen Vorrathes. — Von der äußeren Theatergeschichte ist wenig nachzuholen. Die Breslauische Bühne nahm in den ersten zwanzig Jahren des neunzehnten Jahrhunderts unter dem Einfluß tüchtiger und nach dem Höheren strebender Kunstfreunde einen bedeutenden Rang ein. Man strebte nach würdigem gerundetem Zusammenspiel, wobei die Beengung des Locals gerade vor Verirrungen in Bezug auf Aeußerlichkeiten bewahrte, und darum gingen von hier höchst bedeutende Schauspieler aus, z. B. Devrient, Anschütz, Seydelmann u. s. w.[4]). — Der Flor der deutschen Bühnen ist nun einmal fast nie ein gleichzeitiger gewesen. Abwechselnd hatten Mannheim, Weimar, Prag, Hamburg, Berlin eine solche Blüthenperiode. Wenn Wien seinen Ruhm am dauerndsten bewahrt (wir reden von dem k. k. Hoftheater nächst der Burg), so ist es ja nicht allein der

---

1) Z. B. „Glycereon" (Schweidnitz 1828), „Angela" (1831) „Cyanen" (Essen 1833, 2 Bd., 1836).

2) Z. B. „Marina und Boccaccio." Berlin 1832, 2 Bde. „Historische Novellen." Liegnitz 1834. „Gegenstücke," „Die Merikanerin" u. s. w. — S. Schles. Prov. Bl. März 1835. S. 189 ff.

3) Z. B. „Die Pflegetochter", Liegnitz 1821, „Die 12 Monate", ebendaselbst 1822, „Claudia", ebend., 3 Bde., 1825, „Vergeltungen", Berlin 1830, „Die Schwiegermutter", Hannover 1833, 2te Auflage; „Die Wittwen", ebend. 1833; „Elisabeth", Berlin 1835 u. s. w.

4) Außer Schall und Streit, die schon genannt wurden, erwarb sich als Dramaturg des Breslauer Theaters J. G. Rhode (geb. 1762, gest. zu Breslau 1827) unläugbares Verdienst. Seit 1823 ward die Bühne verpachtet.

langjährigen Bemühung Schreyvogels zuzuschreiben, sondern der gänzlichen Absonderung des Schauspiels von der Oper und der Unabhängigkeit der Bühne von den Launen der Menge. Solche Begünstigung, welche in einem Zusammentreffen vieler Umstände ihren Grund findet, genoß nun einmal Breslau niemals. Die Bühne hing vom Publicum allein ab, und beide verdarben allmählich einander den guten Geschmack wechselsweise. Von den herumziehenden Truppen Schlesiens kann hier nun gar keine Rede seyn. —

So ist es denn gekommen, daß die talentvollen Köpfe der Provinz ihre Thätigkeit auswärtigen Bühnen zumeist zugewandt haben. — C. J. S. Contessa (bereits als Novellist erwähnt) steht zuvörderst unter den deutschen Lustspieldichtern höchst ehrenwerth. Man erinn're sich an sein vortreffliches „Räthsel", ein Lustspiel, wie es wenige giebt. Die übrigen Stücke finden sich in der oben citirten Sammlung vollständig. Auch die für Hoffmann (dann J. P. Schmidt) zur Composition bestimmte Oper: „Der Liebhaber nach dem Tode" fehlt darin nicht. — K. B. A. Seffa (geb. zu Breslau 1786, gest. das. als Arzt 1813) mag hier eine Stelle finden wegen seiner weitverbreiteten Posse: „Unser Verkehr" (Berlin 1814. Leipzig 1815, 16, 17.) Holtei's Jahrbuch enthält noch einiges Andere, nicht Mißlungene, von ihm. — Karl Schall[1]) (bereits erwähnt unter den Lyrikern) ist durch den günstigsten Erfolg als Lustspieldichter belohnt worden, ja einige seiner Sachen sind noch gegenwärtig beliebt, besonders die „Unterbrochene Whistpartie". In der Sammlung seiner Lustspiele (Breslau, mehre Auflagen) fehlen noch: „Eigene Wahl", „Das Kinderspiel" (in Holtei's Jahrbuch), „Der Knopf am Flausrock" und das verfehlte Drama: „Schwert und Spindel". Ueberall ist der Dialog wahrhaft meisterhaft; in den Charakteren aber oftmals viel Gewaltsames, Unnatürliches, was mehr den Theaterkenner, als den Dichter ankündigt. Dieß hindert nicht zu sagen, daß Schall, bei seinem überaus reichen Humor, wenn er mehr Ausdauer besessen, weit mehr insbesondere durch graziöse Form, woran es deutschen Lustspielen so oft fehlt, Ausgezeichnetes hätte leisten können. Jener Fehler ist es auch, der ihn gehindert, im Fache des komischen Romanes etwas zu leisten. — Von Schall ist der Uebergang zu einem andern Schriftsteller, dessen allseitige Bühnenkenntniß und Gewandtheit sich bis zur Virtuosität erhebt, angemessen. Ernst Raupach[1]) (geb. zu Straupitz bei Liegnitz 1784) be-

---

1) Sehr treffend ist die Charakteristik dieses Schriftstellers in dem „Conversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur", Leipzig 1833, Bd. III. p. 133, womit eine andere im „Freimüthigen" (1833) und die von Laube (Zeitung für die eleg. Welt 1838, leider nicht unparteiisch) zu vergleichen ist.

2) Es erschienen von ihm an Schau- und Trauerspielen: „Timoleon" (zuerst Petersburg und Halle 1814), dann auch aufgenommen in den dramatischen Dichtungen (Liegnitz 1821) mit „Lorenzo und Cäcilia", „Die Fürsten Chawansky". — Ferner: „Die Erdenmacht" (1820), „Die Gefesselten" (1821), „Die Königinnen" (1821), „Der Liebe Zauberkreis" (1824), „Die Freunde" (1825), „Das Mährchen ein Traum" und: „Ach wäre es so!" (in Rochlitz: „Mittheilungen für 1822.) „Isidor und Olga" (1826) — sämmtlich zu Leipzig. Die spätren Arbeiten erschienen meistens zu Hamburg, z. B. „Rafaele" (1828), „Die Tochter der Luft" (1829), „Genovefa" (1834). Vieles ist noch ungedruckt, und

hauptet sich seit einer Reihe von Jahren als der thätigste dramatische Schriftsteller Deutschlands. Seine ersten Arbeiten zeugen von Anhänglichkeit an die Schillersche Richtung. Es wird hier mehr idealisirt, als lebendig wahre Darstellung des Lebens erstrebt. Diese Richtung ist späterhin noch weiter ausgeartet, indem Begriffe, oft ganz unpoetischer Art, politische namentlich, in der dramatischen Form versinnlicht werden sollen. Nichts desto weniger hat Raupach dem Bedürfnisse der großen Menge vor allen anderen neueren Dramatikern zu genügen, und sich dabei doch in einen namhaften Respect zu setzen verstanden. Es ist sogar eine gewisse Vornehmheit in seinen Tragödieen, und die unbedingte Herrschaft, die über Sprache und scenische Anordnung ausgeübt wird, begünstigt ihn dabei. Es fehlt nicht an Charakteren, die künstlich erfunden, consequent gezeichnet und mit den mithandelnden geschickt gruppirt sind. Die Situationen sind größtentheils meisterhaft ökonomisch geordnet, und steigern das Interesse. Wenn nun aber Etwas vermißt wird bei allen diesen Vorzügen, so ist es jene innere Wahrheit, jenes Erschließen des rein Menschlichen, was nur der Genius, nicht das Talent erreicht. Die Blitzstrahlen des Genius zünden mit weit gewaltigerer Kraft, als dem gewandten Talente zu Gebote steht. Raupach läßt sich niemals gehen, er hat fast eine heilige Scheu vor einer sich selbst vergessenden Begeisterung, aber darum sondern sich seine Gestalten auch zu wenig selbstständig ab, darum ist es immer Raupach, den man sprechen hört, nicht ächt dramatisch individualisirte Personen sind es. Ja, selbst in den Lustspielen, wo wir ihn bei weitem bedeutender finden, als in der Tragödie, ist jenes gefesselte Einherschreiten, jene Besonnenheit zumeist erkünstelten Humors, wegzuwünschen, der sich denn auch gewöhnlich hinter irgend eine im Stücke befindliche Maske, die den Dichter selbst repräsentirt, versteckt. Bei solchen Eigenschaften mußte, da namentlich Ermunterung nicht gefehlt hat, die Technik endlich bei Raupach zur Herrin werden, und dieß charakterisirt ihn eben als ganz modernen Künstler. Solche geschickte Hände arbeiten heute in allen Kunstzweigen. Der Stoff ist selten mehr ein aus heiliger Begeisterung hervorgegangener, er ist ein will-

---

mögen daher nur die Titel, so weit die Arbeiten uns von den Aufführungen her bekannt sind, hier folgen. Der Nibelungen Hort. — Der Müller und sein Kind. — Vormund und Mündel. — Vater und Tochter. — Die Royalisten. — Cromwell, Protector. — Cromwells Tod. — (Hohenstaufenzyklus) Heinrich VI. — König Philipp. — König Friedrich. — Kaiser Friedrich II. und sein Sohn. — Kaiser Friedrich II. Tod. — K. Enzio. — K. Manfred. — Conradin. — Ferner: Der Bettler. — Jakobine von Holland. — Robert der Teufel. — Das Harfenmädchen. — Tasso's Tod. — Der Cardinal und der Jesuit. — Corona von Saluzzo. — Von Lustspielen wurden bekannt: Kritik und Antikritik (1827). — Die Bekehrten (1827). — Laßt die Todten ruhn (1827). — Der Degen. — Die Schleichhändler. — Der Platzregen als Ehepreocurator. — Der Wechsler. — Die feindlichen Brüder. — Denk an Cäsar. — Schelle im Monde. — Der versiegelte Burgermeister. — (fast sämmtlich zu Hamburg erschienen.) Dazu kommen: Das Sonett. — Der Zeitgeist. — Das Ritterwort. — Mulier taceat in ecclesia. — Die beiden Nachtwächter. — Der Mondsüchtige. — Begonnene Sammlung: Dramatische Werke komischer Gattung (Hamburg 1829). — Raupach's sehr witziges Buch: Hirsemenzels Briefe aus Italien (1823) ist halb als Roman, halb als Lustspiel zu betrachten. — Auch Opern von Raupach giebt es, als: „Agnes von Hohenstaufen", „Die drei Wünsche." —

kührlich ergriffener, durch den Verstand zugerichteter. Darum scheinen denn auch dem Eingeweihten solche Techniker nicht mehr künstlerisch begeistert, vielmehr selbstan aller süßen Schwärmerei, deren nur Künstler und Kinder fähig sind, verzweifelnd. Gerade aber diese Fehler neben jenen Vorzügen machen Raupach für die Literärgeschichte sehr bedeutend. In ihm vorzüglich spiegeln sich die Vorzüge und Gebrechen aller heutigen Kunst, deren Werken die poetische Innerlichkeit, die ewige Wahrheit fehlt, welche allein den Meisterwerken vergangener Zeiten Unsterblichkeit sicherte. Man hat Schillers poetische Richtung oftmals als eine zur Unnatur, zur verkehrten Idealistik verführende tadeln müssen, da ihm, dem Meister und Stifter einer Deutschland eigenthümlich bleibenden Schule, selbst Grund und Boden oftmals zum Nachtheile unter den Füßen wegschlüpften, ungeachtet man erkannte, daß ohne Schiller gar nicht zum Bewußtseyn kommen würde, welches Heiligthum die deutsche Nation an Göthe besitzt. Man hat andrerseits Kotzebue's, — der nicht minder als Raupach zu seiner Zeit begriffen hatte, was das Publicum eigentlich in's Theater zu ziehen vermöchte, — gemeine, niedrige Natur verachten gelernt, und dabei dennoch in ihm viele seltene Vorzüge gefunden, die sich auf ein unendlich gewandtes Formentalent zurückführen lassen. In der That steht Raupach zwischen Schiller und Kotzebue, viel kälter als jener und viel edler als dieser, von der Gegenwart anzuerkennen, die nun einmal die gewaltigere Begeisterung, wie die göttliche Einfalt eines ächten Dichtergemüthes von sich abweiset, und sich einer wahren dichterischen Erwärmung schämt, sich aber gern selbst betrügt oder betrügen läßt. Die Kritik hat Raupach oft Unrecht gethan. Sein Fleiß und seine Geschicklichkeit können seine Mängel nicht ersetzen, aber sie schaffen doch, was man bei dem Stande der Dinge verlangen kann, was eben ein Talent zu schaffen vermag, das den Zwiespalt, der zwischen Leben und Dichtung eingetreten ist, nicht vermehren, sondern vermitteln möchte. — Eine an Ironie gränzende Ueberschätzung dieses Schriftstellers findet man dagegen in dem Büchlein: „Raupach und Häring" von C. W. Kähne (Berlin 1833). — Der geistreiche Novellist W. Häring[1] (W. Alexis) war in seinen Dramen, wo die Absichtlichkeit der lebendigen Wirkung Eintrag that, im Ganzen nicht glücklich. — Karl von Holtei[2], den wir oben als Lyriker auszuzeichnen hatten, ist als

1) Man sehe: „Die Sonnette", „Aennchen von Tharau" (in Holtei's Jahrbuch 7ter und 8ter Jahrgang). Von W. Alexis sind ferner bekannt: „Der Prinz von Pisa," „Der verwunschene Schneidergeselle," „Die Rache wartet" (ungedruckt).

2) Vieles von Holtei ist zerstreut, Vieles ungedruckt. Wir geben die hierher gehörige Literatur so vollständig als möglich. — In dem von ihm begründeten, von Gubitz fortgesetzten „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" (1822—1835) befinden sich von ihm: „Die Farben", Stanislaus", „Der Solosänger", „Die Wiener in Berlin", „Die Berliner in Wien", „Der Kalkbrenner", Der alte Feldherr", „Der Dichter im Versammlungszimmer", „Des Sohnes Rache", „Arm und reich." — In seinen „Beiträgen für das Königstädtische Theater in Berlin" (Wiesbaden 1832) sind enthalten: „Erinnerung", „Die Majoratsherren", „Der alte Feldherr", „Doctor Johannes Faust", „Robert der Teufel". — Noch sind erschienen drei Lustspiele unter dem Titel: „Farben, Sterne, Blumen" (Berlin 1828). Einzeln: „Die deutsche Sängerin in Paris" (Berlin

nicht minder ehrenwerther Dramatiker zu bezeichnen. Obgleich, so wie Raupach, seine Kräfte gegenwärtig fast ausschließend der Bühne widmend, unterscheiden sich dennoch Beide sehr wesentlich. Beide verstehen die Bühnenwirkungen geltend zu machen, und sind daher weit entfernt, in ihren dramatischen Arbeiten von der Aufführung zu abstrahiren, wie viele neuere Dichter thun, welche die ungünstigen Verhältnisse, in denen sich heute das deutsche Theater befindet, von der Berücksichtigung seines zeitlichen Bedürfnisses abschreckt. Jeder von Beiden aber manifestirt in seinen Arbeiten eine ganz andere Individualität. Holtei ist auch auf der Bühne meistens Lyriker, und wenn auch seine Stellung zum Königstädtischen Theater in Berlin ihn aufforderte, die Verbindung der Musik mit dem Schauspiele zu pflegen, — ein Umstand, der ihn in den französischen Melodramengeschmack hineinbrachte, — so ist doch schon von vorn herein seine dichterische Gefühlsweise eine ganz eigentlich musikalische, was besonders seine Liederspiele, für Deutschland eine neue Gattung von Bühnenstücken, darthun. So nun kam es, daß in seinen Dichtungen bald der Lust an französischen Theatereffecten, bald tiefer ächt deutscher Gemüthlichkeit gehuldigt wurde; daß die zahlreichen Couplets, welche in seine Stücke verwoben sind, bald den Ton Berangerschen witzigen Leichtsinnes, dem die Melodie nur zur Folie dient, bald den Ton des innigen altdeutschen Volksliedes, das ohne die Melodie nur ein halbes Leben hat, an sich tragen. Es begegnet ihm nicht selten, daß mitten unter gut berechneten Theatereffecten ihn die alte heimische Sentimentalität überschleicht und daß die Macht des dichterischen Gefühles die Berechnungen des Theaterkenners zu Schanden macht. Wenn wir nun Raupach größere Besonnenheit, so müssen wir Holtei'n wärmeres Gefühl, lebendigern Humor zugestehn; und dieß berechtigt uns, von dieser dichterischen Natur mit reifender Erfahrung und Besonnenheit immer erfreulichere Fortschritte zu erwarten. Wenn Raupach großentheils, wie oben angedeutet, der Schillerschen Schule angehört, so schließt sich Holtei mehr der Göthischen an, ungeachtet wir freilich bis jetzt noch kein Stück von ihm haben, welches, von unbedingter Herrschaft über den Stoff zeugend, den Stempel innerster und äußerer Vollendung trüge. —

Haben wir nun die Bedenken nicht verschwiegen, welche wir gegen die Bühnendichtungen unserer Tage hegen, so sind wir ihren Verfassern auch das Zeugniß schuldig, daß es in unsrer Zeit doppelt ehrenwerth ist, wenn dramatische Talente nicht muthlos werden. Keine europäische Nation ist gegen ihre Bühnendichter gleichgültiger, als die deutsche. Dieß hatte denn zur natürlichen Folge, daß mehre der begabtesten, auf die Lorbeeren des Theaterpublicums verzichtend, für eine

---

1826), „Lenore" (Berlin 1829). — Außer diesen kennen wir von Holtei von der Aufführung her folgende, in diesem Augenblicke fast sämmtlich ungedruckte Stücke: „Staberl als Robinson", „Ein Trauerspiel in Berlin", „Hans Jürge", „Herr Hetter", „Lorbeerbaum und Bettelstab", „Das Liederspiel", „Ein Achtel vom großen Loose", „Der dumme Peter", „Der Droschkenkutscher", „Die Droschke", „Die weiblichen Drillinge", „Der wandernde Sänger", „Morgenstunde eines Schauspielers", „Dreißig Minuten in Grünberg", „Der Theaterdiener", „Des Adlers Horst" (Oper, abgedruckt in Gubitzens Jahrbuch 1835). — Endlich gehören hierher seine „Festspiele" (Breslau 1833). —

Bühne der Einbildung schrieben, und auf die Aufführung ihrer Pro. ducte durchaus nicht berechnet. Auch dieß, wie alles Flüchten aus dem Leben in das Reich der Ideale, hat seine Gefahren. Es ist also immer traurig, daß in der neuesten Zeit mehre dramatische Dichter bei ihren Productionen absichtlich jede Anpassung an theatralisches Bedürfniß verschmäht haben. Sie sind zum Theil Tieck's Beispiele gefolgt. Je trauriger aber dieser Zwiespalt zwischen Bühne und Poesie ist, desto mehr wird er dennoch mit der zunehmenden Verschlechterung des Geschmacks im deutschen Theaterpublicum, und unter den deutschen Schauspielern wachsen. Die sogenannten phantastischen Lustspiele sind durchaus für das Fassungsvermögen des heutigen Theaterpublicums, welches einer höheren poetischen Stimmung entwöhnt worden, zu zart, und würden, die Meisterwerke Tieck's nicht ausgeschlossen, allenfalls nur durch musikalische Unterstützung der Masse noch genießbar gemacht werden können, die nun einmal das Wunderbare nur noch in der Oper leiden will, sonst aber es für eine Verhöhnung ihrer eingebildeten verständigen Aufklärung hält. —

Die Lustspiele Josephs von Eichendorff, des begeisterten Lyrikers, gehören hierher; namentlich: „Krieg den Philistern" (Berlin 1824), „Meyerbeth's Glück und Ende" (Berlin 1828), „Die Freier" (Stuttgart 1833). Hier findet sich oftmals der ächteste liebenswürdigste Humor, die ergötzlichste Ironie, — bewährt doch aber immer die lyrische Natur dieses Dichters, der auch im Scherze nicht in die klägliche Prosa des grauen Alltagslebens versinkt. Weniger frisch, mehr Nachahmung verrathend, erscheinen uns seine ebenfalls der Bühne fremd gebliebenen Trauerspiele „Ezelino von Romano" (Königsberg 1828), und: „Der letzte Held von Marienburg" (daselbst 1830). — Derselben Richtung, wie Eichendorff, gehört Wolfgang Menzel (geb. zu Waldenburg 1798) als Lustspieldichter an. Seine beiden dramatischen Mährchen „Rübezahl" (Stuttgart 1829) und „Narzissus" (Stuttgart 1830) zeigen, daß es ihm mit demjenigen Ernst war, was er in seinem Werke: „Die deutsche Literatur" (Stuttgart 1828, s. Bd. 2. S. 150—52) über Tieck sagt. Auch Menzel ist, wie Eichendorff, phantasievoll, auch er, nach dem Muster Beider, dem hier unübertroffenen Tieck, verspottet mit lebendigem Humor die Schwächen der Gegenwart, indem er negativ verfahrend der falschen Aufklärung, der schlimmsten aller Thorheiten, sich opponirt. Aber er ist schärfer, bitterer, unversöhnlicher als jene. Sein ganzes Wesen ist Opposition, sein Element ist nicht ungetrübte dichterische Seeligkeit, sondern Kritik, die mit Angriffen auf poetische Heiligthümer der deutschen Nation begann, und sich dadurch Gehör schaffte. Seine Stimme ist so bedeutend geworden, daß er bereits zu den kritischen Notabilitäten gezählt wird, und seine poetische Kraft mußte wohl vor diesem seinen Beruf, — denn die Kritik ist bei ihm nicht bloßes Geschäft, — zurücktreten. Menzel hat durch seinen leidenschaftlichen Angriff auf Göthe, den er, als consequenter Feind alles dessen, was nur einen Anschein von Aristokratie im Leben oder in der Literatur hat, führte, manche Berichtigung, und noch weit mehr Verwirrung in die Ansichten des Publicums gebracht. Seinen Ansichten nach mußte er allerdings vor Allem Gö-

the'n angreifen, dessen Leben in einem ewigen Abweisen aller wechselvollen Unruhe des Außenlebens bestand, was ihm so Viele nicht verzeihen. Aber Menzel wurde inconsequent, indem er Göthe'n einmal als das Muster und den Stifter der neueren deutschen Poesie zwar anerkannte, dann aber doch in dem größten dichterischen Genius, den die Welt seit Shakespeare geboren, nur ein vielseitiges Talent sah. Kein Talent kann mehr als nachahmen. Göthe hat niemals nachgeahmt. Er hat immer aus dem Ganzen geschaffen, gegebene, in ihn aufgenommene Stoffe neu befruchtet, neu geboren, und hat immer mit dem Inhalte die demselben wesentliche Form zugleich miterzeugt. Er that dieß in einer Zeit, wo die deutsche Dichterflur eine Wüste war, wo bereits die alten verfaulten Vorurtheile von der Kritik in ihrer nackten Erbärmlichkeit dargestellt worden waren. Er war damals der Mann der That, dessen Deutschland bedurfte, und er löste seine große Aufgabe, immer ein consequenter Gegner aller bodenlosen Idealistik, in ewiger geistiger Gesundheit fortwährend, ausdauernd, immer auf's neue Neues anregend, immer vom Leben zur Idee sich erhebend, nicht diese dem Leben anpassend. — Darum ist er der Vater einer neuen Poesie, darum ist er der Genius, dessen Gaben wir dankbar zu genießen, an dem wir uns fortzubilden haben. Und auch Menzel hätte Göthe'n, Schiller'n gegenüber, den er richtig auffaßt, nicht verkennen können, wenn ihn nicht eben das verworrene prosaische Getöse der Gegenwart betäubt, und für die göttliche Stimme, die sich, da es Zeit war, in Göthe offenbart hat, taub gemacht hätte. Ist Göthe, wie Menzel will, ein bloßer Virtuose, so ist unser Glaube, daß es eine deutsche Nationalpoesie gebe, daß sich gerade in einem deutschen Geiste, wie in einem Brennpuncte, die Strahlen der poetischen Genien der verschiedensten Nationen vereinigt haben, eitel. Noch lebt ferner ein Glaube an befruchtende, unerklärliche Gewalt des Genius, die unbekümmert um Zweck und Erfolg reflexionslos schafft, was sie muß. Das kann jedoch nicht für die Aufgabe des poetischen Genius gelten, in das Gewirr der Gegenwart hinein zu schreien, und eben so wenig sollen seine Erzeugnisse etwas Andres, als sich selbst Zweck seyn. Sind sie dann einmal vorhanden, so mögen sie von der Kritik zergliedert, so mag durch Reflexion nach dem Prozeß ihres Entstehens immerhin gesucht werden, — den Funken, der sie belebt, erklärt man doch nicht, denn die Kritik würde selbst Schöpferin des Kunstwerks werden, wie die Philosophie die des Weltgebäudes, wenn sie mehr als Formen analysiren und dem Menschen zu einem höheren Selbstbewußtseyn verhelfen, wenn sie das innerste Wesen der Dinge erklären könnte. Die Zeit bleibt auch hier die alleinige unparteiische Richterin, und darum ist die Beurtheilung einer Natur, welche im geraden Widerspruche mit der der Gegenwart steht, welche der größten Aufgeregtheit und Zerrissenheit, Klarheit, Milde und Ruhe entgegensetzt, einer weit spätren Periode aufzubewahren, die ihre Segnungen noch empfinden wird. Dieß aber wird auch, ohne das Geschrei der sogenannten Göthe-korare, erfolgen. —

Unter Allen, die gegen Göthe geschrieben haben, — und dieß ist, mit Heine zu reden, eine etwas gemischte Gesellschaft, — ist Menzel

der Gerechtigkeit. Stephani (in seiner schon angeführten Schrift „H. Heine“ u. s. w.) hat ihn sehr unwürdig behandelt. Menzel ist ein Gegner, welcher Achtung verdient und mit Schütz und Pustkuchen, oder gar Börne, nicht verwechselt werden darf. Daß auch er die Dichter nach ihrem politischen Glaubensbekenntnisse abzuwägen geneigt ist, müssen wir tadeln. Aber er besitzt ungemein vielen dialektischen Scharfsinn, und ist zum Richter der Zeiterscheinungen vorzugsweise berufen. Er lebt ganz in der Gegenwart. Es ist ihm auch wohl um die Sache zu thun, er hat Achtung vor dem jugendlichen Muthe des aufkeimenden Talentes, er besitzt Wärme und Empfänglichkeit für den göttlichen Funken der Poesie, sein Wirken als Herausgeber des Literaturblattes [1]) ist daher ein anerkennungwerthes, und kein erfolgloses. Aber sein gesammtes kritisches Gebäude mit vielen trefflichen Einzelnheiten steht auf einem wankenden Grunde, denn die erste Pflicht des Kritikers ist Anerkennung dessen, was selbstständig in die Welt tritt, unmittelbar als Gottes Geschenk zu betrachten ist, und woran die armen Menschen nichts zu ändern haben; die erste Pflicht des Literarhistorikers, nicht nach den Ansichten der Gegenwart die Erscheinungen der Vergangenheit modeln zu wollen. Den Einen auf Kosten des Andern erheben, heißt nicht gerecht seyn, und Widersprüche, wie zwischen Plato und Aristoteles oder Schiller und Göthe sich geltend machen, bleiben dann unvermittelt.

Diese Abschweifung von unsrer Uebersicht schlesischer Dramatiker möge mit der Bedeutung, die Menzel unter den deutschen Kritikern erreicht hat, entschuldigt werden. Der uns interessirende dramatische Vorrath ist ohnehin fast zu Ende, da wir auch hier über vieles Mittelgut wegzugehen haben. So sei denn mit C. v. Zedlitz, dem unter den Lyrikern bereits ein ehrenvoller Platz gebührte, geschlossen. Des Letzteren Verdienste um freie, lebensvolle Uebertragung ausländischer (spanischer) Muster erkennt die Welt. Davon zeugt namentlich „Der Stern von Sevilla“ (Stuttgart 1830). Wir haben von ihm noch: „Turturel“, „Zwei Nächte zu Valladolid“ (Wien 1825, Stuttgart 1835), „Herr und Sklave“, „Liebe findet ihre Wege“ (Wien 1827), „Kerker und Krone“ (Tasso's Verherrlichung) und: „der Königin Ehre“ (beide Stuttgart 1834). Mit keinem Würdigeren kann die Reihe der schlesischen Dichter geschlossen werden. Meister der Form, erfüllt von Achtung für dramatische Würde und doch frei von dem hohlen Pathos, das nach Müllner noch oft für Poesie gehalten worden ist, gehört er den Ehrenwerthesten seiner Zeit an.

Wir haben die Dichter nach den Gattungen der Poesie, welche die philosophische Erkenntniß als die wesentlichsten von einander sondert, geordnet. Gleichwohl ist diese Eintheilung mehr durch exoterische, als durch esoterische Gründe gerechtfertiget. Schon im 17ten Jahrhunderte erschien jene Sonderung eher als eine nach den Formen, denn als eine nach dem Wesen der Dichtungen sich richtende. Denn in allen war die didaktische Grundfarbe so vorherrschend, daß die Form der

---

1) „Literaturblatt“ (verbunden mit dem Morgenblatt). Stuttgart 1829 bis 1838.

Strophen, des Dialogs, der Erzählung u. s. w. eine fast gleichgültige Zufälligkeit ward. Verhält es sich in unsern Tagen auch nicht eben so schlimm, so reicht doch mindestens überall jene Klassification nicht aus. Wir sehen neben der Vermengung verschiedener Gattungen des Styls, wie in Musik und Malerei, sich eine conversationelle Literatur erheben, die sich, weil sie nirgends hinpaßt, zu der sogenannten schönen zählt. Das Heer der Memoiren, der Zeitschriften, Reiseskizzen gehört dahin. Die Poesie des Verstandes regiert hier. Glauben und Liebe, die Träger aller Kunst, kommen am Schlimmsten dabei weg. Die Kritik, selbst befangen, nimmt wohl wahr, daß sich etwas Neues gestalten will, ist aber zweifelhaft, was für ein Prognostikon sie stellen soll. Der Literaturhistoriker kann nun erst gar nichts weiter thun, als die Gährung abwarten. Das Detail dieser Literatur gehört also nicht hierher.

Mit Absicht sind bisher in diesem Abschnitte die Ausländer, die in Schlesien leben oder gelebt haben, ihrer poetischen Thätigkeit nach, nicht genannt worden. So ungerecht es wäre, derselben gar nicht zu gedenken, da sie manche Seite ihres Talentes unter der Einwirkung schlesischer Umgebungen entfaltet haben mögen, und wieder ihrerseits einen großen Theil, wo nicht den größten, zur Fortbildung schlesischer Nationalität beigetragen haben, so zweckdienlich ist ihre besondere Zusammenstellung. Schon im vorigen Jahrhunderte begann der Einfluß des Fremden in schlesischer Gastescultur immer fühlbarer zu werden, dort aber konnten wir der Sonderung der Ausländer in Schlesien von dessen Eingebornen bei unserer Darstellung eher entrathen, als hier, wo sich das Materiel häuft.

Zuvörderst müssen wir auf die hohe Bedeutung, die die Errichtung eines Mittelpunctes aller Geistesbildung in der Provinz erworben hat, auf die der Breslauischen Universität zurückkommen. Wie denn der gesammte wissenschaftliche Verkehr der Hauptstadt in der Provinz, und die Förderung aller einzelnen Disciplinen von jenem Institute abhängig geworden ist, so hat auch die Poesie demselben Manches zu danken. Interessirt uns hier das wissenschaftliche Treiben auch nicht unmittelbar, so kann die gesammte moderne Poesie doch der Kenntnisse nicht entbehren. Wir erinnern also hier nur an einige Männer, deren anregende Kraft bereits in sehr vielen jugendlichen Herzen sich geltend gemacht hat, namentlich an Ludwig Wachler (geb. 1767 zu Gotha) und Henrich Steffens (geb. 1773 zu Stavanger in Norwegen). Jener hat zum Studium der deutschen Literaturgeschichte durch die geistige Lebendigkeit, womit er das gewaltige Material, das er einsichtig zu ordnen verstand, auffassen lehrte, so mächtig und vielfach angeregt, dieser zu philosophischer Erkenntniß der menschlichen Natur nicht blos durch kalte Lehrsätze, sondern durch sein dichterisches Erfassen des Universums, — wovon seine Dichterwerke (Walseth und Leith, die vier Norweger, Malcolm. Bresl. 1826—32) nicht geringeres Zeugniß geben, als seine wissenschaftlichen Arbeiten, — so wirkungsvoll angeleitet, daß beide Männer sich bleibende Verdienste um die Bildung der schlesischen Jugend erworben haben. Viele der oben angeführten schlesischen Dichter sind aus ihrer Schule. Die Ba-

strebungen für ältere deutsche Kunst von J. G. Büsching (geb. zu Berlin 1783, gest. zu Breslau 1829) und F. H. von der Hagen (geb. zu Schmiedeberg in der Uckermark 1780), die für antike Kunst und Poesie von Franz Passow (geb. zu Ludwigslust 1786, gest. zu Breslau 1833) haben trefflichen Erfolg gehabt. Die Bemühungen vieler andren verdienten Lehrer der Jugend müssen wir hier übergehen, um noch für einige Worte über Dichter des Auslandes, welche gerade in Schlesien dichteten, Raum zu gewinnen.

Valerius Wilhelm Neubeck (geb. 1765 zu Arnstadt, Arzt in Steinau) hat in seinem didaktischen Epos: „Die Gesundbrunnen" (zuerst Breslau 1795, dann öfters), auf welches A. W. v. Schlegel in der Jenaer Lit. Ztg. (von 1797. Nr. 243) zuerst aufmerksam machte, ein Gedicht gegeben, das in seiner Art in der deutschen Literatur noch heute einzig genannt werden muß. Seine poetischen Schriften erschienen in Leipzig 1827, und bewähren auch das lyrische Talent des Verfassers. — Der Verfasser der gekrönten Preistragödie: „Gianetti Montaldi" (zuerst Hamburg 1784), vieler andren Bühnenstücke, der „Moralischen Dichtungen" (Berlin 1799), der tiefempfundenen „Gesänge der Religion" (1797, 1816.), der Nachfolger Lessings und Schröders in ehrenwerther dramaturgischer Wirksamkeit, Johann Friedrich Schink (geb. zu Magdeburg 1755, gest. als Bibliothekar zu Sagan 1835), ist gleichfalls zu den würdigsten Veteranen deutscher Literatur, insbesondere als einsichtiger Dramaturg, zu zählen. — Friedrich von Heyden (geb. in Ostpreußen 1789) lebt seit einer Reihe von Jahren als Regierungsrath in Breslau, gehört zu den wenigen Mitlebenden, welche für die romantische Epik entschiedenen Beruf haben. Seine „Gallione" (1825) und vorzüglich das viel zu wenig bekannte epische Gedicht: „Reginald" (Berlin 1831), auch mehre zerstreute Erzählungen verdienen, von der Kritik rühmlichst hervorgehoben zu werden.

Franz von Gaudy (geb. zu Frankfurt a. d. O. 1800, Artillerielieutenant in Glogau) hatte in seiner „Erato" und in den „Gedankensprüngen eines der Cholera Entronnenen" sich als Nachahmer Heine's offenbart, während er in seinen letzten Werken („Korallen" 1834, „Desenganno", Novelle, 1834, „Schildsagen" 1834) eine eigenthümlichere Bahn geht, und namentlich in den einzelnen lyrischen Gedichten sich nicht blos geistreich, sondern auch gefühlvoll zeigt. — Durch Uebertragungen aus verschiedenen neueren Sprachen haben sich den Dank der Literaturfreunde erworben: Karl Witte (geb. zu Lochau bei Halle 1800, lange Professor in Breslau) und K. L. Kannegießer (geb. zu Wendemark in der Mark 1791, Gymnasialdirector in Breslau). — Die Reihe der Dichter mag Heinrich Hoffmann (von Fallersleben) (geb. zu Fallersleben 1798, Professor in Breslau) beschließen, dessen Verdienste um schlesische Literaturgeschichte nicht genug sind, und dessen lyrische Gedichte (2 Bde., Leipzig 1834) durch Einfachheit und ächt musikalisches Leben sich auf eine höchst bedeutende Weise auszeichnen.

Da in den früheren Perioden auch hervorgehoben worden, was für Aesthetik, und also auf theoretischem Wege für die Poesie von

Schlesien geschah, so darf auch hier wohl noch einiger Schlesier gedacht werden, die die Kunstwissenschaften im 19ten Jahrhundert gefördert haben. Unter diesen kann sich wieder Keiner mit Schleiermacher[1]) (geb. zu Breslau 1768, gest. zu Berlin 1834) vergleichen. Die umfassende Würdigung dieses großen Theologen und Philosophen gehört an andren Ort. Hier ist nur an seine ausgezeichnete Darstellungsweise der Aesthetik Platons, sowohl in schriftlicher Uebertragung, als mündlichem Vortrag (davon soll die verheißene Gesammtausgabe seiner Schriften hoffentlich auch den gedruckten Beweis liefern) zu erinnern. — Bei der Wichtigkeit, von welcher eine umfassende Kenntniß des Alterthumes, und namentlich ein genaues Verständniß antiker Kunst, für die ästhetische Bildung ist, interessirt uns beiläufig, daß die drei bedeutendsten jetztlebenden deutschen Kunst-Archäologen, Otfried Müller, Eduard Gerhard und Theodor Panofka, Schlesier sind.

Auch für die Kritik deutscher Poesie sind in neuester Zeit Schlesier erfolgreich thätig gewesen. Den bedeutendsten unter diesen, Wolfgang Menzel, haben wir schon genannt und von unserem Standpuncte aus gewürdiget. Einzelne gelungene Recensionen können freilich eben so wenig über kritisches Verdienst, als einzelne Gedichte über poetisches entscheiden; durch sein umfassendes, zwar nicht von Vorurtheilen freies, doch aber auf reifliches Studium gegründetes Werk: „Zur Beurtheilung Göthe's" (Breslau 1820, 2 Bde.) hat Karl Ernst Schubarth (geb. zu Brinitz 1796) sich achtungswerth ausgezeichnet. Er findet gerade neben Menzel um so eher seine Stelle, als er den diesem entgegengesetzten Standpunct einnimmt. Auch W. Häring (W. Alexis) hat in vielen Recensionen (namentlich in den „Wiener Jahrbüchern") kritischen Scharfsinn gezeigt. —

So enzyklopädisch in dieser ganzen Darstellung aus mitgetheilten Gründen verfahren werden mußte, so reicht doch das Angeführte, insofern überhaupt gelungen ist, das Thatsächliche richtig aufzufassen und systematisch zu ordnen, hin, den Gesammtantheil eines Theiles vom deutschen Vaterlande an dessen Dichterruhm zu würdigen. Bei flüchtigem Rückblick schon ergiebt sich, daß derselbe sich keineswegs verhältnißmäßig gleich in den einzelnen Perioden der Geschichte vertheilen lasse. — Vor dem dreißigjährigen Kriege ist Schlesien mehr das Land der Erscheinung als der Idee. Historische Wichtigkeit erringt sich kräftige That und Gesinnung. Eine ganze Welt von Poesie hat in Deutschland sich aufgethan und ist wieder zerfallen, ohne daß Schlesien mehr als dürftige Brocken zu dem Lucullischen Mahle beigesteuert hätte. — Die Poesie floh aus dem Leben in die Bücher, und wurde

---

1) Schleiermacher war auch Dichter. Seine früheren Arbeiten im Schlegel'schen „Athenäum" verrathen den Wettstreit seiner poetischen Natur mit der philosophischen. — M. s. auch seine „Charaden" (Wend's Musenalmanach, Leipzig 1880. S. 262), vielleicht die geistreichsten der deutschen Literatur.

ine neue, die in ihrem eignen Vaterlande sich nicht heimisch fühlen konnte. Dieß ist die der Schlesier im 17ten Jahrhunderte. Wir hatten die Vorbildung derselben, in unzähligen Individuen ausgeprägt, nicht weniger als ihre historische Bedeutsamkeit anzuerkennen. — Als die neuere deutsche Poesie sich in erneuter Jugendlichkeit erhob und bis zur glänzendsten Blüthe entfaltete, trat Schlesien wieder in den Hintergrund. — Ein Genius nach dem andern trat von der Bühne des Lebens ab, und überließ den Kampfplatz den Talenten. Dieß ist die Geschichte der neuesten Periode, und in dieser neigt sich die Wagschale entschieden wieder zu Schlesiens Vortheil. Es scheint hiernach, als sei dieses Land in dichterischer Hinsicht mehr die Heimath der Talente, als der Genien zu nennen, wogegen sich aber einwenden läßt, daß die Gränze zwischen Talent und Genie sehr unbestimmt ist, und daß, wenn wir Deutschen es in dichterischer Hinsicht mit dem letzten Worte gar zu streng nehmen, unsrer Literatur sehr übel mitgespielt wird. — Wie dem auch sei, wir wollen uns erfreuen an dem, was Schlesiens Söhne für deutsche Poesie gewirkt haben. Es ist wahrlich keine unbedeutende Wirksamkeit, von der wir zu reden hatten, ja, es ist dieselbe, wenn man das Verhältniß des Landes zu den übrigen Theilen Deutschlands erwägt, quantitativ und qualitativ eine mächtige. Die Bemerkung, daß namentlich in neuerer Zeit viele Schlesier, deren Name guten Klang gewonnen, sich dem Auslande zuwandten, während man früher ein stärkeres Festhalten an der vaterländischen Scholle wahrnimmt, ist freilich nicht erfreulich, aber sie überrascht nicht, wenn man erwägt, daß die Annäherung verschiedener Volksstämme in neuerer Zeit durch ganz Europa erleichtert, begünstigt ist, und mit der Verflachung individueller Nationalität auch mancher schätzbare Gewinn sich ergiebt. Was Göthe von einer Weltliteratur prophezeit, ist zum Theil in Erfüllung gegangen. Namentlich in Deutschland ist das Interesse am Staate über das sogenannte Nationalinteresse der einzelnen Provinzen und Ländchen überwiegend geworden. Eine geistige Verwandtschaft aller deutschen Volksstämme ist nicht abzuläugnen, so unendlich verschieden die einzelnen in Gesinnung und Gefühlsweise erscheinen mögen, und sie wird durch die Trennungen der einzelnen Staatsverbande nicht aufgehoben. Denn der Deutsche ist seiner Natur nach mehr auf das innere, als das äußere Leben angewiesen. Deutschland hat dem Auslande geistige Schätze in Fülle zum Austausch zu bieten, und so ist es in vielen Fächern der Mittelpunct europäischer geistiger Bestrebungen geworden, so hat sich eben in Deutschland jene Weltliteratur zumeist zu entfalten begonnen.

Wir sagen begonnen; denn bei dem lebhaften Widerstreit geistiger Extreme, deren Vermittlung auch von den Geistreichsten, wie z. B. Ancillon, bis jetzt vergebens versucht worden ist, läßt sich erwarten, daß das undurchsichtige Gewühl feindselig einander begegnender Erscheinungen in dem Tropfen Zeit, welchen wir Gegenwart nennen, noch lange fortdauern werde. —

Der Vorrath geistiger Schätze, auch der poetischen, ist riesenhaft angewachsen. Sonderung, Wahl im Genusse wird immer dringende-

res Bedürfniß. Aber die Lesewelt will Neues, und über diesem Bedürfnisse ist das nach dem Besten, nach dichterischer Erhebung, in den Hintergrund getreten. Die Talente beeilen sich, die Lesewelt zu versorgen; der Nachahmungen bringt jede Messe immer mehr. Dabei ist nun die Fertigkeit, die Technik zu einer Höhe gestiegen, die sie oft in Meisterwerken der Genien nicht erreicht hat. Aber die Techniker kümmern sich auch immer weniger um den Stoff, den sie immer seltener aus sich heraus erzeugen, immer willkührlicher aus dem bunten Gewirre des Lebens hervorsuchen. So sind natürlicherweise ganz unpoetische Elemente in die deutsche Poesie hineingekommen, und vom Schönen ist trotz unzähliger Schönheitslehren wenig mehr die Rede. Hier finden wir rohes, stoffartiges Interesse, dort regelmäßige, inhaltsleere Form. Weit gefehlt aber, daß dieß allgemein erkannt würde, ist die Zeit immer bereit, sich für alles Mögliche zu interessiren. Ist nun aber das Schöne eben so wenig mehr im Bedürfnisse der Zeit, die zunächst das Geistreiche will, enthalten, als religiöse Begeisterung, so würde man freilich ungerecht seyn, wenn man von der Zeit fordern wollte, was sie nicht leisten kann, weil es nicht die ihr gestellte Aufgabe ist. Sie erfreue sich an geschickten geistreichen Formen, wozu sie die Fähigkeit in sich trägt. Es ist in mehrfachem Sinne wahr, was Wienbarg in seinen ästhetischen Feldzügen sagt, daß gegenwärtig die Prosa poetisch geworden ist. Ueberall herrschen die Genrebilder, und nicht immer die der edelsten Art.

Viele leben noch, die Kraft in sich tragen, nach dem Höchsten zu ringen; mögen sie nicht muthlos werden, wenn ihnen sich auch der Zwiespalt zwischen Poesie und Leben, trotz den sich mehrenden literarischen Gesellschaften, Zeitungen und Mittags- oder Abendessen, immer unabweislicher, immer fühlbarer aufdringt, wenn sie fühlen, daß von dem, was aus der Tiefe ihres Herzens quoll, wenig in das Leben, das Meiste nur von einer Studierstube in die andere übergeht!

Eines vor Allem freilich mögen sie bekämpfen; das ist der Geist der Lüge, der in der Poesie herumschleicht. Die Welt hat den Trug gern, aber die Zeit entschleiert ihn. Die herkömmliche Form also soll nicht den Künstler leiten und beherrschen, der noch für etwas Höheres, als für die Form begeistert ist. Darum „singe jeder, dem Gesang gegeben", aber so, wie er ihm gegeben ist, oder gar nicht. Sich in alle Formen finden, alle Gefühle heucheln, die etwa für den Augenblick in der Welt Wirkung machen könnten, ist ein heute nur zu häufiger Jammer, der den Augen der Menge immer mehr erschwert, zu erkennen, was wahr, was aus dem Herzen gekommen ist. Und, wenn der Maler Koch in seiner bittren „modernen Kunstchronik" klagt, daß heute ein Maler die Katzen, einer die Hunde, einer die guten Menschen, einer die Spitzbuben male, so findet das in der Poesie zwar auch seine Bestätigung; aber noch viel häufiger macht hier Einer Alles, was irgend zu Diensten steht, denn der Stoff ist ihm gleichgültig, und die sprachliche Gewandtheit hat er ja leicht genug

überliefert bekommen. — Mit einem Worte, deutsche Sänger, beherziget Eichendorff's Spruch:

Den lieben Gott laß in dir walten,
aus frischer Brust nur treulich sing'!
Was wahr in dir, wird sich gestalten,
das Andre ist erbärmlich Ding.

Auch Schlesien, das von jeher ein Land der Lieder gewesen, erfahre ferner die Segnungen der Poesie! Seinen Sängern aber, wo sie auch weilen, möge die von uns unternommene Darstellung schlesischer dichterischer Thätigkeit das schöne Vaterland in freundliche Erinnerung zurückrufen.

Verbesserungen und Zusätze.

S. 17. Z. 17 v. u. statt 1530 lies 1510.
(Die unterste Zeile der Anmerkung: nach Klese's Manuscript u. s. w. ist zu streichen.)
S. 27. Z. 12 v. oben sind nach „ausgezeichnet" die Worte einzuschalten: „der dichterische Geist ringt noch mit der Sprache."
S. 25. Z. 9. v. u. ist nach „Buchdruckerei" einzuschalten: „Seite 7."
S. 60. Z. 6. v. u. nach: „6 Bde. 8." einzuschalten: „nebst zwei Ergänzungsbänden."
S. 78. Z. 15. v. u. nach „Rothmann" einzuschalten. („vielleicht ist der in Cunradi Sil. Tog. p. 219 erwähnte Martin Rothmann, geb. zu Jauer 1607, gest. als Rector zu Liegnitz 1657, der aber nach Eberts „gelehrtem Löwenberg" 1659 starb und aus Löwenberg gebürtig war, gemeint.)"
S. 95. Z. 22. v. u. statt „J. L. F." lies: „J. C. F."
S. 102. Zu den Worten über K. Schall ist hinzuzufügen: „Die von ihm 1820 begründete Breslauer Zeitung (nach Schalls Tode fortgesetzt von E. v. Treibens der schlesischen Hauptstadt, in welcher Schall lange Zeit hindurch eine sehr bedeutende Rolle spielte."

Breslau
vor hundert Jahren.

Auszüge

aus einer handschriftlichen Chronik

mitgetheilt

von

August Kahlert.

Breslau,

bei Georg Philipp Aderholz

1840.

Das handschriftliche Tagebuch Breslauischer Ereignisse, davon einige Auszüge hier mitgetheilt werden, ist von zwei in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Breslau wohnhaften angesehenen Kaufleuten verfaßt worden. Brüder, und in ununterbrochener Eintracht lebend, unterstützten sie einander bei allen ihren Unternehmungen; der Eine, Johann Georg Steinberger, nahm in der Handlung des Bruders Johann Gerhard Steinberger eher den Rang eines Buchhalters, als den eines Associé ein, während bei der Abfassung des obenerwähnten Tagebuchs er den Redacteur und jener nur den fleißigen Mitarbeiter abgegeben hat. Beide lebten sehr eingezogen, und studirten zur Erholung von Berufsgeschäften gern vaterländische Geschichte, wobei sie niemals ohne schriftliche Auszüge zu machen, zu lesen pflegten. Ihr Ansehen in der Stadt erhielt ihnen die vielen damals noch ungedruckten handschriftlichen Tagebücher der städtischen Bibliotheken zugänglich, eine große Menge von Auszügen entstand, und ward chronologisch geordnet, worauf endlich Johann Georg die Eintragung der einzelnen Begebenheiten in ein allmählig bis zum Umfange von vier starken, enggeschriebenen Folianten anwachsendes Diarium übernahm. Als er bis auf seine Zeit gelangt war, (wir dürfen etwa das

Jahr 1710 als Anfangspunkt dafür annehmen) beschränkte er sich nicht auf Compilation fremder Zeugnisse, vervollständigte vielmehr Nachrichten, die er aus Zeitungsblättern und Flugschriften entnahm, durch Mittheilung der unmittelbar eigenen Wahrnehmung, ein Umstand, der dem letzten Bande des Ganzen weit bedeutenderen Werth, als die übrigen besitzen, verliehen hat. Der große Wechsel, der in allen Lebensverhältnissen der Breslauer mit dem Eintritte der Preußen in Schlesien fühlbar wurde, nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und ward von ihm in vielen Thatsachen, die er selbst erlebte, geschildert. Diese Aufzeichnungen durchlaufen in ununterbrochener Folge die Zeit bis zum Jahre 1756, in welchem Jahre jedoch, wie aus fernliegenden Umständen sich schließen läßt, der Verfasser noch nicht gestorben ist, vielmehr hat er nach mündlichen Aussagen seiner Abkommen noch bis etwa 1764 gelebt. Was das Jahr seiner Geburt betrifft, so geht dies unzweifelhaft aus dem Tagebuche selbst hervor. Unter dem Jahre 1694 bemerkt er: „Diesen 24ten März bin ich Schreiber dieß und Autor dieses Breslauischen Tagebuchs Johann George Steinberger zu Frankfurt a. Main von frommen christlichen und ehrlichen Eltern auf diese jammervolle Welt geboren worden. Mein lieber Vater war Sebastian Steinberger ein redlicher alter Bürger und Schneidermeisterältester. Meine Mutter war Katharine, gb. Lotzin, er von Gießen, sie von Frankfurt gebürtig. Mein werther Taufpathe ist gewesen Hr. J. G. Vogt, Kaufmann und Zuckerbäcker zu Frankfurt. Sie ruhen schon alle drei im Herrn, Gott helfe auch mir selig überwinden." —

Der einfache religiöse Sinn des Mannes spricht sich schon in diesen wenigen Zeilen aus, noch mehr ist dies in dem Tagebuche der Fall,

wenn es auf kirchliche Ereignisse Bezug nimmt. Der Verfasser war der lutherischen Religion mit ganzer Kraft seiner Seele ergeben, und widmet ihren Schicksalen besondere Aufmerksamkeit. Von den harten Bedrückungen, die sie unter Leopolds und Josephs Regierung gerade in Schlesien erfuhr, entging ihm nichts, schlicht und leidenschaftlos erzählt er viele in dieser Hinsicht merkwürdige Thatsachen, seine eigene Beurtheilung oft nur in einer lakonischen Bemerkung anhängend. Nur zuweilen kann er sich der Bitterkeit nicht enthalten, wenn er z. B. erzählt, daß eine Sammlung lutherischer Erbauungsbücher, worunter Werke, wie Arndt's „wahres Christenthum" durch den Henker verbrannt worden sei. Die Wehmuth ergreift ihn, als er 1730 bei Gelegenheit des Berichts von der stillen, fast verstohlenen zweihundertjährigen Feier der Augsburgischen Confession mit einer Ermahnung an den Enkel, der seine Aufzeichnungen etwa nach hundert Jahren lese, schließt, nämlich der, Gott zu danken, falls ihm vergönnt sein sollte, das Fest in größerer Ruhe und Sicherheit begehen zu können, als dem Vorfahren.

Aus solchen Aeußerungen wird leicht der Standpunkt ersichtlich, von welchem Steinberger die Vereinigung Schlesiens mit Preußen betrachtet hat. Kein anderer ist dies, als der eines freudig Hoffenden, wie eben nicht anders es bei so vielen Schlesiern der Fall war. Die Geschichtsforschung hat längst unzweifelhaft gemacht, daß die durch die Altranstädtische Convention nur nothdürftig verbesserte Lage der lutherischen Kirche in Schlesien bei dem protestantischen Herrscher Schutz und Sicherheit zu finden erwartete, in Friedrich II. einen mächtigeren und zuverlässigeren Beistand als in Karl XII. erblickte, und unter Allem, was den Unternehmungen des Königs von Preußen

begünstigend entgegenkam, das Wichtigste gewesen ist. So ist es denn natürlich, daß die Verlegenheit, in welche die katholische Kirche bei dem Eintritte der Preußen in Schlesien gerieth, bei unserem Chronisten sehr geringes Mitleid erregt, ohne daß aber dies ihn zu partheiischer Darstellung der Thatsachen, oder auch nur zu einer Abweichung von dem bis zum Jahre 1740 beobachteten Tone der Darstellung kirchlicher Ereignisse verleitet hätte. So weit ist er von Fanatismus und zelotischer Rachsucht entfernt, daß er höchstens in einer lakonischen Anmerkung hier und da auf die göttliche Vergeltung für zugefügte Unbill hinweiset. Männlich freier, offener Blick in den zweifelhaften Gang der unerwarteten Begebenheiten zeichnet ihn überhaupt aus, wie ein Anflug gutmüthigen kindlichen Humors ihn in liebenswürdigem Lichte erscheinen läßt. —

Die äußere Gestalt und Eintheilung des Tagebuchs, davon gegenwärtig nur noch der zweite, dritte und vierte Band vorhanden sind, ist folgende: Der zweite umfaßt 824 Seiten, und geht vom Jahre 965 bis 1600; der dritte 1258 Seiten und geht von 1600 bis 1738; der vierte 380 Seiten und geht von 1738 bis 1756. Einen wesentlichen Verlust hat man an dem ersten schwerlich erlitten, da er vermuthlich nach damaligem Gebrauch bei Erschaffung der Welt begonnen, und auf jedes Quellenstudium gänzlich verzichtet hat, wenigstens verdient schon der zweite nur sehr bedingte Glaubwürdigkeit, welche dafür in um so höherem Grade die Aufzeichnungen des vierten für sich in Anspruch nehmen.

Oeffentliche Mittheilung von Steinbergers Arbeit ist ein Einzigesmal und auch nur in beschränktem Maaße geschehen. Steinbergers Bruder Johann Gerhard nämlich war mein Urgroßvater, seine Toch-

ter war die Mutter meines Vaters; letzterer im Besitze des ganzen Werks theilte im J. 1814 in dem Correspondenzblatte der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur daraus eine Reihe von Nachrichten über das Auftreten der Pest in Schlesien zu verschiedenen Zeiten mit. Gegenwärtig nun bei dem herannahenden Abschlusse eines seit Friedrichs II. Eintritte in Schlesien verflossenen Jahrhunderts erscheint kein Abschnitt des alten Tagebuchs der Mittheilung so würdig, als die Nachrichten, welche dieses Ereigniß angehen. Ich habe indessen, da der Verfasser derselben Breslau nicht verlassen hat, mich auf diejenigen Thatsachen beschränkt, welche hier in seinen Gesichtskreis getreten sind, und wobei er also Vertrauen schon als Augenzeuge verdient. Nicht selten begegnet es ihm, daß er Unwesentliches mit geschwätziger Breite behandelt, die Aufmerksamkeit des Lesers von den wichtigen Vorgängen abziehen läßt, und besonders in Ermangelung der letztren zu dem Ersten als Lückenbüßer greift. Daher schien es am Zweckmäßigsten, hier nur drei Abschnitte, welche gerade in Breslau den Schauplatz der historischen Begebenheiten behandeln, indem sie den dreimaligen Aufenthalt des Königs in der Stadt Breslau schildern, mitzutheilen. Das Tagebuch enthält übrigens sehr viele, aber auch sehr zerstreute und durcheinandergeworfene Bemerkungen, die zur Culturgeschichte werthvolle Beiträge liefern. Auszüge, bei deren Anfertigung dieser Gesichtspunkt ins Auge gefaßt würde, hätten nicht geringeres Interesse für sich als die, welche Politik angehen; ich habe meinem verehrten Collegen, dem Herrn Professor Hoffmann v. Fallersleben, der mit mir in der Ansicht von der Bedeutung des Tagebuchs übereinstimmte, seinem Wunsche gemäß, dasselbe zur Anfertigung von dergleichen Auszügen übergeben.

Was noch die Gestalt betrifft, worin die gegenwärtigen Mittheilungen erscheinen, so war möglichst treues Anschließen an die Urschrift unerläßlich. Die Erfahrung hat wiederholentlich gelehrt, daß Abweichungen zu Gunsten des heutigen Gebrauches das Ansehn, die Glaubwürdigkeit des geschichtlichen Zeugnisses oft bis zu einem Grade verdächtigen, wo nichts mehr davon übrigbleibt. Darum sind selbst Nebendinge, wie die kurzen Angaben des Inhalts am Rande beibehalten, wenn auch dieselbe pflichtmäßige Treue hinsichtlich der Wortschreibung den Herausgeber einige Selbstüberwindung gekostet hat. Steinbergers Chronik liefert nämlich einen neuen Beweis dafür, wie selten selbst unter den Gebildeteren seiner Zeit feste Grundsätze über Rechtschreibung obwalteten. Insbesondere herrscht bei der Wahl kleiner oder großer Anfangsbuchstaben die größte Willkühr, während Andres freilich dem Gebrauch selbst der Druckschriften damaliger Zeit folgte, z. B. die sonderbare Laune bei den dem Französischen oder Lateinischen entlehnten Zeitwörtern den Stamm mit lateinischen, die Endung mit deutschen Buchstaben zu schreiben. Hätte für gegenwärtige Herausgabe man sich auf Verbesserung von Einzelheiten einlassen wollen, so würde die Ausdehnung der Gränzen für solche Befugniß von der Willkühr abgehangen haben, und hier und da manchem Bedenken nicht entgangen sein, Grund genug, den Chronisten, dessen Arbeit ohnedies auf allen künstlerischen und wissenschaftlichen Werth verzichtet, ohne die kleinste Veränderung, hätte dies selbst eine Berichtigung sein können, vor die Augen heutiger Welt treten zu lassen.

Breslau, den 1. Mai 1840.

Dr. Kahlert.

Ausführliche Nachricht Von dem Ein-Marsch der Königl. Preußischen Trouppen in das Land Schlesien und Was sich deßhalben Zu Breßlau Von Tag zu Tag Merkwürdiges Zugetragen.

Aº. 1740 d. 5. Decemb. Viel Kluge Männer hatten Längst Prophezeyhet, daß wenn Ihro Maytt: Kayser Carolus VI. ohne Männliche Leibes-Erben zu hinterlaßen, absterben solte, Wir alßdenn Ohnfehlbar Krieg und Unruhe würden zu gewarten haben, wie es Leyder nur allzu geschwind nach deßen Todt (d. 20. 8br. h. a.) sich folgender gestalt äusserte. Der Churfürst Von Bayern ließ sich zu München unter Trompeten und Paucken-Schall alß König in Böhmen proclamiren; Zuwieder Unserer rechtmäßigen Erb-Königin in Ungarn und Böhaimb Maria Theresia, Weyl. Kaisers Caroli VI. hinterlaßenen Aeltesten Frau Erb-Tochter, Vermählte Hertzogin von Lothringen, und Großhertzogin von Toscana ꝛc. Vorige Woche war dieser Königin Abgesandter Marchese de Botta hier durch nach Berlin abgereißt, allwo Er Bey Königlr. Maytt. in Preußen d. 4. Xbr. Allergnädigste Audienz erhielt, Er soll sich sonderlich über die schöne Militair-Verfaßung gewundert, und gefragt haben, wozu der König so viel Volcks Brauche? Gleich drauf ließ der König einen Theil der Völcker ein mouvement machen, und Bey Grünberg 25000. Mann an die Schleßische Gräntze marchiren, davon man alßbald folgende Notiz erhielt:

Marquis de Botta hier durch nach Berlin gereißt.

Specification

Königlich Preußische Truppen marchirten nacher Schlesien.

Derer Königl. Preußischen Völcker, welche gegen Schlesien in die Gräntze Böhaimb — auf den March begriffen:

Prinz Wilhelm
Marggraff Friedrich } Curassiers.
Schulenburg Grenadiers zu Pferdt.
Platen Dragoner.

Infanterie.

Alt Burck
Prinz Leopold
Prinz Heinrich
Schwerin
Kleist
Sydow
Bredau
la Motte
Helmisch
5 Escadron Hussaren
212 Mann Artilleristen
40. 12 Pfündige Canonen
12. 24 Pfündige Canonen
24. Feldt-Stücke
10. 50 Pfündige Mortiers
12. Haubitzen. Zusammen 25000 Mann.

Niemand weiß aus was vor Ursachen.

Weil nun bey diesen gefährlich scheinenden Zeiten Niemand recht wuste was das Bedeuten soll, der König auch Kein Manifest publiciren, noch andeuten ließ, was Er wolle, Da man sich doch erstl. Hoffnung machte, Er würde unserer Königin wider Bayern, od. andern Anfall Beystehen, Alß fiel man sonderlich auf dieserley Meinungen: Daß die Armée Laut obiger

Specification Zum Dienst Unserer Allergnädigsten Königin an die Böhmische Gräntze marchiren würde, oder der König habe noch alte Praetensiones an Schlesien, und sonderlich an die 3. Fürstenthümer, Liegnitz, Brieg und Wohlau, Laut der Zwischen Churfürst Ioachimo I. Zu Brandenburg, und Hertzog Friederico II. Zur Liegnitz Aº. 1537 errichteten Erb-Verbrüderung, wovon in Henelii, Thebesii, Schickfusii, Lucae, und anderen Schlesischen Chronicken nach Zuschlagen ist. Welche Sache aber die Schlesische Gelehrten Vor Längst abgethan hielten, und meinten, daß Chur Brandenburg mit Gründlichem Recht nicht das geringste mehr an Schlesien Zu praetendiren habe, Die Brandenburgische Rechts-Gelehrten aber wustens besser. Wir wollen uns bey dieser schweren Untersuchung nicht aufhalten, sondern solche erfahrnen Rechts-Gelehrten überlaßen. Indessen gingen hier Vielerley reden, Man versicherte es wäre Wilhelm Gideon Deutz ein sehr reicher Banquier Von Amsterdam Persönlich in Berlin, welcher dem König in Preußen etliche Million Gulden Obligationes über Baar Vorgeschoßnes Geldt auf das Land Schlesien Verhandelt hätte, dieses Darlehn würde der König nun eintreiben Laßen, oder auch noch mehr herschüßen, um etliche Fürstenthümer, wo nicht gar gantz Nieder-Schlesien An sich zu Bringen. Andere geriethen auf die Meynung, es sey diese Brandenburgische Rüstung auf Pohlen angesehen, Weil der Bischof von Gnesen (wegen der im verwichenen Febr. Von den Brandenburgischen Soldaten im Closter Paradieß Verübten Gewaltthätigkeit) den Protestanten in Pohlen und Litthauen, Laut Berliner Zeitung, 60 Kirchen hätte sperren- und 9 davon demoliren Laßen; mithin würde der König in Preußen Dieses sattsam Rächen, und seinen Glaubensgenoßen Zu Hülfe kommen. es war aber alles ohne gewissen

grund, doch folgt Beyliegend ein Bericht, was eigentlich die Sache mit dem Kloster Paradieß Vor eine Beschaffenheit hat. Nun war oberwähnten 5ten Decemb. Der Herr Graff von Wallis Commendant in Schlesien Von Groß Glogau anhero nach Breßlau kommen und hatte nebst 2 Oberambts-Räthen, hiesige 2 Zeughäußer Besichtiget, Darüber machte man bald große Augen, Er reißte den 6. dito Früh 4 Uhr wider nach Glogau, dessen Frau Gemahlin, wie auch die Frau Landeshauptmannin Gräffin von Kottulinsky Kamen folgenden Tags anhero, da hörte man schon Viel fürchterliche erzehlungen, alß würden die Brandenburger in Schlesien einrücken. Besagter HEr Commendant zu Groß Glogau setzte sich eiligst in defensions-Standt, schaffte die Juden-Weiber und Kinder, wie auch die übrigen Unnützen Mönche aus der Stadt, da denn die Juden auch sogar am Schabbes Schantz-Arbeit Verrichten muſten. Den 8. Dec. rückte das Löbl. Harrachische Infanterie-Regiment in die Stadt Glogau, allwo um die Besatzung sich auf 1500 Mann erstreckte, es war aber die Stadt nicht gesperrt, Vielweniger die Preußische Armée auf Schlesischem Boden (wie schon hier die Rede ging) sondern die Thore blieben offen, doch war der instehende Jahrmarkt sehr schlecht und unruhig, denn die Bauden wurden bald wieder weggeräumbt, und war so viel alß wär er gar nicht gehalten worden, Kein Welscher von Breßlau getraute hinzureisen, Theils Marcktzieher Kehrten unterwegs wider umb, und nun ging schon auß unzeitiger Furcht das Flüchten an, es kamen Viele wagen mit Bagage Küsten und Kasten nach Bresl. Der Land Adel war bemüht Gewölber allhier zu miethen, umb ihre pretiosa anhero Zu schaffen. Getraid kam in großer Menge zu Marckt, ward Vieles Verkaufft, auch

HEr. Graff vo Wallis anhero kommen.

Groß Glogau widersetzt sich den Preußen.

Das Flüchten geht an.

aufgeschütt. ging im Preiß Zu 44. 48. Biß 53 sgl. der Scheffel, reißend weg. Das Königl[e] Oberambt nebst dem Magistrat Rathschlagten Tag und Nacht, was Zu Thun? Die Staffetten gingen Beständig fort, und kamen alle Tage Couriers an, weßhalben das Schweidnische Thor etlichemahl Biß 10 Uhr offen blieb. Doch erschien auf erfolgende Gewalt Kluger Rath gar Theuer, und der Wiederstand sehr schwer, wo nicht gar unmöglich. Aufm Dohm fing man auch schon an einzupacken und nach Neiß Zu flüchten, etliche Dohm Herrn reißten weg, und Salvirten ihre Schätze nach Ottmachau, Da man denn mit Verwunderung sahe wie sonderlich die Catholischen eine allgemeine Furcht beseelte, und dem Controvers-Prediger Zu St. Matthiae mochte Vornehmlich nicht wohl hierbey Zu Muthe seyn, in erwägung, was bißher von dieser Cantzel Vor Schmähungen auf die Protestantische Religionen und Hohe Häupter, ausgestreut worden. aufm Dohm Ließ man nun eiligst alle gefangene, die wegen der Religion inhafftirt waren, umb vor den Evangelischen den Catholischen Glauben anzunehmen, Loß und Ledig. Dem Herrn Hannß Siegmund Berger Vornehmen Kauffmann alhier ward Commission aufgetragen 500 stück Ochsen zu Brieg zu Kauffen, Er kaufte aber nur 340 stück à 17 Spec. Thlr. Da aber die Ochsen anhero kamen, wollten hiesige Fleischer solche nur à 13 Spec. Thlr. Käufflich übernehmen, doch sinds endlich im Kauff eins worden.

Das Königl. Oberambt und Magistrat Rathschlagen was zu Thun?

Den Cathol. wird bang.

340 st. Ochsen Vor die Stadt gekauft.

Den 9. Decbr. hatten Wir den alle Jahr um diese Heil. Zeit gewöhnlichen Buß- Fast- und Bet-Tag, Die vom HEn Inspector Burg erkießten Buß-Texte waren folgende:

Buß-Tag gehalten.

Zur Früh-Predigt: Jeremiae 17. C. v. 13. 14. Herr Du bist die Hoffnung Israel, bis: Denn Du bist mein Ruhm.

Zur Ambts-Predigt: Psalm 60. v. 3—7. Gott Der Du uns verstoßen, bis: mit Deiner Rechten und erhöre uns.

Zur Mittags-Predigt: Jesaiae 35. C. v. 3. 4. Stärket die Müden Hände ꝛc., bis: Kommt und wird euch helffen.

Aufm Dohm in der S. Joh^s Kirche war man just Beschäftiget, das Prächtige Castrum doloris aufzurichten, Vor Warl. Ihro Röm. Kais. Maytt., wovon unterm 20. 8bre schon ein mehreres gedacht werden. Den 12. Dec. Montags ging die Rede immer stärker, alß ob frankreich und Bayern den König v° Preußen instigiret in Schlesien einzufallen, die Stadt Brieg ward mit mehrern Kaiserl^n Völckern Besetzt, und die Festungs-Werke eiligst reparirirt. imgleichen waren 1200 Mann im An Marsch hiesigen Dohm und Sand zu besetzen. Das Königl^e Oberambt Vernahm mit großem Mißfallen, daß Bereits Viel Schlesische Edelleute sich in Königl. Preußische Dienste Begeben, und mit allerley Ehren-Chargen begabt worden, Sie ließen hernach Ihre Vertheidigungs-Schrifft in Druck außgehen, Zu Rettung ihrer Ehre, und abwendung der imputirten Untreue gegen ihr Vaterland.

Die Stadt Brieg setzt sich in defensions-Stand.

Heute wurden die HhE^n Bürger Capitains, Kauffmanns-Eltisten und Kirchen-Vorsteher, folgenden Tags auch die Zunft-Eltisten aufs Rathhauß erfordert, und Ihnen ein Allergnädigstes Rescript Von Unserer Königin Vorgelesen, falls Groß Glogau berennet würde, man im Nothfall 2 oder 3000 Mann Feldt-Soldaten in die Stadt Breßlau nehmen, und

das Sandthor halb mit Stadt- halb mit Feldt-Soldaten Besetzen sollte, zu Sicherheit der Officier obiger 1200 Mann aufm Dohm, welche ein Evangelr Obrister Nahmens HEr vo Roth Commandiren solte, und dieses wurde alles Bewilliget, wiewohl von denen Zunft-Eltisten sehr Ungerne, — Sie wurden nur paarweise in die Rathstube erfordert, und Ihnen zugeredt, Biß Sie ja sagten. Anbey ward auch ein Königl. Preußisches Schreiben, an die Glogauer Land-Stände erlaßen, abgelesen, welche der König auf den 14. Dec. nach Croßen Citirt, umb eine March-Route nebst erforderlicher anstalt Zu machen, wie seine Armee auf dem March in Schlesien Etappen-mäßig Könne Verpfleget werden ꝛc. Den 14. Dec. Mittwochs Vormittags Kamen die jüngsten von allen Zünften Unaufgefordert aufs Rathhauß, und Protestirten aufs schärffste wider die Bewilligung ihrer Eltisten, wegen Einnehmung der Kaiserln Soldaten in die Stadt, Ließen gar harte reden fliegen, wider die HhEn Bürger-Capitains, Kauffmanns- und Zunft-Eltisten, und Ober-Syndicum Gutzmar, daß Sie alles so Leichtsinnig Bewilligten, und der Stadt Freyheit und Bestes nicht ernstlr Beherzigten, da denn Letzter Hoch betheuerte, daß Ers mit der Stadt Von Hertzen Treu meine, Die Bürgerschafft Verpflichtete sich anbey, die Stadt mit Guth und Blut zu defendiren. Auch war der Stadt-Commendant Freyhr vo Rampusch zugegen, den die Bürgerschafft expres Verlangte, und alß er kam Ihn freundlich Bewillkommte, ein Schuhmacher Nahmens Joh. Christian Döblin führte das Wort, und sagte zum HErn Commendanten: Das ist unser Vater, Dem wollen wir folgen, und Gut und Blut Vor die Stadt aufsetzen. Da denn der Hhr Commendant nebst unterhabender geschworner Stadt Guarnison Von 600 Mann

Breßlau soll Kayserl. Völcker einnehmen und will nicht.

alle Treue assistenz und Tapffere Gegenwehr versprach, und also Brauche man nicht mehr Besatzung in die Stadt zu nehmen. endlich ward noch Bewilliget, daß heut und alle abend die Stadt Thore mit der Betglocke gleich sollen geschlossen, und Kein warthen mehr in den Thoren gehalten werden, welcher Mißbrauch seith 7 Jahren so stark eingerißen, daß man öffters auf eines großen Herrn Dienst Magd, oder Lauffer-Jungen, ja gar auf ein Paar Jagdt-Hunde, Nachts biß 10 Uhr warthen, und das Thor aufhalten müssen, wodurch die Bürgerschafft nicht wenig incommodirt werden. Alle Tage sollen 2 Fahnen Bürger auf die Wacht ziehen; Nachmittags hielten die Bürger-Capitains Beym HEn Stadt-Commendanten eine Conferenz umb über allerhand nöthiges sich Zu unterreden. Diesen Abend Vor der Bet-Glocke Versammelten sich Viel Bürger, sonderlich die Züchner, aufm Salzring Vors HEn Commendanten Hauß, und folgten der Wache ins Schweidnische und Sand-Thor, Damit solche accurat mit der Schließ-Glocke geschlossen würden, wie auch geschahe. ein paar Stund nach dem Zuschluß Kam ein Courir an den Hyn General Braun, weßhalb das Schweidnische Thor wider solte eröffnet werden, es wurde aber nichts Drauß, sondern blieb zu, und die Briefschafften nebst 1 Päckel Ducaten an den HEn Commendanten nach Groß Glogau wurden in Post-Kästel übergezogen. Den 15. Decemb. Donnerstags früh Kam die Bürgerschafft wider weit stärcker, alß gestern, wohl 800 Mann, aufs Rathhauß in Fürsten-Saal, und überlegten nochmahls mit dem HEn Commendanten, Stadt-Major, und Bürger-Capitains, was am nöthigsten zu veranstalten, protestirten nochmahlen hefftigst wider die einnahme der Feldt-Soldaten, da denn die HEn Capitains wegen schon gethaner

Bürgerschafft Protestirt hefftigst darwider.

Bewilligung, Viel grobe Pillen Verſchlucken muſten, dießmal Ließ ſich kein Rathherr hierbey ſehen, ſondern Blieben alle in der Rathſtube, umb den Verdrießlichen Lärmen nicht anzuhören, denn die Bürgerſchafft ſtraußte gar zu hart, theils mit un Beſonnenen groben worten, alß ob Sie gar das Fauſt-Recht ergreiffen wollten, Doch des Magistrats Klugheit überwog und überſahe alle brutale Schwachheit, und Ließ durch Glimpffliches Zureden die hitzigen Köpffe Beſänftigen. Die ſchriftl[e] Bewilligung und Reservirung der Bürger-Capitains wegen einnehmung der Feldt-Soldaten, wurde zerriſſen und annulliet, Weil der HE[r] Commendant Alt und Schwach, alß ſoll Ihm HE[r] Baron v° Roth adjungirt werden, umb nebſt dem HE[n] Stadt-Major v° Wuttgenau das Commando Gemeinſchaftlich über die Geſchworne Stadt Guarnison zu führen, doch das ſtund dem HE[n] Bar. v° Roth nicht an, der wolte mit dem HE[n] General Brun Lieber mit ſeinen Feldt-Soldaten herein in die Stadt. Breßlauer Zeitung Vom 15. Xbre referirte:

„Es lauffet allhier die zu Verläßige Nachricht ein, daß „die Cavallerie-Regimenter — Hohen Embs, Hohenzoller, „Curassier, dann das Dragoner Regiment Bathiani, Huſa„ren, Caroli und de Soſſi, dann die Infanterie-Regimenter „Baden-Baden, Jung und Frantz Lothringen, aus Hungarn, „und theils die Infanterie aus Mähren, in Völligem Anmarch „ſeyn, denen noch Viele mehrere, ſo am nächſten in Hungarn „einquartiret, in Kurtzem nachfolgen werden. Die aber ſchon „hier Landes befindliche Infanterie-Regimenter — Wallis, „Harrach, Brune, Botta und Lichtenſtein-Dragoner, auch „verſchiedene Escadrons Huſaren, erwarthen hier Landes oben „angezeigte Verſtärkung.“

Königl. Preuß. Schreiben an die Teutschen Höfe.

Hergegen meldete Berliner Zeitung unterm 15. Xbre 1740. Folgendes ist dieser Tagen allhier publiciret worden:

„Es haben Sr Königl. Maytt. Unser aller Gnädigster „Herr den Schluß gefaßet, ein Corps d'Armée in Schlesien „einrücken zu laßen, Höchst Derselbten darunter genommene „Resolution rühret Keineswegs aus einer gegen den Wieneri„schen Hoff hegenden Feindseligen Intention her, und noch „viel weniger hat es damit die Absicht, die Ruhe in dem Rö„mischen Reiche zu stöhren, und zu unterbrechen. Sr Königl. „Maytt. haben sich aber Un Umgänglich genöthiget Befunden, „dieses Mittel Unverzüglich Zu ergreiffen, und die Un Umstöß„liche Gerechtsame Ihres Königl. Chur-Hauß,s auf das Ver„meldete Herzogthumb, so sich auf die Zwischen Dero Glor„würdigsten Vorfahren denen Churfürsten von Brandenburg an „der einen- und — Denen ehemaligen Fürsten in der Schlesie „anderer seits, errichtete Familien Verträge und Erb-Verbrü„derungen, so wohl als andere wohl hergebrachten Jura Grün„den, gehörig zu Vindiciren und Geltend zu machen. Die „gegenwärtigen Conjuncturen und die wohlgegründete Vor„sorge durch diejenige, welche an das in Gott ruhenden Kaisers „Maytt. hinterlaßenen Lande eine praetension formiren, prae„veniret zu werden, haben erfordert, das Werck ohne Zeitverlust „Anzugreiffen, und — mit Nachdruck zu Vollstrecken. Wenn „aber solche Ursachen gleich nicht gestatten wollen, daß „Sr Königl. Maytt. sich mit der Königin von Hungarn und „Böhmen Maytt. über die gantze Sache Verläufftig Verneh„men; so werden Sie doch offt Höchsterwähnte Sr Königl. „Maytt. auch niemals abhalten, das Intresse des Ertz„hertzogl. Hauses Österreich Bestens zu beherzigen, und selbi„ges so oft sich gelegenheit dazu zeiget, mit allem Erffer und

„nach allen Ihren Kräfften zu Secundiren, und zu unter„stützen."

Dem Magistrat überreicht die Bürgerschafft ihre puncta schrifftlich.

Den 16. Xbre Freitags früh hat die Bürgerschafft bei Mittelmäßiger Versammlung auf'm Rathhauß Ihre Meinung schrifftlich dem Magistrat überreichet, und umb ein Decret gebethen, Da wars doch etwas stiller alß gestern, und nicht so fürchterlich Bey dieser Viel Köpffigten zu erscheinen. Nachmittags 3/4 auf 4 Uhr sind zum erstenmahl 2 Fahn Bürger, mehrentheils in selbst eigener Person auf die Wache gezogen, nehml. des HEn Hauptmann Neumanns- und HEn Hauptmann Schröders Fahn, mit Klingendem Spiel, und in Beysein des Fähndrichs, die HErn Hauptleute wollten nicht gern das Spiel rühren laßen, die Bürger aber nicht anderst von dannen marchiren, mithin muste es geschehen, die heutige Loosung war Abraham. Weil nun die Bürgerschaft erhalten, Keine Feldt Soldaten in die Stadt zu nehmen, alß wollten die Dohm Herren auch keine aufn Dohm nehmen, Sie Lagen schon zu Cavallen und da herumb parat, musten aber wider ihren rückmarch nehmen, die alte Dohm Herrn wolten Sie einnehmen, man hatte auch schon vor die officiers in etlichen Häußern die Zimmer geräumt, die jüngste Dohm-HEn aber richteten sich nach den jüngsten Bürgern in der Stadt, und also waren dißmahl die jüngsten Klüger als die ältesten.

Es sollen Keine Kayserl. Feldt Soldaten in die Stadt genommen werden.

Den 17. Xbre Sonnabend Vormittags Kam der alte Evangelische Herr Graff von Haugwitz aufs Rathhauß in Fürsten-Saal, zu der daselbst abermahl versamleten Bürgerschafft als ein angenehmer Friedens-Bothe, und versicherte als ein Ehrl. auffrichtiger General daß der König v° Preußen mit seinen Trouppen Zu Unserer Königin Dienst parat stünde, und

Ver diesen Treuen freundschafftlichen Verstandt, und aufwendende Kriegs-Kosten die 4 Erb-Fürstenthümer, Liegnitz, Brieg, Wohlau und Glogau erhalten würde, mithin wir Uns in der that gar keines Kriegs zu befürchten hätten, solchergestalt war wieder fried im Lande, doch nicht lange. Viele Catholischen waren nun auch schon aus der Stadt nach Neiß und Troppau geflüchtet, und die Jesuitten Trauten auch nicht diesem Landfrieden sondern stellten heute Ihre Collegia und Haltung der Schulen ein, Ließen die Studirende derweillen nach Hauß oder Spatzieren reißen, Biß es wider ruhiger würde, und erwartheten nun Von Ihrem Provincial die letzte ordre, ob Sie selbst auch marchiren sollten, blieben aber hier. Bey so Verwirrten umständen besorgte man sich wohl gar innerlicher Unruhe, welche aber der Liebe Gott in Gnaden verhütet, mithin ist doch Bey diesem allen, der Löbl^en Bürgerschafft einhellige Standthaftigkeit, in defendirung der Stadt freiheiten, Behauptung ihrer alten Privilegien und abwendung schädlicher auf Bürdung, Billig zu rühmen. Gott erhalte ferner zwischen Rath und Bürgerschafft, Ruhe, Fried und Einigkeit, Biß an das Ende aller Tage.

Bierschank in den Klöstern eingestellt.

Auf anrathen des Königl^en Oberambts stellte heute Nachmittags 2 Uhr der Pater Provisor im Albrechts-Kloster, den Bierschank ein, Ließ keine Gäste mehr setzen sondern die Schenkstuben zuschließen, Verkaufften anitzo nur des Tags 2 stunden lang, denen im Kloster wohnenden Leuten Bier, nehml. Vormittags von 10 Biß 11. Nachmittags Von 3 Biß 4 Uhr, ingl^en war im Vincenz und Dorotheen Kloster der Bierschank eingestellt. Vor diesem hat das Löbl. Kretschmer Mittel sich öffters hierüber beschwert, aber nichts erlangen können, und nun hörte es von selbsten auf. Heute kam auch der Herr Landeshauptmann Von Groß Glogau, Graff v^on Kottulinsky anhero

nebſt der Regierungs-Cantzley, und in der Stadt Liegnitz Packten die Catholiſchen auch ein und reißten davon, mithin war großes Lamentiren und Consternation unter ihnen. Diesen Sonnabent am Tage Ignatii haben die Jesuitten allhier keinen Umbgang gehalten, wie ſonſt alle Jahr an dieſem Tage geſchehen, und eben heute Kam der König vº. Preußen, welcher den 13. diß Von Berlin abgereißt war, auf Schleſiſchen Grund und Boden nach Herrnsdorff im Glogauiſchen, dem HEn. Graffen Von Berg Landeshauptmann in Wohlau gehörig, allwo Ihro Maytt. heunte das erſte Nachtlager in Schleſien gehalten Die Preußiſche Soldaten hielten ſich gut, Bezahlten alles Baar, und thaten Niemand etwas zu Leid, einer unterſtund ſich einen Auerhahn weg zu putzen, den ließ der König alßbald aufhencken, d. 18. Decemb. Sonntag Vormittag 10 Uhr iſt der Herr General Braun oder Brune, wie er ſich ſchrieb, — nebſt dem HEn. Obriſten Baron vº. Roth Vermittelſt der Poſt wider von hier fortgereißt, Vermuthlich nach Wien, umb alles passirte zu Berichten, Sie hatten Beide im Goldnen Baum Logiert. d. 19. Xbre. Ward vom Königl. Oberambt eine Deputation nehmlich Hr. Baron Schwärtz und HE. Baron vº. Rehdiger, mit Unſerer Königin Schreiben an den König vº. Preußen geſchickt, welcher ſolches gantz Gnädig und freundlich annahm, doch nur eine kurtze Antwort ertheilte, Er würde ſein Sentiment nicht ändern, mit der Zeit ſolte ſich Alles klärer zeigen. heute erhielt die Bürgerſchaft das Verlangte Raths-Decret über Ihre eingereichte Puncta, welche nebſt dem Decret alſo lauteten:

Ihro Königl. Maytt vo. Preußen nach Herrnsdorff in Schleſien gekommen.

Hh. General Braune und HE. Oberſt vo. Roth wider abgereißt.

Hochwohl Edelgebohrne Geſtrenge, Hoch und Wohl Benamte Inſonderſt Hochgeehrteſt Hochgebietende Herren.

Des Magiſtrats Resolutum über der Bürgerſchafft Desideria.

Einem Hoch und Wohl Edel und GeſtrengenRath haben, wir bei den jetzigen Vorſtehenden Kriegs-Troublen im Nah-

men der gantzen Bürgerschafft, diese nachfolgende Puncta zu überreichen nicht unterlaßen wollen.

1mo.

Begehret eine gantze Löbl. Bürgerschafft mit Unserer geschwornen Stadt-Guarnison auf den Nothfall sich zu defendiren und Keine Feldt-Soldaten.

1.

Resolutum.

Es ist bereits einem Hochlöbl. Oberambt Gehorsamste Remonstration geschehen, daß die Einnehmung der Königl. Trouppen zu depreciren sey, wie denn auch von denenselbten, wegen sothaner Reception der Soldaten in die Stadt ertheilte Declaration auf Dero Verlangen widerumb abgegeben werden, daß man dannenhero dabey acquiesciren kann.

2do.

Allezeit sollen Täglich Unsere Bürger-Wachten dupliret werden, nebst einem Ober-Officier, und jedes Thor mit einem Tambour.

2.

Dieser Punct wird Bewilliget, so lange nehmlich die Bürgerschafft selbst in Persen auf die Wache ziehen.

3tio.

Auf der Burg oder Karser-Thor sollen die Flügel eingehänget und nebst denen äusserstien Keller-Fenstern zugemauert werden.

3.

Das erstere wird Bereits durch das Bau Ambt beserget, wegen derer Keller-Fenster ist Bekannt, daß dieser Punct in dem errichteten Recess zugleich enthalten, und von Ihro Karserl. Maytt. dedicirt wor-

4to.

Weil Bey denen jetzigen Troublen höchst nöthig, aus der Bürgerschafft nehmlich Zunfft und Zechen, welche gedienet, oder sonst Militär-Exercitia Verstehen, Unseren Herren Ober-Officieren nämlich HEn Lieutenants und Fähndrichs an die Seite zu setzen.

den; Uebrigens scheinet auch dahero nichts zu Besorgen, weil die Fenster durch ein Werckstücke getheilet, und starck Vergittert seyn.

4.

Dieses Verlangen soll dem Herrn Stadt-Major zu einer gutten und sichern Einrichtung Communiciret werden.

5to.

Und wegen unserer Thor-Schlüssel sollen 2 geworbene mehr diese abholen und wiederbringen, und dem so genannten Officier, der auf dem Rathhauß die Wache hat, überliefern und nicht mehr wie Vor geschehen, Bald dem oder jenem überantwortet werden.

5.

Es sol mit Annehmung und Verwahrung der Thor-Schlüßel, Gedachtermaßen verfahren und solches dem Wachhaltenden Officier angedeutet werden.

6to.

Das Sand Thor begehret Sie, unter währendem Gottesdienst (der Bettag mag nah-

6.

Wegen der Völligen Sperrung des Sand Thores — würde es impracticabel seyn;

men haben wie er wolle) soll gesperret, jedoch wenn Herrschafften aus und einfahren, auffgemacht, und Bald wieder geschloßen werden.

wegen zuhaltung des Gatters aber, werde das Desiderium der Bürgerschafft bewilliget.

7mo.

Und wegen der Thore, wenn die einmahl zu gewöhnlicher Zeit gesperret seyn, sollen nicht mehr eröffnet werden, es komme auch wer da wolle.

7.

Dieses alles wird bewilliget

8.

Wenn ja der Dohm noch Feldt-Soldaten solte einnehmen, sollen nicht mehr als zehen Mann, die etwa vor sich oder die Ihrigen etwas in unserer Stadt einkaufen wollen, hereingelaßen werden, jedoch ihr Obergewehr unter dem Thor Vorhero abzulegen.

8.

Wofern der Dohm beseget werden sollte, wird man auch hierauf Regard machen.

9.

Die Bürgerschaft ist entschloßen, zu ihrer Wache selbst aufzuziehen, mit Klingendem Spiel.

9.

Wird bewilliget, so lange die Bürgerschafft selbst in Person auffziehen.

10.

Der Fall-Gatterschlüßel soll

10.

Wird bewilliget so lange

dem Officier der die Wache in Sandt Thor hat, überliefert werden.

einige Kriegsgefahr zu besorgen.

11.

Und so etwann Völker, Sie mögen Nahmen haben wie sie wollen, und zu welcher Zeit es wolle, sollten durchgeführet werden, soll solches nicht, wie schon geschehen, Regimenter, sondern Compagnien-weise, den weeg wie Bey Unsern Vorfahren geschehen, durch passiren.

11.

Soll eben wie vormahls in Acht genommen werden.

Dieses bejahen wir alle mit einander im Nahmen, der ganzen Löbl^n Bürgerschafft, Keiner schlüßt sich aus, Vor unsere Königin und Gnädigste Frau und Hohe Obrigkeit Gutt und Blut Zu wagen, auch das Leben zu laßen.

Wir hoffen auch allesambt Ein Hoch Edler Gestr. Rath wird dieser Unserer Bitte nicht entfallen, und diese Puncta unterschreiben, damit es keinem Zum Nachtheil gereichen möge, und solches mit einem Decreto Bestättigen.

An

Ein en Hoch und Wohl Edelgebornen und gestrengen Rath, der Königl^n Stadt Breßlau.

Unsere Hochgeehrteste Hochgebietende Herren

Praesent. d. 16. Decemb. 1740.

Daß sowohl obstehende Von Zünfften und Zechen eingereichte Desideria, als auch die nebenbefindliche Resolutiones, in Unserem Raths-Protocoll zu befinden, wird unter Unserem

der gemeinen Stadt Innsiegel bekräftiget. Breslau den Siebenzehnten Monaths-Tag Decemb. nach Christi Geburth im Siebenzehnhundert und Vierzigsten Jahre.

(L. S.)

Das wahre Original mit des Raths Innsiegel, wird in der Lade der Löbl. Kürschnerzunfft, zu immerwährender Verwahrung auffbehalten, und wenn es die Noth erfordert, jedermänniglich gezeiget, auch haben alle Zünfte hievon eine Abschrifft erhalten.

Herrschafften viele Bedienten abgedanckt.

D. 19. Xbre früh Morgens schickten Ihro Excellz der Herr Oberamts Director Graff v. Schaffgotsch dero Junge Familie nach Prag, und dimittirten theils Ihrer Bedienten, wie denn auch Viel andere Herrschafften dergleichen gethan und einen Theil Ihrer Laquayen abgedanckt. Heute schien die Hoffnung Vom Frieden wider zu Verschwinden, und daß des Herrn Graffen v. Haugwitz Bericht nur vom Hörensagen herrühre, und keinen Grund habe. Weder von Wien noch Berlin konnte man Zuverläßige Nachricht erhalten, mithin mußte man sich ferner mit Lauter Ungewißen Zeitungen plagen, welches zu mehrerer Verwirrung und Lügenhafften erzehlungen anlaß gab, daß man nicht wuste Wem? und was man glauben sollte? Diesen Nachmittag roullirte ein falsches Gerüchte, alß ob ein Troupp Königl. Feldt Soldaten sich mit Liß oder Gewalt eines Stadt-Thores Bemächtigen, und also par force in die Stadt dringen wollten, weßhalben die Bürgerwacht auf guter Hut stund. Abends war ein Verfetzen zu St. Christophori und auch eins in der Neustadt zu St. Bernardin unter vielen Fackeln, welche bey sehr dunkler Nacht so stark leuchteten, daß hierdurch eine Schildwacht Verblendet auf die Meinung geriethen, es sey Feuer in der Stadt, und weil Er das gewehr lößte, geschaden wohl

noch 10 Schüße aufm Wall, Biß man den Irrthum gewahr wurde. „d. 20. Decemb. meldete Berliner Zeitung: Ihro „Maytt. Unser Allergnädigster Herr, sind noch am Tage Ihrer „Abreise von hier, nehml. den 13 dº umb 7 Uhr in Franck„furth, Bey Illuminirten straßen eingetroffen und in der Woh„nung des Graffen vº Schwerin, welcher jedoch schon damals „nach der Armée abgegangen gewesen, eingetreffen. Des fol„genden Tages haben Allerhöchstdieselben dero Reise fortgesetzet, „und seind noch Vor Abends in Crossen angelanget. Unsere „dortige Trouppen anreichend, so sind dieselben sambt der Ar„tillerie am 15. dieses aus Crossen aufgebrochen, am 16ten aber „auf der Gräntze von Schlesien angekommen, und des andern „Tages in Beregtes Herzogthum selbst eingerückt, Bey welcher „Gelegenheit Ihro Maytt: an dero officiers nachstehende Kurtze „Rede gehalten haben sollen:

Messieurs!

„Ich sehe euch nicht wie meine Unterthanen, sondern wie „meine Freunde an: die Brandenburgische Trouppen haben „sich jederzeit durch ihren unbezwungenen Muth hervorgethan. „Ich werde selbst bey euren Unternehmungen Zugegen sein, „und ihr werdet unter meiner Aufsicht fechten, diejenigen so sich „Vor andern durch ihre Hertzhafftigkeit und Eyffer in meinen „Diensten unterscheiden werde, werde ich Belohnen, nicht wie ein „König sondern wie ein Vatter.

„Man soll indeßen alle verschiedene Anstalten Vorgekehret „haben, und unter andern die Vestungen Breslau und Glogau „stets Verschloßen halten, auch keine junge Menschen die zu „denen unsrigen überlauffen könnten, heraus laßen. *) Ihro

*) Hier irrt der Berliner Zeitungsschreiber, denn Breslau in der Zeit noch nicht verschloßen werden. v. d. 31. Abre.

„Hochfürstl. Durchl. der Hertzog von Hollstein werden mit dem „ehisten zur Armée folgen, um das Commando über die sämbtl. „Grenadiers Zu übernehmen, und dem Verlauf nach ein be„sonderes Vorhaben auszuführen, wie dann dero Bagage Be„reits am Sonnabend Voraus gegangen. Der König hat den „Graffen v° Henckel Zum Oberschenken, den Graffen „v°. Hohberg Zum Stall Meister, den Baron v° Kittlitz „zum Geh. Rath, und den Herrn v° Manteuffel zum Cam„merherrn bey der Königin Maytt. erkläret, den Hhn Al„berotti aber in den Graffenstand erhoben.

D. 20. Xbre Kam endlich das Königl. Preußische Patent zum Vorschein, welches man nur alß eine Kundmachung, nicht aber alß ein Manifest od. Kriegs-declaration ansehen soll, es lautet also:

Königl. Preuß. Patent.

„Wir Friedrich von Gottes Gnaden, König in Preußen ꝛc. „Entbieten denen sämbtlichen Einwohnern des Hertzogthums „Schlesien, und dessen incorporirte Fürstenthümer und Landen, „wes Standes oder Würden Sie sein, Unsern gnädigen Gruß „und geneigten Willen zuvor. Demnach es dem Allerhöchsten „gefallen, Weyland Se Kaiserle Maytt. aus dieser Zeitlich„keit abzufordern, und dadurch das Reich sowohl als das „Durchlauchtigste Erz Hauß Oesterreich seines Oberhauptes zu „Berauben, mithin letzteres wegen der an dessen Succession „Bey nunmehro gäntzlicher Erlöschung des Manns-Stammes „geschehenen Ansprüche Vielen gefährlichen Weiterungen zu ex„poniren, welche sich zum Theil schon geäussert, Theils auch in „Voller Flamme auszubrechen im Begriff zu sein scheinen, sol„ches aber unter andern das Hertzogthum Schlesien, an dessen „Conservation und Wohlstand Wir Bishero um so Vielmehr „Theil genommen, als selbiges Uns und Unsers Reiches Lan„den Zur Sicherheit und Vormauer dienen muß, Leicht mit er-

„griffen, und Von denjenigen, so an die Erb-Lande des Ertz-
„hauses Oestreichs einige Praetension zu haben vermeinen,
„darin zu Unsern und Unsern angränzenden Landen äusserſten
„praejudiz und Nachtheil, eigenmächtige und gewaltsame Po-
„session genommen, mithin das hiernächst dieserhalb ausbre-
„chende Kriegs-Feuer Unsere Gräntzen mit ergreiffen, und uns
„selbst nicht in geringe Gefahr setzen könnte. So haben Wir zu
„abwendung aller solcher besorglichen Suiten, und zur nöthigen
„defension der von Gott Uns anvertrauten Land und Leute,
„Bey der Bevorstehenden grossen Gefahr eines allgemeinen
„Krieges, nach denen in allen Völker-Rechten erlaubten Princi-
„piis einer nothwendigen Vertheidigung, und in verschiedenen
„theils verborgenen, theils auch genugsam aus anderen Trifti-
„gen Ursachen, Welche Wir zu seiner Zeit zu Manifestiren
„nicht unterlassen werden, Uns genöthigt gesehen, Unsere Troup-
„pen in das Hertzogthum Schlesien einrücken zu lassen, mithin
„dadurch selbiges Vor allen besorglichen anderweitigen An- und
„Einfällen zu decken. Und gleichwie dieses keinesweges in der
„Intention geschehe um Ihro Königl. Maytt. von Ungarn zu
„beleidigen, als mit welcher und dem Durchlauchtigsten Ertz-
„hause Oestreich Wir vielmehr alle genaue Freundschaft zu un-
„terhalten, und desselben Wahres Beste und Conservation zu
„befördern, nach dem Exempel Unserer glorwürdigsten Vorfah-
„ren an der Crone und Chur eifrigst wünschen, auch welcherge-
„stalt solches Unsere einzige absicht Bey dieser Sache seyn, mit
„der Zeit sich von selbsten genugsam zeigen wird, Wie Wir dann
„darüber mit Höchstgemeldt Ihrer Königl. Maytt. Uns zu ex-
„pliciren und zu Vereinständigen wirklich im Begriff sind; Als
„können alle und jede des Hertzogthums Schlesien, und dessen
„incorporirte Provinzien und Landes-Einwohner, wes Stan-

„des oder Würden Sie seyen, sich Versichert halten, daß die„selben Von Uns und Unsern Trouppen nichts Feindliches zu „besorgen, sondern Vielmehr Bey allen und jeden ihren wohl„hergebrachten Recht und Gerechtigkeiten, Freyheiten und Pri„vilegien in Publicis et Privatis, in Ecclesiasticis et Po„liticis, welcher Religion, Standes oder Würden dieselben sein „könnten oder mögen, Unserer Königl. Protection und Mächtigen Schutzes, sich, wie sie es nur immer wünschen und Ver„langen können, zu erfreuen haben sollen, Wie Wir denn auch „bey Unsern Trouppen solche gute Disciplin und Manns„Zucht halten zu laßen gesonnen, daß Niemand durch dieselbige „Molestiret, und beunruhiget, noch weniger aber in dem Besitz „des seinigen gestöhret werden soll: Dargegen wir aber auch zu „Ihnen des Allergnädigsten Vertrauens Leben, daß, gleich wie „Wir uns keinem feindlichen Gemüth und absehen, sondern „Vielmehr Zu ihrem eigenen Besten, und Erhaltung des ihnen „sowohl alß Uns so nöthigen Ruhestandes ihres Vaterlands, Uns „ihnen genähert, dieselben sich nicht beifallen laßen oder unter„stehen werden, Bey solchen Von uns ihnen gnädigst ge„schehenen Aeusserungen, und Freund- Nachbarlichen Betragen, „sich gegen Uns, oder die Unsrige auf einige Art zu vergreiffen, „und etwas Vorzunehmen, welches Uns hiernächst wider „Unsern willen, zu andern Mesures zu schreiten, zwingen und „nöthigen dörffte; Als welches dieselben nebst allen daraus ent„stehenden üblen Suiten und Folgerungen, sich Lediglich sodann „beyzumessen haben werden. Urkundlich unter Unserer eigen„händigen Unterschrifft und gedruckten Königl. Insiegel. Ge„geben in Unserer Residenz zu Berlin d. 1. Decemb. 1740.

(L. S.) Friedrich. H. Von Bodewils.

Eben diesen 20. Xbre alß den Tag Vor S. Thomae, Dienstag Nachmittags ¾ auf 4 Uhr, Ward dagegen ein Königl^{s} Ober-Amts-Patent am Rathhauß außgehängt, unter großem Zulauff des Volks um es zu Lesen. Kaum war diß geschehen, so fing gleich ¼ stund hernach der Himmel an zu blitzen, und Kam bey warmer Lufft gantz schnell und Unverhofft ein gar erschröcklich Grausam fürchterliches Donner-Wetter, mit entsetzlichem Sturmwind, Dicktropffigtem starken Regen mit Schloosen, und harten Donnerschlägen, der Himmel Brandte gleichsam an 3 Orten Von Feuer, und sahe im auffthun ganz gräßlich aus, daß alle Menschen davor erzitterten, ja Viele sich den Jüngsten-Tag einbildeten, es kam abendwärts von Liegnitz herauf gezogen, dauerte beinahe eine Stunde lang, und Zog nach Ober-Schlesien; der Wind sauste und Brauste so hefftig, daß man dachte Er würde die Thürme umbreißen — doch Gottes Gnädige Schutz-Hand, hat alles Unglück abgewandt, daß es zu Breßlau nicht sonderl^{n} Schaden gethan, außer etl^{e} Schilder-Häußchens umbgerißen und darunter eines auf der Nicolas-Schantze, sambt der Schildwacht herunter geworfen, an der Dorothen-Kirch hat es das Dach ein groß stück aufgerißen. Der Wind legte sich früh gegen 2 Uhr, und erfolgte mittelmäßiger Frost mit wenigem Schneegestöber. Indeßen erstaunte Jedermann Vor Verwunderung, daß just bei Publicirung besagten Ober-Amts-Patents und Bey wegräumung derer Castrum Doloris in den Cathol^{n} Kirchen, da man auch mit Außläutung des verstorbenen Kayserß Feyerabend gemacht, der Himmel sich so zornig erwiesen, Gott Erbarm sich Unser, und wende das androhende Kriegs-Feuer in Gnaden ab, so wollen wir Ihm von Hertzen dancken, und Seine Gütte Ewiglich Preißen. Man lieset in den alten Römisch- und Per-

Erschröckliches Donner Wetter.

sischen Kriegs-Geschichten, daß wenn ein Tapfferer Fürst unter einem Donner-Wetter ein Frembdes Land Betretten, so sey er gemeiniglich desselben LandesHerr worden, Vielleicht trifft's hier auch ein, da der König vº Preußen unter Donner und Blitz ins Landt Kommt. Neben obigem Patent Wurde zugleich eine Königl. Preußische Citation des Baron von Kieselsteins sonst Müller genannt, am Rathhauß außgehängt, welcher Laut Obligation 100 Thlr: nebst Intressen zu zahlen schuldig, und entwichen war, oberhalb dieser Citation hat man also zum ersten nahl den Königl. Preußischen Adler am Rathhauß erblicket, darü er jeder große Augen machte, diese Citation soll auch in Wien außgehängt, und Er in dreyer Herren Land Citiet worden sein. Das Königl. Ober-Amts-Patent ward auch in allen Thoren außgehängt, und Lautete alse:

Königl. Oberamts-Patent publicirt.

„Der Zu Hungarn und Böheimb Königln Maytt. Wir „NN. Würcklich und Geheimbde Räthe, Ritter des goldenen „Vliesses Directer, wie auch Cantzler und Räthe, — Bey „dero Königln Oberambte, im Hertzogthum Ober- und Nieder-„Schlesien. Enthiethen allen und jeden, wo dieses vorkommen „möchte, insonderheit aber denen Hoch und Löblichen Herren, „Fürsten und Ständen dieses Erbhertzogthums Schlesien, de-„renselben nachgesetzten Obrigkeiten und Beambten, Landes-„Ambtern und Regierungen, und sämbtlichen Landtes-Inn-„wohnern, Unsere respective freundliche Dienste, Freund-„schaft und alles Gutte. Und geben hierdurch zu vernehmen, „was massen die Nachricht von erfolgter Einrückung einer Kö-„nigl. Preußischen Kriegs-Macht in gedachtes, dieses Erbhertzog-„thum Schlesien, um so un Vermutheter eingelauffen seyn, „als darzu, weder Von Ihro Königl. Maytt. Unserer allergnä-„digsten Frauen und Erb-Landes-Fürstin weder von seithen des

„Landes, der allermindeste, auch nur scheinbare Anlaß gegeben „worden. Es ist zwar seith einiger Zeit, Vieles Von starken „Kriegs-Rüstungen zu hören gewesen, worüber auch von Uns, „der Tragenden Obliegenheit gemäß, Bey der Behörde angefra„get worden, allein wir haben zur Antwort erhalten: Daß „Ihro Königl. Preußische Majestät solche Freundschafts-Ver„sicherungen ertheilen Lassen, daß man unmöglich die Betret„tung dißseithigen Territorii sich Vergehen lassen könnte, Be„sonders da bekannt wäre, was das natürliche und Völker„Recht, die so hoch verpönte Reichs-Satzungen, und Zumahlen „in derley Umständen, als nunmehro für walteten, die gol„dene Bull Kayserd Carl des Vierdten mit sich brächten. Man „hätte über das, durch alle Billiche, Thunliche Mittel, um „Ihro Königl[e] Maytt. in Preußen Freundschafft zu bewerben sich „Bestissen, Freundschafft gegen Freundschafft, und in allen, „was die gutte Nachbarschafft erheischete, Zum Uebermaaß des „reciproci sich erbothen, auch mit einem Wort, den Marchese „Botta allschen bey dessen absendung mit solchen Befehlen Ver„sehen, daß Er Gewalt und Vollmacht hatte, Zu Bevestigung „des Verderseitigen Besten Vernehmens, alle Bedingnüssen ein„zugehen, welche ohne Schmälerung Ihro Königln Maytt. „Unserer Allergnädigsten Frauen Erb-Länder, und ohne Ver„letzung der Gerechtsame eines Dritten, eingegangen werden „könnten. Einiger Anspruch könte Königl. Preußischer Seiths „möglicher dingen nicht angezogen werden, so durch die feyer„lichte Tractaten nicht vorlängst abgethan, und aus dem „Grund gehoben wäre, und endlich wäre sich allerhöchsten „Orths, so gar entfernet nicht angezeiget worden, auf den „Fall, da man Königl. Preußische Hülfe von nöthen haben „sollte, der Billigkeit nach, darüber sich ein zu Verstehen

„und dem Marchese Botta aufgetragen worden, zu Berlin „zu erkennen zu geben, daß nicht zu begreiffen sünde, wie „eine nicht benöthigte Hülffe, mit gewaffneter Betrettung eines „frembden Territorii könnte aufgedrungen werden wollen. Bey „solchen Umständen nun, hätte Ihro Königl^{n} Maytt. Unserer „allergnädigsten Landes-Frauen nicht wohl möglich geschienen, „daß, zuwider der, auch mitten unter denen Kriegs-Anstalten, „öffters wiederholter Freundschafft-Versicherungen, und Pa„triotischen Bezeugungen, Zuwider des geheiligten Bandes der „Menschlichen Gemeinschafft, Zuwider des Hoch Verehrten „Land-Friedens, und absonderlich Zuwider dessen, was in Ge„genwärtigen Umständen die Geldene Bull Karsers Carl des „Vierdten klaar Vermögte, ein Benachbartes Land ohne Be„grüssen der Landes-Fürstin, und ohne sich einmahl Verläuffig „gegen Ihro Königl^{n} Maytt. Unsere allergnädigste Frau, und „die Ihrige, im mindesten zu äussern, mit Kriegs-Macht solte „Ueberzogen, andurch aber die allgemeine Ruhe, eines jeden „Sicherheit, und die gantze Reichs-Verfassung auf einmal un„terbrochen, oder Vielmehr zernichtet werden wollen. Gleich„wie man sich nun eine solche Begebenheit nicht Vergehen las„sen können, also wäre man durch alle diese Betrachtungen in „dem Anfangs geschöpfften Vertrauen, und so mehr Bestärckt „worden. Nachdem aber das Gerücht Von einer Baldigen Ein„rückung in Schlessien, sich am meisten zu Berlin ausgebreitet; „so hätten Ihro Königl^{e} Maytt. Unsere allergnädigste Frau, „Zwar, Zufolge der für des Königs in Preussen Maytt. hegen„der Hochachtung, forthin demselben keinen Glauben Vernes„sen wollen, Bald darauf aber Vernehmen müssen, daß diese „dero allerhöchste Zuversicht so gar dahin aufgeleget werden wol„len, alß ob Ihro Königl^{e} Maytt. Unsere allergnädigste Frau, mit

„dem Königl. Preußischen Vorhaben verstanden wären. Da „nun aber ein solcher Wahn Dero Allerhöchsten Ehre und „Glorie, auch der Wohlfahrt Dero Getreuesten Erb-König- „reichen und Landen allzu nahe gehe, und dadurch sowohl „Einheimische alß außwärtige leicht irre gemacht werden könn- „ten, So haben mehr Allerhöchst-Gedacht Ihro Königl^e „Maytt. Unsere allergnädigste Frau und Landes-Fürstin, auf „allen, obschon gantz unvermuthet, und Unglaublich geschiene- „nen Fall, allergnädigst anbefohlen: daß nach Würcklich erfolg- „ter Einrückung derer Königl. Preuß. Kriegs-Völker, in Dero „Erb-Hertzogthum Schlesien (dieselbe möge nun gleich, wo- „durch sie immer wolle, bescheiniget werden) alles obige mittelst „einer schriftlichen Verwahrung zu erkennen gegeben, und deme „daß des Königs in Preußen Maytt. durch ungleiche Vorstel- „lungen hintergangen worden seyn müste, (mit dem Ersuchen „wegen Ungesäumbter Zurück-Ziehung der Kriegs-Völcker von „fremden Grund und Boden) Vorgefüget werden solle, mit dem „ferneren Anhang, daß man sich ein solches Von des Königs „in Preußen Maytt. Gerecht- und Billigkeits Liebe, gantz Zu- „versichtlich Versprechе. All Unverhofften widrigen Falls aber, „wegen Ihro Königl^n Majestät Unserer Allergnädigsten Frauen, „alß rechtmäßigen Königin Dero getreuesten Unterthanen, „dann fremden Machten (deren Unterthanen auf das Erb- „Hertzogthum Schlesien gesicherte Hypothecquen haben) „zu wachsenden Schaden wie nicht minder der daher ent- „springen müssenden Unzehlichen übeln Folgen halber, vor „Gott, dem gesammelten Reich, und der gantzen Christenheit „Verwahret haben wolte. Wie man nun an Seithen des „Königl^n Oberambts allem Vorstehendem, denen Obhabenden „getreuesten Pflichten gemäß, allerunterthänigst und aller Ge-

„horsambst hierdurch nachkommt, also wird auch solches alles „der allerhöchsten Anordnung gemäß, wie allen und jeden, „Bey denen gegenwärtiges Patent Vorkommen und Kund wer„den möchte, zur Wissenschaft, so auch insonderheit denen Hoch „und Löbl. Herren Fürsten und Ständen dieses Erb-Herzog„thums Schlessien, derenselben nachgesetzten Obrigkeiten und „Beambten, Landes-Aembtern und Regierungen und sament„lichen Landes-Innwohnern, zur Nachricht, und ihrem Pflicht„mäßigem Verhalt, oberambtlich hierdurch Kund gemacht. Zu „Urkund dessen mit dem Königln Oberambts Insiegel und ge„wöhnlicher Unterschrift ausgefertiget.

Geben Breslau den 18. Decemb. 1740.

Hannß Anton Graff Schaffgotsch.
Sebast. Felix Frhr v° Schwanenberg.
(L.S.) Ex Cons. Supr. Reg. Cur. Duc. Sil.
Ernst Joseph von Mentzels-Berg.

Den 21. und 22. Xbre passirte nichts sonderliches, außer daß die Preußen die Stadt Groß Glogau Bloquirten. Den 23. Dec. war wider ein Außschuß von der Bürgerschafft aufm Rathhauß, umb über allerhand zu deliberiren, heute entstund ein Spargiment, alß hetten sich Kayserl. Feldt-Soldaten in Salz-Tonnen auf einem Schiff bey der goldenen Brück herein in die Stadt practiciren wollen, nebst 1 Waß voll gewehr, es war aber alles nicht wahr, und Roullirten erschröckl. viel Lügen, Gleichwohl ward zu guter Vorsorge dieser Passage ein Rotte Musquetirs Commandirt, welche bei den Wasserzöllnern Wache hielten. Diesen Nachmittag ließen die Bürger und Schützen alle ihre Werder-Röhre und Stutzen aus dem Schüßwerder herein in die Stadt bringen, auch fing man an, außm Burgfeldt-Zeughauß 6 Canonen auf die Scheere beim Nice-

Bürgerschaft rüstet sich.

las-Thor zu führen, und folgenden Tag alß den 24 Decbr. wurden derer noch mehrere auffgeführt. Alle Handwerks-Pursche wurden aufgeschrieben und sollen mit Gewehr, Pulver und Bley aus den Zeughäusern Versehen werden, Keiner soll Bey Verlust seiner Ehre aus der Stadt weichen, wurden auch die Christ Feyertage nicht vor die Thore spazieren gelassen. Diesen Nachmittag alß am Heil. Christ Abend war der Magistrat aufm Rathhauß Versamlet, da denn denen HEn Bürger-Lieutenants und Fähndrichs, so keine Kriegs-exercitia verstunden, etliche auß der gemeinen Bürgerschafft adjungiret worden, welche zu Felde gedienet, damit alles in Besserer Ordnung gehe. Auf der Bürgerschafft Verlangen ward auch HE. von Herrmannsdorff alß ein guter Ingenieur anhero beruffen, der Stadt zu dienen. Man hörte nun schon viel Erzehlungen Vom Anmarch der Kayserl. od. Unserer Königin Trouppen, und daß sie vielerley excesse Verübten, ja Sie sollen heute aus der Stadt Zeughäusern die Verehrte 12 Canonen Begehrt haben, man schlugs ihnen aber ab, aus Furcht, solche hernach nicht wider zu Kriegen, gleich man schon im Schwedischen Krieg erfahren. Da sie Zelten und Geschütz geborget, und hernach mit sich fort geführet, so daß man sie noch zurücke erwartet. Jedermann wunderte sich, daß Chur-Sachsen sich noch gar nicht rühre, doch wie man meint, wird dieser, wann nur die gröste Kälte vorbey, mit einer ansehnl. Armee in Böhmen marchiren. Kein Mensch hatte sich solcher Kriegs-Rüstungen und Marche im Winter vermuthet, das Linde Wetter mit Leidlichen Frost favorisirte denen Brandenb. Trouppen recht sonderl. wohl. Den 25. Decemb. Am H. Christ Tag früh ward kein Thor aufgemacht, auch das Sand-Thor nicht, sondern blieben alle geschloßen, bis nach der Ambts-Predigt, Vormittags 10 Uhr,

da wurdens wider wie gewöhnlich eröffnet, und Abends 4 Uhr geschlossen. Vorm Ziegel-Thor ward der Hohe Hauffen Lettich-Erde Zum Ziegelbrennen, welcher Vor Längst auffgeschütt worden, Eilends abgetragen, die Erde zu Schiffe anderwärts hingeführet, und auch sogar an diesem Heyl. Tag, sowohl daran, alß auch am Stück aufführen gearbeithet. Der Oder-Strohm war seith Verwichener Nacht noch 3/4 Ellen Höher gewachsen, so daß diesen Mittag das wasser über den Eisern Hacken Vorm Oder-Ther ging, und folgenden Tags über die Spitze desselben, es ging starck mit Grund-Eiß, doch war dieses nicht recht fest gefroren, so daß sichs an den Eiß-Böcken Leicht zerstieß. Den 26. Dec. Montags am 2ten Christ-Feyertag früh ist wider kein Ther eröffnet, sondern solche wie gestern erst umb 10 Uhr aufgemacht worden. Heute Nachmittags hat man noch immer mehrere Canonen auf die Wälle geführt, Doch Gottlob daß wir die Ferien konnten in Ruh und Frieden halten, da denn die HEn. Geistlichen sonderlich das Pax in Terris schön erklärten. Die Rede ging, daß Morgen der König v° Preußen anhero kommen und im Freiherrl. Rindelischen Hauß Logiren würde. Imgleichen daß der Renegat Bonnevall mit 40/M Mann Türken in Ungarn eingefallen sey, dahero die anrückende Kayserl. Trouppen ordre erhalten, wider Zurück zu marchiren. Den 27. Decemb. Dienstag am 3ten Christ Feyertag wards mit eröffnung und Zuschuß der Stadt-Thore wider wie gestern und vorgestern gehalten, heute Kam schon wider Tauwetter, und gleichwohl fiel das Oder-wasser ein klein wenig folgende Tage aber noch mehr hinweg, lief alſo ohne großen schaden ab. Diesen Nachmittag ward aufm Ziegelwall, folgende Tage auch im Zwinger, die Bürgerschafft gemuſtert und exercirt. Das Continuirte immer fort, imgleichen sind die Kretsch-

(Groß Wasser.

mer-Purſche und Fleiſcher-Knechte exercirt worden. Auch ſind dieſen Nachmittag noch mehr Feuer-Mörſer und Canonen auf die Wälle geführt, auch Schantz-Körbe auf die Taſchen Paſtey geſtellt worden, da denn jeder Feuerwerks-Verſtändiger ſich über die umb die gantze Feſtung gepflantzte ſchöne Artillerie mit allem Zubehör recht inniglich ergötzte und hatte mancher dieſen Koſtbarer Schatz nicht bey der Stadt Breßlau Vermuthet. Weil man hörte daß das Königl. Ober-Ambt nebſt der Cantzeley auch fortreiſſen wollte, alß gingen 4. Bürger Zu Ihro Excell. dem Herrn Oberambts-Director Graffen v. Schaffgotſch, und Baten Deh- und Wehmüthigſt, Gemeine Stadt nicht in der Noth zu Verlaſſen, Selbte entſchuldigten ſich aber, Sie könnten nicht länger hier bleiben, ſondern hätten Ordre von der Königin fortzureiſen, Klopfften 2. Bürgern auf die Achſel, Recommendirten ihnen das Wohl Verhalten, und ertheilten denſelben unter Vielen Thränen den Abſchieds-Kuß, Ließ ſich aber doch noch bereden daß er hier blieb, bis den 4 Jan. 1741. Den 28. Dec. Mittwochs ward der auf die Börſe erfoderten Kauffmannſchafft Bedeutet, daß alle Kauff-Diener Nahmentlich aufgeſchrieben und exercirt werden ſollen, welche dann auch haben wollten, daß die Kauffsmanns-Söhne, Gelehrten und andere hievon nicht möchten außgeſchloſſen ſeyn. Heute wollte die Bürgerſchafft die Oberambts-Cantzeley-Scripturen oder Archiv nicht gerne von hier fort passiren laßen, doch weil man ſich mit dieſer Anhaltung ſchwerer Verantwortung Beſorgte, Ließ mans nach Brünn passiren. Außm General-Steuer-Ambt ſollen Viel Gelder Baar nach Wien fortgeſandt worden ſeyn, welches die Bürgerſchafft auch ſehr ungerne ſahe, in Betrachtung, daß ſehr Viele Darlehns-Poſten

und Mündel-Gelder darinnen hafften, die nun schwerlich weder Capital noch Intressen erhalten dörfften, sondern sich par force Gedulden müßen, weßhalben ein allgemeines großes Lamentiren entstund. Man erfuhr im Ambte, daß der König v. Preußen Bereits an die Stände der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer Befehlsweise geschrieben, Ihme mit uno Jan. 1741 alle Accisen und Revenüen Zu Verechnen auch mußte auf expresses Begehren des Königs heute HEr. v. Fürst und HEr. N. N. zum König ins Hauptquartier nach Herrendorff reißen, umb zu hören was Er Verlange?

Heute Referirte Breßlauer Zeitung folgendes:

„Die von verschiedenen Orten des Landes Schlesien ein-
„eingehende Nachrichten, können nicht genugsam ausſprechen,
„was der den 20ten dieses gewesene Sturmwind in Waldungen
„an Bäumen, in Städt und Dörffern, an Gebäuden, Kirchen,
„Thürmen, Vor schaden gethan, und wie theils ertheu ganze
„Scheuren und Stallungen, eingerissen und umbgestürzet,
„und hierdurch Menschen und Vieh Beschädiget, und theils gar
„getödtet habe. Die Königl. Preußische Trouppen so sich der-
„mahlen im Lande Schlesien Befinden, sollen dem Verlaut
„nach, an Infanterie und Cavallerie-Regimentern Biß 20000
„Mann starck, und mit einer Artillerie versehen seyn: Das
„Commando hierüber führet der König selbsten; Und obwohl
„diese Völcker immer weiter in das Land marchiren, so Befin-
„det sich der König annoch in dem 1. Meille Von der Festung
„Groß Glogau entlegenen Schloße Herrendorff. Unsere Kö-
„nigl. Hungarische und Böhmische Trouppen Vermehren sich
„auch hier Landes mehr und mehr, Jetzo gleich aber Lauffet
Liegnitz von Preußen besetzt. „allhier die Zu Verläßige Nachricht ein, daß die Stadt Liegnitz
„schon mit Preuß. Trouppen Besetzt worden seye.

Den 29. Dec. Ward auß hiesigem Pulver-Ambt, das noch vorräthige Pulver in Tonnen auf ein Schiff geladen, und folgenden Tags nach Brieg geführet. Heut Abend Bey der Loosung erhielt die Bürgerschafft ordre, daß wann Sie auf den Wacht-Posten frembde Völcker sähen anmarchiren, es sey bey Tag oder Nacht, solten Sie Feuer geben, auf den Thürmen solte das rothe Fahn ausgesteckt, und in der Stadt Lärmen geschlagen werden, da sich denn die übrige Bürgerschafft mit Ober- und Untergewehr alßbald bey ihren Hauptleuten einfinden solten; Das Lautete wider fürchterlich genug, und man wuste nicht wie man dran war, Weil von Wieen Keine nähere Verhaltungs-ordre einlieff, sondern man Ließ uns in der Angst schwitzen, Keine Armée Zum Succurs war verhanden, also war unmögl. sich der Macht zu widersetzen. Und wenn man sich rechtschaffen in der Stadt defendiren solte, müsten vor allen Dingen die Vorstädte weggebrandt werden, darwider sich aber die Cathol. Geistlichkeit hefftigst setzte, und jedermann rieth, die Stadt solte sich Neutoral Bezeigen, wann nur der König solches wird zugestehen wollen, denn nunmehr merckte man gar zu wohl, daß Sclesien das gantze Land Schlesien par force haben und Behaupten wolte.

Stadt Breßl. wird Neutral halten.

Den 30. Dec. Nachmittags erhielt die Bürgerschafft auf den Wacht-Posten Contra-ordre — nicht zu schüßen, noch Lärmen zu schlagen, wenn sie gleich Brandenburgische Trouppen observirten. Die Muster-Schreiber mußten in der Stadt Von Hauß zu Hauß gehen, und jedem Wirth im Namen Eines Gestreng Raths andeuten, alle Unnütze Leute noch diese Stundt außm Hauß zu schaffen, Bey Leib und Lebens Straffe. Die außer Arbeith seynde Handwercks-Pursche Verlangten Unterhalt und Täglichen Lohn, wenn Sie hier bleiben und der Stadt zu

Dienſten ſtehen ſollen, man Ließ ſie aber alß Nackende Schaafe Lieber Lauffen, mithin marchirten ſie zu 20. ſtarck mit ihren Reiſe-Bündlein zum Thor hinauß. Dieſen Nachmittag ward auf Angebung des anhero berufenen Ingenieurs Hrn v. Herrmannsdorff hart Vorm äuſſerſten Nicolas-Thore, durch etwa 60. Mann Arbeither, Eiligſt eine kleine Trenchée od. Bedeckung des Thors gemacht, Von Faſchienen, und Pfählen, mit Erde außgefüllt, mitten ein Gatter, — ward alles folgenden Tags fertig, doch wars nur vergebliche Mühe und Unkoſten, auch allzu ſchwach die Brandenburger abzuhalten.

Breßlauer thun den Preußen alles guts.

Den 31. Dec. Sonnabends früh Blieben alle Thore geſchloßen, nur die Pförtel daran waren offen, daß man auß und ein gehen, auch mit Radbaren fahren konte, da wars ſonderlich im Nicolas-Thore erſchrecklich gedrange, weil die Kretſchmer Knechte entſetzlich Viel Bier auf kleinen Schlitten hinauß führten, und auf den Achſeln trugen, daß einer den andern jagte, imgleichen ward Wein, Brod, Wildprät, Fiſche, Fleiſch und allerley Victualien in Menge hinausgeſchafft auf die Dörffer vor die Brandenburgiſche Völcker. Ihro Maytt. der König ſpeißte dieſen Mittag zu Pißnitz, dem Hr. v. Riemberg gehörig, und ward Beſtmöglichſt bewirthet. Indeßen ſind heute früh doch noch 3 Hirdlerwagen Voll Pulver in Wäßeln, nebſt vielen Stück-Kugeln auf die Wälle geführet worden, daß alſo Niemand ſich in dieſen wunderlichen Krieg finden konnte, denn hier ſchien es, alß wolte man die Brandenburger Todtſchüßen, urd dort that man Ihnen alles guts, ja hett ſie ſchier zu Todt geſoffen. Doch wurden hernach die Breßlauer Von jedermann gelobet, daß Sie ſich Schrifftmäßig auffgeführt: So deinen Feind hungert, ſo ſpeiße Ihn, dürſtet ihn, ſo tränck Ihn. Das wurde redlich erfüllet. es war hübſch Winterwetter mit

Schnee galant zum marchiren, nicht gar zu Kalt. Mittags 12 Uhr Kamen zum ersten 15 Brandenburgische Husaren und umb 3 Uhr wider 12. dergleichen, in Blauer Montur auf Schimmeln, ritten recognosciren, erstere Biß ans Goldene Schwerdt, die andern am Stadtgraben hin auf den Schweidnischen Anger, der Führer dieser Husaren rieff unserer Schildwacht aufm wall zu: Grüß dich Gott, Cammerad! Antwort: Schönen Dank. ꝛc. Preußische Husaren ankommen.

Die Fleischer hatten schon bey 8 Tagen her von Ihrem Vieh keinen Accis mehr gegeben, und heute erschallte die fröhliche Post: es solte der geldfreßige Accis gantz und gar aufhören, im Ober-Accis-Ambt aufm Rathhauß ward nichts mehr expedirt, es schien als hetten alle Accis Officianten und Bedienten auf einmahl ihre dimission, Sie gingen vor Nahrungs-Kummer gantz Bestürtzt, wie vor die Köpffe geschlagen, wie denn dato der Acciser vorm Schweidnischen Thor auf die Zettel schrieb: Heute ists Feyerabend. also bliebs dabey, der Accis ward völlig abgeschafft und nahm mit dem Jahres-Schluß ein Ende. Accis aufgehört.

Ao 1741 d. 1. Jan. Sonntags war wohl ein höchst Merckwürdiges „Gott geb auch Gesegnetes" — Fried und Freudenreiches Neues Jahr, und die Loosung der Stadt Lautete: Jesus sey Bey Uns. Die Bürger Tambours gingen heut noch nicht das Neue Jahr wünschen, mit Dromeln wie Bräuchlich, Denn man Brauchte Sie und die Spiele auf denen Wach-Posten, die Constabler und Feuerwercker waren auch alle parat auf ihren Posten, und die Stadt-Soldaten waren nun schon seith Freytags nicht abgelöst worden, sondern beständig auf der Wache, mithin mustens Bey der Kälte nicht wenig außstehen, doch Gottlob daß alles Glücklich und ohne Blutver- Höchst Merckwürdiges Jahr.

gießung abzulaufen schien. Die Außreuther hatten nun den Nahmen mit der That, muſten Tag und Nacht herumb reithen, Recognosciren, und Berichtserſtattung thun.

Ihro Maytt. Fridericus II. König in Preußen kombt vor Breßlau.

Diesen Neujahrs Sonntag, Vormittag halb 9 Uhr kamen Ihro Maytt. der König Fridericus II. Von Preußen, ein galanter Muthiger Herr, auf den Schweidnischen Anger in den Scultetischen Garten geritten, nahm allda Logir, und schickte den Bevollmächtigten Herrn Obriſt Von Possadowsky, und Herren Obriſt Von Borck an die Stadt mit einem Königl Brieff an den Herren Praesidem vº Roth, Weil nun die Stadt-Thore sambt den Pförteln diesen und folgenden Tag völlig geschloſſen blieben, alß ward der Brieff im Poſt-Käſtel übergezogen, und hurtig abgegeben, erwähnte 2 Obriſten gingen indeß ins Glöckners Stube, und warteten auf Antwort. Drauf Kam umb 10 Uhr der Herr Stadt Major vº Wuttginau hinauß geritten, und führte die 2 HErr Obriſten Zum Schweidnischen Thore herein, Zum Herrn Praeses zur Audienz, da eine Menge Volcks Nachlieff, Sie Ritten Von dar zum Königlⁿ Oberambt, und Herren Stadt Commendanten freyhrⁿ vº Rampusch, nahmen sofort ihr Logir im goldenen Baum am Ring, es ward aber die Sache bis auf Morgen Verſcheben, da alles der Bürgerſchafft vorgetragen und abgethan werden solte. Indeß kamen nun, heute Vor- und Nachmittags, die Königl. Preußische Trouppen Anmarchirt, Die Curiositaet solche zu sehen, Trieb eine erſchreckliche Menge Leute aufs Schweidnische Wall, ja gar auf die Stadt-Thürme, da man ſie in ſchönſter Ordnung sahe von der rothen Brück heran marchiren. aufm Schweidnischen Anger zog die Cavallerie mit Ihren Standarten wie auch Dragoner und Grenadiers, die Läng und die Queer, in die herumb liegende Vorſtädte und

Die Königl. Preußische Trouppen kommen anmarchirt.

Dörffer, Gabitz, Neudorf, Huben, Herdan und so weiter. Sie führten 2 große Canonen, 4 Kleinere, und 2 Mörser, wie auch mehrere Verdeckte Artillerie und Kugel-Kasten bey sich. Sie faßten nahe an den Thoren Posto, stelleten allenthalben ihre Schildwachten auß, und weil die Acciser sich unsichtbar gemacht, Bedienten sie sich der Accis-Häuser zu Wachtstuben, heitzeten ein, und wusten sich so schön und hurtig in alles zu schiken, alß wenn Sie hier zu Hause wären. Bey HEn Nagels Garten und beym 11 Bretter-Kretscham hieben Sie durch ihre Bey sich habende Zimmer Leut, die Verschloßene 2 Schlagbäume hinweg, und machten sich freye Passage; Also lag nun Vorm Ohlauischen- Schweidnischen- und Nicolas-Thor, alles voll Brandenburgischer Soldaten. Man wollte Ihnen einen Wagen Voll Bier hinauß schicken, Weil aber Wir Niemand in die Stadt Ließen, so Ließen sie auch Niemand weder aus noch ein, mithin muste der Schenke mit seinem Bier, Von der Schweidnischen Brücke wieder zurück fahren. Auch wurden diesen und den folgenden Tag Keine Brieffe mehr übergezogen, weder inn- noch aus der Stadt gelaßen. es war sowohl Tag als Nachts alles Gottlob ganz still und ruhig. Theils Catholische hatten ihr gespött über diesen Winterkrieg, meinten es würde gehen wie beim Pfalzgraffen den man den Winter-Konig genannt, und wann nur der Königin von Böhmen Trouppen Versamen wären, und Churfachsen zu Felde ging, auch die Pohlen aufwachten, würde sich alles bald ändern, damit Trosteten sie Sich unter einander, aber Vergeblich. in den Kretschambäusern sang man der Zeit ein spaßhafftes Liedgen, davon hieß der Anfang und End jedes Verses: Last Ihn herein kommen :,: Ey er ist doch schon hinnen. Der Schuhmacher Joh. Christian Döblin

war offters Vorm König und hatte die Gnad mit Selbtem zu sprechen, weil er nun am Verwichenen 14. Dec. auf dem Rathhauß als ein wage=halß das wort geführt, daß keine Kayserlª Soldaten in die Stadt genommen worden, alſo Ließ der König Ihm vor dieſe Courage folgenden Tags 2000 Rthlr. in Louisd'or Bezahlen, Vor welches große geſchenck Er ſich Dehmüthigſt Bedanckte, hats aber nicht zum Beſten angewandt denn er war ein Wunderlicher verworrener Kopff.

Der König Bewilliget der Stadt die Neutralität.

Den 2. Jan. Montags früh wurden der aufs Rathhauß erforderten Bürgerſchafft im Fürſten=Saal des Königs Propositiones Vorgetragen die denn alle gut und Unverwerflich waren, nur daß in die errichtende Neutralitäts=Punkta noch ein und anderes eingerückt wurde. mithin war die ganze Bürgerſchafft hoch erfreut, daß Ihro Königl. Mayt. Unſerer Stadt die Neutralität zugeſtanden. Nachmittags ¼ auf 4 Uhr Kamen 500 Mann Preußiſche Infanterie aufm Elbing an, hieben Vorm Tiſchler=Kretſcham den Schlagbaum weg, Beſetzten die Stiffts=Gütter, und die euſſerſte Wache Vorm Sandthor, aus des Vincentiner Scheltzens Martin Geyers Hauß machten Sie eine Wachſtube, marchirten aufm Dehm, delogirten daſige Wache bey der fordern= alß auch hintern Brücke, im Anmarch war der König auf der vordern Dohm Brücke in hoher Perſon ſelbſt zugegen, und alß des jungen HEn Graffen v° Schaffgotſchens Cammer=Diener Nahmens Merckel ſahn, daß die Dohm=Wacht weichen muſte, ſagte Er: was das vor Manier iſt, ſolche Gewalt zu Brauchen, das hörte der König, den er nicht Kandte und fragte Ihn: Wer Biſtu? und als ers ſagte, Ließ ihn der König in arrest nehmen. Bey der Kreutz=Kirche Vor der Nepomuceni Säule überreichte der HE. v° Romers=Kirch

dem König die Thor-Schlüßel auf einer silbernen Schaale, that einen Fußfall, gantz zitternd, der König aber sprach zu ihm: Ihr dürfft euch nicht fürchten. Beym Bräuhäußel über, in einem Verschloßenen Schuppen, stunden 4 Metallene Canonen, 2 Mörser, und etliche Kammern, das hatte der Niemand denen Preußen offenbahrt, eröffneten also das Zeughauß, und nahmen das Geschütz herauß, weil die Geistlichen keins Brauchten, und ließen folgenden Tags vors Ohlauische Thor Beym Schuh-Knecht-Boden, Zu ihren allda stehenden 2 großen Canonen und 2 Mörser führen, das Liederliche Zeughauß aber verkauften Sie dem Bräuer vor 2 fl., und Versoffen das Geldt. Heute ward hinter dem Lazareth eine Schiffbrücke über die Oder gebaut, daß die Preußische Trouppen darüber marchiren konnten. Den 3ten Jan. Dienstags früh halb 8 Uhr fuhr eine Raths-Deputation Vors Schweidnische Thor zum König in den Scultetischen Garten, nehmlich Herr von Sommersberg, HE. v. Geldbach, u. HE. Syndikus v. Gutzmar. Vor der Kutsche gingen 7. Außreuter in Mänteln, alß nun die Deputirten sich mit dem HEn Obrist v. Borck und HE. Obrist v. Possadowsky nebst anderen Generals sich unterredet und die Neutralitaets-Tractaten, alle in richtigkeit gebracht hatten, wurden solche gehörig unterschrieben und besiegelt, Sie Lauteten Von wort zu wort alse:

Convention

Zwischen Ihro Königl. Mayt. Von Preußen und der Stadt Breßlau.

1. Es Verwilligen Ihro Königl. Mayt. v. Preußen, Bey den jetzigen Conjuncturen und so lange solche dauern werden, der Königln Stadt Breßlau, allen derenselben Bürgern und Innwohnern, wes Standes und Würden, Neutralitaets-Tractat.

und was vor Religion dieselben sind, nicht minder denen Clöstern und Geistlichen Stifftungen, Inn- und vor der Stadt, als auch allen, der Stadt Breßlau Zu gehörigen Vorstädten, und Dorffschafften eine Vollkommene und Genaue Neutralitaet; Also daß Von Derselben weder einige Huldigung, noch abgabe einiger Contribution und Anlagen, wie solche Nahmen haben mag, oder Lieferung einiger Fourage und Amunition, solle und werde gefordert werden, Gestalten auch die Stadt Keine Trouppen Von Ihro Kayserl. Mayst. der Königin in Ungarn und Böheimb oder einigen anderen Potentaten, und derselben Commandirenden Generalitaet einnehmen, sondern in allem gleiche Neutralitaet observiren wird.

2do. Verstatten Allerhöchst Gedachte Ihro Königl. Mayst. Derselben das frere Auß- und Innländische Commercium Zu Wasser und zu Lande, ohne daß solches, und die Zufuhr Zu Wasser und zu Lande, Von denen Königl. Preuß. Trouppen in dem Mindesten Könne und möge gehemmt werden.

3tio. Und da diese Stadt Von Undenklichen Jahren her, Ihre eigene Guarnison und Bürger-Wache gehabt, und niemahlen einige Feldt-Soldaten eingenommen, so Declariren Allerhöchst gedachte Ihro Königl. Mayst. hiermit Allergnädigst, — daß Sie weder jetzo noch ins Künftige, und zu Keinen Zeiten, einige Von dero Königl. Trouppen und Soldaten, einzulegen Verlangen, und Ansinnen sondern die Stadt Breßlau Bey ihren alten Privilegiis, Recht und Gerechtigkeiten, Einrichtung und Verfaßungen in Politicis, Ecclesiasticis, Oeconomicis, Ungeändert laßen und schützen werde.

4to. Versprechen Ihro Königl. Maytt. allermildest, sogleich nach geschehener Unterschrifft dieses Tractats: Und auf Höchst Deroselben Eintritt in diese Stadt,: Die nahe bey der Vestung gesetzte Vor Posten, imgleichen Dero Königl. Trouppen, Biß auf eine Battaillon und die Gens d'Armes auß denen Vorstädten und der Stadt Dorffschafften wieder weg zu nehmen, und daß obgedachte Zurückbleibende Bataillon in allem gute ordre halten „und der Stadt keinen Schaden zufügen" auch Vor ihr Geldt zehren werden.

5to. Weillen auch Ihro Königl. Maytt. Allergnädigst declariren Laßen, daß Allerhöchst Dieselben auß Keinen feindlichen Absichten, sondern alß ein Freund zu der Stadt Breßlau gekommen; so macht sich dieselbe eine Besondere Ehre Daraus — Deroselben Allerhöchste Person und Hoffstadt in ihren Ring Mauern auf zu nehmen: jedoch Vor der Allergnädigst geschehenen declaration, daß Sie keine andere Escorte, auffer 30 von Dero Gens d'Armes mit in die Stadt nehmen wollen und werden, und Wer Von Dero Königl^n Trouppen etwas in der Stadt zu Verrichten hat, Ohne Ober Gewehr herein kommen würde; Da hingegen der Stadt-Magistrat und die Stadt zu Bezeigung ihres Respects, Allerhöchst Dieselben Von der Stadt Guarnison Täglich Bedienen Laßen werden.

6to. Ist Ihro Königl. Maytt. Un Verwehrt, in einer Vorstadt, jedoch in einer Zulänglichen entfernung Vor der Stadt ein Magazin anzulegen, und solches durch die Zurücklaßende Bataillon Bewachen zu Laßen, welchen auch der Magistrat die Vivres umb den Markt-Preiß, Und Vor

Baare Bezahlung zu verschaffen Beflissen seyn wird, jedoch daß der Stadt die Benöthigte Zufuhr nicht gehemmt werde.

Zu mehrerer Bekräfftigung ist dieser Neutralitaets-Tractat Von Ihro Königl. Maytt. Herren Ge Vollmächtigten, Zufolge Dero Allerhöchst Gemeldten Königl. Majestät unterm 1. Jan 1741 erhaltenen Vollmacht, eigenhändig unterschrieben und Besiegelt, und von seiten des Magistrats durch der Stadt Innsiegel Bekräfftiget.

Breßlau d. 2. January 1741

(L. S.) Carl Friedrich Posadowsky

Freyh: v° Postelw:

(L. S.) Albrecht v° Schlich

(L. S.) Friedrich Ludwig Felix v° Burch

(L. S.) Johann Heinrich v° Gutmay

(L. S.) Hannß Christian v° Reth.

Ihro Maytt. der König v. Preußen Kommt in die Stadt Breßlau.

Oberwähnte Raths-Deputation hatte Bey Königl° Maytt. eine ganz Kurtze: doch sehr Gnädige Audienz; Sobaldt obiger Neutralitaets-Tractat unterschrieben war, marchirte die Preußische Wache nahe vor den Thoren ab, mithin wurden gegen 11 Uhr alle Stadt-Thore wider Völlig eröffnet, Kurtz Vorher aber Kam schon die Königl° Kuchel und Kellerey, sambt Viel Bagage Wagen mit Maulthieren Bespannt, Zum Schweidnischen Thor herein, — und die H^n Brandenburger kamen ohne obergewehr Successivé in die Stadt, nach 11 Uhr Kamen 36 Mann Gens d' Armes zu Pferd mit Blanken Degen in der Faust, und Voranreittenden Blasenden Trompeter, zum Schweidnischen Thore herein, marchirten auf die Albrechts-gasse Vors Gräfflich Schlegenbergische Hauß, Dahin hernach 2 funckel Neue

Schilder-Häußgens gesetzt wurden. man dachte der König käme Zugleich mit diesen Gens d' Armes herein, Er ritte aber noch zum Ohlauischen- und Ziegelthor, seine Wachten Zu Besehen, mithin ging die rede, der König käm Zum Ohlauischen Thor herein, da Lieff alles Volck ganz Confus nachm Ohlauischen und Ziegelthor, und Niemand wuste einem recht gewiß zu sagen, — Wenn? oder zu welchem Thor der König herein käme? aber, Sieh da! punct 12 Uhr Kam Er, mit theils seiner Generalitaet, Hoff-Cavaliers Lauffer und Pagen, Zu Pferdt, auf einem schwartzen englischen Rapen, zum Schweidnischen Thor hereingeritten, sehr Gnädig und Leutselig, Voran Ritte der HE. Stadt-Major Joh. Leonhard v. Wuttgienau mit Blanckem Degen in der Faust, dann folgten die Vier Königl. Lauffer in Orange rother Kleidung mit silbernen Tressen reichlich Besetzt alsdann Kam der König nebst dem HEn General feldmarschall Grauffen vº. Schwerin, HE. Obrist Bar. vº. Possadowsky, HE. Obrist vº. Borck und andern Officiers von hohem Range. Das Gräfflich Schlegenbergsche Hauß, ed. Königl. Quartier, hatten dermalen noch Ihro Eminenz der hiesige Herr Cardinal und Bischoff Graff vº. Sinzendorff in Miethung, waren aber vertrieben. Die Meublen wurden derweil in andere Zimmer geschafft und Verwahret. Wann hernach der König außritte, Lieffen allezeit obige vier Lauffer voran. im Schweidnischen Thor hat ein Fahn Bürger und hereinwärts die Stadt Soldatesca paradiret. Die Menge Volks so in Fenstern lag, und in allen gassen stund, Ihn Dehmüthigst Salutirte und Willkommen hieß, schien Unzehlig. Der König dankte jedermann freundlichst mit Abnehmung des Huts, und schaute sich Munter umb, hatte ein Blau Sammet Kleid mit Silber Bordirt, und Silbern Achsel Band, und einen

Blauen Mantel umb, denn es war Kurtz Zuvor ein wenig Schneestöbrich wetter. Als Er nun auf der Albrechtsgaße am Gräffl. Schlegenbergischen Hauß abstieg, und hinauf ging, nebst dem Prinz Leopold v. Hollstein, und etliche Generals, Kam Er Zuerst ins Eck-Fenster, gleich darauf aber auf die Galleri oder Balcon über dem Portal des Hauses, sahe das viele Volk mit huldreicher Verwunderung an, Blieb Bey ¼ stunde stehen, Das ihn jedermann sehr wohl sehen konnte. Darauf ging er zur Tafel, und obenerwähnte 3 Raths-Deputirten hatten die Ehre Bey Ihro Mayt. zu speisen. Vor des Königs-Quartir paradirten und wachten 30 Mann Von unserer Stadt-guarde. Dem König und allen Brandenburgern gefiel die Stadt Breßlau und ihre höffliche Einwohner recht Besonders wohl, Gott gebe daß er Land und Stadt Behauptet, und unser anädiger Herr wird, alsdann wird Breßlau kein anderes Mon bijou werden. Diesen Nachmittag wimmelte die ganze Stadt Voller Preußisch und Brandenburgischer Officiers und Soldaten, Lauter extra schöne wohl qualificirte, galant-Mundirte Leute, die aller Augen mit Verwunderung an sich zogen, und Bey unsern Schlesischen Frauenzimmer starcken Liebreitz erweckten, so daß manche lieber heut noch einen jungen Brandenburger gehabt hätte, und also Kam der Preußisch und Brandenburgische Saamen, nebst der Platt-Teutschen Sprache, ins Land Schlesien. Beym ein Marsch auf dem Ring, sagte ein Soldat, bei anschauung des Elisabeth-Thurms, zu seinem Cameraden: **Broder dat is eene Schmuck Stadt, wann wy man dorfften hier blieven. im Schweidnischen Keller war alles Voll Brandenburger, und funkelte Von Grenadier-Mützen, der Schencke kennte die Brandenb. G. Pfenniger nicht, und stund an, solch Geldt zu nehmen, erhielt aber alsbald ordre es willig anzunehmen.**

Diese frembde Gäste Rauchten Toback im Keller, welches sonst nicht erlaubt ist, ein Lustiger Grenadir Zündete Mittags umb 2 Uhr schon alle Lichter im Keller an, die dann Biß in die Nacht fort Brandten, das war Lustige wirthschafft, und ging alle Tage Bunt untereinander, daß der Buchhalter genug zu corregiren und zu schlichten hatte. Die Brandenb. Völker Kauffte in der Stadt Vielerley zu ihrer Nothdurft ein, alß Tuche, Strümpffe, Haar-Puder ꝛc. Weil nun die Stadt wieder offen, alß ging heute erst die Berliner, Praager und Wiener Post von hier wieder ab. Nachmittags um halb 4 Uhr Ritte der König in Begleithung etlicher Hohen Officiers, Cavaliers, und Pagen, Zum Sandt-Thor hinauß aufn Dohm und Elbing, und Kam zum Oder- und Kayser-Thor wider herein, da er sich die Neuerbaute Jesuitter-Schule und den oben stehenden Adler genau Betrachtet, ein Jesuit guckte oben herauß, alß er aber den König erblickte, schlug er aus Tückischer Ehrfurcht das Fenster zu, und Ver Kroch sich. Auf'm Dohm hat Er auch die Kirchen- und ganze Situation wohl betrachtet, HE. Baron v°. Franckenberg, Dohmherr, erhielt einen Hauß-Arrest, und die Cantzelley des Capituls und Consistorii wurden versiegelt, imgleichen Ließ der König heut abends umb 6 Uhr die Oberambts-Cantzellen Versiegeln mit Unserer Königin Siegel, und dem Oberamt andeuten, daß Er Sie weiter hier nicht Brauche, hatten also sämbtl. ihre dimission und sollen sich binnen 24 stunden auß der Stadt machen, das war in der HhEn Oberambts-Räthe Ohren ein harter Donnerschlag, so daß der alte HE. Graff v°. Schaffgotsch Oberamts-Director die Hände rung, und Vor Hertzens-Kummer Viel Bittere Thränen Vergoß; Jedermann erstaunte über der Vor augen schwebenden Großmächtigen Veränderung Unserer Stadt und gantzen

Landes, Kein Mensch hätte sich noch Vor 2 Monath dergl[n] Dinge Träumen Laßen, die Evangelischen hatten wohl eine Freudige Hoffnung, die Verbesserung ihres Wohlstandes in der Religions-Freiheit Zu sehen, und daß Keiner mehr des Glaubens halben aufn Dohm in die Läuse-Kammer darf gesetzt werden, Die Catholischen hingegen hetten Vor Furcht und warten der Dinge die geschehen sollen, fast gar Verzagen mögen. Nun war so viel Neues und Curieuses Zu sehen und zu hören, daß Manchem von Verworrenen Relationen und Tausenderley Concepten der Gedächtniß-Kasten ganz Verruckt schien, und ich will den leben, der jetzige Passagen ohne Mängel und Fehler Beschreiben kann, wenn er gleich Argus-Augen hette, Könte er doch nicht alles sehen, weßhalben denn auch meine wider Vermuthen einschleichende Fehler, jeder Vernünftige Leser im Besten Vermerken wird. Man sahe heute einen hübschen jungen Mohren auf der Gasse gehen, auch Verwunderten sich viele Leute über des HE[n] General Götz oder Geetz seine große dreieckigte Nase, mit Vielen Knospen.

Den 4. January Mittwoch früh Morgens 8 Uhr sahe man die Bürger sich in Bereitschafft stellen, weillen Preußische Völcker Durch die Stadt marchiren solten, Ihro Maytt. Der König Ritten Vors Niclas-Thor, ihre ankunfft zu sehen, Kamen wider zurück zur Mittags-Taffel, an welcher heut Bey Ihro Maytt speißten: Ihro HochEhrwürden Herr Inspector Burg, HE. Syndicus v°. Gutzmar, die 3 Herren Praelaten Vom S. Mathiae, Vincenz und Sand-Stifft, wie auch Herr v°. Romerskirch und andere HE[n]. Bey dieser Mittags-Taffel hatten Ihro Maytt. der König Von ohngefähr den HE. Synd. v°. Gutzmar einen Baron titulirt, welches nichts Böses ist, Ihro Maytt. schickten auch den HE. Geheimen Rath Schuh-

macher nebſt noch einem Herrn, an den Herrn Joh. David Raſchke, Pastor ad S. M. Magdal. und Ließen demſelben einen gar ſehr gnädigen Königl. Gruß Vermelden. Da denn wie die Rede ging, der König die Cathol. Geiſtlichen ſoll gefragt haben, Wer doch das ſaubere Gebeth gemacht hatte, Von der Blauen Sau und ihren Ferckeln? Sie hetten ſich aber entſchuldiget, daß Sie nichts davon wüſten, und es ſchien in der That nur ein Pasquill Zu ſeyn, umb Religions-Verbitterung zu erwecken, wiewohl einige Behaupten wollen, der Controvers-Prediger zu S. Matthiae habe es von der Cantzel abgeleſen, ich kann aber Niemand finden der es gehört hat. Indeß kam folgendes Lied gedruckt Zum Vorſchein, und ward allenthalben von Soldaten geſungen:

Aria,

So auf den Marſch der Königl. Preußiſchen Trouppen nach Schleſien, Beſonders auf das ſchöne Gebeth der Catholiſchen, Worinnen viele Könige und Fürſten geſchmähet und gelaſtert werden, gerichtet, und von einem Treuen Brandenburger entworffen.

Der Preußiſche Marſch

1.

Marſch Marſch nach Schleſien, ihr weit Berühmte Preußen
ſchont keinen Schnee noch froſt, noch alle ſchlimme reiſen,
Marſchirt getreu nur ein, in Lieb und Eigenthum
ſchont weder Stock noch Stein, ſo habt ihr großen Ruhm

2.

Selbſt euer Friederich hat euch die Bahn gebrochen
Er will auch jederzeit was er euch hat verſprochen
zu halten ſeyn bedacht, nur haltet eure Pflicht
Der hat ja Leicht gedult, der weiß was euch gebricht;

3.

Wir Preußen sind Bereit, auch unser Blut und Leben
Vor unsers Königs Recht und Ehre hinzugeben
wir fürchten uns auch nicht Bey Schlacken oder Frost,
Bey Mond und Sternen-Licht, Nord, Süd, west oder Ost.

4.

Es kann nicht anders seyn, Gott will es auch so haben,
Er will die Hungrigen mit seinem Worte Laben,
Das durch der Pfaffen Rath Verbero lag Verdeckt
Durch Gott und Königs Gnad anjetzo klar entdeckt.

5.

Gleqau du armer Ort, was willt du dich doch sperren?
willt du das Hunger-Tuch, noch länger umb her zerren?
auch wär es unser will, wir hätten längst dich ein
Doch sitzen wir in Still, und Lassen dich in Pein.

6.

Sieh doch die Stücke an, die Mörser und Canonen,
die Bomben ohne Zahl, Granaten und Patronen
Die machen bald ein Loch, doch unser Friedrich spricht
Ihr Kinder haltet doch, ich will anjetzt noch nicht.

7.

Nag du am Hungertuch, wir woll'n nach Breßlau reisen,
Du wirst von selbsten wohl die weisse Fahne weisen
doch warte nicht zu lang, sonst wird nach Kriegs-Manier
Dir werden Angst und Bang; denn es ist aus mit dir.

8.

Breßlau thut wohl daran, daß es sich hat ergeben,
es kann in stiller Ruh bey Friedrichs Schutze leben;
doch wohnen Christen hier und nicht des Teufels Bruth,
Kein Siebenköpffig Thier, das dürst nach Christen Blut.

9.

Brieg, Brieg, was willt du dich den Teufel lassen blenden
Du kannst dich doch nicht mehr zu deinem Kayser wenden;

denn der ist nunmehr Todt, und Preussen folgt als Erben,
Du stürzt dich selbst in Noth, und suchest das Verderben.

10.

Reiß du Rebellen Nest, regiert Vom Fürst der Höllen,
Dir wird das Ungemach noch deinen Kopff zerschellen
Du warst Vor Kurzem schon Carolo selbst Untreu
Diß ist verdienter Lohn, dich trifft anjetzt die Reu.

11.

Wir aber wollen uns zu unserm Schöpfer wenden,
der alle Creatur nur hat in seinen Händen,
Betet nur immerzu rufft aber auch recht Laut,
Und Laßt dem keine Ruh, dem ihr euch anvertraut.

12.

Dir aber gebe Gott, mein König Langes Leben
es müsse untergehn, was dir thut widerstreben
Dein Churfürstliches Hauß, mein Friedrich bluh und grun,
es ruffe Vivat auß, was Nennen kann Berlin.

13.

Marsch, Marsch, nach Schlesien, ihr Helden von den Braunen
seht wie die Kinder euch vergnügt entgegen schauen,
Sie müssen ganz entzückt Herr Gott dich loben wir
Da Friederic Uns Beglückt, sey Gott gedanckt dafur.

Diesen Mittwoch Mittags nach 1. Uhr kamen die Barenthische Dragoner, in weiß und rother Mentur mit Voranreitenden Trompetter, hatten Alle egale Schwartze Pferde, die Degen in der Faust, Ritten in schönster Ordnung zum Nicolas-Thor herein, Bey des Königs Quartier Vorbey, Zum Sandthor hinauß. Der HE. v. Herrmannsdorff, nebst etliche 40. Mann von unserer Stadtgarde führete sie durch die Stadt. Umb 2 Uhr ritte der König schon wider Vors Nico-

las-Thor, denn es kam auch ein Regiment Infanterie, die marchirten Beym Lazareth über die Oder, wurden mit Schiffen übergeführet, es lagen Viel Soldaten hinter 11 Tausend Jungfrauen, zu Neudorff und anderwärts; marchirten immer weiter von hier fort auf die Dorffschafften, und so fort nach Oelß, Namßlau, Brieg und Neiß, es kamen auch diesen Nachmittag eine erschredliche Menge Bagagewagen mit rother wachß-Leimbt Bedeckt durch die Stadt, die hart hinter einander von des Königs Quartir an, Biß Vors Nicolas-Thor hinter die Nethe Brücke reichten, daß jeder sich darüber verwunderte, fuhren alle zum Sandthor hinauß nach Oelß. Die Bürgerschafft in der Stadt, wie auch die Erbsassen aufm Stadtguth und im Bürgerwerder, Blieben mit Einquartirung der Soldaten Verschont, die aber auf den Stiffts-güthern, muſten Sie Beherbergen, und Versorgen mit Speiß und Tranck, nehml. des Morgens ein frühstück, gut Mittags- und Abend-Essen. Vorm Ohlauischen Thor hinter Mauritii Kirchhoff, in dem Breiten Hauß Linckerhand Lagen 72. Mann, welches dem Wirth so schwer ankam, die alle Tage 3 mahl zu speißen, daß nicht Viel fehlte Er hette das Hauß weggeschenckt. im Weissen Vorwerck Lagen auch 72. Mann.

Die HhEn. Kauffmanns-Eltisten machten Kurtz Vor der heutigen Mittags-Taffel bey Ihro Königl. Maytt. ihre Unterthänigste auffwartung, welche der König allergnädigst Versicherte, daß Er den allgemeinen Nutzen und Flor des Commercii auf alle weise Befördern wolle; Sie intercedirten zugleich Vor den Herrn Graffen vº. Schaffgotsch, daß Er möchte hier Bleiben, Ihro Maytt. bewilligten aber nur noch 24. stunden, Er eilte also fort, und ist diesen Mittag 1 Uhr fortgereißt, alß er die Treppe herunter ging, sagte Er: diese Stuffen werde ich nun

nicht mehr betretten, nahm Von allen noch Anwesenden wehmüthigen abschied, daß einem jammerte, wenn man Bedenckt, wie dieser Herr so lange Jahre in Unserer Stadt der Vornehmste gewesen, in grosser Ehr und Pracht daher gefahren, und muß nun Eiligst die Stadt Räumen; deßen Frau Gemahlin Blieb noch hier, muste über Halß und Kopff das Oberambtshauß alß Ihre Wohnung, außräumen Laßen. Deßgleichen Reißten fort: der Herr Oberambts-Cantzler FreihEr. v°. Schwanenberg, Herr Graff v°. Sobeck und alle andere Oberambts-Räthe. Ihre Excellce der HE. Oberambts-Director Graff v°. Schaffgotsch reißten auf dero Landgut Hermsdorf. Sr. Excellence der HE. Oberambts-Cantzler FreyhE. v°. Schwanenberg nach Rathwitz, HE. Graff Arco und HE. v°. Sannig nach Auras, HE. v°. Kranichstädt nach Lobetinz HE. Graff v°. Haugwitz HE. Baron v°. Mattuschka und HE. v°. Dorsch nach Wienn. Der Post-Meister HE. Franz Anton Wihn, ward in seinem Officio gelaßen, und Vom König Bestättiget, erhielt eine Instruction, wie Er sich zu verhalten, die Posten Lieffen der Zeit sehr irregulair ein, die Wiener, so heute kommen solte, Kam erst freytags. Auf der Schuh Brücke neben der Schuhmacher Zechhauß Beym Wachsstöckler, war das Königl. Preußische Feldt-Post-Ambt, allwo man Bloß die Brieffe nach der Armée Bestellen kennte, Sie reißten nach etlichen Tagen schon wider von hier fort. Das Königl. Preußische Kriegs-Commissariat-Ambt, war auf der Ohlauischen Gasse in den 2. Kegeln, allwo man die Päße hohlte à 8 sgr. wer durch die Armée reisen wolte. Der Herr Lands Hauptmann Graff v°. Nostitz, und Herr Cammer-Praesident Graff v°. Proßkau und andere vornehme Graffen Submittirten sich dem König, und durfften also noch hier bleiben. Die Kayserliche Cammer, und Buchhalterey ward

geschloßen und versiegelt, Schildwacht und Schilderhäußgen benm HE. Cammer-Praesidenten am Posthauß Bey S. Matthiae über, weggenommen. Weil nun die Oberambts-Räthe und Theils Herrschafften fortgereißt, sahe man nicht mehr so Viele Carossen auf den gaßen fahren, und Lernte jetzt mancher Commoder Herr zu Fuß geben. Man sagt das Königl. Oberambt habe sich sonderlich dadurch Königl. Ungnade zugezogen, weil es ein Rescript von der Königin der Bürgerschafft hinterhalten, gern Kayserl. Soldaten in die Stadt nehmen wollen, das Archiv fortgeschickt, und den König nicht in die Stadt Laßen wollen, da wir doch Seiner Macht nicht widerstehen konnten, noch einigen Entsatz zu hoffen, auch war von Unserer Königin nicht einmal ordre vorhanden, feindlich gegen ihn zu agiren, und das verbott sich auß erwehnten Ursachen von selbsten, denn falß der Rath und die Burgerschafft die Königl. Propositiones Verworffen, die Stadt-Thore Länger Verschloßen gehalten, und den König nicht hereingelaßen hätte, welte Selbter alßbaldt die Stadt mit Feuer angreiffen und Bombardiren Laßen. Das aber Gott und die Eintracht Verhütet. Glogau, Brieg, und Neiß, setzten sich zu mögl^r gegenwehr, aber zu ihrem gröstem Schaden und ruin, wie der außgang gezeiget. Diesen Mittwoch Nachmittag gegen 4 Uhr, wurden durch die Preußische Husaren 8. Kayserl. Dragoner und 1. Wachtmeister Von Oelß außm Goldnen Adler, anhero inß Ober-Thor gebracht, weil Sie sich unterstanden in Ohlau Contribution einzutreiben, alle 9. Arrestanten wurden durch 2 Stadtsoldaten zum König und Von dar zum Sandthor hinauß auf den Dohm zu den Preußen geführt, die Husaren ritten hinten nach, diesen schenckte der König der Dragoner ihre Pferdte, sambt Sattel und Zeug, welches Sie alles feil Boten und Verkaufften, Da-

9 Arrestanten von Oelß anhero bracht.

durch Bekam ein hiesiger Partkramer Nahmens Schonemann solche Courage daß er gleich ein Preußischer Husar wurde. Heute fiel wider Tauwetter ein, mit wenigem regen. dennoch Besorgte sich der König, daß seine Soldaten aufm March die füß: erfrieren möchten. Ließ dahero in Eyl etliche Tausend paar Stiefletten od. Camaschen Von Capucinerfarben Tuche Verfertigen, die unsere Schneider-Meister aufm Dohm und Bey den Barmhertzigen Brüdern nehen musten, Bekamen vom paar 3. ggl., die Regimentsschneider schnitten solche zu, also gings damit hurtig von statten. Es wurden auch viel Schuh, und Lederne Hosen allhier verfertiget. jedermann wunderte sich daß die Preußische Feldt-Posten und alle Schildwachten bey dieser Kälte allemahl 2. gantzer stunden Schildwach stehen musten, doch hattens Blau Tuchene, mit weissen Flanell gefutterte Surtouts an, und wann Sie abgelöst wurden, Zog der Neu ankommende den Surtouts an, denn sonst war ihre sehr Kurtz und Knapp zugeschnittene Kleidung im Winter allzu Kalt.

D. 5. Jan. Donnerstag sowohl Vor: alß Nachmittags Ritte der König in gewöhnl: Begleitung wider Vors Nicolas-Thor und anderwärts herumb. Heute Vernahm man auß Dreßden daß 6000. Mann Sächsische Trouppen nach Böhmen abmarchirt, auch chistens noch mehrere dahin folgen, und die Preußische sich alßdenn mit Ihnen Conjungiren würden. Heute waren die Menge Cathol: Geistlichen Von allen Clöstern der Stadt, alß auch von andern Orten, Beym König, Submittirten sich, und alle wünschten Ihm zu seinem Vorhaben Viel gutes, obs aber Von Hertzen gangen, und jeder es auffrichtig gemeinet, daß weiß ich nicht, unter meinem Spiegel steht ge-

schrieben: Dein Hertz Wird dirs sagen, ob Du ein Schalck bist. Das Müntz-Ambt ward heute Revidirt und gesiegelt, aber Bald wider eröffnet, doch zu Müntzen Verbotten, wer geldt darinnen zu fodern hat, soll sich melden, es ward von Unserer Königin noch gar kein geldt allhier gemüntzt, sondern alles noch mit den alten Kayserl^{n} Stempeln geträgt, man nahm auch keine Leichte Ducaten mehr im Müntz-Ambt zum umbschmeltzen an. Diesen Nachmittag arrivirte das Alt Berckische Infanterie-Regiment, in Blau und rother Montur mit paillen farbenen Westen, war die Helffte aufm Schweidnischen Anger, die andere helffte aufm Dohm einquartirt, Lauter galante Leute, mit schönem Gewehr, daß alles funckelte und eine Lust anzuschauen; hierbey folgten wider eine Menge Bagage wagen Zum Nicolas-Thor herein, und Oderthor hinauß, Bey 20. Canonen gingen unter Bedeckung einiger Cavallerie Beym Lazareth über die Schiffbrücke jenseits der Oder, Viel jungens Liefen dem König entgegen, und rufften frohlockend: Das ist Unser König, Unser Lieber Lands-Vater! einer sagte aus guter einfalt: Ihro Maytt. hier ist die Oder am schmälsten, darüber Lachte der König, und warff den jungens eine Hand Voll geldtes Zu, welches sie freudig auffraptschten, der König Bezahlte die Schiffer, wegweiser, und andere Treue Leute, alle Raisonabel, und Ließ überall die Angebohrne generositaet reichlich Blicken. Vorhin erwehnter Ober-Post-Verwalter H^{r} Frantz Anton Bihn hatte Ohnlängst das Freyherrl. Glaubitzische Hauß auf der Altbüßergasse gekaufft, und Renoviren Laßen, dahin Verlegte er nun die Post-Stallungen, welche bisher auf der Becker-gasse im weissen Engel gewesen. Diesen Abend ließ der König das Wiennor Post Fell Eisen sich von der Post holen und eröffnete viel Brieffe davon, da war gefährl. zu Correspondiren.

Der König einen Kostbaren Ball gegeben.

Diesen Abend hat der König auf der Bischoffsgasse in der Frau Locatelli Redouten-Saal einen Kostbaren Ball en Masque gegeben, unter schöner Musique, wobey die noch anwesende Stands-Personen, der Hohe Adel, auch alle die Raths-Herren mit Ihren Frauen und Töchtern erschienen, welchen der König ein Billet überschickt. Theils Frauen, deren Ehcherren fortgereißt waren, entschuldigten sich, sowohl damit, alß mit der Kayserl^n Trauer, der König Ließ sich aber keine abschlägige Antwort geben, mithin mußtens Bey Vermeidung Königl^r Ungnade erscheinen, sich wider Verhoffen Lustig machen, und auf Muntern Laßen. Der König Bezahlte der Frau Locatelli Vor die Bewirthung jeder Person 1. Species-Ducaten, und erschienen über 200 Personen. Die Rathsherrn nebst ihren Frauen waren alle ohne Masque Verm Gesicht, alß Er halb 7. Uhr in Redouten-Saal kam, ging die Musique an, und Er Tantzte Zuerst mit der Frau Gräffin v^o Schlegenberg, und eröffnete also den Ball. Drauf gings Lustig und Vergnügt unter einander, und dauerte das Tantzen Biß früh Morgens umb 3. Uhr. Der König hat noch etlichemahl getantzt, sich aber schon umb halb 10 Uhr in sein Quartir, sodann zu Bett begeben. Denn Er hat die ſ hr Löbliche sonst grossen Herrn seltsame Gewohnheit, früh aufzustehen, Gott Bey anbrechender Morgenröthe zu loben, und alß ein gelehrter Herr fleißig zu Studiren auf die Wohlfahrt seiner Lande und Unterthanen, die Ihn dann auch so lieb und werth haben, ja Er könnte in jedes Armen, wie ein Kind in seiner Mutter Schooß, sicher und ruhig geschlaffen. Bey obigem Ball hatten etl^e Cathol^e Dames Vor den arretirten Cammer-Diener Merckel intercedirt, weßhalben der König ihn wieder Loß ließ, nachdem Er Demüthigst umb Verzeihung seines begangenen fehlers gebeten.

Der König wieder von hier fortgereißt.

D. 6. Jan. Freytags am groſſen Neujahr, oder H. 3 Königs-Tag früh ¼ auf 8 Uhr, Ritte der König in Begleithung ſeiner Leib-Garde, oder Gens d'Armes, deren Voran reithender Trompeter das Porcell Blieſ, zum Schweidniſchen Thor hinauß nacher Brieg. Gott Begleithe Ihro Martt. und Dero Armée, Behüte Sie vor allem Unglück, und gebe zu allen Verrichtungen Glück Segen, und Sieg. Dieſen Morgen ſind wider Viele Brandenburgiſche Völcker Von hier fort nach Brieg marchirt, Zu Beyden ſeiten der Oder, Abends kamen immer wider andere hier an, die in deren ſtelle rückten, und ſo lebhafft gings alle Tage weiter fort, Biß das gantze Land Schleſien allenthalben mit Preußiſchen Trouppen Beſetzt war. —

II.

Aº. 1741.

Den 10. Aug. Donnerstag am Tage S. Laurentii War ein schöner Warmer und Höchst-Merckwürdiger Tag, da früh Morgens umb 6 Uhr die Königl. Preußische Völcker die liebe Stadt Breßlau ohne Schuß und Schwerdstreich, ja ohne Verlust eines Mannes, und sonder alles Blut Vergießen Glücklich Ein Nahmen. Sie stelleten sich anfangs, alß ob wider ein Corpo ihrer Truppen, welches Printz Leopold Von Dessau Commandirte, durch die Stadt marchiren solte, die wurden wie gewöhnlich durch Unsern Herrn Stadt-Major Johann Leonhard Von Wultginau, mit Bey sich habender Soldatesca, Zum Nicolaus-Thore hereingeführet, alß Sie aber über die Brücke herein waren, Besetzten die hinterstен Preußen die Wach-Posten im Thor, und aufm Wall, stießen die Bürgerwache und Stadt-Soldaten zurück, und Bey seite, nahmen ihnen das gewehr gantz freundlich mit Lachen, und dergleichen Anfall geschahe Zugleich in allen Thoren der Stadt, da Sie vorher Viele Bagage Wagen auf die Brücken und unter die Thore fahren Ließen, daß man Keine Zug-Brücke auffziehen Konte, mit und zwischen den Wagen Marschirten Sie immer herein, so daß Sie sich der Stadt gantz Leicht Bemächtigten, die Wache desarmirten, auf die Wälle Eilten, und alle Wacht-Posten Besetzen. Der HEr. Stadt-Major wolte obige Trouppen Beym Elisabeth-Kirchhoff die Windgasse hinunter zur

Die Stadt Breßlau Von Preußen glücklich eingenommen worden.

Mühlpfort hinauß führen, die Preußen aber marchirten gerad auß aufn Ring, alß nun der Herr Major gewahr wurde daß ihm die HhEn. Brandenburger nicht folgten, Ritte Er zurück Zum Printz Leopold. mit anzeige: daß Ihro Durchl. des rechten wegs Verfehlten, dieser aber antwortete: Sie Belieben nur den Degen einzustecken, dißmahl ist Königlicher Befehl die Stadt zu Besetzen ꝛc. worüber Er Vor Verwunderung gantz erblaßte, und der gewalt nicht widerstehen konte. Es marchirten also sämbtliche Grenadiers gegen das Rathhauß, Bemächtigten sich daselbst der Haupt Wache, doch so daß Sie weder Stadt-Soldaten noch Bürger-Wache Vertrieben. Die Infanterie nebst der nachfolgenden Cavallerie eilten Spornstreichs durch alle gassen, mit ihren fliegenden Fahnen, Klingenden Spiel und Standarten, Besetzten den Saltz- und großen-Ring, Rathhauß, Kayser Zoll, Neumarckt, Burgfeldt- und Sand-Zeughauß, die meisten Clöster, alle Viertel, Creutzstraßen u. gassen der Stadt, Pflanzten an jedem Ecke des großen Rings ein Stücke mit Beystreckendem Brennenden Lunten, diese 4 Canonen stunden mit der Mündung in die Schweidnische- Albrechts- Oder- und Reuschegasse inglm. ohnweit dem Nicolaus-Thor, eines auf der Reuschen, das andere auf der Nicolasgasse, mit der Mündung hereinwärts, eins aufm Neumarckt Bey der Kayserl. Münz, die Mündung gegen das Sandthor, ein anderes am Tannichtgässel, mit der Mündung in die Messergasse, eins aufm Burgfeld, und eins aufm Sperlings-Berg Beym Kayserthor. Theils Preußische Soldaten rufften Vor freuden: Laßt ihn herein Kommen, Er ist doch schon hinnen.

Aufm Saltzring Vorm Land- oder Oberambts-hauß stunden die Baireuthische Dragoner Zu Pferde nebst Vieler Infan-

terie, welche den gantzen Saltzring anfüllete. Aufm großen Ring Bey der Mehlbaude hielten die Naſſauiſchen Dragoner zu Pferdt, dergl[n]. auch nebſt Vieler Infanterie aufm S. Barbara Kirchhoff, Burgfeldt, Sperlingsberg, S. Vincentz- und S. Claren-Kirchhoff postirt ſtunden, mithin waren innerhalb einer ſtunde alle Plätze Beſetzt, und bey $^{5}/_{M}$ Mann in die Stadt eingerücket, die übrigen Trouppen hielten die Verſtädte Bedeckt. Die Patroullen Zu 4 auch 6 Mann zu Pferdt, ritten Beſtändig auf und ab, durch alle gaſſen, ob ſich etwann ein Tumult erregte, es Lief aber Gottlob alles ſtill und friedlich ab, daß Keinem Menſchen Leid widerfuhr. Printz Leopold zu Pferdt reithend Verſicherte der Bürgerſchafft Königl[r]. Gnade und Schutzes, ſagte auch: Es ſoll auch aufm Rathhauß und in Kirchen von den Cantzeln öffentlich abgeleſen werden, wie man mit euch hat wollen umbgehen, wie Euere Herren euch Verrathen und Verkauffen wollen (welches aber nicht geſchehen) Verſprach nun jedem alle ſicherheit, und daß der Stadt kein Leid, ſondern alles gute widerfahren ſolle.

Den Soldaten war Bey Leib und Lebens-Straffe verbotten, nicht ohne Ordre in ein hauß zu gehen; Das gelbe Männel ward mit 12 Mann Beſetzt, und ein Officier Viſitirte, ob der darinnen wohnende Italiäniſche Kauffmann Herr Carové Viel gewehr oder Pulver im Verrath habe? weil man aber nichts Verdächtiges fand, marchirte die Wache bald wider ab. Die Preußiſche Officiers machten gleich Anſtalt, daß das Rathhauß eröffnet wurde, und Ihro Excell[e]. der Herr General Feld Marſchall Graff V[o]. Schwerin Ließ dem Magiſtrat Melden, daß er vom Könige Propositiones zu thun hätte. Nach 8 Uhr kam alſo der gantze Magiſtrat, die Hhr[n]. Kauff-

manns- und alle Zunfft-Eltisten der Bürgerschafft aufs Rathhauß in Fürstensaal, Dahin Ihro Excell^e. der Herr Graff V^o. Schwerin, unter Begleitung des Königl^n Kriegs-Commissariats, sich ebenfalls Verfügten, und in Beysein Printz Leopolds, Printz Moritzens, und anderer hohen Officiers, die Ursachen meldeten, welche S^e Königl. Maytt. Bewogen die Stadt mit Dero Trouppen Besetzen zu lassen, nehmlich: Die gegen das Königl^e Interesse in dieser Stadt bißher Verschiedentlich unternommenen Machinationen und Verführte geheime Intelligentzen, wobey zugleich der König die gesambte Stadt und deren Einwohner, seiner Königl^n Hulde, Gnade, und Protection auff das Kräfftigste Versichern Ließ: Mithin sollte nunmehro die Neutralitaet aufgehoben, alles was etwann Bißher wiedriges geredt worden, Verziehen und Vergeßen seyn. Hingegen aber auch Verlangte, daß Sie ihm die Huldigung und den Eyd der Treue so fort Leisten möchten.

Huldigung der Stadt Breßlau.

Diese Proposition ward Von Rath und Bürgerschafft willigst angenommen, und der Magistrat Legte zuerst den Eyd der Treue ab, welchen der Königl^e Preußische Justitz-Rath Herr von Arnold Vorlaß, sodann folgten die HhE^n Kauffmanns- und Zunft-Eltisten, welchen der Eyd durch den ältesten Raths-Secretarium HE^n Ernst Geworreck Vorgelesen wurde, und alß solcher geEndiget, ruffte der Herr General Feld-Marschall, unter Schwenckung des Huths, ein dreymahliges Vivat auß: Vivat Friedrich König in Preußen, Hertzog in Schlesien. Welches alle Laut Nachrufften. Nach 11 Uhr Verließ mehrgedachter Herr General Feld Marschall das Rathhauß; auf der Treppe desselben aber rieff Er mit Schwenckung des Huths unter freyem Himmel Vor dem häuffig Versammleten Volck aus: Vivat Friederich König in Preußen Hertzog

in Schlesien. Welches durch einen allgemeinen Widerschall Von dem Volcke wiederholet, und also dieser Actus dadurch Bestättiget ward: Davon das Signal Vorm Ohlauischem Thor mit einer Canone gegeben wurde, Dergleichen von Viertel-Meille zu Viertel-Meille Biß ins Lager zum König gepflanzet war.

Nach 12 Uhr Versamleten sich sowohl alle officiers alß Gemeine Der Stadt-Soldatesca aufm Saltzring Vor des Commendanten Hauß, doch nur mit ihrem Untergewehr, machten fast mitten aufm Saltzring einen Crayß: Darin stellte sich der Herr General Feld Marschall, that eine Kurtze anrede, so Die Königl^{n} Intention und Willens-Meinung Bey dieser Handlung zum Innhalt hatte; Drauf wurden Vom Auditeur erst die Articul, sodann der Eyd Vorgelesen, welchen Letztern alle Officiers und alle 600 Mann Gemeine mit entblößten Haupt und aufgehobenen Fingern Laut nachsprachen, Darinnen sich der König der Treue dieser Miliz es sey in der Stadt oder zu Felde zu Wasser und Land Versicherte. Nach Endigung des Eyds ruffte der Herr Herr General Feld Marschall mit schwenckung des Huths ein dreymahliges Vivat auß: Vivat Friederich König in Preußen, Vivat! Vivat! Darauf ward jedem Gemeinen ein 2 ggr. stück, des Königs Gesundheit zu Trincken, ausgetheilt, und marchirten erst ¼ auf 2 Uhr wieder ab, nachdem ihnen die heiß scheinende Sonne wie den daselbst postirten Preußischen Soldaten, den Pelz ziemlich warm gemacht. Von dieser Zeit an muste die Stadt-Miliz zugleich mit den Preußen auf die Wache und Parade ziehen, auch die Wachen aufm Dohm im Bischoffshoff, und auf der Hauptwache Gemeinschaftlich Bestellen. Kaum hatten also die gewesene Stadt-Soldaten den Eyd abgelegt, so wurden Sie schwürig, daß Sie

sich Bey der Armée im Feld Zu Wasser und Land solten gebrauchen Laßen, das stund ihnen nicht an, Sie erhielten aber die Versicherung, daß Sie Bey der Stadt solten gelaßen, und zu Keiner gefährlichen Attaque gebraucht werden, also gaben Sie sich wider zu frieden. Denen desarmirten Stadt-Soldaten ward ihr Gewehr wieder gegeben, und in den Thoren die Gatter geschlossen, Niemand auß noch ein gelaßen, Biß die Erdes-Leistung geschehen war. Die Beyde Hhrn Stadt-Syndici waren noch nicht außm Laager Retournirt, sondern zu Strehlen im arrest und der Herr Praeses Von Roth Lag Sterbens-Kranck, Ließ sich jedoch ans Fenster Tragen, umb Zu seben, wie hurtig die Preußen in alle gassen Liefen, und solche Besetzten; Bey der Elisabeth-Kirch über an Hrn Egners Weinschenckens Eckhauß hatten Sie die Eiserne Creutz-Kette mit gewalt Loß geschlagen, deßgleichen auch an etlich andern Eckhäußern.

Die Kauff Läden und Bauden Blieben Vormittags geschloßen, Nachmittags öffneten Theils Partkramer ihre Bauden. Das Tuchhauß blieb den ganzen Tag geschlossen; Der Schweidnische Keller ward Vormittags in der 11ten Stunde erst eröffnet, und war 2 Tage darinnen sehr gedrange umbs Bier. Das Kirchen-gebeth ward heute Verändert, und nicht mehr Vor die Königin Ungarn und Böheimb und dero Gemahl den Großhertzog Von Toscana, sondern Vor Unsere Hohe Landes-Obrigkeit gebeten, im Fürsten-Saal ward Nachmittags die Trauer oder das Schwartze Tuch Von denen Wänden abgenommen, und wieder Roth Bekleidet, auch ward folgenden Tag in den Kirchen das Schwartze Tuch von den Kantzeln genommen, mithin muste die Kayserl. Trauer aufhören. Morgen solte zu S. Elisabeth die Jährlich gewöhnliche Erndten-

Predigt gehalten werden, ward aber 8 Tage aufgeschoben. Diese Kirche ist wie bekanndt zuerst dem H. Laurentio Zu Ehren geweyht gewesen, wie deßen Bildnüß mit dem Rost über dem Haupt-Portal Andeutet. Und an eben diesem heutigen Tag wird alle Jahr im Kinder-Hospital Zum H. Grabe auf der Nicolasgasse, die Historie Von der Zerstörung Jerusalems abgelesen, Da Anno Christi 72 den 10. Aug. die Stadt und der Kostbare Tempel Salamonis Verbrandt, Zerstöret, und Viel hundert Tausend Juden Ermordet worden. Mithin ist dieser Laurentii-Tag auch hierinnen Besonders Merckwürdig. Die Catholischen hetten heute lieber Weinen alß Lachen mögen, und Theils Ließen sich Verlauten: Sie würden Zeit Lebens an diesen Krummen Lorentz gedenken da es so Bunt durcheinander ging, und alle ihre Hoffnung, daß Oesterreichische Besatzung in die Stadt Kommen würde, auf einmahl in Brunnen fiel, ja Viele meinten, daß nun die Bürgerliche Freyheit mit dem HE. Lorentz dürffte aufn Rost gelegt, oder gar Verbrandt werden, denn man Vermuthete sehr große Veränderungen in der Stadt, und also hätte die gute Stadt Breßlau, seith deren Erbauung, ihre Freyheit gebracht auf 711 Jahr.

Solchergestalt waren nun die Breßlauer Preußische Unterthanen, machten gute Freundschafft mit den Brandenburgern, einer grüßte den andern: Willkommen HEr Landsmann, Theils machten Von Weissem Band eine Masche auf den Huth, alß das Preußische Feldtzeichen, nur das gefiel den Bürgern nicht, daß ihnen die Soldaten alßbald Prügel anboten, wenn man nicht That was Sie haben wolten. Diesen Nachmittag zog keine Bürgerwache mehr auf, und ward also der Bürger Wachen abgeschafft, Die HHEn Bürger Capitains und Officiers Behielten den Titul und Ehren-Character, ohne fernere Ein-

künffte, Biß an ihr Seeliges Ende. Die Bürgerwache aufn Rathhauß ward auch weggeschafft, und sowohl das Rathhauß alß die Hauptwacht, inn- und ausserhalb starck mit Preußischen Soldaten besetzt, jedoch Unsere gewesene Stadt-Soldaten mit unter mischt, im March aber gingen die Preußen rechter- und Unsere Lincker Hand, so auch die HHEn officiers, daß allzeit die Preußen die ebere Ehrenstelle hatten. Das Rathhauß ward nun Nachts nicht mehr formirt, sondern nur hinten Verschloßen, und blieb also die vorder-Thüre Beständig offen, so gar auch an Sonn- und Feyertagen. Heut Nachmittags Besahen die Beede Durchlauchtn Printzen Leopold und Moritz Von Dessau, nebst dem Herrn General Feldt Marschall Grafen Vo Schwerin, Herrn General Vo Kleist, Hr. General Haack, Herr General Marwitz und andere hohe officiers, die Beeden Zeughäuser am Sandther und aufm Burgfeldt. Gegen Abend Vorm Ther-Schluß wurden die Stadt-Schlüssel Vom Rathhauß unter starcker Bedeckung zu Ihro Excellce dem Herrn General Feldt Marschall ins Schrey-Vogelische Hauß Bracht, inglⁿ Selbtem Die Schlüssel zu den Zeughäuser und Pulverthürmen Behändiget, die Er aber dem Magistrat wider zustellte. Alle außgestellte Piquet-wachen und Postirungen sowohl Cavallerie als Infanterie, Blieben diese gantze Nacht auf ihren Posten stehen, und Lagerten sich aufs harte Stein-Pflaster; Abends mit der Betglocke schlugens den Zapffenstreich, und alle außgestellte Schildwachten schrien die Vorbeygehende Leute Laut an: Wer da? früh-Morgens halb 4 Uhr schlugens die Reveille, welches jedermann ungewohnt vorkam. Solchergestalt hatten Ihro Maytt. Fridericus II. König in Preußen das schöne Breßlau, die Crone des Landes Schlesien recht spielend Erobert. Gott erhalte Stadt und Einwohnr unter Seinem Allmäch-

tigen= und des Königs Gnädigem Schutz, in Beständigem Wachsthum und Seegen, Biß an das Ende aller Tage, Amen. Fiat! Vivat Rex!

sanCtVs LaVrentIVs De VIrgInaVIt VratIsLaVIaM.

Den 11. Aug. Freitags, da noch alle Plätze der Stadt wie gestern von Preußen besetzt waren Kam auf erfordern früh 8. Uhr die gantze Bürgerschafft Zur Eydes=Leistung aufs Rathhauß in Fürstensaal, da denn erstlich die HhEn Doctores und Gelehrten, Bürger=Capitains, Kauffleute und possessionirte Bürger, alle mit Nahmen abgelesen, und die so nicht erschienen aufnotirt wurden. sodann hat wie gestern, in gegenwart des Herrn General Feld Marschalls Graffen vº Schwerin, Printz Leopolds vº Dessau, Hern General Marwitz ꝛc. Der Älteste Raths Secretarius HEr Ernst Conrad Geworreck, der Bürgerschafft das Formular des Eydes Vorgelesen, welche solchen mit aufgehobenen Fingern Laut nachsprachen. nach dessen Endigung hat der Herr General Feld Marschall mit schwenckung des Huths das dreimahlige Vivat Friedrich König in Preußen ꝛc. außgeruffen ꝛc. hernach ist die übrige Burgerschafft in 3. Abtheilungen, weil Sie nicht auf einmahl alle im Fürstensaal Raum hatten, hinein geruffen worden, Legten gleichfalß den Eid ab, und wurde jedesmahl mit einem allgemeinen 3fachen Vivat bestättiget.

Hierauf erschien das Evangelisch=Lutherische Ministerium hiesiger Kirchen, dieses ward Von dem HEn General Feld Marschall mit einer Kurtzen Anrede Beehret, darinnen unter anderm die Worte flossen: Ihro Mantt. hätten zu deren Evangelisch Lutherischen Geistlichen ein so Gnädiges Zutrauen, daß Sie nicht vor nöthig Befänden, solche erst mit dem Eyde zu Verbinden, sondern sich nur ihrer Treue durch Stipulation

mit der Hand zu Versichern, Der Herr Inspector Burg That eine Kurtze Wohlgesetzte Beantwortungs- und Glückwünschungs-Rede Vor Ihro Königl. Maytt. nach deren Endigung ging Er zuerst hinzu, dem Herrn General Feld Marschall (nach einer höfflichen Verweigerung desselben) die Hand zu Küssen, worauf der Herr Graff dem HEn Inspector mit Vieler Zärtlichkeit einen Kuß auf Beyde Wangen gab, welcher Anblick denen gegenwärtigen Generals und Magistrats-Personen Die Thränen in die Augen Trieb. Die Nachfolgende gantze Geistlichkeit erzeigten dem Herrn Feld Marschall gleiche Devotion, wie der Herr Inspector: Und ein jeder Von derselben ward Von dem Herrn General Feld Marschall, jedoch nur auf eine seite geküsset. Nachdem auch dieser Actus geEndigt war, ging der Herr Graff Vo Schwerin auf die Rathhauß-Treppe und ruffte unter schwenckung des Huths erstlich: Es Lebe Se Majestät der König! Es lebe Se Maytt. der König von Preußen! und endlich: Es lebe Se Maytt. der König in Preußen Hertzog in Schlesien. Welches jauchzende Vivat Von dem Volcke wohl Biß Siebenmahl wiederholet ward. Nach 11 Uhr marchirten 30 Dragoner zu Pferdt, und 30 Grenadir auf den Ring Bei die Goldne Crone, dahin auch der Königl. Feld-Cassirer, Hr. Kubitz geritten kam, und mitten unter ihrer Bedeckung Ritte er nach der Grünen Röhre zu, dreymahl umb den großen Ring oder Markt-Platz, und warff Geldt auß, unter das häuffig Versammlete Volck, und zwar wie man Vor gewiß sagt, eine Summe von $\frac{10}{M}$ rtl. an allerhand Geldt, alß Louisd'ors, Ducaten, Species-Thaler, Gulden, Acht- und Zwey gute Groschenstücke, Welches Er alles unter einander gemischter in 2 roth Sammeten Beuteln aufm Pferdt neben den Holfftern hatte, immer in Beyde Zugleich griff, und

Geld außge-worffen.

zu Beyden Seiten, jede Hand Voll außwarff, da es im Sonnenschein in der Lufft recht schön Glänzend Blinckerte, so daß sich das Volck nur immer so schöne Klare Witterung wünschte. Er hat also im fortreithen den gantzen Ring gleichsam mit Gelde Besäet, welches das Volck hurtig wegrapschte, da denn imer schrecklichen Gedränge mancher Huth, Peruque, und Degen: Die Weibs-Personen Hauben Pantoffeln und Schuh Verlohren, Theils wurden hart getretten, und schrien, Mein Fuß, mein Arm ꝛc. die meisten kriegten mehr stöße alß Geldt, doch haben manche starcke Stößlinge und Balger wohl etliche Louisd'or und Ducaten oder 1 Hand Voll Silbergeldt erwischt, so daß etliche Kretschmer-Pursche 6. 8. 10. Biß 15 rtl. Geld erbeuthet, war also ein Lustiger lächerlicher Zustandt zum Andenken der Huldigung. Auf der Raths-Treppe Oben Vor der Vogtey saßen 2 Officier auf Schemeln und rauchten Toback, aufm Ring stunden einige Tische, woher die Soldaten Bier Trunken, Lauter Huldigungsfreude. Nachmittags 1 Uhr, alß diese Kurtzweil Vorbey war, marchirten Theils Soldaten ab, und die 10. Canonen, so Vertheilter in den Gassen und am Ring gestanden, wurden alle Vors Rathhauß geführt, in eine Reihe neben einander gestellt, die 10. Pulverwagen darhinter, und eine Eberde und die Stücke gezogen, daß Niemand zu Nahe darzu geben konte.

Alß dies geschehen war, und der Huldigungs-Actus Vorber war, Kam in der 4ten stunde gantz UnVerhofft, Zu Vieler Menschen Verwunderung ein Gewitter mit hefftigem Platzregen, welcher eine gute halbe Stunde dauerte, es hat aber nur 3. mahl geblitzt und gedonnert, Gott gebe daß es ein gutes Omen sey. Aufm Saltz- und großen-Ring stund noch 1. Bataillon Infanterie und auch Cavallerie, die übrigen auf den

andern Plätzen der Stadt marchirten ab, und wurden abends in die Clöster, Gast und Kretschambäuser einquartiert, denn die Bürgerschafft hatte gebethen, daß Sie mit der einquartirung möchten Verschont Bleiben, es ging aber so genau nicht ab, daß nicht in Theils Häuser Officiers Logir nahmen, doch durffte man ihnen nur Dach und Fach, Bette, Licht und Holtz geben, Essen und Trincken musten Sie Vor ihr gut Geldt Bezahlen, so auch die Gemeinen. Die Rathsherren und Kauffleute Blieben mit einquartirung Verschont, und sollen Dafür Servis-Geldt Bezahlen, alle andere Bürger musten Soldaten in ihre Häuser einnehmen, mancher 2. 3. 4. Biß 6 Personen, Theils Kretscham-Häuser musten 30 Biß 40 Mann einnehmen; ins Matthiae-Kloster welten Sie Bey 400 Mann Nassauische Dragoner nebst 1 Compagnie Grenadir einlogiren, darwider sich die Geistlichen sehr Beschwerten, weil Sie in Verpflegung der Krancken und blessirten schon gar Vieles gethan hätten, — es ward also gemindert, und ein Theil der Reuterey anderwärts einquartirt, die übrigen musten Sie einnehmen. Bei den Jesuiten hatten die Artolleristen und etliche Compagnieen Grenadir ihr Quartir, ja sogar die Elisabethiner-Nonnen in der Neustadt musten Mannschafft einnehmen, aufn Dohm marschirte das Gräfl. Borckische Regiment wieder ins Quartir. Kaum war also die Huldigungs-Solennitaet Beschlossen, so forderten die Preußen Von allen Bürgern das Gewehr ab, welches ins Zeughauß solte geliefert werden, ein Officier ging auf der Ohlauischen Gasse von Hauß zu Hauß, und forderte Von jedem Bürger sein Gewehr ab, Stuzen, Flinten und Pistolen, notirte seinen Nahmen, und was Vor gewehr er von ihm empfangen, Der Bürger aber mußte auf einen Zettul seinen Nahmen schreiben, und solchen

ans gewehr hefften, alſo Ließ ers auf einen Wagen legen, und fuhr immer weiter. folgenden Morgen ward allen Bürgern durch die Muſterſchreiber Angeſagt, ihr gewehr aufs Rathhauß zu Lieffern, das ging jedem nahe zu Hertzen, weil hierauß ein Mißtrauen erhellete, Theils wolten aber erſt gewiſſern Königl^n Befehl deßwegen erwarthen, mithin unterblieb die weitere abfoderung des gewehrs, doch hingen ſchon Viel Bürger die Köpff vor Kummer, daß mit wegnehmung des gewehrs auch ihre Freyheit dahin ſey, und die Brandenburgiſche Hoofen noch enger alß die Böhmiſche wären; ja theils ſturben gar Vor gram, weil es ſchien, alß wolte alle Bürgerliche Wohlfahrt zu grunde geben. Viele hatten auch lieber geſehen, daß die Neutralitaet wie Bißher ferner fortgedauert, — weil doch der Krieg mit Oeſtereich noch nicht zu Ende, und erinnerten ſich der Eroberung von Straßburg, auf welche ins HEr Vo Hoffmannswaldau Poetiſchen-Gedichten folgender Vers gar nachdenklich ſcheinet.

Ihr Teutſche ſaget doch zu einen Nachbarn nicht,
Daß Frankreichs Ludewig den Frieden mit Euch Bricht,
indem Er Straßburg nimbt, Er ſpricht: es iſt erlegen,
ich hab euch nicht Bekriegt, ich hab euch nur Betrogen.

Welches aber Keinesweges auf Breßlau gleichmäßig zu appliciren iſt, doch war den Bürgern Vornehmlich die Wegnehmung des gewehrs und die einquartirung höchſt Verdrießlich, ſonderlich denen, ſo hübſche junge Weiber hatten, indem manch Ehrlicher Mann ſich furchte geCrönt zu werden, Bey einem gebornten Schmach-Alter. Hergegen wolten Viele Lieber einen Konig alß eine Königin zum Oberhaupt haben, maſſen ſogar die Chineſer und andere Heyden, dieſes Vornehmlich an den Europaeiſchen Chriſten Tadeln, daß Sie Weiber über ſich

herrschen Laßen; und der diß Jähreige Briegische Calender hatte Prophezeyhet: Weiber-Regiment nimbt dießmal Kein gut End.

Ihro Mantt. der König Vo. Preußen an. dero kom. men.

Den 4. Novemb. Sonnabend Nachmittags ¼ auf 4 Uhr, Bei schönem Wetter und angenehmen Sonnenschein Kamen von Neiß über Brieg, Ihro Königl. Mantt., nebst Dero Herrn Bruder, Prinz Wilhelms, Königl. Hoheit wie auch Ihro Hochfürstl. Durchl. der Regierende alte Fürst Vº Dessau, Hertzog Vº Hollstein, und andere Vornehme Herren ꝛc. Gottlob Glücklich und gesund hier an, Zum Schweidnischen Thore herein. Ihro Mantt. Logirten wieder im Hochgräffl. Schlegendorfischen Hauß auf der Altbrechtsgasse. Die Zunft-Eltisten hatten sich Beym Rathkretscham in 2 Reyhen gestellt, alle in Besten Kleidern und schwartzen Mänteln, Der Kürschner-Eltiste solte u. wolte eine Bewillkommungs-Rede halten, Die Postillions fuhren aber ohne still halten, so geschwind zwischen den Bürgern hin, daß Keine Anrede geschehen konnte, Doch gegen ihre Treu und Höfflichkeit, da Sie sich alle Tieff Bückten Bezeigte der König mit Hut abnehmen und freundlichem Lächeln ein Gnädiges Wohlgefallen. Besseres Glück hatten die jüngsten der Zünfft und Zechen, welche Bey 150 Mann starck Biß nach Radelwitz dem König entgegen gangen, Ihme daselbst eine auff weissen Atlas gedruckte gratulation nebst Vergefügter Supplic in Versen in Blauen Sammet eingebunden, aufm Deckel der Preuß. Adler mit Silber gestickt, überreichet, u. vom König das Allergnädigste Versprechen erhielten: Es solle Ihnen gewähret werden, was Sie gebethen. Das Bewillkommungs-Carmen fängt sich an: Komm, Schutz Gott Unserer Stadt ꝛc. und ist in meinen gedruckten Sammlungen zu finden, die Bür-

Bürgerschafft den König eingeholt u. Bewillkommet.

gerschaft wünschte nur, daß dieser einzige Vers Darinnen möchte Gnädigst erhöret werden:

Der Fürwitz Wendet nichts bey deiner Vorsicht ein,
Doch laß, O Vatter! nicht die Kühnheit straffbar sein,
Wenn Wir Uns unterstehn, die Freyheit Unsrer Hütten,
Die Uns am Liebsten war, fußfällig aus zu Bitten.
Dein Volck, daß Unser Hauß Beschützet, nicht Beschwert,
Ist eines weitern Raums und mehr Bedienung werth,
Am Unser Aufenthalt ist vor desselben Menge
So, wie das gantze Land Vor seinen Ruhm zu enge.

Der Könta'. Einzug geschiehet gantz still.

Bey der Rothen-Brücke stunden 3. Raqueten parat, umb den Constablern das Zeichen zu abfeuerung der Canonen Zu geben, Der König hatte aber schon einen Courier Vorangeschickt, mit Befehl daß solches unterbleiben solle, und alß Er Bey die rothe Brücke Kam, mußte der Constabler die Raqueten wider weg nehmen, Durfte solche nicht Loß brennen, mithin unterblieb die Lösung der Canonen, alß auch die Vorhabende Läutung aller Glocken. Solchergestalt Kam der Victorieuse König wider Vermuthen gantz still herein in die Stadt, und also war auch der Zulauff des Volckes nicht so gar überhäufft. in des Königs Quartier machten Viele Herrschaften imgl^{n} die H^{En} Kauffmanns-Eltisten, wie auch 6. Zunfft-Eltisten ihre Unterthänigste aufwartung, und Bewillkommnungs-gratulation, und überreichten Letztere memorialiter ihre Gravamina, wurden aber auf kommenden Montag früh zur Audienz beschieden.

Laternen zum erstenmahl gebrandt.

Diesen Sonnabend Abends 6. Uhr sind zum erstenmahl alle Lampen in den auf Pfählen stehenden Laternen, auf der Albrechts-gasse, und umb den gantzen Ring, auch ein Theil des Saltzrings angezündet worden, und haben also diese Nacht hindurch zum erstenmahl gebrandt, worüber jedermann eine besondere Freud hatte, Doch brandten Sie nicht recht hell, Theils

Löschten gar auß, weil die Dochte zu hart gedreht, und nicht starck genug waren, es ward aber der Fehler bald Corrigirt. Auf der Riemer-Zeile wurden die Laternen heute, und Morgenden Sonntag Nachmittags, an eiserne Arme auffgerichtet, weil daselbst wegen der auf die gasse stoßenden Keller, Keine Pfähle gesetzt werden konnten. Die Viertels- und gassen-Wächter musten alle Tage die Lampen wieder mit Oel füllen, und Abends hurtig anzünden, es sind aber hernach Besondere Latern-Wärther hierzu angenommen worden.

Accis Hauß Vorm Schw. Thor erbaut.

Diese und folgende Woche ist hart Vorm Schwednischen Thor Linkerhand ein Neues Accis-Hauß erbaut worden.

Königl. Leibgarde fortmarchirt.

Den 5. 9bris. Am 23. Sonntage nach Trinit. früh 8 Uhr rangirte sich die Königl. Garde du Corps zu Pferdt, 150 Mann starck aufm Maria Magd. Kirchhoff, marchirten Von da übern hinter-Marckt und Ring, zum Nicolas Thor hinauß, unter Trompeten und Pauken, Von hier fort nach Berlin. Nach 9 Uhr fuhren Ihro Maytt. der König, nebst Dero Herrn Bruder, Der Königin Herr Bruder, Der Alte Fürst V. Dessau, Hr. Gouverneur V. Marwitz, und andere Vornehme Herren, nach der Elisabeth-Kirche, und hörten daselbst den Herrn Inspector Burg Predigen, über das Evangelium vom Zinßgroschen. Er gedachte weder in der Anrede noch in der Predigt nicht ein Wort vom König, Man sagt, es sey Ihm Bedeutet worden, nur hübsch Beym Evangelium Zu Bleiben, und Keine Lobes-erhebungen zu machen, denn der König könte es nicht Leiden. Ihro Maytt. nebst Hoher Suite saßen in der Neu aptirten Loge Vorm Raths-gestühl und hörten die Predigt mit rechter Andacht und auffmerksamkeit. Herr Burg stellte Vor: Das Band Menschlicher Gesellschaft, Zwischen Obrigkeit und Unterthanen, Er führte Beson-

ders an, Wie ein König Vornehmlich Gott umb Weißheit bitten soll, daß Er wohl Regieren möge, da Er außm 119. Psalm die Worte des Königs Davids anführete: Du machest mich mit deinem Gebott weiser denn meine Feinde sind, denn es ist Ewiglich mein Schatz. Die gantze Predigt war Gelehrt, Geistreich, und An Muthig zu hören, Endlich Schloß Er ohngefähr mit diesen Worten: Wenn es einmahl zum sterben und dahin Kommt, die Crone Vor dem Stuhle des Lammes Niederzulegen, und zu sprechen: Lob und Ehre und Weißheit, und Danck, und Preiß, und Krafft, und Stärke sey Unserm Gott und dem Lamme, Da sey Du Mein Rath und Licht, Ewige Weißheit Laß mich nicht. Amen. Im großen gedräng in der Kirche wurden dem Seiffsieder Hollmann etliche Silberne Knöpff Vom Rocke geschnitten, durch einen Füsilir Vom Dohnaischen Regimt, der wurde ertapt und in arrest Bracht, imgl. wurde dem Hrn. Baron Sack Von Liebgen eine goldene Repetir-Uhr aus der Tasche gestohlen. Nach der Kirche fuhr der König auffn Parade-Platz am Ring, da Er nebst den andern Printzen und Herren abstieg, und vors Hrn. Gouverneur's Quartir Die Wach-Parade ansahe, daselbst unter andern auch Von den 2 HEn Prælaten Vom Sand und Vincenz Bewillkommet wurde. Nach der Parade fuhr er nebst dem Herrn Bruder und HEn Vo Marwitz umb den Ring, die Nicolasgasse hinauß, die Neusche gasse wieder herunter übern Saltzring und Junckern-gasse, nach Hauß zur Mittags-Taffel, der alte Fürst von Dessau war von der Parade zu fuß ins Königs Quartir gangen, in Begleitung Vieler hohen Officiers, die allda speißten. Der Zulauff des Volcks, umb den König zu sehen, war ungemein groß, da denn jedermann die Leutseeligkeit desselben Bewunderte, weil Er fast jedem der Ihn Salutirte mit abneh-

Diebstahl in der Kirche

Wach Parade

Allgemeine Freude den König zu sehen

mung des Huts freundl. dankte, in allen Häusern waren die Dienst-Bothen hurtig Klingeln, wann der König Vorbey gefahren kam, da Lief alles an die Fenster umb Ihn zu sehen.

1 Armes Kind Vom König angenommen.

Der König hatte Von Strehlen ein Armes Mägdgen ohngefähr 8 Jahr alt, so sich allderten in sein Zelt Liebreich Zu Ihm gefunden, mit anhero bracht, Blau Kleiden laßen, dieß Kind war sonderlich Verm essen herzlich gern umb den König, wie ein Artiges Nasch-Käzgen, wo es sich nur Beständig fromm und Tugendhafft aufführet, wirds schon einen Reichen Versorger an Ihm haben.

Diesen Mittag Kamen 2 Compagnien Erfenachische Grenadir Von Ohlau, stellten sich Vors HEn Gouverneurs Quartir aufm Ring bey der Waag in Ordnung wurden einquartirt, marchirten nach etln Tagen weiter fort.

Schuhknechte ihre Fecht-Exercitia gemacht.

Nachmittags 4 Uhr praesentirten sich Vors Königs Quartir aufm Maria Magd. Kirchhoff, die Schuh Knechte mit Ihren 2 Fahnen der Feder-Fechter-Brüderschafft Von S. Marcus und dem Langen Schwerdt, machten ihre Exercitia mit Fahnschwingen, unter welchem jeder fecht-Meister eine Pistole Loß-schoß, eine Citrone in die Höhe warff, und mit dem Degen auffing, gingen sodann ins Königs Quartir, umb die Confirmation ihrer Uralten Privilegien zu Bitten, so Sie auch erhalten.

Stadt-Thor Biß 8 Uhr offen.

Abends blieben nun die Stadt-Thore Beständig Biß 8 Uhr offen, Konnte herein und hinauß wer da wolte, weil noch Viel Menschen anhero Kamen wegen der Huldigung, hernach machte man sich die offenhaltung der Thore dergestalt Zu Nutze, daß wenn ein hübscher Kerl späth herein Kam ward er weggenommen, muste ein Soldat werden, wie dann wegen der gewaltsamen Werbungen, allenthalben im Lande Viel Klagen er-

schallten, der König ließ aber Bald darauf ein ernstes Verbott ergehen, Niemand mehr mit gewalt zu werden.

Heunt Abends hat auf der Redoute ein Füsilir einem Herrn den Silbern Degen Von der seite gestohlen, er ward ertappt und in arrest Bracht, mußte hernach durch die Spießruthen Lauffen. Ihro Maytt. der König waren auch auf der Redoute in einem rothen Domino gekleidet, fuhren ¼ auf 11 Uhr schon nach Hause. Redoute.

D. 6. 9bre Montags früh 9 Uhr haben Ihro Maytt. der König aufm Schweidnischen Anger etliche Compagnieen Hussaren und Nassauische Dragoner, wie auch das Dohnaische Fusilir-Regiment in hohen Augenschein genommen, es Lief eine erschrecklic Menge Volcks hinauß, und war hübsch anzusehen; der König ritte auf einem schönen Schimmel, in Begleithung Vieler Hohen Officiers, sodann wieder herein, durch Theils gassen und aufn Dohm, Betrachtete alsо sein Liebes Breßlau mit rechtem Vergnügen. Morgen soll nun die Huldigung des allgemeinen Landes, und Abends die Illumination der Stadt, Vor sich gehen, Gott gebe daß alles glücklich geschehe. Der König exercirt die Soldaten aufm Anger.

„Heutige Zeitung Meldete: Breßlau den 5. Nov. Gestern Nachmittag gegen 4 Uhr sind Ihro Königl. Maytt. in „Preußen, Unser Allergnädigster Herr Zu Unaussprechlicher „Freude derer Vermöge der Zur Bevorstehenden Erb-Landes-Huldigung Allergnädigst emanirten Königlm Convocations-Patente allhier Versammleten derer Hochlöbl. Herren Fürsten und Stände Bevollmächtigten Deputirten, und gesambten Einwohner hiesiger Treue gehorsamsten Königl. Stadt, Bey Allerhöchstem Königl. Wohlergehn, über Brieg allhier angelanget, und „heute haben Allerhöchst Dieselben, dem Haupt-Gottesdienste

„in der Evangel. Haupt-Kirche zu St. Elisabeth unter einem „Prächtigen Gefolge, nachher aber der Wacht-Parade, Allergnä„digst Beigewohnet. In abgewichener Nacht ist auch hiesige „Stadt mit den Zeithero errichteten Laternen, so weit dieselben „unter der Kurzen Zeit bisher zu Stande gekommen, Zum er„stenmahl erleuchtet worden.

Huldigung des gantzen Landes Niederschlesien.

D. 7. Novemb. Dienstag am Tage Engelbertus geschahe die Erb-Lands-Huldigung der Nieder-Schlesischen Höchlöbl. Herren Fürsten und Stände, aufm Rathhauß im Fürstensaal, früh Morgens Kam ein ziemlich starker Nebel, welcher sich nach etl^n stunden Verzog, und war hernach den gantzen Tag Beständiger Sonnenschein, ein recht Angenehmer Höchst Merkwürdiger Tag der Freuden und des Frohlockens. Die HE^n Stände und sämbtl^e Deputirten fuhren in Prächtiger Galla nachm Rathhauß und gingen in Fürstensaal. Umb 8 Uhr Kamen Ihro Maytt. Fridericus II. König in Preußen, nebst hoher Suite in einer mit gelbem Tuch und Silber beschlagenen, und mit 8 Falben Bespannten offenen Carosse, nachm Rathhauß gefahren, der König hatte sein gewöhnlich Blaues Kleid mit Silber an, und einen Hut mit Silberner point d'Espagne. Der Solenne Huldigungs-Actus wurde in hiesiger Zeitung gantz schön und ordentlich also beschrieben:

Nachdem Ihro Königl. Maytt. in Preussen, Unser Allergnädigster Herr, die Erb-Landes-Huldigung unsers Treu gehorsamsten Hertzogthums Nieder-Schlesien, nach Ziel und Maaß derer Allergnädigst-emanirten Convocations-Patente, heute Vormittags auf dem Fürstensaale des Rathhauses allhier in Allerhöchster Person abzunehmen, allermildest geruhet, so hat man dabey insonderheit angemerket, Daß Allerhöchst-Dieselben früh nach 8 Uhr in Begleitung Ihro Herren Bruders, des Prin-

tzen Wilhelms Königl. Hoheit, Derer Herren Marggraffen Printz Heinrich, Printz Carl und Printz Wilhelm Hoheiten, ingl^n Ihro Hochfürstlichen Durchl. des regierenden fürsten Von Anhalt-Dessau und anderer Hochfürstl. Personen, Generalitaet, und der sämbtl^n Königl. Suite, sich nach obbesagtem Fürstensaal erhoben, und daselbst auf einen unter einen Carmosin-Sammetnen mit goldenen Tressen berdirten Baldachin auf 3 Stuffen erhöheten Thron-Sessel sich Verfüget. Worauff Von Dero an Ihro Königl. Martt. Lincken Seithe gestandenen Etats- und Cabinett-Ministers HE^n Graffen Von Podewils Excell^e im Nahmen Allerhöchst gedacht Ihro Königl. Majest. den daselbst schon in grosser Anzahl, und mehr als 400 Personen Versammlet gewesenen Herren Deputirten, durch eine Kurtze und Bündige Rede der Vortrag geschehen: Welchergestalt Ihro Königl. Martt. die Von einem Seculo her auf Verschiedene Schlesische Fürstenthümer geführte Rechts-Begründete Ansprüche, unter Göttlicher Gnade durch dero Siegreiche Waffen Ausgeführet und Dasjenige Eigenthum Ihres Königl. Churhauses, so Ihnen nebst dessen Revenüen Von Vernahe einem Seculo her, Vorenthalten worden, rechtmässig Vindiciret hätten, und derowegen die Erb-Landes-Huldigung nunmehro gewärtigten, auch nichts mehr von nöthen, als die Wohlfahrt dieser Ihrer Neuen getreuen Unterthanen auf alle weise zu Befördern. Dargegen im Nahmen derer Hochlöblichen Herren Fürsten und Ständen, der Hochfürstl. Würtemberg-Oelsnische Landeshauptmann HE. von Prittwitz, in einer Kurtzen Beantwortungs-Rede, dererselben Bereitwilligkeit und Besondere Freude, unter Ihro Königl^n Martt. Allergnädigsten Regierung als gehorsamste Unterthanen, sich einer Beständigen Unterthänigkeit erfreuen zu können, nebst der zuversichtlichen Hoffnung, Von

Ihro Königl. Maytt. die Allermildeste Bestättigung Ihrer Privilegien zu erlangen, angezeiget. Da denn durch den Tit. Plen. HEn Geheimbden Rath Von Arnold die Vorlesung geschehen, Welchergestalt im Nahmen Ihro Eminentz des HEn Cardinals und Bischoffs, der (Tit. deb.) Herr Dohm-Probst von Stiegelheim, und der Dohm-Dechant von Rummerskirch, dem Throne sich nähern, 3 finger auf die Brust legen, und das Homagium knyend nachsprechen, nach diesen die fürstl. Herren Deputirten gleichfalls knyend, alsdenn die Standes-Herrschafften stehend, und ferner das Dohm-Capitul Zu Breßlau, nebst den übrigen Capitularen, fürstl. Prälaten, und andern Deputirten der Geistlichen Stiffter und Orden, gleichfalls knyend, dann die übrigen Herren Stände, und die sämbtlichen Städtischen Deputirten stehend nachfolgen, den Schluß des Huldigungs-Endes aber, nach der Art ihrer Religion nachsprechen sollten. Und solchergestalt Dieser höchst Solenne Actus Binnen 2 stunden in der schönsten Ordnung vollzogen worden. Wobey Ihro Königl. Maytt. unter der Zeit, als die fürstlichn Deputirte und die Geistlichkeit knyend gehuldiget, Zu sitzen, und den Hut aufzubehalten, unter der Zeit aber, als die übrigen Deputirten stehend gehuldiget, Zu stehen und den Huth abzunehmen geruhet haben. Nach dessen Endigung haben Ihro Königl. Maytt. sich wieder nach Dero Residenz-Quartir, Bald darauf aber zu Pferde Begeben, und unter einem hohen und Zahlreichen gefolge, Verschiedene gegenden hiesiger Stadt in Allerhöchsten Augenschein genommen, als denn Verschiedene Standes-Personen, und die Vornehmsten Deputirten an Dero Taffel gezogen, die übrigen aber durch den Tracteur Langen, in Verschiedenen Orten Kostbar tractiren, auch Vor einige Tausend Reichsthaler An Gold- und Silbernen Huldigungs-

Medaillen, auf deren einen Seithe Ihro Königl. Maytt. Brust-Bild, mit den Worten: **Fridericus Borussorum Rex, Supremus Silesiae inferioris Dux**, Auf der andern Seithe aber das Königreich Preussen, in gestalt eines stehenden gekrönten, und unter dem Königl. mit den Preußischen Adlern gefülleten Mantel einen Zepter in der Hand tragenden Frauenzimmers, so von einer andern auf den Knyen, das Hertzogthumb Schlesien Vorstellenden auf das Schlesische Wappen sich Lehnenden gleichmäßiger Figur, den Hertzogl. Huth angenommen, mit der Unterschrifft. **Justo Victori**, und unten die Beyschrifft: **Fides Silesiae Inferioris. Wratislaviae. 31. Octbr. MDCCXLI.** austheilen Lassen. Man weiß hiernächst, daß Allerhöchst gedacht Ihro Königl^e Maytt. das von dem Lande Ihro angetragene don gratuit An 100000 rtl. allergnädigst abgelehnet, anbey aber nachstehende Standes Erhöhungen und Avancements Zu declariren, allergnädigst geruhet haben, Als:

Huldigungs-Medaille.

Standes-Erhöhungen:

In Fürstenstand.

Standes-Erhöhungen.

Den Hochgebohrnen Herrn, Herrn Franz Adrian, Reichs-Graffen Von Hatzfeld und Gleichen, freyer Standesherr zu Trachenberg in Schlesien, Erbherr der Herrschafft Trachenberg und Praußnitz, Edler Herr zu Wildenberg, Herr zu Crottdorf, Schönstein, Blanckenhayn, Cranichsfeldt, Rosenberg, Haltenberg und Stetten.

Den Hochgebohrnen Herrn, Herrn Hanns Carl Reichs-Graffen Von Schönaich freyherr Zu Beuthen, Erbherr der freyen Standes-Herrschafft Carolath und Beuthen an der Oder, Herr auf Ammitz, Stargard, Dobern, Mellendorff, Schlaupitz, Beutsch, Tarnau, Padligar, Oestritz, Gersdorff.

Zur freyen Standesherrschafft:

Die Ihro Excellce dem Herren General Land Post Meister, ältern Herrn Graffen v. Reichenbach gehörige Herrschafft Goschütz.

In Graffen-Stand:

Ihro Excellce den Königl. Etats- und Cabinets-Minister HEn von Podewils, nebst dessen Zweyen Herren Brüdern, und allhier anwesenden Herrn Vetter.

Den Königl. Geheimen und Ober-Finanz-Rath, wie auch des Hohen Johanniter-Ordens-Ritter Hrn v. Mänchow nebst Zwey Herrn Brüder.

Den Königl. Cammer-Herrn Baron von Falkenhahn.

Den Hrn. Baron von Salisch.

Den Hrn. Baron von Schweinitz auf Tscheplau.

Den Hrn. David Sigismund von Zedlitz auf Panckwitz.

Den Hrn. Baron von Sandretzky.

In Baronen-Stand.

Den Hrn. von Schweinitz auf Stephansdorff.

Den Hrn. von Arnold auf Seyfersdorff.

Den Hrn. von Bees.

Die Hhrn. Waldmann von Grünfeldt und Guttenstetten.

In Adelsstand.

Den Hrn. Reimann von Reimannsdorff.

Avancements.

Avancements. Ihro Excellce den Hochgebohrnen Graffen und Herrn Herrn Joachim Andreas Reichsgraffen Von Maltzan, Freyherr von Wartenberg und Pentzelin, Hrn. der freyen Standesherrschaft Militsch Herrn auf Freyhahn, Groß Peterwitz, Pinzen und Proskawa, Ritter des Ordens S. Huberti. Zum Würcklichen Geheimen Etats-Minister.

Ihro Excell^{e} den Hoch Gebohrnen Graffen und Herren, HE^{n} Heinrich Leopold Graffen v° Reichenbach, Erbherrn der Standes-Herrschaft Goschütz und Siebeneichischen Gütter, wie auch der Gütter Wirrdorff, Halbendorff, Sackerau, und Alschofke, des Hohen Johanniter-Ordens-Ritter. Zum Schlesischen General-Land-Post-Meister.

Ihro Excell^{e} den Herrn Graffen Bees, Zum Würcklichen Geheimen Etats-Minister.

Ihro Excell^{e} Hrn. Christoph Heinrich Graff von Reichenbach, Herr der freien Herrschafft Neuschloß, und des Gutes Klein-Peterwitz, Ritter des S. Huberti-Ordens, zum Ober-Jäger-Meister von Schlesien.

Herr Baron von Modrach, als Sur Intendant General des Batiments du Roy en Silesie.

Zu Königlichen Cammer-Herrn:

Den Herrn Baron von Mattencloit.

Den Herrn Baron von Traf auf Segewitz.

Den Herrn Baron von Swerts.

Den Herrn Graffen von Almensloe.

Den Herrn Baron von Warkotsch.

Den Herrn Graffen von Salisch.

Den Herrn Graffen von Logau.

Den Herrn von Eckwericht, auf Ober- und Nieder-Munchhof,

und zugleich

Zum Landrath:

Den Hrn. Graffen von Bees, Junior.

Den Hrn. Graffen von Schweinitz, auf Tscheplau.

Den Hrn. Graffen von Zedlitz auf Panckwitz.

Den Hrn. Baron von Sack auf Liebgen.

Den Hrn. Baron von Hohberg auf Zoten.

Den Frey- und Bannerherrn von Bottmar auf Triebusch und Beersdorff.

Den Hrn. Graffen von Sandretzki.

Den Hrn. Baron von Arnold.

Den Hrn. Baron von Bees.

Mit dem Königl^n Ritter-Orden des Schwartzen Adlers sind Begnadiget worden:

Ihro Excell^e der Pl. Titl. Königl. Etats u. Cabinets-Ministre Hr. Graff von Podewils.

Ihro Excell^e der Pl. Titl Königl. Geheime Etats-Ministre, Hr. Graff von Bees auf Löwen.

Ihro Excell^e der Pl. Titl. Königl. Ober-Schenck, Hr. Reichs Graff von Henckel, auf Reppersdorff und Seiffertau.

Ihro Excell^e der Pl. Titl. Hr. Reichsgraff Conrad Ernst Maximilian Von Hohberg, Freyherr zu und auf Fürstenstein, Weyl. Kayserl. Mayst. Würcklich Geheimer Rath des Johanniter-Ordens Ritter und designirter Commandator zu Werben.

Ihro Excell^e der Pl. Titl. Herr Reichs-Graff Otto Wentzel von Nostitz, Weyl. Kayserl^r Mayst. Würcklicher Geheimer Rath und Landeshauptmann des Fürstenthums Breslau.

Der Hochgebohrne Herr Graff von Räder, Herr der Herrschafftl. Malmitz, Klein- und Groß-Kotzenau, Primckenau ꝛc.

NB. Die gehaltene Rede Ihro Excell^e Herr Graffen v^o Podewils, wie auch die Beantwortungs-Rede des Herrn Landeshauptmanns von Prittwitz, sind

in meinen gedruckten Sammlungen zu finden, und Können nach Belieben hier eingerückt werden.

Illumination der Stadt Breßlau.

Die Feuerwercker waren alle parat, in Meynung, daß wegen der Huldigungs-Solennitaet die Canonen gelöst werden solten, Ihro Königl^a Maytt. wolten es aber nicht haben, man solte das Pulver nicht unnöthig verschüßen. Auch dürfften nicht einmal auf dem Rathsthurm Paucken und Trompeten sich hören lassen, sondern es muste unterbleiben. Abends 6. Uhr aber wurden aufm Rathtburm mit Trompeten und Paucken das Zeichen Zum Anfang der Illumination oder Anzündung der Lichter und Fackeln gegeben, da denn alßbaldt die gantze Stadt in Freuden-Feuer stund.

Der Elisabeth-Thurm war aufm Krantz mit Laternen illuminiet, die andern Thürme aber nicht.

Das Rathhauß war forne mit einer schönen Ehren-Pforte, 18 Ellen Breit 26 Ellen hoch geziert, oben stund rechterseits die Wahrheit abgebildet, in der rechten Hand eine Sonne, in der Linken einen Palmzweig haltend; Linckerseits die Gerechtigkeit, in der rechten Hand ein Schwerd, in der Linken eine Waag-Schaale haltend; Mitten zwischen diesen 2. Bildern stund der Königl. Preußische Adler auf einer Blauen Welt-Kugel, auf welcher die Städte Königsberg, Berlin und Breßlau gemahlt waren, unter dieser Kugel waren in 3 reyhen 15 rothe Menschen-Hertzen, auf glaß gemahlter, hinter jedem hing eine brennende Lampe, und oben drüber stund auf einem großen Schild dieser Vers:

Hier brennen gresser Printz, nicht schlechte Lampen-Kertzen,
Nein nein es brennen selbst der Unterthanen Hertzen.

Die Ehren-Pforte abendwärts am Rathhauß gegen den Fischmarkt war gleichfalls 18 Ellen Breit 26 Ellen hoch, mit schö-

nen Sinnbildern, Preußischem Adler, Königl[r] Nahmens-Chifre, und diesem Vers gezeichnet:

Bonus Eventus.

Der Preussen Friederich, Piastens Tapferer Sohn
Erfreuet mit Recht und Sieg heut seiner Väter Thron
Ihr Volker Schlesiens, eilt seine Hand zu Küssen
Nun wird die Goldne Zeit euch wieder strahlen müssen

Diese Beyde Triumph-Bogen oder Ehren-Pforten, waren jede mit mehr als 2000. Brennenden Lampen erhellt, Von allerley farben, grün, Roth, Geld und Weiß. Beyde Raths-Treppen waren mit grünem Moos, Blumen, und Lorbeer-Zweigen Belegt, mit weißen Wachs-Kertzen, und Vielfarbigen Lampen erhellet, schön und Lustig anzuschauen, alles mit Kriegs-Rüstung und Sieges-Zeichen geschmücket. Der große Ercker am Rathhauß überm Schweidnischen Keller, war mit 4. Sinnbildern gezieret:

1. Die Fama über dem Welt-Kreyß, auf welchem Königsberg, Berlin und Breßlau deutlich zu sehen:

   Ich ruffe wo ich jetzt den Kreiß der Welt durchwander
   Es Lebe Friederich der Preussen Alexander.

2. Das Königreich Preussen, Churfürstenthum Brandenburg, und Hertzogthum Schlesien, gaben einander die Hände, über Ihnen strahlte das Auge der Göttlichen Versehung aus den Wolcken:

   Das Allmachts-Auge wird nun Wachen
   Und dieses Bündniß ewig machen

3. Ihro Königl[n] Maytt. Bildniß unter einem Palm Baum auf einem Fußgestelle. Von dem Palmbaum Brachen die Genii des Sieges häuffige Aeste ab, und reichten Sie denen, um das Königl[e] Bildnüß sich herzu drängenden Schlesischen Fürstenthümern hin, so davon Sieges-Kräntze

Wunden, und Sr Maytt. auf zusetzen sich Bemüheten. Der Oderstrohm stieg dabey, aus dem Schooße seiner Fluthen hervor, und Bewunderte die schnellen Siege seines grossen Königs, die Göttin der Weißheit aber, Ließ sich bey dem Fußgestelle nieder, und schrieb in selbiges folgende worte:

Ich schreibe Friedrichs Ruhm in Gold und Marmor ein
Sein Nahme, Glück und Hauß, soll Unvergänglich seyn.

4. Die Stadt Breßlau im Prospecte, über Welche der Ueberfluß, aus seinem mit dem Königln Nahmen Bezeichneten Füllhorn, allerley Früchte des Seegens ausschüttete:

Des Seegens Ueberfluß theil ich hier freudig auß
Denn diese Stadt Verehrt des grossen Friedrichs Hauß.

Die übrigen Fenster des Rathhauses gegen Mittag waren mit Blau und weiß gewundenen DreyEckigten Pyramiden, worauf Lampen und Lichter stunden, ebenfalls erleuchtet, und an vielen derselben das Breßlauische Stadt Wappen, auf Weissen Taffent gemahlt zu sehen.

Die Vorse oder der Kauff-Leute Hauß, aufm Salzring. Vor diesem ansehnlichen Gebäude, war eine 50 Ellen Lange, und 12 Ellen hohe Stellage, Von weiß und schwarz angestrichenen Latten erbauet, und mit mehr alß 2000. Lampen Behänget, welche ganz ungemein Prächtig in die Augen Leuchteten. Oben laß man folgende Schrifft, die aus Ziemlich großen Messingenen und im feuer Vergoldeten Buchstaben Bestand, welche auf einen Schwartzen Grund gehefftet waren: Vivat Friedericus Rex Borussiae. Elector Brandenburgicus, Ac Supremus Dux Silesiae.

Ueber der Thüre und dem davor auffgebauten Portal, welches juſt in der Mitten der Oberwähnten Stellage Traff, Laß man in Weiſſen Buchſtaben auf ſchwartzem Grunde:

AEVI
DIVTVRNE FLORENTIS
FELIX AVSPICIVM

Alle Häuſer am Ring, Saltzring, Albrechts- Oblauiſche- Schweidniſche- Reuſche- Nicolas-gaſſe, und faſt in all andern gaſſen, waren ſehr Prächtig mit den ſchönſten Sinnbildern, Lampen, Lichter und Fackeln, aufs Beſte und Anmuthigſte Illuminiret, daß man ſich an den Hübſchen Vorſtellungen nicht ſatt ſehen Konnte, auch die Vielerley gute Wahlmeynende Gedanken, Raffinirte und Luſtige einfälle Billig Bewundern muſte, ſo daß Ihro Königl. Maytt. alß Sie nebſt hoher Suite überall herumb fuhren, und alles genau Betrachteten, ein Allergnädigſtes Wohlgefallen Bezeigten, es war ſo gedrange Von Herrſchafftlichen Wagen, daß die Leute aufm Ring und anſtoßenden Haupt-gaſſen, einander faſt nicht ausweichen Konnten, doch iſt Alles Gottlob ohne Unglück abgelauffen. An dem Eckhauß der Nicolas-gaſſe und Ring, der Odergaß über, ſahe man einen ſehr großen Königl. Preußiſchen Adler mit Lampen illuminiret, Oben am Hauß mit großen Meſſingenen Buchſtaben mit Lampen erleuchtet: Vivat Friedericus Rex. Des Herrn Gouverneur v. Marwitzens Quartir, der großen Waag über, war ſehr ſchön mit Sinnbildern und Fackeln illuminiret. Am Ecke des HinterMarckts am Ring gegen die grüne röhr zu, war oben die Gallerie mit ſchönen Fruchttragenden Orangerie-Bäumen, Beſetzt, mitten Brandte $\frac{V}{FR}$ in weiſſem Feuer und wurden Beſtändig Viel Leucht Kugeln und Luſt-feuerwerck heraus geworf-

fen, dergl[a] auch anderwärts aufm Ring und in gassen geschahe.

Die Creutz-Herren Zu S. Matthiae hatten in ihrem garten eine Vortrefflich schöne Perspectivische Vorstellung gemacht, die Von jedermann gelobt wurde und war so gedrange es zu sehen, daß die Leute einander fast erdrückten.

Die HEn Jesuiten hatten neben der Kirch-Thüre gerad Vor der Schmiede-Brück, eine Biß ans Kirchdach reichende schön geschmückte Ehren-Pforte aufgerichtet, mit Vortrefflich Sinnreichen Emblematis gezieret, welches die Gelehrten Vor ein rechtes Meisterstück hielten, Sie war nur unten mit grossen Lampen und Feuer von Kynholtz erleuchtet.

Die HEn Dominicaner hatten Vorm Albrechts-Kloster ebenfallß eine sehr schöne Ehren-Pforte aufgerichtet, Oberhalb praesentirte sich eine hellscheinende aus farbichten glaß sehr Künstlich gemachte Sonne, welche Beständig recht Blitzende Strahlen Von sich schoß, drunter Laß man: Inferiora Fovet. Etwas weiter herunter aber: FoVebIt GratIIs Ita LVCens. SVpreMVs DVX SILesIae. Hiebei sahe man den Preußischen Adler, Königl[n] Nahmens-Chifre mit grün funckelnden Steinen, Mitten Allerhand Kriegs-Armaturen alles schön gemahlt, mit Bildern außgeschmücket, Durch Viel Fackeln und Lampen erhellet, wobey sich auch eine recht angenehme Music hören ließ.

Die Neustadt, der Sand, das Vincentz und Sand-Closter, war alles schön illuminiret, nur der Dohm nicht, weil die mehresten Dohm Herren noch nicht wieder hier waren.

Sonsten war noch schön illuminiret die Schule Zu S. Maria Magd. Chr. Pastor Raschke in dasigem Pfarrhoff, stellte den Lehr- Wehr- und Nehrstandt Betend Vor, mit aufgehobenen

Händen gen Himmel, und der Verschrifft: Wir beten ein Müthig, Es Lebe der König, und Siege Beständig. Die 3. Mohren Am Saltzring, der Wilde Mann auf der Kupferschmidtgasse, das Paradieß auf der Schmiedebrücke, HEn Winclers Hauß aufm Neumarckt, nebst mehrern Häusern allda waren alle mit schönen Sinnbildern geziehret, und Besonders sehens-werth. Die goldene Ganß war mit farbichten Lampen An allen Fenstern Kostbar und anmuthig erleuchtet. Auf der Albrechtsgasse das Neldnerische Hauß war auch schön geschmücket. Der darinnen wohnende Tischenmacher hatte seinen Keller roth illuminiret, mit der Ueberschrifft: Vivat! Es Lebe Friedrich Rex. Darunter der Königl. Preußische Adler, mit der Verschrifft:

Des Preußischen Aders Kraft und Macht
Schützt mit Gott die gantze Bürgerschafft.

Weiter herab das Breslauer W. „Doch will ich dem König zu Ehren, noch meinen letzten Pfennig Verehren.“ Ferner: „Ob ich gleich nicht wohne fern herauß, mach ich doch meine Illumination zum Keller herauß.“ gantz unten lag der doppelte Kayserl. Adler zur Erden, welchem die Crone von Beyden Köpffen gefallen: „Weil ich allzuhoch wolt fliegen, muß ich gar Bald unten Liegen.“ Dabey praesentirte sich oberhalb zwischen 2. rothen Pyramiden ein außgestopfftes Pferdgen, auf dessen Sattel stund ein Von holtz geschnitzter Berg-Knappe, welcher in der rechten Hand eine Brennende Kertze hielt, dem Pferdt aber hatte Er einen Zettul angeheffftet: „Bey des Königs Haber-Kasten würde mirs Besser schmecken alß Bey meines Herren Siede-Kasten.“ es Lief Viel Volcks herzu, diese wunderliche einfälle Zu sehen, und Kam jedem Lächerlich vor; ein Cavalier Kauffte ihm Mitternachts da die Illumination Bald Vorbey war, das Pferdgen Vor 2. Ducaten ab, und Truncken dabey im Spaß noch

ett[r] Quart Wein aus, Wie denn heute Viel Tausendmahl des Königs und der Königin Mayt[en] Gesundheit getruncken worden.

Auf der Obergasse hatte ein Becker seinen Back Ofen abmahlen Laßen, da der Back Knecht auf der Schuße einen Kerl in Ofen schieben will:

Wer nicht wird gut Preußisch seyn
Den schieb ich in Backofen hinein.

Auf der äussern Reuschen gasse Beym Seilerhof, hatte ein Mahler die Königin v° Ungarn auf einem Thron sitzend Vorgestellt, die hatte Pech Schwartze Haar, ein weißes Kleid, in der Lincken Hand ein weiß Schnuptuch, in der rechten einen Brief haltend; Er konnte es mit Drath Ziehen, daß Sie die Hand mit dem Brieff Vor die Augen hielt, dann solche wider Niederfallen Ließ, und mit der Lincken die Augen wischte als ob Sie weinete, auf m Brief stund: „ich sitze hier und Weine, Weil Breßlau nicht mehr meine; O wär ich recht Bericht, so dürfft ich Weinen nicht." es Lief bis nach Mitternacht eine erschreckl[e] Menge Volcks hin, dieß Decken-Bild zu sehen, Wobey sonderlich die Dienst-Menschen ihr gelächter hatten ꝛc.

Herr Joh. Jacob Korn hiesig Berühmter Buchhändler hat alle Emblemata gesamlet, und unter dem Titul: Triumph von Schlesien oder Beschreibung der Huldigung zu Breßlau, in öffentl[n] Druck herauß gegeben, worauf mich des mehrern Beziehe. Alß die Illumination Kaum eine Stund gewähret hatte, fings an zu regnen. darüber schen Viele stutzten, in meynung wenns stärcker Käm und die Lampen außlöschte, würde es wieder zu allerhand Fatalen außdeutungen anlaß geben, es ist aber nicht geschehen, sondern risselte hernach nur ein wenig, mithin war das Wetter gantz gut, und die Illumination Unverbesserlich, ja durch diesen Angenehmen Regen, gab Gott dem Erdreich sei-

nen Seegen, denn er Kam nach Bißherig 3. Wochentlichem Trockenen Wetter, der Saat wohl zu statten, daß sie allenthalben Ungemein schön auffging. Gott gebe Unß nur auch Bald den Lieben Frieden, daß unter Göttlichem Segens-Schutz und Königl. Preußischem Gnaden Scepter das Bekümmerte ausgesaugte Land sich wiederumb erhohle und alle Einwohner ihre Erwünschte Wohlfahrt finden. Gott Seegne den König! und alles Volck spreche Amen! Dieser 7te Novemb. 1741. war also der denckwürdige Tag da gantz Niederschlesien an die Cron Preussen Kommen ist, nachdem solches seith A° 1337, gantzer 404 Jahr unter der Cron Böheimb gestanden.

Ihro Königl. Maytt. Von den Gymnasiasten eine schöne Abend-Music praesentiret.

D. 8. Novemb. Mittwochs Abends, haben die Gymnasiasten Von S. Elisabeth und S. Maria Magd Ihro Königln Maytt. zu Ehren auf Maria Magd. Kirchhoff dem Königl. Quartir gerad über, eine Solenne Abend-Music praesentiret. Die Von Elisabeth gingen aus ihrem Gymnasio, nebst denen Von Maria Magd. in hübscher Ordnung über den großen Ring, durch die Albrechtsgasse, unter Musicalischem Marsche, und Trompeten und Paucken-Schall, Obwohl ohne Militairische Bedeckung, auf Besagten Kirchhoff, ihrer Zwey trugen Marschallstäbe in händen, und einer trug auf einem Sammeten Küßen die Musicalische Composition. Es verfügten sich etliche Deputirte derer Primaner aus Beyden Gymnasiis ins Königle Quartir, allwo der junge Herr Sachs Von Löwenheim die Teutsche Anrede an Ihro Königle Maytt. Rühmlichst gethan, der junge Herr Von Bock aber, auf dem erwähnten Roth-Sammeten, mit der Königl. Nahmens Chifre F R. gestickten reich-Bordirten Polster, die auf Perlfarbenen Atlas sauber gedruckte, in Gold-Stücke eingebundene, Von dem Hrn. Rector Stieff Verfertigte und von dem Compositore Fedèl

in die Music geſetzte Cantata Allerunterthänigſt praesentiret. Ihro Königl. Maytt. würdigten Obgedachte Abgeordnete Ihro Allergnädigſte Audienz, geruheten auch allermildigſt einigemahl nach dem Zuſtande Beyder Gymnasiorum zu fragen, und des eingefallenen Regenwetters unerachtet an einem eröffneten Fenſter die aufgeführte Cantata Vom Anfange biß Zum Ende, allergnädigſt anzuhören, wie auch die Angeber dieſer Music mit einem anſehnl^m Donativ an Golde, und einem Eymer Rheinwein Zu Begnadigen. Die Studiosi aber zogen in Voriger Ordnung unter Musicaliſchem Marſche nach dem Elisabethaner-Gymnasio Zurücke, und Kehrten hernach Wohl vergnügt nach Hauſe. Sie Beklagten nur, daß wegen dem Regenwetter die Music nicht recht Vollkommen gut hat können geſpielt werden, es hatte auch Vorher einige Verdrießlichkeit geſetzt, weil HE^r v^o Folgersberg des Raths absolut haben wolte, ſein Sohn ſolle das Sammete-Polſter tragen, da aber die HHE^n Schul-Rectores obigen HE^n v^o Beck hierzu erkießt, alß wolte HE^r v^o Folgersberg die Music ſolte gar unterbleiben, es reißten aber 2 Primaner nach Brieg Zum König ins Lager vor Neiß, und erlangten was Sie Begehrten. Man ſagt Vor gewiß, der König habe ihnen allhier 60 ſt. Species-Ducaten und 60 Bouteillen Rheinwein VerEhrt, mit ordre einen Schmauß anzuſtellen, und Dero Geſundheit zu Trincken.

D. 9. Novemb. Donnerſtags früh gegen 7. Uhr ſind Ihro Königl. Maytt. nebſt dero Herrn Bruder Printz Wilhelms Königl. Hoheit Herren Marggraffen, Printz Heinrich, Carl und Wilhelms Hoheiten, des regierenden Fürſten von Anhalt Deſſau Hochfürſtl. Durchl. der Hohen Generalität und ſämbtlichen Königl^n Suite, wieder Von hier fort, über Glogau, nach Dero Königl^n Reſidentz Stadt Berlin gereißt. Weil dann auch die

Ihro Königl. Maytt. reiſen der nach Berlin gereiſet.

Herrſchafften, Deputirten und frembde, wieder von hier weggereißt, ſo wards wieder etwas Leer und ruhiger in der Stadt. Ihro Königl^{t} Maj. waren hier mit Vielen Memorialien und Supliquen überhäufft worden, nahmen ſolche alle mit und ſoll Resolution Von Berlin aus erfolgen, allwo man nun auch alle Anſtalten macht, Zum Bevorſtehenden Verlager Printz Wilhelms Königl^{t} Hoheit.

III.

A° 1742.

Ihro Königl. Maytt. der König glücklich ankommen.

Den 3ten July Dienstags früh 7. Uhr marchirte das Löbl. Dohnaische Bataillon Fusilir in hübscher Parade Von hier fort zum Sand-Thor hinauß nach Rattibor. Nachmittags gegen 4 Uhr Kamen Gott Lob! Ihro Königl^e Maytt. frisch und gesund, in ansehnlicher Begleithung dero 2 Herrn Brüder Printz Wilhelm und Printz Heinrich Königl. Hoheiten, wie auch Printz Ferdinand Von Braunschweig Durchl. und etl^e Carossen Hoher Officiers, stiegen Vorm Ohlauischen Thor in der Verwittibten Frau Rufferin Garten ab; Ihro Maytt. setzten sich bald darauf zu Pferdt, und ritten in Begleithung des Herrn Graffen Von Dohna, Hrn. General v° Marwitz, und anderer hohen Officiers in die Stadt, zum Schweidnischen Thor herein, umb den Ring, die Albrechtsgasse hinunter, Biß an die Bischoffsgasse, Von da wider zurück übern Ring, zum Ohlauischen Thor hinauß in erwähnten Garten, Viel Tausend Menschen Lieffen dem König allenthalben nach, und alle Fenster Lagen Voll schöner Gesichter, Die Ihn alle gern sehen wollten, nur Theils Catholische waren nicht so begierig. Auf der Schweidnischen Gasse Vorm Dorotheen-Closter stunden Viel Jungens, die nach Kindischer Art einen Königs-Zug Vorstelleten, und alß der König Vorbey ritte, Das hölzerne gewehr praesentirten, darüber der König Lachte, und alß sie sich wider Vors Ohlauische Thor Begeben, und Daselbst ein gleiches Thaten, schenckte ihnen der Kö-

nig 3. Ducaten, Davor Sie sich Demüthigst Bedanckten, und hertzlich freuten. Die hiesige Zeitung notificirte Jhro Maytt. Ankunfft mit diesen Worten: Breßlau den 3ten July heute sind Jhro Maytt. Unser Allergnädigster König und Herr, nach so Glücklich geEndigtem Kriege aus Böhmen in Dero Haupt-Stadt Breßlau, Zum grösten Vergnügen der Innwohner und Getreuesten Unterthanen, Bey Aller Höchstem Wohlseyn allhier Angelanget; Die Menge des Zulauffenden Volcks, um diesen grossen Sieges-Held und Theuresten Landes-Vater zu sehen, ist unBeschreiblich.

Felicis, Renitens, Ipsis Ditionibus Ecce!
Regis, Ivcundis Crescat Vbique Salus.

Was Während anwesenheit des Königs passiret.

Ferner: Breßlau den 6. July: Abgewichenen Dienstag wurde hiesige Königl. Haupt-Stadt durch die Höchste Ankunfft Jhro Königl. Maytt. gantz ausnehmend erfreuet. Allerhöchst Dieselben hatten in Dero gefolge Dero Herren Gebrüder Printz Wilhelm und Printz Heinrich Königl. Hoheiten, und des Printz Ferdinands Von Braunschweig Durchl. Jhro Königl. Maytt. hatten Beliebet Bey itziger Angen. Saison in einem Garten Zu Logiren, wozu unter Anordnung des HEn. Grafens Münchow Excell. alle Mögliche Veranstaltung Verfüget, und des ehmaligen Kaufmann Ruffers Garten in der Ohlauischen Vorstadt erwehlet worden. Unter der großen Anzahl der Hohen Königl. Ministres Standesherrschafften und Vornehmen Noblesse, so Bey Jhro Maytt. Ankunfft die Cour zu machen erschienen, waren die dermalen in Schlesien anwesende Fürsten, der Cardinal von Sintzendorff, der Fürst Von Carolath, und der Fürst Von Trachenberg. Jhro Maytt. waren Kaum angelanget, so geruheten Sie Dero geliebte Stadt Breßlau Zu Pferdt Zu Besehen. Die folgenden Tage Continuirte die Frequentz Bey Hofe, so stark als den ersten, und weit stärker als Vorhero

jemahls. Viele Von der Vornehmen Noblesse erschienen in Prächtigster Galla, um ihren Souverain und Helden in der Nähe zu Bewundern, dessen Helden-Thaten die gantze Welt in erstaunen gesetzet. Zur Taffel wird Mittages jede Person Von Qualite gezogen, die sich Bey Hofe praesentiret; jedoch werden die Personen, so von grosser Distinction, Theils durch seine Majestät selbst, Theils auf Dero ordre eingeladen. Des Abends ernennen Ihro Maytt. Diejenigen selbst, welche mit Ihnen zu speisen die Gnade haben sollen. Ihro Maytt. Belieben hiernächst die Parade Vor dem Gouvernements-Hause Täglich zu Besehen, und Lassen öffters Regimenter oder einzelne Bataillons, und Remonte-Pferde defiliren, und Abends Besuchen dieselben die Redoute, oder die allhier gewöhnl[e] Assemblée. Heute sind Ihro Excell[e] der Hochgebohrne Herr Joachim, Graf v[o] Maltzahn, Freyherr v[o] Warttenberg, Regierender Freyer Standesherr zu Militsch in Schlesien, und Königl[r] Etats-Minister, mit dem Schwartzen Adler-Orden Begnadiget worden.

Noch sind dieser Tage allhier arriviret, der Römisch Kayserl[e] Minister HE. Baron v[o] Wetzel des Königl. Preuß. dirigirenden Würckl. Geheimen Etaats- und Kriegs-Minister Freyherrn von Boden Excell[e]. Desgleichen Ihro Excell[e] der Herr General Feld-Marschall Reichs-Graff Von Schmettau; imgleichen die Herrn General Majors Graff Von Truchses und Von Walltrabe nicht weniger auch 2. Königl. Böhmische Hofräthe, die Herren Von Kannengieser und Dorst. Die Anzahl der andern Vornehmen Schlesischen Noblesse Zu geschweigen, davon der mehreste Theil sich allhier befindet.

Den 4. July früh halb 5 Uhr Kam schon der König nebst einigen Officiers in der Stadt geritten, Ohnzweiffel um solche ohne Nachlauf des Volcks in die Stille zu betrachten, Er eilte

Der König besieht die Stadt.

aber bald wider hinauß ins Logir, da Er Vielen Audienz ertheilte und häufige Suppliquen empfing, unter andern ward auch der Herr Inspector Burg zur Mittags-Taffel geladen. Der König ritte noch umb 12. Uhr Mittags aufm Ring, die Parade der Soldaten zu sehen, da der Parade-Platz mit Sand Bestreuet war, und sahe alles recht hübsch auß, Vorm König Liefen 6 schön geputzte Lauffer, in Orange Rother Kleidung mit Silber reichlich Besetzt. Von der Parade ritte der König in sein Quartier in Rufferischen Garten zur Mittags-Taffel. Abends war große Redoute auf der Bischoffs-gasse im Locatellischen Redouten-Saal, Welcher der König Beywohnte.

1 Tambour ertrunken.

Diesen Nachmittag ist ein Tambour Von Prinz Heinrichs Regiment im Schüßwerder in der Oder ertrunken, alß er sich Baden wolte, war im Triebsandt Kommen ꝛc.

Truchseßische Regiment formiret.

Den 5. July Vormittags marchirte das Truchseßische Infanterie-Regiment ins Bürger-Werder, allwo Sie zu Schiffe fortgeführet wurden nach Berlin. Bald darauf Kam das Sydowische Infanterie-Regiment aufm Schweidnischen Anger an;

Sydowsche Regiment ankommen.

Der König ritte Mittags umb 12. Uhr aufm Ring, die Parade zu Betrachten, Von dar zum Nicolas-Thor hinauß aufn Anger, erwähntes Regiment in hohen Augenschein zu nehmen, sodann zur Taffel. Die Sydowischen marchirten herein in die Stadt, und Kamen in die Quartiere wo die Truchseßischen gelegen. Abends fuhren Ihro Mayt. und Herrn Brüder durch die Stadt aufm Dohm Zum Herrn Cardinal in gesellschafft, Retournirten umb 10. Uhr nach Dero Quartier Vors Ohlauische Thor in besagten Garten.

Herr General von Schmettau ankommen.

Heute sind Ihro Excell^{a} der Herr General-FeldMarschall Graff v^{o} Schmettau aus Franckfurth am Mayn über Dreßden hier angekommen.

Den 6. July. Nachdem Bey etl. Monaten die Poſt-Route nach Wien gehemmt geweſen, ſo Lieffen dato wider die Brieffe auf der Poſt directé nach Wienn, auch ſind alle ſeith 2. Biß 3. Monath zurückgebliebenen Brieffe auf einmal hier ankommen, und außgegeben worden, welches denen Kauffleuten Viele Verwirrung gemacht. Man ſagt die Salz Bauern und ander geſindel verübten in Ober-Schleſien und angräntzenden Orten, noch Viele feindſeligkeiten gegen die Preußen und Passagiers mit Rauben und Morden, dagegen nun alle Veranſtaltung gemacht wird, die widrigen Köpffe wegzuputzen.

Die Poſt wieder Ordentl. nach Wienn gangen.

Heute früh 9 Uhr Ritt der König in anſehnl[r] Begleitung durch die Stadt, die Ohlauiſche- Bruſt- und Alberchtsgaſſe durch aufn Dohm in Biſchoffshoff allwo er ſich etl[e] ſchöne Pferde Vorreithen ließ.

Den 7. July Sonnabends früh Wurde aufm Schweidniſchen Anger die Stadt Guarniſon gemuſtert, der König nahm Sie hinter des Cardinals Garten in hohen Augenſchein, Theils junge Pürſchel, erhielten ihren Abſchied, ſollen noch bey den Bauern etliche Jahre das feld Bauen, eine Bataillon muſte folgenden Montag fort marchiren, nach Neumarkt, Goldberg, und daſige Kleine Städte Zur Beſetzung.

Stadt-Solten gemuſtert.

Dieſen Sonnabend Nachmittags Ließen die Jesuiten auf erhaltenen Königl[n] Befehl, An ihrer Neu erbauten Schul, An den Eiſernen Gittern der Fenſter gegen das Wall zu, die Kayſerl[n] Adler durch den Schloßer herunter nehmen, denn an jedem Fenſter-Gitter war mitten ein Kayſerl[r] Adler von Eiſen ſauber gemacht, etwa ½ Elle groß, Der aber, wo wegen der Geheimen Juſtitz Zepter und Schwerd Creutzweiß zu ſehen iſt, war etwan 1 Elle groß, hübſch gemahlt, mit den goldenen Buchſtaben L. I. Welches den Nahmen Kayſers Leopoldi I. Be-

Kayſerl. Adler in der Jesuiter ſchul abgenommen.

deutet, alß Fundatoris der Schulen, Wie nun der Schloßer an diesem Adler die eiserne Niete Loßhauen wolte, und auf die Kurtze Leiter Zu hoch hinauf stieg, fiel er Plötzlich herunter auf die Erde, welche zu allem Glück noch nicht mit steinen geyflastert war, sonst hette er ohn Zweiffel den Halß gebrochen, doch nachdem er sich wider erhohlt, stieg er hinauf, und hieb sie alle nach der reyhe herunter. Der große Adler aufm Sperlingsberg an der Schule, über dem Balcon, alß auch der gegen das Wall Zu, ohnweit dem Oberthor über, wurden Beyde folgenden Montag herunter genommen, nur der auf dem Observatorio Blieb stehen, wie Er noch zu sehen ist, weil Er nur einen Kopff hat, und also Vor Preußisch passiret. Auch sollen die Jesuiten diesen ihren Schulen-Bau ferner fort- und die Universitaet wieder in Vorige Activitaet setzen, fingen gleich an etliche Rüst-Stangen aufzurichten.

Herr. Cardinal einen Ball gegeben.

Diesen Sonnabend abends gaben Jhro Eminenz der Herr Cardinal Von Sintzendorff hiesiger Bischoff einen Magnifiquen Ball und Soupé aufm Bischoffs-hoff, in dem Zimmer, wo des Letzt Verstorbenen Churfürstens Von Maynz hiesigen Bischoffs Verblichener Cörper aufm parade-Bett zu sehen gewesen. es wurde bei Vortreffl[r] Musie Biß Mitternachts getantzt, sodann erst halb ein Uhr angefangen zu speißen. Jhro Maytt. der König haben wegen Sommerhitze nicht getantzt, sondern sind bald nach 9. Uhr schon nach hauß gefahren in Rufferischen garten. Die König[l]ⁿ Herrn Brüder aber, die Fürsten Von Carolath und Trachenberg, wie auch andere Hohe Standes-Personen und hohe Officiers haben sich recht Lustig gemacht, und das schöne Frauenzimmer erfreulich aufgemuntert. Der Herr Cardinal Vom Leidigen Podagra geplagt, saß auf seinem 3 Räderigen Stuhl, und sahe der Welt-Lust mit Vergnügen zu. Beyde Zimmer waren mit schönen Crystallenen Cron-Leuchtern

und Vielen Wand-Leuchtern erhellet, daß alles auch von Kleider-Pracht funkelte, es ſtund allenthalben doppelte Wache mit aufgepflanzten Bajonetten, und war ſchwer, ins Zimmer zu kommen alß zuſchauer, doch hab ich alles mit angeſehen. Die Catholiſchen ſchüttelten die Köpff, wunderten ſich ſehr, daß der Herr Cardinal an einem Sonnabend, und noch dazu im Biſchoffs-hof, einen Tanz anſtellte, welches nicht geſchehen, dieweil Breßlau ſtehet, und Morgen früh will Er auch wegen dem erfolgten Frieden in der Sand-Kirche Vorm König Predigen, heiſt das nicht Politiſch, halb Weltlich und halb Geiſtlich ſeyn?

Hr. Cardinal Predigt Vor dem König in der Sand-Kirche.

Den 8ten Juli Am 7ten Sonntage nach Trin. da die Catholiſchen das Evangelium Vom Üblen Haußhalter hatten, Predigte der Herr Cardinal v° Sintzendorff über den Text außm 121. Pſalm v 7. 8. 9. in der Sandkirche, auf einer rechter haad des hohen Altars auffgerichteten gantz Niedrigen 4 eckigten Kantzel, mit rothem Tuch bedeckt, auf einem Stuhl ſitzend; gegen über neben dem hohen Altar ſtund ein Canibée und etliche Stühle, worauf Ihro Königle Maytt. nebſt Dero hohen Gefolge zu ſitzen Kamen. Ihro Maytt. hatten Vorhero Bey Dero Quartir Vorm Ohlauiſchen Thor ein Bataillon Sydowiſche Grenadir die Revüe paſſiren Laſſen, deßwegen Kamen Sie erſt gegen 11 Uhr in Beſagte Kirche, und nahm alſo der Gottesdienſt 2 ſtunde ſpäter alß ſonſt ſeinen Anfang. Wie der König unters Sandthor Kam, fingen Sie an mit allen Glocken Zu Läuten, der Herr Praelat und die HhEn Geiſtlichen gingen Paarweiß Biß vor die Kirch-Thüre, empfingen den König nebſt hoher Suite höfflichſt und Begleiteten Selbte unter dem Schall derer Trompeten und Paucken, Biß zum hohen Altar, allwo Ihro Königl. Maytt. nebſt Beyden Herrn Brüdern ſich auf erwehntes Canibée Niederſetzten, Printz ferdinand von Braun-

schweig, etliche Generals, und hohe Officiers, fassen auf Stühlen, und hörten sämbtlich die Predigt mit Aufmerksamkeit an, welche nur eine starcke Viertelstunde daurete, Alßdann hielt unter Vortrefflr Music der Herr Graff Philipp Gotthard Von Schaffgotsch in Pontificalibus das Hohe Ambt, da denn bey der Elevation der Herr Cardinal seine Purpur-Mütze abnahm, und der König nebst HhEn Brüdern und allen Officiers auffstund, nur ein einziger Catholr Preußischer Officier Kniete nieder. Alß nun das hohe Ambt und der Gottesdienst geendigt, gingen Ihro Maytt. nebst HhEn Brüdern zum Herrn Cardinal, redeten ein wenig mit Ihm, nahmen à Dieu, und wurden wieder Vom Herrn Praelat und sämbtlichen Geistlichen Biß an Dero Carossen Begleitet, fuhren aufm Ring zur Parade, Von dar ins Quartir zur Taffel. Das war also das Zweyte Mahl, daß der Herr Cardinal allhier zu Breßlau gepredigt hat, seith Er hier Bischoff ist.

Lar Vogts Tochter gibt dem König ein Memorial.

Hiesigen Lar Vogts Tochter, eine schöne Sünderin, hatte Zu Wienn einen Catholn Welschen Commoedianten geheurathet, war ihm zu Liebe Catholisch geworden, Tratt aber jetzt wieder zurück zur Evangeln Religion, überreichte diesen Vormittag dem König bei seinem Quartir unter zweymahligem Fußfall ein Memorial, mit Bitte, daß ihre 2 Kinder, deren eins zu Wienn, das andre hier aufm Dohm, in der Catholn Religion erzogen würden, ihr möchten wiedergegeben, und in der Evangeln Religion erzogen werden. Der König hieß sie aufstehen, wunderte sich, daß sie schon 2. Kinder habe, Versprach ihr Gnad und Hülffe.

Was sonst noch passirte.

Den 9. July Meldet hiesige Zeitung: Breßlau den 8ten July: Am 6ten marchirte das Truchseßische Regiment Von hier ab, hingegen rückte das Sydowische in hiesige Stadt ein,

Abends war Assemblée Bey dem Fürsten von Carolath, allwo alle Grandes, die Printzen von Geblüt, und Ihro Maytt. selbst sich befanden. Gestern war die Frequentz Bey hofe noch zahlreicher, da täglich mehr Standes Personen angekommen, unter andern die Grafen von Solms, und Ihro Excellce der Regierende Herr Graf von Promnitz aus Sorau. Abends war Assemblée, Ball und Soupée, Bey dem Fürst Cardinal von Sintzendorff wobey Ihro Maytt. und der gesammte hof sich gegenwärtig Befanden, Hochgedachte Ihro Eminentz waren intentionirt, wegen so glücklich getroffenen Friedens selbst Vor dem König zu Predigen. Ihro Maytt. erhoben sich also heute gegen 11. Uhr, in Begleitung Dero Herrn Brüder Königln hoheiten und des Printz Ferdinands Durchl. mit einem ansehnln Gefolge in die Kirche des fürstln Gestiffts auf dem Sand. Sie wurden Vor der Kirch-Thüre Von dem Herrn Praelaten und Geistlichkeit empfangen, und durch die Kirche Begleithet. Ihro Maytt. geruheten sich nebst Dero Herrn Brüder auf einen Langen Sessel Nieder Zu Lassen. Der Text der Predigt war genommen aus dem 122. Psalm v 7. 8. 9 Welcher in der Uebersetzung nach der Vulgata also Lautet: Es Werde Friede in deiner Krafft, und Uebersluß in deinen Thürmen. Um meiner Brüder und meiner Nächsten willen hab ich dir Friede gewünscht. Um des Hauses willen des Herren unsers Gottes, hab ich deine Wohlfahrt gesucht. Der Dohm-Prälat Herr Graff Philipp Schaffgotsch hielte sodann das hohe Ambt in Pontificalibus, welches Ihro Maj. abwarteten, und sodann mit gleicher Ceremonie aus der Kirche Begleitet wurden.

Ein anders aus Breßlau.

Ihro Königle Maytt. Unser allergnädigster Herr, haben nach dero Zur aufnahme des Commercii Tragenden Allerhöch-

2 Messen sollen auffgerichtet werden

ſten Vorſorge, Bekannt zu machen, Allergnädigſt an Befohlen, daß hinführo Jährlich Zwey mit aller Freyheit Privilegirte Meſſen hier in Dero Haupt-Stadt Breßlau gehalten werden ſollen, und zwar jedesmahl auf Lätare und Mariä Geburt. Wie denn ſchon dieſes Jahr die erſte groſſe Meſſe auf nechſten 8. Septemb. einfallenden Tags Mariä Geburt ſeyn wird. Wir haben dieſe Nachricht nur vorläuffig Zu allgemeiner Wiſſenſchaft Bekandt machen wollen, werden aber des nechſten Von dieſer dem Lande Zu ſonderbarem Nutzen gereichenden Allerhöchſten Gnade, mit mehreren Umbſtänden Frembden und Einheimiſchen Bericht ertheilen.

Ihro Königl. Maj. wieder nach Berlin gereißt.

Den 9. July Montags früh 4 Uhr ſind Ihro Königl^{e} Maytt. nebſt Dero Herrn Brüdern, Printz Wilhelm und Printz Heinrich Königl^{e} Hoheiten, und Printz Ferdinand von Braunſchweig Durchl., in anſehnlicher Begleitung Von hier über groß Glogau nach Berlin gereißt, allda das Friedens-Dankfeſt Künfftigen Sonntag zu Celebriren, welches Zugleich allhier, und in gantzen Königt. Preußiſchen Landen geſchehen ſoll.

Reiseschilderungen

aus

Deutschland und der Schweiz,

entworfen

auf einer Reise im Sommer 1843

durch

Böhmen, Baiern, die Schweiz, das Elsaß, die Rheingegenden, Thüringen und Sachsen

von

Dr. A. J. Kahlert.

„Nicht allein der Glaube ist's, der die Welt heiligen lehrt,
Wißt, daß auch die Kunst in Flammen das Vergängliche verzehrt."

Breslau.
Friedrich Aderholz.
1845.

Vorwort.

Den Muth, folgende Blätter der Oeffentlichkeit zu übergeben, habe ich großen Theils aus der beifälligen Aufnahme geschöpft, deren sich meine im Jahre 1843 zu Breslau erschienenen „Erinnerungen an Italien, besonders an Rom" sowohl bei den in der Provinz als auch auswärts herausgekommenen, katholischen und protestantischen Zeitschriften zu erfreuen hatte. Mit Vergnügen ergreife ich die Gelegenheit, den mir unbekannten Beurtheilern meines Werkchens in Gersdorf's Repertorium, in Görz's katholischen Stimmen, in den Blättern für literarische Unterhaltung, im Katholiken, im schlesischen Kirchenblatte u. s. w. meines wärmsten Dankes für ihre wohlthuende Theilnahme zu versichern. Daß die Beurtheiler nach den Confessionen in zwei Lager gesondert wurden, rührt von dem, in den Erinnerungen angeschlagenen kirchlichen und zwar katholischen Tone her, der auch in diesem, hiemit eingeführten Buche vorherrscht, das wenigstens auf den Vorzug Anspruch macht, dem Katholiken ein Bild der auf dem Titelblatte genannten, durchreisten und mit Zuratheziehung nicht blos der eigenen Anschauung, sondern auch der besten, mir zugänglichen Hilfsmittel beschriebenen Länder vorzuführen, in welchem auch nicht eine Silbe seine religiöse Weltanschauung verletzt, das vielmehr geeignet sein dürfte, sie zu fördern und zu befestigen. Daraus folgt jedoch durchaus nicht, daß Diejenigen, welche in religiösen und kirchlichen Dingen einer andern Ueberzeugung folgen, sich irgendwo gekränkt fühlen werden; es würde auch demjenigen, der sich über eine große Anzahl von Reisebeschreibern beschwert, daß ihre, in anderer Beziehung sehr werthvollen, von mir nicht zu erreichenden Berichte durch Verkennung, ja lieblose und gehässige Beurtheilung des Katholicismus z. B.

in Baiern und der Schweiz für den Katholiken ungenießbar ge werden, dieser Tadel schlecht anstehen, wenn er selbst in den entgegengesetzten Fehler geriethe und den andern Confessionen Veranlassung zu derselben Klage böte. Dieser Befürchtung will ich mit den, mir aus der Seele genommenen Worten des Herrn Domdechanten Diepenbrock zuvorkommen, die derselbe bei der Beerdigung des 1841 in Regensburg verstorbenen, von Katholiken und Protestanten gleich verehrten frommen Bischofs Schwäbl sprach: „Vergiftet nicht die traurige Wunde, die seit drei Jahrhunderten durch das Herz der Christenheit und durch das Herz eines jeden wahren Christen klafft, auf's Neue durch leidenschaftlichen Streit und geifernden Hader; streuet nicht in dem Wahne, sie zu heilen, den ätzenden Höllenstein des Fanatismus hinein und holet nicht aus der Rüstkammer der Vergangenheit die schartigen Waffen ergrimmter Polemik hervor, damit sie nicht noch einmal in euern Händen sich in blutige Mordwaffen verkehren und in den Eingeweiden des Vaterlandes wühlend, mit neuem dreißigjährigem Blutbade und Feuermeere Deutschland, Europa verwüsten. Nur im Frieden, in der Liebe ist Verständigung möglich, nur in der Verständigung Einigung, nur in der Einigung Heil; der Hauch der Leidenschaft aber raubt dem Worte der Wahrheit die überzeugende Kraft."

„Um diesen Frieden, diese Einigung fleht ja die katholische Kirche täglich in ihren heiligsten Gebeten; die edelsten Geister haben darnach gerungen, indem sie, von der gemeinsamen Grundlage des Christenthums ausgehend, durch friedliche Beseitigung der Mißverständnisse und Irrthümer den Riß zu heilen sich bemühten. Was vergangener Zeit nicht gelungen, es kann, es soll, es muß der künftigen aufbehalten sein. Alles mahnet zu dem großen Werke. Blicket um euch, eine große Zeit nahet heran, ein neues Siegel wird gelöst an dem Buche der Weltgeschichte. Die äußersten Glieder an dem großen Leibe der Menschheit, die seit Jahrtausenden in dumpfer Starrsucht beharrt, die Völker Asiens, Afrika's, Polynesiens werden gewaltsam aufgerüttelt aus ihrem Todesschlummer und hin-

eingerissen in den beschleunigten Blutumlauf, der von dem Herzen, vom christlichen Europa aus nach allen Richtungen in immer mächtigern Pulsschlägen hinausdringt. Die höchste Aufgabe wird dem Christenthume gestellt; es soll sein Werk vollenden, soll allen Völkern der Erde das Licht des Glaubens und mit ihm die allein wahre Gesittung zutragen. Aber wie mag dies geschehen, so lange innere Zerrissenheit dies arme Herz krampfhaft bewegt und das Blut in tödtlicher Zersetzung fieberisch aufgährt! Werden die aufwachenden Völker euch Gehör geben, euch Glauben schenken, wenn ihr in der Lehre der Wahrheit ihnen den feindlichen Widerspruch, in der Lehre der Liebe den tödtlichen Sectenhaß vortraget? Werdet ihr den reichen, wogenden Erntesegen ferner Zonen in Gottes Scheuer einzusammeln vermögen, wenn die Schnitter sich mit ihren Sicheln unter einander anfallen und erwürgen? Euch vor allen, ihr katholischen Christen, die ihr auf dem göttlichen, die Pforten der Hölle zermalmenden Felsen der alten, wahren Kirche Christi fußet, gefestet durch den Mittelpunkt der Einheit, euch vor allen ziemt es, das große Werk des Friedens, im sichern Bewußtsein des vollen Besitzes der Wahrheit, mit leidenschaftloser Ruhe zu fördern, indem ihr, wohl unterscheidend und großmüthig verachtend die einzelnen Lästerstimmen einzelner Gegner, den Tausenden und aber Tausenden Wohlgesinnter und nach Wahrheit und Frieden sich Sehnender mit der Palme des Friedens winket, und, alten Groll vergessend und nur älterer Liebe eingedenk, einander ruhig und klar in das Auge blicket. Mancher Balken wird dann zum Splitter, mancher Splitter zum Nebelfleck werden, zumal wenn ihr selbst — Balken, Splitter und Nebel von dem eigenen Auge entfernt. Ihr erfreut euch des vollen Reichthums der Heiligungsmittel, welchen die Liebe des Erlösers über seine Kirche ausgegossen. So heiliget euch denn in Wahrheit, zeiget euch als wahre, würdige Kinder eurer Mutter, ein göttliches Geschlecht! Dann wird der befleckte Schleier, womit eure Gebrechen und Sünden ihre hehre Gestalt vielleicht für Vieler Augen verhüllen, niederfallen, sie wird leuchtend dastehen als die herrliche Braut des Herrn ohne Runzel und ohne Makel,

und alle, in denen eine Sehnsucht des Heils sich regt, werden von der Welt Enden in ihre offenen Arme eilen, werden zu den Füßen ihres Bräutigams niedersinken und es wird sein Ein Hirt und Eine Heerde."

Daß diese goldenen Worte zur passenden Zeit wiederholt worden, daß sie, wie immer, so besonders jetzt von den Dächern gepredigt zu werden verdienen, wird sogar dem oberflächlichen Beobachter des Zeitgeistes einleuchten. Möchten sie zugleich zur guten Stunde gesprochen sein! Das abgeschmackt klingende, bei genauerer Besichtigung aber als charakteristisch hervortretende Wort, das vor einigen Jahren von der Rednerbühne des westlichen Nachbars zu uns herüberscholl: „La France s'ennuie!" scheint auch die Deutschen angesteckt zu haben; in dieser politischen Langeweile gefällt man sich im Kriegspielen, in welchem zwar, Gott sei Dank! nicht Blut, sondern blos Dinte vergossen wird: aber es hat dieses Geplänkel an manchen Orten, namentlich in meinem Vaterlande, schon eine solche Erbitterung erreicht, daß trübsinnigen Gemüthern die Gegenwart in manchen Beziehungen der gewitterschwülen Zeit zu vergleichen zu sein scheint, welche der Ligua und Union, beide traurigen Andenkens, vorherging. Mithin ist es aller Derer, welche sich in die Oeffentlichkeit wagen, heilige Pflicht, wenn sie es mit ihrem Vaterlande, mit dem Christenthume, ja mit der Menschheit wahrhaft gut meinen, gegen diese falsche und gefährliche Richtung der Zeit durch Wort und Beispiel anzukämpfen. Möge folgendes Werkchen wenigstens auf indirektem Wege dieser edlen Absicht förderlich sein; möge es durch die Art der Behandlung sehr mannigfacher Gegenstände zeigen, daß sich warme Anhänglichkeit, ja innige Vorliebe für die Kirche, in welcher man geboren und erzogen ist, recht gut mit der Achtung und Liebe verträgt, die auch dem wirklichen oder vermeinten Gegner gebührt.

Uebrigens ist ein allzubreites Vorherrschen des kirchlichen Elementes in dem, hiermit eingeführten Buche nicht zu besorgen; es tritt der Natur der beschriebenen Länder gemäß weit mehr in den Hintergrund, als dies bei der Schilderung Italiens der Fall war.

Das Buch zerfällt in drei Abschnitte, von denen der erste Böhmen und Baiern enthält. Wenn die Besprechung Böhmens sich fast ganz auf Prag beschränkt und hiebei der historische Gesichtspunkt vorherrscht, so hoffe ich, damit eben so leicht Zustimmung zu erlangen, als bei der Schilderung Baierns, wo die Basis und das Centrum der Betrachtung die in drei Gruppen: Regensburg mit der benachbarten Walhalla, München und Hohenschwangau zusammengestellte Kunst jede andere Betrachtungsweise wenigstens beherrscht. Namentlich hat München als Sitz deutscher Kunst große Bewunderung erregt. Bei der bekannten und entschieden ausgeprägten Richtung des kunstsinnigen, mit Recht einem Perikles, Augustus, den Medizeern an die Seite gesetzten Königs Ludwigs von Baiern auf das Höchste, die Kunst zur Verherrlichung der Religion anzuwenden, wird das auf dem Titelblatte gebrauchte Motto hinlänglich gerechtfertigt erscheinen.

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit der Schweiz, bei welcher die Natur mit ihren, über alle Begriffe erhabenen Schönheiten der Hauptgegenstand der Betrachtung und Schilderung wurde. Auch mit diesen hoffe ich, nicht wegen des vermeintlichen Gelingens derselben, sondern wegen der, zu den Eigenthümlichkeiten unsers Volks gehörenden, mithin überall verbreiteten Empfänglichkeit für die Reize der Natur, vermöge der wir hinter der äußern, todten Schaale der Dinge noch ein anderes, göttliches Leben zu ahnen gewohnt sind, Anklang zu finden. Alle Freude an der Natur beruht ja im Grunde genommen auf nichts Anderem als auf der bald dunkleren, bald deutlicheren Ahnung des Geistes, der sie durchströmt, und so glaube ich, daß das Ergebniß der Pilgerung durch die Schweiz mit dem Resultate der Münchner Kunstbeschauung zusammenfallen werde.

Die Fortsetzung der Reise, deren Hauptpunkte Straßburg, Mainz, der Rhein mit seinen lieblichen, unvergeßlichen Ufern, Koblenz und besonders Köln bilden, dürfte als eine ungesuchte Verbindung beider Elemente, als ein Zusammenfließen von Natur und Geschichte aufzufassen sein; daß ich endlich durch den Anblick

der neuen Kaiserbilder im Frankfurter Römersaale mich dazu verleiten ließ, unsre reiche, ja überreiche historische Vergangenheit wenigstens vom Standpunkte der Kaisergeschichte vorzuführen, wird wohl schon als Ergänzung, als Complement zu der vollständigeren Ausmalung des an verschiedenen Orten berührten Mittelalters verziehen werden, dessen Hauptseiten ja das Ritterthum, woran die unzähligen, meist in Trümmern trauernden Burgen am Rheine erinnern, das Kaiserthum und die Hierarchie, deren in Mainz und Köln ehrenvoll gedacht wurde, bilden. Endlich dürfte das am Schlusse noch hervorleuchtende innige Wohlgefallen an Dresdens reizender Lage und seinen Kunstsammlungen, die einen Vorgeschmack von den, noch höhere Genüsse bietenden Kunstschätzen Italiens gewähren, womit das ganze Buch schließt, die Nachsicht der freundlichen Leser schont wegen ihrer Anspruchslosigkeit, die ich überall kund gegeben zu haben mir bewußt bin, erlangen. Diese letztere Eigenschaft ist auch der Grund, daß weit öfter der objective Standpunkt vorherrscht. Ich traue meiner Persönlichkeit nicht zu, daß sie an sich den Leser zu interessiren vermöchte und fürchtete daher, durch öfteres Vorwalten des subjectiven Standpunktes in den Fehler zu gerathen, welchen man Heine's Reisebildern und seinen unzähligen Nachahmern mit Recht vorgeworfen hat. Daher ich eine Mischung, eine Abwechselung beider Betrachtungsweisen versucht habe: ob eine, die sich des Beifalls der Leser zu erfreuen hat, kann ich natürlich, so sehr ich es wünsche, nicht wissen; das aber glaube ich hoffen zu dürfen, daß das ursprünglich für Leser geschriebene Buch, welche die geschilderten Länder noch nicht kennen, auch denen, die sich theils durch Anschauung, theils durch Lectüre schon ein mehr oder minder vollständiges Bild von denselben entworfen haben, manches sorgfältig Gesammelte und in dieser Zusammenstellung Neue vorführen und nur Wenige sein dürften, die es ohne alle Belehrung aus der Hand legen werden.

Leobschütz in Oberschlesien, im November 1844.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Erster Brief: Schloß Kamenz. Grafschatz Glaz. Historische Erinnerung. Oesterreichische Grenze. Sprach-Eigenthümlichkeiten. Die Aristokratie. Nachod. Josephstadt. Königingrätz. Podiebrad. Prag: der Graben, Indenstadt, die steinerne Brücke, der Hradschin und seine prächtige Aussicht, die königliche Burg und ihre Merkwürdigkeiten, z. B. das verhängnißvolle Fenster, Bericht über den Fenstersturz, Schloßkirche und ihre Denkwürdigkeiten, Paläste, die Schatzkammer der Lorettokirche, Strahow. Bibliothek, Kettenbrücke, die Altstadt und ihr Rathhaus, Teynkirche, Universität, Gymnasien und deren Statistik, Kirche der Kreuzherren, des heil. Nikolaus, die Neustadt, das dasige Rathhaus, Villen: z. B. des Fürsten Kinski, der Lorenzberg, Wallensteins Palast, Historisches: die Färber- und Schützeninsel, Baumgarten, der Stern, Geschichte Prags. Ueber Carl IV. Statistik Böhmens und des ganzen österr. Kaiserreichs. Finanzen nach v. Tengoborsky. Slavische Regungen. Schafarik. Sommer. Steffens Urtheil 1

Zweiter Brief aus Regensburg. Reise durch Pilsen, Bischofteinitz; Oekonomisches: Der Böhmer Wald und Ranke's Buch. Waldmünchen. Regensburg. Geschichtliches: Der Dom und seine Denkmäler. Die St. Emmerans-Kirche. Mittagmahl. Ausflug zur Walhalla. Beschreibung derselben und Lob des Erbauers. Erwähnung der Befreiungshalle. 47

Dritter Brief ebenfals aus Regensburg: die alte Kapelle, Park, Bildergallerie des Fürsten Thurn und Taxis. Dessen Familiengruft. Rathhaus. Herzen-Unwesen 78

Vierter Brief aus München. Reise dahin über Landshut. Ludwigsstraße. Stachus. Der Schwabe. Die Schatzkammer. Die Allerheiligenkapelle und deren Pracht. Schlechtes Pflaster. Obelisk. Pinakothek. Mittagsmahl. Bierstatistik. Der Königsbau in seinem innern Kunst-Reichthum. Der Festsaalbau. Die Ludwigskirche. Basilika des heil. Bonifacius. Statistik der Klöster Baierns. Theater 85

Seite

Fünfter Brief ebenfalls aus München. Mariahilf-Kirche. Glyptothek. Universität. Medicinische Doctorpromotion. Deutsche Sprache. Bibliothek. Arkaden-Gemälde. Der englische Garten. Das Isaarthor. Alte Kirchen: zu unsern lieben Frauen, Theatiner-, Peters-, Michaelskirche 120

Sechster Brief aus Füssen. Die Thereſienwieſe und die beabſichtigte Ruhmeshalle. Die Sendlinger Mordweihnachten. Hohenſchwangau und ſeine herrliche Lage; das Innere deſſelben. Die goldene Chronik und Probe daraus. Beſchreibung der Stadt Füssen, der daſelbſt geſchloſſene Friede. 136

Siebenter Brief aus Constanz. Reiſe über Kempten an den Bodenſee. Lindau. Fahrt über den prächtigen See. Seine reizenden Umgebungen. Die neue Barrachenmemachie. Constanz. Das Concil. 161

Achter Brief aus Schaffhausen. Die ehemalige Domkirche in Constanz. H. v. Weſſenberg. Beſteigung des Thurmes und Schilderung der Ausſicht. Reiſe nach Schaffhauſen. Waſſerfall. Joh. v. Muller. Provincialismus. 175

Neunter Brief aus Zürich. Mittheilungen eines Bürgers aus Schaffhauſen. Winterthur. Engländer. Statiſtik der Schweiz. Ankunft in Zurich. Die beiden Münſter. Die Cantonalſchule. Die Schweizeriſchen Univerſitäten und Gymnaſien. Der Lindenhof. Scheibenſchießen. Hôtel Baur, du lac. Die Post. Das Bürgli. Ausſicht. Der botaniſche Garten. Klopſtock's Worte. Melancholie 182

Zehnter Brief vom Righi-Gesulm. Fahrt über den Zuricher See. Neuer Gefährte. Landung in Horgen. Zug und der liebliche See. Arth. Goldau. Gruciqung des Righi. Maria zum Schnee. Der Neyhelometer. Ausſicht auf dem Righi. Daſelbſt übernachtet 197

Eilfter Brief aus Luzern. Kein Sonnenaufgang ſichtbar. Rückweg über das kalte Bad nach Wäggis. Seligkeit des Fußreiſens. Der Glaſer in Brepi. Kußnacht. Die hohle Gaſſe. Die Tellskapelle. Hiſtoriſches. Meggen. Ankunft in Luzern. Die Brücken. Jeſuitenkirche. Laver-Kapelle. Denkmal der Schweizer, die zu Paris am 10. Auguſt 1792 ermordet wurden. Die Hofbrücke. Project. Kirchhof bei St. Leodegar. Militairmuſik 309

Zwölfter Brief ebenfalls aus Luzern. Begräbniß und Gottesdienſt. Muſterung der Cantonal-Truppen. Die weibliche Tracht. Die angenehme Geſellſchaft. Schweizeriſche Mittheilungen. Ausflug zum Kapuzinerkloſter. Sittenreinheit. 333

Dreizehnter Brief aus Realp. Fahrt über den Vierwaldſtetter See. Das Rütli. Geſchichtliches. Flüelen. Orgeltöne. Altorf. Die St. Gotthards-Straße. Die Ruinen. Bürglen. Attinghauſen. Die Schrecken und Wunder der Natur. Die Reuß. Teufelsbrücke. Schiller's Worte. Andermatt. Der Täne. Mittheilungen. Hospital. Hoipiz. Geſchichtliches. Weg nach Realp. Der Kapuziner. Das Fremdenbuch. Zwei neue, h chgeſtellte Gefährten. 128

Vierzehnter Brief aus Guttannen. Weg über die Furka. Contraſte. Verſchiedenartige Klimate. Der Rhonegletſcher. Ueber die Alpen; deren Verſchiedenheit, Ertrag: Käſe. v. Haller. Ueber die Gletſcher überhaupt. Agaſſiz und ſeine Hypotheſe. Politiſches. Ueber die Aargauer Kloſter-Aufhebung. Maienzwang. Die Grimſel und das daſige Hoſpiz. Die Aar. Die Waſſerfälle der Handeck. Haſli. Heimathloſe. Politiſirende Geſpräche. Uebernachten in Guttannen. 243

Fünfzehnter Brief aus Interlachen. Haſli im Grund. Schmerzliche Trennung. Das Kirchet. Meyringen. Brienz und ſein See. Der Gießbach. Fahrt über den See nach Interlachen, das ſchweizeriſche Ischl. Unterſeen. Die Schweizer Häuſer. Gewitter. Concert. 264

Sechszehnter Brief aus Grindelwald. Fußwanderung nach dem Lauterbrunnenthale. Alphorn. Geißhirt. Staubbach. Erſteigen der Wengernalp. Hôtel zur Jungfrau. Prachtvoller Anblick dieſes ſchönſten

Seite

Berges der Welt. Lawinen Donner. Fortsetzung der Fußreise. Räuberherberge nach Grindelwald. Seine beiden Gletscher. Alpenlied 178

Siebzehnter Brief aus Bern. Rückkehr nach Interlachen. Politisirende Gespräche über die erste französische Revolution. Fahrt durch Unterseen an den lieblichen Thuner See. Fahrt über den Thuner See; dessen Umgebungen. Beschreibung der Stadt Thun. Halbfranzösisch. Abfahrt nach Bern. Ueber die Schweizer Naturforscher-Gesellschaft. Abends im Dittelzwang zu Bern. Das Ladinische in Graubündten. Sprachprobe. 188

Achtzehnter Brief aus Basel. Beschreibung von Bern. Das Münster. Universität. Brückenbau. Ein Franzose. Landhäuser. Abfahrt nach Basel. Ueber die Schweizer Wirthshäuser. Landkarte. Hilfsbücher. Riedau. Der Bieler See. Die Petersinsel. Rousseau. Das Juragebirge. Das Münsterthal. St. Jakob an der Birs. Anekdote. 291

Neunzehnter Brief aus Basel. Beschreibung dieser großen und reichen Stadt. Handel und Gegenstände desselben. Der Dom. Ueber die Baukunst. Grabmäler im Dom. Erasmus von Rotterdam. Das Concil. Peters-, Leonhardskirche. Hospital-Palast. Gasthof zu den 3 Königen. Rathhaus. Statistisches über den Schweizer Handel. Das Zollwesen. Vorschläge. Münzwesen. Heerwesen der Schweiz. Die Katholiken und deren Bisthümer. Die Radikalen. Die politischen Parteien. Aargauische Gewaltthätigkeiten. Worte Joh. v. Muller's 304

Zwanzigster Brief. Straßburg. Reise dahin durch das Elsaß auf der Eisenbahn von St. Louis aus. Schönes Land. Die Vogesen. Jenseits des Rheins der Schwarzwald. Der Rhein. Die vielen Anhaltepunkte der Eisenbahn. Mühlhausen. Colmar. Schlettstadt. Ankunft in Straßburg. Die Schattenseiten der Eisenbahnen. Gang nach dem berühmten Münster. Beschreibung desselben. Die prachtvolle Vorderseite. Das Innere dem Aeußern nicht entsprechend. Die kunstvolle Uhr in demselben. Statue des Gründers, Bischofs Werner von Habsburg. Andere Grabmäler, z. B. des Erbauers, Erwin von Steinbach. Besteigung des prachtvollen Thurms. Reiche und reizende Aussicht von demselben. Arndt's Klagen über den Verlust des Elsaßes. Bernhardi's Strachenkarte. Umsicht über den Viereichant auf dem Dome. Die Thomaskirche. Denkmal des Marschalls von Sachsen. Paläste, z. B. das geschmackvolle Theater. Schöne Promenade. Die französischen Soldaten. Die Statue Kleber's und Guttenberg's. Schlechte Militair-Musik. Abschied vom Reisegefährten. Mittheilungen über die Uebergabe Straßburgs an Frankreich. Wahn der Franzosen. Fehler des Wiener Congresses. Vorschlag Pitt's. Parallele zwischen Straßburg und Genf. Deutsche Bildung im Elsaß 318

Ein und zwanzigster Brief. Heidelberg. Abreise auf dem Dampfschiffe des Rheins. Lebhafter Verkehr auf dem Flusse. Reize der Rheinreise. Ein neuer Reisegefährte. Landung in Knielingen. Fahrt mittelst der Post nach Karlsruh; ein zweiter Mitreisender. Beschreibung der sehr eleganten Badischen Haupt- und Residenzstadt Karlsruh. Das großherzogliche Schloß. Der Pleitthurm und die freundliche Aussicht. Obelisk. Rathhaus. Zwergartige Pyramide. Statue. Katholische Kirche. Ständehaus. Abreise auf der Eisenbahn über Durlach, Bruchsal u. s. w. nach Heidelberg, wo übernachtet wurde. Beschreibung dieser schön gelegenen Stadt. Universität. Die Trümmer des Schlosses, die Alhambra der Deutschen. Historisches darüber. Vergleich mit Tivoli und Salzburg. Angenehmer Aufenthalt. Die Neckarbrücke 340

Zwei und zwanzigster Brief. Abreise aus Heidelberg auf der Eisenbahn nach Mannheim. Geschichtliches. Beschreibung der schönen Stadt. Langweili-

Seite

teit derselben. Jesuitenkirche. Zeughaus. Das Schloß. Theater. Paradeplatz. Rheindamm. Fortsetzung der Reise auf dem Rhein. Das Dampfschiff stark besetzt. Schöne Ufer. Worms mit seinen Thürmen. Historisches. Das Nibelungenlied. Der Dom. Der Wonnegau. Oppenheim. Weissenau. Hochheim. Landung und Uebernachten in Mainz. Beschreibung dieser großen und schönen Stadt. Gasthaus zweiten Ranges. Historisches. Gutenberg. Besatzung. Zeughaus. Schloßplatz. Die Bleichen. Die Statue Gutenbergs. Das Theater. Der Dom. Geschichte und Beschreibung desselben. Werke über den Dom. Augustinerkirche. Besuch der neuen Anlagen, wo österreichische Militairmusik und eine prachtvolle und reizende Aussicht. Die Rheinlust. Palastartige Gasthäuser. Die Schiffsbrücke. Neubauten. Befestigungswerke. Lebhafter Handel. Hessen-Neid 355

Drei und zwanzigster Brief. Rheinfahrt zunächst bis Bingen. Der herrliche Rheingau. Bieberich und sein schönes Schloß. Rheininseln. Ingelheim. Prächtige Ufer. Elfeld. Johannisberg und sein Besitzer. Landung in Bingen. Das Nahethal. Fahrt auf einem Kahne nach Aßmannshausen. Das Bingerloch. Denkmal. Der Mäusethurm. Burg Rheinstein. Das Schweizerhaus in Anatopismus. Der Niederwald. Gespräche mit dem Verdener Reisegefährten über den Kardinal Schwarzenberg und dessen Predigt über die Heiligen-Verehrung. Die Zauberhöhle. Die Rossel. Der Tempel. Rüdesheim. Besteigung des Dampfschiffes und Fortsetzung der Reise. Der Rochusberg. Burg Klopp. Ruppertsberg. Elisenhöhe. Soneck. Lorch. Wisperthal. Burg Waldeck. Bacharach. Die Rheinweine. Fürstenberg. Stahleck. Die Pfalz und Caub. Gutenfels, Ober-Wesel. Schönberg. Echo. Gespräche. St. Goar. Rheinfels. Boppart. Osterspei. Braubach. Rhense und der Königsstuhl. Geschichtliches. Die Lahnmündung. Stolzenfels. Landung und Uebernachten in Coblenz. Geschichtliches über Coblenz. Beschreibung dieser Stadt. Die Moselbrücke. Die Befestigungswerke. Besteigung des Ehrenbreitsteins und seine reizende Aussicht. Fahrt zu Lande nach Stolzenfels und Beschreibung dieser Burg. Ein Gedicht. Sabathruhe. Glockentöne. Vergleichung von Stolzenfels mit Hohenschwangau. Rückkehr nach Coblenz 379

Vier und zwanzigster Brief. Fortsetzung der Rheinreise. Inseln. Sain. Sain. Weissenthurn. Neuwied. Teufelshaus. Andernach. Traß. Hammerstein. Rheineck. Breusig. Sinzig. Linz. Remagen. Apollinarisberg und seine Kirche. Das Siebengebirge. Inseln. Rolandswerth. Der Ritter Toggenburg. Nonnenkloster. Der Drachenfels. Der gehörnte Siegfried, der Drachentödter. Godesberg. Bonn. Universität. Kloster Siegburg, wo Erzbischof Hanno begraben liegt. Lobgesang auf ihn. Insel. Dörfer. Landung in Cöln und Uebernachten in der Vorstadt Dantz. Sonntagsfeier in Köln. Der Dom. Worte Heinrich Steffens. Boisseree's Werk. Hochamt und Musik während desselben. Geldwucher der Kirchenbedienten. Schätze der Domkirche. Sakristei. Die Kapelle der hl. drei Könige. Grabmäler. Uraltes Bild. Glasgemälde. Hochaltar im Presbyterium. Pflaster. Mißbilligung der allzubunten Wände des Chors. Wiederherstellung des Chors u. beabsichtigte Vollendung des ganzen Doms. Schilderung des schon Vollendeten. Besteigung des Thurmes und der Aussicht. Stadtmauern. Größe und Bevölkerung der Stadt. Kirchliche Statistik. Andere Kirchen: St. Maria in Capitolio, die Kirche des heil. Gereon, die Apostelkirche, die Peterskirche, der heil. Ursula, der Jesuiten, des hl. Andreas, des hl. Pantaleon, der Minoriten, die ehemalige Universität, die Severinskirche, des hl. Martin. Weltliche Gebäude, z. B. der Gürzenich, das Rathhaus, das Schauspielhaus, das Regierungsgebäude. Geschichtliches über Köln. Der Handel Kölns 412

Seite

Fünf und zwanzigster Brief. Rückreise auf dem Rhein bis Mainz. Ein neuer Reisegefährte. Gespräche über Goldoni. Sonnenaufgang. Zeitgeist. Vergleichung der Donau- und Rheinufer. Schönes Wetter. Die durch die Natur auf ihrem Reisewege begünstigten Engländer. Ankunft und Uebernachten in Mainz 449

Sechs und zwanzigster Brief. Wisbaden. Historisches über diese Bäder. Schönheit der Stadt. Beschreibung des Kursaales. Reizende Umgebungen. Die Taunusbäder. Fortsetzung der Reise auf der Eisenbahn nach Frankfurt über Hochheim. Die sämmtlichen deutschen Eisenbahnen. Beschreibung Frankfurts. Geschichtliches. Die Mainbrücke. Die Messen. Der Dom. Statistisches. Die Zeil. Der Wallgraben. Die schönsten Straßen. Die Kirchen. Der Römer oder das Rathhaus. Komische Scene mit den rothen Gardisten. Ueberschrift am Senatszimmer. Beschreibung des Kaisersaales. Merkwürdiger Zufall. Die neuen Kaiserbilder und gedrängter Ueberblick der deutschen Kaisergeschichte von Conrad I. (911) bis Franz II. (1806). Die Denksprüche der Kaiser. Völkerphysiognomie. Das Städelsche Institut. Beschreibung einiger Gemälde desselben, z. B. Hübner's Hiob, Lessing's Huß. Overbeck's allegorisches Bild. Sculpturen. Paläste, z. B. das Börsengebäude. Die Bibliothek. Göthe's Vaterhaus. Rothschild. Die Stadtsoldaten. Die Mainlust. Spaziergang in die reizvollen Umgebungen. Palastartige Gasthäuser. 454

Sieben und zwanzigster Brief. Abends Abreise nach Leipzig durch Hanau u. s. w. Frühstück in Fulda. Historisches. Der Dom. Starkbesuchte Straße zur Meßzeit. Mittags in Buttlar im Großherzogthum Weimar. Geschichtliches über die sächsischen Herzogthümer. Statistik. Der Thüringer Wald. Die Wartburg. Eisenach. Gotha. Um Mitternacht in Erfurt, sehr früh in Weimar. Frühstück in Eckardsberga. Schulpforta und seine Eigenthümlichkeiten sowie sein Reichthum. Eine Reisebegleiterin und deren anmuthige Mittheilungen. Naumburg: historisches und sein Wein. Ueber Weißenfels nach Lützen. Historisches. Der Tod Gustav Adolphs. Beurtheilungen dieses Königs. Polemik. Das Denkmal. Die Schlacht am 2. Mai 1813. Altranstätt. Ankunft in Leipzig. Die Völkerschlacht. Beschreibung der Stadt. Das Rathhaus. Denkmal Königs August, Gellert's. Die Pleißenburg. Die Universität. Der Handel. Messen. Börsen. Buchhändler. Kirchen. Umgebung. Das Rosenthal. Abends im Theater 494

Acht und zwanzigster Brief. Auf der Eisenbahn nach Dresden über Wurzen. Stelle aus Luther über den Fladenkrieg. Beherzigenswerthe Worte G. A. Menzels. Ueber Riesa, Oschatz, die herrlichen Umgebungen Dresdens. Der sächsische Dialekt. Die glanzelle Stadt lockt zum nicht beabsichtigten Verweilen. Beschreibung derselben. Die Frauenkirche, die Kreuzkirche. Die katholische Kirche. Die reiche, werthvolle Bildergallerie und Erwähnung einiger ihrer werthvollsten Gemälde, z. B. der Sixtinischen Madonna. Unpassendes Galeriegebäude. Das grüne Gewölbe. Gypsabgüsse der gepriesensten antiken Statuen. Die Brühl'sche Terrasse. Das Lob Dresdens. Verschönerungen. Café reale. Der große Garten. Der Postplatz. Die Cholera-Säule. Vegetations-Schmuck. Das prachtvolle neue Schauspielhaus. Der Zwinger und seine Sammlungen, z. B. das historische Museum. Die neue Bronce-Statue des Königs Friedrich August. Statistik. Das sächsische Militair. Die schöne Elbbrücke. Der Abend im Theater 507

Seite

Neun und zwanzigster Brief. Dresden. Das italienische Dorfchen. Steffens. Das Japanische Palais und seine Schätze, z. B. die Antiquitäten-Sammlung. Gegen die Hermaphroditen. Die Porzellan-Sammlung. Bibliothek. Der Garten. Die stillen, sanften Dresdener. Der Palast der Stände-Versammlung. 531

Dreißigster Brief. Schluß. Abreise aus Dresden. Waldschlößchen. Bautzen. Der Dom. Schlacht beim nahen Dorfe Wurschen. Denkmal Durec's. Dorf Hochkirch und Niederlage Friedrich's d. Gr. Statistik des siebenjährigen Krieges 536

Subscribenten-Verzeichniß.

		Exempl.
Alt-Kosel:	Herr Pfarrer Dronia	1
Altlomnitz:	- Kreis-Schulen-Inspektor und Pfarrer Hoffmann	1
Altendorf:	- Pfarrer Poppek	1
Altwilmsdorf:	- Pfarrer Scholz	1
Arnsdorf:	- Pfarrer Eckert	1
Babitz:	- Parr-Administrator Langer	2
Bauerwitz:	- Pfarrer Schauschor	1
Beneschau:	- Kaplan Hasenbeck	1
	- Pfarr-Administrator Pawlenka	1
Benkowitz.	- Pfarrer Marczinek	1
Beuthen in O.-S:	- Pfarrer Schaffranek	1
Bodland:	- Pfarrer Funke	1
Breslau:	- Stud. d. kath. Theol. Bardtke	1
	- Seminar-Director Barthel	1
	- Stud. der kathol. Theologie Bartsch	1
	- Prof. Dr. Demme	1
	- Stud. der kathol. Theologie Enselein	1
	- — — — Görlich	1
	- Vikariat-Amts-Rath ꝛc. Habermann	1
	- Stud. der kathol. Theologie Henke	1
	- Domkapitular ꝛc. Dr. Herber	1
	- Stud. der kathol. Theologie Hilbert	1
	- Pfarrer und Act. Circ. Jammer	1
	- Vikariat-Amts-Rath und Spiritual Jander	1
	- Stud. der kathol. Theologie Krause	1
	- — — — Kuschel	1
	- Professor Dr. Kutzen	1
	- Präfekt Maliske	1
	- Stud. der kathol. Theologie Noske	1
	- Curatus Pantke	1
	- Stud. der kathol. Theologie Perry	1
	- — — — Schiel	1
	- — — — Stuchli	1
	- — — — Thomas	1
	- Baueleve Trzaskalik	1
	- Subregens Lic. Welz	1
	- Regierungs- und Schulrath Weiß	1
Brosewitz:	- Kreis-Schulen-Inspektor und Pfarrer Kaufmann	1
Budkowitz:	- Pfarrer Hallama	1
Chrzelitz:	- Forstmeister Sternitzky	1
Deutsch-Neukirch:	- Pfarrer Werner	1
Deutsch-Tscherbeney:	Kaplan Ketzina	1
	- Pfarrer Martinetz	1
Dirschel:	- Pfarrer Janotta	1

		Exemp.
Eckersdorf:	Herr Kunſtgärtner Mackowitſch	1
	- Pfarrer Pencker	1
	- Amtmann von Veith	1
Eisersdorf.	- Pfarrer Pendelin	1
Frankenſtein:	- Kanonikus, Ritter ꝛc. Fiſcher	1
	- Juſtitiarius Kaßner	1
Freiſtadt:	- Pfarrer Flemming	1
	- Kreis-Vikar Helwich	1
	- Kantor Närger	1
Gabersdorf:	- Ober-Amtmann Dickow	1
	- Pfarrer Weiß	1
Glatz.	- Juſtizrath und Burgermeiſter Bach	1
	- Kaufmann Grolms	1
	- Prof. Dr. Heinich	1
	- Prof. und Regens Langer	1
	- Prof. und Proregens Langefeld	1
	- Gurans Seifert	1
Gleiwitz:	- Pfarrer, Ritter des eiſernen Kreuzes Hentel	1
Grafenort:	- Pfarrer Auſt	1
Gröbnig:	- Pfarrer Ullrich	3
Grottkau:	- Pfarr-Adminiſtrator Hoffmann	1
Groß-Hoſchütz:	- Pfarr-Adminiſtrator Jaretſchek	1
Groß-Koſſen:	- Pfarr-Adminiſtrator Steinich	1
Groß-Peterwitz:	- Pfarrer Buren	1
Groß-Schmograu:	- Pfarrer Müller	1
Habelſchwerdt:	- Pfarrer Ludwig	1
Hausdorf:	- Pfarrer Breſchanl	1
Heiltſchau:	- Pfarrer Streith	1
Hermsdorf:	- Pfarrer Mälich	1
Hultſchin:	- Dechant, Kreis-Schulen-Inſpektor Richter	1
Ingramsdorf:	- Pfarrer Kolbe	1
Jarſchau:	- Pfarrer Lange	1
Jauer bei Ohlau:	- Pfarrer und Act. Circ. Wanber	1
Jellova.	- Pfarrer Onderka	1
Kamnig:	- Pfarrer Eichhorn	1
Katſcher:	- Kanonikus, Erzprieſter, Fürſterzbiſchöfl. Gemmiſſ. Ritter ꝛc Melerus	1
Kislingswalde:	- Pfarrer Jung	1
Klein Oels:	- Pfarrer Stehr	1
Kloſter Liebenthal:	- Gemmiſſarius und Erzprieſter Pohl	1
Knispel:	- Lokaliſt Werner	1
Königswalde:	- Pfarrer Biesl	1
Koppitz:	- Pfarrer Dieblich	1
Koſtellitz:	- Pfarrer Marcinet	1
Koſtenthal:	- Erzprieſter und Pfarrer Hoffmann	1
Kranowitz:	- Pfarrer Gaidezka	1
Krappitz:	- Pfarrer Blazel	1
Kreuzburg:	- Pfarrer Peterek	1
Kuhnern:	- Erzprieſter und Pfarrer Zahn	1
Landeck:	- Groß-Dechant, Kanonikus ꝛc. Harbig	1
	- Dekanats-Sekretair Seyer	1
Langwaſſer:	- Pfarrer Schubert	1
Leichnitz:	- Pfarrer Rücker	1
Leobſchütz:	- Senator P. Appelt	1
	- — und Sekretair Beyer	1

		Exempl.
Leobschütz:	Herr Senator Engel	1
	- Bezirksvorsteher Engel	1
	- Sekretair Gaerth	1
	- Justizarius Härtel	1
	- Fürstenthums-Gerichts-Director Haniel	1
	- Justiz-Commissarius Hanke	1
	- Kaplan Heidvogel	4
	- Justiz-Commissarius von Kalbacher	1
	- Weltpriester Kanzler	1
	- Kämmerer Klose	1
	- Justitiarius Klose	1
	- Justizrath Kocher	1
	- Justizrath, Ritter Lautner	1
	- Dr. med. Lauffer	1
	- Pastor Neumann	1
	- Oekonomie-Commissarius Schügel	1
	- Consistorialrath, Dechant, Kreis-Schulen-Inspektor, ꝛc. Stanjeck	1
	- Kreis-Physikus Dr. Wiesner	1
	- Kaplan Wetzerek	1
	- Syndikus Wolff	1
Liebenau:	- Pfarrer Schäfer	1
	- Schullehrer Lauz	1
Lindenau:	- Erzpriester, Pfarrer und Ritter d. eisernen Kreuzes und rothen Adler-Ordens, Gottwald	1
Liptin:	- Pfarrer Treßler	1
Lonczník:	- Erzpriester und Pfarrer Rinke	1
Loswitz:	- Pfarrer Zigner	1
Ludowitz:	- Pfarrer Zymny	1
Ludwigsdorf:	- Kaplan Ruffert	1
Marienau:	- Pfarrer Huber	1
Margareth:	- Kreis-Schulen-Inspektor und Pfarrer Schücke	1
Mittelsteine:	- Pfarrer Wagner	1
Nassidel:	- Pfarrer Wider	1
Neisse:	- Oberkaplan Benner	1
	- Kaplan Fischer	1
	- Reg.-Sec. Commiss. u. O.-L.-G.-A. Forche	1
	Gymnasialbibliothek	2
	- Herr Apotheker Klant	1
	- Dr. Neugebauer	1
	- Professor Otte	1
	- Professor und Regens Schneeweiß	1
	- Gymnas. Direktor, Prof. und Ritter Scholz	1
Neu-Altmannsdorf:	Pfarrer Nowack	3
Neurode:	- Kaplan Braun	1
	- Pfarrer Fischer	1
	- Buchdruckerei-Besitzer Klambt	1
	- Oberkaplan Schmidt	1
Neuwaltersdorf:	- Kaplan Nowich	1
	- Pfarrer Muller	1
Ober Glogau:	- Seminar-Direktor Hecker	1
Oberhannsdorf:	- Pfarrer Menthner	1
Oppelwitz:	- Pfarrer Korner	1
Oppersdorf:	- Pfarrer Bohnisch	1
Ossig:	- Pfarrer Grötschel	1
Ostrog:	- Erzpriester und Pfarrer Kubiczek	1
Ottmachau:	- Kaplan Jüttner	1

		Exempl.
Passendorf:	Herr Lokalist Tautz	1
Pawlau:	- Pfarrer Wittek	2
Pitschen:	- Hauslehrer Barndt	1
Polnisch-Neudorf:	- Pfarrer Keilich	1
Posen:	- Regierungsrath Bogedain	1
	- Prabendarius Grandke	1
	- Professor und Regens Pohl	1
Propstei-Kasimir:	- Pfarrer Neukirchner	1
Radau:	- Landesältester von Schmakowsky	1
	- Hofmeister Gallisch	1
Ratibor:	- Fürstbisch. Commissarius, Erzpriester ꝛc. Heide	1
	- Curatus Peppe	1
	- Kaplan Strzybny	1
Reinerz:	- Kreis-Schulen-Inspektor und Pfarrer Breither	1
	- Kaplan Gebauer	1
	- Kaplan Hausmann	1
Rengersdorf:	- Pfarrer Nitschke	1
Reysen:	- Propst Stroinski	1
Rokitten:	- Propst Kattke	1
Rosenberg:	- Pfarrer Ludenia	1
	- Kaplan Troska	1
Rosenthal:	- Kaplan Reinich	1
Rosnochau:	- Pfarrer Scholz	1
Rothwaltersdorf:	- Pfarrer Frantz	1
Rudnik:	- Pfarrer Viskoni	1
Rückers:	- Pfarrer Erner	1
Sabschütz:	- Pfarrer, Ritter Marokko	1
Schlawentzitz:	- Erzpriester und Pfarrer Peterknecht	1
Schlegel:	- Pfarrer Nave	1
	- Kaplan Nieder	1
Schweidnitz:	- Präcentor Wolf	1
Schwerin:	- Propst Pawelka	1
Städtel-Leubus:	- Kaplan Peuckert	1
Strehlen:	- Pfarrer Görlich	2
Striegau:	- Kreis-Schulen-Inspector, Pfarrer u. Ritter Klimke	1
	- Ober-Kaplan Gißmann	1
	- Kaplan Heinzel	1
Stuben:	- Pfarrer Scheer	1
Tempelfeld:	- Pfarrer Rosenberger	1
Trebnitz:	- Pfarrer und Act. Circ. Weber	1
Tscherbeney:	- Pfarrer Martinetz	1
Tworkau:	- Pfarrer Schindler	1
Ujest:	- Pfarrer Möser	2
Volpersdorf:	- Pfarrer Pollag	1
Wanowitz:	- Pfarrer Schindler	1
Wansen:	- Victor Graf von Matuschka	1
	- Pfarrer Elpelt	1
	- Kaplan Hubrich	1
Wilhelmsthal:	- Pfarrer Reinelt	1
Winzig:	- Pfarrer Huber	1
Würben:	- Kaplan Müller	1
Wyssoka:	- Erzpriester, Kreis-Schulen-Insp. ꝛc. Masur	1
Zauchwitz:	- Pfarr-Administrator Förster	1
Zauditz:	- Kaplan Philipp	1

I.

Prag, den 23. August 1843.

Da ich auf meiner Reise nach Italien im Jahre 1839 das herrlichste Gebirgsland Europa's, die in tausend Büchern beschriebene und von den Dichtern aller Nationen hoch gefeierte Schweiz nicht berührt hatte, so stand, seitdem die lieblichen Bilder italienischer Herrlichkeit allmählig in den Hintergrund getreten waren, mein Verlangen dahin, auch diese Lücke in der gleichsam wieder frei gewordenen Seele auszufüllen. Ich schüttelte daher am 19. August den Staub von meinen Füßen, um den nächsten Weg nach dem gelobten Lande einzuschlagen, wo zwar nicht Milch und Honig, wohl aber silberne Bäche ohne Zahl von den eisbewanzerten Alpen sich ergießen; nämlich durch Böhmen und Baiern über den unbeschreiblich schönen und von Gustav Schwab in einem lesenswerthen Buche nach allen Richtungen hin, namentlich ausführlich in Betreff der sehr reichen Umgebungen lieblicher Sprache geschilderten Bodensee, in die Schweiz. Doch muß ich schon die erste Rast benützen, um Dir, meinem Versprechen gemäß die Hauptergebnisse der Reise, wenn auch nur in matten Umrissen zu entwerfen. Den Anfang des Weges kann ich überspringen, theils weil er des Sehenswerthen wenig darbietet, theils auch Dir schon bekannt ist. Auf Eins, nämlich auf das, in reizvoller Umgebung immer mächtiger sich erhebende Schloß möchte ich Dich im Vorbeigehen aufmerksam machen, welches die Prinzessin Albrecht von Preußen in der Nähe des aufgehobenen Cistercienserstiftes Camenz nach einem großartigen Plane aufführen läßt, den der zu früh verstorbene geniale Schinkel gleichsam als seinen Schwanengesang hinterlassen hat. Man sieht es, wenn man auf der schlechten Straße über das Gebirge auf dem kürzeren Wege

von Neiße nach Glatz fährt, am deutlichsten und großartigsten, wenn man die Anhöhen des in einer romantischen Schlucht hingestreckten Bergstädtchens Reichenstein binanklimmt (denn im Wagen sitzen zu bleiben, wird wohl schwerlich ein männlicher Reisender sich entschließen können); schon ragen sechs Thürme dieses, einen Aufwand von mehreren Millionen erfordernden Prachtbaues, und zwar jeder anders gestaltet, in die Luft; schon blinkt der Glanz der glasirten, buntfarbigen Backsteine, mit denen die Fenster und Thürbrüstungen verziert sind, in die Ferne; schon erheben sich die noch jungen Pflanzungen von Baumgruppen, von Blumenbeeten durchschnitten, die wie Inseln auf dem grünen Rasen schwimmen; noch schleppen die Bauleute Ameisen gleich, Stoffe herbei und reges Gewühl herrscht daselbst schon seit mehreren Jahren. Hoffentlich sind die Befürchtungen ungegründet, daß auch hier Schinkel's Geist, d. i. sein Plan, dasselbe Schicksal erleiden werde, wie seine meisten Schöpfungen, durch die er sich in Berlin verewigt hat, wo man aus übel angebrachter Sparsamkeit dem seltenen Genius die Fittige beschnitten; denn die erhabene Gründerin dieses Schlosses besitzt sowohl Mittel als den Geist, um keinen Torso, der ihr ewig zum Vorwurfe gereichen würde, zu Stande kommen zu lassen.

Von dem, durch seine Arsenikgruben weit hin bekannten Städtchen Reichenstein führt eine schlechte Straße nach der schönen Grafschaft Glatz; doch entschädigt großentheils ein Blick von den Höhen in die lieblichen Thäler dieses acht Meilen langen und eine Meile breiten Ländchens, das seiner mannigfachen Schönheit wegen bekannter zu sein verdient, für die Zerrüttungen des Körpers. Diesem meinen vielgeliebten Vaterländchen möchte ich das Zuströmen der Touristen wünschen. Der Strom der Fremden würde dem armen Landchen Mittel des Wohlstandes bringen, wie er es ja und zwar im großen Maaßstabe in der Schweiz gethan hat; und wenn auch als nothwendige Folge ein allmähliges Abschleifen der Ecken, der Eigenthümlichkeiten der Bewohner auch hier sich einstellte, so ist doch nicht zu befürchten, daß dieses sobald eine Ueberschätzung der Materie zur Folge haben würde, wie es bei den Bewohnern viel durchreister Länder wahrgenommen wird, indem man sie wie viel gebrauchte Münzen abgegriffen nennen möchte, so daß die Frage: „weß ist das Bild und die Ueberschrift?" nicht leicht beantwortet werden kann. —

Ich fühle mich immer ungemein weich gestimmt, folglich auch glücklich, wenn ich dieses mein Vaterland betreten kann; es schwinden ganze Decennien vor dem Blicke, ich glaube, wieder in den Kinderschuhen einherzuschreiten, wenn ich die Fluren, wo ich als Kind geweint und gespielt und als Jüngling auferzogen und geübt wurde, die vertrauten Formen der Berge, den Strom mit seinen geliebten Bäumen, der Wolken eigenthümliche Bildungen, den Duft des heimischen Waldes, die Klänge des Volksdialekts, das Verständniß von Herz zu Herzen, das die Jugend mit diamantnem Griffel auf jene räthselhafte Tafel eingegraben hat, die wir Gemüth nennen, wieder gewahre. Dieses Naturgefühl wurde dann im Verlauf der Jahre durch die täglich, stündlich zugeführte und erhöhte Bildung zur Vaterlandsliebe verklärt, die nicht weniger süß als die Heimathsliebe, aber größer und nächst der Religion die edelste Flamme auf den Altären des geistigen Lebens ist.

Von der, der Festung wegen in allzuenge Grenzen eingezwängten gleichnamigen Hauptstadt der Grafschaft Glaz brauche ich schon deshalb nicht viel zu sagen, weil Du ja selbst das schönste Jahrzehnt des menschlichen Lebens, in welchem alle großen Entschlüsse wenigstens entstehen, oft aber auch schon reifen, in welchem der menschliche Geist die meisten Kenntnisse einsaugt und in der Regel die Richtung annimmt, die ihm für das ganze übrige Leben bleibt, das zweite nämlich, zugebracht hast.

Nachdem ich in der Begleitung wackrer Freunde einen Ausflug nach dem sogenannten spitzigen Berge hinter Habelschwert, wo man, vor der dasigen Kapelle stehend, einen großen Theil des berganmkränzten Ländchens, wie einen bunten, von Silberadern durchwirkten Teppich zu seinen Füßen ausgebreitet sieht, gemacht hatte, setzte ich die Reise nach Böhmen fort. Unter Wegs fiel das Gespräch unter meinen Begleitern auf die 1841 erschienene urkundliche Kirchengeschichte der Grafschaft Glaz von Alois Bach, und es ward der mühevolle Fleiß sowie die ehrenwerthe Gesinnung des greisen Verfassers, der sich damit ein bleibendes Denkmal gesetzt, einstimmig anerkant. Leider fehlt uns noch ein Seitenstück dazu, das mit derselben Gründlichkeit nicht nur die andere historische Seite, die weltliche, sondern auch die Natur mit ihrem Reichthum und ihrer Mannigfaltigkeit schilderte. Hinter Neubeide, welches Dorf durch ein noch im Entstehen begriffenes Bad sich

namhaft gemacht hat, überraschte mich ein unangenehmer Anblick, bei dem ich ausrief: Bin ich in West-Indien, in Süd-Karolina, in Texas oder einem anderen sklavenhaltenden Staate? Ich sah nämlich Frauen und Männer an einen Pflug gespannt, und ich zog eine Parallele zwischen diesem Anblicke und den horazischen Worten: „**Beatus ille, qui paterna rura bubus exercet suis**“)! Aber **bubus**, nicht **ipsemet**. Unwillkürlich dachte ich an den Landgrafen Ludwig den Eisernen von Thüringen, der in den ersten Jahren seiner Regierung (um die Mitte des **XII.** Jahrhunders) mild und nachgiebig, die Ritter und Lehnsträger seines Landes schalten ließ, wie sie wollten. Aus dieser Lethargie scheuchte ihn aber einst eine eigenthümliche Erfahrung auf. Er verirrte sich nämlich auf der Jagd und traf spät in der Nacht glücklicher Weise eine Schmiede, wo er unerkannt aufgenommen wurde. Der Schmied arbeitete die ganze Nacht hindurch und sprach zu jedem Schlage, den er auf das glühende Eisen führte, mit so lauter Stimme, daß der Landgraf es hörte: „Werde hart, Landgraf Ludwig, werde hart, wie dies Eisen!“ Auf seine Frage erfuhr der Fürst, wie die Großen hinter seinem Rücken das Volk quälten, ihm ungebührliche Forderungen abpreßten, weil sie wußten, daß er ein guter Herr sei, der Niemand strafe. Der Landgraf verließ die Schmiede mit dem festen Entschlusse, diesem Unwesen zu steuern und von nun an rücksichtslose Strenge in eben dem Maße vorherrschen zu lassen, wie bisher allzu schlaffe Milde obgewaltet hatte. Aber es kostete erst einen harten Kampf, ehe er die Burgen gebrochen und die übermüthigen Frevler aus ihren Schlupfwinkeln verdrängt hatte. Um ihren Trotz für immer zu demüthigen, spannte er die Gefangenen im bloßen Hemde je vier zu vier vor einen Pflug, und trieb sie durch die Peitsche an, ein Stück Feld umzuackern, welches von nun an der Adelsacker genannt wurde und in der Nähe von Naumburg heute noch gezeigt wird.

Man verläßt die preußische Grenze gleich hinter dem Städtchen Lewin, und wird an die fremdländische Herrschaft zeitig genug erinnert durch das charakteristisch bezeichnete **Einbruchs-Amt**. So nennt man nämlich in Oesterreich die an den Grenzen errichteten Zollämter, wo man in das gleichsam abgeschlossene Land eindringt, oder wie man dort sagt: **einbricht**. Du mußt Dich

*) Glücklich, wer die väterlichen Fluren mit seinen Stieren pflügt!

an einigen fremdartig gebrauchten Wendungen und Redensarten nicht stoßen. Sie rühren davon her, daß ein großer Theil der Bewohner nicht blos Böhmens, sondern auch vieler andern Theile der österreichischen Monarchie die deutsche Sprache nicht als Muttersprache kennt, mithin immer eckig und unbeholfen in ihrem Gebrauche ist; dazu kommt noch der Umstand, daß der Dialekt nicht wie in Norddeutschland auf die Umgangssprache des ungebildeten Volkes beschränkt ist, sondern daß derselbe in die höchsten Kreise hinaufragt, und daß Minister und Generale, ja der Kaiser selbst, wenigstens galt dies von dem verstorbenen Kaiser Franz, in der Mundart des Volkes sich auszudrücken pflegen. Ein Gespräch, in dem Dialekte wieder erzählt, in dem es in der Wirklichkeit geführt wurde, trägt eine originellere Färbung, als wenn es mit Abstreifung dieses ursprünglichen Duftes die Spuren der Abstraction, durch die es gegangen, zeigt, d. h. in die höhere Schriftsprache gleichsam in eine andere Tonart übersetzt ist. So wie C. A. Menzel einmal die Forderung aufstellte, der Geschichtsschreiber solle die aus Urkunden geschöpfte Geschichte so oft als möglich nicht bloß mit den Bildern und Gedanken, sondern auch mit den Worten der Urkunde wieder erzählen, welcher ganz richtigen Anforderung er selbst nicht selten entspricht: eben so interessant müßte es sein, eine ganze Reihe von Volkszuständen der Gegenwart, d. h. eine Reisebeschreibung in der Sprache des Volks, also mit diplomatisch genauer Copirung der Dialekte zu lesen. Die Lösung dieser Aufgabe ist nicht so leicht, als sie auf den ersten Anblick scheint. Unter den vielen Klippen, die zu vermeiden sind, will ich blos die gegründete Furcht erwähnen, Unwichtiges zu Papiere zu bringen. So würdest Du z. B. auf der Stelle errathen, zu welchem Volke derjenige gehörte, der auf die Versicherung meines Wohlbefindens mich mit den Worten überbot: Prächtig schauen's aus. Das Wort sehen ist in Oesterreich wie verschollen, es ist durch das erhabene Schauen verdrängt; hingegen heißt es wieder: „Die Herrn Zuseher werden gebeten" — wo wir gerade Zuschauer sagen würden. Auch rächt sich die Vernachlässigung des Dialektes durch die höheren Stände bei uns dadurch, daß derselbe stets unbeholfen und roh bleibt, während dies z. B. von dem Oesterreichischen durchaus nicht gesagt werden kann. Das österreichische Volk, sagt die geistreiche Gräfin Hahn, hat den Vortheil, daß seine Sprache gutmüthig, allenfalls komisch klingt,

nicht roh. Unser Plattdeutsch ist gar zu breit und schläfrig, der Berliner Accent so zänkisch und roh, daß es unangenehm ist, mit dem Volke zu reden. In Oesterreich gar nicht! ein gewisses Wohlbehagen ohne Uebermuth spricht sich drollig aus." Weit entfernt, dies für einen Uebelstand zu erklären, halte ich diese Eigenthümlichkeit für einen, wenn auch untergeordneten, doch wahrlich nicht bedeutungslosen Grund zu der schönen Vertraulichkeit, die von hier an im ganzen Süden von Deutschland herrscht, ja, je mehr man nach Süden vordringt, desto stärker sichtbar wird, so daß sie in Italien den höchsten Gipfel erreicht. Daher ist die im Norden gefürchtete und verschriene Aristokratie in der Nähe betrachtet nichts weniger als drückend und schroff, sondern beliebt und den gebildeten Fremden gewiß nicht verletzend. Gestatte mir, die Worte eines viel Gereisten, des Verfassers des beliebten Handbuches für Reisende in Deutschland, J. F. Neugebauer's zu gebrauchen, der bei dem Artikel Wien sich folgender Maßen äußert (S. 1. 219,): „Der heitere Sinn und das Wohlbefinden, das man auf jedem Gesicht ausgeprägt sieht, verbunden mit der allgemein verbreiteten Reinlichkeit macht einen sehr angenehmen Eindruck, und der Pöbel erscheint hier bei weitem nicht so grell, als anderwärts. Auch sind die Elemente der ersten Gesellschaft so, daß sie sich vortheilhaft von den andern großen Städten unterscheiden. Es gehört nämlich dazu nur eine nicht gar zu große Anzahl von Fürsten und Grafen. Die Tausende vom armen Adel, welche hier außerdem leben, kommen hier nicht in Betracht. Dabei sind die Magnaten-Familien zahlreich genug, um den Ton angeben zu können; auch stehen sie so unabhängig da, daß sie durch Anstellungen nicht erst Bedeutung suchen dürfen. Eine solche Gesellschaft de la haut volée, hier auch wohl la crème genannt, fehlt in andern großen Städten; da gibt es eine Menge Leute, die durch ihre Geburt sich solchen Familien gleichstellen zu dürfen glauben, die aber erst durch Aufopferung ihrer Unabhängigkeit sich das Vermögen erwerben müssen, um sich den ersten gleich zu stellen. Daher Anmaßung, Unzufriedenheit und so manches Mißbehagen, wovon in Wien keine Spur ist. Hier fällt es keinem Militair- oder Civil-Beamten oder den Tausenden des armen Adels ein, sich solchen Magnaten gleichstellen zu wollen, so wenig wie in England den Paar Hundert Mitgliedern des Oberhauses, wogegen an andern Orten ein unbehagliches Verhältniß entstehen

muß, wenn Tausende mit solchen Ansprüchen auftreten, wie hier von Hunderten aus eignen Kräften wirklich ausgeführt werden können, während dort die große Menge erst durch den Staatsdienst sich die Mittel dazu verschaffen muß. Die verhältnißmäßig kleine Anzahl so hoch gestellter Familien in Wien hat Mittel, sich eine sorgfältige Erziehung zu verschaffen; bei der Sicherheit, daß hier keine Konkurrenz zu befürchten, sind sie von dem Stolz und der Anmaßung frei, die so leicht den beschleicht, der fürchtet, daß andere sich ihm gleichstellen dürften. Darum ist im Ganzen die hiesige Aristokratie geliebt und geachtet, und ihre Sitte hat bis zu den untersten Stufen das Beispiel der Höflichkeit gegeben; wogegen der Pöbel ganz Pöbel ist, da wo Tausende sich berufen fühlen, zu der ersten Gesellschaft zu gehören, und wo man stets wiederholen hört; das Geld macht es nicht aus, oder: ich bin ebenso Edelmann wie der reiche Fürst von N. N. Kommt dazu in Wien noch die haute Finance, welche mit solchem Glanze lebt, daß es auch die bloße Geburt damit nicht aufnehmen kann; so mag wohl gerade darin, daß jeder Anmaßung eine Grenze gesteckt ist, die Lösung des Problems liegen, daß hier im Allgemeinen Alles in so heiterem Gewande erscheint." Was der psychologische Scharfsinn des Verfassers von Wien sagt, gilt mehr oder minder auch von Böhmen und der ganzen Monarchie.

Einen dritten Grund der minder genau gebrauchten Sprache möchte ich besonders in den gelehrten Schulen suchen, in welchen die Muttersprache entweder gar nicht gelehrt wird, oder doch in einem so unbedeutenden Umfange, daß die Folgen davon auch in den schriftlichen Arbeiten der Beamten sichtbar sind. Man kennt nämlich, wofern ich wahr berichtet worden bin, auf den österreichischen Gymnasien deutsche Styl-Arbeiten, Literaturgeschichte, Vorlesungen von Musterstellen aus den besten deutschen Klassikern, den Gebrauch sogenannter Jugend-Bibliotheken, und anderer Hilfsmittel auf diesem wichtigen Gebiete des Wissens entweder gar nicht oder doch zu wenig. Oder soll ich die Vernachläßigung der Sprache noch durch andere Beispiele belegen? Weißt Du, was Stellwägen sind? Ich wäre begierig, Deine Etymologie dieses Wortes kennen zu lernen. „Ich kenne mich nicht aus," ist eine Redensart, die man in der ganzen österreichischen Monarchie nicht nur im Gebrauche findet, sondern sogar von Männern vertheidigen hört, welche Universitäts-Studien gemacht haben; es

soll nämlich heißen: sich nicht zurecht finden, sich keinen Rath wissen. Was ist ein Vormerkschein? Selbst die, dem Herzen Kaiser Josephs II. alle Ehre machende Inschrift über dem Augarten in Wien, den er dem Publikum öffnete: „Allen Menschen gewidmet von ihrem Schätzer", enthält am Schlusse ein ungebräuchliches Wort.

Uebrigens muß man den meisten Beamten Humanität und zuvorkommende Artigkeit nachrühmen; die Förmlichkeit in Betreff der Untersuchung des Gepäcks war bald abgemacht, und so rollte denn der Wagen auf der schönen Kaiserstraße fort durch das Städtchen Nachod, dessen geräumiges, mit vier Thürmen gekröntes Schloß stolz von einem Bergrücken herabschaut. Die Pfarrkirche, die, wie in Böhmen häufig, mitten auf dem Ringe steht, ist mit ihrem hölzernen Thürme-Paar in Vergleich mit dem Schlosse ärmlich zu nennen. Kaum eine Meile davon entfernt ist das bedeutendere Jaromierz, von wo eine schattenreiche Allee nach der elegantesten Festung der Welt, nach Josephstadt, führt. Sie ist erst nach dem siebenjährigen Kriege gleichsam als Ersatz für das verlorene Glaz von Joseph II. erbaut worden. Man sieht von Ferne blos den einfachen Kirchthurm über die Wälle hervorragen, welche sämmtlich aus Backsteinen aufgeführt und äußerst reinlich gehalten sind. Eine Menge von Wallgraben, mit Zugbrücken versehen, umschließt den kaum 200 Bürgerhäuser enthaltenden, sehr eleganten Ort; die überwiegende Mehrzahl der Bewohner sind Soldaten; die gewöhnliche Monotonie der Kasernen aber, die bekanntlich etwas Abstoßendes hat, ist hier glücklich vermieden, und obwohl die meisten Häuser blos ein, selten zwei, nie über drei Stock hoch sind, obwohl die Gassen kurz und schnurgerade, in rechten Winkeln sich durchkreuzen und auf den einzigen Platz laufen, auf dessen Mitte eine zierliche Kirche steht, deren Profanirung eine auf Säulen ruhende Kette hindert, so herrscht dennoch Mannigfaltigkeit in den häufig angebrachten Pilastern und Säulen, in einigen Balkonen, kurz der kleine Ort macht einen sehr wohlthätigen, höchst angenehmen Eindruck und ich wollte es den Officieren nicht glauben, die über Eintönigkeit des hiesigen Lebens klagten und daher in der Regel froh sind, wenn sie den freudenlosen Ort mit einer anderen, bunteren, wenn auch minder regelmäßig gebauten Stadt vertauschen können.

Die Sonne neigte sich dem Untergange zu, als wir über die

donnernden Zugbrücken der an der Vereinigung der Adler und der Elbe gelegenen, zwar minder eleganten, aber nicht minder kriegerisch aussehenden Festung Königgrätz fuhren, wo wir übernachteten. Diese Stadt mag wohl Neun- bis Zehntausend Einwohner haben; sie ist zugleich der Sitz eines Bischofs, der wie seine nächsten Amtsgenossen, die Bischöfe von Leitmeritz und Budweis, Suffragane des mächtigen und über bedeutende Einkünfte verfügenden Fürst-Erzbischofs von Prag ist. Natürlich gibt es hier eine Domkirche, deren Besichtigung mir aber nichts Erzählenswerthes dargeboten hat; freundlicher als dieses gothische Gotteshaus ist die ehemalige Jesuiten-Kirche in dem bekannten neu-römischen Stile. Den andern Morgen ward die Fortsetzung der Reise unternommen durch ein Land, das von nun an eben und ohne Interesse ist, denn das Gebirge lag hinter unserm Rücken, und ohne diese Poesie der Landschaft gibt es wenigstens für mich nichts Erfreuliches; dazu kam, daß der seeartige Teich bei Chlumetz, den ich früher von wilden Enten umschwärmt, folglich sehr lebendig gefunden hatte, ausgetrocknet war, also der einzige Reiz, den die Gegend außer dem schönen Schlosse des Grafen Kinsky bietet, welcher nächst dem Grafen Bucquoi für den reichsten böhmischen Magnaten gilt, verschwunden war. Ebenso ist Podiebrad nur durch seinen großen historischen Namen, der sich an das dasige Schloß knüpft, das noch vor wenig Jahren pensionirten Officieren als unentgeltlicher Wohnsitz eingeräumt war, keineswegs durch das Städtchen, das sich ziemlich ärmlich und in kleinen Dimensionen um dasselbe herumgelagert hat, merkwürdig. Du weißt, daß in den gewaltigen Unruhen, welche die Verbrennung Hussens zu Constanz 1415, in Böhmen hervorgebracht hatte, besonders nach dem Tode des Kaisers Sigismund, der zugleich König von Böhmen war, Georg Podiebrad zuerst Statthalter des in Ungarn abwesenden Königs Matthias, dann 1447 sogar König von Böhmen wurde, er ein Hussit. Doch gerade dieses Umstandes wegen war er den anders Glaubigen verhaßt und das Schicksal der ganzen Nation zeigt sich an diesem unbestritten sehr talentvollen Fürsten gleichsam im Mikrokosmus, d. i. im verjüngten Maaßstabe. So wie nämlich, wenn auch nicht alle slavischen Nationen, doch gewiß die böhmische einer Pflanze zu vergleichen ist, in welche schon beim Aufspringen der ersten Blüthe ein giftiger Thau fiel, der das Sprossen und Aufblühen der andern Knospen

hinderte, oder so wie einem Baume, der zu früh der Stütze beraubt, allen Stürmen preisgegeben wird, und daher statt kerzengrade in die Höhe zu schießen, mißgestaltete Formen einnimmt, ja nach Umständen verkrüpelt an Stamm und Aesten, statt wohlschmeckender Früchte herbe Holzäpfel, oder gar noch werthlosere Produkte hervorbringt: ebenso wurden die Absichten und schönen Kräfte, welche dieser nationale König in die Wagschaale legte, theils durch eigene, theils durch fremde Schuld, vereitelt, und er sank, ohne die Erwartungen seiner Zeitgenossen befriedigt zu haben, schon nach dreizehnjähriger Herrschaft 1471 in die Gruft.

Immer mehr entfalteten sich die majestätischen Schönheiten des, wie es scheint, in unbequemer Gegend in einem schmalen Thale gelegenen und einen hohen Bergrücken hinankriechenden Prag. Wir fuhren eiligst an dem Invalidenhause vorüber, welches dem berühmteren Pariser nur wenig an Größe nachgeben soll; bald rollte der Wagen durch die Festungsthore der Hauptstadt des Landes, der Paß ward uns abgefordert, und wir bezogen, nachdem wir bei mehreren Gasthöfen ersten Ranges, z. B. dem Roß, dem Engel u. s. w., wegen Ueberfüllung abgewiesen worden waren, einige Zimmer in der Stadt Wien. Nach dem Umkleiden begann ich, der ich die böhmische Hauptstadt schon durch mehrmaligen Besuch kannte, meinem Gefährten die Schönheiten dieses deutschen Roms, wie man Prag schon oft genannt hat, zu zeigen.

Der nächste Gang führte uns über den schönsten Platz oder Straße, den Graben; er trägt also zufällig denselben Namen, wie der besuchteste Theil von Wien, der ja auch nichts anders, als eine breite Straße ist, nur möchte ich dem Prager noch den Vorzug geben; er ist nämlich geräumiger, und von nicht minder palastartigen Häusern besetzt, wo ein glänzender Laden den andern verdunkelt, aus denen ein fortwährendes Gewühl hervorströmt, und Wohlhabenheit, ja Reichthum aus allen Fenstern spricht. Wir machten alsdann einen kleinen Umweg, um durch den sogenannten Pulverthurm hindurch, der ein merkwürdiges, kolossales, im schönsten gothischen Stile viele Stockwerke hohes Mittelding zwischen Thurm und Haus, eine Art Triumphbogen ist, um die sogenannte Altstadt hindurch in den Theil der Stadt zu gelangen, der ein Seitenstück zu dem frankfurter Ghetto ist, nämlich zur Judenstadt, denn nach derselben war mein juristischer Begleiter außerordentlich begierig. Verlange nicht, daß ich mich

in diesem unansehnlichsten und ältesten Theile der Stadt, der Ein Tempel der in üblem Geruche stehenden Göttin Meyhitis zu sein scheint, mit meiner Schilderung aufhalte. Du folgst mir lieber zu einer der beiden Brücken, entweder über die steinerne, welche schon Kaiser Karl IV. errichtet hat, der bekanntlich von 1346—1378 regierte, oder über die noch neue, erst durch die Bemühungen des letzten Oberst-Burggrafen von Böhmen, des verdienstvollen Grafen Chotek zu Stande gebrachten Kettenbrücke, um zu den beiden andern Bestandtheilen Prags, zu der jenseits gelegenen Kleinseite und zu der Anhöhe zu gelangen, welche mit stolzen Palästen und Kirchen prangt, die sich im Flusse herrlich abspiegeln, welcher den Namen „Hradschin" trägt. Es führen zwei Wege auf diese beträchtliche Anhöhe, von denen der eine aus mehr als hundert Stufen bestehen mag, also blos für Fußgänger bestimmt ist, der andere in vielfach unterbrochenen Krümmungen als Fahrweg dient, den wir einschlugen. Könnte ich Dir ein Bild, eine schwache Idee von dem Eindrucke auf das Papier zaubern, der sich dessen bemächtigt, welcher oben angekommen an die steinerne Brustwehr sich lehnt, und nun das entzückte Auge über die zu seinen Füßen prangende Stadt, über mehr als hundert Thürme von Kirchen und Klöstern, über die unzähligen Zinnen stolzer Paläste, über den unentwirrbaren Knauel des Häuserlabyrinthes zu seinen Füßen, durch die sich die Riesenschlange der trüben Moldau windet, über den mit einer reichen Vegetation bedeckten Laurenziusberg zur Rechten, um den eine mit zahlreichen Brustwehren versehene Riesenmauer sich hinzieht, und die auch dazu beitragen kann, der Stadt den schon erwähnten schönen, Sehnsucht erregenden Namen des deutschen Rom zu verschaffen, denn auch jenes nimmt einen weit kleineren Raum, ein, als seine Stadtmauern umschließen. Diese Stimmung wird natürlich noch erhöht, wenn die Thurmspitzen und Zacken wie vergoldet im hellen Sonnenschein prangen und das Mittagsgeläute von verschiedenen Seiten her an Dein Ohr dringt, und Du hier hoch über dem Schall der menschlichen Rede das Rasseln der Wagen und den Lärm eines großen Volksgewühls nur gedämpft gleichsam wie das Rauschen der Meereswogen von der hohen Warte vernimmst. Ich verschone Dich absichtlich mit der Herzählung alles dessen, was man hier mit entzücktem Auge wahr-

nimmt, weil ich Dich später zu Einzelnheiten zu leiten gedenke. Laß uns das zunächst Stehende in Augenschein nehmen!

Das ist aber die kaiserliche Burg, oder da die Böhmen so wenig wie die Ungarn etwas von einem Kaiser wissen wollen, indem selbst in den Kirchen „pro rege nostro" gebetet wird, so muß ich schon sagen: „die königliche Burg." Schon in der frühesten Zeit wohnten die ältesten Beherrscher des Landes, die noch heidnischen Herzöge hier, verlegten aber ihre barbarische Residenz nach dem jetzt ziemlich verfallenen, aber durch Tradition den Böhmen ehrwürdigen Wischehrad, wo namentlich die berühmte Libussa um 700 n. Chr. gelebt haben soll. Ehe noch das Christenthum festen Fuß in Böhmen faßte, wurde der Wohnsitz der Herrscher mitten in der Stadt in dem sogenannten Theinhofe aufgeschlagen, von wo Wenzel der Heilige wieder zurück auf den Hradschin zog, indem er den Grund zu dem gegenwärtigen Prachtbaue legte, den der gefeiertste böhmische König aus dem einheimischen Geschlechte der Przemisliden, Ottokar II., (oder wie Palacky schreibt: Ottakar), mit 22 Thürmen befestigte; aber blos noch 4 sind übrig, denn mehrfache Feuersbrünste und muthwillige Zerstörungen in den vielfachen bürgerlichen Kriegen haben nicht blos von Ottokar's Palaste, sondern auch von dem Riesenbau des größten Wohlthäters Böhmens, Kaiser Karls IV., der seine Residenz nach dem Vorbilde des Louvre in Paris erbaute, wie er ja auch seinen böhmischen Namen Wenzel bei seinem Aufenthalte in der französischen Hauptstadt, auf deren Hochschule er studirte, mit dem, französischen Zungen geläufigeren Karl vertauschte, — wenig übrig gelassen; eine Feuersbrunst verzehrte 1541 die noch vorhandenen alterthümlichen Reste; daher das, was man jetzt erblickt, theils von Ferdinand I., theils von Matthias, größtentheils aber erst von Maria Theresia herrührt. Man tritt in das neu aussehende Prachtgebäude, welches die wiener Burg wenigstens von Außen bei weitem übertrifft, durch ein schönes eisernes Gitterthor, welches mit Bildsäulen geschmückt ist und gegen den öffentlichen Platz die Grenze bildet; zur Linken liegt die Burgwache. Das in jonischem Stile geschmackvoll erbaute Portal rührt von Scamozzi und aus dem Jahre 1614 her. Die Hauptstiege, von der ich 1834 Kaiser Franz zwischen zwei Reihen der vornehmsten böhmischen Großen herabsteigen und rührend Abschied nehmen sah, bleibt zur Rechten, und wir treten in den zweiten

Hof, laßen die Burgkapelle, worunter man sich aber eine nicht nur geschmackvolle, sondern auch ziemlich geräumige Kirche denken muß, zur Linken, um den im dritten Hofraume wohnenden Burg-Inspektor aufzusuchen, der uns mit großer Bereitwilligkeit, wenn auch nicht in alle **612** Zimmer des Prachtgebäudes, doch wenigstens in die merkwürdigsten Säle führte. Darunter nimmt der Huldigungssaal, sowohl in Betreff seiner Größe, denn er ist **85** Schritte lang, als auch seiner Schönheit und wichtigen Bestimmung wegen die erste Stelle ein. Ich hatte ihn im Jahre **1836** zum ersten Male gesehen, als der jetzt regierende Kaiser unter dem goldgestickten Thronhimmel bedeckten Hauptes saß, und den Eid der Treue von seinen Vasallen, den Erzbischof von Prag an der Spitze, entgegen nahm. Es war ein erhebender Anblick, als die Blüthe und die Kraft der mächtigen Nation mit erhobener Rechten den Himmel zum Zeugen ihrer Versprechungen aufrief, daß sie ihrem angestammten Herrscher Treue und Gehorsam in guten wie in schlimmen Tagen beweisen wollten. Es bedurfte gar keiner tiefen Einsicht in die böhmische und deutsche Geschichte, um nicht von Erinnerungen mannigfachster Art überschüttet, ja erdrückt zu werden, und ich könnte mehrere Bogen anfüllen mit der Schilderung von Personen und Ereignissen, die wie die flüchtigen Erscheinungen des Kaleidoskop's an mir, ja wohl an jedem der zahlreichen Zuschauer dieser unvergeßlichen Scene in bunter Reihe vorüberzogen. Auch in sprachlicher Hinsicht war der Schwur bemerkenswerth, denn die der böhmischen Sprache Mächtigen leisteten ihn in dieser ihrer Muttersprache, während das Häuflein derer, die ihn in deutscher Sprache, zum Zeichen ihrer Unkunde der böhmischen, später wiederholten, verhältnißmäßig sehr klein war. Dazu denke Dir den glänzenden Hofstaat, die Garden, die Diplomaten, im Hintergrunde, d. h. dem Throne gegenüber eine starke Bande (welches Wort der offizielle Ausdruck ist) böhmischer Musiker in alterthümlicher, spanischer Hoftracht, in der Mitte des Hauptganges ein Spalier, von den sogenannten Arcieren gebildet, deren Hauptwaffe in einer Hellebarde besteht, mit der sie beim Vorüberziehen des Hofes durch dreimaliges Aufstoßen auf die Erde salutirten; nur wurde der Klang dieses sonderbaren Waffengrusses durch das rothe und weiße Tuch gedämpft, welches schachbrettartig den ganzen Fußboden überzog. Doch warum soll ich den Glanz vergangener

Tage heraufbeschwören? Die geräuschlose Gegenwart hat auch ihre Rechte und mahnt mich, Dich weiter zu führen. Ich nenne nur noch einen andern, zwar kleinern, aber auch häufiger gebrauchten und historisch gewiß noch wichtigern Saal, welcher an diesen großen anstoßend, zu den jährlich wiederkehrenden Sitzungen des Landtages dient und mit den lebensgroßen Bildnissen der Kaiserin Maria Theresia und ihres nicht minder merkwürdigen und edlen Sohnes Josephs II. verziert ist. Außerdem wurden wir in den prachtvollen spanischen Saal geführt, der 60 Schritte lang mit Säulen und riesenmäßigen Kronleuchtern verziert ist, auf denen z. B. während des Balles, welchen der Kaiser 1837 den versammelten Naturforschern gab, nach den Versicherungen des Führers 1650 Kerzen brannten. Auch der sogenannte deutsche Saal, so wie die langen Reihen prunkvoller Zimmer, die dem Kaiser, seiner Gemahlin und dem zahlreichen Hofstaate, bei dem, freilich seltenen Aufenthalte in Prag zur Wohnung dienen, und die mit kaiserlichem Aufwande versehen sind, wurden besucht; ich war aber wegen des Reizes, der mir aus den offen stehenden Fenstern zuströmte, weniger als sonst für den Prunk der Meubles und Sofie empfänglich: ich meine die unvergleichliche Aussicht, welche wohl eine der reichsten diesseits der Alpen sein dürfte. Man möchte schon deshalb wünschen, König von Böhmen zu sein, um diese Aussicht vom frühesten Morgen an bis zum Schwinden des letzten Lichtstrahles ununterbrochen genießen zu können. Statt Dir die Bestimmung und die Namen der verschiedenen Gemächer, die Art ihrer Verzierung, die Gegenstände der mehr zahlreichen als künstlerisch wichtigen Bilder zu nennen, folgst Du mir wenigstens noch in ein Gemach, von wo die Fackel der Zwietracht über ganz Deutschland geschleudert wurde, von dessen Fenster gleichsam die blutige Fahne ausgesteckt wurde, die fast ein ganzes Menschenalter hindurch den Bewohnern der entferntesten Gegenden Europas, Schweden und Schotten, Franzosen und Italiener nach Deutschland lockte, um unter dem Vorwande, für den Glauben zu streiten, für ganz andere Dinge zu kämpfen. Ich meine die ehemalige, jetzt außer Gebrauch gekommene Landstube, von deren erwähnten Fenster am 23. Mai 1618 auf den Vorschlag eines böhmischen Magnaten, Wilhelm von Ruppa, die beiden kaiserlichen Statthalter: der Graf Wilhelm Slawata und Jaroslaus von Martinitz in einer Höhe von

28 Ellen hinabgeworfen wurden. Dann ergriff man auch den Geheimschreiber Fabritius und schleuderte ihn ebenfalls hinab. Das Erdreich an der Hinterseite des Schlosses über dem Rande des Grabens war mit einzelnen Steinen besetzt; der zuerst herabgestürzte Martinitz fiel ganz sanft auf den Boden; Slawata schlug zwar mit dem Kopfe an ein unteres Fenstergesimse, dann auf einen an der Erde liegenden Stein und stürzte zuletzt noch 4 Ellen tief in den Graben, wo er bewußtlos liegen blieb; sein Freund Martinitz aber raffte sich trotz der Schüsse, die ihm nachgesendet wurden, und von denen ihn drei streiften, auf, um ihm beizuspringen und seine Verletzungen mit einem Balsam zu bestreichen. Fabritius fiel, ohne Schaden zu nehmen, auf den Rand des Grabens, entfloh eiligst durch das offne Hofthor und entkam glücklich nach Wien, wo er in der Folge unter dem bezeichnenden Namen „von Hohenfall" in den Adelstand erhoben wurde. Die beiden Andern wurden unter Beistand des Domherrn Kotwa aufgehoben und für ihre Verpflegung gesorgt. Martinitz konnte noch an demselben Abende verkleidet die Stadt verlassen, und es gelang ihm, sich nach Regensburg zu flüchten. Auch Slawata ward nach dem herkömmlichen Brauche, daß ein Uebelthäter, bei dessen Aufknüpfung der Strick reiße, frei sei, nicht mehr von den Empörern, die nun die Macht in den Händen hatten, belästigt, sondern erhielt nach Jahresfrist die Erlaubniß, sich nach Töplitz zu begeben, von wo er nach Passau eilte. „Daß drei Männer, die in mörderischer Absicht in eine Tiefe von 28 Ellen herabgestürzt worden waren, alle ohne tödtliche Verletzung davonkamen, erschien denen, welche ihre Gesinnungen theilten, als ein Werk der himmlischen Helfer, denen die Fallenden sich in ihrem Gebete empfohlen hatten, den Utraquisten als Wirkung zauberischer Mittel, mit denen sie versehen gewesen. Von den Neueren wird die Thatsache mit der Gleichgiltigkeit betrachtet, mit welcher die Menschen auch das Bedeutendste, sobald es ihren Meinungen nicht zusagt, zu behandeln gewohnt sind, und ein vorgeblicher Misthaufen, auf welchen die kaiserlichen Statthalter zu liegen gekommen, gilt der Weisheit des Weltsinnes für einen würdigeren Erklärungsgrund wundervoller Rettung, als die Hand dessen, welcher geboten hat, in keiner Gefahr an seiner Hilfe zu verzagen*)."

*) So sind dies die Worte Karl Adolf Menzel's in seiner neuern Geschichte der Deutschen, von der Reformation bis zur Bundesakte. VI. B. S. 194.

Heute noch ist das Andenken an diese tragische Begebenheit durch eine kleine steinerne Pyramide mit dem slawatischen Wappen und einer betreffenden Inschrift, und in einiger Entfernung davon durch ein zweites ähnliches Denkmal mit der Angabe, daß Martinitz hierher gefallen sei, erhalten.

Die kaiserliche Burg hängt mit der Domkirche, oder wie sie gewöhnlicher heißt, der Schloßkirche durch den sogenannten Kaisergang zusammen, und unser nächster Gang war daher, dieses denkwürdige, im gothischen Stile errichtete, leider aber nicht vollendete Gotteshaus in Augenschein zu nehmen. Den ersten Grund dazu legte schon ums Jahr 930 der heilige Wenzel, doch das jetzige Gebäude rührt von dem Erbauer der Brücke her, von Kaiser Karl IV., der 1344 diesen Bau unternahm, welcher aber blos bis 1386 fortgesetzt und seit der Zeit unvollendet gelassen wurde. Die häufigen Belagerungen, Feuersbrünste, die veränderte Richtung des Zeitgeistes und wie die Ursachen alle heißen mögen, haben den Gedanken der Beendigung des schön begonnenen Gotteshauses, dessen eine Seite durch die herrlichen gothischen Strebe-Pfeiler einen höchst malerischen Anblick gewährt, nicht aufkommen lassen. Das, was jetzt die Kirche bildet, sollte ursprünglich blos das Presbyterium sein; da nun das jetzige Schiff der Kirche 157 Fuß Länge, 48 Fuß Breite, 116 Fuß Höhe hat, so folgt daraus, daß das Gebäude, wie es jetzt dasteht, keineswegs zu den größten Domen Deutschlands gehört, und daß, wenn der ganze Plan ausgeführt worden wäre, hier ein Gotteshaus thronen würde, welches sich dem Kölner Dome an die Seite stellen könnte. Du weißt, daß von demselben bis jetzt auch blos das 180 Fuß lange Presbyterium steht. Zu verwundern ist, daß die mit großem Geräusch erfolgte Aufforderung zu Beiträgen, um den Kölner Dom zu vollenden, bei den Böhmen nicht einen ähnlichen Wunsch erzeugt hat, auch ihre Hauptkirche zu vollenden. Zwar hatte schon Kaiser Leopold I. 1673 angefangen, der Kirche jene Größe wieder zu geben, die sie unter Wenzel IV. hatte, und von diesem Bestreben zeigen heute noch mehrere Mauern angefangener Gewölbe; zwar wurde auch in mehreren Blättern Böhmens vor einigen Jahren Aufforderungen zu Beiträgen, um den Bau wieder aufzunehmen, gelesen, aber es ist mir unbekannt, mit welchem Erfolge. Eine Menge Ursachen scheint diese schöne Absicht im Keime zu ersticken; nur in dem Falle dürfte sie gelingen, wenn

man die reichen Magnaten Böhmens vom Standpunkte des jetzt mächtig wieder erwachten Nationalsinnes, der nicht blos bei den Deutschen, sondern auch, und vielleicht in noch erhöhterem Grade bei allen Slaven, folglich auch bei den Czechen rege ist, so wie vom Standpunkte der Religion aus, wofür die Böhmen stets empfänglich und beträchtliche Opfer zu bringen bereit waren, für dieses Unternehmen begeisterte. Ich fürchte nicht, daß die Erwägung, in Prag fehle es an nichts weniger als an Kirchen, eine niederschlagende Kraft ausüben würde. Doch wir treten durch das unscheinbare Portal in das erhabene Gotteshaus, und man frägt gewiß zuerst, wozu das störende, im Schiffe der Kirche sich erhebende Mausoleum bestimmt sei, welches den ohnedies beschränkten Raum unbequem beengt. Es ist von Kaiser Rudolph II., der von 1576—1612 regierte und gewöhnlich zu Prag wohnte, dem größten Wohlthäter Böhmens, Kaiser Karl IV. errichtet, der seit dem Jahre 1378 nebst seinen drei Gemahlinnen hier schlummert; außerdem ruhen aber auch hier der schon erwähnte Wenzel IV. seit 1419, Ladislaus seit 1458, der hussitische König Georg Podiebrad seit 1471, Ferdinand I., der Bruder Kaiser Karls V. seit 1564, und dessen Sohn, der milde und liebenswürdige Maximilian II. seit 1577, endlich der Erbauer selbst, Rudolph II. bekanntlich ein großer Freund der Gelehrsamkeit, der nur allzuviel Zeit der Astronomie und wie es damals Sitte war, auch der Astrologie widmete, seit 1612. Auf mehreren Stufen steigt man im Hintergrunde zum Hochaltare empor, der durch schöne Bilder ausgezeichnet ist, wovon das mittlere den die Madonna abmalenden Evangelisten Lukas darstellt, von Gossart († 1562); die beiden Seitenflügel stellen den Evangelisten Johannes und den Landespatron, den heiligen Veit dar, dem diese Metropolitankirche auch geweiht ist. Zu beiden Seiten sind die gewöhnlichen Sitze für die Domherrn, so wie unter Baldachinen die Thronsessel für den König und den Erzbischof. Unter den Seitenaltären fällt zunächst der prachtvolle silberne Doppelaltar ins Auge, der zu den Füßen und dem Haupte des silbernen Sarges des heiligen Johannes von Nepomuk angebracht ist. Darüber schweben riesenmäßige Engel aus demselben kostbaren Metalle, welche einen nicht minder werthvollen Baldachin von schwerem rothen Damast, mit echten goldnen Borten und Quasten verziert, halten, der in malerischen Falten auf das seltene

und werthvolle Kunstwerk herabfällt. Der erwähnte Sarg schließt die Gebeine dieses ehemaligen Domherrn Johannes ein, während seine noch unversehrte Zunge, erklärlicher Weise der sonst zuerst verwesende Theil des menschlichen Körpers, in einem krystallenen, nach Art einer Monstranz geformten Behältnisse aufbewahrt und am Feste dieses Heiligen, am 16. Mai, gezeigt wird. Der erwähnte Verfasser des Buches für Reisende in Deutschland erlaubt sich hierbei folgende Bemerkung: „Sie (nämlich die Zunge) gewährt den Damen Sicherheit, daß ihre Geheimnisse in dem Beichtstuhle vergraben bleiben" — wogegen nur eingewendet werden muß, daß es dieser Sicherheit nicht bedarf, und zweitens dieselbe nicht blos den Damen, sondern auch den Herrn hinlänglich gewährleistet ist. Ich habe vergessen, wie viele Zentner Silber zu diesem kostbaren Denkmale verwendet worden sind. Mit Recht macht der Sakristan, über dessen Sprachfertigkeit ich mich wunderte, auf den schönen Christuskopf aufmerksam, der auf Veronikas Schweißtuche abgebildet ist, und an einem Pfeiler in der Nähe der Sakristei hängt. Man kennt den Maler nicht, aber über den hohen Werth dieses Bildes sind alle Kenner einig. Kaiser Karl IV. brachte es aus Italien mit. Auch darf ich zwei sehr gelungene Bilder von dem böhmischen Maler Skreta, die heilige Ludmilla und den heiligen Wenzel, so wie die Taufe Christi von Brandel, den sterbenden Joseph von Madlino, den heiligen Philippus Neri, den berühmten Stifter der Oratorianer in Rom, von Quirinus Jahn, nicht mit Stillschweigen übergehn. Was Du von der Echtheit des großen, siebenarmigen, kunstvoll aus Bronze gearbeiteten Leuchters hälst, welcher der Versicherung des Führers zu Folge aus dem Tempel Salomons zu Jerusalem herrührt, von wo er durch Titus nach Rom und von da durch den Herzog Ladislaus nach Prag gebracht worden sein soll, ist mir unbekannt. Ich glaube, dies gehört zu den Dingen, die man mit größerem Rechte leugnen als behaupten kann. Daß er uralt und ein seltenes Kunstwerk sei, zeigt der erste Anblick. Eine seltene Pracht strahlt aus der Wenzels-Kapelle entgegen, denn ihre Wände sind vergoldet ja sogar mit Edelsteinen belegt; sie erinnert lebhaft an die St. Markus-Kirche zu Venedig. Verschone mich mit der Herzählung des reichen Kirchenschatzes, und gestatte mir, daß ich, nachdem ich die Kirche verlassen, Dich auf das große Mosaikgemälde an der Außenseite derselben aufmerksam mache, welches Karl IV. von

griechischen Künstlern hier verfertigen ließ, und daß ich Dich veranlasse, wenigstens einen Blick in die vor der Domkirche stehende, ziemlich finstere, aber durch eine Menge stets brennender Lampen erhellte Adalberts-Kapelle zu werfen. Sie hat den Namen von dem berühmten heiligen Adalbert, dem ersten Bischofe von Prag, welcher aber aus Sehnsucht, den noch heidnischen Polen das Evangelium zu predigen, sein Amt 983 niederlegte, und nun sich dem beschwerlichen, aber verdienstvollen Berufe eines Missionairs widmete. Aber er wurde von den heidnischen Polen, man sagt von einem Priester derselben, erschlagen*), sein Leichnam jedoch durch den ersten christlichen Herzog Bonislaus von Polen, durch so viel Gold ausgelöst, als er schwer war, und in Gnesen beigesetzt. Auf welche Weise derselbe nach Prag gekommen sei, ob durch Kaiser Otto III., welcher bekanntlich im Jahre 1000 n. Chr. zu diesem Grabmale des heiligen Adalbert in Gnesen wallfahrtete, um durch dessen Fürbitte die drohenden Unglücksfälle abzuwenden, welche um diese Zeit die Gemüther der Menschen ängstigten, ist mir nicht bekannt. Du erinnerst Dich, daß einige mißverstandene Worte in der Offenbarung des heiligen Johannes, die von einem tausendjährigen Reiche sprechen, die Gemüther der damals Lebenden sehr beunruhigten; man befürchtete das größte Unglück auf der Welt, nämlich den Einsturz derselben, denn nicht blos die verhängnißvolle Zahl, sondern auch Kometen und Erdbeben galten als Vorboten davon. — Und so hätten wir die drei Landes-Patrone wenigstens erwähnt, nämlich Adalbert, Wenzel und Johann von Nepomuck.

Tritt man wieder durch das eiserne Gitterthor, so sieht man zunächst rechts die geschmackvolle, erst 1764 erbaute Residenz des Fürst-Erzbischofes, bei der man vorbei gehen muß, um zu dem Museum der böhmischen Stände zu gelangen. Diesem schönen Palaste gegenüber steht, zwar größer, aber auch minder geschmackvoll, das sogenannte Schwarzenbergische Haus, und so ist überhaupt die lange und breite Straße auf dem Hradschin meist mit Palästen der böhmischen Großen angefüllt, von denen ich einen der größten nennen will, der dem Grafen Czernin gehört und

*) An der Stelle, wo dies geschehen, wird nun auf Befehl König Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen eine Kapelle erbaut, deren Chor zum katholischen, und deren Schiff zum protestantischen Gottesdienste eingerichtet werden soll.

grade an der Stelle steht, wo einst die Sternwarte Tycho de Brahe's sich erhob, welcher geborne Däne größtentheils am Hofe Rudolph's II. lebte, und dessen Bestreben dahin ging, die astronomischen Erscheinungen mit den Worten der Bibel in Einklang zu bringen; daher er behauptete, die Planeten drehen sich zwar um die Sonne, aber die Sonne mit den Planeten wieder um die Erde; denn wäre dies nicht der Fall, so hätte Josua nicht sagen können: „Sonne, stehe still!" Im Palaste selbst dürften die Freskogemälde Rainers, so wie die meisterhaft konstruirte Treppe desselben Deine Aufmerksamkeit fesseln. Jetzt ist er an dürftige Leute für einen billigen Zins vermiethet. Auf dem Hradschin führe ich Dich nur noch in die von demselben Rainer ausgemalte Loretto-Kirche, und zwar blos um der ungewöhnlich reichen Schatzkammer willen, in der man eine Menge kostbarer Seltenheiten und Kunstwerke zu bewundern Gelegenheit hat, z. B. die berühmte Monstranz, welche mit Perlen von der Größe einer Eichel und Wallnuß, und eine andere, welche mit 6666 Diamanten besetzt ist; für einen derselben sind 25,000 Gulden nebst dem Einsatze eines täuschend ähnlichen, falschen Steines an die Stelle desselben vergebens geboten worden. Außerdem findet man hier mehrere goldgestickte kirchliche Gewänder, die aber gleichsam zum Triumph der menschlichen Kunst von einer aus dem werthlosesten Material bestehenden, aus gelben Stroh zusammengesetzten übertroffen werden. Es ist zu verwundern, daß dieser unschuldige Betrug nicht öfter, z. B. bei theatralischen Aufzügen gebraucht werde. Schon Göthe war erstaunt, eine geräumige Kirche in Rom mit, wie ihm schien, goldgestickten Purpursamm: ausgeschmückt zu sehen; bei näherer Besichtigung ergab sich dieselbe Täuschung, das vermeintliche Gold war Stroh. Auch findet man hier einen Kelch, der aus 1000 kremnitzer Dukaten verfertigt worden ist und unzählige andere Kostbarkeiten, so daß man wohl Grund hat, diese Schatzkammer ein kleines Seitenstück des Dresdner grünen Gewölbes zu nennen. Wahrscheinlich ist sie jetzt nicht mehr so zugänglich wie früher, seitdem ein Böswicht aus Sachsen unter dem Vorwande, die erwähnte Monstranz zu zeichnen, mehrere Tage hintereinander sich hier hatte stundenlang einschließen lassen; endlich überfiel er in mörderischer Absicht den greisen Wächter und verwundete ihn, wenn auch nicht tödtlich, doch höchst gefährlich; der beabsichtigte Raub gelang jedoch nicht, sondern der Mörder wurde auf das Geschrei des Angegriffenen

von den herbeieilenden Mönchen überwältigt und der Gerechtigkeit überliefert.

Da wir uns einmal auf dieser Anhöhe befinden, so könnten wir wohl auch dem benachbarten reichen Prämonstratenser-Stifte Strahow, einem höchst ansehnlichen Gebäude, welches sich mit seinen zwei Thürmen und der stattlichen Kirche von der Höhe, auf der es in heiterer Glorie thront, schön ausnimmt und die Gegend weithin beherrscht, einen Besuch abstatten. Wegen der schönen Lage ist es erklärlich, daß der mit fürstlichem Glanze lebende Abt von seinen Fenstern, besonders aber von seinem Speisesaale aus, eine Aussicht genießt, welche mit der vom Hradschin aus sich darbietenden kühn um den Vorzug streitet.

Gegründet wurde dieses Stift schon **1140**, es hat also vor wenig Jahren sein siebenhundertjähriges Jubiläum gefeiert. Die Kirche prangt in Marmor und Gold und kann gewissermaßen als Repräsentantin der Kunstfertigkeiten der Mitglieder dieses Stiftes gelten, denn mehrere der Gemälde sind von Stiftsgeistlichen verfertigt, die gelungensten freilich von dem sogenannten schlesischen Raffael, Willmann.

Da wir zur Zeit des Gottesdienstes hier waren, so hatten wir Gelegenheit, die treffliche, ungemein starke Orgel von Oehlschlägel, ebenfalls einem ehemaligen Stiftsgeistlichen, zu bewundern. Ich erinnere mich nicht, jemals in Italien eine so schöne Orgel gehört zu haben. Wohl aber erinnert die in einem Prunksaale geschmackvoll geordnete Bibliothek an die nachzuahmende schöne Sitte Italiens, diese Hilfsmittel der Gelehrsamkeit in angemessen verzierten Räumen, und nicht nach deutscher Sitte magazinmäßig aufzustellen. Die 50,000 Bücher sind kostbar gebunden, in passenden Zwischenräumen in einem einzigen Saale aufgestellt, der mit Nußbaumholz zierlich ausgelegt, und dessen Decke ein herrliches Plafondgemälde schmückt. Hier kann der boshafte Witz des berüchtigten Franziskaner-Mönchs Eulogius Schneider (geb. **1756** und guillotonirt **1794** zu Paris), dessen Gedichte schöner sind als sein Leben, keine Anwendung finden. Unter seinen Gedichten ist eines folgenden Inhalts: Ein reisender Fürst besah einst ein Kloster und verlangte auch in die Bibliothek geführt zu werden. Zu seinem Erstaunen erblickt er unter dem Gerümpel auch aufbewahrte Speisen. Als er nach der Ursache dieser sonderbaren Zusammenstellung frägt, erfährt er von dem Bibliothekar,

der nebenher auch Küchenmeister war — „sie können nirgends sicherer sein, denn keine Seele kommt herein.“

Doch es ist Zeit, Dich endlich in die Altstadt zurückzugeleiten, in welche wir über die steinerne Prachtbrücke gelangen, zu der die beiden, am Anfange und Ende sich erhebenden gothischen Thürme vortrefflich passen. Sie ist 35½ F. breit, mit eisernen Trottoirs versehen, 1790 F. lang, also 390 F. länger als die nicht minder berühmte Dresdner Elbbrücke, deren Länge blos 1400 F. beträgt, und mit 28 Statuen geschmückt, von denen die, nicht ganz in der Mitte, wenn man vom Hradschin nach der Altstadt geht, linker Hand stehende des heil. Johannes von Nevomuk die gelungenste und die einzige aus Bronze ist, denn die andern sind aus demselben Material, aus dem die ganze Brücke besteht, aus Sandstein. Ein großes lebhaftes Gewühl von Menschen und Wagen herrscht hier vom frühesten Morgen bis spät in die Nacht, dem die jetzige Rivalin, die erst seit wenigen Jahren in zu großer Nähe über die sogenannte Schützeninsel führende Kettenbrücke wenig Einbruch gethan zu haben scheint, theils wegen allzu großer Nähe, theils weil der Gebrauch derselben erst nach Erlegung eines, freilich unbedeutenden Preises, ich glaube von 1 oder 2 Kreuzern, abhängig ist. Beide Brücken können übrigens recht gut als Repräsentanten ihrer Zeit gelten; an der steinernen baute man von 1348—1507, und sie sieht so ehrwürdig und gediegen aus, als das angedeutete Jahrhundert selbst; die Kettenbrücke hingegen ist im Verlauf von zwei Jahren entstanden, und wohl geeignet, den Namen ihres hauptsächlichsten Gründers mit Ehren auf die Nachwelt zu bringen. Sie übertrifft die erstere an Eleganz und Nettigkeit, und nirgends ist das 14te und 19te Jahrhundert so würdig, und so nahe neben einander im Mikrokosmus dargestellt, als hier. Am Schluß der steinernen möchte ich noch links auf das metallene und vergoldete Kreuz aufmerksam machen, um welches eine vergoldete Inschrift in großen hebräischen Buchstaben sich zieht, die eine, den Juden im Mittelalter häufig vorgeworfene Unthat zu verewigen bestimmt ist, daß sie sich an dem, was den Christen das Heiligste ist, am geweihten Leibe des Herrn frevelnd vergriffen. In der Regel gab diese Beschuldigung, sie mochte nun begründet sein oder nicht, das Zeichen zur blutigen Verfolgung dieser unaustilgbaren Feinde des Christenthums.

Wir schreiten durch eine Menge enger und krummer Straßen

auf den Hauptplatz der Altstadt zu, wo wir das gothische Rathhaus erblicken, an dessen Haupteingange eine merkwürdige, kunstvolle Uhr angebracht ist, eine kostbare Spielerei, dergleichen das Mittelalter mehrere hervorgebracht hat, wie ich auch zu Olmütz, die nur den unbedeutenden Fehler hat, daß sie schon seit undenklichen Zeiten — nicht geht, so wie später in Straßburg, die aber von diesem Fehler befreit war, angetroffen habe. Eine Seite desselben war wegen Baufälligkeit abgebrochen, und wurde nun in großartigem Stile wieder aufgebaut. Die sehenswerthe Gestalt des abgetragenen Theils ist durch die zur Feier der Naturforscher-Versammlung 1837 geprägte Medaille mit Recht für die Nachwelt erhalten worden. Wenn die Mauern reden könnten, dachte ich! Was ist nicht seit 1338 an ihnen alles vorüber gegangen! Freudige und traurige Begebenheiten in Menge, doch dünkt es mir, der letztern mehr, als der erstern. Weißt Du nicht, daß nach der Schlacht am weißen Berge eine Menge böhmischer Großen hier öffentlich enthauptet wurden? Seit der Zeit kamen deutsche Familien, welche die eingezogenen Güter der Ausgewanderten oder Vertriebenen kauften, die Auersberge, Altringe, Dietrichsteine, Fürstenberge, Althane, Harzfelde, Herbersteine, Paare, Palme, Roggendorfe, Zinzendorfe, Thune, Trautmannsdorfe u. a. an die Stelle: „Die ganze böhmische Nation," klagt der böhmische Geschichtschreiber Pelz'l, „wurde seit der Zeit umgeändert und umgeschmolzen." Aber mit Recht hält ihm Menzel*) entgegen, daß dies kein so großes Unglück sei, daß die Staatsgewalt von den Ständen an die Könige übergegangen, vielmehr habe der ruhige und friedliche Bürger Veranlassung, sich ob dieser Veränderung zu freuen, daß er nicht mehr in die wilden Parteistreitigkeiten der Aristokratie verflochten, sondern als Unterthan großer Monarchen die geräuschlose Bahn bürgerlicher Beschränkung und Gesittung wandeln dürfe, auf welcher an die Stelle geschichtlicher Leidenschaften und Thaten friedliches Bürgerglück getreten sei **).

*) Im siebenten Bande seiner neuern Geschichte der Deutschen S. 111.

**) Sehr schön und richtig wurde neulich bemerkt, daß die Magyaren auf die deutschen Erbländer der österreichischen Monarchie mit einer Art Mitleid herabsehen, weil diese keine Constitution haben. Müßten aber nicht diese Länder an den Uebeln jener oligarchischen Verfassung, die weder einen Bauern- noch Bürgerstand aufkommen ließ, und früher bei jeder Königswahl und später noch bei manchem Reichstage ihre und des Reiches Grenzen

Ganz in der Nähe, auf denselben Platz wenigstens herabblikkend und durch eine Menge zum Theil unansehnlicher Bürgerhäuser ungebürlich verengt, durch die man sich den Zugang erst suchen muß, ist die erste Pfarrkirche der Stadt, die Teynkirche. Der erste christliche böhmische König, Borziwog, legte 871 den Grund zu ihr; beträchtlich erweitert wurde sie durch deutsche Kaufleute 1407. Zur Zeit der Hussiten spielte sie mehrmals eine wichtige Rolle, denn hier war der einflußreiche und ränkesüchtige Rokyczana, der nachherige Erzbischof, 1436 hussitischer Pfarrer; hier ward 1458 Georg von Podiebrad zum Könige erwählt. Aber das Sinnbild der hussitischen Lehre, ein vergoldeter Kelch nebst einem Schwerte, welches über dem Haupteingange am Giebel glänzte, wurde nach der Schlacht am weißen Berge mit einer Bildsäule der Madonna vertauscht, die jetzt an dieser Stelle prangt. In der Kirche liegt der schon erwähnte Tycho de Brahe begraben. Sie hat einige schöne Gemälde, und erinnert durch Größe und verhältnißmäßige Dimensionen an die Sandkirche in Breslau. In dieser Kirche findet jährlich mit großem Gepränge die Einführung des Rectors der Universität in sein Amt Statt,

---

zweifelhaft machte, oft schwer mitleiden? Vorzüglich Böhmen ist den Ungarn ein Gegenstand des Mitleids, weil es eben eine solche Oligarchenverfassung verloren hat. Aber ist Böhmen nicht das wichtigste Land der österreichischen Monarchie, und als solches eines der wichtigsten Länder Deutschlands und Europas? Wäre Ungarn so blühend, so bürgerfrei wie Böhmen, was wäre es dann für den eigenen Vortheil und was für Oesterreich und durch Oesterreich für die Welt! — Ueberhaupt wird besonders in der neuesten Zeit aus dem wiedererwachten Particularismus der verschiedenen Bestandtheile der österreichischen Monarchie der welthistorische Beruf derselben verkannt, der sich in folgende Worte zusammenfassen läßt: Sie soll auf einem Weltplatz, wo die bunteste Mischung und Theilung der Völker beginnt, und zugleich seit Jahrhunderten das geistigtödtende und in dumpfe Einförmigkeit begrabene Asien in das lebensvolle und lebenslustige Europa hineinragt und hereindroht, den einzelnen in der Vereinzelung unmächtigen und sicherer Verschlingung preisgegebenen Stämmen durch Vereinigung zu einem starken Ganzen die Behauptung einer möglichst selbstständigen Entwickelung sichern: Oesterreich soll diesen Stämmen die Weltbildung vermitteln, soll ihnen eine welthistorische Thätigkeit und Würde dadurch möglich machen, daß sie eben in der Vereinigung zu einer Gesammtmacht für Deutschland und daher für das ganze staatsrechtliche Leben Europa's ein fester Stützpunkt, gegen und für das asiatische Europa aber eine starke Schutzwehr und zugleich die Vermittler und Pflanzer der Bildung sind.

und dieſe Erwähnung veranlaßt mich, die in der Nähe befindlichen Gebäude derſelben, namentlich das Karolinum, das den Namen des Stifters Karls IV. trägt, zu ſchildern. — Dieſer berühmte, von 1346—1378 auch über Deutſchland herrſchende Fürſt, iſt ohnſtreitig der größte Wohlthäter Böhmens. Unter dieſen Wohlthaten ſteht die Errichtung der erſten deutſchen Hochſchule, deren Stiftungsbrief vom 6. April 1348 datirt, oben an. Er räumte den Mitgliedern dieſelben Privilegien und Vortheile ein, welche die Univerſitäten der Städte Paris und Bologna genoſſen, an deren erſteren er ſelbſt ſeine Bildung erhalten hatte; zugleich berief er die namhafteſten Gelehrten des In- und Auslandes an dieſelbe, und ernannte den jedesmaligen Erzbiſchof von Prag zu ihrem Kanzler, was er heute noch iſt. Sämmtliche Studirende wurden in vier Nationen abgetheilt: in die böhmiſche, wozu auch die Mährer und Ungarn gehörten; in die bairiſche, zu der ſich auch die Oeſterreicher, Schwaben, Franken und Rheinländer hielten; in die polniſche, zu der man auch die Schleſier, Lithauer und Ruſſen rechnete; endlich in die ſächſiſche, zu der auch die Thüringer, Dänen, Schweden und Engländer gehörten. Aber das friſche Emporblühen der erſten deutſchen Hochſchule wurde ſchon unter des Gründers Sohne und Nachfolger, Wenzel IV. getrübt. Der ungeheure Zudrang von Studirenden, deren Menge ſich auf die unglaubliche Zahl von weit über 20,000 belaufen haben ſoll, deren Mehrzahl aus Deutſchen beſtand, kränkte wegen des Uebergewichts der deutſchen Stimmen bei Beſetzung von Univerſitätsämtern die Böhmen, und ein Stockböhme, Johann Huſſ, trug 1408 zum Verfall derſelben das Meiſte bei, denn die in ihren Rechten ſich gekränkt fühlenden Nichtböhmen wanderten 1409 aus und gaben Veranlaſſung zur Stiftung neuer Univerſitäten, namentlich von Leipzig, Ingolſtadt u. ſ. w. Der damalige Rektor Joh. Hoffmann, und der Dekan der Theologie, Joh. Otto von Münſterberg, begaben ſich nach Leipzig, Heilmann von Worms und Ditmar von Schwerte, zwei andere gefeierte Lehrer, gingen mit ihrem Anhange nach Heidelberg. Daß ſeit der Zeit die Zahl der Lernenden nie mehr die Hälfte der frühern Menge erreicht hat, verſteht ſich von ſelbſt, obwohl Prag immer noch eine der ſtärkſten Univerſitäten nicht blos Deutſchlands, ſondern auch Europas iſt, und mit Recht iſt man geſpannt auf das Halbtauſendjährige Jubiläum, das in wenigen Jahren (6. April 1848) gewiß mit entſprechendem Glanze,

z. B. mit der Errichtung eine Bronze-Statue K. Karls IV. hier gefeiert werden wird. Jetzt befinden sich in dem Karolinum, das durch Häuserankäufe vergrößert worden ist, und trotzdem seinem Zwecke nicht ganz genügt, blos die Hörsäle für die Juristen und Mediziner, für die beiden andern Fakultäten sind dieselben in dem sogenannten Clementinum oder dem ehemaligen Jesuiten-Collegium, welches kolossale Gebäude unweit davon auch noch in der Altstadt sich befindet, und das geräumig genug ist, auch den, durchschnittlich 300 Köpfe starken Zöglingen des Priesterstandes, den sogenannten Alumnen, zur Wohnung zu dienen, das Altstädter Gymnasium, die kaiserliche Bibliothek, die ohngefähr 10000 Bände zählt, das nicht unbeträchtliche Naturalien- und physikalische Kabinet, die Akademie der bildenden Künste, eine Buchdruckerei, zwei Kirchen, die St. Clemens- und Salvators-Kirche in sich aufzunehmen. Zum Beweise, daß Prags Universität zu den besuchtesten Europas gehört, mag folgende Berechnung der Studirenden aus dem Jahre 1836 gelten: Theologen 212, Juristen 779, (also mehr als die Universität Breslau, auch die einzige in Schlesien, in demselben Jahre Mitglieder in allen vier Fakultäten zählte), Mediziner mit Pharmaceuten und Chirurgen 848, Philosophen 2433, also 4271. Ueber die unverhältnißmäßig große Zahl der Philosophen wirst Du wahrscheinlich näheren Aufschluß haben wollen, denn nach unserer Einrichtung würdest Du fragen, was aus dieser Unzahl von Philosophen werden solle? Zur Erläuterung mag Folgendes dienen: Auf den österreichischen Gymnasien dauert der Cursus, zu dem man in einem Alter von 10 Jahren zugelassen wird, nicht, wie in Preußen acht, sondern blos sechs Jahre, wie in Baiern. Der Unterricht beginnt täglich um acht Uhr und schließt um zehn Uhr; Nachmittags ebenfalls zwei Stunden, von zwei bis 4 Uhr; doch ist der ganze Donnerstag, so wie vom Dienstag der Nachmittag frei. Nach sechs Jahren bezieht der etwa sechszehnjährige Jüngling entweder ein Lyceum, d. h. eine Anstalt, wo Philosophie und Theologie gelehrt wird, oder eine Universität, wo dies ja auch geschieht.

Nach zweijährigen Studien allgemeiner Wissenschaften, zu denen man ohne Unterschied der künftig zu wählenden Fakultät verpflichtet ist, tritt erst die Wahl des Fachstudiums ein, und daher ist die Zahl von 2433 Philosophen zu erklären, die mithin den Primanern Norddeutschlands gleich kommen. Du siehst also, daß

in Betreff des Maaßes der Freiheit eine andere Vertheilung herrscht, als in Preußen: während im letzteren Lande und ebenso im ganzen Norden Deutschlands die eng begrenzte und unter strenger Aufsicht gehaltene Gymnasial-Jugend acht Jahre lang diesen Beschränkungen sich unterwerfen muß, schüttelt der österreichische Jüngling diese Fesseln schon nach sechs Jahren von sich, bleibt aber dafür auch die folgenden fünf oder sechs Jahre größeren Beschränkungen unterworfen, als der norddeutsche Student, denn er ist z. B. zum täglichen Besuch der Vorlesungen verpflichtet, und es wird auf die Erfüllung dieser Pflicht streng gesehen; ebenso ist die Wahl der Vorlesungen nicht von ihnen abhängig, außer den wenigen, die man nicht obligate nennt; der Besuch des Gottesdienstes und die Theilnahme am Gebrauche der kirchlichen Heilsmittel ist an bestimmte Zeiten gebunden, so wie jedes Semester mit einem strengen Examen schließt, dessen zwei Mal unglücklicher Ausgang von der Fortsetzung der gelehrten Laufbahn für immer ausschließt, ja bei ungünstigen Sitten-Zeugnissen das wichtige Privilegium, das der Militairfreiheit raubt, mithin die höchst unerfreuliche Möglichkeit darbietet, vierzehn Jahre als gemeiner Soldat dienen zu müssen. Die Universität ist also in Oesterreich durchaus nichts anders, als ein im höheren Maaßstabe und in liberaleren Grundsätzen fortgesetztes Gymnasium, wo außer Sonn- und Feiertagen der ganze Donnerstag und der Dienstag Nachmittag, zu Weihnachten blos zwei Tage, der letzte Tag jedes Jahres, die drei letzten Tage des Carnevals, zu Ostern sechs Tage, nämlich von Mittwoch vor, bis Dienstag nach Ostern, zu Pfingsten blos zwei Tage und endlich die Hauptferien vom 7. August bis 4. Oktober frei sind. Diese Einrichtung ist bei Gymnasien und Universitäten dieselbe, sowie man auch den Unterschied nicht kennt, den man in Norddeutschland zwischen den Lehrenden und Lernenden an der einen und der andern Anstalt macht: in Oesterreich heißt Jeder, der sich mit den Wissenschaften beschäftigt, es sei auf einem Gymnasium, Lyceum oder einer Universität, ein Student, und der sie lehrt, ein Professor. Böhmen besitzt 22 Gymnasien mit 5398 Schülern, darunter 14 geistliche (nämlich 7 Piaristen-Gymnasien zu Prag, Budweis, Leitomischel, Reichenau, Jungbunzlau, Brüx und Schlackenwerth — 3 Prämonstratenser Gymnasien zu Pilsen, Deutschbrod und Saaz, zwei Benedictiner Gymnasien zu Klattau und Braunau, ein Cisterzienser Gymnasium zu Commotau und ein Augu-

ſtiner Gymnaſium in böhmiſch Leipa. Ferner 8 weltliche: 2 in Prag, 1 in Königgrätz, Eger, Neuhaus, Leitmeritz, Gitſchin und Piſek.

Um von den Kirchen der Altſtadt noch einige zu erwähnen, ſo gedenke ich hier der, dem heiligen Franziskus Seraphikus geweihten Kirche, welche nach mehrmaligen Zerſtörungen durch Feuersbrunſt im italieniſchen Stile umgebaut wurde und dem Ritterorden der Kreuzherrn mit dem rothen Stern gehört; die ſchöne Kuppel iſt von dem ſchon erwähnten Maler Rainer ausgemalt; von demſelben Künſtler findet man auch Fresken in der Dominikaner-Kirche; beträchtlicher iſt die alte St. Jakobs-Kirche neben dem Minoriten-Kloſter, wo an den Seitenaltären Gemälde des trefflichen Brandel, namentlich eine Himmelfahrt Mariä bewundert wird. Eine der ſchönſten und größten Kirchen aber iſt trotz der Ueberladung die St. Nikolaus-Kirche, deren gewaltige Kuppel der Maler Balko, deren Schiff Graker ausmalte: rieſenmäßige Statuen von Marmor tragen zum Schmuck derſelben nicht wenig bei.

Noch habe ich kein Wort von der Neuſtadt geſprochen, die von Karl IV. herrührt. Ihre Straßen ſind breiter und regelmäßiger als in den übrigen Stadttheilen, auch befindet ſich hier der größte Platz Prags, der ſogenannte Viehmarkt, länglich viereckig, deſſen eine Seite das rieſenmäßige Krankenhaus einnimmt. Die hier gelegenen Kirchen verdienen, vom künſtleriſchen Standpunkte aus betrachtet, einen Beſuch, z. B. die höchſte Kirche Prags zu Maria-Schnee, die St. Stephans-Kirche mit einem trefflichen Gemälde am Hochaltar, die Taufe Chriſti am Jordan vorſtellend, vom Maler Zimbrecht. Auch das Rathhaus rührt von Karl IV. her, aber nicht in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt. Hier ward durch einen Steinwurf aus dem Gebäude auf einen huſſitiſchen Prieſter die Loſung zum Fenſterſturze der Rathsherrn gegeben, welche von Soldaten mit Spießen aufgefangen wurden, durch welche Begebenheit die Huſſitenkriege zum Theil veranlaßt wurden. Jetzt dient das Gebäude zum Kriminalgericht und Gefängniß.

Doch Du verlangſt ins Freie geführt zu werden, und ſo folge mir denn über die zierliche Kettenbrücke in den geſchmackvollen Garten und in die Villa des Fürſten Kinsky, die am Fuße des Lorenzberges auf hügelichem Boden ſich erhebt und einen ſehr wohlthätigen Eindruck hervorbringt. Gleich am Eingange erblickt man im Hintergrunde hinter Blumengruppen die herrliche, im

schönsten italienischen Stile errichtete Villa, von außen mit einer reichen Orangerie umgeben, die Hauptstiege im Innern aber mit Blumen geschmückt. Rechts davon erhebt sich der Garten über die Hügel hinan, zu deren Höhenpunkten eine Menge sich vielfach schlängelnder Fußsteige leitet, von deren Gipfel man eine prachtvolle Ansicht der hundertthürmigen Stadt, ja weit über dieselbe hinaus einen Umkreis von mehr als sieben Meilen überblickt. Auf der Mitte des Berges ist ein Schweizerhaus, die Gärtnerwohnung, mehrere Glashäuser u. dgl. Ein großer Teich gewährt die Mittel zur Bewässerung, ja zu einem doppelten Wasserfalle. Nicht minder sehenswerth ist am nordwestlichen Abhange des Laurenzberges der englische Garten des Fürsten Lobkowitz.

Am liebsten aber war mir der Genuß, den mir die Aussicht von der sogenannten Hasenburg, einem leider nicht stark besuchten Vergnügungsorte, hoch oben auf dem Laurentiusberge gewährt, wo ich stundenlang am Fenster lag, um das reizvolle Bild tief in meine Seele zu prägen. Diese Aussicht übertrifft noch die auf dem Hradschin und Strahow erwähnte.

Unter den Gärten, welche innerhalb der Stadt weniger von den Einheimischen als von den Fremden gern besucht zu werden pflegen, nimmt der gräflich Wallensteinsche mehr seines ehemaligen Besitzers wegen eine der ersten Stellen ein. Dieser Park liegt auf der Kleinseite an dem Palaste, in dem einst der mächtige unglückliche Herzog von Friedland hauste; mehrere Theile dieses umfangreichen Gebäudes, z. B. die Muschelgrotte sind in dem Zustande erhalten, in dem sie der erwähnte Erbauer gegründet hatte. Der Garten ist dem Publikum Donnerstags und Sonntags geöffnet. Ueber den berühmten Herzog von Friedland, den man endlich einmal aufhören sollte, Wallenstein zu schreiben, da die heute noch bestehende Familie desselben sich Waldstein nennt, welche Benennung auch urkundlich der gefeierte, mehr gefürchtete als geliebte, aber zu den größten Heerführern aller Zeiten gerechnete Herzog geführt hat, seien mir einige Worte vergönnt. Freigesprochen von jedem Verbrechen, ja fast sogar von aller Schuld, von jeder Absicht des Verbrechens ist er von dem preußischen Hofrath Dr. Friedrich Förster, der drei Theile Waldsteinischer Briefe herausgegeben, und die Schuld des tragischen, tief erschütternden Schicksals dieses seltenen Mannes auf die Jesuiten schiebt. Dieselben haben aber beredte Vertheidiger sowohl an Karl Adolph

Menzel (Gesch. des 30jährigen Krieges, 2ter Theil. Breslau 1837) als an dem Grafen Mailath (im dritten Bande seiner Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, und in einem eigenen Werke: Wallensteins Prozeß vor den Schranken des Weltgerichts und des k. k. Fiskus in Prag) gefunden. Eben so haben K. A. Mebold (in seiner Geschichte des 30jährigen Krieges, 2ter Theil 1840) und Barthold (in seiner Geschichte des großen deutschen Krieges (im 3ten Kapitel des 1sten Theiles) sich gegen Waldstein ausgesprochen, und ihn wenigstens nicht von dem Verdachte der Zweizüngigkeit und Achselträgerei befreit, und nachgewiesen, daß der Kaiser an seiner Ermordung unschuldig gewesen sei. „Die Beschränkung, sagt Barthold, zweier sich widersprechender Befugnisse — als Oberfeldherr mit unumschränkter Gewalt, und doch zugleich als ein Diener des Kaisers, und als Reichsfürst, an deren abwechselndem Gebrauche Waldstein ein spielendes Gefallen trug, konnte nimmermehr befriedigend enden, da die spanische und baiersche Partei im Rathe Ferdinands nicht ohne Grund das eigenmächtige, beleidigende Verfahren jenes haßte und über die Mittel des Krieges und des Friedens eine Verschiedenheit der Ansichten zwischen beiden sich entwickelte. Zweitens ist es unläugbar, daß Waldstein der macchiavellistischen Politik seines Jahrhunderts bis zum Uebermaaße huldigte, die Schleichwege einer unedlen Diplomatie zu hoch über ehrenvolle kluge Offenheit und über die Waffengewalt setzte, durch die Widersprüche seines Verfahrens den Kaiser, seine Freunde und Feinde an sich irre machte und zuletzt, durch die Gewalt der Ereignisse an sich selbst irre geworden, unterliegen mußte. Drittens, daß seine Verbindung mit Frankreich, das noch nicht den eigentlichen Schauplatz des Krieges mit den Waffen betreten, und welches er, im fernen Böhmen und Schlesien stehend, nicht berücken und wie die Schweden plötzlich überwältigen konnte, die Möglichkeit eines Verraths in seiner Seele herausstellte, und da sie nicht verborgen blieb, allein schon dem Kaiser ein heiliges Recht gab, eines so gefährlichen Unterthanen, des höchstbetrauten Führers seiner Waffenmacht, sich zu entledigen. — Waldstein mußte fallen in Folge seiner grundfalschen Stellung zu seinem Gebieter so wie in Folge seiner grundfalschen Diplomatie; er fiel mit Recht, wenn auch fast unerklärlich ohne Ankläger, wegen seiner eingegangenen verrätherischen Verbindung mit Frankreich. In Wien wußte man da-

von. Daß Waldstein solche Entwürfe, mit seines Kaisers Feind sich zu verbinden, nur angehört hat, besiegelt seine Schuld und rechtfertigt des Kaisers Entschluß. Selbst, wenn er nicht nach der böhmischen Krone trachtete, mußte jeder, auch noch so milde Fürst mit Angst vor solchem diplomatischen Spiele seines Feldherrn erfüllt werden. Waldstein war schon vor seiner Entsagung auf dem Wege, ein Verräther zu werden; und Böhmens Besitz däuchte dem maaßlos Ehrgeizigen nicht unmöglich. Hatte doch Georg Podiebrad, ein böhmischer Edelmann, vor ihm die Krone getragen, und hatte sich jener gleich dadurch aufgeschwungen, daß er sich an die Spitze der Bewegung gestellt, die Waldstein durch blutige Verfolgung an Leib und Gut niedergehalten, so mochte dieser, in der Ueberschätzung seiner Mittel und seiner Gewalt als Heerführer, in Verbindung mit den bewaffneten Feinden des Kaisers doch sich stark genug halten, als Herrscher seiner Landsleute sich zu behaupten. Aber so rasch und verhängnißvoll brachte er selbst die Dinge zum Umschwunge daß ihm nicht Zeit blieb, sich auf Frankreichs Erbietungen zu stützen, ja nicht einmal, sie zu erfahren, und daß er ohne irgend einen Genuß ein todtgebornes Verbrechen mit dem Leben büßen mußte." Und Menzels Worte: „Rücksicht auf den französischen Hof, mit welchem damals noch kein offener Bruch stattgefunden, hat den Kaiser bewogen, in seinem Manifeste diesen Punkt mit Stillschweigen zu übergehen. Ist eine solche, wahrscheinliche Mittheilung über diese beabsichtigte Verbindung Waldsteins mit Frankreich erfolgt, so wird es erklärbar, daß Ferdinand Anklagen, denen er so lange Gehör versagt hatte, auf einmal Gehör gab, und einen, im Geiste der damaligen Justiz ausgefertigten Befehl, die Hochverräther lebend oder todt zu ergreifen, ohne die Besorgniß, hiemit ein Unrecht zu begehen, unterzeichnete. Auch die mildesten der heutigen Herrscher würden gegen einen Heerführer, der sich geheime Unterhandlungen mit einer fremden oder gar mit einer feindlichen Macht erlaubt hätte, zu geringer Schonung sich verpflichtet erachten. Es gehört zu den Sonderbarkeiten in dieser traurigen Geschichte, daß gerade solche, welche beschuldigt worden sind, zu Waldsteins Sturz mitgewirkt zu haben, die Jesuiten, die Nachricht von seinen Körperleiden aufgezeichnet und zu einer Zeit, wo kein Anderer in den kaiserlichen Staaten etwas zu seiner Vertheidigung vorzubringen gewagt hätte, seine Unschuld behauptet haben, indem sie die Worte

drucken ließen: Niemand soll übel von Waldstein sprechen." Unabhängig von der Schuld oder Unschuld des unglücklichen, wahrlich nicht gewöhnlichen Mannes ist der, seit einigen Jahren, noch zu Lebzeiten Kaiser Franz I. erneuerte Prozeß, den seine Familie mit dem Fiskus in Betreff der Rückgabe der eingezogenen Güter des Ermordeten angefangen hat, da im Belehnungs- oder Majestätsbriefe vom 11. Mai 1627, durch welchen das Herzogthum Friedland als Fideicommiß-Majorat anerkannt und bestätigt wurde, sich die Worte finden, daß es unter keinen Umständen der Confiskation sollte unterworfen sein, selbst nicht in dem Falle, „wenn auch der eine oder andere der künftigen Herzoge von Friedland sich des criminis laesae majestatis schuldig machen und am Leben gestraft werden sollte."

Ein Lieblings-Erholungsort der Prager ist die sogenannte Färberinsel, die im Mittelpunkte der Stadt gelegen und durch ihren gegenwärtigen Besitzer Notwotny mit vielem Geschmacke neulich umgestaltet wurde, indem sie mit Rasenplätzen, herrlichen Baumgruppen, einem prächtigen Springbrunnen und einem ganz neuerbauten palastförmigen Gasthause geschmückt ist, so daß alle Ansprüche an einem großartigen Vergnügungsort hier gelöst sich vorfinden. Durch ein ansehnliches Portal gelangt man in einen Vorsaal und aus diesem in den Hauptsaal, der 100 Fuß lang, 50 hoch, 45 breit ist, und durch 7 Kronleuchter, von denen der größte in der Mitte hängt und 40 Lampen trägt, mehr als hinlänglich beleuchtet wird; vergoldete Wandleuchter, ungeheure Wandspiegel in vergoldeten Rahmen, kostbare Divans, die sich an den Wänden herumziehen, werthvolle, an den Fenstern herabschwebende Gardinen erheben diesen Gesellschaftssaal zu einem der schönsten von allen denen, die nicht blos in Prag, sondern wohl in ganz Deutschland jedem Besucher zugänglich sind. Nicht minder überraschend ist die Aussicht auf dem Balkon, von wo man die ganze grüne Insel, die Krümmungen des mächtigen Stromes, die zu jeder Tageszeit ungemein belebten Brücken, den Volksgarten und die Paläste des Hradschin mit einem Blicke übersieht. Der südliche Theil der Insel ist mit herrlichen Linden- und Kastanienbäumen bepflanzt und geräumig genug für 3000 Besucher. Hier war es, wo ich 1837 die Naturforscher beim Mittagsmahle antraf.

Minder glänzend doch in gewissen Jahreszeiten nicht minder

ſtark beſucht iſt die ſogenannte Schützeninſel, deren eigentliche Beſtimmung der Name enthält. Unter den Beluſtigungsörtern der Umgegend nimmt der ſtädtiſche Park zu Lubentſch oder Baumgarten, der eine halbe Stunde hinter dem Dome liegt, die erſte Stelle ein. Man könnte ihn den Prater der Prager nennen, ja er übertrifft ihn an ſchönen Ausſichten. Hier war es, wo Kaiſer Ferdinand in ſchlichter bürgerlicher Kleidung am Arm ſeiner kaiſerlichen Gemahlin nach den rauſchenden Krönungsfeierlichkeiten friſche Luft ſchöpfend umher wandelte, und durch nicht blos herablaſſende, ſondern ſogar zuvorkommende Freundlichkeit auch die Gemüther der Fremden gewann. Du hätteſt ihn ſehen ſollen, wie er zuerſt vor der Geſellſchaft, bei der ich mich befand, gnädig grüßend das Haupt entblößte, ſo daß wir uns, die wir ihn nicht kannten, auf die Nachricht davon, daß dies der erſte Monarch der Chriſtenheit geweſen ſei, d. h. dem Range nach die erſte Perſon auf Erden, innerlich beſchämt fühlten.

In weiterer Entfernung von Prag liegt ein von König Georg von Podiebrad 1538 erbautes Luſtſchloß, von ſeiner Geſtalt der Stern genannt, rings umgeben von einem parkartigen Thiergarten. Er befindet ſich vor dem Strahower Thore, und man zeigt heute noch den ſogenannten Königsſitz, wo Friedrich der Große von Preußen bei der Belagerung von Prag 1754 mit Vorliebe verweilte. Vor dem Kornthore ſind die viel beſuchten und mit Recht ſehr beliebten Wimmerſchen Anlagen, welche ſehr anziehende Ausſichten, beſonders vom Weinberge aus über das Thal gewähren und einen bedeutenden Raum einnehmen.

Das Hauptintereſſe Prags iſt aber ein hiſtoriſches. Die Geſchichte Prags iſt jedoch nicht von der Geſchichte Böhmens zu trennen, von der Du Dich aber mit einem dürren Skelette begnügen mußt. Die älteſten Bewohner des Landes waren Bojer, daher der Name Bojohemia, abgekürzt Bohemia, deutſch Böhmen; dieſe Bojer wurden ſchon im I. Jahrhundert nach Chriſti durch die mächtigen Markomannen verdrängt, welche im VI. Jahrhundert von Slaven, und zwar den Czechen unterworfen wurden. Mit ihnen erſt beginnt die fabelhafte Geſchichte des Landes, und die in der Zauberei erfahrene Libuſſa, ihr Gemahl Przemisl, ein ehemaliger Bauer, der nach ihrem Tode erfolgte Weiberkrieg, welcher mehremals als Romanſtoff, namentlich von Van der Velde benutzt worden iſt, werden Dir noch hinlänglich erinnerlich

sein. Die Nachkommen dieses Przemisl beherrschten eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch nicht nur Böhmen, sondern Mähren und Schlesien, standen aber, wie alle Fürsten Deutschlands, trotz ihres Königs-Titels in einiger Abhängigkeit, d. h. im Lehnsverbande mit dem deutschen Reiche. Der glänzendste, unstreitig mit vielen Vorzügen ausgezeichnete Herrscher aus diesem Stamme war Ottocar II., der während der Zeit des Interregnums, das von 1250—1272 dauerte, sich auch sogar Oesterreichs, Kärnthens und Steiermarks bemächtigt hatte; aber da er den neugewählten König der Deutschen, Rudolph von Habsburg, nicht als seinen Lehnsherrn anerkennen wollte, gerieth er mit demselben in Krieg, dessen Resultat seine Niederlage und sein Tod in der Schlacht auf dem Marchfelde bei Wien 1278 war. Der neueste Geschichtschreiber Böhmens, Franz Palazky, von dessen inhaltreichem Werke bis jetzt 3 Bände erschienen sind, ist unerschöpflich in dem Lobe dieses, wie er behauptet, von den deutschen Historikern verleumdeten Fürsten; „Frömmigkeit und Tapferkeit Schutz der Schwachen und Rechtlichkeit, feine Sitte und heiterer Lebensgenuß paarten sich aufs Innigste in seinem Charakter; in allen seinen Handlungen offenbarte sich ein höherer Schwung des Geistes, das Gefühl wahrhaft königlicher Würde und Ehre. Freundlich gegen Jedermann und doch auch zurückhaltend, sprach er nicht viel, aber mit Geist und Wahl, und wo nöthig, auch mit seltner Beredsamkeit; doch niemals kam ein Fluch, nie ein unziemliches Wort über seine Lippen.“ Der Verfasser zieht dann eine Parallele zwischen ihm und dem reichbegabten Joseph II., geht jedoch über die Grenzen der Wahrheit hinaus, wenn er ihn den größten politischen Reformator des Mittelalters, wenn auch vielleicht nicht für Europa, doch unbedingt für Böhmen zu preisen wagt. —

Als das Geschlecht Ottokars mit Wenzel V. 1305 ausstarb, erwählten die böhmischen Stände den Sohn Kaiser Heinrich IV. aus dem Hause Luxemburg, Johann, der, obwohl erst 14 Jahre alt, den einzigen noch übrigen Sprößling, die Schwester des letzten Königs, Elisabeth, heirathete, zum König von Böhmen, der während seiner von 1310—1346 dauernden Regierung (1335) auch Schlesien damit vereinigte. Das ist der abenteuerliche Fürst, der Böhmen, nur besuchte, wenn er Geld brauchte, in ganz Europa herumzog, bald in Avignon, bald in Preußen, bald in Luxemburg war, während welcher Zeit in Böhmen Willkür und Fehde herrsch-

ten. Trotz dem war Prag im Jahre 1328 so volkreich, daß es seinem Könige innerhalb dreier Tage 10,000 Mann zu Fuß und zu Roß stellen konnte. Das tragische, eines Abenteuers würdige Ende dieses unterdeß blind gewordenen Königs in der Schlacht bei Crecy 1346, der ersten, in welcher des groben Geschützes Erwähnung geschieht, ist weltbekannt. Er war den Franzosen, die unter Philipp VI. hier gegen die Engländer kämpften, welche unter Eduards III. tapferem Sohne, dem von seiner Rüstung sogenannten schwarzen Prinzen, zu Hilfe gekommen, ließ sich sein Pferd zwischen die zweier Ritter binden, denn er wollte auch einen Schlag versuchen, wobei er aber sein Leben verlor. Wer nach historischen Parallelen, wie ich, förmlich Jagd macht, dem kann die große, ja auffallende Aehnlichkeit nicht entgehen, welche zwischen diesem Beherrscher Böhmens und dem Könige Pyrrhus von Epirus, der den Tarentinern gegen Rom zu Hilfe kam, dessen Tapferkeit also auch für Geld zu haben war, und der einen nicht minder gewaltsamen Tod starb, indem er 272 vor Christi bei der Erstürmung von Argos durch einen von Weiberhand geworfenen Stein getödtet wurde, Statt findet.

Was der Vater vernachläßigt, holte sein Sohn, Kaiser Karl IV. weder ein *) Unter ihm erhob sich der Wohlstand Prags und Böhmens überhaupt zu einer weder vor noch nach ihm dagewesenen Höhe. Er erweiterte die Stadt zu ihrem gegenwärtigen Umfange, schmückte sie mit herrlichen Gebäuden, von denen man die wichtigsten bei Palazky (Geschichte Böhmens II. Bd. II. Abth. S. 418) aufgezeichnet findet, und wovon bloß hier die Prager Burg, die Domkirche zu St. Veit, die Maria-Schneekirche in der Neustadt, der Karlshof daselbst, das Ambrosiusstift, so wie die berühmte Brücke erwähnt werden soll. Begreiflicher Weise wetteiferten die Erzbischöfe und anderen Großen mit ihrem Könige, so daß nicht bloß Prag, sondern auch viele andere Städte Böhmens so ansehnliche Kirchengebäude erhielten, daß nach dem

*) Vergl. Schottky die Carolinische Zeit oder der äußere Zustand, die Sitten und Gebräuche Prags und Böhmens überhaupt, und insbesondere während der Regierung Kaiser Karls IV., nebst vorausgehenden geschichtlichen Abhandlungen über den heiligen Johann von Nepomuk u. s. w. Prag 1830 bei Wehl. Mit Kupfern. — Bei demselben 1831: Rückblicke auf Böhmens früheste Vorzeit, von Czech's Ankunft im Lande bis zum Ende des Amazonen- oder Mädchen-Krieges gegen die Männer.

Urtheile eines geistreichen Italieners, des Aeneas Silvius, aus dem Hause Piccolomini, der nachher unter dem Namen Pius II. auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde, kein Land in Europa sich in dieser Hinsicht mit Böhmen messen konnte. Das Hauptverdienst dieses geistreichen Königs war die schon erwähnte Stiftung der ersten deutschen Universität zu Prag 1348. Bei der Beurtheilung dieses Fürsten tritt die böhmische und deutsche Geschichtschreibung weit auseinander. Die Deutschen sind wegen der Vernachlässigung Deutschlands übel auf ihn zu sprechen, und schon Kaiser Maximilian I. nannte ihn Böhmens Vater, aber des heiligen römischen Reiches Stiefvater. Der genannte Geschichtschreiber Palazky nimmt den Lieblingsbeherrscher seiner Nation kräftig in Schutz, indem er sich folgendermaßen ausspricht: „Carl war ohne Zweifel der gelehrteste Kaiser des Mittelalters, und gewiß einer der größten Gelehrten seiner Zeit; er schrieb und sprach 5 Sprachen, böhmisch, deutsch, lateinisch, französisch und italienisch mit gleicher Fertigkeit, stand mit Petrarka im Briefwechsel, war selbst Schriftsteller im historischen, juristischen und theologischen Fache, und seine Selbstbiographie zeichnet sich durch Treue und Reichhaltigkeit des Inhaltes aus. Unter ihm trieb die Literatur hoffnungsreiche Blüthen; er erhob das bisherige Bisthum Prag zu einem Erzbisthume; der erste Erzbischof war Arnest v. Pardubitz, der auf dem Gymnasium zu Glatz seine Bildung erhalten und in der dasigen Pfarrkirche begraben liegt.

Bekannter als die Literatur ist heute die Blüthe, zu welcher unter Carl IV. die schöne Kunst sich in Böhmen erhoben hatte. Die schönsten Gemälde aus dieser Zeit befinden sich auf dem sogenannten Karlsteine, einem festen Schlosse mit einer Kirche, 3 Meilen von Prag entfernt. Auch gegen den Vorwurf, den ihm deutsche Schriftsteller gemacht, indem sie sagen, daß er aus Italien nicht Ruhm und Lorbeeren, sondern volle Geldbeutel mitgebracht habe, rechtfertigt Palaczky S. 378 und 379 seinen Lieblingsherrscher, indem er sich darauf beruft, daß er trotz der von Florenz, Siena, Pisa, Lucca u. s. w. erhaltenen Summen doch noch in Florenz sogar seine Kaiserkrone versetzen mußte, um nur Geld zu erhalten, womit er seine Truppen von Gewaltthaten abhielt. „Bei dem Klange seines Namens, sagt Palaczky Seite 403, erwärmt noch heute jedes Böhmenherz, und jeder Mund fließt über von Dank und Verehrung gegen die Manen eines Herrschers, der in der

Volksüberlieferung der Repräsentant der höchsten Blüthe und Wohlfahrt seines Landes geworden ist." Auch für Deutschland hat Carl IV. wenigstens das unstreitbare Verdienst, daß er durch die goldene Bulle das Wahlrecht der deutschen Könige auf 7 sogenannte Kurfürsten, drei geistliche, die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, und 4 weltliche, nämlich die Beherrscher von der Pfalz, Brandenburg, Sachsen und Böhmen, beschränkte und dadurch wenigstens den Ränken und Gewaltthaten engere Gränzen steckte. Das Denkmal auf seinem Grabe könnte ersetzt werden durch die Wiederholung der Inschrift auf dem Grabe Wren's, dem Erbauer der St. Paulskirche in London, welche heißt: Si quaeris monumentum, circumspice. Unwillkürlich drängt sich die Parellele zwischen ihm und Ludwig I., König von Baiern auf; wie dieser letztere um München nicht nur, sondern um ganz Baiern sich unsterbliche Verdienste erworben, eben so unleugbar, und auch dem Stumpfsinnigsten einleuchtend sind die Wohlthaten, welche der IV. Carl nicht blos über Prag, sondern über ganz Böhmen gehäuft.

Aber der Geist des Vaters war auf seine Nachkommen, besonders auf den Sohn, der ihm in Böhmen folgte, Wenzel IV., als deutscher Kaiser der Erste und Letzte, nicht übergangen; in Böhmen herrschte er von 1378 bis an seinen Tod 1419; in Deutschland aber blos bis 1400, in welchem Jahre er abgesetzt und Ruprecht von der Pfalz an seiner Stelle ernannt wurde. Unter diesem rohen und gewaltthätigen, von den Deutschen der Faule genannten Herrscher brachen die Hussitischen Unruhen aus, die zugleich seinen Tod beschleunigten. Ein Steinwurf, welcher bei öffentlichem Umgange vom Neustädter Rathhause aus einen den Kelch tragenden Priester getroffen hatte, war die nächste Ursache zur Erstürmung dieses Gebäudes und zur Ermordung von 13 Rathsherrn. Nun zog der rasende Pöbel unter Ziscas Führung plündernd und mordend durch die Stadt und zerstörte besonders Kirchen und Klöster. Natürlich blieben ihnen die Gegner nichts schuldig, und die Bergleute zu Kuttenberg stürzten die gefangenen Hussiten zu Hunderten in die dasigen Schachten. Vergebens führte Wenzels Bruder und Nachfolger Kaiser Siegismund, der schon seit 1410 über Deutschland gebot und bis 37 lebte und herrschte, ein ungeheures Heer von 150000 Mann 1420 gegen Prag: Sämmtliche Hussitische Bewohner, soviel ihrer nur die

Waffen tragen konnten, selbst die Weiber nicht ausgenommen, griffen in der Verzweiflung zu Schwert, Kolben und Dreschflegeln, und stürmten auf den Feind ein; alle Angriffe auf die feste Hauptstadt wurden zurückgeschlagen, so daß Siegismund die Belagerung gänzlich aufgeben mußte. Vergebens kam der Kaiser im October desselben Jahres mit einem neuen Heere wieder; er mußte eine furchtbare Niederlage der Seinigen erleben. Diese Zeit der Greuelthaten brachte Prag große Verluste: ganze Stadttheile, besonders die Kleinseite, der Wyssehrad, auch die Alt- und Neustadt waren voll Ruinen. 18 Jahre lang waren die zur wahnsinnigen Wuth erbitterten Hussiten unter Zisca und später unter Procop der Schrecken der benachbarten Länder; bis an die Ostsee und an das adriatische Meer kamen ihre Horden und ließen überall blutige Spuren ihres schrecklichen Daseins zurück. Endlich machte Zwiespalt unter ihnen nach dem Tode der genannten Häupter, da sie sich in 2 Parteien spalteten, Taboriten und Kalixtiner, so wie Nachgiebigkeit des seit 1431 zu Basel versammelten Concils in einem unwesentlichen Punkte, nämlich in der Bewilligung des Kelches auch für die Laien beim Genusse des heiligen Abendmahls den Ausspruch wahr, daß die Böhmen nur durch Böhmen besiegt werden könnten. Kaiser Siegismund's Schwiegersohn, Kaiser Albrecht II. herrschte nur von 1438—1439; für dessen unmündigen Sohn Ladislaus führte der kraftige Georg Podiebrad Anfangs als Reichsverweser, nach dessen Tode aber als König von 1458—71 die Regierung. Allein seine Stellung als Hussit war seiner Wirksamkeit in Böhmen nach heilig. Von seinen Bauten in Prag haben sich die Thein-Kirche und die prachtigen Brückenthürme bis heut erhalten. Ihm folgte Wladislaw II., der zugleich König von Polen und Ungarn war, und an dem der Huldigungssaal in der Burg, der herrlichste in ganz Deutschland, so wie der ebenfalls erwähnte merkwürdige Pulverthurm in der Altstadt, erinnert. Der König selbst aber verlegte seine Residenz nach Ofen. Sein Sohn Ludwig blieb schon 1526 in der Schlacht bei Mohacz in Ungarn gegen die Türken, und seit der Zeit kam Böhmen wieder an das Haus Oesterreich, dessen Schicksale es in guten wie in schlimmen Tagen getheilt hat. Zwar schien Prag unter Kaiser Rudolph II. (1576—1612) noch einmal seinen frühern Glanz erlangen zu wollen, als dieser kunstliebende Fürst sich die herrlich gelegene Burg zum beständigen Wohnorte wählte,

aber sich hier in einer aufgeregten Zeit mehr mit den Wissenschaften, als den ihm lästigen Regierungsgeschäften widmete. Diese Glanzperiode ging jedoch schnell vorüber; denn kaum hatte des unvermählt verstorbenen Kaisers Rudolph Bruder Matthias demselben die Zügel der Herrschaft aus den Händen gegeben, als sich diese unbrüderliche Gewaltthat an dem neuen Kaiser rächte. Die Verletzung des Majestätsbriefes führte die erwähnte Gewaltthat am 23. Mai 1618 auf dem prager Schlosse herbei, und gab das Zeichen nicht nur zum längsten, sondern neben den Hussitenkriegen auch dem grausamsten Kriege, den die Weltgeschichte kennt, der merkwürdiger Weise in Prag nicht nur begann, sondern auch endete. Am Schlusse desselben 1648 war zwar Prag durchaus katholisch, aber die Einwohnerzahl war auf ein Drittheil zusammengeschmolzen, verödet und arm. Sie hatte innerhalb dieser, fast ein ganzes Menschenalter umfassenden Periode zwei Regierungswechsel erfahren, denn Matthias war schon 1619 gestorben, dessen Nachfolger Ferdinand II. von Steiermark hatte von 1619 bis 37 geherrscht, welchem dessen gleichnamiger Sohn, der wackere Feldherr Ferdinand III. von 1637—1657 folgte. Von den Mauern Prags herab hatte man am 8. November 1620 die entscheidende Schlacht am weißen Berge wahrgenommen, wo Maximilian, der damalige Herzog und nachherige Churfurst von Baiern den Katholiken einen glänzenden Sieg erfocht; 1631 war Prag in die Hände der Sachsen und 1648 der Schweden gerathen.

Seit der Zeit war mit den Böhmen eine unverkennbare Veränderung vorgegangen. Keine Spur mehr von den hussitischen Bestrebungen, oder vom Verlangen nach dem Protestantismus. Auf die heftigen und blutigen Aufregungen folgten endlich ein ganzes Jahrhundert hindurch von 1648—1743 die Segnungen des Friedens: „Das künftige Geschlecht wird blühen, doch das vergangene war des Elends Raub, der Enkel Glück erweckt nicht mehr die Väter.“ Aus diesem Jahrhundert stammen die ansehnlichen Gebäude im neuern Stile, als die Jesuitencollegien, die meisten Paläste böhmischer Großen auf der Kleinseite und in der Altstadt, die meisten neueren Klöster so wie die heutigen Stadtmauern und Festungswerke. Auf Ferdinand III. war sein friedliebender Sohn Kaiser Leopold I. von 1658—1705 gefolgt; sein Andenken ist in der deutschen Geschichte durch nachtheilige Friedensschlüsse mit dem übermüthigen Ludwig XVI. von Frankreich

so wie durch die Belagerung Wiens von den Türken 1683 erhalten. Sein Sohn und Nachfolger Kaiser Joseph I. starb schon unerwartet 1711, und ihm folgte der letzte Habsburger männlichen Geschlechts, Kaiser Karl VI. bis 1740. Sein Tod gab das Zeichen zu mehreren Kriegen, denn man wollte seine einzige Tochter und Nachfolgerin Maria Theresia nicht im ruhigen Besitze solch herrlicher Länder lassen. Daher wurde auch Prag während der drei Kriege, welche Friedrich der Große von Preußen mit ihr führte, durch öftere heftige Belagerungen verheert. Den empfindlichsten Schaden brachte ihr die letzte Belagerung im siebenjährigen Kriege, die vom 6. Mai bis 20. Juni 1754 dauerte, während welcher 23,000 Bomben, 38,000 Kanonenkugeln u. s. w. in die herrliche Stadt geworfen wurden, so daß beim Abzuge der Belagerer, welchen man dem Siege des österreichischen Feldherrn Daun bei Collin am 19. Juni 1757 zu verdanken hatte, 880 Häuser zertrümmert, die kaiserliche Burg, die Schloßkirche zu St. Veit, so wie die meisten übrigen Gotteshäuser mehr oder weniger beschädigt waren. Seit der Zeit ist nun beinahe wieder ein friedliches Jahrhundert vorübergegangen, denn Prag kann sich rühmen, die einzige große Stadt in Deutschland zu sein, welche die Franzosen in den, aus der Revolution hervorgegangenen Kriegen nicht betreten haben.

Josephs II. kurze Regierung (1780—1790) ist für Prag durch die Säcularisirung vieler Klöster und Kirchen merkwürdig geworden; bei seinem Regierungsantritte zählte man in Prag 98 Kirchen und 30 Kapellen, durch Joseph II. wurde ihre Zahl auf 20 Pfarr- und 7 Filial-Kirchen mit 15 Klöstern vermindert. Deßungeachtet ist die mehrmals gebrauchte Bezeichnung Prags als einer hundertthürmigen Stadt wörtlich zu nehmen, indem mehrere Kirchen drei ja vier Thürme haben, ja sogar einzelne Thürme, z. B. bei Anfang und Ende der Brücke, der sogenannte Pulverthurm u. dgl. stehen. Leopolds II. kaum zweijährige Regierung von 1790—92 war zu kurz, als daß sie in Prag wichtige Veränderungen hervorbringen konnte; desto glänzender die lange, großen Wechseln unterworfene aber wie der Phönix aus der Asche immer glänzender und strahlender hervorgegangene seines Nachfolgers, des unvergeßlichen Franz II., der seit der Niederlegung der Würde eines deutschen Kaisers, seit dem 6. August 1806 sich Franz I. von Oesterreich nannte und bis auf den 2. März 1835, seinen Todestag, väterlich

und weise herrschte. Nun hält den Scepter über die ganze österreichische Monarchie sein ältester Sohn und Nachfolger Ferdinand I., geb. 19. April 1793. Die Bevölkerung Prags, die sich im Jahre 1793 nur auf 73,000 Einw. belief, war 1837 ohne Hinzurechnung der 7700 Mann starken Garnison auf 107,353 Seelen gestiegen, so daß man jetzt die Bewohner Prags durchschnittlich mit dem Militair auf 120,000 veranschlagen kann; sie ist also gleich nach Wien, Berlin und Hamburg zu nennen, mithin der Größe nach die vierte Stadt Deutschlands. Die ausführlicheren statistischen Notizen über Böhmen und die ganze österreichische Monarchie findet man in dem gehaltreichen Werke Dr. S. Bechers: Statistik des österreichischen Kaiserstaates. Nach den genauen Vermessungen des k. k. Generalstabes umfaßt Böhmen 952 □Meilen; früher war dieses Königreich beträchtlich größer, da man die Grafschaft Glatz, die Umgegend von Zittau und andere kleine Distrikte mehr dazu zählte. Die Bevölkerung Böhmens beträgt nach der neuesten Zählung 4,467,120 Einwohner, die sich seit 70 Jahren ungefähr verdoppelt hat, denn noch im Jahre 1786 zählte Böhmen nur 1,644,045 Einwohner. Die Zahl von vier Millionen dürfte sie nie vorher überschritten haben, obgleich es außer Zweifel ist, daß sie vor dem Ausbruche des hussitischen und des dreißigjährigen Krieges sehr stark war. Betrachtet man die ganze Monarchie, so findet man in ihr (nach Dr. Becher) 793 Städte, 2290 Märkte, 67,679 Dörfer. Es kommen also auf 14 □Meilen eine Stadt auf 5 □Meilen ein Markt, auf 1 □Meile 5 Dörfer. Eine dichte Bevölkerung haben im Verhältnisse des Flächenraums nur das lombardisch-venezianische Königreich, Böhmen, Mähren, Schlesien, während Ungarn, Galizien und Siebenbürgen sogar schwach bevölkert sind. In Ansehung der Wohnplätze nimmt Oesterreich unter den übrigen europäischen Staaten den fünften Rang ein, der Marktflecken den zweiten, der Dörfer den dritten. Mehr Städte haben Frankreich, Rußland, Preußen und das brittische Reich, mehr Marktflecken Spanien, mehr Dörfer Rußland und Frankreich.

In Rücksicht der Religionsverhältnisse befanden sich 1837:

Katholiken	25,014,267	d. h. 70	Procent,
Griechisch Unirte	3,485,298	„ 9	„
„ Nicht-Unirte . . .	2,790,941	„ 7	„
Latus	31,290,506		

Transport	31,290,506		
Protest. Augsb. Confession. .	1,234,574	„ 3	„
„ helvetischer „ .	2,193,117	„ 6	„
„ Unitarier	43,750	„ —	„
Juden	639,051	„ 2	„
Andere Secten.	1,736	„ —	„
Summe	35,402,734		

der ganzen Bevölkerung gehören also zur herrschenden, mehr als ⅓ zu der griechischen Kirche in Galizien und den ungarischen Provinzen. Da man in ganz Europa auf 28 Seelen eine Geburt rechnet, und in den meisten Provinzen der österreichischen Monarchie diese Proportionszahl noch günstiger ist, so gehören die österreichischen Länder auch in dieser wichtigen Beziehung zu den fruchtbaren.

Nicht minder interessant sind die Aufschlüsse, welche neulich der russische Graf v. Tengoborskn über die österreichischen Finanzen, von denen bisher offizielle Nachrichten, wenn auch nicht ganz fehlten, doch zu den Seltenheiten gehörten, gegeben hat. Bisher gefiel man sich häufig darin, diese wichtige Seite der Staatsverwaltung in schwarzen Farben zu schildern. Zur Beruhigung, ja zur Freude der auswärtigen Freunde Oesterreichs (und die Zahl derselben ist wahrlich nicht klein), erscheint nun der Finanzzustand dieser Monarchie trotz der mit Freimuth nachgewiesenen Mängel in der Methode der Erhebung viel besser, als Manche ahnen mochten. Die statistischen Zusammenstellungen sind um so lehrreicher, da sie mit dem gegenwärtigen Zustande zweier anderen Staaten ersten Ranges, Preußens und Frankreichs verglichen werden, woraus die unleugbare größere Nachhaltigkeit der finanziellen Mittel Oesterreichs hervorgeht. Nach Tengoborskn hat Preußen auf 5077 □Meilen 14,700,000 Seelen und 79,810,000 Gulden C.-M. Einnahme, Oesterreich 12,167 □Meilen, fast 36,300,000 Seelen und 137,000,000 Gulden C.-M. Einnahme. Dem Flächeninhalt nach muß daher eine □Meile in Preußen 15,730 Gulden, in Oesterreich blos 11,566 Gulden jährlich Steuer zahlen. Nach der Kopfzahl berechnet fallen in Preußen 5 Gulden 26 Kreuzer, in Oesterreich 3 Gulden 51 Kreuzer auf den Kopf, während in Frankreich von der □Meile 48,462 Gulden, auf den Kopf 13 Gulden 30 Kreuzer in den Staatshaushalt fließen. Unter den Ausgaben nimmt in Oesterreich die Staatsschuld die höchste Ziffer ein, denn sie kostet an Interessen und Amortisationen jährlich über

44,000,000 Gulden C.-M., während sie in Preußen nur etwas über 12,000,000 beträgt. Sie reducirt sich daher in dem letztern Staate noch nicht auf ein Sechstel, während sie in Oesterreich fast ein Drittel verbraucht. Dagegen betragen die Militairausgaben in Preußen 44,5 p. C., während sie in Oesterreich 35,8 p. C. betragen. Mithin ist die öffentliche Schuld die Achilles-Ferse, d. h. die einzige wunde Stelle in dem sonst wohlgeordneten Staatshaushalte, auf deren Verringerung der jetzige, unermüdlich thätige und geistig reichbegabte Chef der österreichischen Finanzen, Freiherr v. Kübeck, besorgt ist. In Preußen beträgt die Staatsschuld auf C. Gulden reducirt, 349,000,000, in Oesterreich 970,000,000, in Frankreich 1,772,000,000, mithin verhält sich die österreichische Staatsschuld zur preußischen wie 4 : 1, und zur französischen wie 6 : 11. Nach dem Verhältnisse der Staatseinnahmen brauchte Oesterreich eine siebenjährige Einnahme zur Tilgung seiner Schulden, Frankreich eine vierjährige, Preußen gar blos eine dreijährige. Um sie auf einmal zu tilgen, müßte in Preußen jeder Staatsangehörige 17 Gulden, in Oesterreich 26½ Gulden, in Frankreich 51½ Gulden bezahlen. In Preußen kommen als jährliche Beiträge für die Interessen und Amortisation 44 Kreuzer, in Oesterreich 70, in Frankreich 193 auf den Kopf. Preußen ist also unter allen Gesichtspunkten in Bezug auf seine Staatsschuld am besten daran. Oesterreich dagegen erscheint im vortheilhafterem Lichte, wenn man den Rückhalt betrachtet, den es in seinen finanziellen Hilfsmitteln besitzt, die entweder noch gar nicht, oder doch sehr unvollkommen ausgebeutet werden. Und hier ist denn namentlich in dem Besteuerungssysteme noch vieles anzuordnen und auszugleichen. Schon sind ½ des ganzen Grundgebietes in Betreff des Katasters mit ungeheuren Kosten vermessen worden, denn die □Meile kostet 4160 Gulden. Auch ist die Methode der Beziehung der Steuern noch sehr mangelhaft, denn es kommt z. B. von der Gewerbssteuer in Oesterreich blos 3½ Kreuzer auf den Kopf, während sie in Preußen 13, in Frankreich gar 25 beträgt, und doch sind die lokalen Verhältnisse meist zum Vortheile Oesterreichs. Bei den indirekten Steuern ist dieses ungleiche Verhältniß noch viel auffallender; es gibt fast keinen Artikel, der nicht in dem ärmeren Preußen ungleich mehr einträge, als in dem im Durchschnitt viel wohlhabenderen Oesterreich. Tengoborsky behauptet, man könnte bei einer nur einiger-

maßen verbesserten Methode in der Erhebung die Consumtions-Steuer, die jetzt 19,000,000 bringt, sehr leicht auf 30,000,000 erhöhen. Diese Erwägungen mögen wohl auch das österreichische Kabinet geneigt machen, im eigenen Interesse dem künftigen Anschlusse an den deutschen Zollverein allmälig vorzuarbeiten. Sonderbar, aber bezeichnend genug ist es, daß man in Wien z. B. sagen hört: Ich werde nach Deutschland reisen, gleichsam als ob Wien nicht in Deutschland läge. Daß Oesterreich, trotz seiner zahlreichen nicht deutschen Bevölkerung dennoch einen vorzugsweisen deutschen Charakter an sich trage, seine Bestimmung, wenn auch eine vermittelnde zwischen Orient und Occident, zwischen Italien und dem slavischen Norden, doch vorzugsweis eine deutsche zu nennen sei, leuchtet auf den ersten Blick ein. Zwar sind von den 35 Millionen, welche die 12,167 □Meilen Oesterreichs bewohnen, nur 7 Millionen Deutsche und nur 3594 □Meilen gehören zum deutschen Bunde. Aber hierbei sind die Imponderabilien nicht außer Acht zu lassen, und das numerische Verhältniß auf die innere Idee des Staates nicht zu hoch anzuschlagen. Oesterreich hat von Natur und dem Geiste der Geschichte eine große und schöne Aufgabe empfangen, die Ausbreitung germanischer Kultur in den Donauländern und dem daran sich schließenden Osten. Es hat seine slavischen und magyarischen Unterthanen auf dem friedlichen We e, auf dem der Geist siegt, durch überwältigenden Kulturaufschwung fester an das deutsche Princip zu fesseln. Leicht wird es mit dem immer anspruchsvoller und übermüthiger auftretenden Magyarenthume auskommen, da es ihm mehr als Gewalt, da es ihm jene, auf der ganzen Zukunft Europa's beruhende Idee entgegenstellen kann; ein aus so vielen Bestandtheilen bestehendes Reich kann nur durch die überlegene Macht des Geistes zusammengehalten werden. Dies bestätigt die Erfahrung der Geschichte: durch seine höhere Kultur beherrschte Rom die Welt, hält England seine weitläufigen Kolonien im Zaume, ja imponirt selbst das erst halb civilisirte Rußland den Barbaren, welche ihm unterworfen sind. Daß Oesterreich die Absicht habe, sich mit dem an seine Thore immer lauter anklopfenden Zollverein sich zu verständigen, zeigt die auf dem Kontinent bisher nur im kleinen von Belgien, von Oesterreich jetzt aber im großen Maßstabe unternommene Anlegung von Eisenbahnen auf Kosten des Staates. Ist dieses bereits begonnene Netz vollendet,

so wird es den ganzen Sturmflug der rastlosen, viel unternehmenden, eigendenkenden, eigenwilligen, und bisher mit großem Mißtrauen abgewehrten Zeit durch seine stillen Thäler und Gauen eilen lassen. Mit großem Interesse weilt das Auge dessen, der nicht bloß die Vergangenheit studirt hat, sondern auch die Gegenwart verstehen möchte, auf Oesterreich, wo das Keimende, das Werdende, das gegen Wind und Wetter aus vollem Schöpfungsdrange über Nacht sich entwickelnde, — die Blüthe, die nicht blos gegen die eigene Hülle, sondern auch gegen den Faden zu kämpfen hat, der zu ihrer Verstärkung um sie gewunden ist, doch farbenprächtig ihre Blätter auseinander schlägt, seine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Der Czechen und Magyaren nationale Tendenzen und ihr Ringen nach Einfluß und politische Bedeutung, der letztern Verhältniß zu den Slaven ihres Landes; der Panslavismus, der hier seine, wahrscheinlich nicht furchtbare Fahne erheben dürfte, was ungleich wichtiger ist, der in den Donauländern drohende Zusammenstoß mit Rußland, endlich das Schicksal der altersschwachen Türkei, — das Alles zwingt Oesterreich und seine Freunde, die Augen nach Osten zu richten und über die Entwikkelung dieser Verhältnisse sorgsam zu wachen. Diese Theilnahme an Oesterreich beruht auf einer alten, wohlgegründeten Sympathie der meisten deutschen Stämme, die sich in den letzten Jahrhunderten daran gewöhnt hatten, aus den Erzherzogen den Träger ihrer alten, heiligen Krone zu erwählen, und weil kein Haus, wie das Oesterreichische, die Ehrfurcht gebietende Weihe der Geschichte und den Glanz Jahrhunderte alter Herrlichkeit in gleichem Maße an sich hat. Es darf wie ein hochgestellter Herr nur wenig freundliche Worte sprechen, um alle Herzen zu gewinnen.

Um die slavische Herrlichkeit, von der wir Deutschen aus Unkunde meist wohl zu geringschätzend gesprochen haben, richtiger zu beurtheilen, kann ich folgendes Werk empfehlen: Schafarik's Slavische Alterthümer, deutsch von Mosich von Ehrenfeld, herausgegeben und bevorwortet von Dr. Heinrich Wuttke (aus Brieg), Privatdocent der Geschichte an der Leipziger Universität. 2 Bände. Leipzig, bei Engelmann. 1844. Der erste Band behandelt die Urgeschichte der alten Völkerfamilie von Herodot bis auf den Fall des hunnischen und römischen Reiches, — ein Gebiet, welches noch kein anderer Geschichtsforscher zum hauptsächlichen Gegenstande der Untersuchung gemacht hat; der zweite geht bis auf das

Uebergewicht des Christenthums bei den Slaven, oder von 476 bis 988 nach Christus, so daß die Forschungen Schafarik's grade da aufhören, wo die andern Historiker auf diesem Gebiete, Schlözer, Thunmann, Anton, Gebhardi, Engel, anfangen. Der unermüdete Fleiß des begeisterten Verfassers hat sämmtliche Slavenstämme in den Kreis seiner Forschung gezogen, und Alles verbunden, was Auskunft geben konnte, hellenische und römische, bizantinische und deutsche, skandinavische und einheimische Nachrichten, Chroniken und Lieder, Urkunden und Sagen, geographische Kunde wie etymologische Ergebnisse; so gelang es ihm, zu sichern Resultaten zu kommen, und unser Wissen vielfach zu bereichern. Nicht blos die große Slavenwelt, sondern überhaupt die Völkergeschichte der ersten Hälfte des Mittelalters gewinnt hier eine feste Grundlage. Der noch junge Verfasser (er ist 1795 in einem ungarischen Dorfe Gobeljarowo geboren), gehört nebst dem Geschichtsschreiber Palazky, dem Bibliothekar Hanka, dem Grafen Thun und einigen Andern zu den rührigsten Literaten Böhmens. Gegenwärtig ist er Censor von Schriften in slavischer Sprache zu Prag. Auch kann ich nicht umhin, die in Prag erscheinende, schon sieben Jahre bestehende, werthvolle Zeitschrift: „Ost und West," von Glaser, als Vermittlerin zwischen den slavischen und germanischen Elementen zu erwähnen. Das dazu gehörige Beiblatt heißt nach der Hauptstadt Böhmens: Prag; beide haben sich schon den Weg gebahnt nicht blos durch ganz Deutschland, sondern bis Skandinavien und Italien. Das ausführlichste Werk über Böhmen in allen möglichen, geographischen, topographischen, ökonomischen, statistischen u. s. w. Beziehungen ist von dem Professor am Prager Conservatorium, Gottfried Sommer, von dessen „Böhmen" bereits der elfte Band, der den Czaslauer Kreis umfaßt, erschienen ist, und von dem hier blos die Notiz aufgenommen sein soll, daß der früher sprichwörtliche Metallreichthum Böhmens, der ihm den Namen des deutschen Peru zugezogen hatte, so wie man es in Betracht seiner falschen Edelsteine das deutsche Indien nannte, wenigstens, was die edlen Metalle betrifft, zu schwinden scheint, denn es betrug 1842 der Goldgewinn blos 4 Mark, der des Silbers 23,660 Mark; dagegen gehören die unedlen, aber für die Industrie unserer Tage unentbehrlichen Metalle noch immer unter die erheblicheren Landesprodukte, deren Geldwerth sich auf 3,171,624 Gulden C.-M. belief, während 1841 der Ertrag

etwas höher, nämlich 3,180,000 Gulden war. Da Böhmen in 16 Kreise eingetheilt wird, und über jeden Kreis ein Band erscheint, so folgt, daß noch 5 Bände zu dem Sommer'schen Werke fehlen. Auch im Gebiete der Kunst ist ein edles Streben erwacht, die einheimischen Helden zu verherrlichen. So baut ein reicher Gutsbesitzer bei Libosch, eine Stunde seitwärts von der Prag-Dresdener Eisenbahn, auf dem Rande eines felsbegrenzten, waldigen Thales eine Halle im maurischen Stile, worin 12 bis 15 Statuen von dem berühmten Bildhauer Schwanthaler in München modellirt, und daselbst in Erz gegossen, aufgestellt werden sollen, und zwar die Bildsäulen solcher Männer, welche in der Geschichte Böhmens Epoche machten, ohne Ausschluß der Nicht-Böhmen, wenn sie nur dem österreichischen Staate angehörten, von König Przemisl Ottokar II., bis auf die glorreiche Kaiserin Maria Theresia. Endlich glaube ich, Dir das Urtheil nicht vorenthalten zu dürfen, welches einer der geistvollsten Männer der Gegenwart, Heinrich Steffens im achten Bande seiner Biographie, (oder wie das Buch eigentlich heißt: „Was ich erlebte") S. 335 ausspricht: „Die Böhmen zeigten, selbst wie sie früher durch Huß erregt wurden, das melancholisch-düstere des wendischen Volkes. Wenn die tiefe Innerlichkeit des religiösen Gefühls anzog, so schreckte doch auch der wilde Fanatismus einen Jeden später zurück. Nie wurden sie mit der geschichtlichen Bewegung, mit dem allgemeinen Fortschreiten der germanischen Stämme vertraut; die orientalische Verschlossenheit verschwand nie; der Hussitenkrieg trug ein völlig Muhamedanisches Gepräge, und die Zerstörungssucht schloß mit einer allgemeinen Verdumpfung des Volks, die höchst tragisch erschien. Selbst das stolze Prag, das Herrlichste und Mächtigste, was die europäisch-wendische Zeit erzeugt hat, mit seinen Schlössern, Palästen und herrlichen Kirchen, mit den Resten einer wendischen Kunst, die in ihnen vorhanden, konnte, so sehr es auch unsere Theilnahme in Anspruch nahm, die nächtliche Signatur niemals verläugnen."

II.

Regensburg, Sonntags den 7. August.

Freitag Abends den 25. gegen 6 Uhr fuhr ich mit dem Eilwagen von Prag nach Pilsen; neben mir war blos der Conducteur, ein junger Mann, der voriges Jahr als Begleiter des Grafen

S... von der geheimen Staatskanzlei die Reise nach Constantinopel und zwar bis Belgrad theils zu Wagen, theils zu Pferde, von da auf dem Dampfschiffe der Donau gemacht, und daher Einzelnheiten, aus dem alltäglichen Leben gegriffen, deren Mittheilung gebildete Reisende in der Regel verschmähen, weil sie mit Unrecht dergleichen Dinge für tief unter ihrer Würde halten, in seiner lebendigen Gesprächigkeit vorbrachte. Im Gespräch mit ihm verging die Nacht, die ziemlich kalt war, ohne daß ich im Stande wäre, Dir von Beraun und Rokiczan, den beiden Städten, durch welche der Weg uns führte, aus eigener Anschauung etwas mittheilen zu können. Auch glaube ich, dabei nicht viel verloren zu haben. Sonnabends früh gegen 6 Uhr waren wir in dem des Jahrmarkts wegen ungewöhnlich lebhaften, 13 Meilen von Prag entfernten, 11,000 Einwohner zählenden Pilsen. Ich brachte hier bloß eine Stunde zu, die mit der Besichtigung der gothischen Pfarrkirche und des sogenannten Deutschen Hauses, welches wie die Kirche auch aus dem XIII. Jahrhundert stammt, schnell genug verging. Du weißt, daß Wallenstein hier stand, ehe er seinen verhängnißvollen Zug nach Eger unternahm, von wo er nicht mehr zurückkehrte. Um 7 Uhr ging es nach Bischoffteinitz weiter. Nur mit Mühe arbeitete sich die Sonne erst gegen 10 Uhr durch den starken Nebel hindurch, und gewährte das Bild eines hügelförmigen, außerordentlich fruchtbaren Landes. In Bischofteinitz, einem in unebener Gegend gelegenen Städtchen von höchstens 3000 Einwohnern, welches nebst drei Herrschaften dem Fürsten Trautmannsdorf gehört, und der auch hier hart an der Stadt auf einem ansehnlichen Berge ein mehr großes, als einladendes, vielmehr verwildert aussehendes Schloß hat, wurde Mittag gehalten. Ich war mit der Mahlzeit eben so sehr als mit meinem Tischnachbar zufrieden, einem Husarenrittmeister, der dort in Garnison stand, mir erwünschten, aus dem Leben gegriffenen, meine Lücke ausfüllenden Bescheid über sein interessantes Vaterland Ungarn gab, der zugleich aber auch seinen Unwillen über die bisherige Gefällen-, jetzige Finanz-Wache, nicht verbarg, die 30,000 Mann stark, nun um ½ besser als früher besoldet würde, wodurch jedoch der Zweck auch nicht erreicht werde. Nach kurzer Rast ward der Weg mit einem neuen Gefährten fortgesetzt, mit einem Oekonomie-Direktor in Trautmannsdorf'schen Diensten, dessen Lokalkenntniß mir höchst erwünscht war. Unser Ziel war

das ſchon in Baiern liegende Städtchen Waldmünchen. Der neue Reiſegefährte erzählte nun zunächſt, daß der Stadtpfarrer ſeines Wohnorts, bei dem das vorgeſetzte „Biſchof“ nicht überflüſſig ſei, indem es in Böhmen auch ein Eldteinitz, Jungfernteinitz, Moldauteinitz gebe, den Titel „Erzdechant“ führe, der zwei Dechante und dreizehn Pfarrer unter ſich habe, u. dergl. Fünf bis ſechs Stunden lang fährt man ununterbrochen durch des erwähnten Fürſten Gebiet. Das düſtere Ausſehen des Schloſſes rührt nicht etwa von der Dürftigkeit des Beſitzers her, denn ſeine Finanzen ſollen in ſehr blühendem Zuſtande ſein, ſondern davon, daß der Fürſt wie ſein Vorgänger in dem herrlichen Schloſſe Gitſchin im öſtlichen Theile Böhmens zwiſchen Trautenau und Bunzlau wohnt, und den Winter in Wien zubringt. Nur zur Jagdzeit findet er ſich jährlich einmal ein und wurde auch diesmal ſchon ſeit einigen Tagen erwartet. Man bekommt einen Begriff von dem Umfange derſelben, wenn man hört, daß jährlich 6 bis 8000 Haſen, 7000 Rebhühner, 50 Stück Schwarzwild geſchoſſen und 1500—1800 Faſanen eingefangen werden. Von meinem ökonomiſchen Nachbar erfuhr ich zum erſten Male, daß es nicht Sitte ſei, dieſes edelſte Wild zu ſchießen, ſondern daß man ſie beim Füttern fängt und ihnen im Kopfe in eine dort befindliche Oeffnung eine Feder ſteckt, wodurch ſie auf der Stelle getödtet werden. Sämmtliches Wild darf nicht verkauft, ſondern muß dem Fürſten nach Wien geſchickt werden, der es, wenn auch nicht ſelbſt verſpeiſt, doch verſchenkt.

Immer näher rückten wir dem Böhmer-Wald, deſſen Bergeskuppen nun recht deutlich hervortraten; die letzte böhmiſche Poſt-Station iſt der Marktflecken Klenz; hinter demſelben beginnt die Herrſchaft des Grafen Stadion. Das Geſpräch wendete ſich, veranlaßt durch die vielen Glashütten im Walde, auf dieſes berühmte Produkt der böhmiſchen Induſtrie, denn Du weißt, daß ſich das böhmiſche Glas, auf 66 Hütten bereitet, unter allen deutſchen Gläſern dem engliſchen an Reinheit des Stoffes und Schönheit der Schleiferei am meiſten nähert; nur an Klang ſteht es ihm noch nach. Daß die Beſchäftigung damit hinlänglich lohne, wies mir mein Nachbar an dem Beiſpiele eines gewiſſen Andreas Z.....r nach, der in ſeiner Jugend Glasſcheiben, Trinkgläſer u. dergl. auf der Karre herumgefahren, und nun ein Mann ſei, der beinahe 1 Million Fl. C. M. beſitze, und dieſes Vermögen in eini-

gen Glashütten angelegt, ja selbst ein Rittergut erkauft habe, über dessen juristisch einzuräumenden Besitztitel jedoch, da er bürgerlicher Abkunft ist, einige geschickte Operationen erfordert werden; dazu gehört z. B., daß er in Pilsen schon ein Haus gekauft, denn die Bürger der 4 Städte: Prag, Klattau, Kuttenberg und Pilsen haben wegen der in den hussitischen Unruhen bewiesenen Treue das Privilegium, nach zehnjährigem Häuserbesitz und Bürgerrecht, Rittergüter in Böhmen zu kaufen. Die ganze Kunst besteht also darin, die gerichtliche Bestätigung des Kaufes so lange hinauszuschieben, bis die 10 Jahre seit dem Ankaufe des Pilsener Hauses vorüber sind. Außerdem können Bürgerliche in der ganzen Oesterreichischen Monarchie die Güter der von Joseph II. aufgehobenen Klöster kaufen und besitzen, die jetzt dem sogenannten Religionsfond gehören.

Die Hitze war außerordentlich groß, daher der mehrere Stunden breite Wald, den wir an der Baierschen Grenze überschreiten mußten, sehr willkommen war. Man nennt diese Gebirgswand bekanntlich das Böhmer-Waldgebirge, dessen höchste Spitzen der Arber und die Rachel 4300 Fuß sind und südlich von unserem Wege liegen. Mein Oekonom kannte ihn in allen einzelnen Theilen sehr genau, denn er hatte von Bischofsteinitz aus auf die andern Hochpunkte, Ossa und Arber sieben Stunden zu gehen: er behauptete, vom Fuße des Ossa aus den Gipfel in drei Stunden, den 2½ Stunde davon entfernten Arber aber in etwas weniger als drei Stunden erklommen zu haben. Von der Straße aus sieht man die Trümmer der Burg Hirschstein in malerischer Umgebung. In zwei Stunden war die Höhe des Böhmer-Waldes erreicht; sie wird durch ein Wirthshaus „zum Hirsch" bezeichnet, wo eine entzückende Aussicht den Wanderer für seine Mühe entschädigt. Bis jetzt ist dieses ruhmlose Böhmer-Waldgebirge selten der Gegenstand von Reiseberichten und Romanen geworden. Erst in diesem Jahre hat uns Joseph Rank mit einem sehr lesbaren Buche beschenkt, betitelt: Aus dem Böhmer-Walde. Leipzig 1843.; es enthält Schilderungen des Deutschen Volkslebens jenseits des Gebirgszuges, also aus Baiern, spielt aber auch auf die Böhmische Seite in die Gegenden von Thaus und Neumark hinüber. Der Grund, warum dieses Gebirge so wenig bereist und beschrieben wurde, ist leicht aufzufinden, denn meilenweite Forsten sind selten geeignet, die Aufmerksamkeit auf sich zu

ziehen; wer einmal eine Gebirgsnatur bereisen will, der sucht sich natürlich das Prachtvollste dieser Art auf, wo Wasserstürze, Schneefelder, Gletscher, Alpenwirthschaft, Sennereien und Gemsenjäger zu finden sind. Dies muß man hier natürlich nicht suchen, sondern sich mit beschränkteren Bildern, die aber des Reizes nicht entbehren, begnügen. Die Bewohner dieser Waldstriche sind theils Czechen, theils Deutsche. Beide haben eine große Vorliebe und entschiedenes Talent für die Musik. „Bei einbrechendem Sommerabende, spricht Rank, einem deutschen Dorfe im Böhmer-Walde näher zu kommen, wird mit jedem Schritte anziehender. Die heimkehrenden Heerden, denen Schwärme von Knaben und Mädchen folgen, singend und jubelnd; das Fahren, Zurufen der Landleute, Hämmern und Klopfen auf Sensen und Sicheln, um sie für den nächsten Tag zu schärfen — dieses und mehr gleicht den Scenen der Schweiz und Tirol (ich kann hinzusetzen, der Grafschaft-Glatz); ertönt die Abendglocke, so erlischt plötzlich das lärmende Leben, die heimkehrenden Kinder gehen schweigend und betend neben einander hinter ihren Heerden, im Dorfe ruht die Arbeit, Klopfen und Geschrei, jedermann richtet sich auf zum Gebet. Für Böhmen als Vaterland zeigen diese Deutschen keine große Vorliebe, denn soweit sie mit den anwohnenden Czechen in Berührung kommen, haben diese wenig Anziehendes zu bieten. Die drückende Lage macht sie dumpf, verschlossen, argwöhnisch. Harmlose Fröhlichkeit zeigt der Czeche nie. Tritt er einmal aus dem Dunkel des Trübsinns, so schwingt er die sausende Fackel wilder Lust, um dann auf lange wieder seinem Robotpflug in träger Versunkenheit nachzuschlendern."

In der Fremde erst, wo er mit seinem Fleiße frei ist, beweist dieser Czeche die unbändigste Ausdauer, Sparsamkeit, Mäßigkeit, Ernst, Geschick und Lust zu jeder kräftigen That. Diese scharfe Verschiedenheit des Nationalcharakters trennt den Deutschen vom Czechen. Beziehungen zum fernen Auslande bilden sich durch den Federhandel, der seit etwa 1½ Jahrhunderten betrieben wird; jedes Dorf zählt mehrere Federhändler, und man hat bedeutende Niederlagen in Frankfurt a. M., Lübeck, Bremen, Amsterdam, Köln, selbst in Paris. Dieses Volk des Böhmer-Waldes wohnt auf den Höhen in einzelnen Gehöften, in den Niederungen in ganzen Dörfern, deren Häuser, wie in den südlichen Alpen, jene materi-

ſchen, ſanft geneigten Dächer zeigen, auf denen die Schindeln mit gewichtigen Steinen feſtgehalten werden.

Vom öſterreichiſchen Grenzamte nach Waldmünchen, dem erſten bairiſchen Orte, deſſen blechernen noch neuen Thurm man bald, obwohl allein aus den Schluchten hervorragen ſieht, und der im hellen Sonnenglanze ſchimmerte, iſt laut Wegweiſer „1½ Stund;“ hart daneben erblickt man das Bairiſche Wappen, weiß und blau ſchachbrettartig getäfelt, und aus dem Hauſe, an dem es hing, ſprang eilig ein Grenzjäger mit Ober- und Untergewehr hervor, ſtieg ohne Umſtände in den Wagen und begleitete uns bis Waldmünchen; genug es ſah höchſt gefährlich aus. Die Beſchreibung dieſes Grenzſtädtchens wirſt Du mir in Deinem Intereſſe erlaſſen; ſie würde ſich zu der Schilderung Prags wie Therſytes zu Achilles in der Iliade verhalten. Beſonders ärgerte ſich mein ökonomiſcher Nachbar über die hier beginnenden, ſehr flachen Dächer, die aus drei, vier Schichten ungeſchickter Schindeln oder vielmehr ungleichgroßer Bretter beſtehen, auf denen in unregelmäßigen Entfernungen große Steine lagern. So maleriſch dies bei einzelnen Häuſern, ja auch bei ganzen Dörfern im Hochgebirge ſich ausnimmt, und ſo nothwendig auch die Steine, um die Zerſtörungen des Windes ſeltener zu machen, ſein mögen, ſo wenig würde ich dieſe Bauart für die Städte empfehlen. Sonderbar, daß in dem benachbarten Böhmen keine Spur dieſer Sitte ſich zeigt. Uebrigens herrſcht in dieſem Orte Unreinlichkeit und Armuth, und mir würde, wenn ich hier mein Leben zubringen müßte, wie dem römiſchen Dichter Ovid in Tomi, deſſen wehmüthige Klagen Du aus ſeinem mit Recht Triſtia überſchriebenen Elegien kennſt, zu Muthe ſein. Dir und allen in der chriſtlichen Archäologie Bewanderten will ich hiermit eine harte Nuß zu beißen geben: Was iſt das für eine Heilige, welche in der einen Hand einen Fiſch, in der andern hoch emporgehobenen, als ob ſie ſich damit vertheidigen wollte, eine Sichel hält? Damit Du nicht denkſt, daß dieſe Embleme von meiner eigenen Erfindung herrühren, ſo mache Dich gleich auf und reiſe nach Waldmünchen, in deſſen ärmlicher Pfarrkirche Du die genannte Figur aus Holz geſchnitzt, in die Landestracht gekleidet, finden wirſt. Ob übrigens die Biographie der hier abgebildeten Heiligen bei den Bollandiſten zu finden ſei, mußt Du beſſer wiſſen als ich *).

*) Vielleicht giebt folgendes Buch darüber Aufſchluß: „Die Attribute der

Gegen 7 Uhr Abends, als die Hitze bedeutend nachgelassen hatte, wurde die Reise nach Regensburg fortgesetzt; schon bei der ersten Station Rötz überraschte uns die Nacht, folglich kann ich Dir von dem nächsten, Nitenau, Kiefen und wie sie weiter heißen, keinen Aufschluß geben; nur des in der Nähe dieses Ortes mit großem Geräusch von nicht unbeträchtlicher Höhe herabstürzenden Wasserfalles des Flußes Regen, der, wie Du weißt, schiffbar ist, und der wegen des starken Nebels nur als Dampf sichtbar war, soll gedacht werden. Uebrigens zwang die Sonne schon sehr zeitig, viel früher als gestern, den Nebel, und die ebene und fruchtbare Gegend, durch die wir jetzt auf Regensburg zu rollten, prangte im schönsten Sonnenglanze. Ich empfand die Wahrheit der Worte Jean Paul's (aus der unsichtbaren Loge Seite 298): „Bis diese Stunde weiß ich nicht, zieh' ich eine laue Sommernacht oder einen kalten Sommermorgen vor: in jener rinnt das zerschmolzene Herz in Sehnen auseinander; dieser härtet das glühende zur Freude zusammen und stählet sein Schlagen. Die Morgendämmerung ist für den Tag, was der Frühling für den Sommer ist, wie die Abenddämmerung für die Nacht, was der Herbst für den Winter."

Nachdem wir über den beträchtlichen Regenfluß gesetzt hatten, der mit einer Menge zusammengefügter Balken bedeckt war, kamen wir kurz darauf in eine ungewöhnlich breite, freundliche Straße; es war dies Stadtamhof, das sich bis an die, schon ziemlich ansehnliche Donau erstreckt, jenseits welcher das vielthürmige, stattliche, uralte Regensburg sich hingelagert hat.

Wir fuhren über die steinerne Brücke, in welche sich in der Mitte von einer Landzunge her eine hölzerne mündet und stiegen, nachdem wir durch mehrere enge, krumme, mit hohen Häusern besetzte, aber sehr reinlich gehaltene Gassen gefahren waren, unfern von der Post in einem noch neuen Gasthofe, zu den drei Helmen genannt, ab, ganz in der Nähe des unstreitig merkwürdigsten Gebäudes der in vielen Beziehungen sehenswürdigen Stadt, des Domes, der eines der prächtigsten, im edelsten gothischen Stile erbauten Gotteshäuser ist, welches durch König Ludwig von 1833—39 von allen Verunstaltungen gesäubert und in ursprüng-

---

Heiligen alphabetisch geordnet. Ein Schlüssel zur Erkennung der Heiligen nach deren Attributen, in Rücksicht auf Kunst, Geschichte und Cultus. 1843. Hannover bei Hahn gr. 8.

licher Schönheit wieder hergestellt wurde. Ehe ich Dich in den selben führe, sollte ich die Berechtigung der oben hingeworfenen Eigenschaften Regensburg nachweisen. Daß es den Namen „uralt" verdiene, geht schon daraus hervor, daß es schon im II. Jahrhunderte von den Römern in diesem zum Handel sehr bequemen, am Zusammenflusse zweier schiffbarer Ströme gelegenen Orte gegründet und Castra regina genannt wurde. Die ältesten bairischen Herzoge wohnten hier; nach deren Abzuge nach München ward sie eine freie Reichstadt und blieb es bis 1803, wo es dem bisherigen Kurfürsten von Mainz als Entschädigung für seinen, freilich ungleich größeren Verlust gegeben wurde.

Schon seit 1663 war sie der Sitz des beständigen Reichstages, und blieb mithin gleichsam die Hauptstadt Deutschlands bis zum Sturze des tausendjährigen Reiches 1806. Seit 1810, in welchem Jahre Napoleon dem bisherigen Besitzer von Regensburg, dem Fürst-Primas Dalberg, die freie Stadt Frankfurt unter dem Titel eines Großherzogthums als Entschädigung einräumte, wurde sie mit dem Königreich Baiern vereinigt, und ist jetzt, wenn auch nicht so wohlhabend wie früher, doch wenigstens auf dem Wege, es wieder zu werden; schon steigt die Bevölkerung auf 24,000 Seelen, und schon sind die Wunden geheilt, welche ihr die in der Nähe vorgefallenen Schlachten vom 19—23. April 1809 geschlagen, wobei die Stadt 134 Häuser verlor. Du erinnerst Dich wohl noch an jene dunkelste Zeit in der Geschichte Deutschlands: Oesterreich stand allein dem durch den Rheinbund unterstützten Genie Napoleons gegenüber. Mit unverzeihlicher Langsamkeit hatte die Oesterreichische Armee in 11 Tagen 15 Meilen zurückgelegt, und so war ein Hauptvortheil verloren gegangen, die französischen Heere zu vernichten, ehe sie noch vereinigt waren. Napoleon war in vier Tagen von Paris an die Donau geeilt und erkannte mit dem Blicke des kriegerischen Genius alle Vortheile seiner Stellung; „Es ist eine Berechnung von Stunden, sagt er; zwischen dem 18., 19. und 20. wird die Sache Deutschlands entschieden sein." Und so geschah es auch. Binnen fünf Tagen, vom 19—23. April brachte er in einer Reihe von Schlachten, welche er selbst für die glänzendsten Triumphe, für die Silberblicke seiner Kriegskunst erkannt hat, bei Thann, bei Abensberg, (dem Geburtsorte des berühmten, 1477 geb. und 1534 gest. Geschichtsschreibers Thurmayr, der sich daher Aventinus nannte), bei

Landshut, bei Eckmühl, bei Regensburg, den Oesterreichern so gewaltige Niederlagen bei, daß dem Erzherzoge Karl, dem damaligen Oberbefehlshaber (dem nochmaligen Sieger über Napoleon bei Aspern und Esling in der Nähe bei Wien am 21. und 22. Mai 1809), nichts übrig blieb, als sich nach Böhmen zurückzuziehen und dem Feinde seine wohlbekannte Siegesstraße längs der Donau nach der Kaiserstadt zu überlassen. Napoleon hatte die Hauptschläge dieser Tage durch deutsche Truppen, Baiern, Würtemberger, Sachsen u. s. w. gethan und ihren Muth durch Anreden entzündet, welche den Baiern ihr Kronprinz verdeutschen mußte. Wer die Gesinnungen dieses, jetzt die baiersche Krone ruhmvoll tragenden Fürsten kennt, wer da weiß, daß er von je her mit warmer Liebe und echter Begeisterung an Deutschlands Wohl gehangen, kann sich eine schwache Vorstellung von seiner peinlichen Lage machen, als er, von der Uebermacht der Verhältnisse gezwungen, Worte verkünden mußte, die sein Herz verabscheute. Vier Wochen darauf standen die Franzosen vor Wien. Man wird an die Verwüstungen jener Tage durch die prächtige, breite und gerade Straße erinnernt, die den Namen des verstorbenen Königs Maximilians trägt, und deren Häuser sämmtlich neu sind, nur haben sie durch ihre verhältnißmäßig kleine Fenster ein kleinliches Aussehen. Aber auch die aus dem Mittelalter erhaltenen gewähren theils durch die vorspringenden Erker, theils durch die in Stein gehauenen Wappen der vielen hundert Gesandten, (denn vor 1806 bestanden ja in Deutschland mehr als 300 souveraine Staaten neben einander) theils durch die sonderbaren Malereien an denselben, z. B. den Kampf eines Riesen mit einem Ungethüme) einen eigenthümlichen Anblick. Besonders aber fällt die verhältnißmäßig große Menge ehrwürdiger Gotteshäuser und einige Paläste, wovon die beträchtliche Residenz des Fürsten Thurn und Taxis zuerst genannt werden muß, in die Augen.

Der erste Gang war daher nach dem Dome gerichtet; er ist im Mittelschiffe 300 Fuß lang, 135½ breit und 125 hoch; der Chor, d. h. das Presbyterium, zu dem einige Stufen führen, und in dem sich die Sitze der Geistlichen, der 8 Canonici, wovon der eine Dechant, der andere Propst ist, sich befinden, hat 103 Fuß Länge, 40 Fuß Breite und 120 Fuß Höhe; so daß die ganze Länge der Kirche 403 Fuß beträgt. Du siehst also, was von der neulich gethanen Aeußerung zu halten sei, daß man den ganzen Regens-

burger Dom in den jetzt bereits stehenden Theil des Kölner Doms stellen könnte; der Kölner Dom ist im Ganzen 500 Fuß lang, im Schiff und Chor 180, im Kreuze 290 Fuß breit. Der Dachfirst sollte, ausgebaut, über 200 Fuß, jeder der beiden Thürme über 500 Fuß sich erheben. Sind nun zwar diese Verhältnisse beträchtlich kolossaler, als die des Regensburger Doms, so reichen sie doch bei weitem nicht aus, jenen in dem dritten Theile seines Raumes zu fassen. Der Kölner Dom müßte statt 500, ein beträchtliches über 1200 Fuß lang sein, sollte der Regensburger Dom in seinem Chor Platz finden.

Von der, durch den heiligen Bonifacius gestifteten Kirche ist freilich keine Spur mehr vorhanden, sondern der jetzige Dom wurde vom Jahre 1275—1634 erbaut. Leider sind die beiden Thürme an der Vorderseite blos angedeutet, d. h. sie brechen, nachdem sie sich nur wenig über das Dach erhoben haben, plötzlich ab. Das Innere erscheint geräumig, ja geräumiger als manche größere Kirche, dadurch, daß nur in den Seitengängen einige wenige Bänke angebracht sind, die bekanntlich in den meisten Kirchen Deutschlands einen ungebührlich großen Raum einnehmen, während sie in Italien gänzlich fehlen. Welch' eine Pracht strömt aber von den Fenstern herab! Die herrlichsten Glasgemälde, sowohl aus alter als neuer Zeit, tragen zu der andächtigen Stimmung eben so sehr, ja noch mehr bei, als die vom Hochaltar her rauschende Musik. Wir kamen nämlich gerade zum Gottesdienst zurecht, und empfanden den wohlthätigen Einfluß, den die Kirche auf das Gemüth des empfänglichen Beschauers gibt. Hier lernt man beten. Da ich noch keine Kirche gesehen, bei der kein Wunsch sich in mir geregt, selbst nicht in St. Peter in Rom, so wirst Du erwarten, daß ich gleich mit meinen Aenderungsvorschlägen bei der Hand war, nämlich die obersten Fenster des Hauptganges, die jetzt von weißem Glase sind, müßten wie die andern mit Glasgemälden verziert werden, in welcher lange für verloren gehaltenen Kunst man in München Bedeutendes leistet; die offenbar blos interimistische Orgel müßte mit einer größern, so gewaltige Räume ausfüllenden ersetzt und überhaupt den Musikern, die unsichtbar hinter dem Hochaltare gleichsam eingeschmuggelt sind, der gebührende Platz dem Hochaltare gegenüber auf einem noch zu erbauenden Chore angewiesen werden; daß ich auch die beiden Thürme ausbaute, versteht sich von selbst.

Doch „Nil mortalibus arduum est; coelum ipsum petimus stultitia: neque per nostrum patimur scelus, iracunda Jovem ponere fulmina, wie der feine Kenner des menschlichen Herzens, Horaz (Oden I., 3) sagt. Auch würde ich nicht gestatten, daß der kostbare Hochaltar von Silber, eine Stiftung des Erzbischofs Grafen Fugger, der mehr als 100,000 Gulden werth ist und der jedesmal zur Zeit der Kriegsunruhen, nach den Versicherungen des Sakristans bereits siebenmal fortgeschafft wurde, gewöhnlich, folglich auch zur Zeit meiner Anwesenheit, mit einem unscheinbaren Gehäuse bedeckt würde. Was kann dieses feste Metall durch den etwa darauf fliegenden Staub für Schaden leiden? Ist doch der noch werthvollere silberne Doppelaltar am Sarge des heil. Nepomuk in Prag auch frei, ohne Gehäuse aufgestellt, und hat schon mehr als ein Jahrhundert ausgehalten. Von den vielen Denkmälern, welche den Dom vor der erwähnten Restauration verengten und entstellten, und die jetzt sämmtlich mit Recht an die Seitenwände verlegt worden sind, hat nur eins seinen Platz behalten: fast in der Mitte des Hauptschiffes erhebt sich auf einem Postament ein metallenes vergoldetes Kreuz, und zu den Füßen kniet mit gefalteten Händen der baierische Herzog Friedrich Wilhelm, der als Kardinal und Erzbischof von Regensburg 1662 starb.

Nach beendigtem Gottesdienste ward ein ortskundiger Kirchendiener zum Führer genommen und mit demselben im Dome die Runde gemacht. Er zeigte uns zunächst das links vom Hochaltare in der Höhe an der Wand befindliche, zierlich in Stein gearbeitete Behaltniß, wo das Sanctissimum aufbewahrt wird, und vor dem natürlich die sogenannte ewige Lampe brennt. Es ist gleich neben dem bischöflichen Throne und nur durch viele Stufen zugänglich. Statt die vielen Denkmäler alle herzuzählen, begnüge ich mich mit der Erwähnung von vieren, nämlich 1) des Bischofs Sailer, errichtet von seinem Schüler, dem Könige Ludwig von Baiern. Der ehrwürdige Bischof sitzt in Pontificalibus auf seinem Stuhle, und darunter die Inschrift: Johann Michael v. Sailer, Bischof von Regensburg, geb. 1751, gest. 1832. Unten befindet sich auf der einen Seite sein Wappen, auf der andern hat sich der Bildhauer, Professor Eberhardt aus München, nach dem Vorgange des Mittelalters eine humoristische Anspielung erlaubt: Man erblickt nämlich zwei Schnepfen und erfährt vom Führer, daß einst der Vater des jungen Sailer, mit dessen

Fortschritten im Anfange seiner Studien die Lehrer nicht zufrieden waren, diese Gabe dem unzufriedenen Professor dargeboten habe, um ihn zur Geduld und Nachsicht zu stimmen. Du kennst gewiß die zahlreichen, Milde und Sanftmuth athmenden Schriften dieses verdienstvollen Bischofs, der durch seine begeisterten Worte eben so sehr, als durch sein Beispiel höchst wohlthätig auf die christliche Bildung seiner Zeitgenossen eingewirkt und in den letzten Jahren auch großen Einfluß auf den König gehabt hat. Ich erwähne hier nur seine Glückseligkeitslehre (2 Bände), seine Vorlesungen über die Pastoraltheologie (denn Sailer war früher Lehrer der Dogmatik zu Ingolstadt und Landshut, und erst von 1829 an Bischof von Regensburg), seine vertrauten Reden (2 Bände), seine Weisheit auf der Gasse, d. h. sinnvolle Erklärungen deutscher Sprichwörter und eine große Menge anderer lehrreicher Schriften. 2) Auf der andern Seite links vom Hochaltare ist ebenfalls aus feinem Weilheimer Sandsteine von demselben Eberhardt das Denkmal des zweiten Nachfolger Sailers, des gemüthlichen und ebenfalls noch im gesegneten Andenken stehenden Bischofs Franz Xaver v. Schwäbl, geb. 1778, gest. 1841; er kniet in seiner Amtstracht unter einem gothischen Dache. Um das Leben dieses frommen, ja wahrhaft heiligen, wenn auch jetzt noch nicht kanonisirten Mannes kennen zu lernen, verweise ich Dich auf die begeisterte Rede des, so viel mir bekannt ist, größten katholischen Kanzelredners in Deutschland, des Domdechanten Melchior Diepenbrock, welche bei Manz in Regensburg gedruckt sind. Es kostet mich große Ueberwindung, über diese seltene Erscheinung so schnell hinwegeilen zu müssen. 3) Unfern dem Seitenaltare, welcher die Anbetung des neugeborenen Heilandes durch die drei Magier darstellt, neben welchem ein neues Glasgemälde des heil. Stephanus die Aufmerksamkeit des Beschauers fesselt, ist das Denkmal des ersten Nachfolgers Sailers, des Bischofs Wittmann, geb. 1760, gest. 1833; errichtet wurde es von seinen Verehrern. Er liegt in Bischofstracht auf dem Sarge; über ihm ist an der Wand ebenfalls aus feinem Sandstein ein Kreuz und man liest als Inschrift die letzten Worte des frommen Bischofs: „Ich sterbe unter dem Kreuze.“ Ein noch größeres Kunststück in der Nähe verdient wegen des beispiellosen Fleißes der Ausführung beachtigt zu werden; es ist ein Hautrelief aus weißem feinen Marmor, von einem passauer Künstler aus dem 14. Jahrhunderte und stellt die

wunderbare Austheilung der fünf Brote dar, von denen mehrere tausend Personen gesättigt wurden. Der Künstler hat eine fast unübersehbare Menschengruppe mit unglaublicher Sauberkeit bis in die äußersten Theile erkennbar, ja hinter diesen Hunderten von Köpfen die Stadt Tiberias, den See, dessen Ufer mit Palmbäumen bewachsen sind u. s. w. dargestellt. Es ist ein Meisterstück, so gut wie das erst spät hierher verlegte Denkmal aus geschmiedetem Metall von dem berühmten Peter Vischer aus dem Jahre 1521 mit der Monograph: P. + V. Norimbergae. 4) Noch habe ich das Denkmal des merkwürdigsten Mannes, der hier begraben ist, nicht erwähnt. Es bezeichnet das Grab Dalbergs und ist aus schönem weißen Marmor von Canova. Ein Engel schreibt unter die Büste des berühmten Kirchenfürsten seinen herrlichen Wahlspruch: „Liebe leben Gottes Wille.“ Ihm zur Seite sitzt der Jüngling mit der umgekehrten Fackel, d. h. der Tod und darunter liest man folgende Worte: Der Neffe seinem Oheim, Karl v. Dalberg, geb. den 8. Hornung 1744 gest. 10. Hornung 1817. Ich müßte die Geschichte der letzten Jahrzente, des 18., und des ersten des 19. Jahrhunderts vor Deinem Auge vorüberführen, wenn ich das glänzend begonnene, später freilich in die ungünstigen Schicksale des deutschen Reichs verflochtene Leben dieses, wie man auch seine politischen Grundsätze beurtheilen mag, doch edlen und liebenswürdigen Mannes in seinen Hauptresultaten vorführen wollte. Er stammte aus der alten Familie der Kämmerer von Worms, und Du weißt, daß der deutsche Kaiser nach der Krönung, wo es herkömmlich war, den ausgezeichnetsten Vasallen zum Ritter zu schlagen, mit den seit Jahrhunderten stehend gewordenen Worten begann: Ist kein Dalberg da? denn diese wurden allen Andern vorgezogen. Nach der Sitte jener Zeit wurde unser Karl v. Dalberg schon als Knabe Domherr von Mainz, später auch von Würzburg und Worms, 1772 war er schon geheimer Rath und Statthalter des Mainzer Kurfürsten zu Erfurt. 1787 Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge im Kurfürstenthum Mainz und Worms und im folgenden Jahre auch von Constanz; dieses letztere Hochstift ward ihm 1799 zu Theil, und 1802 bestieg er in bedenklichen Zeiten den altehrwürdigen kurfürstlichen Thron und erzbischöflichen Stuhl zu Mainz und war mithin Erzkanzler des römischen Reiches, folglich nebst dem Kaiser die erste Person desselben. Ich übergehe absichtlich

die traurige Geſchichte des Einſturzes dieſes Reiches, weil ſein Benehmen dabei vielfach als undeutſch beurtheilt und angefeindet worden iſt; 1806 mußte er von Mainz nach Regensburg wandern und führte von nun an den Titel Fürſt-Primas des rheiniſchen Bundes, ſouverainer Fürſt von Regensburg, Aſchaffenburg und Wetzlar. Von dieſen Beſtandtheilen blieb ihm ſeit 1810 nur noch das Großherzogthum Frankfurt, aber bald darauf, nachdem ihn Napoleon gezwungen hatte, den Vicekönig von Italien, den berühmten Prinzen Eugen Beauharnais zu adoptiren, legte er zu Gunſten ſeines Nachfolgers ſeine ſämmtlichen weltlichen Würden nieder, um den Pflichten ſeines kirchlichen Amtes zu leben, und er ſtarb zu Regensburg als Erzbiſchof am 11. Februar 1817. Unter ſeinen vielen Schriften allgemeinen Inhalts erwähne ich blos ſeine Gedanken von dem moraliſchen Werthe, ſeine Betrachtungen über das Univerſum, ſeinen Perikles oder über den Einfluß der ſchönen Künſte auf das öffentliche Leben.

Unſer zweiter Kirchenbeſuch galt der noch größeren Kirche des Hauptpatrons der Stadt, des heil. Emmeran. Dieſer chriſtliche Miſſionair hatte in der Nähe von Regensburg unter dem Herzoge Theodor aus dem Geſchlechte der Agilolfingen den Martyrertod erlitten und wurde hier beigeſetzt. Bei St. Emmeran entſtand ein ſehr reiches Benediktinerſtift, doch iſt das ehemalige Stiftsgebäude jetzt zur Reſidenz des Fürſten Thurn und Taxis beſtimmt, wovon wir einzelne Theile ſpäter beſuchen werden. Die Kirche in ihrer jetzigen Geſtalt gewährt einen freundlichen und zugleich großartigen Anblick. Das Gemälde auf dem Hochaltar ſtellt den heil. Emmeran als Martyrer dar, und iſt als ein wohlgelungenes zu bezeichnen; es rührt von dem berühmten Maler Sandrart her; darüber iſt, ſonderbar genug, eine Uhr angebracht. Der Plafond iſt von Aſam nur allzu grell gemalt. Im Seitengange rechts, in der urſprünglichen Kirche, liegt der heil. Emmeran begraben. Rechts vom Hochaltare ſchlummert der Kaiſer Arnulph, und man lieſt auf ſeinem Grabe folgende Inſchrift:

Memoriae
Arnolphi
Rom. Imp. Aug.
Monasterii S. Emmerani
Summi Benefactoris
Obiit VI Idus Dec. an. 899.
Monumentum
Veteri injuriis temporum
Destructo Restitutum
an. 1786.

A Ω

Dieſer Arnuph, ein natürlicher Sohn Carlmann's von Baiern, ward von der Beherrſchung ſeines Herzogthums Kärnthen nach der Abſetzung Kaiſer Karls des Dicken zu Tribur 887 auf den deutſchen Thron gerufen; ſeine denkwürdigſte That war ſein Sieg über die Normannen an der Dyle bei Loewen; er ſtarb, wie auch die Grabſchrift ſagt, 899. Mit ſeinem Sohne Ludwig, der noch als Kind, ſchon im Jahre 911 ſtarb, erloſch die Dynaſtie der Karolinger in Deutſchland.

Unterdeß war der Mittag herangekommen und wir ließen uns vom Menſchenſtrome fortreißen, der einer Truppe Soldaten folgte, welche zur Wachtparade zogen. Die baieriſche Militair-Muſik ſteht wenigſtens der öſterreichiſchen weit nach; dies gilt auch von der kirchlichen, die wir im Dome gehört hatten. Die Soldaten trugen lichtblaue Uniformen mit hellgelbem Kragen, rothen Seitenbeſchlägen, weiße Beinkleider; die Offiziere außer Dienſt geſchmacklos genug dergleichen von gelbem Nanking; außerdem Helme, die ihnen ein kriegeriſches Anſehen verleihen. Das Marſchiren und Tragen der Gewehre erinnert an die öſterreichiſche Armee. Der Rang der Offiziere iſt nicht, wie in Preußen, an den Epauletten zu erkennen, denn der Unterlieutenant hat dieſelben, wie der Feldmarſchall, ähnlich den preußiſchen Lieutenants, ſondern an Borten auf dem Kragen. Statt der ſchönkleidenden Schärpen trägt der Dienſtthuende eine halbmondförmige, ſilberne, oder doch verſilberte Platte vorn am Halſe; den Namen dieſes häßlichen Bleches habe ich aber vergeſſen.

Bei der Wirthstafel im goldenen Helme, die ziemlich ſtark beſetzt war, hatte ich das Glück, zwei junge Damen zu Nachbarinnen zu erhalten, die ich ſchon im Dome geſehen, wo ſie ſich

kühn neben die Canonici hatten setzen wollen, aber mit aller Artigkeit abgewiesen worden waren, und auf deren vornehmen Stand ich nicht mit Unrecht aus der englischen Art zu essen schloß. Da sie die deutsche Sprache mit etwas fremdländischem Accent redeten, so versuchte ich es in anderer, und erfuhr denn nach kurzen Präliminarien von dem greisen, ihnen gegenüber sitzenden Vater derselben, daß es die gräfliche Familie der Dz.....sky aus Gallizien war, die eben von einer Reise aus Italien zurückkehrte, und zu meiner immer größern Freude waren alle drei Glieder dieser Familie der von mir sehr geliebten italienischen Sprache kundig. Das Gespräch flog daher schnell und leicht über die Alpen hinüber und die guten Gräfinnen kamen vor Beantwortung meiner vielen Fragen kaum zum Genusse der reichlich vorhandenen Speisen. Kurz dieser Sonntag Nachmittag war die glänzendste, genußreichste Zeit der bisherigen Reise. Natürlich ward des Gebäudes auch gedacht, das uns sämmtlich nach Regensburg gezogen hatte, der Walhalla, und der Beschluß gefaßt, dahin gemeinschaftlich nach Tische den Ausflug zu machen. Allein da ich mich bei der Beschtigung einer Prozession, die der Bischof Riedel Nachmittags von einer der 20 Kirchen Regensburg, nämlich von der mit römischen Pilastern versehenen Niedermünster-Kirche nach dem Dom führte, allzu sehr verspätet hatte, so blieb mir nichts übrig, als in Gesellschaft einiger Herren den vorausgeflogenen Damen nachzueilen. Es war dies ein baierischer Cheveaulegers-Oberst aus Baireuth, ein jüngerer Offizier und mein böhmischer Oekonom. Wir fuhren also über dieselbe Brücke, über die wir heute früh gekommen waren, durch Stadtamhof dem denkwürdigen Hügel zu, der zwei Stunden von Regensburg donauabwärts am linken Ufer dieses Stromes weit vorspringt, auf dem dieses merkwürdige Prachtgebäude steht. Dem Ziele nahe kommt man durch den Marktflecken Donaustauf, welcher mit der dazu gehörigen Herrschaft dem Fürsten Thurn und Taxis als Entschädigung des aufgehobenen Postprivilegiums von der baierischen Regierung gegeben worden ist, welcher Fürst sich am östlichen Ende des netten kleinen Ortes einen prachtvollen Sommerpalast errichtet hat, in dem kein König zu wohnen sich schämen dürfte. Auf einem Gipfel im Norden des Städtchens ragen die malerischen Trümmer der alten, gleichfalls Donaustauf genannten Burg hervor, zu der jetzt ein bequemer Weg führt, der mithin zum Genusse einer ent-

zückenden Aussicht veranlaßt, denn in nächster Nähe, nur durch ein Thal getrennt, steht eine im bizantinischen Stile erbaute Kirche, die damals noch im Baue begriffen zu sein schien; auf einer zweiten, mehr nach Süden sich hinziehenden und beträchtlicheren Anhöhe steht denn die prachtvolle Walhalla, von wo man nach Osten das ehrwürdige, vielthürmige Regensburg, südlicher Staubing, ja weiter hinaus durch Fernröhre sogar die schneeigen Häupter der baierischen Alpen erblickt. Doch wir verlassen diese Anhöhe, um dem weißen Marmor-Prachtbaue näher zu kommen, der bis jetzt nicht blos in Deutschland, sondern in ganz Europa nicht seines Gleichen hat: „Bei Regensburg — es sind dies Worte des Freiherrn Hormayr — das die Taufe und Heerzogsweihe der Agilolfinger, wo der große Karl Deutschlands innere Ordnung und den Sieg über Avaren und Slaven, wo er die Verbindung des Rheins mit der Donau beschlossen, wo des Helden Luitpolt großgesinnter Sohn, Arnulf, den Zumuthungen der Uebermacht beharrlich widerstand, wo Pfalzgraf Otto seines Geschlechtes altes Herzogthum aus des Barbarossa Hand zurückerhielt, wo Kaiser Ludwig die Feier des Sieges von Ampfing beging — bei eben diesem Regensburg, im Herzen Deutschlands, steht auch ein Felsen, an dem das Alles vorübergezogen, und von seinen Hohen schauen hinunter in das romantische Stromthal und hinaus in die unendliche Fläche, über wogende Saaten, schimmernde Wässer und duftigen Wald, über gar viele Städte und Flecken bis an die schneebelockten Zinnen der rhätischen und norischen Hochgebirge, die alten Heldenbilder der Walhalla deutscher Nation.“ Den großen Gedanken zur Aufführung dieses Ruhmes-Denkmals für die größten Genien, die Deutschland im Verlaufe einer, fast zwei Jahrtausende umspannenden Zeit hervorgebracht, faßte der damals 20jährige Kronprinz, nunmehrige König Baierns zu Anfang des Jahres 1807, auf daß durch deren Anblick die künftige Generation zu gleichen Großthaten in allen Zweigen menschlicher Bestrebungen sich entzünden möge. Zur Zeit seines Aufenthalts am fürstlich Thurn und Taxisschen Hofe 1810 suchte der erhabene Gründer sinnvoll diese Stätte dazu aus und trug die Errichtung dem Baukünstler Leo v. Klenze 1821 auf. Eine Halle sollte es sein, zur Aufnahme von Büsten berühmter Deutschen; im reinsten antiken Geschmacke, folglich über die Veränderungen der Geschmacksrichtungen aller folgenden Zeiten erha-

ben, von außen umgeben von einem Peristyl in dorischer Ordnung. Der Marmor kam aus dem Untersberge bei Salzburg, aus Adnet und Eichstädt. Am 18. Oktober 1830, am Jahrestage der Völkerschlacht bei Leipzig, geschah die Grundsteinlegung von König Ludwig selbst mit großen Feierlichkeiten. Gerade zwölf Jahre später, ebenfalls am 18. Oktober 1842, ward das vollendete Werk vom erhabenen Gründer unter angemessenem, der Wichtigkeit der seltenen Feier würdigem Glanze eröffnet und ist nun der Zielpunkt der Deutschen aller Gaue, ja der Fremden aus allen Nationen Europa's, und ein neuer Magnet, den Strom der Reisenden nach dem gefeierten Baierlande zu locken.

Der Hügel, auf dem diese Festhalle sich majestätisch erhebt, ist 303 Fuß über der Donau, in welchem Flusse sie sich abspiegelt, und schon aus weiter Ferne sichtbar. Eichen umkränzen den Berg. Bedeutungsvoll ist der Kontrast zu den Trümmern der Burg Donaustauf, die im 30jährigen Kriege zerstört wurde, und eben so an jene schreckliche Zeit, wo Deutsche gegen Deutsche kämpften, warnend mahnt, als die Walhalla segensreiche Einigkeitspredigt, welche zum Bestehen der Freiheit allen deutschen Stämmen unumgänglich Erforderniß ist.

Gewaltige, riesenmäßige Substructionen bilden die Unterlage, über welche die Treppe hinaufführt. Und welch' eine Treppe! Nach Aller Urtheile übertreffen diese Terrassen mit ihren Absätzen der Treppe, die sich zweimal theilt und dann wieder vereint, an Großartigkeit und Ebenmaaß Alles, was der Art anderwärts gefunden wird. Der erste Absatz zählt 73, der zweite 57, der dritte 62, der vierte 58, also zusammen gerade 250 marmorne Stufen. Mit welchen Empfindungen ich sie langsam erstieg, bald vor, bald hinter mich blickend, um das Auge theils an den herrlichen Riesensäulen des vor mir prangenden Wunderbaues, theils an dem weiten Landschaftsbilde, das von der Donau belebt, zu meinen Füßen in stiller Heiterkeit, sonntäglich festlich, ausgebreitet lag, zu laben, läßt sich mehr ahnen, als beschreiben. Zu meiner großen Freude kamen die erwähnten Comtessen gerade herab, die natürlich aufgehalten und zur nochmaligen Besichtigung aufgefordert wurden, wozu sie sich auch mit leichter Mühe überreden ließen. Und so vereinigte sich denn an diesem herrlichen Sonntage Alles, um mir ihn in vielfacher Beziehung unvergeßlich zu machen.

Die unterste Terrasse bildet eine cyklopische Mauer, die aus vieleckig behauenen Steinen, und zwar Dolomitblöcken besteht; hingegen sind die Steine sowohl der höher liegenden kleineren Terrassen als auch der obersten drei Stufen, aus denen die gleich zu beschreibenden oder eigentlich wegen ihrer Pracht und Größe nicht zu beschreibenden kannelirten Säulen und Marmormauern sich erheben wagerecht gelegt. — In die zweite Terrasse führt eine, gewöhnlich verschlossene Thüre, wo die Vorrichtungen zur Beheizung angebracht sind. Und so stehst Du denn im Geiste mit mir vor dem Walhalla-Tempel selbst, der 230 F. lang, 108 F. breit und 64 F. hoch und aus ganz regelmäßigen Horizontallagen des schönsten weißen Marmors besteht, blos von Einem hohen Fenster an der Hinterwand, dem einzigen Eingange entgegengesetzt, unterbrochen. Die Vorder- und Hinterseite schmücken 8, die beiden Langseiten jede 17 dorische Säulen; hinter den erwähnten 8 stehen in zweiter Reihe sechs gleiche Säulen; sie sind 31 F. hoch, 5½ F. am Sokel dick. Das Gebälk über den Säulen beträgt den dritten Theil der Höhe derselben und ist mit äußerst sorgfältig gearbeiteten Verzierungen versehen. Unter denselben nimmt die im Giebelfelde angebrachte, an der Vorderseite aufgestellte Statuengruppe von Schwanthaler die erste Stelle ein, deren Beschreibung mir zunächst obliegt. Nicht, wie sonst gewöhnlich, ziert dieses Giebelfeld, so wie das ihm entsprechende an der Hinterseite, ein Relief, sondern eine, seit den Zeiten des Alterthums nicht mehr gebrauchte, erst von König Ludwig an der Glyptothek in München, und dann auch hier angeordnete Gruppe vollständiger, mit größter Genauigkeit, als ob sie dazu bestimmt wären, aus der nächsten Nähe, ja durch die Lupe betrachtet zu werden, bis auf die Nägel der Finger sorgfältig gearbeiteter Statuen. Diese Gruppe besteht aus 15 Figuren (allegorische Andeutung an das für Deutschland erfreuliche Jahr 1815); in der Mitte sitzt auf einem Throne die majestätische Gestalt der Germania, ein gesenktes Schwert in der Hand, einen Eichenkranz auf dem Haupte; ihr nahen sich huldigend von beiden Seiten behelmte Krieger, anmuthsvolle Frauen an der Hand führend; aus ihren Emblemen sieht man, daß sie die deutschen Bundesstaaten darstellen, und zwar das erste Paar ist Oesterreich mit der Bundesfestung Mainz, das zweite Baiern mit Landau, dann Würtemberg mit einem Jünglinge als Repräsentanten der übrigen kleineren deutschen Staaten; von der linken

Seite Preußen mit Cöln, Hannover mit Luxemburg und zuletzt Hessen und Sachsen. In den Winkeln dieses Giebelfeldes sind die personificirten Grenzflüsse des westlichen Deutschlands, Rhein und Mosel, in sitzender Stellung angebracht. Noch besser hat mir, da ich kein großer Freund von allegorischen Bildern und Statuen bin, die Gruppe im Giebelfelde der Nordseite gefallen, zu der Du mir, ehe ich Dich ins Innere des Heiligthums selbst geleite, durch den rechten Säulengang folgen mußt. Sie ist das Resultat des glänzenden Genie's und achtjährigen Fleißes Schwanthalers und gehört, dem Urtheile nicht blos Münchner Kenner zufolge, durch Reichthum, geistige Tiefe der Composition, Vollendung aller Einzelheiten, so wie durch materielle Größe zu den bedeutendsten Erscheinungen der modernen Sculptur, ein würdiges Seitenstück zu den edelsten Denkmälern des kunstreichen, namentlich in dieser Kunst unerreicht dastehenden Alterthums. Auch diese Gruppe besteht aus 15, aber nicht allegorische, sondern historische Personen darstellender Gestalten, die 8 bis 10 Fuß Höhe und eine Längenausdehnung von 72 F. haben. Gegenstand ist die Darstellung der uns Deutschen unvergeßlichen Schlacht, 9 nach Chr. im Teutoburger Walde gegen die Römer, welchem Siege wir ja unter andern auch den Vortheil verdanken, daß wir heut noch deutsch reden; denn gelang es den Römern, sich in Deutschland's Herzen fest zu setzen — (hätten sie gesiegt, so würde es ihnen wahrscheinlich gelungen sein), so würde unser Land und unsere Sprache ebenso unterworfen und die letztere im Verlaufe der Jahrhunderte ebenso verdrängt und romanisirt worden sein, wie dies mit der spurlos verschwundenen der alten Celten und Gallier der Fall war. — Was sprachen denn die Bewohner Spaniens und Galliens vor der Ankunft der Römer? Wir wissen es nicht; das Volk und die Sprache ward römisch. Den Mittelpunkt bildet der Hauptheld unseres Volks, Armin, 10 F. hoch, als verklärter Heros nach Art der Alten nackt, blos vom fliegenden Mantel halb umhüllt, in halber Wendung, gegen die Römer das gezückte Schwert ausstreckend, mit dem linken Fuße den Adler, bekanntlich ihr Feldzeichen, und Ruthenbündel derselben in den Staub tretend. Unter den Römern ist ein schwerbewaffneter Triarier, ein Velit, d. h. leicht bewaffneter Soldat, der den besiegten Feldherrn Varus schützen zu wollen scheint, aber vergebens; er stürzt sich, um die Schande seiner Niederlage nicht zu überleben, in sein eignes Schwert. — Hin-

ter ihm ein sterbender Adlerträger, an dessen Seite ein römischer Ritter kniet, welcher einen, seinem Kampfgenossen entfallenen Adler in einen Sumpf zu verbergen trachtet. Am äußersten Ende dieser Seite versinkt ein Reiter im Sumpfe und ein Manipelträger liegt todt dahingestreckt da. Auf der andern Seite des deutschen Nationalhelden sind die siegenden Deutschen durch die Vorkämpfer, Melo, den Sigambrer, Katumer und Segimer dargestellt, welche dem Feinde entgegenstürmen; ein mit der Streitart bewaffneter eichenbekränzter Barde stimmt den begeisternden Schlachtgesang, oder, wenn man lieber will, den Siegesgesang an, die Seherin naht dem Kampfe, durch das Schilf des Waldwassers unheimlich dahin rauschend, und Thusnelda, eine großartige Heldenjungfrau, unterstützt den tödtlich verwundeten, eben zusammensinkenden Siegmar. „Man möchte*) ein Grieche und Römer sein, die so mannigfaltigen, edlen, freien Genuß hatten; aber wohin hat er sie gebracht? Es war groß, Dictator, Cäsar zu sein, es ist aber auch nicht zu verachten, wie Herrmann, der Rächer und hierauf der Schutzgott des Landes seiner Väter zu heißen. In dem einfachen, freien Leben der Deutschen gab Ruhm der Kenntniß keinen so weit verbreiteten Glanz; doch Ruhm ist für Wenige, das Glück gebührt Allen; wo es fehlt, kann es jener nicht ersetzen, wo man seiner genießt, vergißt man, sich um Ruhm zu bekümmern."

Nun erst traten wir durch den einzigen, von zwei gewaltigen Thürflügeln gebildeten Eingang. Das Epitheton wirst Du ihnen nicht streitig machen, wenn Du erfährst, daß sie, ich weiß nicht mehr wie hoch, mit Erz beschlagen, inwendig mit Getäfel von Ahornholz bekleidet sind, und daß jeder 42 Zentner wiegt. Welch eine Fülle von Glanz und Pracht strahlt mit einem Male Dir entgegen! Die Menge der Farben, die Anzahl der Marmorbüsten und Statüen, der vergoldeten Inschriften, ist wohl geeignet, die Sinne zu verwirren. Erst, nachdem man sich gesammelt, wozu die Aufforderung des Aufsehers, Ueberschuhe von weißem Filz anzulegen, damit das spiegelglatte, aus verschiedenfarbigem, kunstreich verschlungenem, arabesken- und mosaikartig zusammengesetztem Marmor bestehende, mithin sehr kostbare Pflaster nicht verletzt werde, die nächste Veranlassung gibt, ist man im Stande, auf Einzelnes zu merken. Dieses köstliche Pflaster erinnert an die Prachtkirchen zu Venedig, nament-

*) Worte Joh. v. Müller's in dessen Allgem. Geschichte, I. Band. S. 403.

lich an die mir schon deshalb unvergeßlichen der Madonna della Salute, dei Scalzi, delle Grazie. Es zerfällt, wie das Haus selbst, in 3 Abtheilungen; die Vorhalle, das Schiff selbst (wenn dieser übertragene Ausdruck hier erlaubt ist) und das Opisthodomos, gleichsam das Hinterhaus, der Vorhalle an Größe genau entsprechend; jede Abtheilung ist mit goldner Inschrift geschmückt. Im Eingange steht: Beschlossen 1807; in der Mitte: Begonnen den 18. Oct. 1830, und am Schluß in der nördlichen Abtheilung: Vollendet am 18. Oct. 1842. Und nun sieh' auf die schimmernden Wände! Um die große Zahl gleich groß gestalteter Büsten nicht mit einem Blicke übersehen zu lassen, wodurch unstreitig Monotonie entstanden wäre, hat der Baukünstler an denselben vorspringende Pfeiler, an jeder Seite 4, die sich gerade gegenüberstehen, angebracht, wodurch auf jeder Seite 3, also zusammen 6 Felder gebildet werden, die mit rothem Marmor bekleidet sind; in den Wandfeldern nun stehen die Büsten; im Mittelpunkte jeder Büstengruppe steht ein Genius des Ruhms, d. h. zarte Mädchengestalten aus dem feinsten Marmor, leicht bekleidet, rechts und links hin Kränze austheilend. Dies ist gleichsam der erste Stock; darauf erhebt sich ein zweiter, angedeutet durch den Fries und von Büstungen aus grauem Marmor gebildete Umgänge; in demselben sind die Pfeiler mit riesenmäßigen weiblichen Statuen bekleidet, die als Karyatiden oder Kanephoren das obere Gebälk, vielleicht die kunstvollste Decke, die je construirt worden ist, tragen. Diese Riesenjungfrauen stellen Walkyren vor, d. h. jene Frauen, die nach der altheidnischen Mythologie die im Kampfe gefallenen Helden in die Wallhalla einzuführen bestimmt waren. Sie stehen paarweise auf den grauen Legenbrüstungen, in alt-germanischer Tracht; in vielleicht allzubunter Farbenmischung;*) zwischen ihnen in vergoldeten Buchstaben die Namen der unsterblichen Deutschen, von denen keine unbestritten ächten Bildnisse aufgefunden wurden, die also nicht durch Büsten verherrlicht werden konnten.

Noch bewundernswerther, ja ein einziges Meisterstück ist die kunstvolle Decke, die weder gewölbt ist (zum Glück hat man diese schon gefaßte Absicht unterlassen, da sie zu der griechischen Form des Gebäudes einen schneidenden Gegensatz bilden würde, weil

*) Das Nackte, z. B. Gesicht und Arme sind elfenbeingelb, die Haare blond, der Ueberwurf des Pelzes vergoldet, das Oberkleid, das deshalb nur theilweise sichtbar ist, hell violet, das Unterkleid weiß.

Jedermann weiß, daß Wölbungen erst später, wahrscheinlich römischer oder etruskischer Erfindung sind), noch horizontal liegt, wie bei den Basiliken und antiken Tempeln, sondern der Dachschräge folgt. Sie besteht aus geschliffenen und vergoldeten Erzplatten, auf denen sich himmelblaue, viereckige Zierrathen, Kasetten genannt, befinden, deren mittlere Sterne, so wie die Rosetten, Schraubenköpfe mit dem seltenen und selbst das Gold an Werth übertreffenden Platina belegt, während die Gesimse der Kasetten vergoldet und mit farbigem Laubwerk eingeschlossen sind. Im ganzen Gebäude, sogar im Dache ist, was vom königlichen Erbauer der beabsichtigten Unverbrennlichkeit wegen als unumstößliches Gesetz dem Baukünstler auferlegt war, auch nicht eine Faser Holz gebraucht worden, sondern überall Metall; an den dreieckigen Senkgiebeln sind aus Metall gegossene, theils versilberte, theils vergoldete Götter aus der heidnischen Fabelwelt der Deutschen, zwischen welchen sich drei, mit dickem französischen Spiegelglase belegte Fenster befinden, von denen jedes 112 □Fuß groß ist, die also ein vollständig hinreichendes Licht auf die unten in unbeschreiblicher Pracht dastehenden Büsten und Statuen werfen.

Außer den oft erwähnten, wenn auch noch nicht namentlich aufgezählten Büsten zieht das meisterhafte Riesenrelief (ich gebe ihm diesen Beinamen wegen seiner ungewöhnlichen Länge von 282 F., seine Breite beträgt blos 3½) Wagner's, welches das ganze Haupt-Gebäude als Fries umläuft, die Aufmerksamkeit des Betrachtenden auf sich; es besteht aus dem feinsten karrarischen, schneeweißen Marmor; die bloße Modellirung kostete dem genannten Meister die zehn schönsten Jahre seines Lebens; sie sind aber gewiß gut angewendete zu nennen, denn wenn je das Werk den Meister lobt, so ist es hier.

Ich wüßte nur Ein Seitenstück zu nennen, die Relief, welche in schlangenförmigen Windungen die Trajans- und Antoniussäule zu Rom einfassen. An Reichhaltigkeit der Composition dürfte es eher noch vor dem genannten den Vorzug behaupten; gewiß ist, daß seit den Zeiten des Alterthums nichts Aehnliches geleistet worden ist. Du begnügst Dich gewiß blos mit der Angabe des Inhalts. Gegenstand ist die bildliche Darstellung der heidnischen oder fabelhaften Urgeschichte unsers Vaterlandes. Es zerfällt in acht Hauptabtheilungen:

1) Die Wanderung der Deutschen aus ihren Urſitzen im Kau-

kasus. zu Roß und zu Fuß, mit Weibern und Kindern, mit Wagen und Waffen ꝛc.; sie setzen über den Iſter, und bald beginnt der Kampf mit den Urbewohnern der deutschen Wälder, dem Ur, dem Bär, dem Eber;

2) über der ersten Büstengruppe links erklärt ein Druide die Pflanzen, ein anderer deutet die Sterne; ein Barde singt versammelten Männern und Frauen ein Heldenlied; Priester opfern ein Pferd, aus dessen Blute eine Seherin die Zukunft deutet; andere fertigen Waffenschmuck ꝛc.;

3) das politische Leben der Deutschen, Handel und Verkehr; Darstellung eines öffentlichen Gerichts; es wird ein König erwählt und auf einem Schilde erhoben, Herolde verkünden die Wahl. Phönizier tauschen gegen Vasen, Perlen u. s. w. den hochgeschätzten Bernstein ein;

4) Zug der Deutschen über die Alpen; Cimbern und Teutonen schlagen 113 v. Ch. die Römer bei Noreja;

5) die Schlacht des Batavers Claudius Civilis mit seinen Verbündeten, den Deutschen, gegen die Römer 69 n. Chr. bei Xanten; selbst auf dem Rhein wird zu Schiffe gekämpft;

6) Schlacht bei Adrianopel 378 n. Ch. Man erblickt im Hintergrunde die Zinnen der Stadt; Kampfgewühl zwischen Römern und Deutschen, welche letztere eine Menge Waffen zusammentragen, darunter ein Schild des Kaisers Valens, der bekanntlich in dieser Schlacht umgekommen ist;

7) Alarich erobert Rom 410 am 24. August. Das Lösegeld wird aus der, im Hintergrunde sichtbaren Stadt herbeigeschleppt und abgewogen;

8) gerade über dem, auf Säulen ruhenden Opisthodomos die Bekehrung der Deutschen zum Christenthum durch den heiligen Bonifazius, der die Donnereiche fällt, dann dem, in schönen Gruppen um ihn versammelten Volke predigt, später das Sakrament der Taufe spendet.

Von den metallenen Verzierungen an den drei Dachbindern sind noch drei Darstellungen zu erwähnen; sie beziehen sich auf die altdeutsche oder richtiger altnordische, heidnische Mythologie: 1) wie aus den Schultern des, dem Chaos entstammenden Eisriesen Ymer das erste Menschenpaar, Askur und Embla, entsprosst; dem Riesen zur Seite sind Surtur, der Herrscher des Lichts, und links Hela, die Göttin der Nacht; 2) Odin und Frigga, das

Götterpaar, ſitzt auf dem Throne, umgeben von den ſtehenden Figuren des Kriegsgottes Thor, an ſeinem zermalmenden Hammer kenntlich, (daher wohl der Beiname Karl's, der Hammer, Martellus) und des Gottes der Beredſamkeit Balder's; auf der andern Seite der nordiſche Apollo, Braga genannt, mit ſeiner Gemahlin Iduna; 3) die bildliche Darſtellung der Erhaltung der Welt, aus demſelben Sagenkreiſe; die Nornen*) ſchöpfen aus dem Brunnen Mimers und begießen die Wurzeln des Weltbaumes.

Nur eine, freilich kleine, aber Jedem auffallende Unbequemlichkeit iſt nicht zu leugnen, daß der Aufgang in der linken Hauptwand zu dem erwähnten zweiten Stock nicht nur zu eng, ſondern auch ſo dunkel iſt, daß das Anzünden von Laternen, die der Führer vor Dir herträgt, wirklich nothwendig iſt. Die Zahl der Büſten beläuft ſich jetzt bis auf 96. Verlange nicht eine Aufzählung derſelben, blos einige Namen ſollſt Du hier leſen! Heinrich der Vogelſteller (876—936), Otto I. der Große (912—973), Conrad II. der Salier (1039), Friedrich I. Barbaroſſa (1121—1190), Friedrich II. (1194—1250), Rudolph von Habsburg (1218—1291), Maximilian I. (1459—1519), Karl V. (1500—1558), Maria Thereſia (1717—1780); dies ſind von deutſchen Königen und Kaiſern die einzigen, die der Ehre der Aufnahme gewürdigt wurden; unter den übrigen Herrſchern iſt der trotzige und übermüthige Herzog von Sachſen und Baiern, Heinrich der Löwe (1129—1195), Friedrich der Siegreiche, Kurfürſt von der Pfalz (1425—1476), der Mainzer Kurfürſt Berthold von Henneberg (1504), der Würtembergiſche Herzog Chriſtoph (1515—1568) der Gründer des Freiſtaates der Niederlande, Prinz Wilhelm v. Oranien (1532—1594), Auguſt I. Kurfürſt v. Sachſen (1526—1586), Maximilian I. Kurfürſt v. Baiern, der Sieger am weißen Berge bei Prag, die hauptſächlichſte Stütze der Katholiken ſeiner Zeit (1573—1651), Karl X. König von Schweden (1621—1660), Johann Philipp v. Schönborn, Kurfürſt von Mainz

*) Die Nornen hat man oft mit den griechiſchen Meiren und die Walkyren oder Walkirien mit den Keren der Alten verglichen. Die ganze, unerwartet reiche Mythologie der Deutſchen iſt am beſten durch Jakob Grimm's Werke, namentlich ſeine deutſche Grammatik, ſeine deutſchen Rechtsalterthümer, deutſche Sagen und beſonders die hieher gehörende deutſche Mythologie (2. Auflage. Göttingen, bei Dietrich) geſammelt und ſinnig gedeutet worden, welchem Werke die größte Verbreitung zu wünſchen iſt.

(1605—1673), Ernſt der Fromme, Herzog v. Gotha (1601—1675); der große Kurfürſt, Friedrich Wilhelm von Brandenburg (1620—1689); Herzog Karl V. von Lothringen (1643—1690); Wilhelm III., König von Großbritanien (1650—1702); der Reichsfeldmarſchall Ludwig, Markgraf von Baden (1655—1707); der Marſchall von Sachſen, Graf Moritz (1696—1750).

Unter großen Künſtlern: Erwin v. Steinbach, der Erbauer des Straßburger Münſters († 1318), der Maler und Erfinder der Oelmalerei Johann van Eyk (1390—1475); der Maler Hans Hemling (1430—1500); desgleichen Albrecht Dürer (1471—1528); der berühmte Bildner in Erz; Peter Viſcher († 1530); der Maler Ernſt Holbein der jüngere (1498—1554); Peter Paul Rubens (1577—1640); Anton van Dyk (1599—1641); der Thiermaler Snyder (1579—1657); Anton Raffael Mengs (1728—1771); von Muſikern: Georg Friedrich Händel (1684—1753); Chriſtoph Ritter von Gluck (1714—1787); Wolfgang Amadeus Mozart (1756—1791); Joſeph Handn (1732—1809). Von Dichtern, Gelehrten und Schriftſtellern überhaupt: Johann v. Reuchlin (1455—1522); Ulrich von Hutten (1488—1523); der Geſchichtsſchreiber Aventinus, eigentlich Thurmayr (1477—1554); Theophraſtus von Hohenheim (1493—1541); der Aſtronom Nikolaus Copernikus (1473—1543); der ſchweizeriſche Geſchichts-, oder vielmehr Chronikenſchreiber Aegidius Tſchudi (1505—1572); der Aſtronom Kepler (1571—1630); Hugo Grotius als Gelehrter und Staatsmann, in erſterer Beziehung wegen des klaſſiſchen Buches de jure belli et pacis berühmt (1583—1645); Leibnitz (1646—1732); der Kunſtkritiker Winckelmann (1717—1768); der ſchweizeriſche Arzt und Dichter, Verfaſſer des Lehrgedichts „die Alpen" und ſehr vieler andern Werke, Albrecht von Haller (1708—1777); Leſſing (1729—1781); Juſtus Möſer aus Osnabrück (deſſen Osnabrück'ſche Geſchichte, patriotiſche Phantaſien ꝛc. allbekannt ſind (1720—1794); Bürger (1748—94); Klopſtock (1724—1803); Heinſe (1749—1803); Herder (1744—1803); Kant (1724—1804); Schiller (1759—1805); Johann v. Müller, der unſterbliche Geſchichtsſchreiber (geboren zu Schaffhauſen 1752, geſtorben zu Caſſel 1809); Wieland (1733—1813); der Aſtronom Herſchel (1738—1822); endlich Göthe (geboren 1749 zu Frankfurt a. M., geſtorben 1832 zu Weimar). Von berühmten Erfindern: Otto von Guerike, Bür-

germeiſter von Magdeburg, Erfinder der Luftpumpe (1622—1684); Johann Gutenberg, Erfinder der Buchdruckerkunſt (1390—1467).

Von berühmten Heerführern: Georg von Freundsberg (1474—1528); Albrecht von Wallenſtein (1583—1634); Bernhard, Herzog von Sachſen-Weimar (1604—1639); die holländiſchen Admirale Tromp (1579—1653) und Ruiter (1607—1676); der ruſſiſche Feldmarſchall Graf v. Münich (1683—1767); Wilhelm Graf von Schaumburg-Lippe, Heerführer der Portugieſen (1724—1777); der Freiherr von Loudon, öſterreichiſcher Feldmarſchall (1716—1790); der preußiſche Feldherr Ferdinand, Herzog von Braunſchweig (1721—1792); der preußiſche Feldmarſchall von Scharnhorſt (1756—1813); der ruſſiſche Feldmarſchall Fürſt Barclay de Tolly (1761—1818); Fürſt Blücher v. Wahlſtadt (1742—1819); Fürſt Schwarzenberg, oberſter Feldherr im Befreiungskriege (1771—1820); Graf Diebitſch Sabalkansky, ruſſiſcher Feldmarſchall (1785—1831); Graf v. Gneiſenau (1760—1831).

Doch da zu befürchten ſteht, daß Dir die Geduld ausgehen würde, wenn ich nicht nur die Namen der noch nicht genannten, durch Büſten verewigten Männer, ſondern ſogar derjenigen, die blos durch goldene Inſchriften an den ſpiegelglatten, bunten Marmorwänden geehrt ſind, herzählen wollte, vom Römerbeſieger Herrmann an (16 v. bis 21 n. Chr.), der billig den Reigen eröffnet, bis auf die drei Männer des Rütli: Walther Fürſt aus Schwyz, Werner Stauffacher aus Uri, Arnold von Melchthal aus Unterwalden, bis auf den unbekannten Dichter des Nibelungenliedes, des unübertroffenen National-Epos der Deutſchen, das billig bei uns die Stelle der Ilias vertreten ſollte: ſo ſehe ich mich ſchon genöthigt, dieſen rhapſodiſchen Bericht mit den Worten zu ſchließen, die der erhabene Gründer dieſes Prachtbaues, womit er nicht blos Andere, ſondern ſich ſelbſt geehrt, bei der Eröffnung geſprochen: „Möchte Walhalla förderlich ſein der Erſtarkung und Vermehrung deutſchen Sinnes! Möchten alle Deutſchen, welchen Stammes ſie auch ſeien, immer fühlen, daß ſie ein gemeinſames Vaterland haben, ein Vaterland, auf das ſie ſtolz ſein können; und jeder trage bei, ſo viel er vermag, zu deſſen Verherrlichung."

Die Biographien der in der Walhalla verherrlichten Wohlthäter der deutſchen Nation ſind vom erhabenen Gründer dieſes Prachtbaues allererſten Ranges in folgendem Werke zu finden: „Walhalla's

Genossen, geschildert durch König Ludwig I. von Baiern, den Gründer Walhalla's. München, literarisch-artistische Anstalt 1842." Sie sind der chronologischen Reihefolge nach geordnet, beginnen mit dem Besieger der Römer Hermann († 21 nach Christus) und enden mit Göthe, der 1832 gestorben ist. In poetischem Gewande sind sie zu verherrlichen begonnen worden durch C. L. Knoblauch, der ein, ebenfalls „Walhalla" betiteltes Buch herauszugeben angefangen hat, mit dem Beisatze: Episch-dramatische Dichtung. Bis jetzt ist der erste Band (1843, München in der Palm'schen Hofbuchhandlung) erschienen, es sind aber noch 4 Bände zu erwarten. Leider scheint der sinnige Vorschlag eines in England lebenden Deutschen in den öffentlichen Blättern, Nationalfeste und Spiele, theils in Köln, theils an andern Orten, namentlich in und bei der Walhalla, durch deren Ertrag er zum Theil die beträchtlichen Summe für die Vollendung des ersten christlichen Gotteshauses der Welt, des Kölner Domes zu erzielen hoffte, nicht in Erfüllung zu gehen; es hat wenigstens durchaus keinen Anschein dazu, daß 1846 bei der „Walhalla" ein großes Nationalfest werde gefeiert werden. „Scheint nicht," hieß es in der begeisterten Aufforderung, „dieser Tempel des deutschen Ruhmes eine solche Feier zu verlangen? Kein Festsaal ohne Fest, kein Heiligthum ohne Feier, kein nationales Heiligthum ohne eine Handlung des nationalen Lebens. Wer in der Walhalla nur ein, von marmornen Mauern umschlossenes Büstengehäuse sehen wollte, würde schwerlich den Sinn des königlichen Kunstbeschützers ergründen. Denken wir uns ein Nationalfest in der Walhalla und im freundlichen Regensburg; Stadt, Fluß, Landschaft und vor Allem des Prachtbaues Name, Anlage und Schmuck scheinen zu einer solchen Feier einzuladen."

Den Rückweg traten wir nicht über die erwähnte Prachttreppe, sondern über den, erst neu angelegten Fahrweg an, der sich an die hintere oder Nordseite dieses Unsterblichkeitstempels anschließt, und der durch einen parkartig durch kleine Wiesen und Blumenparketts unterbrochenen Wald, bei dem, im Stile der Gebirgshäuser erbauten, sehr einladenden Hause vorbeiführt, das dem Aufsichtspersonale und dem hier stationirten Wachtposten zur Wohnung dient. Die ebenfalls erwähnte, im byzantinischen Stile umgestaltete Kirche fanden wir verschlossen. Du hast also hier Gelegenheit, Repräsentanten der verschiedensten Baustile, der gothischen

Burg Donaustauf, der byzantinischen Kirche und des griechischen Walhalla-Tempels mit einem Blick wahrzunehmen und zu vergleichen. Bei dem Städtchen Donaustauf wandelten wir durch den noch neuen, aber schon jetzt ein erfreuliches Bild eines mit allem fürstlichen Glanze verbundenen Stilllebens gewährenden Park, der das großartige, neue Sommerschloß des Fürsten Thurn und Taxis umgibt, bei welchem der Wagen unserer harrte, und Du wirst es erklärlich finden, daß ich die freundlichen Einladungen der polnischen gräflichen Familie benutzte, in ihrem Wagen den Rückweg zurückzulegen, daß der Mond schon längst sein Silberlicht auf die vielen und mannigfach gestalteten Thürme der zweitausendjährigen Reichsstadt goß, als wir sie erreichten. Unsere Unterhaltung war der würdige Schlußstein zu den herrlichen Genüssen. Sie drehte sich natürlich um den kunstsinnigen, unsterblichen Baiernkönig. Ich komme wieder auf den Gedanken zurück, daß, wer Andere ehrt, dadurch sich selbst am meisten ehrt, grade so wie der, welcher Andern Freude macht, durch dieses Bewußtsein sich selbst die reinsten und schönsten bereitet. Daher die edle Wollust des Gebens, weshalb man schon wünschen möchte, reich und mächtig zu sein. Diese Lust millionenfach, ja unendliche Mal erhöht gedacht und weit über den menschlichen Gesichtskreis hinaus potenzirt und in Ewigkeit geübt, dürfte an die Seeligkeit des Alles Gebenden, des unermeßlich und unerschöpflich, ja allein Reichen, menschlich gesprochen, anstreifen; oder wie Jean Paul schön sagt: Gott schuf eine Welt, um eine lieben zu können. Wenn auf Dante's Hölle die furchtbare Inschrift steht: Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate (Laßt alle Hoffnung fahren, ihr die ihr eintretet), so könnte auf der Walhalla umgekehrt stehen: Laßt allen Kleinmuth fahren, habt keine Furcht, weder vor dem colossalen Osten, noch dem eroberungssüchtigen, und nach unsern schönsten Gauen immer noch lüsternen Westen, so lange es noch Fürsten in unserm schönen Vaterlande gibt, welche dem einheimischen Verdienste solche Tempel gründen, so lange solche Gesinnungen vom Throne ausgehen, die natürlich ihre ansteckenden Wirkungen nicht verfehlen, sondern Anklang finden in jedem deutschen Herzen. Nun hättest Du hören sollen, wie wir einander, es versteht sich in deutscher Sprache, denn beim Anblick, geschweige denn erst beim Betreten dieser deutschen Heldenhalle verstummt jeder fremdländische Laut auf unsern Lippen, in Aenderungsvor-

schlägen in unserer naiven Freimüthigkeit, die Du nicht kindisch schelten solltest, überboten. Der Eine oder die Eine (ich weiß es nicht mehr) meinte, man hätte das größere oder geringere Verdienst dadurch abstufend bezeichnen sollen, daß man den hervorragendsten Geistern Standbilder errichtete, um die nicht zu läugende Monotonie von fast hundert bloßen Büsten noch mehr zu zerstören, als geschehen ist; wobei noch ein Unterschied zu machen wäre zwischen Kriegs- und Friedensfürsten; den ersteren nach herkömmlicher Sitte Reiterstatuen, den andern stehende oder sitzende. Eine andere Meinung schlug vor, die Chronologie als einziges Gesetz der Aufeinanderfolge gelten zu lassen. Eine dritte Ansicht hob aber die Schwierigkeiten hervor, die sich dem Bildhauer würden dargeboten haben, die unschönen Trachten der verschiedenen, besonders der neuen Zeiten durch den Meißel nachzuahmen.

Oder sollten sie alle, wie im Alterthume die Helden, nackt gebildet werden? Wie würde aber der dreieckige oder runde Hut, der Frack, der Zopf in Marmor sich ausnehmen? Doch genug mit diesen Conjecturen. Ich schied von meinen Begleitern am Thore unsers gemeinschaftlichen Gasthofes mit dem, aus dem Herzen kommenden, wärmsten Dank für die mir überaus willkommene Gesellschaft und mit den Worten, die der Großmuphti in Konstantinopel dem neuen Sultan, wenn er mit dem Säbel Muhameds umgürtet wird, zuruft. „In Rom werden wir uns wiedersehen" — denn es war festgesetzt worden, in einigen Jahren die Reise nach dem Haupte der Welt (das ist ja Rom in vielen Beziehungen heute noch, wenn auch in anderem Sinne als zu weiland Kaiser Augustus Zeiten) zu wiederholen. Gott gebe, daß dieser Wunsch kein frommer, d. h. vergeblicher bleibe.

Gleich nach der Einweihung und Eröffnung der Walhalla legte der König den Grundstein zur Befreiungshalle. Sie erhebt sich auf dem Michaelsberge, der in dem spitzen Winkel liegt, den die bei Kehlheim sich vereinigende Donau und Altmühl bilden, und der seinen südlichen Abhang jäh und unersteiglich in das Durchbruchsthal von Weltenberg herabsenkt. Somit ist er, der Träger einer der imposantesten Prachtbauten der Neuzeit, zugleich der Nachbar einer der erhabensten Naturscenen jener wundervollen Stromklause, mit deren großartigen Felsenpartien die so oft besungene Lurlei am Rhein durchaus keinen Vergleich aushält. Die 375 Fuß über den Stromspiegel sich erhebende Platte des Berges gewährt

die herrlichsten Aussichten auf die malerischen Punkte des umliegenden Altmühlgrundes und in das weite Donauthal gegen Abbach hin. An dieser, auf das glücklichste gewählten Stelle wird die Befreiungshalle sich erheben: das Gebäude wird eine Rotunde in altitalienischem Stile, mit einer Kuppel überwölbt und von einem offenen Bogengange umgeben, welcher ein Polygon von 18 Ecken bildet. Das Ganze ruht auf einem Unterbaue von 3 mächtigen Stufen, zusammen 24 Fuß hoch; an der Ostseite zieht sich über sie eine freie Treppe hinauf zu dem einzigen Eingange der Rotunde. Der Bogengang lehnt sich mit einem Pultdache an die Hauptmauer der Rotunde zurück. Die 18 Halbkreisgewölbe werden mit geschichtlichen Schildereien geschmückt; über dem Pultdache umzieht die Außenseite eine freie Gallerie. Die Gesimse werden mit stehenden Akroterien geschmückt. Das Dach wird aus Kupfer bestehen und überhaupt zum ganzen Baue nur Steine und Metall verwendet. Ein mächtiges Fenster, 25 Fuß im Durchmesser haltend, erhellt durch die Kuppel das Innere. Dieses bildet einen runden Saal, welcher mit einem Säulengange von 18 Säulen, entsprechend dem äußeren Bogengange, umgeben ist. Diese Säulen haben 4 Fuß Dicke und 24 Fuß Höhe und sind aus graugelb gesprenkeltem Granit gehauen, der in der Nähe von Passau bricht; sie stehen sämmtlich auf einer, zwei Fuß hohen Stufe, welche als gemeinsamer Sattel den ganzen Saal umzieht, und tragen eine innere Gallerie. Am Fuße jeder Säule werden Siegesgöttinnen aus weißem kararischen Marmor aufgestellt, welche eherne Tafeln haltend, auf denen die Namen der gewonnenen Schlachten und der Feldherrn verzeichnet sind. Die Gewölbefelder des inneren Säulenganges werden mit Trophäen und allegorischen Bildern geschmückt. Die mit dunklem Marmor überzogenen Wände, ein mosaikartiges Marmorpflaster und die reichvergoldete Kuppelwölbung werden die Pracht der inneren Ausstattung vollenden. Der Gesammtdurchschnitt des Gebäudes mißt 236 Fuß, die Sprengweite der Kuppel 100 Fuß, die Höhe des Ganzen 178 Fuß. Der Architekt Friedrich v. Gärtner machte den Entwurf, während die technische Leitung des Baues dem Baukünstler Mühr übertragen wurde. —

III.

Montag früh wurden noch einige Kirchen besehen (es gibt deren wenigstens noch 20, trotz dem daß viele eingegangen und zu andern Bestimmungen verwendet worden sind) z. B. die sogenannte „alte Kapelle," welches aber eine große Kirche ist, die einem sehr begüterten Kollegiatstifte gehört, dessen 6 Canonici besser besoldet sind, als die der Kathedrale; an ihrer Spitze steht ein Dechant. Ich wohnte Nachmittags hier einer Vesper bei, wo der vierstimmige Gesang ohne Begleitung der Orgel, welche blos die Pausen ausfüllte, auf mich einen unbeschreiblich wohlthuenden Eindruck gemacht hat. Wahrscheinlich waren es die uralten, ehrwürdigen römischen gregorianischen Melodien, um deren Herausgabe und Verbreitung diesseits der Alpen sich ein würdiges Mitglied dieses Kollegiatstiftes, der Doktor der Medicin Proske, mein Landsmann, große schriftstellerische Verdienste erworben hat. Sonderbar tragen sowohl diese als des Domstifts Kapitularen nicht schwarze Soutanen, sondern von derselben Farbe wie das Mozett, violett, so daß sie wie Bischöfe gekleidet sind; nur ist bei den Mitgliedern des Collegiatstiftes das Mozett kleiner, blos der an der Soutane befestigte Kragen, der über das Rochett gelegt wird.

Nach einem Spazirgange in dem weitläufigen, dem Publikum offen stehendem Parke, der an das Fürstlich Thurn und Taxische, aus vielen Höfen bestehende Palais angrenzt und dazu gehört, besichtigten wir die dasige Bildergallerie des Fürsten, die noch jung ist, nur aus neuen Bildern, meist noch lebender Künstler besteht und blos 2 oder 3 Zimmer füllt. Ich mache Dich blos auf einige aufmerksam: Die romantische Gegend von Tivoli, 4 Meilen von Rom, mit ihren Wasserfällen, Ruinen, Villen und Tempeln. Der Kochelsee von Donner. Die Verlobung von Kaltermoser aus München. Mehrere Schweizergegenden. Darstellungen der von Schlingpflanzen umwundenen Riesenbäume in den brasilianischen Urwäldern, und 6 noch unausgeführte, aber mit meisterhafter Sicherheit entworfene Skizzen von dem noch in Amerika weilenden Maler Rugendas. Das herrliche Rathhaus Cölns von einem aus der Münchener Künstler-Familie der Quaglio. Schloß Trausnitz in Mähren und das gleichnamige bei Landshut in Baiern. Die Darstellung eines Wasserfalls bei

Christiania in Norwegen hat mich mit diesem, von mir sonst immer als nicht durch die bildende Kunst darstellbar erklärten Gegenstande wieder ausgesöhnt. Der Golf von Bajae unweit Neapel führte süße Erinnerungen vor die Seele. Die Altenburg bei Bamberg, wo Otto von Wittelsbach den Kaiser Philipp von Schwaben 1208 ermordete. Nicht minder gelungen ist eine Winterlandschaft von Birkel und die Beichte vom Nürnberger Maler Kreit. Im zweiten Zimmer mache ich zuerst auf das spanische Räuberleben vom General Heidegg aufmerksam, und zwar nicht blos wegen der Seltenheit, daß dieselbe Hand den Degen und den Pinsel führt, (finden wir doch auch sonst noch diese Kunstfertigkeit in hoher Meisterschaft bei Männern, deren Lebensbeschäftigung dies nicht vermuthen läßt z. B. bei dem berühmten Leibarzte des Königs von Sachsen, Carus, der ein so berühmter Maler als Arzt und Schriftsteller ist), sondern ihres eigenen Werthes halber. Der Dogenpalast zu Venedig und daneben der Kreuzgang eines Klosters zu Toledo von W. Geil aus München. Der zauberhafte Anblick der vom Maler Kopisch in Berlin entdeckten blauen Grotte der Insel Ischia fesselte uns lange. Johanna Grey im Gefängnisse. Französische Delinquenten werden erschossen. Ein Seesturm an der französischen Küste. Ein österreichisches Lager bei Pesth. Eine Neapolitanerin liebkost ihr Kind. Mehrere Taburettschlägerinnen. — Doch der merkwürdigste Theil des Palastes ist die erst vom gegenwärtigen Fürsten erbaute, damals noch nicht ganz vollendete Familiengruft. Man gelangt zu ihr durch einen erhabenen, nicht genug zu bewundernden, im gothischen Spitzbogenstile erbauten Kreuzgang. Das Pflaster besteht aus schachbrettförmig gelegten Marmorquadern von schwarzer, grauer und weißer Farbe; schlanke Säulen theilen diese in Form einer Kirche errichtete Gruft in drei Schiffe. Die Fenster sind mit Glasgemälden geschmückt, wobei die sehr passende Inschrift aus dem Evang. Joh. 5, 28 zu lesen ist: „Es kommt die Stunde, in welcher Alle, welche in den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden.“ Die Glasgemälde stellen zwischen den Aposteln die vier sogenannten großen Propheten Jesaias, Ezechiel, Daniel und Jeremias dar. Einige Marmorstufen führen zu dem einzigen Altare der Kapelle, auf dem die berühmte, ja mir scheint über Verdienst gepriesene weiße Marmorstatue Christi, von dem, erst vor 2 Jahren zu Stuttgart

im hohen Greiſenalter verſtorbenen Bildhauer Dannecker*) ſteht; ſie trägt die paſſende Inſchrift: „Durch mich zum Vater.“ Mir kam ſie zu ſchmal, zu lang vor; das Kleid zu ängſtlich anliegend; einer meiner Nachbaren verglich es einem Hemde. Zu meinem minder günſtigen Urtheile trug auch die Abweſenheit jedes hergebrachten chriſtlichen Symbols bei. Beſſer gefällt mir der in Italien häufig dargeſtellte Gedanke, Chriſtus ſtehend, das Kreuz an die linke Schulter gelegt, während die erhobene rechte Hand ſegnet, darzuſtellen; an's Kreuz geheftet findet man ihn in Italien ſelten, vielleicht weil der Künſtler in ſeiner Darſtellung dadurch zu ſehr gehemmt wäre. Das Fenſter in der Nähe des Altars beſteht aus mattgeſchliffenem Glaſe mit der Inſchrift: „Staub zu Staube, der Geiſt zu Gott.“

Daß der ſchon von Kaiſer Rudolph II. zum Reichs-General-Poſtmeiſter ernannte Fürſt Thurn und Taxis, der für dieſes Regal in einigen Ländern z. B. Oeſterreich, Preußen, Baiern anderweitig entſchädigt worden iſt, in den meiſten übrigen Staaten Deutſchlands aber dieſes einträgliche Amt noch verwaltet, auch einen Marſtall hat, mit dem wenige Könige wetteifern dürften, verſteht ſich faſt von ſelbſt. Schon das Aeußere deſſelben ein neuer Anbau an ſeine Reſidenz, der mit einem Relief geſchmückt iſt, welches Roſſebändiger und dergl. paſſende Embleme von weißem Marmor darſtellt, welches von Schwanthaler gefertigt iſt, unterſcheidet ſich vortheilhaft von dem Hauptgebäude, deſſen ehemals weiße Außenſeiten von gelben, ſchwarz geränderten Streifen geſchmacklos durchzogen und entſtellt ſind.

Nun beſuchten wir das denkwürdige Rathhaus, in welchem von 1563—1806 der Sitz des immerwährenden Reichstages war. Auch in ihm ſind, wie im Dogenpalaſte zu Venedig, die Kouliſſen ſtehen geblieben, blos die Schauſpieler ſind verſchwunden.

---

*) Die Erkenntniß der Verdienſte dieſes, bisher immer noch erſten deutſchen Bildhauers, deſſen berühmte Werke außerdem eine gefeierte koloſſale Büſte von Schiller, die Statue des Apoſtels Johannes, einer Ariadne, die auf einem Panther reitet, ſein dürfte, iſt durch das erſt vor Kurzem herausgekommene Werk erleichtert: „Danneckers Werke in einer Auswahl. Mit einem Lebensabriſſe des Meiſters und kurzer Erklärung der Umriſſe. Herausgegeben von C. Grüneiſen und F. Wagner. Mit deutſchem und franzöſiſchem Texte. 2½ Rthlr. Die Zeichnungen ſind nach dem Originale in Stein gegraben. Hamburg 1843 bei G. Heubel.

Mit großem Interesse folgt man dem Kastellan durch die verschiedenen Räume. Noch steht der hölzerne, aber der Sammetdecke entkleidete Thron des Kaisers auf einigen Stufen erhöht. Noch hängen die Gobelins-Tapeten, welche Aeneas und Dido, Lucretia ꝛc. darstellen, an den Wänden des Versammlungszimmers der Kurfürsten. Jetzt hat der Saal eine ganz andere Bestimmung, er dient zu den Ziehungen des, in ganz Baiern, ja im größten Theile Deutschlands verwünschten Lotto. Daher sieht man das gläserne, verhängnißvolle Glücksrad auf einem Tische. Anstoßend ist das kleinere Gemach, wo die Fürsten sich ohne ihre Minister besprachen. Der Saal der reichsstädtischen Gesandten dient jetzt zur Modellsammlung. Das jetzige Sitzungszimmer des Magistrats ist neu und seiner Bestimmung entsprechend mit Tapeten und den lebensgroßen Bildnissen der beiden baierischen Könige Maximilian und Ludwig verziert; mit unverkennbarem Stolze wies man auf den Präsidenten-Stuhl, den der als muthiger und geistreicher Landtagsredner berühmt gewordene Bürgermeister, Freiherr v. Thon-Dietmer einnimmt, der auch in der Stadt einen schönen Palast besitzt. Mit Schauder und Entsetzen aber geht oder kriecht man in die finstern Löcher, wo die Schattenseite des deutschen Lebens im Mittelalter mit all' ihrer namenlosen Qual und den fürchterlichen Freveln, im Namen der Gerechtigkeit ausgeübt, vor der Seele des Beschauers vorbeiziehn, ich meine die Kammern, wo die vom Satan selbst erfundene Folter angewendet wurde, deren ganzer Apparat sich noch vorfindet. So zeigt man die sogenannte schlimme Liesel, wo den Unglücklichen, die man an der Decke hinauf zog, gewaltige Steine an die Füße gebunden wurden. Ein anderes Marterwerkzeug hieß der spanische Esel, der gespickte Hase, das Streckbett, wo dem Delinquenten alle Gelenke verrenkt wurden. Auf der Bank saß der Arzt, um den Befehl zum Aufhören der Qual zu geben, damit das Leben dem Gequälten zu neuen Qualen gerettet werde; ihm zur Seite saß auf derselben Bank, jedoch ohne Lehne, der Henker. Doch verschone ich Dich mit der weitern Herzählung von Marterwerkzeugen, bei deren bloßem Anblicke dem Beschauer die Haare sich sträuben. Den sinnigen Wunsch, den Herder geäußert, und der mir immer so gut gefallen hat: „Er wünschte im Mittelalter geboren worden zu sein," würde er vielleicht bei diesem Anblick zurückgenommen haben. Der Widerwille gegen diese ausgesuchten Qualen wird

noch durch die Erwägung gesteigert, daß dieselben Jahrhunderte lang, vom 15. bis tief ins 18. hinein, gegen einen vermeintlichen Frevel, bei dessen Namen wir uns kaum eines hochmüthigen Achselzuckens ob der Kurzsichtigkeit der vergangenen Zeiten enthalten können, gegen die Hexen männlichen, noch mehr weiblichen Geschlechts geübt wurden. Im 17. Jahrhunderte, besonders während und nach dem 30jährigen Kriege waren die Hexenprozesse förmlich an der Tagesordnung; keine Confession, keine Gegend hat das Recht, der andern Vorwürfe zu machen, denn jede suchte die andere im Eifer der Verfolgung dieser vermeintlichen Werkzeuge des Satans zu übertreffen. Vorwand derselben waren die in der Regel durch die Qualen der Folter erpreßten Geständnisse, an abgelegenen Orten nächtliche Feste mit dem Teufel und seinen Gehilfen begangen zu haben. Kein Stand, auch nicht der vornehmste, kein Alter, auch nicht das unmündigste, schützte, denn selbst Säuglinge wurden als Ausgeburten des Teufels verbrannt." Die beschämendste*) aber auch die lehrreichste Seite dieser trüben Geschichtspartie ist der Umstand, daß ein bloßer Volkswahn, welchen ältere germanische Gesetze (z. B. das Kapitular Karls d. Gr. c. 5. de partibus Saxoniae) als solchen und als unchristlichen Aberglauben bezeichnet hatten, sechs Jahrhunderte später auf die Häupter der geistlichen und weltlichen Macht sich verpflanzte und sie zur Abfassung und Genehmigung von Hexenbullen und des Hexenhammers bestimmte, ungeachtet es nicht an Seelsorgern und Predigern fehlte, welche ihn bestritten und von der Kanzel herab das Volk belehrten, daß es keine Hexen gebe, oder daß wenigstens an ihren vermeintlichen Künsten nichts sei. Aber anstatt dem Urtheile der Vernünftigen traten die Universitäten (Du weißt, daß z. B. Jeanne d'Arc, die sogenannte Jungfrau von Orleans, 1431 unter Mitwirkung, ja auf Befehl der pariser Universität, zu Rouen als Hexe verbrannt wurde) und Mächtigen gerade den Boten der Unvernunft bei, und ungestört wurde das Foltern und Verbrennen Jahrhunderte hindurch getrieben. Während über unfruchtbare theologische Streitfragen so große Bewegungen im Staate und in der Kirche entstanden, fiel es den Theologen nicht ein, ihre Aufmerksamkeit auf die Frage zu wenden, ob das, was über das

*) Worte Karl Ad. Menzels im 8. Bande seiner neuern Geschichte der Deutschen S. 39.

Zauber- und Hexenwesen angeordnet war, auf schriftgemäßem Grunde beruhe; vielmehr blieb diese Frage und das daran geknüpfte Loos unzähliger Schlachtopfer außer aller Untersuchung, dagegen waren es katholische Priester, im 16. Jahrhunderte Cornelius Loos zu Mainz und im 17. Jahrhunderte die Jesuiten Tanner und besonders Friedrich von Spee, welche gegen die Unvernunft und Unmenschlichkeit des Hexenprozesses ihre Stimme erhoben. Besonders verdient das Buch des Letztern, der 1595 geboren wurde und aus der adeligen, jetzt gräflichen Familie der Spee von Langenfeld aus der Pfalz stammt, überschrieben Cautio criminalis contra sagas*), das 1631 anonym zu Rinteln erschien, in der Hinsicht gerühmt zu werden. Spee erhielt 1627 und 28 zu Würzburg den Auftrag, gegen 200 Personen beider Geschlechter zum Tode des Scheiterhaufens vorzubereiten. Die aus den Unterredungen mit den Unglücklichen geschöpfte Ueberzeugung, daß nur die Qualen der Folter den Unglücklichen ihr Geständniß erpreßt hatte, erfüllte ihn bei der Unmöglichkeit, von diesen Geständnissen Gebrauch zu machen, ohne sie von Neuem den Qualen Preis zu geben, denen sie durch den Scheiterhaufen entgingen, mit solchem Kummer, daß sein Haar noch im jugendlichen Alter sich weiß färbte. Die von ihm aus Erfahrung geschöpfte Darstellung des Verfahrens zeigt den ganzen, damaligen Gesellschaftszustand in schauderhafter Gestalt. Die abergläubige Dummheit des Volkes, das frevelhafte Gebahren der Richter und die Sorg-

*) Der vollständige Titel dieses merkwürdigen Buches, des männlichsten, das je der Feder eines Kämpfers für Wahrheit und Recht gegen die Lüge und das Unrecht entflossen, lautet: Cautio criminalis seu de processibus contra sagas liber, ad Magistratus, hoc tempore necessarius, tum autem consiliariis et confessariis principum, inquisitoribus, judicibus, advocatis, confessariis reorum, concionatoribus caeterisque lectu utilissimus; auctore incerto theologo romano. Vergleiche Friedrich Spee von Langenfeld als geistlichen Dichter, Verfasser der Trutz-Nachtigal von H. Schwendler. Programm-Abhandlung des Gymnasiums zu Trier 1843. Eine Inschrift auf einem Bilde im ehemaligen Jesuiten-Kollegium, jetzigen kath. Gymnasium zu Köln lautet: Fridericus Spee Caesar-Insulanus (d. h. aus Kaiserswerth bei Düsseldorf), familia nobili societatem amplexus 1610, vir magni et indefessi in animarum zelo animi, acceptis licet ab haereticis septem vulneribus ad virium defectum concionatus post traditam cum laude theologiam, editis libris, clarus obiit Trevirис 7. Aug. 1635 aetatis anno 44.

losigkeit, mit welcher die Fürsten Eigenthum, Ehre und Leben ihrer Unterthanen der habsüchtigen Willkür untergeordneter Beamten und der Grausamkeit roher Schergen Preis gaben, bilden ein Nachtstück in der Geschichte der Menschheit, neben dem die Härte des türkischen Despotismus und die Greuel der französischen Staatsumwälzung fast ihre Schatten verlieren. Bei der Folterung kam es darauf an, die Marterwerkzeuge wirksam zu handhaben, ohne den Tod der Leidenden herbeizuführen. Virtuosen dieser Kunst wurden weit und breit gesucht. Die Verurtheilung und Hinrichtung geschah, wie nachmals in der französischen Schreckenszeit, massenweise. S. 72 „Der Scheiterhaufen, auf welchen Johann Huß voll Glaubensmuth stieg, hatte sich zum Völkerbrande entzündet, und der Ruhm des Martyrers leuchtet durch Jahrhunderte; hingegen ist die Asche der Tausende, welche schuldlos, an Gott und Menschen verzweifelnd, zum Holzstoße geschleppt wurden, namenlos verweht." Unter den letzten Prozessen dieser Art wird der Folterung und nach fünfjährigem Prozeß erfolgten Verbrennung des Dechanten Lautner zu Schoemberg in Mähren nach vorausgegangener Ausstoßung aus dem geistlichen Stande am 8. Sept. 1685 zu Müglitz gedacht, und der geistvolle Verfasser schließt den ganzen, wie seine sämmtlichen Schriften ungemein lehrreichen, würdevoll gehaltenen Abschnitt mit folgenden, beachtungswerthen, wenn auch uns beschämenden Worten (S. 73 ff): „Das Erstaunen aber, daß solche Dinge in Zeiten, welche schon für erleuchtete gelten, von Deutschen verübt und erlitten wurden, wird durch die Erfahrung gemäßigt, die in noch erleuchteteren Zeiten über die Herrschaft anderer Arten des Wahnglaubens gemacht worden sind. Im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts wurden in Frankreich im Fiebertaumel der Freiheit und Gleichheit die Menschen zu Tausenden geschlachtet und im dritten Jahrzehnt des 19. in Deutschland, in den Tagen des Choleraschreckens, zur Abwehr des eingebildeten Ansteckungsstoffes dieser Krankheit, Veranstaltungen verkündigt und theilweise verwirklicht, welche ebenfalls mit dem sonstigen Charakter der Staatsordnung im schneidendsten Widerspruche standen. Auch der Ansteckungswahn mit dem dazu gehörigen Abwehrungsprozesse hatte, wie im 17. Jahrhunderte der Zauberwahn mit dem Hexenprozesse, fanatische Anhänger, und nachdem derselbe längst als das, was er war, erkannt worden war, gab es dennoch Verhältnisse, unter

denen unheilbaren Fanatikern die Macht blieb, in ihrem Wirkungskreiſe von dieſer Erkenntniß keine Kunde zu nehmen. So konnte es geſchehen, daß in dem einen Bezirke die Kranken mit ihren Pflegern und Angehörigen unter ſtrengem Schutz amtlicher Siegel in drückender Haft gehalten wurden, während die Bewohner der jenſeitigen Bezirksgrenzen ſolche Veranſtaltungen als baare, ſie nicht berührende Thorheiten verlachten. Niemand darf meinen, daß die Vernunft ſtark genug ſei, irgend einem Zeitalter gegen das plötzliche Hervortreten der finſtern, im Hintergrunde des menſchlichen Daſeins lauernden Geſtalten des Irrwahns ſichere Bürgſchaft zu leiſten, ſobald dieſelben einer neuen Form der Bethörung ſich zu bemächtigen wiſſen“*).

IV.

München, Mittwoch den 30. Auguſt.

Montags fuhr ich bei ſehr während günſtigem Wetter mit der Eilpoſt nach München. Hier und da erndtete man zum zweiten Male, d. h. man mähte das bei der erſten oder eigentlichen Ernte, bei der man die Aehren hart am Beginne des Halmes abſchneidet, ſtehn gelaſſene Stroh ab, das nun zur Streu benutzt wird. Die Gegend iſt meiſt, wenigſtens zu Anfang, wellenförmig und hüglig und zeugt von Fruchtbarkeit. Die Dörfer an der Straße, oder doch in ſehr geringer Entfernung davon, und von derſelben aus ſichtbar, ſind ziemlich häufig, auch die letztern ſind durch Tafeln in den Landesfarben, kornblau und weiß, die an der Straße errichtet ſind, ihrem Namen nach angedeutet. In allen geräumige, ſteinerne Kirchen, mit ihren ſonderbaren, nicht ſchönen, nach einem und demſelben Plane erbauten Thürmen, die empergeſchoſſenen ſchmalen Häuſern gleichen, d. h. ohne Kuppel, plump in einen Firſt zulaufen. Doch fehlt auch ſelten ein ſtattliches, thurmgekröntes Schloß. Es war ſchon dunkel, als ich in der, 10,000 Einwohner zählenden ehemaligen Univerſitätsſtadt Landshut einfuhr, die an der Iſar liegt, doch noch licht genug, um ſowohl das

*) Geſchichte der Hexenprozeſſe. Aus den Quellen dargeſtellt von Dr. W. G. Soldan. Stuttgart und Tübingen bei Gotta 1844. Gr. 8.

auf einem Berge über derselben thronende, historisch-wichtige Schloß Trausnitz, wo Kaiser Ludwig IV. der Baier seinen Gegner, Friedrich den Schönen von Oesterreich, drei Jahre lang (von 1322—25) gefangen hielt, als auch um den weltberühmten Thurm, den schlanksten und drittgrößten in Deutschland, der sich an dem Haupteingange der St. Martinskirche an der westlichen Seite kerzengerade bis zu der bedeutenden Höhe von 398 Fuß erhebt, und wie die dazu gehörende Kirche im reinsten gothischen Stile erbaut ist. (Höher sind blos der Stephansthurm zu Wien, 421 Fuß, und noch höher der Thurm des Münsters zu Straßburg, der 440 Fuß Höhe hat.

Was von hier bis gen München kommt, war wegen der Nacht für mich unsichtbar; ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß der Verlust, wie ich aus eigener Erfahrung wußte, da ich denselben Weg schon 1837 bei Tage zurückgelegt hatte, kein bedeutender war. München liegt nämlich auf einer kahlen, ziemlich unfruchtbaren, aus Kiesboden bestehenden und nur wenige Zoll hoch mit Humus bedeckten Hochebene, und kann mithin an Unbequemlichkeit der Lage mit Madrid und Berlin verglichen werden. Steffens zieht den berüchtigten Sand Berlins vor, allein dies ist Geschmackssache, in der Jedem sein eigenes Urtheil freistehen muß*). „Ich kenne drei Formen wüster Gegenden, die mir eine Steigerung vorzustellen scheinen. Die Sandgegend im nördlichen Deutschland ist mir immer noch die mildeste, und ich finde mich doch in einer Stimmung, welche die Sehnsucht nach einer fruchtbareren Gegend aufrecht erhält; der zerrissene Kiesboden aber macht mich zornig, und ich weise die freundlichen Gedanken, die mir entgegen treten, scheltend zurück. Die dritte trostlose Steigerung wüster Gegenden zeigt aber das westliche Schweden, nach dem Kattegat zu, die doch tief in das Land hineinreicht. Es sind die sogenannten Scheeren, die sich seit Jahrtausenden aus dem Meere gehoben haben. Kleine, früher unter dem Meere glatt gewordene und abgerundete Hügel stehen in größerer oder kleinerer Entfernung in chaotischer Unordnung unter einander. In allen Richtungen winden sich die Vertiefungen, die sie trennen; keine, auch die winzigste Pflanze kann auf dem glatten Felsen Fuß fassen; die Wellen des Meeres haben sich weit zurückgezogen, auch

*) Heinrich Steffens. Was ich erlebte. 8. Bd. S. 361.

der kleinſte Bach kann kein fortlaufendes Bett finden. Hier nun iſt man von der tödtenden Macht der Sinnenwelt viel entſetzlicher umgeben, als in den mächtigen Alpen; dieſe locken das friſcheſte, fröhlichſte Leben in ihre Thäler hinein, und wo die Erhabenheit der Maſſe am mächtigſten erſcheint, da tritt mit der erſt erſtarrenden und wieder zerſchmelzenden Waſſerwelt in den ſtets rieſelnden Quellen wie in der freundlichen Vegetation, ein Krieg hervor, der den todten, mächtigen Stein für das fröhliche Leben zu gewinnen vermag und die Maſſe in das Leben hinein zu locken weiß, und es iſt uns zu Muthe, als ſähen wir Alexander oder Cäſar, alle ſeine Siege vergeſſend, mit ſeinen Kindern ſpielen. Unter dieſen furchtbaren Scheeren aber, wo wir wider Willen von einem kahlen, glatten Hügel mit dem Auge zu einem andern hingedrängt werden, ohne irgend einen Ruhepunkt zu finden, iſt es, als würden wir von einer Unzahl von Wespen überfallen, wir ſtehen völlig waffenlos da; die verkrüppelten Gebüſche erſcheinen vereinzelt in den Vertiefungen, wie der kraftlos gewordene Ritter in der Gewalt eines zauberhaften Rieſen, der ihm das Blut aus den Adern ſaugt, aber ihn leben läßt, damit das Bewußtſein des Sterbens ihn nie verlaſſe. Wer von Wenersburg über Strömſtadt nach Norwegen reiſt, der wird geſtehen, daß der zerriſſene Kiesboden ein erſehnter Sieg über dieſe ſtarre Maſſe, daß der Sand, der doch die Möglichkeit einer Idylle nicht ausſchließt, ein hoffnungsvolles Leben genannt werden muß."

Dieſer kahle Boden, dieſe aller Annehmlichkeiten entbehrende Hochebene mochte wohl der Hauptgrund ſein, daß die geiſtreiche Gräfin Hahn-Hahn ſang:

„Alle Künſte magſt du meiſtern,
Lehren was die Schule ſpricht:
Doch das Dichterherz begeiſtern,
Schönes München, kannſt du nicht.

Unterdeß tauchten die höchſten Thürme der Frauenkirche, die man ſchon auf der Anhöhe erblickt, auf der die ſehenswerthe, von mir 1837 beſuchte Domkirche zu Freyſingen ſteht, mit ihren unſchönen, oben wie abgehackten Kuppeln aus der Ferne empor und rechts und links reihten ſich daran lange Reihen Gebäude, deren Zinnen und Kuppeln, Thürme und Giebel, vom Goldglanze der Morgenſonne umſtrahlt, ein reiches Bild gewährten, das ſeinen höchſten Glanz aber aus weiter Ferne borgte, als die ſilbernen

Häupter der norischen und julischen Alpen, wenn auch schwach, doch erkennbar von dem wonnigen Blau der Atmosphäre sich abhoben und dem einladenden Gemälde einen Hintergrund bildeten, wie ihn weder das unendlich schöner gelegene Wien noch überhaupt eine deutsche große Stadt aufzuweisen im Stande sein dürfte. Je näher ich der interessanten, im schönsten Aufblühen begriffenen Stadt, der Metropole der deutschen Kunst, ja der Kunst überhaupt dies- und jenseits der Alpen, kam, desto begieriger wurde ich, um die am Wege liegenden sichtbaren Fortschritte wahrzunehmen, welche die Schöpfungen des ebenso unermüdlichen als unerschöpflichen Königs seit meinem ersten Besuche zu Stande gebracht oder neu begonnen hatten. Zu den Letzteren gehörte die hölzerne Umzäunung, welche den Ort am Anfange der schönen Ludwigsstraße vom Verkehre abschnitt, um daselbst den Grund zu einem großartigen, im römischen Stile zu erbauenden Triumphbogen zu legen, den der König ebenfalls, wie die meisten seiner Kunstschöpfungen, einzig und allein aus eigenen Mitteln, ohne Beihülfe des Staates, seinem Heere weiht. Wo ist eine zweite Straße in der Welt, die sich dieser mit Recht Ludwigstraße genannten an die Seite zu stellen wagt, weil sie ohne Ausnahme nur aus Prachtgebäuden, aus Kunstwerken ersten Ranges besteht, die sämmtlich König Ludwig ihre Entstehung verdanken, der schon deshalb, hätte er auch sonst nichts geschaffen, Anspruch auf den schönen, unvergänglichen Ruhm hat, neben Perikles, Augustus, Hadrian und den Medizeeren genannt zu werden. Ein herrliches Gebäude erhebt sich neben dem andern, fast jedes in einem andern, scharf ausgeprägten Stile und zwar so edel erbaut, daß es als Repräsentant der ganzen Gattung dienen könnte; da findet man das kolossale Bibliothekgebäude, den Palast des Kriegsministeriums, die byzantinische, mit zwei schlanken Thürmen prangende, mit bunten Ziegeln, wie mit einem Teppiche bedeckte Ludwigskirche, das mit zwei Flügeln vorspringende, mit dem Hauptgebäude sich vom Geräusch der Straße zurückziehende Universitätsgebäude, das mich an Schillers Worte erinnerte: „Den lauten Markt mag Momus unterhalten, ein edler Sinn liebt edle Gestalten!“ Da findet man das theologische Seminare, das den Ertrag der Gedichte des Königs genießende Blindeninstitut. Doch, wenn würde ich fertig werden, wenn ich alle Schöpfungen, an denen ich vorübereilte, und die ich seit meinem

ersten Aufenthalte theils in der Vollendung vorgeschritten, theils ganz beendet, theils neu angelegt fand, herzählen wollte! Auch nähme ich mir von vornherein den Stoff zu den nachherigen, ausführlichen Besprechungen weg. Ich stieg bei dem, im byzantinischen Geschmacke errichteten, der neuen königlichen Residenz und dem Theater gegenüber gelegenen Postgebäude ab, und wanderte nun zu Fuß durch das Karlsthor, um zu dem, auf einem freiem, sehr ausgedehnten Platze gelegenen Gasthause zu gelangen, von dessen Vortrefflichkeit meine neuen Reisebegleiter von Regensburg bisher nicht genug Worte finden konnten und das den sonderbaren Namen „zum Stachus" oder „zum Stachusgarten" trägt. Halte dies nich: etwa für einen Schreibfehler statt Bachus, welchem sonst sehr gefeierten Gotte wohl nirgends weniger gehuldigt wird, als in München, wo der fabelhafte König Gambrinus unumschränkt, trotz der verbrieften und treugehaltenen bairischen Co::stitution herrscht, auch nicht für den Namen des Besitzers, der Baumgärtner heißt. Genug, ich muß meine etymologische Unwissenheit bekennen. Die Hauptvorzüge dieses Gasthauses, welches mehr als 80 Zimmer zur Aufnahme für die Fremden hat, bestehen theils in dem ganzen, ächt bürgerlichen Tone, der daselbst vorherrscht, und in einer keineswegs zu verachtenden, sondern oft auch dem Begüterten willkommenen Wohlfeilheit, vermöge der ein längerer Aufenthalt in dieser kunstreichen Stadt erleichtert wird. Trotz derselben sind die Leistungen in Betreff der Küche und des Kellers und des übrigen Lebenscomforts von der Art, daß auch Gäste, die an größere Bequemlichkeit gewohnt sind als ich, vollständig befriedigt werden. Einer meiner Bekannten, den ich erst hier traf, und mit dem ich, wie Du bald hören wirst, die Reise fortsetzte, hatte acht Tage in diesem Hause zugebracht, und für seinen ganzen Aufenthalt sowohl, als Speise und Trank, vom Frühstück an bis zum Abendessen 17 bairische Gulden, also eine wahre Kleinigkeit bezahlt. Nachdem ich mich umgekleidet hatte, lernte ich im Speisesaale beim Frühstück den erwähnten jungen Mann kennen. Es war ein Advokat aus Ehingen in Schwaben gebürtig, und ansäßig in der Universitätsstadt Tübingen, wo er unter andern mit dem berühmten Professor der katholischen Theologie, v. Dren, genau befreundet ist. Seinen Namen, den ich hier anzuführen nicht berechtigt bin, kannst Du Dir leicht dadurch bilden, daß Du in dem, Dir und aller Welt bekannten

Familiennamen des berühmten Wiener Hofpredigers im XVII. Jahrhunderte, Abraham A. St. Klara, herzfellerschütternden Andenkens, das g in ein d verwandelst. Da uns gleiche Zwecke vereiniaten, nämlich Münchens Kunstschätze der Hauptsache nach und in so kurzer Zeit wie möglich kennen zu lernen, so waren wir von nun an untrennbare Genossen, und ich hatte somit den unbezahlbaren Vortheil, an den stummen Zeugen des herrlichen Kunststrebens nicht stumm vorüber gehen zu dürfen, sondern die Fülle der Empfindungen, die sie an der Brust jedes empfänglichen Beschauers erregen, einem redlichen treuen Herzen mittheilen zu können. Möge der brave Schwabe, mit dem ich wohl schwerlich je wieder zusammentreffen werde, den warmen Handedruck im Geiste fühlen, den ich ihm aus weiter Ferne nachsende, wenn ihm diese Blätter zu Gesichte kommen.

Unser erster Gang war nach der, früher sogar von Gustav Adolph, dem berühmten Schweden-Könige als ein Wunder angestaunten, sogenannten alten Residenz, die jetzt neben den Prachtbauten der neueren Zeit trotz ihrer Größe doch unscheinbar dasteht, um die dort befindliche Schatzkammer zu besuchen. Ihr Lokal ist zu ebener Erde neben dem sogenannten Grottenhofe, hinter dem Saale, welcher eine reich vergoldete Gallerie mit den Bildnissen der Fürsten enthält. Verlange keine Herzählung der Menge weißer, blauer, gelber Brillanten, der orientalischen Perlen, der goldenen Reiterstatue des heiligen Georg, der einen Drachen von Jaspis von seinem achatenem Pferde herab ersticht; der Kronen des heiligen Kaisers Heinrichs II. vom Jahre 1010, sowie Kaiser Karl IV., des baierischen Königs Max I., oder der vielen Gefäße aus Jaspis, Onyx, Chrysopas, von Bergkrystall, Lapislazuli. Blos auf die treue Nachbildung der römischen Trajans-Säule aus Gold, an der Louis Valadier 20 Jahre mit bewunderungswürdigem Fleiße gearbeitet und die der Kurfürst Karl Theodor aus Rom mitgebracht hat, will ich Dich aufmerksam machen. Die sogenannte reiche Kapelle mit ihrem, mehrere Millionen werthen Schatze an Gold, Silber und Edelsteinen, deren Decke aus Lapislazuli, deren Fußboden aus Verde antico, deren Wände aus Florentinischem Mosaik bestehen und die eine große Zahl seltener Reliquien, sowie werthvoller Antiquitäten und ein Hausaltärchen der unglücklichen Königin Maria Stuart besitzt, blieb diesmal unbesucht, da sie schon bei meiner früheren Anwesen-

heit in Augenſchein genommen worden war. Alsdann ſtiegen wir auf die Plattform des nach einem Brande 1823 in kurzer Zeit wieder hergeſtellten Hoftheaters, welches eine ſchöne Vorhalle von 8 korinthiſchen Säulen hat, um von da einen Ueberblick über die ganze Stadt zu erhalten, welchen Genuß man, da dieſelbe ganz in der Ebene liegt, ſonſt nicht haben kann. Leider hatte ich in Regensburg vergeſſen, einen der Thürme zu beſteigen, um mir das Bild der Stadt mit einem Blicke einzuprägen. Nur iſt es ſchwer, das Häuſergewirr zu reproduciren, und ich verzichte daher, wenn auch ungern auf die Löſung dieſer, meine Kräfte überſteigenden Aufgabe; auch verſchone ich Dich mit der Beſchreibung der ungemein zuſammengeſetzten Maſchinerie, welche zur ſchnellen Umwandlung der Theaterſcenen angebracht iſt, die nach dem Urtheile der Kenner ſonſt nirgends ihres Gleichen hat. Vielleicht gelingt es mir eher, Dir ein Bild von dem Glanze und der Pracht in grobem Umriſſen zu zeichnen, welche demjenigen entgegenſtrahlt, der die Allerheiligen oder neue Hof-Kapelle*) betritt, die einen Theil des großen Schloßbaues bildet. Sie iſt durch ihre innere Ausſchmückung eines der bedeutendſten Kunſtwerke geworden, welche ihres Gleichen in Deutſchland, ja vielleicht in Europa, d. h. in der ganzen Welt nicht hat. Sie enthält auf Goldgrund in ihren Niſchen und Kuppeln eine Reihefolge von religiöſen Gemälden, welche nach den Entwürfen von Heinrich Heß ausgeführt wurden. Die Zierlichkeit des Gewölbes, der ſchimmernde, aber doch nicht blendende Glanz des Goldgrundes (denn ſie hat die, ſo viel ich weiß, nirgends anders vorkommende Einrichtung, daß man keine Fenſter ſieht, obwohl ſie natürlich nicht fehlen), das lebhafte Colorit der trefflichen Gemälde, deren Betrachtung durch gelungene und wohlfeile Lithographien auch dem Entfernten möglich gemacht wurde, üben auf den Beſchauer einen ſo wunderſamen Zauber, daß dieſe Allerheiligenkapelle, die über 100′ breit, 165′ lang und 80′ hoch iſt, ein Hauptgegenſtand der Bewunderung für Einheimiſche und Fremde geworden iſt, und mit Recht auch eine Reiſe aus weiteſter Entfernung lohnt.

*) Man bekommt einen Begriff von der hier zur Anſchauung gebrachten, tiefſinnigen Kunſt durch das lithographiſche Werk von J. Schreiner, das die Gemälde der Allerheiligen-Hofkapelle in 43 großen Blättern enthält und mit anerkennungswerther Treue wiedergibt.

Das ist der Hauptcharakter aller von König Ludwig geschaffenen Kunstwerke, den ich hiermit ein für allemal angedeutet haben will, daß die einzelnen Bestandtheile derselben nicht von Ungefähr oder Zufall zusammengewebt, sondern daß vom ersten Grundstein bis zum letzten Dachziegel hinauf ein wohldurchdachter Plan erkennbar ist, so daß sie nicht gemacht, sondern wie ein nothwendiges Naturgewächs geworden oder, um mich eines anderen, vielleicht deutlicheren Gleichnisses zu bedienen, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters schon geharnischt hervorgesprungen zu sein scheinen. Die Freskogemälde gewähren eine Uebersicht der Hauptmomente des alten und neuen Testamentes und ihrer Beziehung zur Kirche; so erblickt man in der ersten Kuppel Jehovah als Weltenschöpfer, von den 6 Schöpfungstagen umgeben, den Sündenfall und als Folge desselben das erste Opfer Noahs, die Pflege des Weinstockes, den Thurmbau zu Babel, die drei Patriarchen in kolossaler Größe. Der Segen Abrahams durch Melchisedech, den König und Priester zugleich; das vorbedeutende, aber von Gott selbst vereitelte Opfer Isaaks; die Himmelsleiter aus dem Traume Jakobs und dessen Ringen mit der wunderbaren Erscheinung, das ich in Dir mit den biblischen Worten auffrischen will: „Herr, ich lasse Dich nicht, ehe denn Du mich segnest.“ Nun folgt die Geschichte Moses, die Gesetzgebung am Sinai, der Held Josua in kriegerischer Tracht, die 4 großen Propheten; den Uebergang zum neuen Testament bildet der Vorläufer Christi, der Prediger in der Wüste. Alsdann folgt die Geburt des Herren, die ihm gewordene Huldigung durch die Hirten und die 3 Magier. Die zweite Kuppel enthält die Vollendung der Verheißung durch den göttlichen Welterlöser Christus, der hier mit seinen 12 Aposteln dargestellt ist. Einige Scenen aus dem Leben des Herrn schließen ich daran, wie Christus getauft wird, die Kinder segnet, auf dem Oelberge in der Todesangst blutschwitzend betet und endlich am Kreuze sein edles Leben aushaucht. Daran reiht sich sein Triumph über Sünde und Tod, seine Auferstehung; dann begegnet er der Maria Magdalena im Garten, die ihn für den Gärtner hält; und wie der ungläubige Thomas seine Hand in die Seitenwunde des Erstandenen legt. Darauf die herrliche Idylle zu Emaus, die ich durch die naiven Worte der Apostel wieder vor Deine Seele führe: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden.“ Du glaubst nicht, wie ich mir Gewalt anthun muß, um die Fülle von

Empfindungen zurückzudrängen, welche diese Worte in mir hervorbringen. Den Schluß dieser Seite bildet die Himmelfahrt des Herrn vor den Aposteln, und gleichsam der stille Vorwurf, der in den Worten des Engels liegt: Quid statis otiosi, viri Galilaei, adspicientes in coelum?

Der Hauptaltar gewährt eine Uebersicht der Segnungen des hl. Geistes, die er uns durch die von ihm geleitete Kirche gewährt: der heil. Geist in Gestalt einer Taube ist von den 7 symbolischen Darstellungen der Geistesgaben: der Stärke, welche in einer Säule zu erkennen ist, der Weisheit mit dem Spiegel, der Gottseligkeit, der Gottesfurcht, der Wissenschaft, des Verstandes und guten Rathes, umgeben von den 4 Kirchenvätern: Hieronymus mit dem Löwen, seinem Sinnbilde, weil er lange in der Wüste gelebt; Augustinus mit dem brennenden Herzen in der Hand; Ambrosius und Gregor dem Großen umgeben. In kleinern Bildern ist Petrus, wie er die Schlüssel empfängt, und die Sendung der Apostel zu sehen. Ueber einem Seitenaltare sind die 7 Sakramente dargestellt. Endlich ist die dreifache Kirche, am ausführlichsten die triumphirende, sinnreich auf folgende Art zur Erscheinung gebracht: Die jungfräuliche Mutter des Herrn ist von den Aposteln Petrus und Paulus, so wie von Moses und Elias umgeben, darüber die heil. Dreieinigkeit, zu deren Beschauung ja diejenigen gelangen werden, welche auf den Pfaden wandeln, welche die, in den Grundwahrheiten der Religion untrügliche, weil vom verheißenen Gottesgeiste geleitete Kirche vorschreibt. Wendet man sich um, so daß der Hauptaltar im Rücken des Beschauers ist, so erblickt man die heil. Cäcilia, die Patronin der Kirchenmusik, ihr zur Seite den Schutzpatron der Maler, den hl. Lucas, und neben ihm den Erbauer des ersten Tempels zu Jerusalem, Salomo; auf der andern Seite seinen Vater, den unsterblichen und heiligen Sänger der Psalmen, David (oder, wie Abraham a. S. Klara sagt: den gekrönten Harfenisten), und den Papst Gregor den Großen, der sich unvergängliche Verdienste um den kirchlichen Gesang erworben: kurz, es ist hier die Darstellung des innigen Bundes zwischen der Kirche und den schönen Künsten auf eine sinnige Art gegeben. Die Seitenaltäre zeigen, das eine Christum, umgeben von den Schutzheiligen der Bairischen Hausorden, Georg und Hubertus, das andere den Lieblingsgegenstand aller christlichen Maler, die holde, jungfräuliche Gottesmutter mit dem göttlichen Kinde, wel-

ches die Namenspatrone des königlichen Gründers und seiner Gemahlin, der hl. Ludwig und die hl. Thereña, anbeten. Als Ergebniß dieser Betrachtung stand die Wahrheit vor meiner Seele: „Wohl kann der Genuß der Kunst dem Einzelnen wieder zur Gesundheit der Seele verhelfen, denn das Kunstwerk ist eine Welt im Kleinen und faßt alle Seiten der menschlichen Natur."

Doch damit zu dem vielen Lichte nicht der naturgemäß erforderliche Schatten fehle, so will ich, während Du mich zu einem in weltlicher Beziehung nicht minder hochstehenden Kunstwerke, der Pinakothek oder Bildergallerie, begleitest, erwähnen, daß die wunde, oder, wenn man lieber will, wundmachende, d. h. schwächste Seite Münchens das schlechte Pflaster ist, welches durchgängig, sogar auf dem Königsplatze, auf dem die geschilderte Allerheiligen-Kapelle sowohl als die neue Königs-Residenz, das Theater und die Post steht, und in dessen Mitte sich die kolossale sitzende Bronzestatue des guten Vater Max, wie die Münchener ihren ersten König nennen, erhebt, aus eirunden und auch nicht größern Kieselsteinen besteht. Wenn sie auch verschiedenfarbig und so geordnet sind, daß sie strahlenförmig von dieser Bildsäule auslaufen, so ändert dies natürlich nichts von der großen Unbequemlichkeit, indem diese keineswegs musterhafte Pflasterung durchgängig herrscht, und auch uns, die wir einen weiten Weg zu machen hatten, lästig genug wurde. Dieser neue Theil Münchens gewährt aber für das Auge noch den schönen Genuß, daß vor vielen Häusern blumenreiche Gärtchen sich herumziehen, die durch den Kontrast mit den steinernen Massen einen schönen Gegensatz bilden und mithin einen in großen Städten seltenen Genuß gewähren. Der Weg führte uns über den, großen Theils von Gärten eingeschlossenen, runden Karolinenplatz, den seit dem 18. Oct. 1833 ein vom König Ludwig errichteter eherner Obelisk, gerade 100 Fuß hoch, zu Ehren der im russischen Feldzuge 1812 umgekommenen Baiern, schmückt. Die dabei stehende Schildwache kam uns freilich überflüssig vor, indem uns die bekannte Anekdote von dem zur Bewachung einer Kanone hingestellten Rekruten einfiel, der lange Zeit sich anstrengte, um sie emporzuheben, und dabei von seinem Officier überrascht und zur Rechenschaft gestellt wurde, worauf er gestand, er habe, nachdem er sich überzeugt, daß Einer allein sie doch nicht ertrage, wenn aber mehrere kämen, er ihnen nicht widerstehen könne, mithin in beiden Fällen hier über-

flüssig sei, nach Hause geben wollen. Doch ist der Schildwachen-Luxus in München bei Weitem nicht so auffallend, als in Dresden. Vom Karolinenplatze führte eine gerade Straße in nordöstlicher Richtung zu dem mit Recht gefeierten Prachtbaue der Pinakothek. Der Erbauer war im Auftrage Königs Ludwig der unsterbliche Leo v. Klenze; die Zeit der Erbauung fällt in die Jahre 1826—36. Der Baukünstler theilte das ganze, 320 Fuß lange, im römischen Palaststile errichtete Gebäude, das auf der Gallerie oben mit 25, von Schwanthaler modellirten, in Sandstein ausgeführten Statuen von Künstlern geschmückt ist, in drei ungleich-große Theile, und zwar 1) in große Säle für die großen Gemälde mit Beleuchtung von Oben; 2) in anstoßende kleine Zimmer für die Kabinetsstücke, die wie gewöhnlich durch Fenster an der Wand erleuchtet werden, und 3) in einen Corridor, der vor den Sälen hergeht, und als Eingangsgallerie dienen soll, so daß man in jeden einzelnen Saal gelangen kann, ohne die andern zu durchlaufen, und der zugleich durch seine Anlage und Dekoration zum angenehmsten Aufenthalte denen dienen kann, die in ihre Kunstschau eine Pause möchten eintreten lassen. Dieser Corridor ist offenbar einer der glücklichsten architektonischen Gedanken für eine Gallerie. Leider sind die Verbindungsthüren zu den Hauptsälen bisher noch, aus mir unbekannten Gründen, verschlossen, und man muß ihn getrennt davon besuchen; doch öffnet ihn der Aufseher auf Verlangen mit Bereitwilligkeit.

Wir schreiten bei den kolossalen, am Fuße der Eingangsstufen kauernden Löwen vorbei durch das weitgeöffnete Portal, wo ein Riese von einem Altbaier, über den sich Friedrich's des Großen Vater noch im Grabe freuen, oder vielmehr ärgern möchte, daß er ihn nicht bei seinen Lebzeiten hatte, um ihn in seine, aus baumlangen Leuten bestehende Garde zu stecken, als Portier fungirt, die Prachttreppe links hinauf, und wir stehen im reichverzierten, geräumigen und hohen, mit Marmorpilastern, dergleichen Pfeiler und 14 Reliefs von Gyps, deren Gegenstände aus der bairischen Geschichte entnommen sind, verzierten Saale, wo sich die lebensgroßen Bildnisse der Stifter dieser Gemäldesammlung befinden und zwar 1) des Kurfürsten Joh. Wilhelm, welcher die Düsseldorfer, 2) Max Emanuel, welcher die Schleißheimer, 3) Maximilian I., welcher die hiesige und 4) Carl Theodor, welcher die Mannheimer Gemälde-Gallerie gründete. An diese reihen sich

noch die Bildnisse der Könige Maximilian Joseph, als Stifter der jetzigen, und Ludwig I. im reichen Königs-Ornate, als Erbauer der Pinakothek.

Bei dem großen Reichthum höchst werthvoller Gemälde ist es unmöglich, auch nur einige Vollständigkeit bei der Herzählung der sehenswerthesten Kunstgegenstände zu beobachten. Es mag daher folgende summarische Angabe genügen, daß sich in den 9 großen und 23 an der Nordseite sich anreihenden Kabinetten beinahe 1300 Gemälde befinden, welche nach Materschulen geordnet sind und von 472 Meistern herrühren. Von Albrecht Dürer sind 18, von seinem Lehrer Michael Wohlgemuth 5, von seinen andern Schülern Hans Burkmaier, Schäufelein, Martin Schaffner, Holbein dem jüngern und ältern, Behm und Grünewald zusammen 60; von Johann v. Eyk 8. Die niederländische Schule ist die reichste und enthält 50 Gemälde von dem kühnen, aber auch flüchtigen Pinsel Rubens, und von dessen besten Schüler Van Dyk 40. Von den Matadoren der spanischen und französischen Schule: Murillo, Spagnoletto, Claude Lorrain sind 28. Von Italienern: von Raffael angeblich 10, von Correggio 7, von Titian 11, von Tintoretto 7. Der 9. Saal enthält Gemälde, die größtentheils Privateigenthum des Königs sind, z. B. die Madonna della Tenda von Raffael und eine heilige Familie von Titian u. a.

Der erwähnte Corridor, ein unverkennbares Seitenstück zu den berühmten, von Raffael ausgemalten Loggien des Vatikans zu Rom, nur zweckmäßig vor den verderblichen Einwirkungen des nördlichen Klima durch Glasfenster geschützt, ist nach den Entwürfen des großen, ja größten Meisters unserer Tage, P. v. Cornelius, al fresco wunderbar ausgemalt. Die Gemälde haben die Geschichte der Malerei im Mittelalter zum Gegenstande; von den 25 Loggien stellen 13 die italienische Kunst bis Raffael, die andern 12 die deutsche und niederländische bis auf Rubens dar. In der ersten Kuppel ist der Bund der Kirche mit den Künsten in König Ludwig dargestellt, der zu den Dichtern der Vor- und Mitwelt geführt wird; in der zweiten ist die Muse der Geschichte, von Krieg und Frieden umgeben; darunter zwei Darstellungen aus den Kreuzzügen, zu deren Zeit die Kunst zu erwachen begann; die 3. ist Cimabue, dem ältesten florentinischen Maler (1240—1300) gewidmet, wie sein Altargemälde in der Kirche Maria Novella gen

Himmel getragen wird; in der 4. ist Giotto (1276—1336); in der 5. der fromme, liebliche Fra Angelico da Fiesole, (1387—1455), in der 6. Masaccio (1401—1445), in der 7. Perugino, Raffaels Lehrer (1445—1524), in der 8. die Vorgänger und Zeitgenossen z. B. Mantegna, Domenico, Ghirlandajo, Andrea del Sarto ꝛc., in der 9. Leonardo da Vinci (1452—1519), in der 10. Correggio (1494—1534), in der 11. die venezianische Schule, angedeutet durch die Göttin Venezia, die auf einem geflügelten Löwen, dem Attribute ihres Schutzheiligen, des Evangelisten Marcus, sitzt. Der Hauptmeister ist Tizian (von 1477—1576) den z. B. Kaiser Karl V. besuchte und zum Erstaunen seiner Hofleute sich bückte, um ihm einen Pinsel aufzuheben.

In der zwölften ist Michel Angelo Buonarotti (1474—1563), der in den drei verwandten Künsten der Malerei, Bildhauerei und Baukunst gleich ausgezeichnet war, dargestellt, wie er die Decke der Sixtinischen Kapelle im Vatikan malt und der Papst zu ihm hinaufsteigt. Du erinnerst Dich noch der Sage, daß der Maler, der nicht gestört und sein Gemälde erst nach der Vollendung betrachtet wissen wollte, einen Stuhl auf den heiligen Vater schleuderte, ihn aber glücklicher Weise verfehlte. Als Bildhauer sehen wir ihn hier an einer seiner gefeiertsten Statuen, der des Moses, die am Grabdenkmale Julius II. steht, arbeiten. Um an die Verdienste dieses großen Mannes als Baumeister zu erinnern, ist die von ihm erbaute Kuppel der Peterskirche angedeutet.

Die dreizehnte ist der Verherrlichung des größten Malergenie's aller Zeiten, des Raffael Sanzio (1483—1520) geweiht. Man sieht die Madonna mit dem Kinde, vor der Raffael kniet, umgeben von vier Darstellungen aus seinem Leben, wie er als Knabe in seines Vaters Werkstatt beschäftigt, dann in Perugino's Schule aufgenommen wird, dem Papst Julius II. Zeichnungen vorlegt und endlich die Stanzen des Vatikan's mit Hülfe seiner Schüler malt. Endlich sein frühzeitiger Tod; selbst Papst Leo X. und der als feiner Lateiner berühmte Kardinal Bembo nahen sich der Leiche, neben welcher Raffaels Schwanengesang, sein unübertreffliches Gemälde, das die Verklärung Christi auf Tabor darstellt, sich befindet. Dies ist die eine Hälfte der Loggien; die andere, in zwölf Abtheilungen zerfallende, beschäftigt sich mit der deutschen Kunst, und zeigt z. B. die für die Kunst natürlich wichtige Verbreitung des Christenthums in Deutschland durch Bonifazius, wie

Karl der Große Gelehrte und Sänger um sich versammelt, altdeutsche Sagen aus dem Munde der Barden aufschreiben, die Werke der Kirchenväter, ja der Araber auf deutschen Boden verpflanzen läßt; wie Heinrich I. Städte gründet; der angebliche Baumeister des Kölner Dom's, Gerhart, dem dasigen Bischofe Konrad das Modell dieses größten und herrlichsten Gotteshauses überreicht; die Schutzpatrone dieser Stadt, der heilige Gereon und die hl. Ursula mit ihren 11,000 Begleiterinnen (Ursula XIM), so wie die Ueberbringung der Reliquien der heil. drei Könige von Mailand nach Köln. Dann folgen Erinnerungen an die Kölner Malerschule durch Vergegenwärtigung einiger Bilder des Meister Wilhelm aus dem Jahre 1380, des Meister Stevban aus dem Jahre 1410, an die schwäbische durch Bartoel Zeitboom, durch H. Holbein den ältern, deren berühmteste Bilder wiedergegeben sind; die beiden van Eyk, nämlich Hubert (1366—1426) und Johann (1400—1445); der erste, der Erfinder der Oelmalerei, zeigt seine Gemälde dem Herzog Philipp dem Guten von Burgund; auch ist sein vorzüglichstes Bild „die Anbetung des Lammes Gottes, dem Geistliche und Weltliche Opfer darbringen" angedeutet. Dann finden wir Hans Memling (1479) abgebildet, von dem sich ein gepriesenes Bild hier befindet, der Zug der heiligen drei Könige. Hans Schorel 1520, Lukas v. Leyden (1494—1533), welcher letztere auf dem Krankenlager noch malt, gleichsam um das alte Sprüchwort wahr zu machen: non pinxisse sed pingere; Hans Holbein der jüngere (1498—1554), der durch die Erscheinung der Madonna beglückt wird und dann den berühmten Basler, nun spurlos verschwundenen Todtentanz entwirft. Albrecht Dürer (1471—1527) in der neunten Logaia, wie er bei Meister Wohlgemuth in die Lehre tritt, und in einem andern Bilde, wie er von seinem Freunde Pirkheimer und seiner Frau Käthe umgeben ist; die Auszeichnungen, die ihm von den Großen der Erde zu Theil wurden, sind dadurch angedeutet, daß hier die, der Wirklichkeit entlehnte Scene abgebildet ist, wie ihm Kaiser Maximilian I. die Leiter beim Malen hält.

Claude Lorrain (1600—1682) sieht in den Sonnenuntergang, Amor schlägt die Lyra, Psyche naht mit der Doppelflöte; Rembrandt (1606—1674), vor ihm Phantasus auf der Chimäre mit der Blendlaterne, hinter ihm die nordische Nacht, um die beiden Gegensätze in seinen Gemälden zu zeigen. Niklas Poussin (1594

—1665), angedeutet durch den Schwan, den Argonautenzug und die Geburt der Venus. Eustache le Sueur (1617—1655) arbeitete meiſt in der Nacht, daher Mond, Sterne und Pſyche ihm leuchten. Endlich Peter Paul Rubens (1577—1640). Er wird vor der Staffelei mit einem Ueberfluß von Gaben von der Göttin Abundantia überſchüttet; er zeigt der Königin Maria von Frankreich (aus dem Hauſe Medicis) die Entwürfe zu ſeinen Gemälden im Palaſte Luxemburg, dann iſt er zugleich als Maler und Geſandter am Hofe von England dargeſtellt. — Kein Wort von der ebenfalls hier befindlichen Sammlung von Kupferſtichen, welche weit über 300,000 Blätter zählt, weil ich ſie ſelbſt eben ſo wenig, als die 9000 Handzeichnungen der vorzüglichſten Meiſter geſehen habe.

Begleite mich vielmehr zu meinen geprieſenen Stachus und wohne dem recht anſtändigen, in Luſt und Freude und anmuthigem Geſpräch eingenommenen reichlichen Mittagsmahle bei, das ich in einer äußerſt bunten Geſellſchaft von Civilbeamten, Offizieren aller Grade, Landtags-Deputirten, die mir auch den Eintritt zur prachtvollen Schluß-Ceremonie der diesjährigen Seſſion möglich machten, Frauen und Fräuleins genoß. Das Geſpräch floß ſo beredt von den Lippen, wie das Bier in ungeheuren Quantitäten durch dieſelben, ja auch durch die roſigſten und zarteſten. Weit entfernt, den Münchenern ihre Vorliebe für dieſes Getränk, unſtreitig die beſte Wahl, die man als Erſatz für den fehlenden Wein treffen konnte, zum Vorwurf machen zu wollen, billige ich ſie vielmehr von ganzer Seele, und wünſche, daß ſie dieſe Vorliebe, wozu es auch allen Anſchein hat, auf Kinder und Kindeskinder bis in's ſiebente, ja ſiebzigmal ſiebente Glied vererben möchten. Ueber München ſchwebt nicht nur eine Bier-Atmoſphäre, ſondern ſcheint auch eine Bierſonne, wenigſtens nimmt, wie beim Licht und der Wärme, daſſelbe mit dem Quadrate der Entfernung ab. Namentlich freute ich mich über die Herzhaftigkeit und über den von Geſundheit des Leibes und der Seele zeugenden Appetit der roſigen, mit unendlich gut kleidenden Goldhäubchen geſchmückten Landmädchen, denen das, in der Regel nie fehlende Grübchen in der Wange einen, durch nichts zu erſetzenden Reiz der Schalkhaftigkeit gibt. Aber auch die Gattinnen der Offiziere und andere, in der Geſellſchaft hochſtehende Frauen und Herren ſind, dem Himmel ſei Dank! noch weit entfernt von der nordiſchen Liebe zum Thee,

weiches Getränk die im Süden wirklich weniger grassirende Medisance wesentlich zu befördern scheint. Auch an die gut gemeinten Mäßigkeitsvereine ist in München schon aus dem Grunde nicht zu denken, weil man daselbst das wirksamste Mittel gegen die auch von mir verabscheute Branntweinpest, ein nicht nur trinkbares, sondern starkendes, neuen Muth und Arbeitslust einflößendes, die Verdauung beförderndes Getränk, das köstliche Bier, und zwar für einen wahren Spottpreis hat, denn eine Halbe kostet drei schlechte Kreuzer (der Himmel weiß, wie diese sogenannten Silber-Kreuzer zu ihrem Namen gekommen sind, ungefähr wie lucus a non lucendo). Du weißt, daß man das angebliche baiersche Bier, das man anderwärts, z. B. in Breslau verkauft, mit 3½ Sgr., d. h. viermal theurer bezahlt. Sonderbar, das Wort Bier wird vielleicht sonst nirgends weniger ausgesprochen, als in München, es versteht sich überall von selbst; es ist die Ellipse, über deren Ergänzung gar kein Streit entstehen kann, sondern alle Welt, auch die entgegengesetztesten Parteien einverstanden sind. Zur großen Freude der ganzen, im Speisesaale anwesenden, vielleicht hundert Köpfe zählenden Gesellschaft warf ich mit lauter Stimme die Frage auf: wie viel Halbe wohl in Einem Jahre in München möchten getrunken werden? Da ward erst die Scene psychologisch interessant, indem Jeder und Jede sich seines jährlichen Beitrags, ihn im Geiste wiederholend und vor sich vorüberziehen lassend, erinnerte. Von allen Seiten brachte man mir Beiträge zur Lösung des Problems, ungefähr wie im englischen Parlamente die Redenden sich stets an den vorsitzenden Sprecher wenden; genug ich hatte mit dem auf der Hand liegenden Gedanken einen glücklichen Wurf gethan. Das Resultat der durch tausend Scherze unterbrochenen Rechnung war eine Wahrscheinlichkeitssumme von 144 Millionen Halben. Ich sollte diese Zahl nicht blos mit Ziffern, sondern wie in Quittungen und gerichtlichen Urkunden, zur Verhütung des Unterschleifs und um dem Argwohne, daß es ein Schreib- oder Druckfehler sei, zuvorzukommen, mit Buchstaben schreiben: Einhundert und vier und vierzig Millionen Halbe werden jährlich bei einer Bevölkerung von höchstens 100,000 Seelen, die Fremden freilich nicht mitgerechnet, welche sich in dieser Kunst den Einheimischen recht schnell zu assimiliren pflegen, jährlich getrunken. — Damit Du einsiehst, daß dieses Resultat nicht aus der Luft gegriffen ist, so wisse, daß von jedem Maaß

Bier, welches in den 37 zum Theil riesenmäßigen Brauereien Münchens gebraut und in den 200 Bierschenken, ohne die Tafernwirthschaften zu rechnen, ausgeschenkt wird, ein Pfennig Aufschlag als Communalbeitrag erhoben wird. Nun beträgt aber diese Summe jährlich zwischen 3—400,000 Gulden. Da nun ein Gulden 60 Kreuzer, der Kreuzer aber 4 Pfennige hat, so folgt, daß ehe ein Gulden in den städtischen Säckel fließt, zuvor 240 Maaß oder 480 Halbe durch die Kehlen der Biertrinker geflossen sein müssen.*) Nimmt man die kleinste Summe, 300,000 Gulden, an, so gibt dies schon 144 Millionen Halbe. Jedoch ist damit blos das in München gebraute Bier gemeint; es wird aber auch viel im Weichbilde gebrautes in München getrunken, bei dem eine andere Besteuerungsart stattfindet. — Dieser Gegenstand blieb denn das Hauptthema des Tischgespräches, das immer wieder dahin zurückkehrte; denn als einst dasselbe auf die Eisenbahnen gekommen war und die Aeußerung vernommen wurde, daß erst unsere Enkel wegen der neuen Erfindungen, die man unterdeß noch machen werde, zu beneiden seien, bemerkte ein Spaßvogel mir zur Seite, daß dieselben noch viel besseres Bier erhalten würden, und wir waren wieder auf dem beliebten, breit getretenem Gleise. Allgemein einverstanden waren die Münchener darin, daß in Baiern nur Eine Revolution möglich sei, eine Bierrevolte.

Schilt mir deshalb meine lieben Münchener nicht! Das Bier ist nun schon einmal ihre starke, aber auch ihre schwache Seite. Bieten doch die Pariser dazu ein ergötzliches Seitenstück. Als etwa vor einem Decennium die Meutereien auf den Straßen von Paris noch an der Tagesordnung waren, und Kartätschen so wenig als Flintenkugeln die Empörer auseinander treiben konnten, — denn feig ist der Franzese bekanntlich nicht — kam der Polizeipräfekt auf den glücklichen Einfall, statt der Bomben und Kanonen Feuerspritzen aufführen und nun dieselben wie gegen eine Feuersbrunst spielen zu lassen. Da konnte man seine Lust sehen! Die den Kugeln wie eine Mauer Widerstand geleistet hatten, flohen wie Spreu vor den Wasserstrahlen auseinander. Da hieß es: **Sauve, qui peut!** Glücklich der, welcher gut zu Fuß war. Todt schießen läßt sich

*) Der Aufschlag von Malz betrug laut offizieller Bekanntmachung im Jahre 1843 in dem 668,040 Fl. betragenden Einkommen der Stadt 284,449 Fl.

der Franzose, aber naß machen läßt er sich nicht. Es wäre ja Schade um das Jabot, um die gelben Glacee-Handschuhe:

„Denn die Elemente haßen
Das Gebild der Menschenhand."

Also in Betreff des Bierpreises versteht das Münchener, sonst so harmlose Volk, das hierin und dergleichen Dingen wie überall souverain ist, keinen Spaß. Uebrigens ist und bleibt es wegen des guten Getränkes wahrhaft zu beneiden. Wirksamer als alle Mäßigkeitsvereine des Nordens würde es sein, wenn die Regierungen überall dafür sorgten, daß für einen billigen, auch dem Tagelohner zu erschwingenden Preis ein Glas solches, neue Kräfte ihm zuführenden, unschädlichen Getränkes zu erhalten wäre. Da der Mensch nicht blos lebt, um zu leben, auch nicht, wie Aristoteles sagt (ζῆν τοῦ εὖ ζῆν), um gut zu leben, sondern, wie Jean Paul in köstlicher und wahrer Steigerung hinzusetzt, um manchmal besser zu leben; so folgt von selbst, daß dieses in jedes Menschen Brust gepflanzte, folglich unvertilgbare Bestreben nach den verschiedenen, zur Disposition stehenden Mitteln befriedigt werde, und daß dies der Reiche durch Wein, der Arme durch den vergiftenden, das Leben an seiner Wurzel untergrabenden Branntwein thut. Daher haben die Wein erzeugenden Länder schon von Natur einen großen Vorsprung vor den nördlichen, denen diese unschätzbare Wohlthat versagt ist, voraus. Baiern ersetzt ihn durch sein herrliches Bier. Es gibt in München so wenig Betrunkene, als in Italien. Doch genug, vielleicht schon zu viel von materiellen Genüssen; laß uns wieder zu edleren, zu rein geistigen eilen! —

Der nächste Gang nach Tische war in den sogenannten Königsbau, dessen ich gleich bei meiner Ankunft gedachte; er steht nämlich dem Posthause gegenüber, mithin mit der Hauptfront auf den Max-Josephs-Platz gerichtet. Leo v. Klenze erbaute ihn auf Befehl des jetzigen Königs; beim ersten Anblick schon erinnert er an den berühmten Palast Pitti, das Residenzschloß des Großherzogs zu Florenz. Dieser Palast hat die bedeutende Länge von 430 Fuß, blos ein Stockwerk, mit Ausnahme des, einen schönen Anblick bietenden, das zweite Stockwerk bildenden Pavillons, der sich in der Mitte erhebt, während rechts und links eine reiche Orangerie ihm zur Zierde gereicht. Die in Florenz auffallenden, unbehauenen Steine der Vorderseiten, welche an die cyklopische

Bauart erinnern, ſind hier ſchicklich in zierlich behauene Quader verwandelt worden. Von der Größe und Pracht der Fenſter bekommt man einen Begriff durch die Angabe, daß jede Scheibe 80 Gulden koſtet. Tritt man nun durch eins der drei prächtigen Portale, ſo hat man die Wahl, ob man zuerſt das Parterre, in deſſen unbewohnten Räumen das noch unerreichte National-Epos der Deutſchen, das Nibelungenlied, in ſeinen Hauptſcenen dargeſtellt iſt, oder die Reihe von Zimmern und Sälen des erſten Stocks, von denen der eine Theil zur Wohnung des Königs dient, welche mit Bildern aus den griechiſchen Dichtern, der andre Theil, welchen die Königin bewohnt, mit Darſtellungen aus den gefeiertſten deutſchen Dichtern, ebenfalls in ſogenannter enkauſtiſcher Manier ausgemalt iſt, beſuchen will. Die Wahl iſt ſchwer, doch ſie muß geſchehen und ſo geleite ich Dich durch das emporführende Stiegenhaus, das durch 6 Marmorſäulen, die man dem Untersberge bei Salzburg entriſſen hat, getragen, und deſſen Treppe von einem Geländer aus Granit umgeben, während die Wände mit Gyps-Marmor überzogen ſind, während das Deckengewölbe 8 allegoriſche Geſtalten zieren, welche die 8 Kreiſe des Königreichs darſtellen. Der bekannte Wahlſpruch des Königs, dem er bisher treu geweſen: „Gerecht und beharrlich," iſt durch 2 Statuen dargeſtellt, der Göttin Nemeſis als Repräſentantin der Gerechtigkeit, und der Siegesgöttin, weil ja Beharrlichkeit am Ende den Sieg davon trägt. Im erſten Vorzimmer des Königs ſind Malereien in Einer Farbe nach Art der altgriechiſchen Vaſengemälde, um dieſen Anfang der griechiſchen Kunſt zur Erſcheinung zu bringen. Gegenſtand iſt der Argonautenzug nach dem, dem fabelhaften Sänger Orpheus fälſchlich zugeſchriebenen Gedichte, deſſen ganzen Inhalt ich hier mittheilen müßte, von Pelias an, der dem Jaſon aufträgt, das goldene Vließ zu holen, bis zu deſſen Flucht mit der in Zauberkünſten wohl erfahrenen berüchtigten Medea, wenn ich dieſes Zimmer genau beſchreiben wollte. Im zweiten Vorzimmer iſt in bunten Farben Heſiod und zwar in allen ſeinen drei Werken, dem Schilde des Herkules, der Theogonie oder dem Urſprung der Götter, und in ſeinen Werken und Tagen, Gegenſtand der Gemälde, von denen beſonders an der dritten Wand der Kampf des Zeus gegen ſeinen Vater Chronos und des himmelſtürmenden Geſchlechtes der Titanen, die Aufmerkſamkeit des Beſchauers feſſelt. In dem darauf

folgenden Service-Saal des Königs sind Homers Hymnen an die Aphrodite, an die Ceres, an Apollo, an Hermes oder Merkur, der dem Apollo schon in zarter Jugend die Rinder raubte, dargestellt. Im Thron-Saal fesselt nicht sowohl der rothsammtene goldgestickte Baldachin, als vielmehr das denselben umziehende Relief von Schwanthaler, welches Pindars Sieges-Hymnen zum Gegenstande hat; daher sind auch die 4 berühmten griechischen Spiele, die Olympischen, Pythischen, Isthmischen und Nemeischen im Fries gemalt, und über dem Throne selbst sieht Pindar, seine Gesänge dem Volke vortragend. Im Speisesaale sind die lieblichen Gedichte Anakreon's, den man an der Decke mit Liebesgöttern umgeben sieht, dargestellt. Im Empfangzimmer sieht man 24 Gemälde zu den Trauerspielen des Aeschylus, nämlich aus den Persern, darunter die Schlacht bei Salamis; 3 Bilder aus den Sieben vor Theben, ebensoviele aus den Bittenden (supplices); 4 Scenen aus dem Agamemnon, eben so viele aus den Eumeniden u. s. w. In dem Schreibzimmer des Königs sind 21 Bilder zu den Trauerspielen des Sophokles, z. B. aus dem Könige Oedipus, aus der Antigone, aus dem hochtragischen Philokter, und zwar wie überall an der Decke auf frischen Kalk gemalt, was man in der Kunstsprache mit dem italienischen Ausdrucke al fresco nennt, an den Wänden aber in eingebrannter Manier, was man mit dem griechischen Ausdrucke enkaustisch bezeichnet, welche Art zu malen man in Pompeji fand und in München geschickt nachgemacht hat. Im folgenden Ankleidezimmer des Königs sind 27 Bilder aus den Lustspielen des ungezogenen Lieblings der Grazien, Aristophanes, und zwar aus den Fröschen drei, aus den Vögeln zwei, eben so viel aus den Wespen, an der Decke aus dem Frieden vier, an der Wand rechts von dem einzigen, aber riesenmäßigen Fenster, dessen Scheiben höher sind, als ein Mann, sind aus der Lysistrata drei, eben so viel aus den Rittern, und auf der andern ebenfalls drei aus den Wolken. Im Schlafgemach des Königs haben die Idyllen des Syrakusanischen Sängers Theokrit Stoff zu bildlichen Darstellungen gegeben.

Nun wandte ich mich zu den auf der andern Seite gelegenen Zimmern der Königin und erblickte im ersten Vorgemache die naiven Gedichte des berühmten deutschen Minnesängers Walther von der Vogelweide, der im XIII. Jahrhundert lebte. Namentlich fesselte mich der Sängerkrieg auf der Wartburg bei Eisenach, der ja in

der deutschen Literaturgeschichte eine wichtige Rolle spielt, weil man, wenn auch mit Unrecht, diesen Kampf als den ersten Anfang des deutschen Drama's betrachtete. Im zweiten Vorzimmer sind die Gedichte eines Zeitgenossen dieses Minnesängers, Wolframs von Eschenbach oder Eschilbach, namentlich mehrere Scenen aus dessen Parzival dargestellt, worunter die Geschichte des heiligen Graal, so wie der fabelhafte König Artus in England mit seiner Tafelrunde eine wichtige Rolle spielt. Das folgende sogenannte Service-Zimmer enthält Gegenstände, welche der Erinnerung näherliegen, nämlich 20 enkaustische Bilder aus den Gedichten des ebenso talentvollen als unglücklichen und zu früh gestorbenen Bürger. Zuerst erinnert man sich hier an: „Lenore fuhr um's Morgenroth empor aus schweren Träumen, bist untreu Wilhelm oder todt?" u. s. w. Dann folgt der wilde Jäger und seine entsetzliche Strafe: „Der Rhein- und Wildgraf stieß ins Horn u. s. w. Die Weiber von Weinsberg und das herrliche Lied vom braven Manne, das auch in den Farben tönt wie Orgelton und Glockenklang; auch das Lied von der Treue ist hier vergegenwärtigt. Oden ist der Dichter selbst mit seiner geliebten Molly dargestellt. Im Thronsaale sind Klopstocks Oden sowie die Herrmanns-Schlacht und Herrmanns Tod bildlich dargestellt. Im folgenden Salon hat Wielands Hauptgedicht „der Oberon" den Gegenstand zu einigen prächtigen Gemälden gegeben. Man sieht hier den Ritter Hüon, der von Karl dem Großen den Befehl erhält, die nicht leichte Aufgabe zu erfüllen, dem Sultan von Babylon 4 Zähne und eine Handvoll Barthaare auszureißen und seine Tochter als Gattin sich zu holen. Du weißt, daß ihm dieß mit Hilfe der Zauberer, des Wunderhornes, in Begleitung seines Knappen Scherasmin nach vielen gefährlichen Abenteuern gelingt. Im Schlafgemache der Königin ist der Altvater Göthe in 36 Bildern dargestellt, und zwar nach allen Beziehungen hin, in lyrischer, epischer und dramatischer; in der letzteren nimmt Faust billiger Weise die Aufmerksamkeit vorzüglich in Anspruch; Iphigenia, Egmont u. s. w. fehlen natürlich nicht. Das folgende Schreibzimmer der Königin gewährt in 22 Bildern eine Uebersicht über die Gedichte des unvergeßlichen Lieblings nicht nur der deutschen Frauen, sondern der ganzen deutschen Nation, Schillers. Zunächst ist der Kampf mit dem Drachen, der Handschuh, der Taucher, der Graf von Habsburg:

„In Aachen in seiner Kaiserpracht
Im altertümlichen Saale
Saß König Rudolph's heilige Macht,
Beim festlichen Krönungsmahle."

Die Jungfrau von Orleans mit der Fahne, die finstere, ja unheimliche Gestalt Wallensteins im Gespräch mit dem Astrologen Seni auf der Sternwarte; Wilhelm Tell; die Braut von Messina; drei Bilder aus dem Gange nach dem Eisenhammer u. s. w. Das Bibliotheks-Zimmer gibt von den Dichtungen des Hauptes der Romantiker, des heute noch in Berlin thatigen und mit Recht gefeierten Ludwig Tieck, eine schöne Uebersicht, von Fortunatus Wünschhütlein bis zum Octavian. Das zweite Stockwerk oder der erwähnte Pavillon enthält Säle, die zu den Vergnügungen des Hofes bestimmt sind. Der ovale Tanzsaal, der natürlich zur Zeit des Carnevals am meisten gebraucht wird, hat mehrere Säulen von Gipsmarmor und Figuren von Papier-Maché, im Plafond kann jedes Feld in die Höhe gezogen werden, um die warme Luft hinauszulassen. Der schöne Fries enthält einen Chor tanzender und musizirender Gestalten. Im Nebenzimmer rechts trifft man zehn Landschaften mit Darstellungen aus dem altgriechischen Volksleben, z. B. das Winzerfest, die Sängerfahrt nach dem Apollotempel, ein Wettrennen zu Wagen, eine religiöse Prozession u. dgl., so wie im folgenden Zimmer ein schönes Relief von Gips Beachtung verdient, welches die reiche Mythe der Venus zur Anschauung bringt.

Solltest Du auch das Erdgeschoß mit mir durchwandern wollen, so würde ich Dir rathen, zuvor wieder einmal das Nibelungenlied zu lesen, oder Dir doch die Inhaltsangabe der einzelnen Gesänge zu vergegenwärtigen, damit der Stoff der daselbst angefangenen herrlichen Freskogemälde, die von Julius Schnorr herrühren, Dir nicht fremd wäre.*) Am Eingangssaale ist ein Ueberblick über den Hauptgang des Gedichts gegeben. Man sieht den Dichter, dessen Name bekanntlich noch nicht ermittelt worden ist und wohl schwerlich je ermittelt werden dürfte, umgeben von der Märe und der Sage: Das Epos beginnt ja mit den Worten:

„Uns ist in alten Mären wunders viel geseit,
Von Helden lobebären, von grozer Arbeit,

*) Vier Deckenbilder desselben sind durch die sehr geschickte Hand des Kupferstechers Herrmann Schütz in Umriß erschienen.

Von Freuden und Hochgezîten, von Weinen und von Klagen,
Von küener Recken Strîten muget ihr nu Wunder hören sagen.
Ez wuchs in Burgonden ein vil edel Magedîn,
Daz in allen Landen niht schœners mochte sîn:
Chriemhilt was sie geheizen, sie wart eine schœne wîp:
Darum müsen Degene vil verlîesen den Lîp."

Links vom Eingange sind die beiden Paare, deren verwickelte und tragische Schicksale in dem unerreichten Epos besungen werden, **Gunther und Brunhild**, sowie Siegfried und Chriemhild zu erblicken; dann folgt Hagen von Tronegk, der Spielmann Wolker, der Zwerg Albrich, der Hüter des Nibelungenhortes oder Schatzes; Dietrich von Bern, der grimmige König Etzel oder Attila und sein Genosse Rüdiger. Im zweiten oder Hochzeitssaale ist Siegfrieds Leben, seine Rückkehr aus dem Sachsenkriege, seine Vermählung mit Chriemhilde und mehrere Scenen aus dem häuslichen Leben dieses Königspaares zu sehen. Das Ganze ist jedoch noch nicht vollendet, wird aber nach des Königs schönen Wahlspruch „gerecht und beharrlich" gewiß nicht Fragment bleiben. Von den verschiedenen Deutungen über den historischen Kern dieses umfangreichen und tiefsinnigen Gedichts ist wohl diejenige die wahrscheinlichste, welche Göttling vor dreißig Jahren*) gegeben hat. Nach ihm fällt die Hauptbegebenheit in Attilas fünf letzte Lebensjahre; 450 n. Chr. hatte sich ihm des römischen Kaisers Valentinians berüchtigte Schwester Honoria als Gemahlin anbieten lassen, um der ihr lästigen Bevormundung ihres Bruders zu entgehen. Diese unerwartete aber willkommene Einladung reizte den ohnedieß eroberungssüchtigen rohen Barbar zu einem Einfalle ins römische Reich. Auch der Vandalen-König Genserich spornte ihn an, sich mit ihm gegen den Westgothen-König Theodorich, den er dadurch schimpflich beleidigt hatte, daß er dessen Tochter, die schon an Genserich's Sohn Heinrich vermählt war, mit abgeschnittner Nase und Ohren nach Gallien zurückgeschickt hatte, zu verbinden. Daher brach Attila 450 gegen Gallien los und zwar zunächst gegen Burgund, Alles mit Feuer und Schwert verwüstend und seinen Bundesgenossen mit sich fortreißend. Daher dient im Nibelungenliede der Ostgothe Dietrich dem Attila als Bundesgenosse. Jenseits des Rheines stieß Günther (oder Gunthar), der

*) Ueber das Geschichtliche im Nibelungenliede. Rudolstadt. 1814.

König der Burgundionen, der Bundesgenosse der Römer, auf Attilas unabsehbaren Schwarm; der Ausgang der Schlacht war traurig, denn Gunther selbst kam mit seinem ganzen Geschlechte und seinem aus 20000 Mann bestehenden Heere um. Doch ward bald der gefallene König durch den Westgothenherrscher Theodorich gerächt, der mit deutscher Kraft und mit Hilfe des letzten großen römischen Feldherrn Aetius den grausamen Hunnenkönig in den katalaunischen Gefilden an der Marne schlug.

Dieses ist die erste Grundlage des Nibelungenliedes, bei dessen Erwähnung ich nicht unterlassen darf, Dich auf die meisterhafte, selbst von Göthe empfohlene Nachbildung oder Uebersetzung desselben von Karl Simrock aufmerksam zu machen, welche binnen wenig Jahren drei Auflagen erlebt hat. Goths Worte lauten: „Es sind die alten Bilder, nur erhellt. Eben als wenn man einen verdunkelnden Firniß von einem Gemälde weggenommen hätte, und die Farben in ihrer Frische uns wieder ansprachen.“ Ein anderer Vorzug dieser Uebersetzung ist die genaue Nachbildung des Versmaaßes. Ebenso soll hiemit das von demselben Dichter bearbeitete Heldenbuch Deiner Aufmerksamkeit empfohlen sein, in dessen erstem Theile das Seitenstück zu den Nibelungen, Gudrun enthalten ist, gleichsam die deutsche Odyssee. Die Fortsetzung der Nibelungen, unter dem Titel: „Der Nibelungen Noth“ hat Gustav Pfizer der jetzigen Sprachweise angepaßt, und wir besitzen davon ein Prachtwerk, das mit Holzschnitten nach den Zeichnungen von Julius Schnorr von Carolsfeld und Eugen Neureuther verziert ist.

Gegen den Hofgarten zu ist ein anderer Flügel an den Königsbau angefügt, der sogenannte Festsaalbau, welcher bei Gelegenheit der Vermählung des bairischen Kronprinzen Maximilian mit einer preußischen Prinzessin am 12. October 1842 eingeweiht wurde. Er ist ausschließlich blos zu großen Hoffesten bestimmt und hat 800 Fuß in der Fronte. Das Erdgeschoß enthält 6 Säle, deren aus der Odyssee geschöpfter Bilderschmuck damals noch nicht vollendet war; blos der erste Saal, in welchem acht Bilder aus den vier ersten Gesängen der Odyssee vom Maler Hiltensperger nach den Zeichnungen Schwanthalers in enkaustischer Manier ausgeführt waren, wurde der Beschauung geöffnet. Im ersten Stockwerke befindet sich der prachtvolle, 130 Fuß lange, 50 Fuß breite Baalsaal, der von zwei Riesenkronleuchtern erhellt wird.

Dann tritt man in die Säle der Schönheit, so genannt, weil sie mit weiblichen Bildnissen nach der Wirklichkeit geschmückt sind. König Ludwig wollte die Maler wieder wahrhaft schöne Gesichter malen und erfinden lehren, indem er sie veranlaßte, die größten Schönheiten zu kopiren. So erblickt man das Brustbild der Gräfin Arko, der Erzherzogin Sophie von Oesterreich, eines Bürgermädchens aus München, der Schauspielerin Charlotte von Hagn aus Berlin, eines Fräuleins Sulzer, der Lady Elbrok und eine Menge anderer Schönheiten, denen der Führer oft willkürliche Namen beilegen mochte. Besonders interessant erschien mir das Bildniß der berühmten Frau von Krüdener, die zur Zeit Kaiser Alexanders von Rußland wegen ihres tiefsinnigen, schwärmerischen Geistes eine eben so bedeutende Rolle spielte und wichtigen Einfluß auf den Kaiser übte, als sie früher durch ihre allgemeine, auch von Frauen gepriesene, makellose Schönheit großes Aufsehen in Paris erregt hatte; sie galt bekanntlich, wie zwei Jahrhunderte früher die unglückliche Maria Stuart, für das schönste Weib in Europa. Nicht minder interessant ist das Bild der Griechin Bozzaris in der Nationaltracht als Hofdame der Königin von Griechenland.

Der Bankettsaal führt auch den Namen Siegessaal, weil er die von 1805—1814 gelieferten Schlachten, an denen die bairische Armee rühmlichen Theil genommen, in Gemälden von Heß, Adam u. A. enthält. Z. B. die Kämpfe in Tirol, wo aber der Ruhm wohl auf Seiten der Besiegten d. h. der Tiroler sein dürfte; namentlich die Erstürmung von Bodenbühl; die Uebergabe von Brieg in Schlesien 1806, eine Winterlandschaft; die Belagerung von Breslau aus demselben Jahre; das Gefecht bei Arnhofen; die Schlacht bei Eckmühl; das Treffen bei Wörgl in Tirol; die großen Schlachten bei Wagram (unweit Wien), bei Polozk und Borodino in Rußland aus dem Jahre 1812. Die folgenden Bilder stellen die Schlachten in Frankreich beim bekannten Winterfeldzuge 1814 vor, nämlich bei Brienne, Bar an der Aube, zwei Gemälde aus der Schlacht bei Arcis, und eins von dem Gefecht bei Saarbrück. Die Wände sind von rothem Marmor; nirgends erblickt man Oefen, die bekanntlich auch in den zierlichsten Formen ein Gemach entstellen. Auch würdest Du Deine Freude über die herrlich getäfelten Fußböden haben, die in ihrer Art auch ihres Gleichen suchen. Dieselbe Zeichnung kehrt

nie wieder, trotz der Verwandschaft und ungeachtet der großen Menge von Gemächern, die man durcheilt. Die Decken sind von Holz, in der Regel blos mit zwei Farben, weiß und Gold, kassettenartig verziert.

Ehe man nun in den Hauptbestandtheil, wenigstens dem Sinne nach das Centrum des ganzen Gebäudes, in den Thronsaal, gelangt, muß man drei geräumige Säle durchwandern, welche drei Hauptepochen der deutschen Geschichte gewidmet sind, den Saal Kaiser Karl's d. Gr., Friedrich's I. Barbarossa und Rudolph's von Habsburg. Sie sind von dem schon genannten Künstler Julius Schnorr mit Gemälden verziert und zwar schmückt den ersten ein Fries mit 12 Darstellungen aus dem Leben des großen Karl, wie er als 11jähriger Knabe dem Papst Stephan entgegen geht, der bei seinem Vater Pipin Hilfe gegen die Lombarden suchte; wie er später die Sachsen, die Lombarden schlägt, Saragossa den Mauren entreißt, der Taufe des Sachsen Wittekind beiwohnt, u. s. w., während an den Wänden große Bilder die Hauptbegebenheiten seines Lebens zur Anschauung bringen: die vorläufige Krönung und Salbung Karl's durch Papst Stephan II., die Eroberung Pavia's und Zerstörung des Lombardenreiches, sein Sieg über die Sachsen bei Fritzlar, das Concil zu Frankfurt a. M., seine Kaiserkrönung in Rom. Die obern Bildchen geben eine Anschauung von der Kultur des Landes und Volkes seiner Zeit. —

Im zweiten Saale sind natürlich die Hauptbegebenheiten aus dem wechselreichen Leben Kaiser Friedrich's I. veranschaulicht: seine Wahl zu Frankfurt 1152; die Eroberung des hartnäckigen Mailands,*) zehn Jahre später: er sitzt auf seinem Schimmel und reitet, von seinen Vasallen gefolgt, in die zerstörte Stadt. Das Ende der langwierigen Feindschaft bezeichnet die Versöhnung mit dem Papste Alexander III. zu Venedig 1183. Daher zum Theil feiert der Kaiser ein großes Fest zu Mainz; er sitzt auf dem Throne, vor ihm tanzende Mädchen. Endlich der dritte Kreuzzug, an dem der greise Kaiser 1190 Theil nimmt. Die Schlacht bei Iconium ist abgemalt, wie der Kaiser zu Pferde sitzend tapfer kämpft und wie er in dem sechsten und letzten Wandgemälde im

*) Dieses figurenreiche Bild hat Julius Thäter im Auftrage des Münchener Kunstvereins in Kupfer gestochen.

Fluſſe Seleph oder Calycadnus bei Seleucia ertrinkt, und als Leiche weggetragen wird. Allgemeine Beſtürzung unter der bunten und zahlreichen Umgebung. An der Fenſterwand ſieht man, wie Heinrich der Löwe, der gewaltige Herzog von Sachſen und Baiern, vom Kaiſer 1170 geächtet wird, weil er ihn in Italien verlaſſen hatte, weshalb der Kaiſer daſelbſt ſeine Abſicht vereitelt ſah, ja bei Lignano am Teſſino den 29. Mai 1176 von den Lombardiſchen Städten geſchlagen worden war. Daneben wird Otto von Wittelsbach, der Ahnherr des jetzt noch daſelbſt herrſchenden Hauſes, mit dem Herzogthum Baiern belehnt. Der Friede mit den Lombardiſchen Städten und dem Papſt zu Konſtanz 1183. Oberhalb der Bilder läuft um den ganzen Saal ein ungemein reiches Relief, welches den erwähnten dritten Kreuzzug verſinnbildlicht.

Der dritte Saal iſt der Wirkſamkeit und dem Andenken des biedern Königs Rudolph's von Habsburg (denn den Kaiſertitel hat er nicht geführt, da er nicht nach Italien gekommen und folglich auch nicht die Kaiſerkrönung erlangt hat) gewidmet, und zeigt alſo an den Wänden in herrlichen Gemälden zunächſt die Scene aus Schillers gleichnamiger Ballade:

„Da ſetzt ihm der Graf auf ſein ritterlich Pferd,
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der ſein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht verſäume.“ u. ſ. w.

Kurz die Scene, die zu ſeiner Erwählung zum Oberhaupte der deutſchen Nation beigetragen hat; denn der Geiſtliche, dem dieß begegnet, wurde ſpäter Kaplan beim Kurfürſten von Mainz und lenkte bei der Kaiſerwahl die Gedanken ſeines einflußreichen Herrn auf den frommen Grafen, der ihm, als er zum Kranken gehen wollte, ſo ritterlich und chriſtlich beigeſtanden. Auf dem zweiten Bilde ſehen wir ihn vor der Stadt Baſel gelagert, wo ihm die Kunde von ſeiner Wahl 1273 überbracht wird. Er war damals ſchon mehr als 50 Jahre alt. Im dritten treffen wir ihn, wie er die Raubburgen, die während der kaiſerloſen, ſchrecklichen Zeit überall ſich erhoben hatten, zerſtört, den Schwachen gegen die übermüthigen Großen beiſteht, den Landfrieden herſtellt und dem Geſetz Achtung verſchafft. Im vierten ſchlägt er den übermüthigen Böhmenkönig Ottokar auf dem Marchfelde bei Wien. Oben zieht ſich, den ganzen Saal entlang, ein Zug von Kindern und Männern,

die Ackerbau und Viehzucht, Jagd, Gewerbe, Künste und Wissenschaften treiben, die sich in dem von Rudolph eingeführten Friedensstande ungestört entwickeln konnten.

Endlich gelangen wir zur Krone und Perle des Ganzen, zu dem 112 Fuß langen und 77 Fuß breiten Thronsaale, der durch 20 korinthische Säulen in 3 Schiffe getheilt wird, deren Kapitäler vergoldet sind, während man im ganzen Saale blos zwei Farben, weiß und Gold, erblickt. Zwischen diesen prächtigen Säulen stehen zwölf kolossale Erzstatuen der berühmtesten Vorfahren des Königs. Jede kostete 10 000 Gulden, ohne die Vergoldung, die ächt und im Feuer geschehen ist, und allein bei jeder Statue 500 Dukaten beträgt; sie sind von dem berühmten Schwanthaler modellirt, und von Stiglmayer in München gegossen. Ihre Namen sind: Otto der Erlauchte, † 1253; Ludwig der Baier, der zugleich deutscher Kaiser, als solcher Ludwig IV., † 1347; Ruprecht von der Pfalz, ebenfalls Kaiser, † 1410; Friedrich der Siegreiche, Kurfürst an der Pfalz, † 1426; Ludwig der Reiche, Herzog von Baiern-Landshut, † 1479; Albrecht der Weise, Herzog von Baiern, † 1508; Friedrich der Weise, Kurfürst von der Pfalz, † 1556; Herzog Albrecht der Großmüthige, † 1579; Maximilian, Kurfürst † 1651; Karl XI., König von Schweden, Herzog von Zweibrücken, † 1697; Johann Wilhelm, Kurfürst von der Pfalz, † 1716; und Karl XII., König von Schweden, Herzog von Zweibrücken, † 1718. Dem Eingange gegenüber fällt aus bedeutender Höhe der Thronhimmel, mit goldnen Franchen und Quasten herab; unter ihm stehn 2 Thronsessel, auf Stufen erhöht, mit dem goldgestickten bairischen Wappen.

Nicht minder edle, ja, der dargestellten Gegenstände so wie des erhabeneren Zweckes wegen, dem das Gebäude dient, noch edlere Genüsse stehen Dir bevor, wenn Du mir in die Ludwigskirche*) folgst, welche beinahe in der Mitte der gleichnamigen Prachtstraße zur Rechten mit ihren zwei schlanken, pyramidalischen Thürmen sich erhebt. Ich halte Dich absichtlich nicht mit der Betrachtung der Façade auf, obwohl sie musterhaft aus dem Gebäude mit Nothwendigkeit und Consequenz hervorgegangen, mithin keine sogenannte

*) Im folgenden Jahre 1844 hatte ich bei meiner dritten Anwesenheit die unverhoffte Freude, Sonntag den 8. September am Tage der Geburt Mariae, der Landespatronin Baiern's, der mit großem Prunk vollzogenen Einweihung beizuwohnen.

blinde, wie bei vielen Prachtbauten Italiens, d. h. willkürlich angefügte iſt, wie man dies mit Recht der St. Peterskirche in Rom vorgeworfen hat; auch nicht bei den zu beiden Seiten daranſtoßenden, zur Wohnung der Geiſtlichkeit und der Pfarrſchule beſtimmten Häuſern, die durch Säulenhallen mit ihr in Verbindung ſtehen, ſondern ich führe Dich gleich ins Innere, das damals ganz vollendet war, obwohl die Einweihung noch bevorſtand. Gewaltige, aber nichts weniger als plumpe Pfeiler tragen das 110 Fuß hohe Gewölbe, und theilen die Kirche in 3 Schiffe, von denen die beiden Seitenſchiffe wieder in je drei abgeſchloſſene Kapellen zerfallen. Wie ſoll man ihren Stil nennen? Viele geben ihr den Namen einer byzantiniſchen, Andere einer mittelalterlich-italieniſchen Kirche. Sie verdient alle dieſe Namen mit gleichem Rechte, denn der Erbauer derſelben, Herr v. Gärtner, hat auf die glücklichſte Weiſe eine Aufgabe gelöſ't, die viele Schwierigkeiten darbot: er wußte mit ächt künſtleriſchem Sinne den mächtig aufſtrebenden deutſchen Bauſtil mit dem, durchgehends etwas gedrückten, byzantiniſchen auf eine wohlthuende Weiſe organiſch zu vereinigen, und ſo demſelben in ſeinem Innern Hoheit, Kraft und Eleganz, ſo wie auch der Malerei entſprechende Räume zu geben, auf denen ſie ſich allſeitig und ungehindert entfalten konnte. Die Wände und Wölbungen ſind von Peter v. Cornelius von 1830—40 mit wundervollen, eben ſo ſchön gedachten, als herrlich ausgeführten Fresken ausgemalt worden. Nur von der erſtern Eigenſchaft, dem überraſchend tiefen, und in den kleinſten Beziehungen motivirten Zuſammenhange kann ich einen Begriff geben, wenn mir erlaubt wird, den Hauptinhalt dieſes chriſtlich-bibliſchen Heldengedichts, das zu dem Großartigſten gehört, was je der Pinſel an die Wand gezaubert, mit dürren, farbloſen Worten wiederzugeben. Gegenſtand iſt das chriſtliche Glaubensbekenntniß; es wurden jeder der göttlichen Perſonen drei Räume, Gewölbe oder die Kuppeln und Wände eingeräumt, ſo daß der Geſammtinhalt in 3mal3 Räume vertheilt iſt. Der Anfang iſt, wie billig, die Erſchaffung der Welt. Gott ſitzt auf dem Himmels- oder Regenbogen innerhalb des Thierkreiſes und weiſet Sonne und Mond an, zu laufen ihre Bahn, während, wie David ſingt, die Erde ſein Fußſchemmel iſt. Engelchöre umgeben ihn; über ſeinem Haupte die Seraphim mit 6 Flügeln; unter ihm halten die Cherubim, deren jeder 4 Flügel hat, die Erde. Zu beiden Seiten knien anbetend die Virtutes,

d. h. Engel mit Saitenspiel und Gesang des Herren Lob verkündigend. Ihnen gegenüber die Scientiä, die Engel, welche das Erkennen, das Wissen bezeichnen, daher der eine mit der Sanduhr, das Erkennen der Zeit, der andere mit dem Weltglobus in der Hand, das Messen des Raumes bezeichnend. Unter ihnen sind die Engel mit Scepter und Palmen, den Zeichen der Herrschaft und des Friedens: dies sind die Potestates. Ihnen gegenüber drei andere mit Schwert, Richterstab und Oelzweig, als Zeichen der Dominationes. Weiter unten zu beiden Seiten des Weltenschöpfers opfernde Engel mit Rauchfässern, welche ihre Kronen vor ihm anbetend niederlegen: es sind die Throni. Diese Gestalten lassen jedoch noch eine andere Beziehung, nämlich die Andeutung der Eigenschaften Gottes zu, so daß die Seraphim seine Heiligkeit, die Cherubim seine Allgegenwart, die Scientiä seine Allwissenheit, die Potestates seine Allmacht, die Dominationes seine Gerechtigkeit, die Throni seine Unwandelbarkeit und Ewigkeit bedeuten. Die wachende und schützende Vorsehung wird durch die Erzengel dargestellt, die nächsten Mittler zwischen Gott und den Menschen. Daher erblicken wir weiter zur Rechten Raffael, der den Tobias führt; Gabriel, der Maria die Botschaft brachte, daß sie auserkoren sei, die Mutter des Welterlösers zu werden; Uriel, der den Menschen den künftigen Aufenthalt in dem geräumigen Hause des Herrn anweist, in dem ja viele Wohnungen sind. Auf der andern Seite sitzt der Ueberwinder des Bösen, Michael, der den Satan in Fesseln schlägt. Dies war die Decke des Hauptchores.

Die Wirkungen des heiligen Geistes sind an dem Kreuzgewölbe des Querschiffes abgebildet, und zwar wie gewöhnlich in Gestalt einer Taube; in vier Feldern sieht man seine Erscheinung und fortwährende Wirksamkeit in der Kirche. Immer zwei Engel halten Tafeln mit Inschriften. Die Patriarchen und Propheten, von Adam an bis Noah und dessen Abkömmlinge, die Erzväter Abraham, Isaak und Israel und dessen zwölf Söhne bis Joseph, dann Moses und die vier kleinen Propheten; die Apostel und Märtyrer, die Bethlehemitischen Kinder, der Protomartyr Stephan; die heiligen Lehrer und Ordensstifter, z. B. Chrysostomus, Thomas von Aquino, Bonaventura u. s. f. Die heiligen Missionäre, Könige und Jungfrauen, als: Kilian, Ansgar, der Apostel des Nordens; Cyrillus und Methodius, die Slavenapostel; Karl der Große, Ludwig und Heinrich II. die Heiligen u. s. w. Die vier Evan-

geliſten, die vier Kirchenväter: Gregor, Hieronymus, Ambroſius und Auguſtinus.

Das Hauptchor und die Nebenchöre des Seitenſchiffes haben die auf Chriſtus bezüglichen Darſtellungen aufgenommen: zuerſt die Geburt Chriſti, vor dem die Hirten ſowohl als die Könige aus dem fernſten Morgenlande anbetend niederfallen. Im ſüdlichen Seitenchore die Kreuzigung Chriſti mit ſymboliſcher Deutung auf das Weltgericht, wozu die kraftvollen Worte zu dem rechts den Kreuzestod leidenden Schächer: „Heut noch wirſt du mit mir im Paradieſe ſein!“ ſo wie die unverbeſſerliche Verſtocktheit des zur Linken denſelben Tod Sterbenden die Veranlaſſung gab. Am Fuße des Kreuzes iſt die erſte gläubige Gemeinde, Maria, Johannes, Magdalena, Nikodemus verſammelt. Das Heil, das die Nächſtberufenen, die Juden, und namentlich ihre Vorſteher, verſchmähen, erfaſſen die Heiden, die durch den gläubigen Hauptmann repräſentirt ſind. Auf der andern Seite die Auferſtehung Chriſti, ſeine Begegnung im Garten der heiligen Magdalena, die ihn, da er noch nicht verklärt war, nicht anrühren darf.

Endlich treten wir an das Gemälde über dem Hochaltar, eines der ſchönſten und größten, das je gemacht worden iſt; es hat das jüngſte Gericht*) zum Gegenſtande, nach den Worten des Symbolums: Et iterum venturus est cum gloria, judicare vivos et mortuos, cujus regni non erit finis. Vier Jahre lang, von 1836—40, malte der große Meiſter Cornelius daran. Welche Schwierigkeiten es dem Erfinder machte, nach Michel Angelo's Weltgerichte in der Sixtina zu Rom noch etwas Neues hervorzubringen, kannſt Du Dir denken; und doch iſt es keine Ilias post Homerum, ſondern ſo gut ein Original, als des erwähnten Michel Angelo's. Chriſtus, viel über Lebensgröße, zwölf Fuß hoch, ſitzt als Weltenrichter auf den Wolken; mit erhobener Rechten ſcheint er den Guten zu winken, daß ſie ſich ihm nahen ſollen, mit der Linken die Böſen von ſich zu entfernen. Zwiſchen Beiden der Erzengel Michael, die Vermiſchung hindernd, unter ihm die Auferſtehenden, denen nun verſchiedene Wege, je nachdem ſie ge-

*) Dieſes, ſo wie die Geburt und Kreuzigung Chriſti hat Merz in drei großen Blättern, die bereits in den Kunſthandel übergegangen ſind, mit bewundernswerthem Eingehen in die Eigenthümlichkeit der Originale in Kupfer geſtochen.

lebt, beverstehen. Verlange nicht eine ausführliche Schilderung der Letzteren, sie würde viele Bogen füllen.

Von der übrigen Ausschmückung soll hier blos des Ornamenteschmuckes, welcher den durch Cornelius schöpferischen Geist hervorgegangenen Bilderkreis, so wie alle architektonischen Linien verfolgt, umschreibt und ziert, und mit großem malerischen Sinn, Consequenz und organischer Einheit entwickelt ist, so wie der drei Fenster auf jeder Seite gedacht werden, die aus matt geschliffenem Glase bestehen. Die Bänke aus Nußbaumholz standen ebenfalls schon, eben so die herrlichen Altäre und der Taufstein. Die drei Kuppeln der Seitenschiffe gewähren außer den Gemälden auf frischem Kalk blos zwei Farben, blau und Gold. Neben der Thüre rechts lies't man in einem Medaillon mit goldenen Buchstaben: **Aedes has divo Ludovico sacrasa Petro Cornelio Equite picturis exornari jussit Ludovicus I. Bavariae rex, annis 1836—40 peractae.** Auf der andern Seite: **Aedes has divo Ludovico sacras architecto Friederico Gärtner Equite posuit Civitas Monacensis 1829 inchoatae, 1842 perfectae.**

Doch Du mußt noch eine Kirche, die von der eben geschilderten eine Strecke entfernt ist, und unweit der Morgen zu erwähnenden Glyptothek steht, ich meine die **Basilika***) des heiligen **Bonifazius**, besuchen. Sie ward **1835** zur Feier der fünf und zwanzigjährigen Vermählung des Königs zu bauen angefangen, und auch jetzt (**1843**) noch nicht vollendet. Den Namen Basilika trägt sie, weil sie nach dem Muster der fünf Hauptkirchen Roms, namentlich nach der **1823** abgebrannten, aber jetzt ebenfalls im Wiederaufbau begriffenen St. Pauliskirche errichtet wird. Sie ist **300** F. lang, **120** F. breit und **80** F. hoch. Den Plan zu diesem großartigen Gebäude, einem der schönsten des neuern München, hat der Architekt Ziebland entworfen. Die Vorderseite schmückt eine durch

*) Das vollständigste Werk über die Basiliken, das jedes andere entbehrlich macht, ist: „Die Basiliken des christlichen Roms, aufgenommen von den Architekten Gutensohn und Knapre. Nach der Zeitenfolge geordnet und erklärt und in ihrem Zusammenhange mit Idee und Geschichte der Kirchenbaukunst dargestellt von C. C. J. Bunsen. 50 Kupfertafeln in Folio, nebst erklärenden Tabellen. Der Text in 4. München, in der lith. artist. Anstalt." Man findet darin die Abbildungen von 26 römischen Basiliken, nach der Zeitfolge der Entstehung geordnet, von S. Peter aus dem Jahre 330 an bis auf S. Maria in Aracoeli aus dem 12. Jahrhundert.

Rundbogen verbundene und mit zarten Ornamenten verzierte Säulenarkade. Das Innere wird durch 64 Säulen aus weißem Marmor in drei Schiffe getheilt. Der Anblick des bloßen Dachstuhls, den kein Gewölbe, keine flache Holzdecke, wie z. B. in S. Maria Maggiore in Rom, verdeckt, wird dadurch für das Auge minder verletzend, daß die Balken desselben reich vergoldet, die Ziegel im Innern himmelblau angestrichen und die Fugen durch goldene Streifen bedeckt sind. Den reichen Gemäldeschmuck besorgt derselbe Künstler, der sich bereits bei der innern Ausmalung der Allerheiligen-Hofkapelle im Gebiete der religiös-kirchlichen Kunst als Meister ersten Ranges bekundet hat, Heinrich Heß. Seine, erst begonnenen Entwürfe beabsichtigen einen theils symbolischen, theils historischen Bildercyklus: der symbolische ist für die Chornische bestimmt, und bringt im Stil der ältern Kunst eine Darstellung der triumphirenden Kirche unter dem Bilde des Weltheilands, der von einer Engelglorie, seiner jungfräulichen Mutter und seinem Vorläufer, dem heiligen Johannes dem Täufer, umgeben ist; weiter unten erblickt man diejenigen Heiligen, welche sich um die Verbreitung des Christenthums in Baiern unsterbliche Verdienste erworben, und bei diesem edlen Bestreben auch meist ihr Leben verloren haben: Bonifacius, Benedict, Wilibald, Corbinian, Rupert, Emmeran, dessen ich in Regensburg zu gedenken Gelegenheit hatte, Kilian und Magnus, auf den ich bei der Beschreibung Füssens zurückkommen werde. Zu diesem, 17 ganze und 6 halbe Figuren von 12 bis 15 Fuß Höhe umfassenden Cyklus gehören auch die vier Evangelisten. Für die untere Wandfläche des Mittelschiffs sind zwölf große Bilder bestimmt, jedes 23 Fuß lang und 11 Fuß breit, welche die Abfahrt des heiligen Bonifacius von England, seine Weihe zum deutschen Bischof in der Peterskirche zu Rom, seine Predigt bei den heidnischen Friesen, kurz sein verdienstvolles Leben, wie es uns die Legende überliefert hat, zum Gegenstande haben. Zur Vermittelung des Zusammenhanges dieser größern Wandgemälde dienen zehn kleinere, episodische Darstellungen, während an der obern Fensterwand des Mittelschiffes 36 Bilder bestimmt sind, in welchen die Verbreitung des Christenthums in Deutschland vom 3. bis zum 9. Jahrhunderte zur farbigen Erscheinung gebracht wird. Wenn das Ganze wird fertig sein, wird eine Prachtkirche ersten Ranges mehr zur Bewunderung und Erbauung dastehen, ein würdiges Seiten-

stück der Allerheiligenkirche; sie wird an historischem und religiösem Interesse, wie an Klarheit und Schönheit der Durchführung mit dem Besten wetteifern können, was die Kunstgeschichte im Felde der kirchlichen Malerei je hervorgebracht hat. Damals war die Kirche noch nicht gepflastert, der große Meister Heß war mit seinen Gehülfen noch mit der Ausmalung beschäftigt; überall Gerüste, daher kein Ueberblick möglich.

Man führte uns alsdann in die untere Kirche, in die sogenannte Krypta, wo die 132 Gruften (wie unser Führer sagte) schon fertig sind, die letzte Ruhestätte für die Benedictinermönche, denen diese Kirche nebst dem daranstoßenden und dazu gehörigen, schon größtentheils fertigen Kloster eingeräumt werden wird.

Die Erwähnung dieses Klostergebäudes veranlaßt mich, Dir aus offiziellen Quellen folgende Uebersicht der in Baiern gegenwärtig bestehenden Klöster mitzutheilen, zumal da im Auslande über diese, bekanntlich bei den Tonangebern nicht sonderlich in Gunst stehenden kirchlichen Institute geflissentlich die übertriebensten Vorstellungen verbreitet werden. Es gibt nämlich im ganzen Königreiche Baiern, in seinen zwei Erzbisthümern und sechs Bisthümern 30 Männerklöster und 22 Hospitien mit 243 Priestern und Laienbrüdern; 30 Frauenklöster und 23 Institute mit 432 Chorfrauen und 283 Laienschwestern. Von den Männerklöstern haben die Augustiner ein Kloster und Hospitium; die Benediktiner vier Klöster, die Kapuziner 7 Klöster und 6 Hospize, die Franziskaner 12 Klöster und 12 Hospize, die Minoriten und die barmherzigen Brüder jede 1 Kloster, die Schotten (Benediktiner) 1 Kloster. Von den Frauenklöstern haben die Augustinerinnen 1, die Benediktinerinnen 2, die Brigittinnen 1, die Kapuzinerinnen 1, die Karmelitinnen 4, die Cisterzienserinnen 2, die Clarisserinnen 2, die Dominikannerinnen 5, die Elisabethinerinnen 2, die Franziskanerinnen 5, die Frauen vom guten Hirten 1, die Salesianerinnen 2, die Servitinnen 2, die Ursulinerinnen 3 Klöster, die barmherzigen Schwestern 7, die armen Schulschwestern 7, die englischen Fräulein 9 Institute.

Und so möge denen der heutige Tag mit der Erwähnung des, beinahe an die Bonifaziuskirche stoßenden Gebäudes geschlossen sein, welches, der Glyptothek gegenüber, zu Kunstausstellungen bestimmt ist, damals aber auch noch nicht vollendet war. Der Abend wurde in dem schon erwähnten, herrlichen Theater zugebracht, an

dem ich bloß das auszusetzen habe, daß es mir schlecht akustisch gebaut zu sein scheint, wenigstens hatte ich diese Bemerkung schon früher, 1837, zu machen Gelegenheit, und auch diesmal drängte sie sich mir gleichsam gewaltsam auf. Sechs Logenreihen erheben sich übereinander mit einfachen, jedoch sehr geschmackvollen Verzierungen, welches sich in München beinahe von selbst versteht. Das Publikum war zahlreich versammelt, denn ein gefeierter Gast, Grunert, trat auf und wurde mit vielem, wie mir schien, zu vielem Beifalle beinahe überschüttet. Vielleicht, daß ich zu streng bin, denn ich rief im Geiste: ist kein Eßlair da? Dessen unübertrefflichen Heldendarstellungen, namentlich Belisars, schwebten mir vor der Seele, und wenn man diesen Maaßstab anlegt, so muß auch Grunert trotz seiner, auch von mir nicht geleugneten Talente demüthig an seine Brust schlagen, und sprechen: ich bin nicht würdig, meinem großen Vorgänger die Schuhriemen aufzulösen. Zu diesem ungünstigen Urtheil mochten mich wohl auch die beiden, an diesem Abende gegebenen Stücke veranlassen, die beide schlecht waren. Das erste hieß der Essighändler, wie gewöhnlich aus dem Französischen, eine abgeschmackte Lobrede auf die Tonne Goldes, die der Essighändler endlich gar auf der Karre brachte. Das andere war: Das Tagebuch. Eine russische Gräfin verkleidet sich, und ein französischer Offizier heirathet sie, trotz ihrer 60 Jahre; aber es ist bloße Maskerade, die sie nach vollzogener Trauung nebst der Brille und der Matronen-Haltung und der erkünstelt-gebrochenen Stimme plötzlich fallen läßt, wo sie als ein blühendes, 16jähriges Mädchen zu großer Genugthuung des Bräutigams erscheint, da er schon angefangen hatte, sich wegen seines voreiligen, großmüthigen Schrittes Vorwürfe zu machen.

Ein großer Theil der Nacht wurde in der ergötzlichen Gesellschaft beim Stachus zugebracht, wo es an Verehrern des Königs Gambrinus eben so wenig fehlte, als an einigen bairischen Lokalblättern, nach denen ich wie überall aus dem Grunde zu greifen pflege, um specielle Notizen, namentlich den Geist derjenigen Volksklassen, für die sie zunächst bestimmt sind, kennen zu lernen. Du begreifst leicht, daß man die Allgemeine Augsburger Zeitung, deren Tragweite sich nicht nur durch ganz Europa, sondern auch bis jenseits des Atlantischen Meeres erstreckt, nicht in Augsburg und München, sondern zu Hause lesen muß, an den genannten

Orten selbst aber den Landboten, die Abendzeitung, das Communalblatt und wie die andern Blätter heißen mögen, deren Peripherie sich selten über die Stadtmauern hinaus erstreckt; von diesen kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß mir, wie schon **1837**, die häufigen Klagen der Redacteure oder deren Correspondenten über die Rohheit und Brutalität der Landbewohner theils unter sich, theils in Berührung mit den Stadtbewohnern aufgefallen sind.

V.

München.

Der folgende Morgen sah mich schon früh mit meinem biedern Schwaben auf neue geistige Genüsse ausziehen, und zwar in die jenseits der Isar gelegene Vorstadt Au, um die berühmte Kirche Maria-Hilf wieder in Augenschein zu nehmen, welche ich zwar schon bei meinem ersten Besuche bewundert hatte, deren Glasgemälde damals aber noch nicht alle vollendet waren. Auch jetzt fehlten deren noch vier. Sie steht auf einem freien Platze und gewährt daher den seltnen Vortheil, ganz umgangen und in allen ihren Einzelheiten betrachtet werden zu können, was sie in jeder Hinsicht verdient. Sie ist im reinsten gothischen Stile des 14. Jahrhunderts von Ohlmüller aus Bamberg, der aber die Vollendung nicht erlebte, indem ihn schon im April **1839** der Tod wegraffte, erbaut. Sie ist **235** Fuß lang, 81 F. breit, 85 F. hoch und wird durch **2** Säulenreihen in **3** gleich hohe Schiffe getheilt. Ihre Hauptschönheit sind die **19** Fenster, welche die bedeutende Höhe von 52 F. haben, welche mit unbeschreiblich schönen Glasgemälden*) versehen sind, die wiederum, wie alle Kunstschöpfungen, welche der nicht genug zu bewundernde und unerschöpfliche Geist König Ludwigs angeordnet hat, nach einem tiefdurchdachten Plane entworfen und eben so meisterhaft ausgeführt worden sind. Da die Kirche der heil. Maria gewidmet ist, so enthalten die Glasgemälde die Leiden und Freuden der jungfräulichen Mutter des Herrn, namentlich ihre Eltern, Joachim und Anna, Joachims Heimkehr, die Geburt Mariä, deren erster Tempelgang und ihre Vermählung mit Joseph, wobei mir das denselben Gegenstand

*) Ungar und Herwegen haben sie lithographirt, und auf Verlangen sogar mit der ganzen Farbenwirkung herauszugeben angefangen.

behandelnde Bild Raffaels vorschwebte, welches sich zu Mailand befindet. Sodann die Verkündigung derselben, ihre Heimsuchung, die Geburt Jesu im Stalle zu Bethlehem, ihr Tod, Begräbniß und ihre Himmelfahrt. Auf der andern Seite die Anbetung der heil. 3 Könige, daneben die herrliche Scene bei der Darstellung Jesu im Tempel, wo der Greis Simeon das Kind in seine Arme nimmt und mit himmelwärts gerichtetem Blicke die begeisterten Worte zu sprechen scheint: „Nun, Herr, läßt du deinen Diener in Frieden sterben, denn meine Augen haben das Heil gesehen, das du allen Völkern bereitet hast.“ Im folgenden sitzt der zwölfjährige Jesusknabe im Tempel zu Jerusalem und stellt den ergrauten Schriftgelehrten Fragen, deren Lösung weit über ihren Horizont hinauszuragen scheint. Auf die freudenvolle Hochzeit zu Kanaan in Galiläa, wo das erste Wunder der Verwandlung des Wassers in Wein geschah, folgt der schmerzliche Abschied von seiner Mutter, denn wir sehen ihn im folgenden Bilde unter den Mißhandlungen roher Henkersknechte die Last des Kreuzes mühevoll dahinschleppen, um am nächsten Fenster sein edles Leben unter den entsetzlichsten Schmerzen und Martern auszuhauchen; das folgende und letzte stellt die Grablegung Christi dar. Jedes von diesen nicht genug zu preisenden Glasgemälden, die auf Kosten des Königs gemacht worden sind, erforderte einen Aufwand von 80,000 Gulden. Du glaubst nicht, welch' unauslöschlichen Eindruck dieses magisch-gefärbte Licht auf den empfänglichen Beschauer macht.*) Hier, wenn irgend wo, bekommt man einen Begriff von der Herrlichkeit des Mittelalters und dessen Geist, wonach das ganze Gebäude und alle Verzierungen gebildet sind; es herrscht daselbst eine Mystik, eine Tiefe des Gefühls, wovon uns heut der Maßstab fehlt. Die Menge von Ideen, die unsere Köpfe erfüllen, verhindert ihr Wachsthum in die Tiefe, und daher möchte wohl unser gewöhnliches Ueberheben über das Mittelalter zu beschränken sein, daß wir uns gestehen, es gehe uns die Innigkeit und Tiefe ebenso ab, wie unsern Vorfahren in gewissen, aber nicht

*) Solltest Du Dich für diese, lange für verloren gehaltene, und erst in neuester Zeit zu München wiederaufgefundene Kunst interessiren, so nenne ich Dir ein Werk, das geeignet ist, Deine Wißbegierde zu befriedigen: „Geschichte der Glasmalerei in Deutschland und in den Niederlanden, Frankreich, England, der Schweiz, Italien und Spanien, von ihrem Ursprunge bis auf die neueste Zeit. Von M. A. Gessert. Stuttgart und Tübingen bei Cotta. 1843. gr. 8.

in wesentlichen Beziehungen, namentlich nicht in der Beziehung des Menschen zu Gott, d. h. in der Religion und in deren äußeren Erscheinung, der Kirche, unser Gedankenreichthum, auf den das gegenwärtige Geschlecht so stolz ist.

Hier fühlt man, wenigstens ahnt man den deutschen Ursprung dieser fälschlich gothisch genannten Bauart, und wird zu dem Ausspruche veranlaßt: das ist Fleisch von meinem Fleische, Bein von meinem Gebein, d. h. wäre einem Deutschen, von der glühendsten Andacht ergriffenen Gemüthe die Gabe nicht versagt, seinen Empfindungen eine äußere Gestalt zu leihen, wenn die unumgängliche technische Ausbildung bei vorausgesetzter Empfänglichkeit dafür zu Theil geworden, so könnte ein Deutscher consequent auf keine andere Bauart, auf keine andere plastische und bildliche Darstellung religiöser Ideen, als auf die gothische gerathen, während man in der byzantinischen Allerheiligenkapelle etwas, ich will nicht sagen uns aufgedrungenes, doch in einem andern Himmelsstriche Entstandenes, also aus der Fremde Gekommenes dunkel ahnt. Daß auch die Kanzel in demselben Geiste, daß auch die Leidensstationen Christi unter den Fenstern, daß auch die etwas zu niedrigen Altäre zu dem Ganzen passen, darf wohl nicht ganz besonders nachgewiesen werden. Lange stand ich auch vor diesem unvergeßlichen Gebäude und weidete das Auge an dem 270 F. hohen Thurme, der in eine wie Spitzengrund durchbrochene Pyramide endigt. Das war ein schöner Morgen! Er gehört zu den unvergeßlichen.*)

Um aber auch der weltlichen Kunst zu huldigen, führe ich Dich in ein, zwar schon genanntes, aber noch nicht ausführlich von mir besprochenes Prachtgebäude, wohin wir jetzt freilich einen langen Weg zu machen haben, nämlich in die Glyptothek, welche in der Marvorstadt auf einem freien, von Wiesen und Blumenbeeten umgebenen Platze steht, und auf Befehl des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs von Baiern, von dem oft genannten Baukünstler Leo v. Klenze, innerhalb 14 Jahren, von 1816—30, aufgeführt worden ist. Du weißt, daß dieser berühmte Architekt

*) Die in München häufig erwähnten Künstler lernt man, so wie ihre anderwärts thätigen Genossen in folgendem Werke kennen: „Neues allgemeines Künstlerlexikon oder Nachrichten von dem Leben der Maler, Bildhauer u. s. w. Von Dr. G. K. Nagler. Bis jetzt 15 Bände. München, bei Fleischmann.

mehr als irgend ein anderer die ewig und allgemein gültigen Normen der Baukunst, namentlich wie sie sich bei den, von der Natur außerordentlich begünstigten Griechen entfaltet hat, deutlich erkannt und daher zu reproduciren strebt, was ihm in dem Prachtbaue, vor dem wir jetzt stehen, meisterhaft gelungen ist. Das ganze Gebäude enthält nur ein Parterre, dessen einzelne, unter sich verbundene Säle um einen Hof herumlaufen, von dem sie auch ihr Licht erhalten, denn an der Außenseite sind statt der Fenster Nischen angebracht, in welchen die Marmorstatuen Vulkans, des Phidias, Perikles, Hadrian's, Prometheus und Dädalus stehen, aus denen man schon die Bestimmung dieses Gebäudes errathen könnte, die jedoch schon im Namen ausgedrückt ist, welcher eine Sammlung von Statuen, Büsten, Reliefs, kurz Stein- und Metall-Gebilde bedeutet. Eine sehr schöne Vorhalle, aus 12 jonischen Säulen bestehend, und darüber mit einer Gruppe von 9 kolossalen Marmorstatuen, Minerva in der Mitte, umgeben von Arbeitern in Erz und Stein, läßt auf den Genuß schließen, der des Eintretenden harrt. Wir verweilen in der Vorhalle ebenso kurze Zeit als in dem ersten Saale, welcher ägyptische Steingebilde, also die rohesten enthält; auch im zweiten, der die Anfänge der griechischen und etruriſchen Kunst in sich schließt, will ich Dich nicht aufhalten; jedoch in dem dritten mußt Du schon etwas länger weilen, weil er höchst werthvolle Ueberreste eines Jupitertempels aus der Insel Aegina bewahrt, die im Jahre 1811 gefunden worden sind. Man nennt daher diesen Saal den der Aegineten. Man erblickt hier Herkules, Laomedon, Telamon, Minerva, Hektor, Paris u. s. w., sowie Gruppen aus den beiden Giebelfeldern des erwähnten Tempels. Im Apollo-Saale steht natürlich die vortreffliche Bildsäule dieses Gottes neben andern z. B. einer Marmorstatue der Ceres, sowie Vasen und Büsten. Der 5. und 6. Saal enthalten bloß Werke der vollendeten griechischen Kunst; besonders wird ein Faunus oder schlafender Satyr gerühmt, den man in Rom bei der Engelsburg ausgegraben hat; im Niobidensaale, dem 6., ist nun einer der größten Schätze dieser Sammlung, d. h. ein kleiner Sohn der Niobe, die sich gegen Latona dadurch vergangen hatte, daß sie sich rühmte, 14 Kinder geboren zu haben, während Latona blos 2, Apollo und Diana, geboren hätte. Daher erschoß, auf Verwendung der Mutter, Apollo die Söhne, und Diana die Töchter der Niobe. Der Schmerz der Mutter über den Anblick der hinsin-

kenden Kinder, so wie das entfliehende Leben aus den blühenden Jugendgestalten der letztern ist in der berühmten Gruppe zu erkennen, welche in Florenz im Palaste der Uffizien aufgestellt ist. Der hier stehende, dazu gehörige, ist nach Ernst Förster's Meinung vortrefflicher, als die Florentinischen. Im 8. oder Göttersaale hat man den Vortheil, daß sich das Auge an einem abwechselnden Genusse laben kann, an den Frescogemälden, welche die Beziehungen der Götter zu den Menschen darstellen, wie Eros, d. h. die Liebe, das Chaos ordnet, wie daraus die 4 Elemente, die Jahres- und Tageszeiten entspringen, durchwebt mit dem unerschöpflichen Reichthum der Mythe, den ich aus Mangel an Raum ebensowenig zergliedern kann, als im 8. Saale den dargestellten trojanischen Krieg, der in allen seinen Theilen, von der Vermählung des Peleus mit der Thetis an, bis zur Zerstörung Trojas und dem Auszuge des Aeneas, der, seinen Vater Anchises auf dem Rücken tragend, seinen Sohn Askanius an der Hand führend, die brennende Stadt verläßt, zur bildlichen Veranschauung gebracht ist, denn ich müßte den ganzen Inhalt der Ilias und Odyssee erschöpfen. Im 9. Saale sind Büsten des Hannibal, Jason, Perikles, die Statue Nero's u. s. w. aufgestellt, während der 10. nur römische Kunstwerke, Candelaber, Opferaltäre, an den Seiten 2 Reihen römischer Büsten, z. B. des Augustus, Trajan, Titus, dessen Tochter Julia sowie mehrere Statuen, z. B. der Livia, der übelberichtigten Gemahlin des Augustus; der Ceres; der Tochter des Kaisers Mark-Aurel, so wie mehrere Sarkophage aufbewahrt. Die wahrhaft himmlische Ruhe, welche die Alten bei plastischen Darstellungen ihren Göttern gaben, ist zu bewundern und zugleich auffallend, während doch ihre Dichter sich in der Ausmalung der Leidenschaften so sehr gefallen; um ein nahe liegendes Beispiel zu wählen, so gedenke ich der leidenschaftlichen Rede der Juno, als die Götter im Olymp über die Aufnahme des Romulus unter ihre Versammlung sich berathschlagten (Horaz. Oden III. 3, 18—68). Hierin liegt ein Wink über die heut noch streitigen Grenzen der Künste. Das flüchtige und flüßige Wort so wie das, sich ihm anpassende weite Gebiet der Töne ist zur Darstellung des Lebens und natürlich auch der, dasselbe aufstachelnden Leidenschaft geeignet, während die bildenden Künste, namentlich die Plastik schon der Festigkeit und Massenhaftigkeit des Stoffes wegen auf die Darstellung der Ruhe hingewiesen sind. Der 11. Saal enthält sonderbar aus

verſchiedenfarbigem Marmor zuſammengeſetzte Statuen, der Ceres, z. B., die aus ſchwarzem und weißem Marmor beſteht, ein prächtiges Moſaik aus dem Alterthume, ſo wie eherne Candelaber und eine Erzſtatue aus Etrurien.

Mit dem 12. Saale, welcher nur Bilderwerke neuerer Meiſter in ſich ſchließt, während die Decke die Bildniſſe der 4 vorzüglichſten Bildhauer der neuern Zeit, des Nicolaus aus Piſa, des Michel Angelo, Canovas und des größten Bildhauers unſerer Tage, Thorwaldſens, gemalt zeigt. Den Raum ſelbſt erfüllen von Canova eine prächtige Venusſtatue; ihr gegenüber ſteht Paris von Rudolph Schadow; von Thorwaldſen ſind eine Statue des Adonis und des Erbauers der Glyptothek und Gründers dieſer Sammlung, des Königs Ludwig. Eine kompetente Stimme gab den Unterſchied zwiſchen Canova und Thorwaldſen folgender Maßen an: Canova arbeitete auf Effekt; er war eigentlich mehr Maler; ſeine Werke nehmen ſich nur von Einer Seite gut aus; dem beſtechenden, gefälligen Eindrucke opferte er zu oft Wahrheit und Charakteriſtik; in Basrelief erkannte er ſelbſt willig Thorwaldſen's Ueberlegenheit. Dagegen behandelte er den Marmor mit kluger Berechnung des Geſchmacks ſeiner Zeitgenoſſen. Thorwaldſen war ein antiker Menſch, ſchuf die Antike neu in ſich, in Wahrheit, Einfachheit, ja in Naivetät und Humor. Die kombinirte Bewegung in natürlicher Nebeneinanderſtellung war ſein Grundſatz; ſeine Statuen ſind meiſt der Natur abgelauſcht, eher zu maſſig als zu ſchlank. — Begreiflicher Weiſe weilt der größte Theil des Publikum am längſten und liebſten in dieſem letzten Theile und ſcheidet mit hoher Verehrung gegen den Monarchen, der der Kunſt ſolche Tempel gegründet, und mehr wie ſonſt war ich von der Wahrheit überzeugt, die ich Dir mit des Dichters Worten bezeichnen will: „Nicht allein der Glaube iſt's, der die Welt beſiegen lehrt; Wiſſt, daß auch die Kunſt in Flammen das Vergängliche verzehrt."

Der nächſte Beſuch galt der Univerſität, die erſt 1828 von Landshut hierher verlegt wurde, und ſeit 1840 ein Rieſen-Prachtgebäude in der Ludwigsſtraße beſitzt. Man führte mich in die Aula, die zwar bedeutend höher, aber, wie mir ſchien, nicht größer, ja eher kleiner als die Breslauer iſt; im Hintergrunde ſteht die Koloſſal-Statue Königs Ludwig, nicht von Marmor, wie billig, ſondern, wie es ſcheint, bloß vorläufig in Gips oder einem ähn-

lichen, werthlosen Material. Hoffentlich schafft sie sein Nachfolger fort und stellt dafür eine aus Marmor, wenn auch in minder kolossalen Dimensionen hin. Zu beiden Seiten und zwar rechts ist die Büste des Herzogs Ludwig des Reichen, des Stifters der Universität; links des Königs Max, der sie nach Landshut verpflanzte. Das oben sich herumziehende Relief stellt die 11 bairischen Regenten von Georg bis Karl Theodor vor, welche sich um die Universität und deren Bibliothek von 100,000 Bänden, die Du nicht mit der Königlichen verwechseln wollest, verdient gemacht haben. In der kleinern Aula fand unter dem Vorsitz des zeitigen Dekans Ringseis eine medizinische Doktorpromotion statt. Neu war mir der Gebrauch der deutschen Sprache bei dergleichen akademischen Disputationen. Ich leugne nicht, daß ich Anfangs ein großes Vorurtheil dagegen hatte, indem ich den Grundsatz hege, das sei ein elender Gelehrter, ja er habe keinen Anspruch auf den Namen eines Gelehrten, der sich nicht der lateinischen Sprache mit derselben Fertigkeit bedienen könne, mit welcher er seine Muttersprache handhabt. Allein ich mußte nach einiger Zeit gestehen, daß die fremde Sprache doch oft die Ursache ist, daß man sich auf Gemeinplätzen herumdreht, daß die streitigen Punkte zu vorsichtig, wie mit Handschuhen, blos wie von weiten berührt werden, kurz daß man in der Muttersprache mehr den Nerv des Gedankens unmittelbar fassen, und so die Wissenschaft beim mündlichen Wechselgespräche mehr fördern könne, als durch die fremde, den Schlangenwindungen unsers abstrakten Denkens vermöge des konkreten, praktischen Charakters der Römer sich entziehende, oder doch nur ungern sich anbequemende lateinische Sprache. Der in seiner grünen Amtstracht im zweiten obern Katheder thronende Vorsitzer mischte sich oft in die langsam und mit Würde geführte Untersuchung und gerieth auch mit dem Magnifikus, der auch in einem solchen Habitus steckte, so wie mit mehreren Amtsgenossen in hitzige Verwicklungen, bei denen es an Gedankenblitzen und haarscharfen Unterscheidungen eben so wenig, als an Reibungen zwischen Chemie, Pflanzenphysiologie ꝛc. fehlte. Aber auch der Promovendus und seine Kameraden waren weit entfernt, auch nur eine Spur der, jedem Kenner auf den ersten Blick sich verrathenden Unart zu zeigen, sich auf den Kampf vorbereitet, die Einwürfe und Antworten darauf auswendig gelernt zu haben; man sah und hörte es ihnen förmlich an, daß sie in gegenwärtigem

Augenblicke dachten, was ja der Hauptgenuß bei dergleichen literariſchen Turniren iſt. Der Doktorandus, aus Schaffhauſen in der Schweiz, hatte blos einige Theſes, etwa 6 oder 7 in lateiniſcher Sprache drucken laſſen, die jedem Eintretenden (folglich auch mir) überreicht wurden. Da ich der hoffnungbedeutenden grünen Amtskleidung der Mediziner gedachte, welche, die Farbe ausgenommen, den Talaren proteſtantiſcher Geiſtlichen nachgebildet zu ſein ſcheint, ſo wie ſie auch dieſelbe ſchwarz-ſammetne Kopfbedeckung tragen, ſo muß ich der Vollſtändigkeit wegen noch hinzuſetzen, daß die Juriſten dieſelbe Tracht nur in feuer- oder blutrother Farbe (denn die Juriſten ſind ja die Blutſchnaubenden oder, wie man boshaft ſagen könnte, die Blutſauger der Menſchheit), die Theologen ſind in der ganzen Welt ſchwarz, der Philoſophen habe ich keine geſehn, ob ſie die an die Beſtändigkeit i. e. Conſequenz erinnernde blaue, oder die unſchuldige weiße Farbe, welche ihnen jedoch eine Leichenerinnerung oder die Verwechslung des Kleides mit einem Hemde zuziehen könnte, tragen, weiß ich nicht. Uebrigens bin ich gegen dergleichen Vermummungen. Zwar weiß ich recht gut, daß Kleider Leute machen, aber wenn einmal der Lehrſtand eine auszeichnende Kleidung tragen ſoll, ſo gebe man ihm wie in Oeſterreich das Recht, ſich der allgemeinen Civil-Offizier-Uniform, in der ſie auch in Geſellſchaften ſich zeigen können, zu bedienen.

Der Univerſität gegenüber liegt das Prieſterſeminar, ebenfalls ein, erſt unter dem jetzigen Könige erbauter, und an die großartigen Umgebungen würdig ſich anreihender, umfangreicher Palaſt. Wir zogen es vor, den unweit davon auf der Oſtſeite der Ludwigſtraße gelegenen rieſenhaft großen Palaſt zu beſuchen, welcher im Erdgeſchoſſe das Reichsarchiv, in den beiden andern die 800,000 Bände gedruckter Bücher und über 22,000 Handſchriften enthaltende königliche Bibliothek enthält und daher von der letzteren den Namen trägt. Er iſt ein unter Gärtner's Leitung erſtandener Prachtbau, der die ſeltene Ausdehnung von 520 F. in der Länge, 200 F. Tiefe, 85 F. Höhe, 72 Fenſter in einer Reihe und 3 hohe Portale hat, zu denen eine mit einer Balluſtrade verſehene, breite Doppelſtiege von Außen führt, auf der die Koloſſal-Statuen des Ariſtoteles, Homer, Hypokrates und Thucydides aus Kalkſtein in ſitzender Stellung angebracht ſind. Der Stil des ungemein imponirenden Gebäudes erinnert durch den vorherrſchenden

Rundbogen an Thüren und Fenstern, der durch seine flachen Verdachungen in leichte Verbindung mit dem Spitzbogen gebracht ist, durch die, zwischen die Fenster eingesetzten Säulchen, durch das Rustiko des Unterbaues und die auf Kragsteinen und Rundbogen ruhende Mauerkrone des Hauptgesimses, welches für die Nahestehenden das flache Dach verbirgt, an die italienischen Paläste des 14. Jahrhunderts, namentlich an den Palast Strozzi in Florenz. Die Seitenfaçade ist so gedacht, als ob sie zwischen den beiden um einige Fuß vortretenden Längenflügeln vorgeschoben sei, wodurch eine belebende Unterbrechung und Gliederung erscheint. Tritt man in das Innere, so sieht man zunächst gelbmarmorirte Wände zu beiden Seiten der dreifachen, herrlichen Prachttreppe; zu beiden Seiten derselben stehen graumarmorne, mit weißen Kapitälern versehene Säulen römischer Ordnung; die 3 Gewölbe über ihnen sind wie die Loggien der Pinakothek herrlich mit Arabesken u. dgl. al fresco gemalt. Ebenso ist das Pflaster mosaikartig aus weißem, schwarzem und grauem Marmor kunstreich zusammengesetzt. Vor der Treppe lies't man mit goldenen Buchstaben in Medaillons links: Inchoatum an. 1832 perfectum an. 1843; rechts: Operi perficiendo praefuit architectus F. Gärtner eques. Verlange nicht, daß ich Dich durch sämmtliche 74 Säle führe und Dir ihre zweckmäßige Konstruktion so wie ihre geschmackvolle Einrichtung beschreibe; blos der Umstand mag erwähnt werden, daß Gallerien aus Nußbaumholz in den Sälen in schlangenartigen Windungen um die Bücher sich hinaufziehn, so daß man nirgends zu einer Leiter, dem sonst in Bibliotheken unentbehrlichen, ebenso unschönen als unbequemen, ja gefährlichen Anäherungsmittel, die Zuflucht zu nehmen braucht.

Wie die Säle so stehen die Gallerien durch Thüröffnungen unter sich in Verbindung, so daß alle Bücherräume zu durchlaufen sind, ohne daß man eine Thüre zu öffnen oder zu schließen braucht. Der Lesesaal, dessen gewölbte Decke von Säulen getragen wird, gewährt bequem für 80 Leser Raum. Da seine Fenster nach Osten liegen, so hat er stets ausreichendes Licht, und weil an ihm der englische Garten sich hinzieht, wo keine Straße vorbeiführt, so werden die hier Geistesnahrung Suchenden nicht durch den Lärm des Geschäftslebens gestört. Diesem Lesesaal entspricht in der vordern Abtheilung ein glänzend verzierter Saal grade über dem Vestibulum; er ist zum Empfangsaal vornehmer Besucher bestimmt.

Noch weniger wirft Du eine Inhaltsangabe dieſes, nächſt der Pariſer Bibliothek größten Bücherſchatzes auf dem europäiſchen Continente erwarten. Blos das ſei hiermit angedeutet, daß die ſowohl bei der Univerſität als an der Akademie der Wiſſenſchaften thätigen Gelehrten von ihr einen reichen Gebrauch machen und daß namentlich in neueſter Zeit die großen handſchriftlichen Schätze, die ſich auf den immer noch nicht nach ſeinem objectiven Verlaufe, ſondern meiſt nach den Leidenſchaften der Partei-Schriftſteller geſchilderten dreißigjährigen Kriege beziehen, von mehreren Gelehrten fleißig und nicht ohne Erfolg ausgebeutet werden.

Ehe man von der alten Reſidenz in die Ludwigſtraße gelangt, ſteht zur Rechten, die Vermittelung zwiſchen beiden bildend, eine Menge Häuſer, oder, wenn man will, ein einziges, das im untern Stockwerke aus glänzenden Läden beſteht, und daher Bazar genannt wird. In dieſe Läden hat man von der Straße aus, aber auch von der entgegengeſetzten Seite Zutritt, wo ein offner Säulengang um einen in der Mitte liegenden Garten und um die Läden ſich herumzieht, deſſen Wände mit Freskogemälden in 2 Abtheilungen geſchmückt ſind, von denen die erſtere hiſtoriſchen, die andere landwirthſchaftlichen Inhalts iſt. Das iſt der oft erwähnte Hofgarten, wo man in der Mittagsſtunde, noch zahlreicher gegen Abend, beſonders wenn die Militair-Muſik hier ſpielt, was wöchentlich einige Mal zu geſchehen pflegt, die ſchöne Welt Münchens in buntem Gemiſch verſammelt findet. Da gerade 8 Jahrhunderte verfloſſen ſind, ſeit das Haus Wittelsbach über Baiern herrſcht, und zufällig 16 größere Felder zu beiden Seiten des Einganges in den Hofgarten zu großen Bildern geeigneten Raum boten, ſo befahl König Ludwig, in den Arkaden 16, und zwar aus jedem Jahrhunderte 2, charakteriſtiſche, folgenreiche Begebenheiten der bairiſchen Geſchichte al fresco zu malen. Dieß geſchah von 1827—1829 unter Cornelius Leitung. Die Reihe dieſer Jedem zu jeder Tagesſtunde zugänglichen aber durch muthwillige Frevlerhand ſchon vielfach entſtellten, d. h. mit Meſſern zerſchnittenen*),

*) Zum traurigen Belege des oft ausgeſprochenen Satzes, daß die Deutſchen d. h. die niederen Volksklaſſen in der Achtung vor der Kunſt noch nicht ſo weit vorgeſchritten ſind, wie die Italiener, wo von Venedig, Mailand und Genua an bis Florenz und Rom die werthvollſten Gegenſtände ſchon ſeit Jahrhunderten unverletzt öffentlich ausgeſtellt ſind.

durch Inhalt und Form sehr ansprechenden Gemälde ist folgender. 1) Als dem Kaiser Friedrich Barbarossa auf seiner Rückkehr aus Italien 1155 der Weg bei dem Veroneser Engpasse verschlossen wurde, rettete ihn Otto von Wittelsbach mit wenigen Getreuen. 2) Derselbe Kaiser belohnt, nachdem er die Acht und Aberacht gegen Heinrich den Löwen geschleudert, mit einem ihm abgenommenen Landestheile, dem Herzogthume Baiern, auf seinem Throne sitzend, den vor ihm knieenden neuen Herzog Otto von Wittelsbach 1175, also 20 Jahre nach der, im ersten Bilde genannten That. 3) Eheliche Einsegnung Otto's des Erlauchten und der Pfalzgräfin bei Rhein, Agnes, durch den Salzburger Erzbischof, 1225. 4) Die Innbrücke bei Mühldorf stürzt ein, als 1258 die Böhmen unter ihrem Könige Ottokar darüber fliehen, der noch glücklich entkommt, während der ihn verfolgende Baiernherzog Ludwig der Strenge durch den Einsturz verhindert wird, den Flüchtling einzuholen. Aus dem 14. Jahrhunderte ist der bekannte Sieg Kaiser Ludwig's IV. von Baiern über den Gegenkaiser, Friedrich den Schönen von Oesterreich bei Ampfingen 1322, sowie im folgenden des Siegers Kaiser-Krönung zu Rom 1328. Das 15. Jahrhundert ist durch die Verweigerung der dem baierischen Herzog Albrecht III. angebotenen böhmischen Krone 1440, und dann durch den Sieg Ludwig's des Reichen bei Giengen 1462 zur bildlichen Darstellung gebracht. Aus dem 16. Jahrhunderte ist der erste Schritt zur heutigen Größe Baierns, daß Herzog Albrecht IV. das Recht der Erstgeburt 1506 gründete, und dadurch nicht nur dem ferneren Zersplittern vorbeugte, sondern auch die spätere Vereinigung der schon an Nebenzweige gefallenen Theile Baierns vorbereitete; und alsdann eine Scene aus dem Kampfe um die Erzbischöfliche Würde zu Köln, wo Erzbischof Gebhardt wegen seiner Annahme der Reformation abgesetzt, und ein baierischer Prinz Ernst gewählt worden war, nämlich die Eroberung der Burg Godesberg am Rhein durch die Baiern 1583 dargestellt. Das 17. Jahrhundert erkennen wir in der Erhebung des Siegers am weißen Berge bei Prag 1620, des bisherigen Herzogs Max zur Kurwürde, welche dem besiegten schwachen Pfalzgrafen Friedrich, dem sogenannten Winterkönige von Böhmen, genommen wurde, 1623, und an noch einem Gemälde, das den baierischen Kurfürsten Maximilian Emanuel an der Spitze des Reichsheeres darstellt, wie er mit dem Degen in der Hand der erste die Mauern

Belgrads, 1688, erſtürmt. Dem 18. und 19. Jahrhunderte ſind 4 kleine Bilder gewidmet: 1) Wie die Baiern 1717 eine türkiſche Verſchanzung, ebenfalls vor Belgrad erſtürmen, 2) wie Maximilian Joſeph III., Kurfürſt von Baiern, 1759 die Akademie der Wiſſenſchaften gründet; 3) wie die Baiern ruhmvoll in der Schlacht bei Arcis an der Aube bei dem bekannten Winterfeldzuge der Alliirten 1814 in Frankreich fechten; 4) wie König Maximilian 1818 ſeinem Volke die Verfaſſungsurkunde übergibt. Ueber jedem Bilde iſt an der Decke entweder der Wahlſpruch des abgebildeten Fürſten oder ſonſt ein paſſendes Motto zu leſen, ſo wie bei den, als Fortſetzung dienenden Landſchaftsbildern Diſtichen als ſehr paſſende Unterſchriften zu leſen ſind, die den königlichen Erbauer ſelbſt zum Verfaſſer haben. So ſchön ſie ſind, ſo kann ich ſie doch nicht alle 28 hier anführen; blos die Gegenſtände der Gemälde laß mich nennen. Trient; die gedachte, hiſtoriſch-wichtige Clauſe bei Verona, für mich um ſo intereſſanter, da ich ſie 1839 paſſirt hatte. Florenz, deſſen wahre, ſehr bezeichnende Unterſchrift heißt:

„Florenz, Dir fehlet das, was Rom hat, und dieſem juſt, das Du beſitzeſt:
Wenn ihr Beide vereint, wär's für die Erde zu ſchön."

Es folgt Perugia, 6 Bilder aus Rom und ſeinen Umgebungen, das unvergeßliche Tivoli mit ſeinen Waſſerfällen, Bergen und ſeiner üppigen Vegetation, die herrliche Ausſicht vom Berge Serone; die Grenzſtadt des Kirchenſtaats auf Neapel zu, Terracina mit den königlichen Worten:

„In Hesperiens Gärten geht man hier ein, es ergreifet Jubel den Geiſt.
Die Natur jubelt entzückt mit ihm."

Der Averner See, den Virgil als den Eingang in die Unterwelt (im 6. Buche der Aeneis) bezeichnet, der Golf von Bajä bei Neapel, das in goldener Fluth ſchwimmende herrliche Eiland Iſchia, gerade über von Neapel, endlich Palermo:

„Glühend verklärt ſind die Lüfte, es glühet das Meer, das Gefilde,
Ueber welches entzückt liebend der Himmel ſich wölbt."

Nun folgen mehrere Darſtellungen aus Sicilien, nämlich Selinunt, der Tempel der Juno Lucina, das verfallene, von ſeiner alten Größe nur noch wenige Spuren an ſich tragende Girgenti (Agrigentum), Syracus:

„Wärest du auf Felſen gegründet, doch ſtürzteſt du nicht minder einſtmals,
Herrliche Stadt, größte der griechiſchen Welt."

Der Aetna wird folgendermaßen bezeichnet:

„Alles veränderte sich, es verschwanden die blühenden Völker.
Aber der alte Gyklop schmiedet beständig doch fort."

Die Cyklopenfelsen, das Theater von Taormina; Messina am schönen Golf, Reggio auf der andern Seite des dunkelblauen Meeres, dessen Inschrift heißt:

„Näher der Heimath als in Sicilien ist Reggio dem Deutschen:
Doch weil dazwischen kein Meer, glaubt er halbwegs sich heim."

Endlich die gefahrvollen Meeresstrudel zwischen Italien und Sicilien, Scylla und Charybdis und der Felsen Cephalu machen den Beschluß. Daß diese Abbildungen, die auch der gemeinste Mann täglich besucht, wenigstens die Möglichkeit hat, zu besuchen, dazu beitragen, daß auch die Seele dessen, der keine bessere Erziehung genossen, nicht eine tabula rasa bleibe, sondern sich mit vaterländischen Bildern, oder mit Darstellungen aus den begünstigsten Gegenden der Erde fülle und gleichsam ein Ferment in ihn werfen, der die träge Masse durchdringt, leuchtet von selbst ein und bedarf keiner weitern Ausführung.

Willst Du aber ganz der Natur leben, denn hier ist sie doch, trotz der Kastanien und Wallnußbäume innerhalb der Arkaden zu sehr beschränkt, so folge mir in den, nordöstlich daranstoßenden 1½ Stunden langen, und einem Flächeninhalt von 695 Morgen einschließenden sogenannten englischen Garten, der durch die üppigste, von dem angrenzenden Isarstrome begünstigte Vegetation, welcher man blos sanft, nicht durch Beschneidung der Bäume, sondern mehr durch Wegräumung der Hindernisse nachgeholfen, daran erinnert, daß man dem Süden um ein Bedeutendes näher gerückt ist. Er gehört nebst dem Parke Laxenburg bei Wien zu den schönsten Gärten, die ich kenne. „Das Isarthal, sagt Steffens in der oben angeführten Stelle, der Stadt so nahe, die reiche Pflanzenwelt, der südliche Baumwuchs mit dem nördlichen vereint, die Felsenpartien von Schlingpflanzen umwunden, von mannigfaltigen Bäumen umschlossen, die von frischen, hervorsprudelnden Quellen benetzt sind. Hier strömt die Isar schäumend fort, dort dehnt sie sich beruhigt zu einem See aus." Diese schöne, kräftig gedeihenden Anlagen sind unter der Regierung des Kurfürsten Karl Theodor durch den Grafen Rumford seit 1789 angelegt und trefflich im Stande erhalten. Daß an passenden Orten der architectonische Schmuck nicht fehle, versteht sich

von selbst, ich erwähne blos den von Klenze auf einem Hügel erbauten runden, offenen, auf Säulen ruhenden Tempel, den chinesischen Thurm, das Dianenbad, den von Gondeln und Schwänen wimmelnden See, das Paradiesgärtlein. Natürlich kann ich mich noch weniger darauf einlassen, die weiteren Ausflüge nach Schwabing, Bogenhausen, ja nicht einmal nach Nymphenburg, welches einige Aehnlichkeit mit dem Wiener Schönbrunn oder dem Salzburger Hellbrunn hat, zu schildern, zumal da uns in der Stadt des Sehenswerthen zu erwähnen noch viel übrig ist. So muß wenigstens des Isarthores, das ich Dir hätte beim Besuch der Maria-Hilf-Kirche in der Vorstadt Au schildern sollen, hier nachträglich seiner monumentalen Bedeutung und seines Bilderschmuckes wegen gedacht werden. Es erinnert an das Mittelalter und scheint den Eingang zu einer Burg vorzustellen; drei gothisch zugespitzte Eingänge mit einer zinnenförmig-gezackten Mauer verbunden, aus der drei gewaltige viereckige Thürme emporspringen, bilden die Grundform desselben. Das Ganze ist von allen Seiten offen und durch 8 Eingänge durchbrochen. Kaiser Ludwig IV., der Baier, zog durch dasselbe, als er von der Schlacht bei Mühldorf am 28. October 1322 siegreich nach seiner Hauptstadt zurückkehrte. Diesen Einzug hat der Wiederhersteller dieses eigenthümlichen mittelalterlichen Baues, König Ludwig, als Fries über den Eingängen durch die Maler Neher und Kögel abbilden lassen, welches Gemälde 8 Fuß hoch und 75 Fuß lang ist. Ueber den Seiteneingängen sind die Patronin des ganzen Landes, d. h. Maria mit ihrem göttlichen Kinde, und der Patron der Hauptstadt, der heilige Benno abgemalt. In Nischen sind die Sandstein-Statuen der beiden Drachentödter, des Erzengels Michael und des Ritters St. Georg. Um von den früher, vor dem Regierungsantritte des jetzigen Königs entstandenen Kirchen, die in gewisser, mehr in kunsthistorischer, als künstlerischer Hinsicht Erwähnung verdienen, wenigstens eine Andeutung zu machen, so gestatte mir, Deine Aufmerksamkeit zunächst auf die dem Range nach erste Kirche der Stadt zu richten, auf die Dom-, oder richtiger Metropolitankirche zu unseren lieben Frauen, oder kurz die Frauenkirche, deren beide Thürme, die höchsten Münchens, ich beim Betreten der Stadt genannt habe. Sie ist, wie in der Regel die mittelalterlichen Kirchen, zwar fast mitten in der Stadt, aber so dicht mit Häusern umbaut, daß man sie nirgends mit einem Blick ganz

ganz übersehen kann. Nicht blos die 336 Fuß hohen Thürme, sondern auch das ganze, 336 Fuß lange, 180 Fuß breite, 115 Fuß hohe Gotteshaus, dessen Dach vom Gewölbe bis zur Spitze 80 Fuß hoch ist, gewähren einen plumpen Anblick. Das durch 22 Säulen in 3 Schiffe getheilte Innere erfreut aber durch die prächtigen, fast in allen Fenstern angebrachten Glasgemälde, die 70 Fuß hoch sind. Dergleichen Fenster zählt man 30. Diese Gemälde sind, wie die Kirche selbst, die zwischen 1468—1488 gebaut wurde, aus dem fünfzehnten und folgenden Jahrhunderte. Das Gemälde auf dem Hochaltare stellt die Himmelfahrt Mariens dar. Ueber ihm ist eine Uhr und dabei die passende Ueberschrift: Videte et vigilate, nescitis enim neque horam neque tempus u. s. w. Auffallend und einen gleich großen Raum einnehmend, wie das Grabmal Karls IV. im Dome zu Prag, an welches man hier erinnert wird, ist das zwischen dem Schiff und dem Chor über der alten, von 1295—1628 gebrauchten Fürstengruft sich erhebende Grabmal Kaiser Ludwigs IV., das 1622 vom ersten bairischen Kurfürsten Maximilian errichtet wurde. Der Grundbestandtheil ist ein schwarz-marmorner Sarkophag, worauf eine Menge eherner Figuren, zum Theil in kolossaler Größe, z. B.: Albrechts V. von Baiern, Wilhelm's V. als Ritter des goldenen Vließes; andere mit den Reichsinsignien, während an den vier Ecken vier geharnischte Wächter mit Fahnen knien, auf denen die Namen der hier Beigesetzten zu lesen sind.

In der Nähe der alten Residenz steht die mit 2 hohen Thürmen gezierte Theatiner-Hofkirche zum heiligen Cajetan. Sie stammt aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, das nur durch den Verfall aller Künste bekannt ist; sie hat die Form eines Kreuzes, ist 226 F. lang, 126 breit. Ueber dem Durchschnitte des Haupt- und Queerschiffes erhebt sich eine hohe Kuppel, während an der Vorderseite die gedachten Thürme angebaut sind. Sie ist mit Stukaturarbeiten überladen; das einen großen Raum ausfüllende Bild auf dem Hochaltare stellt die Erbauerin Adelheid dar, Gemahlin des Kurfürsten Ferdinand, nebst ihrem Gatten, wie sie dem heil. Cajetan für die Erfüllung eines Gelübdes danken. Hinter diesem Altare ist der Musikchor und darunter die neue Fürstengruft.

In der ältesten Kirche der Stadt, der unfern vom Schrannen- d. h. Marktplatze, oder wie wir in Schlesien sagen würden, dem Ringe von Altmünchen stehenden Peterskirche, die schon im Jahre

1294 errichtet wurde, in ihrer jetzigen Gestalt jedoch erst vom Jahre 1609 herrührt, sieht man auf dem Hochaltare, der aus Tegernseer-Marmor besteht, den Titular-Heiligen dieser Kirche, umgeben von den vier heiligen Doctoren der Kirche, und links an der Wand die vergoldete Büste Papst Pius VI. mit folgender Inschrift: **Pius VI. P. M. hac in ecclesia matrice ad aram principem Apostolorum principi sacra praesente Ser. Electore Carolo Theodoro et Rever. Episcopo nostro Ludovico Josepho Summo Deo sacrificium obtulit prima dei Maji 1782**, also hat hier Pius VI. auf seiner Rückreise von Wien Messe gelesen. An den Pfeilern sind die 12 Apostel in lebensgroßen Statuen zu sehen. Der zweite Seitenaltar hat eine uralte, merkwürdige, in Holz geschnittene Darstellung des jüngsten Gerichts; rechts davon ist ein schönes Bild, welches den Welterlöser darstellt, umgeben von Petrus und Maria, unten bietet ein Engel im Hoffnungsgewande, d. h. im grünen Kleide, auf Wolken kniend, den Kelch mit der Hostie dar.

Neben dem riesenmäßigen Jesuitengebäude, nächst dem zu Olmütz wohl das größte, das dieser reiche Orden je gebaut und besessen, und indem bis vor Kurzem die erwähnte Bibliothek von 800,000 Bänden aufgestellt war, steht die St. Michaelis-Hofkirche; sie wurde 1591 am Feste des Patrones eingeweiht, und hat die beträchtliche Länge von 284 Fuß, eine entsprechende Breite von 114 Fuß. Ihre Vorderseite ist mit vielen Bildsäulen und andern Skulpturen überladen; zwischen den beiden Eingängen steht die Erzstatue des den Satan bekämpfenden heiligen Michael. Das Gemälde stellt den Sturz der gefallenen Engel dar.

Links von demselben erblickt man das schöne Denkmal des hier begrabenen Stiefsohn's Napoleons, des berühmten Eugen Beauharnois, Herzogs von Leuchtenberg. Er steht in der Mitte, mit einem Kranz in der Rechten; ihm zur Seite gräbt die Muse der Geschichte seine Thaten in ein Buch, und links zwei geflügelte Wesen, die Genien des Todes und der Unsterblichkeit. Am Sockel tragen zwei Engel eine Tafel mit folgender Inschrift. **Hic placide ossa cubant Eugenii Napoleonis, regis Italiae vices quondam regentis. Nat. Lutet. Paris. d. 3 September 1781. def. Monachi d. 21. Febr. Monumentum posuit vidua moerens Augusta Amalia, Maximiliani Jos. Bavariae regis filia.**

VI.

München, Mittwoch, den 30. August

Dienstag Nachmittag gegen 4 Uhr riß ich mich mit Wehmuth von den vielen geistigen Genüssen los, von denen ich Dir in meinem lückenhaften Berichte einen matten Schattenriß zu entwerfen gesucht habe, und die ich schließlich in den Wunsch als Gesammt-Resultat meines zweiten Aufenthalts in der baierischen Hauptstadt zusammenfasse, daß jeder Deutsche diese herrliche Königsstadt wenigstens einmal in seinem Leben sehen sollte, um sein vaterländisches Herz an Werken zu laben, welche bei verhältnißmäßig geringem Aufwande alle Prunk- und Prachtwerke der neuern Zeit weit überragen, und die allein dauernden Werth behalten werden.

Ich beabsichtigte zunächst über Füssen nach der prachtvollen Burg Hohenschwangau zu pilgern, in Gesellschaft des Tübinger Advokaten, meines neuen, aber schon sehr vertrauten Freundes, um dieses weit gepriesene Schloß mit seinen Natur- und Kunstschatzen kennen zu lernen. Im Postwagen lernte ich einen mir gegenübersitzenden Advokaten aus München, den Hofrath Dr. v. D.....r kennen, der, obwohl blos einige Stunden mein Begleiter, doch mir so lieb wurde, als ob wir so viele Jahre mit einander umgegangen wären. Das ist mit ein Hauptvortheil, den die Reisen Demjenigen gewähren, der wie Diogenes mit dem Wahlspruche „quaero homines" in der Welt umherpilgert. Die vielseitigen Kenntnisse und Verbindungen meines neuen Begleiters mit den ersten Staatsmännern und den Zierden und Häuptern der vielen Münchner Kunstschulen, von denen die allbewunderten Kunstwerke dieser, vor 30 Jahren noch unbedeutenden, selten besuchten Stadt hervorgezaubert worden sind, die nun durch des kunstsinnigen Königs konsequentes Verfolgen Eines Zieles eine Stadt ersten Ranges, nicht nur in Deutschland, sondern in Europa und das Ziel aller Touristen geworden ist, gaben Stoff zu dem mannigfachsten, nicht auf der Oberfläche herumflatternden, sondern schon nach kurzer Einleitung auf das Wesen der Dinge tief eindringenden Gespräch, in dem sich der Seelenadel und die über seinen Kenntnissen wie der Geist über den Wassern schwebende, warme Gemüthlichkeit herausstellte, die ihres wohlthuenden Eindrucks bei mir natürlich nicht verfehlte. Dazu paßte denn der Schwabe vortrefflich und so hatte sich im Wagen ein sehr harmlo-

nirendes Kleeblatt gebildet, das nur allzubald vom Schmerz der Trennung betrübt wurde. Nur Reisen ist Leben; man lebt gleichsam öfter; die Bekanntschaften und Trennungen wiederholen jedesmal das Bild eines ganzens Lebens im verkleinerten Maaßstabe, in welchem die sonst breit, in großen Zwischenräumen aus einander liegenden interessanten Momente ohne die nichtssagenden Sandwüsten auf den engen Raum eines Tages, oft blos weniger Stunden zusammengedrängt werden. Nun begreife ich, warum die Araber vom 16. Juli 622 an, d. h. von der Wanderung ihres Propheten nach Medinah zählen, denn seit meiner Wanderung nach Italien zähle ich auch nun die Jahre. Solche Einschnitte in das Leben,

„daß es die Schwere des Daseins ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage, ...

muß man besonders dann machen, wenn der Reiz der Jugend zu schwinden beginnt, wenn die Mittagshöhe erstiegen, oder gar schon hinter uns liegt, um Abwechslung in das ewige Einerlei zu bringen; denn es ist in dem männlichen Alter, im 3. und 4. und jeden folgenden Jahrzehnte des Lebens jeder folgende Tag ja nur ein wiederholtes Gestern, ein wiederaufgewärmter Kohl, während in der Jugend jeder Tag neu, mithin ein Original ist.

Das Gespräch kam natürlich sehr bald auf die Kunstschätze Münchens, und [illegible] fuhren wir von dem neuen Begleiter, daß er selbst eine von Kaulbach und andern Meistern herrlich mit enkaustischen Gemälden ausgeschmückte Wohnung im englischen Garten besitze, zu deren Besichtigung wir bei einem wiederholten Besuche Münchens freundlich eingeladen wurden. Daß wir manches Sehenswerthe in München nicht in Augenschein genommen, z. B. die Werkstätte großer Meister (Du mußt wissen, daß es in München allein 600 Maler gibt) namentlich der Bildhauer Eberhard, Schaller und Schwanthaler, der Maler Schnorr, Heinrich Heß, Zimmermann, Kaulbach, der Landschaftsmaler Dorn, Rothmann ꝛc. ward uns zum Vorwurf gemacht. Auch wurde die, von meinem schwäbischen Reisegesellschafter geäußerte Ansicht, daß durch die großartigen Kunstschöpfungen des Königs die Staatskasse ungebührlich in Anspruch genommen werde, widerlegt, indem H. v. D. uns aus offizieller Quelle versicherte, daß sowohl die in Angriff genommene Ruhmeshalle am westlichen Ende der Stadt, als auch die Sieges-

pforte beim öſtlichſten Beginne der Ludwigsſtraße, zu welcher H. v. Gärtner den Plan entworfen, und wofür der Bildhauer Wagner in Rom ſchon ſeit zwei Jahren den bildlichen Schmuck vorbereitet, nämlich eine Bavaria auf einer, mit Löwen beſpannten Quadriga, ſowie die Bonifaciuskirche, die Feldherrnhalle, die beiden Springbrunnen vor der Univerſität, das pompejaniſche Haus bei Aſchaffenburg, die Befreiungshalle bei Kehlheim, weſtlich von Regensburg, ebenſo ganz allein auf Koſten der Privatkaſſe des Königs gebaut worden, ohne dem Staat auch nur einen Pfennig zu koſten, als die geſchilderten Prachtgebäude des Saal- und Königsbaues, der Walhalla, der Glyptothek und der Allerheiligen-Hofkirche. Der Munifizenz ſeines Königs dankt das Land alle dieſe Herrlichkeiten, dieſe bleibenden Denkmale königlicher Großmüthigkeit und Kunſtliebe, wodurch zugleich vielen Hunderten von Arbeitern Gelegenheit zu Verdienſt und Erwerb gegeben iſt. Welch ein König! Schon von ſeinen Jugendjahren an hat er mit edlen, von allen kleinen Motiven freien Geſinnungen dahin geſtrebt, um der Kunſt unter uns eine bleibende Heimath zu bereiten und dieſe mit Werken zu ſchmücken, deren Ruhm noch ſpät aus dem Dunkel der Vergangenheit in das Leben künftiger Geſchlechter hinüberſtrahlen und ihm dankbare Erinnerung wecken wird. Aber auch um die Katholiken Deutſchlands hat ſich dieſer König unſterblich dadurch verdient gemacht, daß er ihnen, was ihnen anderwärts nicht ſelten gewehrt wurde, keine Hinderniſſe in Betreff der Abwehr von Unbilden und Angriffen aller Art entgegenſetzte und mehr wollen wir ja nicht. Daß es ihm gelungen, die intelligenteſten Köpfe, nicht blos die geſchickteſten Künſtler, in ſein Reich zu ziehen, kann man auf die Art am deutlichſten erſehen, wie Berlin ſeine Berühmtheiten aus baieriſchen Gelehrten und Künſtlern erſten Ranges rekrutirt. Ich nenne blos den Philoſophen Schelling, den Juriſten Stahl aus Würzburg, den Dichter und Orientaliſten Rückert aus Erlangen, den Maler und Architekten Cornelius aus München, den Turner Maßmann, den Arzt Schönlein u. ſ. w.

Doch laß uns einen Blick auf unſere Umgebung werfen, und den Weg ſchildern, auf dem wir dahin flogen. Zur Rechten lag die Thereſienwieſe, wo im Oktober die bekannten, ſtark beſuchten Feſte, Thierſchau und Wettrennen gehalten werden, und auf welcher auf einer Anhöhe die erwähnte Ruhmeshalle errichtet wird,

auf der die koloſſale Statue der Bavaria*) zu ſtehen kommen wird, die 52 Fuß hoch iſt, ſo daß ſie mit dem Herkules in oder eigentlich bei Kaſſel auf Wilhelmshöhe und dem heil. Carl Borromäus bei Arona am Lago Maggiore in gleiche Reihe tritt. Leo von Klenze baut dieſe Halle, zu welcher der König am 15. Oktob. 1843 wenige Tage nach der Grundſteinlegung zum Triumphbogen mit den Worten den erſten Stein verſenkte: „Was Walhalla für Deutſchland, unſer gemeinſames Vaterland iſt, das ſoll Baierns Ruhmeshalle für die im Königreiche Gebornen oder Wohnenden ſein. Die Vorzüglichſten der in ſie Kommenden hat auch jene zu enthalten. Aneifernd zu allem Trefflichen und Edlen wirke nach Jahrhunderten noch die Ruhmeshalle Baierns.“ In dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Unter-Sendling hat Lindenſchmitt 1831 ein großes Schlachtgemälde al fresco an der daſigen Kirche gemalt, welches den heldenmüthigen Kampf der Gebirgsbewohner im baieriſchen Oberlande unter Anführung des Schmiedes von Sendlingen gegen die Oeſterreicher darſtellt. Ueber die Sendlinger Mordweihnachten, 1705, mitten im ſpaniſchen Erbfolgekriege, der von 1701 bis 1714 währte, in welchem Baiern auf franzöſiſcher Seite ſtand, ſchreibt Freiherr von Hormayr**) folgendermaßen: „Das plötzliche Aufheben der edelſten Patrioten, das Wegſchleppen der jungen Bauernſöhne als öſterreichiſche Rekruten nach Italien und Ungarn, am meiſten aber die Kunde: die kurfürſtlichen Kinder ſollten als Staatsgefangene nach Innsbruck abgeführt werden, entſchied raſchen Ausbruch. Schnell war das feſte Braunau, Burghauſen, Schärding, Kehlheim, Vilshofen und Cham gewonnen, 40,000 Mann beiſammen, an die der Jüngling Georg Sebaſtian Plinganſer, Practikant in Pfarrkirchen, Hauptmann der Reichenberger Landfahne, am 22. Nov. 1705 aus ſeinem Hauptquartiere Simbach, dem Brückenkopfe von Braunau, ein ſehr gemäßigtes Manifeſt erließ über die Urſache der jetzigen Schilderhebung gegen die Zerfleiſchung und Vernichtung des Vaterlandes. Während das Bauern-Hauptheer über Haag und Hohenlinden auf München vorrückte, ſollte das

*) Von dem leider ſchon am 2. März 1844 in einem Alter von 53 Jahren verſtorbenen Inſpector der königlichen Erzgießerei Johann Stiglmayer.

**) Die goldene Ehrenkſt von Hohenſchwangau, der Burg der Welfen, der Hohenſtaufen und der Scheyren. München, 1842. Bei Georg Franz. 4. S. 229 ff.

ganze südliche Hochgebirge sich erheben und auf beiden Isarufern gleichfalls einen nächtlichen Angriff und Sturm unternehmen, wo die trefflichsten Verständnisse zur Einräumung mehrerer Thore und Schanzen bereits angeknüpft und allen Mitverschwornen, Hofbedienten, Bürgern und Studenten, die Sammelpunkte bezeichnet waren. — Da verrieth im letzten Augenblicke alle und jede Anschläge Oesterreichs Statthaltern und Räthen Johann Joseph Oetlinger, Pflegcommissär in Starnberg. — Schon in Benediktbeuern mischte er sich unter die lärmenden Haufen der Isarwinkler, Tölzer und Jachenauer, ließ sich willig als Gefangenen fortführen, entwischt in Scheftlarn, nachdem er listig sich auch eines Kleppers bemächtigt, jagte nach München zu Löwenstein und dann über die Isar zu dem bei Parsdorf und Ebersberg mit wenigen Truppen stehenden Generalen Wendt und Kriechbaum, die vorn von der Hauptmacht der Bauern gedrängt und jetzo vom Gebirgsvolk in Flanke und Rücken genommen waren. — Kaum war in der Stadt (25. Dezember 1705) das Zeichen in die heilige Christmette zur Mitternachtsstunde gegeben, als unter dem jauchzenden Feldruf: „die Kinder erretten" (nämlich die gefangenen Prinzen) der rothe Thurm und alle Vorwerke der Isarbrücke erstiegt waren. — Allein die Unordnung in Erstürmung der Stadt fürchtend und die verabredeten Signale vergeblich erwartend, verloren die Bauern sechs unschätzbare Stunden, bis Kriechbaum, seine Infanterie im vollen Lauf, die Reiterei im Trab, auf dem Gasteigberg erschien und der matt beschossenen und sich matt vertheidigenden Besatzung durch drei Kanonenschüsse das Zeichen seiner Ankunft gab. — Seine Husaren und Panduren setzten durch die seichte Isar. Vom Isar-, Anger- und Sendlingerthore geschahen jetzt sogleich Ausfälle und ein furchtbares Morden unter den Bauern, die mit hartnäckiger Tapferkeit widerstanden, sich langsam in ihre Sendlinger Verhaue zogen und als auch diese erstürmt wurden, auf den hochgelegenen Sendlinger Kirchhof, dessen doppelte Mauer als Brustwehr diente, das arme Leben theuer zu verkaufen. — Hier fiel die Blüthe von Lenggries, Egern und Tegernsee. Vier und dreißig Zimmerleute aus der Vorstadt Au fielen neben einander, als Brüder sich auch noch im Tode getreu. Als den Letzten nennt die Sage den alten baierischen Riesengrenadier, den „starken Schmiedbalthes von Kochel", der an der Isarbrücke achtzehn Oesterreicher mit seiner

Stachelkeule erſchlagen hatte. — Sechs Kanonen, fünf Munitionskarren, zwei Heerpauken, vier Fahnen mit den baieriſchen Wappen, wovon eine der Rieſe Schmiedbalthes noch im Tode umklammerte, fielen in die Hände der unmenſchlichen Sieger. Der Todten ſchätzte man an 1600, der Verwundeten über 2000. Ueber 600 Verſtümmelte wurden „pro terrore“ in die Stadt hereingeſchleppt und in der Eiseskälte ohne Verband oder Labſal in den Koth und auf's Straßenpflaſter geworfen. Wer bis zu einbrechender Nacht ſein Leben noch nicht ausgeächzt hatte, durfte nun von mitleidigen Seelen in die Hospitäler gebracht werden. Spät am Abend, als die letzten Plünderer und Würger das blutbefleckte Sendling verließen, erhoben ſich mehrere Verwundete und Nichtverwundete, die ſeit Mittag unter den Todten gelegen, vom grauenvollen Leichenfelde, flohen auf abgelegenen Pfaden weiter und brachten die Schreckenspoſt beim Untergange der Jugend und Wehrkraft des für Fürſten und Vaterland aufgeſtandenen Hochgebirgs. Und was das Bejammernswertheſte war: in dem Augenblicke des Gemetzels auf dem Sendlinger Kirchhofe waren Plinganſer und Meindel mit der geſammten Hauptmacht der Bauern in vollem Anmarſch über Anzing, Kriechbaum nacheilend, ſobald ſie deſſen Rückzug entdeckt. Aber über Parsdorf hinaus begegneten leider ihre Vortruppen ſchon mehreren Flüchtlingen mit der Trauerkunde, daß Alles verloren ſei. — Das waren die Sendlinger Mordweihnachten!“

Die Gegend iſt meilenweit ein großer Park, der von dem Königlichen Jagdſchloſſe Fürſtenried den Namen hat und von Wild aller Art voll iſt. Drei Meilen von München liegt der herrliche, drei Stunden lange, zwei Stunden breite Wurmſee, den man gewöhnlich nach dem, an ſeinem nördlichſten Ende gelegenen Städtchen Starnberg benennt. Viele Landhäuſer der reichen Münchener, auch unſers H. v. D., der dahin eilte, einige Tage bei ſeiner Familie zuzubringen, Burgen, Kirchen und aufgehobene Klöſter ſchmücken die Ufer und die liebliche Inſel dieſes herrlichen See's und verdoppeln ſich in dem ausgedehnten Waſſerſpiegel. Leider machte die Nacht dieſen Genüſſen des Tages ein Ende, und ſo bedaure ich's ungemein, namentlich von dem ganzen Lechfelde bis Augsburg, alſo dem Schlachtfelde, wo Otto der Große 955 die Ungarn ſchlug, und von der Ausſicht, die man von dem 3000 Fuß hohen Peiſſenberge haben ſoll, über den wir grade um

Mitternacht bei hellem Mondlicht gehen mußten (denn der Postillon forderte uns zur Erleichterung der Pferde dazu auf), nichts oder fast nichts genossen zu haben. Als ich früh Morgens aus dem schlafähnlichen Zustande erwachte, erblickte ich das Gebirge vor mir, welches in so unregelmäßigen Zacken vom blauen Himmelshintergrunde abstach, und in so willkürliche Spitzen auslief, etwa wie drei- und vierjährige Kinder zu schreiben pflegen. Das Gebirge entfaltete sich immer schöner vor unsern Blicken; wie Theaterkoulissen sind die hinteren weiter vorgeschoben, und auf einem der vorderen prangten im Morgensonnenglanze die Zinnen der, in neuer Jugend schöner und gewiß kunstreicher als früher ausgestatteten Schwanenburg. Wir ließen sie zur Linken, um in dem Städtchen Füssen, das sich von Ferne durch die auf einer Anhöhe thronende ehemalige Burg des Bischofs von Augsburg, durch die aufgehobene Magnus-Abtei, so wie durch mehrere Thürme und Stadtmauern stattlich genug aussieht, ja mehr verspricht, als es in der Nähe leistet (wie mancher Mensch), den Postwagen zu verlassen, um uns zunächst im Gasthause zum goldenen Posthorn körperlich zu restauriren.

Es war ein köstlicher Morgen, als ich Donnerstags den 31. August in der achten Stunde von Füssen zurück nach Hohenschwangau ging. Der Reiz des zu Fuß-Gehens ward nicht wenig gehoben durch das Geläut der zum Gottesdienste in der hinter uns liegenden Stadt rufenden Glocken. Wie ist der Geist so frisch, wie jugendlich-stark, nicht elegisch weich gestimmt, dergleichen wohl beim Abendgeläut und Sonnenuntergang zu geschehen pflegt, sondern thatenlustig, wie Stahl elastisch! Millionen Perlen des Morgenthaues, die in allen sieben Regenbogenfarben spielten, flimmerten zu unsern Füßen. Bald bogen wir von der Poststraße rechts ab, um einen schmalen, wie es den Anschein hat, weniger gebrauchten Weg einzuschlagen, der nach dem bald sichtbaren, bald sich verkriechenden Ziele unsers Spazierganges, nach der Schwanenburg führt; im Hintergrunde derselben sind die wie im knabenhaften Uebermuthe willkürlich zerrissenen Spitzen und Zacken des nackten, bräunlichen Gesteins der Alpen und vor derselben die anmuthig abgerundeten bewaldeten Hügel und Matten, die sich, wie die Küchlein um die Henne, gleichsam um Schutz zu suchen vor der frevelnden Art der Menschen, um sie geschaart haben. Eine wahre Sonntagsstille herrschte in der Gegend, nur

das Geläute klang fortwährend an unſer Ohr, und wenige Vögel zwitſcherten ihr Morgenlied, und nur einige Landleute mähten zur Seite unſeres Weges in morigten Wieſen das ſauerriechende, alſo faſt werthloſe Gras. Da ſtießen wir (der Schwabe und ich) auf einen ſehr willkommnen dritten Pilger, welche Benennung wörtlich zu nehmen iſt, denn es war ein Benediktinermönch in ſeiner Ordenstracht, ſogar das Skapulir fehlte nicht, ſein Brevier unter dem Arme, der aus Mariä-Einſiedeln in der Schweiz, ſeinem Mutterkloſter, abgeſandt war, um in Baiern, ich glaube in Benediktbeuern, ſo lange in Thätigkeit zu treten (als Seelſorger), bis die erſt neulich in Baiern eingeführten Benediktiner ſo zahlreich geworden, daß ſie fremde Hülfe entbehren könnten. Da er in derſelben Abſicht dieſen Ausflug zu Fuß gemacht hatte, ſo ſchloſſen wir uns an einander und pilgerten nun „zu dritt", wie man in Süddeutſchland ſpricht, unſerem Ziele zu.

Endlich ging es die beſchatteten Höhen hinan, und wir erklommen den mit Laub- und Tannenwaldung bedeckten vorſpringenden Berg, auf dem das wiedererſtandene Schloß Schwanenſtein, von mehreren Ruinen alter Burgen zur Rechten und Linken umgeben, prangt. Nach Norden hin ſchlängelt ſich eilenden Laufes der ſchäumende Lech. Indem wir den Weg über die hölzerne Brücke verfolgten, welche wohl 100 Fuß lang über einen ſchauerlichen Abgrund führt und zwei hohe Felsſpitzen, unter ihnen eine gähnende Kluft, „grundlos, als ging's in den Höllenraum," verbindet, blieben wir in der Mitte lange ſtehen, um uns an dem Anblicke der furchtbaren Tiefe zu ergötzen, in welche ein tobender und polternder Waldbach ſtürzt, der mit ſeinen ſilbernen Fluthen ſich in das Thal hinausdrängt. Faſt in gerader Linie auf der gegenüberſtehenden Höhe liegt die alte Ruine von Hohenſchwangau; wir ließen ſie unbeſucht und kamen bald aus der Waldeinſamkeit an das hochgewölbte Thor der Umfaſſungsmauer des, vom Kronprinzen wieder hergeſtellten Schloſſes, über dem zwei Ritter mit fliegenden Bannern und Wappenſchildern, auf denen die Raute und der Schwan, das baieriſche und ſchwangauiſche Wappenbild, gemalt ſind, und traten ſo in den Schloßhof. Drei Brunnen unterbrechen auf eine angenehme Weiſe die tiefe, heilige Stille. Gleich links vom Eingange in dem Schloßhof ſpendet der erſte unter einem, von drei gewaltigen Linden umſchatteten Madonnenbilde aus der Ringmauer ſelbſt ſeine erquickende Gabe. Auf der

andern Seite sind noch zwei Springbrunnen, von denen der eine, in passender Anspielung auf den Namen der Burg, einen gußeisernen Schwan darstellt, aus dessen senkrecht emporgehaltenem Schnabel ein starker Wasserstrahl in die Höhe schießt, und zwar gerade gegenüber von einer prächtigen Marmorgrotte, die durch eine rosenrothe Glasthüre geschlossen wird, worin ein sehr anlokkendes Bad angebracht ist. Geht man in den lieblichen Gartenpartien weiter um das Schloß herum, so kommt man auf eine erhöhte Terrasse, dem Hauptbalkone des Schlosses gegenüber, wo der dritte und größte Springbrunnen einen 40 Fuß hohen Wasserstrahl in die Höhe treibt, der vom Winde geschaukelt, wie eine Trauerweide die silbernen Perlen in das große Becken herabsenkt, welches von vier Löwen getragen wird, aus deren Rachen das Wasser dieses Löwenbrunnen abfließt. Die Gartenpartien, die bunten Blumenbeete, die reiche, duftende Orangerie, die gewaltigen Linden, Ahorne und Kastanienbäume, die zwischen den Felsen mit ihren zackigen Spitzen hervorragenden Aloen machen diesen reizenden Garten zu einem lieblichen Aufenthalte, dessen Reiz noch durch die nächsten Umgebungen, namentlich durch die, wenn auch nicht großen, doch äußerst freundlichen, grünlichen Seen, durch den Alpensee, den Schwanensee, der, wie sein Name sagt, mit diesen stolzen Wasservögeln bevölkert ist, in weiter Entfernung durch den Hopfensee, den Baumwaldsee, auf der andern Seite durch den in der Ebene dahinfließenden Lechstrom ungemein erhöht wird. Rings herum ein reiches Panorama in der Nähe grüner, in der Ferne blauer Berge, ja am äußersten Südwesten weißer Alpen, die so köstlich gruppirt sind, daß man tief in die Schluchten und Thäler hineinblicken kann, so daß es zweifelhaft ist, ob die Ansichten nicht noch verdrängt werden durch die Einsichten in diese lokkenden Ebenen. Doch wir treten dem Schlosse näher, und gelangen auf einer breiten, steinernen Treppe zu dem Hauptportale desselben, über welchem folgende Worte zu lesen sind:

„Willkommen Wanderer, holde Frauen,
„Die Sorgen geht dahin.
„Laßt eure Seele sich vertrauen
„Der Dichtung heitrem Sinn.“

Ohne uns in der Säulenhalle aufzuhalten, welche mehrere geharnischte und mit Waffen aus dem Mittelalter versehene Rittergestalten enthält, schenken wir blos den bemalten Fenstern einen

flüchtigen Blick, und folgen dem Führer die Wendeltreppe hinan in das erste Stockwerk, wo man uns im Vorsaale mittelalterliche Humpen so wie einen von der Decke herabschwebenden altdeutschen Kronleuchter zeigt. Durch zwei mit Glasmalereien geschmückte Flügelthüren tritt man in den Speisesaal, welcher die Ueberschrift führt: „Schwanen-Rittersaal," denn der Inhalt seiner Freskomalereien ist aus der, von den Minnesängern vielfach besungenen reichen Sage vom Schwanenritter genommen. Rechts an der Wand nimmt der fabelhafte Schwanenritter Abschied von den Seinigen, ehe er die Fahrt auf dem Rheine mit dem Schwanenschiffe beginnt; im zweiten Gemälde vernimmt der Kaiser, welcher über die Anklage, daß die Herzogin von Bouillon die Treue gebrochen, entrüstet ist, das Zeichen von der Ankunft des Schwanenritters, den Ton des Hornes, und im dritten Bilde erschlägt derselbe den Verleumder, den Grafen von Frankenburg, im Gottesskampfe, wodurch nach den Begriffen jener Zeit die Unschuld der Angeklagten dargethan war; im vierten vermählt sich der Sieger mit der Tochter der Herzogin von Nimwegen. Zwei Flügelthüren von Glas führen auf den Balkon, von dem die Aussicht in die reizvolle Umgebung natürlich noch ausgedehnter ist, als von der Terrasse. Aber auch die Fenster des Saales enthalten Glasgemälde, wovon ich blos den Inhalt des einen angeben will, welches darstellt, wie Kaiser Maximilian I., der bekanntlich nicht blos ein emsiger, ja verwegener Gemsenjäger, sondern auch ein Freund und Beschützer der Künste war (wie Du ja weißt, daß er in Nürnberg zum Erstaunen seiner Hofleute den Schuster und Dichter Hans Sachs besucht) dem berühmten Maler Albrecht Dürer beim Malen die Leiter gehalten. Aus diesem Saale kommt man links in den Schyrensaal, worin dieses ausgestorbene Geschlecht, das vor den Welfen und Wittelsbachern Baiern beherrscht hat, durch acht Freskobilder verherrlicht ist. Zuerst sieht man rechts, wie der Ahnherr des genannten Hauses, Herzog Luitpold, in dem Sturm auf das feste Lager der Normannen an der Dyle, bei Löwen im heutigen Belgien, 892 sich rühmlich auszeichnete. Im zweiten Bilde zwischen den Fenstern sehen wir, wie der starke Herzog Christoph von München den polnischen Riesen Lublin zu Landshut in Baiern 1475 im Zweikampfe erschlägt. Im dritten Bilde ist der bairische Geschichtsschreiber Johann Thurmayer, gewöhnlich nach seinem Geburtsorte Avensberg Aventinus genannt,

der 1534 ſtarb. Der Thür gegenüber iſt eine Scene aus den Kreuzzügen, in der Herzog Ludwig 1221 bei Kairo in Egypten gegen die Feinde zugleich und gegen die Wogen des Nil, deſſen Damm durchſtochen war, zu kämpfen hatte. Daneben gelobt derſelbe der Tochter des Böhmenkönigs, der ſchönen verwittweten Gräfin Ludmilla, die Ehe, 1204. Das ſechste Gemälde hat einen wichtigern und bekanntern Inhalt: es verherrlicht die welthiſtoriſch gewordene Verſöhnung des Kaiſers Ludwig IV. von Baiern mit ſeinem edlen Gegner, Friedrich dem Schönen von Oeſterreich, 1325. Der Prior zu Mauerbach reicht beiden vor ihm knieenden Fürſten als Zeichen der geendeten Feindſchaft die heilige Hoſtie. Das neunte Bild enthält eine Darſtellung des Siegesmahles nach der Schlacht bei Ampfing, am 18. Sept. 1322, wobei der ſiegreiche Ludwig IV. das einzige Gericht das in der ausgeplünderten Gegend aufzutreiben war, nämlich Eier, mit den bekannten Worten vertheilte: Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei — dies war nämlich der Anführer des bairiſchen Heeres geweſen. Das achte und letzte Gemälde zeigt uns, wie Otto von Wittelsbach mit Heinrich dem Löwen dem Kaiſer Friedrich I. Barbaroſſa, gegen den ſich die Römer empört hatten, und der tapfer von ſeinem Roſſe herabkämpft, hilfreich beiſteht, 1155. Ohne uns lange bei dem großen runden Marmortiſche aufzuhalten, in deſſen Mitte das bairiſche Wappen ſich befindet, um welches die Apoſtel, die Wappen bairiſcher Städte, die Planeten und Himmelszeichen und eine Menge Inſchriften kunſtvoll eingegraben ſind — ein Meiſterſtück in ſeiner Art aus dem Jahre 1591 — treten wir in den Erker des Löwenthurmes, theils um die mittelalterlichen Glasgemälde des Fenſters, theils und zwar mit noch größerer Luſt wieder einmal einen Blick in die zaubervolle, von jedem Standpunkte aus anders ſich darſtellende, mit Worten nicht zu beſchreibende, Umgebung werfen zu können. Das nächſte Zimmer verſetzt uns mit einem gewaltigen Sprunge nicht nur in eine andere Zeit, in die neueſte, ſondern auch in ein anderes Land, in den Orient; es iſt nämlich dieſes prunkvolle Schlafgemach ganz im orientaliſchen Stile ausgeſchmückt: die Betten ſind mit ſchweren Seidenvorhängen umhüllt, deren Goldſtickerei allein 5000 Gld. koſtete; die Meubles ſo wie die Kleinodien ſind Geſchenke des verſtorbenen Sultan Mahmud. Der gegenwärtige Beſitzer und Wiederherſteller dieſer Schwanenburg, der Kronprinz von Baiern, machte

eine Reiſe in den Orient einige Jahre vor ſeiner 1842 erfolgten Vermählung mit einer preußiſchen Prinzeſſin; daher ſind an den Wänden die ſchönſten, von ihm beſuchten Gegenden des Morgenlandes: Smyrna, Troja, Mytilene auf der Inſel Lesbos, die Meerenge der Dardanellen, durch welche ſoeben das Dampfſchiff brauſt, welches den bairiſchen Königsſohn an Bord hatte, ſo wie die ſiebenhügelige, bekanntlich in der ſchönſten Gegend der Welt an der Grenze zweier Erdtheile reizend gelegene Stadt Conſtantins, endlich die Sommerwohnung des Großſultans, Bujuckdere, zu ſehen. Rechts vom Fenſter iſt Mahmud II., von den Großen ſeines Reiches umgeben, dargeſtellt, wie er, das hohe Fez von rother Farbe mit gewaltiger blauer Troddel auf dem Haupte, dem ihn beſuchenden Kronprinzen bewillkommend entgegen geht. Daran ſtößt der feierliche Einzug des königlichen Brüderpaars, des Kronprinzen Max und des Königs Otto von Griechenland in die Hauptſtadt des jugendlichen Königreichs, Athen.

Nicht minder feſſelt den Beſchauer das Zimmer, welches an den Schwanritterſaal ſüdlich anſtößt und die Ueberſchrift trägt: „Ortsgeſchichte von Schwangau," die ich Dir natürlich erſt erzählen ſollte; doch wird ſie ſich bei der Aufzählung der einzelnen Gemälde ſchicklich anreihen laſſen. Zuerſt ſieht man, wie Georg v. Schwangau 1280 das Kloſter Raitenbuch beſtürmt; ſodann wie Conradin von Schwaben, der letzte männliche Sprößling aus dem eben ſo ruhmgekrönten als unglücklichen Kaiſerhauſe der Hohenſtaufen von ſeiner Mutter Eliſabeth Abſchied nimmt, welche in zweiter Ehe mit dem Grafen Meinhart von Tirol vermählt war und nun auf dieſer Burg wohnte. Die hier geſchilderte rührende Scene fällt in den Auguſt 1267. Welches Schickſal den 16jährigen Sohn Kaiſer Conrad IV. in Italien getroffen, daß er 1268 nach der Niederlage bei Tagliacozzo auf Befehl des Tyrannen Carl von Anjou zu Neapel öffentlich wie ein gemeiner Verbrecher hingerichtet worden, iſt weltbekannt. Im 3. Bilde ſehen wir den Ritter und Minneſänger Hiltebold von Schwangau, deſſen zarte Lieder in der maneſſiſchen Sammlung uns aufbewahrt ſind, mit zwei Ritterfräulein an den Ufern des genannten, von hier uns ſichtbaren Alpenſees ſpazieren gehen. Das 4. enthält die Darſtellung der Uebergabe der deutſchen Krone an Kaiſer Lothar von Sachſen, der von 1124—1137 regierte, an den Welfen, Herzog Heinrich den Stolzen in einen unweit von hier gelegenen

Dorfchen Breitenwang. Das 5. Bild zeigt uns, wie der verwundete Ritter Conrad von Schwangau 1310 nach dem ebenfalls in der Nähe gelegenen Dorfe Steingaden gebracht wird; im 6. wird Luther 1518 auf seiner Flucht von Augsburg in Hohenschwangau gastlich aufgenommen, und im 7. und letzten sehen wir Maximilian I. sich mit dem berühmten deutschen Satiriker Gailer von Kaisersberg in dem Städtchen Füssen im Jahre 1519, dem letzten Lebensjahre dieses ritterlichen Fürsten, unterhalten.

Daran reihen sich die sogenannten Bertazimmer, in welchen die interessante Sage über die Geburt des ersten und größten aller deutschen Kaiser bildlich dargestellt ist. Diese Sage heißt: König Pipin habe lange Zeit in seiner Burg Weibenstephan gewohnt. Der König von Karlingen trug ihm seine Tochter Berta zur Gemahlin an, und da ihm das Bild derselben gefiel, so schickte er seinen Hofmeister, um die Braut für ihn zu werben und heimzuführen. Der eigensüchtige Abgesandte aber beschloß, die Königstochter zu ermorden und statt ihrer sein eigenes Kind seinem königlichen Herrn als Gattin unterzuschieben. In der Nacht vor der Ankunft bei König Pipin stahl der Hofmeister der schlafenden Berta die Kleider, legte sie seiner Tochter an und übergab sie Pipin als Gemahlin, der sie natürlich, diesen Betrug nicht ahnend, als solche annahm. Die eigentliche Berta wurde zwei Knechten übergeben, die sie in die Wildniß führen und dort ermorden sollten. Allein wie bei der Genoveva erbarmten sich die Knechte der Königstochter, tödteten statt ihrer ein Hündchen, tauchten das Hemde derselben in das Blut und brachten dieses sowie die Zunge des Hundchens als Zeichen des pünktlich vollzogenen Befehls ihrem Herrn, dem Hofmeister und jagten die unglückliche, aber doch mit dem Leben davon gekommene Königstochter in den Wald, wo sie, nachdem sie mehrere Tage herumgeirrt, endlich von einem Köhler als Magd aufgenommen wurde. Dieser brachte sie in die sogenannte Reismühle bei Gauding, wo sie mehrere Jahre die niedrigsten Dienste verrichten mußte. Nach 7 Jahren verirrte sich König Pipin auf der Jagd und kam endlich, blos von einem Knecht und seinem Astrologen begleitet, in diese Reismühle, wo sie sich als Kaufleute ausgaben und um ein Nachtlager baten. Der Sterndeuter las in den Sternen, daß der König noch diese Nacht am Herzen seines ehelichen Weibes liegen, und daß dieselbe einen Sohn empfangen würde, dem die Herrschaft über Christen und

Heiden bevorstehe. Der König fand dies unmöglich, da er so weit von seiner vermeintlichen Gemahlin entfernt sei. Da aber der Sternseher dabei blieb und hinzusetzte, daß es dieselbe Hausfrau sein werde, die ihm vor sieben Jahren angetraut worden sei, so wurde der Müller zur Rede gestellt, der endlich gestand, daß eine Magd gerade 7 Jahre bei ihm diene, welche er trotz ihres Sträubens dem Könige vorstellte, der sie an dem Ringe erkannte, den er ihr durch den gewissenlosen Hofmeister geschickt hatte. Am andern Morgen, als der König nach Freising zurückeilte, trug er dem Müller auf, unterdeß für seine Gemahlin zu sorgen, untersuchte an seinem Hofe die Sache genau, und ließ den Hofmeister hinrichten, dessen Frau lebendig einmauern, und, da die bisherige Königin bald darauf aus Zorn starb, so war auch das letzte Hinderniß der engen Verbindung mit seiner eigentlichen Gemahlin, welche 7 Jahr von ihm getrennt gewesen war, aufgehoben. Pipin zog nun gegen die Heiden, und als er siegreich nach Hause zurückkehrte, begab er sich mit einem glänzenden Gefolge zur Reismühle hinaus, fand hier seine Gemahlin, und ihr, soeben gebornes Kind, welche beide er nach dem Frankenlande brachte, wo sie gekrönt wurden. Das in der Reismühle geborene Kind wurde Karl getauft und ist in der Folge nicht blos König der Franken und der Deutschen, sondern auch der erste Kaiser der Römer geworden und als Karl der Große heute noch gefeiert. Im ersten Gemälde sehen wir nun die Tochter des Königs der Bretagne, Berta, wie sie von den gedungenen Mördern verschont, im Walde verlassen, endlich in der Reismühle Aufnahme findet; im 2. wie sich Pipin auf der Jagd verirrt, im 3. wie das Jagdgefolge den König vermißt, im 4. sitzt Berta am Webstuhle, im 5. ist sie gerettet und zieht mit ihrem Kinde Karl unter festlichem Gepränge auf der Burg bei Freising ein. Aus diesem Erker kommt man in das sogenannte Damenzimmer, an dessen Wänden eine der edelsten, deutschen Frauen, Agnes, die Tochter des Grafen Theodorich von Wasserburg, in den Hauptmomenten des menschlichen Lebens: als Kind, als bräutliche Jungfrau, wie sie mit dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach vermählt wird, als blühende Mutter im Kreise blühender Kinder („und lehret die Mädchen und wehret den Knaben"), als Wittwe im Trauergewande zur bildlichen Erscheinung gekommen ist. Im zweiten Stockwerck ist der Heldensaal, der die ganze Länge des Schlosses einnimmt und wo 16 nach

v. Schwind's Compositionen von Neher, Glinick u. a. ausgeführte Gemälde aus der Wilkina-Sage zur Beschauung einladen: Siegfried's Tochter schleicht heimlich zu ihrem Geliebten Dietlieb, und steckt ihm, der sie am folgenden Tage sich erkämpfen soll, den bezaubernden und siegbringenden Stein zu; Sissilie mit ihrem neugeborenen Kinde, dem nachherigen Siegfried dem Schnellen. Wie Herbart der Brautwerber um Hilda, des englischen Königs Artus Tochter, für seinen Herrn Dietrich von Bern, dessen Bild er absichtlich in verzerrten Zügen an die Wand malt, um die Königstochter, die ihm ausnehmend gefallen, für sich zu gewinnen; wie König Osantrix seiner Braut Oda den goldenen Schuh anlegt. Der Kampf Dietrich's von Bern und Hildebrand's von Venedig gegen ein Riesenpaar; die Versöhnung nach dem Zweikampfe. Ueber der Thür wird die Königin der Nibelungenlande bei der Umarmung ihres Gemahles Aldrian von einer Elfe überrascht. Die Töchter des Königs Osantrix werden von zwei Rittern entführt, und zwar Erka für Attila, Berta für Rüdiger. König Ermanrich's Festmahl in Rom. Die Rettung Sintrams, der schlafend von einem Drachen überfallen war, durch seinen Freund Dietrich; im folgenden Bilde flüchtet derselbe vor König Ermanrich aus Verona; Wolfriana mit dem Zauberringe; Herburg wirft ihrem Geliebten, dem Königssohne Appolonius, als Zeichen ihrer Zuneigung einen Apfel zu. Die Hunnenkönigin Erka rüstet ihre Söhne zum Kampfe. Wieland, der Schmied, entflieht in einem Flügelkleide dem Könige Niedung; endlich der Sieg Gansport's an der Mosel über den König Ermanrich.

Bekanntere, und daher Dich mehr ansprechende Begebenheiten enthalten die 6 Gemälde des folgenden Saales, dessen Ueberschrift ich blos zu nennen brauche, um Dir das Herrlichste, was das Mittelalter hervorgebracht, auf der Stelle vor die Seele zu zaubern: „Hohenstaufensaal.“ Da siehst Du, wie das reiche und stolze Mailand nach langer Gegenwehr **1162** vor Kaiser Barbarossa sich demüthigt, wie das unglückliche Volk aus dem geöffneten Thore sich hinausdrängt, mit Stricken um den Hals; Du siehst desselben, unterdeß grau gewordenen, Kaisers glänzenden Sieg über die Ungläubigen bei Iconium **1190**; auf dem dritten Bilde seinen allzu frühen Tod in den Wellen des Flusses Seleph in Syrien, wenige Tage nach dem genannten Siege **1190**. Du siehst im 4. Bilde, wie Barbarossa's nicht minder kampflustiger

und berühmter Enkel, Kaiſer Friedrich II., 42 Jahre nach der Eroberung Jeruſalems durch Saladin ſein, bei der Kaiſerkrönung zu Aachen gethanes Gelübde eines Kreuzzuges, wenn auch etwas ſpät, löſet, und trotz des päpſtlichen Bannes die heilige Stadt 1229 den Chriſten gewinnt; im fünften iſt dargeſtellt, wie der letzte Hohenſtaufe, Conradin, nach der Niederlage bei Tagliacozzo ans Meer gelangt, hier aber von dem Römer Frangipani gefangen und an den grauſamen Carl v. Anjou in Neapel ausgeliefert wird, 1268. Endlich Enzio's lebenslängliche Gefangenſchaft zu Bologna ſchließt dieſe Gemäldereihe. Im Taſſo-Zimmer iſt die liebliche Epiſode aus Taſſo's befreitem Jeruſalem „Rinaldo und Armida" zur bildlichen Erſcheinung gebracht, während eine Zwiſchenwand, die von Cedernholz zierlich geſchnitzt iſt, aus welchem ſeltenen, ſchön ausſehenden und wohlriechenden Holze auch die übrigen Meubles, Tiſche, Stühle, Bettlade beſtehen, die außerdem mit ſilbernen Zierrathen geſchmückt ſind. Rechts vom Heldenſaal tritt man in ein Gemach, das in ſechs Bildern von Lindenſchmitt, einwürdiges Seitenſtück zu den Hohenſtaufen, die Geſchichte der Welfen enthält. Mit Recht ward der Freund und nachherige Gegner Friedrich I., der Herzog Heinrich der Löwe als Repräſentant des ganzen Welfenſtammes angenommen, und wir ſehen hier, wie er 1158 München gründet, dort 1170 die noch heidniſchen Slaven beſiegt und bekehrt, in welchem Bemühen ihm die Prieſter beiſtehen, indem ſie den heiligen Hain niederhauen, während er die Beſiegten ſchaarenweiſe in den Schwerinerſee zur Taufe treibt. Im dritten Bilde ſehen wir den Löwen auf ſeiner Rückkehr aus dem heiligen Lande vom Sultan von Iconium, der die Tapferkeit auch an dem andersgläubigen Feinde zu ſchätzen wußte, 1172 zu Iconium gaſtlich aufgenommen. Im vierten iſt der folgenreiche Abſchnitt aus des Löwen Leben abgebildet, wo er zu Partenkirch die Bitte des Kaiſers, länger beim Heere in Italien zu bleiben, übermüthig abwies, ja ſich nicht einmal durch den Fußfall des Kaiſers von ſeinem Vorhaben abbringen ließ. Heinrich hebt den Kaiſer auf. Die Kaiſerin tritt zu dem Gatten, ihn zu tröſten verſuchend. Die Folge dieſes Uebermuthes war die Niederlage des Kaiſers bei Legnano 1180, die Aechtung des Welfen, des Gründers von München, Braunſchweig und Lübeck, deſſen Geſchlecht Braunſchweig ſpäter wieder erhielt, während Baiern an das Haus Wittelsbach kam, welches heut noch daſelbſt herrſcht.

Im fünften zieht der Löwe 1180 mit seinen gefangenen Gegnern in Braunschweig ein, und im sechsten und letzten liegt er auf dem Sterbebette, 1195, wie die Sage geht, selbst durch den daneben einschlagenden Blitz nicht erschüttert.

Das daranstoßende Erkerzimmer hat die Ueberschrift: Autharis-Zimmer, weil es die von Paul Warnefried erzählte Sage von dem genannten Longobardenkönige an der Rückwand, dem Fenster gegenüber, darstellt: Der König schickte Boten an den Hof des Baiern-Herzogs Garibald, um sich dessen Tochter Theodelinde als Gattin anwerben zu lassen. Sein Wunsch ward erhört; da aber die zurückkehrenden Boten unerschöpflich im Lobe der Schönheit der Prinzessin waren, so entbrannte die Neugier in dem jungen Könige, seine Braut noch vor dem festgesetzten Termine persönlich kennen zu lernen. Er schickte daher abermals eine Gesandschaft nach Baiern und schloß sich selbst unbekannt derselben an, welche List ihm besser gelang als später Peter dem Großen von Rußland, der auch in Gesellschaft seiner Gesandten inkognito, aber so, daß jedermann ihn kannte, Deutschland durchzog. Am baierischen Hoflager angekommen führte Autharis im Namen der Gesandschaft das Wort, daß er von seinem Könige und Herrn gesendet sei, um ihm ausführlichen Bericht über seine Braut zu hinterbringen. Die Prinzessin ward gerufen, und Autharis von ihrem bezaubernden Anblicke so entflammt, daß er beinahe aus der Rolle gefallen wäre, denn er rief: Wohl ist sie werth, daß sie über uns herrsche, — und erbat sich von ihr den Becher zum Trunke. Theolinde füllte ihn, reichte ihn zuerst dem Aeltesten und dann dem Könige, der bei Zurückgabe desselben Theodelindens Finger berührte, ohne daß es die Andern merkten. Sie erröthete und erzählte das Vorgefallene ihrer Amme, die den echtweiblichen Schluß daraus zog, daß dieser kühne Jüngling der König selbst gewesen sein müsse, denn ein Geringerer würde dies nicht gewagt haben. Bei der Abreise gaben die Baiern den Longobarden bis an die Reichsgrenze das Geleit. Beim Abschiede erhob sich der Longobardenkönig im Steigbügel und schleuderte seine Streitart mit gewaltiger Kraft in einen Baum und rief: Solche Würfe thut Autharis! Daran erkannten ihn die Baiern, und diese Vermuthung wurde zur Gewißheit bei der kurze Zeit darauf auf dem Sardisfelde unweit Verona mit großer Pracht gefeierten Vermählung. Daher erblickt man auf dem ersten Bilde die liebliche,

an Zartheit kaum ihres Gleichen findende Scene, wie Autharis der Prinzessin beim Darreichen des Pokals den Finger leise streift, wodurch sie mit holder Schamröthe übergossen wird. Die Inschrift dieses Gemäldes heißt: Longobarden und Baiern vereint durch Autharis und Theodelinde. Im zweiten Bilde neben der Thür schleudert er die Streitaxt in die Eiche, und auf der entgegengesetzten Seite im dritten, wie das schüchterne Mädchen der Amme die große Kühnheit des fremden Mannes klagt, während im vierten und letzten sie den scheidenden Gesandten nachblickt und Bojoaren mit der Art des Longobarden zurückkehren. In einem anstoßenden Gemache ist das Ritterleben aus dem Mittelalter in charakteristischen Scenen so trefflich dargestellt, daß man beim Verlassen dieser Gemälde ein Stück Mittelalter durchlebt zu haben glaubt. Der Inhalt dieser lieblichen Scene wird am besten durch die, den einzelnen Bildern beigefügten Verse bezeichnet. Da lies't man über der zweiten Thür:

„Des Ritters Dienst, der Waffen Ehr' und Zier,
Die Falkenjagd auf leichter Heide,
Der Liebe Freud' und Leid erschienen hier
Im Farbenglanz zur Augenweide.
Sie sind die Bilder einer schönen Zeit,
Der Minneseligen Vergangenheit."

Und so sieht man, wie der kleine Knabe reiten lernt, wie er bei Beginn des Jünglingsalters seine erste Waffenwache hält, wobei mir unwillkürlich die drollige gleichnamige Scene aus Don Quirote einfiel; unter unserem Bilde stehen folgende Zeilen:

O heilige Nacht,
Der Waffenwacht:
Zum Streit, zur Schlacht
Hilft Gottes Macht!"

Sodann folgt die schöne Begebenheit, der Lohn tapferer Thaten, die Ertheilung einer Ehre, von der Du weißt, daß sie Franz I. von Frankreich auf dem Schlachtfelde gegen die Schweizer von Bayard, dem Ritter ohne Furcht und Tadel, zu Theil wurde, ich meine den Ritterschlag, worunter man folgende Verse lies't:

„Dem Fürsten sei Dein Schwert geweiht,
Die Seele Gott in Ewigkeit,
Dein Herz der Liebe treu und rein,
Willst Du ein wahrer Ritter sein."

Im vierten Bilde ist das Turnir beendigt, und der Sieger begibt sich auf den Balkon, wo die Frauen versammelt sind, um aus der Hand der Schönsten den Dank zu empfangen. Im fünften sehen wir den ritterlichen Zug über Berg und Thal dem frohen Waidmannswerke, der Falkenjagd nacheilen, und am sechsten hätte man passender folgende Worte unterschreiben sollen:

O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seeligkeit.

Im 7. Bilde nimmt der Ritter Abschied von den Seinen, denn er hat das Kreuz genommen, welches man auf seinem Mantel erblickt, um das heilige Land von den Ungläubigen befreien, um den Boden, den der Erlöser mit seinem Blute gefärbt, den Christen wieder erobern zu helfen:

„Die Fahne weht im frischen Wind',
Lebt wohl! lebt wohl! mein Weib und Kind!
Gott will es: Weib getröste Dich,
Das heilige Kreuz beschützet mich."

Daher sehn wir ihn in der nächsten Abbildung im Kampfe gegen die Sarazenen, wie er geraubte Jungfrauen den an Zahl, aber nicht an Muth ihm überlegenen Ungläubigen entreißt; und im letzten, wie er gebräunt und mit mancher Narbe bedeckt, sein Weib und den zum Knaben schon herangereiften Sohn in seiner Burg umarmt:

„O Wiedersehn, wie hold bist Du!
Wie süß die edle Waffenruh.
Willkommen Schloß und Weib und Sohn,
Hier ist des Sieges schönster Lohn!"

Endlich verdienen wohl auch die über dem Kamine stehenden Verse einer Erwähnung:

„Wenn grünes Waldgebirg' durchzieht
Die Fee im Mondlichtschein,
Und eine Schaar von Elfen flieht
Durch den bewegten Hain.

Dann steigt herauf die Ritterzeit,
Das Zauberhorn erschallt,
Und in dem Schlosse unentweiht
Der Geist der Liebe wallt.

Ist auch die goldene Zeit dahin,
Wo Frauenehr' das Losungswort,
Doch laßt für sie das Schwert uns zieh'n,
In edlen Seelen lebt sie fort.

Ich sehe ahnend sie ersteh'n,
Wo, Frauen, euch das alte Recht,
Wo wieder euch die Welt versteh'n,
Und huldigen wird ein neu Geschlecht."

Das Gegenstück zu diesen Darstellungen ist im dritten Stockwerke, wo das Leben der Frauen im Mittelalter abgebildet ist, wie schon das zarte Mädchen im Lautenspiel unterrichtet wird, im Winter mit weiblichen Arbeiten sich beschäftigt, wie der Anblick eines Ritters in ihr Liebe erweckt, oder, um mit dem Dichter zu sprechen:

„Ritters Anblick hat ihr Herz durchdrungen
Plötzlich, wie am Licht die Blum' entsprungen,
Hat die erste Liebe sie bezwungen."

Unter dem vierten Bilde liest man folgende Worte:

„Vater kämpft im heiligen Land,
Mutter dreht ihr Rädchen,
Die zur Gottesfurcht ermahnt
Und Geduld das Mädchen."

In dem fünften wallt ein Pilger heran, der zwar aus dem fernen Morgenlande kommt, aber denen, welche ihn um die Ihrigen fragen, keine bestimmte Antwort geben kann. Im folgenden Bilde wird der Minnesänger, der auf der Harfe spielt, von den Frauen reichlich belohnt und unter dem 7. liest man folgende Worte:

„Mutterfreuden, Mutterschmerzen,
Söhnlein sehnt sich nach Gefahren,
Muth und Jagdlust frisch im Herzen,
Wird er, was die Ahnen waren." —

Kurz man findet hier eine Bestätigung des deutschen Sprichworts: Was die Alten sungen, zwitscherten die Jungen. Unter dem achten und letzten steht:

„Mahnend ertönt das Jagdhorn den Frauen,
Lustig zu jagen auf Triften und Auen.
Doch ziehen sie wieder mit sehnendem Blick
In Weidmannsgefolge zur Heimath zurück."

So hätten wir denn das merkwürdige Ritterschloß durchwandert, und Du wirst begreiflich finden, daß wir von Bewunderung über die sinnige Auswahl und entsprechende Ausführung erfüllt waren, welche die Künstler ihren Darstellungen zu geben sich bestrebt hatten. Du siehst also, daß die Kunst, wenn auch einst der jetzige König von Baiern zu seinen Vätern wird versammelt sein, daselbst nicht verwaist dastehen wird, denn der edle Königssohn Maximilian scheint nicht blos, sondern ist schon in die Fußtapfen seines kunstsinnigen Vaters getreten. Wenn Seneka's sinniger Ausspruch, daß man aus der Wohnung auf den Charakter des Erbauers, des sie Bewohnenden schließen könne, wahr ist, so haben sowohl der König von Baiern als auch sein Sohn nicht Ursache, ihre Wohnungen den Fremden zu verschließen, was sie auch nicht thun. Namentlich macht diese Schwanenburg einen unvertilgbaren Eindruck. Noch nie bin ich von dem organischen Zusammenhange und den Herrlichkeiten des Mittelalters so durchdrungen worden, als durch den Besuch der Schwanenburg: „Die widersprechenden Neigungen des menschlichen Herzens, deren Kampf die Menschenbrust hin und her bewegt, Freude an der Heimath und Streben in die Ferne, Sehnsucht nach Ruhe und Freude am Kampfe, Beschränkung und Schrankenlosigkeit, Endliches und Unendliches scheinen im Ritterthume mehr als in irgend einer andern Form des Daseins gelöst und ausgeglichen worden zu sein, und der deutsche, in Waffen und Jagdlust heranwachsende Knabe, der Jüngling, den die Liebe an die Heimath zu fesseln versucht, während Kriegslust und Lehnspflicht ihn zu Kreuzzügen und Romfahrten rufen; der Ritter, der nach langen Mühen endlich in die Halle seines Stammhauses zurückkehrt, voll Hoffnung, bald eine holde Braut in dieselbe zu führen; der patriarchalische Grundherr, der als Fürst unter seinen Hintersassen wandelt, der Familienvater des edlen Geschlechts, der gewiß ist, daß über der Asche seiner Väter kein Fremder sich einen Herrn nennen wird, sind selbst Zeitaltern ganz anderer Bestrebungen Gestalten voll Sehnsucht erregenden Zaubers geworden, deren wunderbare Kraft in einem auf alle germanischen Naturen mehr oder minder stark einwirkenden Familienzuge liegt."

Wie sinnig sind die reichen Lokal-Sagen benutzt! Der Stoff ist so bedeutend, daß ich mich nicht näher einlassen kann, ich muß vielmehr auf ein treffliches Buch verweisen, welch 3 einer der

berühmteſten deutſchen Geſchichtsforſcher 1842 unter folgendem Titel herausgegeben hat: Die goldene Chronik von Hohenſchwangau, durch Joſeph Freiherr von Hormayer-Hortenburg, welches Geſchichtswerk ſich wie ein letzter Geſang dem Epos von Hohenſchwangau anreiht. Den Namen Chronik führt das Buch deshalb, weil es alles das, was in der Nähe dieſes vielfach intereſſanten Standpunktes ſich zugetragen, nach Jahresabſchnitten in einfacher Darſtellung erzählt. So findet man von den dunklen Zeiten des früheſten Mittelalters über die bedeutendſten Geſchlechter der deutſchen Geſchichte, über die Schyren, Welfen, Hohenſtaufen und Wittelsbacher die betreffenden Nachrichten zu einem ſchönen Geſammtbilde geordnet, ſo wie von dem mongoliſchen Zuge, Scenen aus der Reformationszeit, Roheiten aus den Bauernkriegen, den furchtbaren Jammer des 30jährigen Krieges, die Verwickelungen Baierns in den ſpaniſchen und öſterreichiſchen Erbfolgekriegen, kurz bis in die neueſten Zeiten mit Wärme erzählt, denn es fehlen auch nicht die bei Sendlingen erwähnten Mordweihnachten und die Kriege der Tiroler gegen die Baiern. Hoffentlich iſt Dir der Verfaſſer, der 1781 zu Innsbruck geboren wurde und 1809 den Tiroler-Aufſtand gegen die Franzoſen und Baiern leitete, nun aber in Bairiſchen Dienſten gegenwärtig als Geſandter in den Hanſeſtädten ſich befindet, ſchon aus ſeinen vielen Schriften bekannt, von denen ich blos ſeinen öſterreichiſchen Plutarch, d. h. Lebensbeſchreibungen der berühmteſten Oeſterreicher in 20 Bänden, ſeine Geſchichte der neueſten Zeit in 3 Bänden, ſeine Geſchichte Wiens in 9 Bänden, ſein hiſtoriſches Taſchenbuch, von dem wir ſchon mehr als 30 Jahrgänge beſitzen, hier namhaft machen will. Als Probe von dem unterhaltenden und reichen Inhalte der goldenen Chronik mag folgende ziemlich willkürlich ausgewählte Stelle S. 132 dienen, wo vom Jahre 1396 die Rede iſt. Es iſt die Rede von der merkwürdigen Schlacht bei Nikopolis am 26. September 1396, welche der Sultan Bajazeth über die aus verſchiedenen chriſtlichen Völkern des Abendlandes beſtehende Armee gewann. Unter den beſiegten Chriſten waren die Ungarn unter ihrem Könige Siegismund, die Franzoſen unter dem Connetable Boucicault, Baiern unter dem Pfalzgrafen Rupert, dem ein Reichertinger zur Seite ſtritt. Des Reichertingers Diener, Johannes Schildberger aus München, ward von den Türken gefangen und machte als Sklave alle Feldzüge Bajazeths mit,

zuerſt als Läufer, nach 6 Jahren aber zu Roß. Er entfloh einſt mit 60 Mitſklaven. Schon hatten ſie zwei volle Tage Vorſprung in der bekannten Gegend unter vielen Entbehrungen und Leiden. Aber 500 Saphis holten ſie am dritten Tage ein. Bei Samſun ſah Schildberger eine große Schlacht zwiſchen vielen Tauſend Waldnattern und Meerſchlangen, in welchem die Nattern ſiegten, nachdem ſie von Sonnenaufgang gekämpft. Er ſah die entſetzlichen Grauſamkeiten der Kriege Bajazeths und Tamerlans, wie dieſer in Ispahan Alles über 14 Jahre erwürgte, von den Köpfen der Erſchlagenen eine Pyramide baute und die Kinder unter 7 Jahren auf's Feld hinausſchleppen ließ unter die Hufe ſeiner Roſſe. Tamerlans Enkel Abbubabir ſchoß mit dem Pfeil durch eine Radſchiene und hieb einen dreijährigen Ochſen auf Einen Streich in zwei Theile. Die tatariſche Fürſtin Sadumelik, die mit 4000 Weibern wider einen andern Tatarfürſten, der ihren Gatten getödtet, auszog, ſah Schildberger dieſen beſiegen, fangen, und mit Einem Streiche ſeinen Kopf vor die Füße legen. Im Gebirge ſah er die Zauberburg mit der ſchönen Jungfrau und dem Sperber, wo jedem ein Wunſch gewährt wird, doch nichts Unrechtes, ſonſt wird er verflucht. Schildberger und ſeine Genoſſen zogen bei der Sperberburg ſich bekreuzend vorüber. Nur Einer wollte das Abenteuer beſtehen. Die Andern widerriethen es als helles Teufelswerk. — In Chorasan ſah Schildberger einen 350jährigen Greis, der zum Drittenmale Zähne bekommen und einen Bart bis auf die Knie hatte. Er ſah, wie die Tataren das Fleiſch unter dem Sattel mürbe reiten, und wann es ihnen gebricht, ihren Roſſen zur Ader laſſen und das Blut ſaufen. Er ſah auch die Brieftauben und auf dem Hafenthurm zu Alexandria den übergroßen Spiegel, darin man Alles ſah, was der Feind in Cypern vorhatte. Den Spiegel zerbrach ein Prieſter, dem man dafür das beſte Bisthum verſprochen, und der vom Papſt die Erlaubniß erhalten, zum Schein ein Götzenpfaffe zu werden. — St. Catharinenkloſter mit ſeinen griechiſchen Mönchen iſt auch gar ſeltſam. Sie faſten immer fort. Stirbt ein Mönch, ſo löſcht eine Ampel von ſelbſt aus. Nach dem Tode jedes Abtes findet man auf dem Altar einen Brief, darin ſteht, wer ihm folgen ſoll. Für die Tauſende von Ampeln haben ſie immer Oel genug, denn wie die Oelbeeren reif werden, kommen alle Vögel des Landes zuſammen; jeder bringt in ſeinem Schnabel einen Aſt auf St. Catha-

rinenberg. — In Egypten war ein Riese, dessen Schienbein legte man in Arabien als Brücke über einen Felsenpaß, so hoch, daß man den unten sich durchdrängenden Strom nie sieht und nie brausen hört. Der Riese trug einmal so viel Holz nach Kairo, daß man alle Backöfen der Stadt damit heizen konnte. Dafür bekam er 12000 Brote. Die fraß er auf Einem Sitz. „Wär es nicht dem also, so thät ich es nicht schreiben", sagt der gute Schildberger. — Zu Papst Sylvesters Zeiten war in den Bergen hinter Rom eine Drache und ein Einhorn. Diese Ungethüme thaten den Vorüberziehenden viel Unangenehmes, besonders jenen, welche sie auffraßen. Der Papst Sylvester erfreute sich der Ehre genauer Bekanntschaft mit dem Könige von Armenien. Seine armenische Majestät war in der Stärke und vielleicht auch außerdem ganz gleich mit vierzig Ochsen. Allerhöchstdieselben flehten den Herr Papst inniglich um Erlösung, faßten sich aber doch ein eigenes, apartes Herz, gingen ganz pfiffig hinaus und trafen glücklicher Weise den Lindwurm und das Einhorn, wie sie ganz rasend durch Klauen und Zähne ihr droit divin mit einander plaidirten und parlamentirten. Da schlug der König dem Lindwurm geschwind das Haupt ab. Das Einhorn, dadurch aus dem Gleichgewicht gebracht, stürzte rücklings über den Felsen. Der König von Armenien schickte dem Kaiser in Constantinopel Hilfe wider die Tataren und schlug sie. Die Griechen waren aber undankbar gegen ihre Retter und bewirtheten sie köstlich durch drei Tage, legten jedem eine Jungfrau zu, des Sinnes, in der Brautnacht Alle zu ermorden. Das geschah ihnen denn auch bis auf einen Einzigen, den seine Bettgenossin gewarnt hatte, daß er floh. Darob strafte der König die Griechen mit blutigem Krieg und fing ihrer einen solchen Schwarm, daß man um eine Zwiebel dreißig Griechen kaufte. Endlich gelang es Schildbergern doch, aus Mingrelien mit fünf Andern zu entfliehen. Er kam an's schwarze Meer — und nach langer Irrfahrt (von Muscheln, Meerspinnen und Meerkrebsen kümmerlich lebend), endlich zum griechischen Kaiser, der kaum glauben wollte, daß er ein Gefangener von Nikopolis sei, und ihn nach Galacz überführen ließ. Von dort kehrte er mit Regensburger Kaufleuten in die Heimath durch Polen und Schlesien, über Lublin, Krakau, Breslau, Eger, Regensburg, Landshut und Freising nach München."

Der größte Theil des Vormittags war begreiflicher Weise in

dieſer intereſſanten Beſchäftigung zugebracht worden. Wir traten ſodann den Rückweg an, und beſuchten den höchſt ſehenswerthen Waſſerfall des Lech, welcher unweit von der Stadt Füſſen von einer beträchtlichen Anhöhe in ſchauervolle Tiefe mit großem Geraufch ſich ſtürzt. Ganz in der Nähe iſt der ſogenannte Magnus-Tritt, d. h. die Stelle, wo der Fels wie mit Gewalt zerſpalten iſt, in welcher Kluft der grünliche Lech dahinbraust: eine noch neue hölzerne Brücke verbindet die beiden Felſenufer, auf deren einem ein kleines eiſernes Kreuz zum Andenken an den heiligen Magnus ſteht, welcher hier über die Kluft geſprungen und einen Drachen getödtet haben ſoll. Er war der erſte Verbreiter des Chriſtenthums in dieſer Gegend, ein Begleiter der heiligen Kolumban und Gallus, und der Stifter des nach ihm benannten Benedictinerkloſters in Füſſen, welches, obwohl aufgehoben, heute noch ſteht*). Hoch auf dem Berge hart an der Stadt thront das thurmreiche Schloß. In dem erwähnten Benediktinerkloſter, das wir nach Tiſche beſuchten, findet man am Eingange rechts folgende Inſchrift:

> St. Pippinus primus dux Neustriae
> a S. Magno inchoatum anno domini 628.
> ample fundavit anno domini 609. S. Ca-
> rolus Magnus imperator regie auxit anno
> domini 770.

Rechts davon ſteht die Büſte Karl des Großen, links die des Königs Pipin. Ja das Wirthshaus ſelbſt, in dem wir einkehrt waren und das zum goldenen Poſthorn heißt, hat in der Geſchichte eine Rolle geſpielt, denn man ſieht links im Hauptzimmer über dem Eingange in einem Nebengemach ein Oelgemälde, welches die Stadt Füſſen darſtellt, worauf folgende Worte ſtehen, die aber blos ihres hiſtoriſchen Werthes wegen hier angeführt werden:

> „Eurova ſingt das Freudenlied:
> Was man ſobald geglaubet nimmer,
> Geſchahe doch, es wurde Fried,
> Und zwar in dieſem Zimmer.

*) Vergl. v. Koch-Sternfeld's Beiträge zur deutſchen Länder-, Völker-, Sitten- und Staatenkunde, deren erſter Theil von der Vorgeſchichte und Geographie von Oberſchwaben handelt. Und: Der heilige Magnus, Apoſtel des Algäues, nebſt Rückblicken auf Gall und Columban, von Tafrathshofer. Kempten, 1842.

Hier ward der tapfern Guelfen Haus
Mit Oeſterreich geſöhnt aus.
Es grüne Baiern und dem nichts gleich,
Das höchſte Haus von Oeſterreich.

Füſſen, den 24. April*) 1745.

Es iſt damit der Friede gemeint, welcher die, nach dem Tode des letzten Habsburgers, Kaiſer Karl VI. entſtandenen Kriege zwiſchen Oeſterreich und Baiern, deſſen Kurfürſt unter dem Namen Karl VII. zum deutſchen Kaiſer erwählt worden, der aber ſchon am 20. Januar 1745 geſtorben war, beendigte. Maria Thereſia gab alle in Baiern gemachten Eroberungen zurück, während der achtzehnjährige Kurfürſt Maximilian Joſeph, Kaiſer Karls VII. Sohn und Nachfolger in Baiern, allen Anſprüchen auf die öſterreichiſche Erbfolge entſagte und dem Großherzoge Franz von Toscana, dem Gemahl der Maria Thereſia, ſeine Stimme zur Kaiſerkrone verhieß.

VII.

Conſtanz, Freitag, den 1. September.

Es mochte Nachmittag gegen 4 Uhr ſein, als wir von Füſſen aufbrachen, um über Kempten nach dem Bodenſee unſre Reiſe fortzuſetzen. Daß ich von dieſer Stadt nichts erzähle, rührt davon her, weil ich ſie um Mitternacht durcheilt bin, und Du ſollſt hier blos erfahren, daß ein drolliger junger Kaufmann aus dieſer Stadt ſich zu uns geſellte und die Reiſe bis Schaffhauſen mitmachte. Von Kempten an beginnt das fruchtbare Allgäu, der ergiebigſte, ja einer der ſchönſten Theile des ſchönen Schwabenlandes. Hier blühet, nach den Verſicherungen meines neuen, den köſtlichen ſchwäbiſchen Dialekt ohne alles Bedenken redenden Begleiters, der Käſe- und Butterhandel; es gibt hier in manchen Dörfern Bauern, von denen jeder 5 bis 600 Kühe hat, deren Werth ſich durchſchnittlich auf 100 Gulden das Stück beläuft. Du ſiehſt

*) C. A. Menzel gibt im 10. Bande ſeiner neuern Geſchichte der Deutſchen Seite 450 den 22. April als Datum des Friedensſchluſſes an. Das Bild zu Füſſen hat wie oben gemeldet, den 24. April.

also, daß wir nicht weit von der Schweiz entfernt sind, denn dies sind schon Präliminarien von ihr, die ihre Nähe wittern lassen. Bei einem Pferdewechsel, als wir sämmtlich ausgestiegen waren, fand der Kemptner Probereiter seinen bisherigen Platz von einem Unberufenen besetzt, und rief daher unwillig: „Wo sitzet denn ich?“ Vergebens suchten wir ihm zu beweisen, daß die Frage nicht so leicht zu beantworten sei, wo das Ich sitze; nach Einigen im Kopfe, nach Andern im Herzen; da es aber genug kopf- und herzlose Leute gebe, so könne es weder im Kopfe noch Herzen sitzen u. s. w. Denkst Du, daß der Pickelhäring auch nur eine Miene zum Lachen verzog? Diese Gründe und Gleichnisse lagen weit über seinen engen Horizont hinaus. Hingegen war er anzuhören, wenn von seinem Metier, dem Handel, so wie von Lokal-Kenntnissen die Rede war. — Die Gegend ist sehr uneben, und daher wird die Eisenbahn, die man von Lindau aus über Kempten nach München oder Augsburg, was noch unentschieden ist, nächstens auf Staatskosten bauen wird, große Schwierigkeiten zu überwinden haben.

Eines der freundlichsten und schönsten Dörfer, die ich auch als ausgestellte Vorposten der Schweiz zu betrachten Dir anrathe, ist das, im Thale liegende Eberhardsdorf (wo wir ein kleines Frühstück zu uns nahmen), dessen Häuser, obwohl von Holz, doch groß und nett, indem die Fenster breit und spiegelklar und mit Gardinen geziert sind. Nicht minder interessant sind die Landleute, besonders die Weiber mit ihren schwarzen Radhauben, die man, den Versicherungen des Schwaben zu Folge, auch im Würtembergischen Oberlande findet, wo sich die Katholiken und Protestanten durch verschiedene Stickereien und Farbe dörferweise unterscheiden, indem die einen gold-, die andern silbergestickte Kopfbedeckungen entweder von schwarzer oder weißer Farbe tragen*). Das Wetter war den Erwartungen der Reisenden entsprechend, fast zu heiß; der süße Duft des Heues, das eben zum zweiten Male theils gemäht,

*) Daß diese Bemerkung in der Wirklichkeit begründet sei, ersieht man aus von Memminger's Beschreibung von Würtemberg, 3. Aufl. S. 344. In Oberschwaben unterscheidet sich die Kleidung der Einwohner auch nach Religionen; bei den Protestanten sind die dunkeln Farben, hauptsächlich die schwarzen, bei den Katholiken die hellen vorherrschend. Dieser Unterschied findet selbst in einem und demselben Orte statt und erstreckt sich bis auf die Strümpfe hinaus; der Evangelische trägt schwarze, der Katholik blaue Strümpfe: der letztere erhielt daher in den Zeiten der religiösen Spaltungen den Namen Blaustrumpf.

theils auf den Wiesen getrocknet, theils eingefahren wurde, drang bis in unsern Wagen, der von Schüttendobel an, einem in tiefer Schlucht gelegenen königlich-bairischen Eisenwerke, besonders aber von Melarz an, in einem dichten, herrlichen Obstwalde dahin rollte. Bald gewahrt man von der Anhöhe im fernen Südosten einen bläulich-weißlichen Streif, der immer breiter wird, in dem sich das Sonnenbild tausendfach abspiegelt, kurz es ist einer der lieblichsten und zugleich der größte See Deutschlands, der mit Recht gefeierte, herrliche Bodensee, den wir besonders von unserm Gasthofe zu Lindau aus, wo wir gerade zu Mittag Freitags den 1. Sept. eintrafen, zu betrachten nicht müde wurden und schwerlich je würden müde geworden sein, wenn auch unser Aufenthalt hundertmal länger gedauert hätte.

Lindau liegt auf einer, durch eine 300 Schritt lange hölzerne Brücke mit dem schwäbischen Ufer verbundenen Insel und ist eine der ältesten Städte Deutschlands, indem schon Kaiser Augustus Stiefsohn und Erbe, Tiberius, hier ein Lager hatte, aus dem die Stadt sich später bildete; auch Constantins Waffenplatz war hier. Heute noch erinnert die sogenannte Heidenmauer an die römischen Befestigungen und deren Erbauer, das Heldenvolk an der Tiber. Schon 1275 war sie freie Reichsstadt, wurde aber beim Einsturze des deutschen Reichs Anfangs an Oesterreich, seit 1809 aber an Baiern abgetreten. Sie hat blos 3000, der Mehrzahl nach protestantische Einwohner und einen sehr lebhaften Verkehr vermittelst der Dampfboote.

Gegen 2 Uhr fuhren wir in zahlreicher Gesellschaft auf dem Baierschen Dampfschiffe „Ludwig" über den prächtigen, spiegelglatten See und zwar nach der Badischen Stadt Constanz. Die Fahrt auf dem See gewährt einen ungemein ansprechenden, ja unvergeßlichen Genuß. Die Tiroler und Voralberger, die niedrigen Thurgauer Berge, über die sich staffelförmig immer höher und höher die hinteren Berge emordrängen, bis zuletzt gar die eisgepanzerten Spitzen der Hochgebirge des Kernes der Schweiz sichtbar werden, gleichsam als ob die Riesen neugierig auf die Zehen getreten wären, um ihre Häupter in den lieblichen Wellen des Sees abgespiegelt zu sehen, gleichsam als ob sie durch ein allmächtiges Wort geheißen worden wären, diese reizvolle Stellung anzunehmen, damit die den See Beschiffenden ihnen die Parade abnehmen, sie schon von Ferne erblicken könnten, erinnerten an

Jean Paul's schönes Gleichniß: „die Alpen seien die Säulenordnung Gottes," und ich rief mit Mahlmann aus:

„Du hast Deine Säulen Dir aufgebaut,
Und Deine Tempel gegründet:
Wohin mein trunkenes Auge schaut
Dich, Herr und Vater, es findet."

Mein Tübinger Begleiter leistete mir durch seine Lokalkenntnisse die erfreulichsten Dienste, indem er mir die verschiedenen, besonders am nördlichen Ufer, also dem Würtembergischen, gelegenen Ortschaften, die wir mittelst eines Fernrohrs uns näher zu bringen suchten, zuvorkommend deutete. So sahen wir zunächst westlich von der Baierschen Stadt Lindau, von der wir ausgefahren waren, die neben dem Einflusse des Baches Argen gelegene Ortschaft Langenargen; westlicher strömt das Flüßchen Schussen, noch westlicher die Aach in den Bodensee und hart dabei liegt die ehemals freie Reichsstadt Buchhorn, die jetzt mit einer neuen Vorstadt Friedrichshafen zu einem Orte zusammengeschmolzen ist, daher auch gewöhnlich das Ganze diesen neuern Namen trägt. Westlicher ragt Mörsburg hervor und hinter den genannten Orten eine Menge Kirchthürme und Schlösser, von denen die Sommer-residenz des Würtembergischen Königs ohnweit Friedrichshafen besonders bemerkbar ist. Wendet man sich gegen Osten, so ist der Anblick des Voralberges mit seinen Alpen nicht minder erfreulich. Diese, so wie die schweizerischen Berge zu deuten, war den Ortskundigen sogar schwer, denn während Einige behaupteten, man sehe sogar den Säntis, „der das graue Haupt in reine Luft jenseit der Wolken trägt," behauptete der Kemptner Probereiter: „Da siehe ich nichts" (welche Redensart Dir blos ein Beispiel seines sonderbaren Dialektes geben soll; er verführte überhaupt ein eignes Conjugiren; so sagte er in Constanz zu mir, als ich, ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit, um ein Trinkgeld angegangen wurde: Ich gieb' ihm nichts — was freilich noch weniger war, als Doktor Katzenberger's Gabe, der einem Bettler das beste und zuverläßigste Geld, das kein Fürst in seinem Werthe herabsetzen kann, einen Pfennig reichte). Uebrigens war der See sehr belebt, denn alle Augenblicke schossen Segelschiffe, die noch vor Kurzem als kleine weiße Punkte erschienen waren, mit ausgebreiteten Segeln gleich riesigen Schwänen an unserem Dampfschiffe vorüber. Im äußersten Nordwesten erblickten wir das Lustschloß

des Großherzogs von Baden, Kirchberg; und dort das weiße Segel innerhalb der Schweizerischen Ufer gehört zu einem Schiffe, das den Rhein hinaufgeht, welcher bekanntlich bei Rheineck sich in den Bodensee ergießt, dessen Größe ich wenigstens andeuten muß. Die größte Länge desselben von Bregenz bis Ludwigshafen beträgt zwischen 13 und 14 Stunden, von Bregenz bis Constanz zwischen 10 bis 11, die größte Breite beinahe 4 Stunden, und erstreckt sich von dem Würtembergischen Orte Langenargen bis nach Arbon, das schon im Kanton Thurgau liegt; seine Oberfläche hat 9 □ Meilen, mithin ist er nach dem Genfersee, der beinahe 11 □ Meilen umfaßt, der größte der Schweiz. Seine Tiefe wird zwischen Bregenz und Lindau sogar auf 368 Klaftern angenommen und seine Höhe über dem Mittelmeere auf 1246 Fuß. Seine Ufer sind überall trefflich bebaut, und mit einer Unzahl kleinerer oder größerer Dörfer, Schlösser und Städte besetzt. Nur äußerst selten, und seit 4 Jahrhunderten erst fünfmal ist er, und zwar 1830 das Letztemal, ganz zugefroren, welches Ereigniß noch in Aller Munde war. Die Schifffahrt auf demselben ist für den Handel sehr wichtig, und für die Reisenden jetzt durch die sieben Dampfschiffe, von denen er täglich nach allen Richtungen hin durchkreuzt wird, zugänglicher als früher. Diese Bequemlichkeit für die Fremden hatte aber seit dem ersten Juni dieses Jahres (1843) einen bedeutenden Stoß durch den Zwist der verschiedenen Gesellschaften, denen die erwähnten Dampfschiffe gehören, erlitten, welcher mit Recht spottweise der Froschmäuseler-Krieg genannte Hader damals der Gegenstand des Gespöttes nicht blos der Deutschen, sondern noch mehr der Franzosen und Engländer war. Die ersten Dampfschiffe wurden nämlich vor etwa 8 Jahren von einer Privatgesellschaft in Constanz gebaut. Als sich später auch eine Gesellschaft in Lindau bildete und Schiffe bauen ließ, verbanden sich die beiden Gesellschaften zu gemeinschaftlicher Rechnung. Aber diese schöne Einigkeit störte der Egoismus, denn die Lindauer glaubten mehr einnehmen zu können, wenn sie allein ihr Geschäft versorgten; es erfolgte also eine gänzliche Trennung, und die letzteren gewannen dabei. Unterdeß hatte sich eine dritte Gesellschaft im Würtembergischen Orte Friedrichshafen gebildet, die im Interesse des Publikums, das dadurch billigere Fahrpreise erhielt, mit den beiden schon bestehenden in Concurrenz trat. Leider wurde die von den Lindauern vorgeschlagene allgemeine Fahrordnung

von der Constanzer Gesellschaft nicht angenommen, vielmehr von derselben seit dem 20. Juni 1843 der Verkehr mit Lindau beinahe ganz abgebrochen und bekannt gemacht, daß die Baierschen und Würtembergischen Schiffe in den badischen Häfen keinen Reisenden aufnehmen dürften und auch die Kapitaine von Constanz erhielten den Befehl, die aus dem Hafen von Lindau kommenden Reisenden auf ihren Schiffen nicht weiter zu befördern. Da nun die Baiern und Würtemberger zu Repressalien schritten, so kann man sich die Verlegenheit der Reisenden denken, die zur Zeit meiner Ankunft noch fortdauerte, und die auch meinen Tübinger Reisegefährten länger in Constanz zu verweilen nöthigte. Constanz möchte gern die Dampfschiffahrt auf dem See allein bestreiten. Der Nachtheil fällt aber größtentheils auf die Urheber zurück, indem deren Schiffe die halbe Zeit unnütz und ohne Verdienst auf dem See herumfahren. In ihrem eigenen Interesse so wie zum Besten der ganzen Gegend ist daher die Beilegung dieses Zwistes sehr bald zu wünschen; und hoffentlich ist sie schon erfolgt, ehe diese Zeilen in Deine Hände kommen. Sehr ergötzlich schlug in der Baierschen Ständeversammlung der Abgeordnete Schwindl vor, die Urheber dieses Streites bei scharfem Seewein, der also hier in demselben Rufe steht, wie der Grünberger in Schlesien, so lange einzusperren, bis sie sich zur Nachgiebigkeit verständen, wozu sie das erwähnte Getränk gewiß in kurzer Zeit stimmen würde.

Wir landeten am Schweizerischen Ufer zuerst in Rorschach, welches ein lebhafter Marktflecken im Canton St. Gallen ist; ich sprang ans Land, um wenigstens den schweizerischen Boden zu betreten. Hart am Ufer steht ein riesenmäßiges Gebäude, das zu Kornspeichern und Waarenniederlagen dient, denn der Ort treibt einen lebhaften Handel, besonders mit den Artikeln, an denen die Schweiz Mangel hat, Getreide und Salz. Der Canton, zu dem es gehört, ist einer der größten der Eidgenossenschaft, denn er ist etwas größer als die Grafschaft Glatz, und umfaßt 35, nach Andern gar 41 □ Meilen; dem Range nach, welcher von der Zeit der Aufnahme in die Eidgenossenschaft abhängt, ist er der 14. von den 22 Kantonen. Nach kurzem Verweilen, nachdem neue Ladungen an Waaren und Reisenden, so wie die nöthigen Ausschiffungen bewerkstelligt waren, setzten wir die Fahrt dem südlichen Ufer entlang fort. Dadurch wurde sie uns noch interessanter, denn wir konnten auf diese Art die gartenmäßig bebauten Gestade

genauer betrachten. Ein Berg nach dem andern tauchte aus dem Hintergrunde hervor, namentlich der früher bestrittene 7000 Fuß hohe Säntis, dessen schneebedecktes Haupt von der blauen Luft sich schön abhob. Da schoß das Baiersche, d. h. weiß und blau dekorirte Dampfschiff „Concordia" an uns vorüber. Ein liebliches Intermezzo bildete ein kleiner Vogel, der des langen Fluges müde auf einem kaum sichtbaren Stückchen Holz ausruhte, so daß es schien, als stehe er auf dem bloßen Wasser; natürlich flog er bei unserem Herannahen weg, und so bekamen wir erst die Basis zu Gesicht. Nachdem man eine Fahrt auf diesem reizvollen See gemacht, begreift man, wie die benachbarten Staaten alle nach dem Besitze seiner prächtigen Ufer lüstern waren und nicht eher ruhten, bis sie sich in dieselben getheilt. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß, wie Pflanzen nach der Sonne streben, nnd daher bei Verhinderung der naturgemäßen Entfaltung die wunderlichsten Umwege einschlagen, um in den Genuß dieses unentbehrlichen Lebensmittels zu gelangen, ebenso sich die Gränzen der um den Bodensee herumgelegenen Staaten winden und krümmen, um bis an ihn hinab zu reichen, und es trifft sich hier die wohl bei keinem andern See vorkommende Eigenthümlichkeit, daß man in einem Tage die Gebiete von 5 Herren betreten kann; man kann nämlich ohne alle Anstrengung, vielmehr mit aller erdenklichen Bequemlichkeit in der Schweiz, oder, wenn man lieber will, im Großherzogthum Baden frühstücken, im Königreich Würtemberg das Mittagbrot, in Baiern den Kaffee zur Vesper trinken, und im Kaiserthume Oesterreich, in Bregenz z. B. übernachten. Diese Betrachtungen wurden durch eine abermalige Landung bei Arbon unterbrochen, welches eine, weit in den See vorspringende, kleine Stadt im Kanton Thurgau ist, in einem Walde von Obstbäumen gelegen. Zu diesem Kantone gehört auch das übrige südwestliche Ufer, an welchem wir bald unsere Fahrt fortsetzten; er behauptet den 17. Rang, während sein Flächeninhalt beinahe 16 □ Meilen beträgt. Romanshorn springt noch weiter in den See vor, und unweit davon sieht man die Thürme des ansehnlichen Frauenklosters Münsterlingen hervorragen, dessen Nonnen zum Orden der Benediktinerinnen gehören. In einer Entfernung von einer starken Stunde, die unser Dampfboot freilich schon in einer kleinen halben zurück legte, waren wir in Constanz, dessen zahlreiche Thürme, stattlichen Mauern und Häusergruppen schon von weiter

Ferne ſichtbar waren; der einzeln ſtehende Berg zur Rechten trägt auf ſeinem Gipfel die zerſtörte Würtembergiſche Feſtung Hohentwiel, welches eine Enklave im Badiſchen iſt, und von wo man dem Augenſcheine und den Verſicherungen meiner Begleiter nach eine prächtige Ausſicht genießen muß. Dieſer vulkaniſche Fels ragt wie ein Leuchtthurm wunderkühn aus dem ebenen Hegau empor. Manch' berühmter Name haftet an der Stätte: hier wohnten die Herzoge des alten Alemanniens inmitten ihrer Gaue; hier walteten die Kammerboten (missi domini), deren tragiſcher Untergang (916) einen Wendepunkt der Landesgeſchichte bezeichnet; hier las die geiſtvolle Herzogswittwe mit ihrem Eckhard die Alten (um 980); hier trauerte Herzog Ulrich von Würtemberg über ſein verlornes Land (1525); von hier aus war Wiederhold, der tapfere Heſſe, der Kluge, Getreue, ſeines vertriebenen Herzogs letzte, nie wankende Stütze (1634—1650). Schön beleuchtet war der ſogenannte heilige Berg, deſſen jetzt aufgehobenes Kloſter von der dunkelblauen Waldumgebung herrlich abſtach; es iſt drei und eine halbe Stunde von Mösburg im Badiſchen gelegen, und dient jetzt, nachdem es in ein Schloß umgewandelt worden iſt, dem Schwager des regierenden Großherzogs von Baden, dem reichen Fürſten von Fürſtenberg, zur Sommerreſidenz.

Es war noch hell am Tage, als wir in der merkwürdigen Conciliums-Stadt Conſtanz landeten, die zwar auf dem linken Ufer des Sees ſteht, da wo er ſich in 2 Arme ſpaltet, von denen der größere öſtliche der eigentliche Bodenſee, der weſtliche der Zeller-, oder Unterſee heißt, aber doch nicht zur Schweiz, ſondern gleichſam ausnahmsweiſe noch zum Großherzogthum Baden gehört. Nachdem die gewöhnlichen Förmlichkeiten in Betreff der Unterſuchung des Gepäckes kurz abgefertigt worden waren, blieb uns noch Muße, uns in der reinlichen, großſtädtiſch ausſehenden, und eine weit größere Bevölkerung aufzunehmen fähigen Stadt etwas umzuſehen. Trotz ihres hohen Alters hat ſie ein freundliches Anſehen. Die erſte, an den See ſtoßende Straße iſt ſehr breit und ziemlich lang. Eine Menge auf ſchweizeriſchen, d. h. großartigen Fuß eingerichtete Wirthshäuſer befindet ſich in derſelben, von denen uns der Adler zur Wohnung diente. Ich nannte die Stadt uralt, denn ſie führt ihren Namen von Conſtantius Chlorus (dem Blaſſen), dem Vater des großen Conſtantin, der nicht einmal ihr Erbauer, ſondern blos ihr Wiederherſteller war, denn ſchon Kaiſer

Augustus hatte sie gegründet; doch lag sie von den Alemannen verwüstet, öde, bis sie der genannte Cäsar Constantius 297 n. Chr. wieder herstellte. Von ihrer Wichtigkeit schon im frühesten Mittelalter zeugt die 630 erfolgte Verlegung des Bisthums von Windisch hieher; später erhob sie sich zur freien Reichsstadt, und zählte zur Zeit des weltbekannten Concils, das in die Jahre 1414—18 fällt, mehr als 40,000 Einwohner. Daher die Stadt so großartig aussieht, und der Fremde es kaum glauben will, daß sie jetzt kaum 6000 Bewohner zählt; daraus erklärt sich denn auch, daß man außer dem Landungsplatze, und der erwähnten, daranstoßenden Straße, wo die Post und die meisten Wirthshäuser sind, mithin noch das regste Leben herrscht, in den übrigen, nach mittelalterlicher Sitte meist engen, doch von hohen, ohne alle Ausnahmen steinernen Häusern gebildeten Straßen wenig Menschen begegnet, und mehr Kaufladen und Verkäufer, als kauflustige Abnehmer findet. Wegen des erwähnten Concils, während dessen man mehr als 100,000 Fremde hier zählte, und die Lebensmittel auf eine unnatürliche Höhe des Preises stiegen, wanderten viele Bewohner nach St. Gallen und in die benachbarten Städte aus. 1548 verlor Constanz seine bisherige Freiheit und fiel an Oesterreich, welches dasselbe im Preßburger Frieden 1805 an Baden abtreten mußte, bei welchem es heute noch ist; seit der Verbindung Badens mit dem großen Deutschen Zollverein hebt sich jedoch die Bevölkerung zusehends.

Indem ich auf Gradewohl in der Stadt umherging, stieß ich zunächst auf die einfache St. Stephans-Kirche, welche in der bekannten Basilikenform erbaut, im Innern ganz weiß, und nur am Hochaltare in 2 herrlich gemalten Fenstern ihren größten Schmuck besitzt; der Plafond ist flach und weiß, das Presbyterium aber al fresco gemalt. Das merkwürdigste Gebäude aber, außer der Domkirche, deren Besuch ich auf den andern Tag verschieben mußte, ist das hart am See stehende, im Jahre 1386 erbaute Kaufhaus, dessen unteres Stockwerck nun zu Speichern und zur Mauth benutzt wird, während der riesenmäßige, schmucklose Saal im ersten Stock, der durch hölzerne, rohe Säulen in 3 Schiffe getheilt ist, den Vätern des Concils zu Versammlungen, namentlich zum Conclave diente. Im Saale des Concils werden eine Menge altdeutscher, so wie römischer Alterthümer aufbewahrt und natürlich von den Fremden in Augenschein genommen. Die

Namen vieler regierender Häupter, die ihn besucht, sind daselbst zu lesen; der letzte Fürst war der Kronprinz von Baiern. Unwillkürlich sind die Erinnerungen an jene denkwürdige Zeit, als die Augen von ganz Europa nach Constanz gerichtet waren, als täglich aus Italien, Frankreich, Deutschland, England, Schweden, Dänemark, Polen, Böhmen, Ungarn und von Konstantinopel her Bischöfe und Gesandte von Kaisern, Königen, Fürsten, Städten, Kirchen und hohen Schulen eintrafen. Es war eine Versammlung, die an Zahl und Verschiedenheit der Völker so wie an Glanz und Pracht der Anwesenden Alles hinter sich ließ, was jemals von solchen Zusammenkünften gesehen oder aus der Vorzeit vernommen worden war. Die Großen wetteiferten, durch prächtige Rüstungen, Kleider, Pferde, und ein zahlreiches Gefolge zu glänzen, die gelehrten Kardinäle und Prälaten rüsteten sich durch philosophischen Scharfsinn, große Gelehrsamkeit und nachdrucksvolle Beredsamkeit, vor der christlichen Kirche allgemein Ruhm sich zu erwerben. Viele zogen als zu einem Schauspiel, das weder sie, noch ihre Väter, noch ihre Ahnen jemals erlebt. Außer dem Papste Johann dem drei und zwanzigsten (berüchtigten Andenkens, der auch hier abgesetzt wurde) waren zuletzt 3 Patriarchen, 22 Kardinäle, darunter der berühmte Peter D'Ailly, 20 Erzbischöfe, 92 Bischöfe, 124 Aebte, alle mit großer Begleitung, das damals mehr als heute nothwendige Erforderniß zum standesmäßigen Erscheinen, eine kaum übersehbare Anzahl geringerer Geistlichen, worunter allein 1800 Priester, desgleichen Doktoren aller Wissenschaften, Abgeordnete der Universitäten von Paris (darunter der Kanzler derselben und gewaltige Wortführer Gerson, der angebliche Verfasser der Nachfolge Christi, die man wohl mit größerem Rechte dem frommen Mönche Thomas a Kempis zuschreibt, — Nicolaus Clemangis ꝛc.) von den Hochschulen von Köln, Wien, auch viele Mönche von den verschiedensten Orden. Nicht minder zahlreich hatten sich die weltlichen Großen, an deren Spitze König Sigismund selbst nebst Gemahlin und Tochter, die Herzöge Rudolph von Sachsen, von Baiern, der Pfalzgraf bei Rhein, von Oesterreich, von Mecklenburg, Pommern, die Markgrafen von Baden u. s. w. nebst einer unübersehbaren Menge von Grafen, Edelleuten und Städteboten eingefunden. Am 6. November 1414 eröffnete der Papst in Person das Concil, und am 16. wurde die erste Sitzung gehalten. Der Geschäftsgang war so festgesetzt, daß

dasjenige, was vor die allgemeinen oder öffentlichen Versammlungen gebracht werden sollte, zuvor in den besondern Congregationen der vier Nationen, der italienischen, deutschen, französischen und englischen berathen und genehmigt sein mußte. Der Hauptzweck, dem ärgerlichen Schisma ein Ende zu machen, (das mit dem Tode Gregor's des Neunten 1378 entstanden war, weil dem von den Franzosen gewählten Papste Clemens dem Siebenten ein römischer in der Person Urban des Sechsten entgegen gesetzt wurde) welches die Synode zu Pisa (1409) statt zu schlichten, wie sie beabsichtigt, noch erhöht hatte, indem die damaligen beiden Päpste Gregor der Zwölfte und Benedict der Dreizehnte, statt abzutreten, ihr Amt beibehielten, und der von der Pisanischen Kirchenversammlung ernannte Alexander der Fünfte sogar als dritter auftrat, — ward in Constanz erreicht, indem Johannes der Dreiundzwanzigste, so wie seine Gegenpäpste 1417 abgesetzt und ein neuer Martin der Fünfte zum alleinigen Oberhirten der ganzen Christenheit erwählt wurde. Aber ehe noch dieses wichtige Ereigniß eintrat, erfolgte die ihrer ewig zu beklagenden, schrecklicher Folgen wegen unvergeßliche Verbrennung des böhmischen Theologen Johannes Huß, über den einige Worte wohl nicht an der unrechten Stelle sein dürfen.

Dieser durch sein trauriges Schicksal welthistorisch gewordene Mann war am 6. Juli 1373 zu Hussinetz, einem Marktflecken im Prachimer Kreise Böhmens, geboren, und daher sein Name Johann Huß von Hussinetz. Er studirte in Prag, wo er 1398 öffentlicher Lehrer wurde; kurz darauf ward er zugleich Pfarrer an der böhmischen Bethlehems-Kapelle, die jetzt nicht mehr steht; auch finden wir ihn 1401 als Dekan der philosophischen Fakultät aufgezeichnet. In seinen Predigten eiferte er schonungslos gegen die Gebrechen seiner Zeit, gerieth dann auf des Engländers Wiklef's Bücher, deren Irrlehren er billigte, und ward in die Händel der Deutschen und Böhmen auf der Universität zu Prag als das Haupt der letzteren vielfach verwickelt, so wie er ja die Ursache zur Auswanderung der ersteren 1409 wurde. Mit seinem Erzbischofe zerfallen, bildete er unter dem, vom Adel vielfach und mit Recht gehaßten und verachteten König Wenzel einen Mittelpunkt der Widerspenstigen gegen die kirchlichen Anordnungen und ward endlich vom Papste in den Bann gethan. Da entschloß er sich, mit einem Geleitsbriefe vom Kaiser Sigismund versehen, auf die Kirchenversamm-

lung zu Conſtanz ſich zu begeben, um ſich daſelbſt gegen die Anfechtungen ſeiner Feinde in Betreff der Rechtgläubigkeit ſeiner Lehre vor den verſammelten Vätern der ganzen Chriſtenheit zu vertheidigen. Am 3. November 1414 traf er in Conſtanz ein. Auf die Anklage zweier Prager Theologen, Stephan Paleez und Michael de Cauſis ward er wegen ketzeriſcher und Wikleffiſcher Lehren am 28. November 1414 in die Curie eines Coſtnitzer Domherrn gefangen geſetzt. Vergebens beſchwerte ſich der Kaiſer wegen der Nichtachtung des Geleitsbriefes; von der ihm gewöhnlich vorgeworfenen Wortbrüchigkeit iſt er neulich in den Münchener hiſtoriſch-politiſchen Blättern mit einleuchtenden Gründen freigeſprochen worden. Die Anklage enthält 6 Hauptpunkte: 1) daß er lehre, man müſſe dem Volke das heilige Abendmahl unter beiden Geſtalten reichen. 2) Geiſtliche, die eine Todſünde begangen, könnten die Sakramente nicht verwalten, und dieß könnten die Laien thun, wenn ſie im Stande der Gnade wären. 3) Die Kirche ſolle keine zeitlichen Güter beſitzen; es ſei ein großer Fehlgriff Conſtantin's geweſen, ſie mit irdiſchen Beſitzungen zu bereichern. 4) Alle Prieſter hätten einerlei Gewalt. 5) Wenn die Häupter der Kirche, Päpſte und Biſchöfe ꝛc. ſich im Falle befänden, daß ſie Todſünden begangen hätten, ſo ruhe die Binde- und Löſegewalt. 6) Er verachte den päpſtlichen Bann. Sein Prozeß zog ſich wegen vieler wichtigen Zwiſchenereigniſſe in die Länge, z. B. der Flucht des Papſtes Johann, die am 21. März verſucht wurde aber verunglückte, indem er am 14. Mai in Freiburg gefangen und am 29. Mai 1415 feierlichſt abgeſetzt und ſein Wapen und Siegel zerbrochen wurde.

Am 5. Juni ward Huß, nachdem er unterdeß im Schloſſe Gottleben unweit der Stadt, zuletzt im Franziskanerkloſter zu Coſtnitz ſelbſt, in Verwahrung geweſen war, vor die Verſammlung der Väter im Refektorium des Franziskaner-Kloſters, wo die gewöhnlichen Congregationen gehalten wurden, geführt. Am ſiebenten dieſes Monats, an dem zugleich eine große Sonnenfinſterniß herrſchte, ward die Verhandlung wieder aufgenommen; in Betreff des erſten Punktes, der Lehre vom heiligen Abendmahle, rechtfertigte er ſich. Am 8. Juni ward er zum dritten Male in die Verſammlung geführt, wo ihm 39, aus ſeinen Schriften ausgezogene Artikel zum Widerrufe vorgehalten wurden. Aber zum Abſchwören derſelben war er, trotz der Zureden und Drohungen des Kaiſers, nicht zu

bringen, ſelbſt als der Kardinal von Florenz ihm verſicherte, es ſolle ihm eine ſehr gelinde Abſchwörungsformel vorgelegt werden. Auch als ihm am 9. Juni eine ſehr gemäßigt abgefaßte Widerrufungsformel vorgelegt wurde, des Inhalts, daß er, obgleich ihm viel beigemeſſen ſei, woran er nie gedacht habe, ſich doch in Allem, was man ihm vorgeworfen, aus ſeinen Büchern gezogen, oder durch Zeugen erwieſen habe, ſich der Anordnung des Concils, zur Uebernehmung einer milden Büßung, demüthig unterwerfen wolle, weigerte er ſich, dieſe Formel zu unterſchreiben. Ueber 4 Wochen ließ man ihm Zeit zur Beſinnung. Daher ward er am 6. Juli 1415 in die feierliche allgemeine Sitzung in die Domkirche geführt, in welcher der Kardinal von Oſtia präſidirte, und König Sigismund in vollem Pomp, von den Reichsfürſten umgeben, auf ſeinem Throne ſaß. Mitten im Schiff der Kirche war ein erhöhter Tiſch, auf dem Prieſterkleider lagen. Nach einer Predigt des Biſchofs von Lodi folgte die Vorleſung der Klagepunkte gegen Huß, von denen er dem Satze, daß die Verwaltung der Sakramente durch einen ſündhaften Prieſter eine ſchändliche, Gott mißfällige Sache ſei, ausdrücklich beiſtimmte. Darauf wurden zwei Urtheilsſprüche bekannt gemacht, daß 1. Huſſens ſämmtliche Bücher zum Feuer verdammt und 2. er ſelbſt für einen hartnäckigen Ketzer und in die, einem ſolchen gebührenden Strafen verfallen erklärt wurde, der zuerſt der geiſtlichen Weihen und Würden entkleidet werden müſſe. Dies geſchah. Darauf übergab man ihn dem weltlichen Gerichte, nämlich dem Pfalzgrafen, der den Vogt von Coſtnitz rufen ließ und ihm befahl, den Huß als Ketzer zu verbrennen. Auf dem Anger nach Gottleben war der Holzſtoß errichtet. Seine Ueberreſte wurden geſammelt und in den vorbeifließenden Rhein geworfen. Bei aller Achtung vor ſeinem ſeltenen Muthe, den wir nicht zu niedrig anſchlagen wollen, bei aller Theilnahme, die ſein tragiſches Schickſal uns einflößt, auch bei Erwägung der Wahrheit, daß das ſchönſte Schauſpiel für die Geiſter iſt, wenn ſie herabblicken und einen Mann ſehen, der einer Welt die Stirn bietet; ſo wie weit entfernt von der Abſicht, den unglücklichen Mann nach vierhundert Jahren noch ſchmähen oder ſeinen theuer d. h. mit dem Leben erkauften hiſtoriſchen Namen beſchimpfen zu wollen, können wir doch nicht umhin, dieſer Erzählung die Worte des Dichters als Schluß beizufügen:

„Muth hat auch der Mammeluk,
Gehorsam ist des Christen Schmuck."

Denn der Fall, wo es heißt, seine Ueberzeugung auch mit seinem Blute zu besiegeln, war doch nicht eingetreten. Sollte er denn Christum verläugnen? Glaubte nicht die ganze Versammlung, die Blüthe der Christenheit, an den Gottessohn, als Erlöser der Menschheit? Man mag die Sache betrachten, wie man will; von dem Vorwurfe der Hartnäckigkeit, der Verliebtheit in seine Ansichten dürfte der unglückliche Mann schwerlich frei zu sprechen sein, woraus noch nicht folgt, daß man die grausame, aber im Zeitgeiste liegende, und für herkömmlich, ja sich von selbst verstehend gehaltene Strafe billigt. Denn man war damals noch weit von dem Grundsatze des Gehenlassens entfernt, und Niemand konnte und wollte den Satz anwenden: **Commenta delet dies, naturae judicia confirmat.** Man erschrickt vor der ungeheuren Verantwortung, die auf der Seele dieses Mannes lastet: Eine einzige Namensunterschrift unter die ihm vorgelegte, sehr gemäßigte Widerrufsurkunde hätte Deutschland Ströme von Blut erspart und Schrecknisse und Verwilderungen unmöglich gemacht, die eine Folge des grausamsten aller Kriege, des hussitischen, waren. Wem ist nicht zuzutrauen, daß er so viel Selbstverläugnug habe, nicht blos einmal, sondern tausendmal, wenn dies möglich wäre, sein Leben hinzugeben, wenn er dadurch seinem Volke, der Menschheit solche Gräuel ersparen könnte? Solche Momente sind deshalb so interessant zu betrachten, in denen die folgenreichsten Ereignisse bis auf die äußerste Spitze getrieben werden, so daß es zu einer Entscheidung kommen muß. Auch ist anzunehmen, Huß würde die geforderte Unterschrift nicht verweigert haben, wenn er auch nur eine schwache Ahnung von den fürchterlichen Folgen ihrer Verweigerung gehabt hätte. Aber: Δίος ἐκτελείετο βούλη. —

Mit Unrecht schieben die Protestanten die Schuld seiner Verbrennung auf die Katholiken. Erstens hat ihn ja die Kirche oder ihre Beamten nicht bestraft, sondern er wurde herkömmlich dem weltlichen Arm zur Bestrafung übergeben, und zweitens verstand sich die grausame Strafe nach den Begriffen jener Zeit so von selbst, daß auch unter den Freidenkendsten und noch einige Jahrhunderte nachher (denke an Servet's Verbrennung durch Calvin zu

Genf) hierüber gar kein Zweifel entſtand, ja die Obrigkeit für ſträflich lau würde gehalten worden ſein, die ſich hierin minder ſtreng bewieſen hätte. —

VIII.

Schaffhauſen, Sonnabend den 3. September.

Der frühe und friſcheſte Morgen, an welchem ich noch vor fünf Uhr meinen wackeren Tübinger Freund nicht blos bis an den See, ſondern auch auf das Schiff begleitete, das ihn in ſeine Heimath bringen ſollte, war mithin betrübend. Wir ſchieden mit Schmerz und Wehmuth, als ob wir Jahre lang zuſammengelebt hätten; ſeit dem Zuſammentreffen in München war der Reiz des Reiſens bedeutend durch das herrlichſte Einverſtändniß nicht blos über unſere kleinen Reiſebegebenheiten, ſondern über die wichtigſten Anſichten des Lebens und der Wiſſenſchaften, die im Geſpräche berührt wurden, erhöht worden. Schon bei den erſten Flügelſchlägen, den erſten Schwingungen des Geiſtes trafen wir uns, nicht wie ſonſt das geiſtig ſich Nahekommen den Kreiſen gleicht, welche zwei von entgegengeſetzten Seiten in das Waſſer geworfene Steine bilden, die ſich erſt bei der immer weiteren koncentriſchen Ausdehnung berühren. Mein erſter Gang nach dieſer Trennung war natürlich in den Dom, den ich geſtern, weil es ſchon gegen Abend war, geſchloſſen gefunden hatte. Es iſt dies ein ehrwürdiges, wie leider ſehr gewöhnlich im gemiſchten Stile erbautes Gebäude, zu dem 1052 der erſte Grundſtein gelegt wurde. Herrlich iſt das Kreuzſchiff, auf deſſen Durchſchnittspunkte mit dem Hauptſchiffe ſich der ſpitze, ſonderbare Thurm erhebt. Am meiſten fällt die Ungleichheit der Fenſter auf, die in dem Quer- wie im oberen Theile des Hauptſchiffes oben halb rund, alſo byzantiniſch ſind, während die übrigen die gothiſche d. h. zugeſpitzte Form zeigen. Das Innere wird durch 15 monolithe (d. h. aus einem Stück beſtehende) Säulen in drei ungleich hohe Schiffe getheilt. Das Presbyterium und die große Anzahl von Seitenaltären, ich glaube gegen 30, ſind alle mit hohen eiſernen Gittern umgeben. Das erſtere, ungewöhnlich groß, iſt an der gewölbten Decke mit goldenen Kaſſeten geſchmackvoll verziert. Doch macht die ehr-

würdige, geräumige Kirche wegen ihres gegenwärtigen Anblick's einen trüben Eindruck. Die Seitenaltäre sehen aus, als ob hier das ganze Jahr Charfreitag wäre; die meisten sind ihres Schmuckes beraubt, nicht einmal mit Linnen bedeckt, an Kerzen u. dgl. ist noch weniger zu denken; statt der 12 Domherrn, der 24 Vikare, statt des Bischofs versieht den heiligen Dienst ein Pfarrer mit dem Titel eines Dekans, gegenwärtig der von den Badischen Landtagsverhandlungen her noch bekannte Herr Künzer und zwei Kapläne, denn das uralte, seit 630 hier bestandene Bisthum wurde nach fast elfhundertjähriger Dauer ohne Rücksicht auf seine historische Merkwürdigkeit, ohne Schonung dieser nicht hoch genug anzuschlagenden geschichtlichen Basis 1826 aufgelöst und nach Freiburg in dem benachbarten, ebenfalls nun zum Großherzogthum Baden gehörenden Breisgau, als Erzbisthum verlegt. So ward die Person des Herrn v. Wessenberg auf die Seite geschoben. Du weißt, daß dieser talentvolle Mann, geb. 1774 zu Dresden, und schon früh wegen seines uralten Adels und seiner hervorragenden Geistesgaben mit geistlichen Pfründen ausgestattet, 1802 zum General-Vicar und Präsident der geistlichen Regierung zu Constanz von dem berühmten Kurfürsten Dalberg ernannt, ja 1814 zum Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge erhoben worden war. Nach dem Tode des Bischofs 1817 wurde er vom dasigen Domkapitel zum Bisthumsverweser erwählt, aber der Papst verweigerte die Bestätigung und gebot demselben, einen andern zu wählen. Es erhob sich ein heftiger Streit in ganz Deutschland für und gegen Herrn v. Wessenberg, und eine wahre Fluth von Schriften, Bedenken, Gutachten, die eine ganze Literatur füllen, überschwemmte den deutschen Büchermarkt*).

Nur eines der in den Kapellen der Seitenschiffe angebrachten Altäre ist in brauchbarem Zustande, dasselbe, an dem Se. Excellenz Herr v. Wessenberg alle Sonn- und Feiertage Messe liest; es enthält ein Gemälde, darstellend die jungfräuliche Mutter mit dem Jesuskinde, vor dem sie und St. Joseph anbetend knien. Ein sehr gebrauchter Fußteppich und ein Kniestuhl sind die einzige Auszeichnung der Kapelle.

*) Eine kurze Uebersicht über die zu ihrer Zeit berühmte Streitfrage findet man in der Jahresschrift für Theologie und Kirchenrecht der Katholiken. Ulm, bei Wohler. 4. Bandes 3. Heft. S. 728—35 u. 5. Bandes 1. Heft.

Der größte Genuß, einer der ſchönſten in der herrlichen Schweiz, ſteht Dir bevor, wenn Du mit mir den Thurm dieſer ehemaligen Domkirche, die nun zur Pfarrkirche herabgeſunken iſt, beſteigſt; man läutet an der ſtets verſchloſſenen Pforte, worauf der Thürmer an einer Schnur den gewaltigen Schlüſſel herabläßt und ſo öffnet man ſich ſelbſt, während der Schlüſſel wieder von Außen die luftige Rückreiſe antritt.

Welch' eine prächtige Ausſicht, wohin man ſich wenden mag! Nach Norden das reiche, vom Schwarzwald durchſchnittene und begränzte Baden, das hügelreiche, üppige Schwabenland, zu Deinen Füßen die bedeutende, aber ſchwach bevölkerte, großartig und vornehm ausſehende Stadt; daneben die ſpiegelglatte Fläche des herrlichen Sees, und darüber hinaus die Gruppen von Hügeln und Bergen und immer höheren Bergen, deren Häupter den Himmel zu tragen ſcheinen. Es kann die Frage aufgeworfen und verſchieden beantwortet werden, welcher Standpunkt günſtiger zur Betrachtung dieſes merkwürdigſten Gebirges, wenn nicht der Welt, doch unbeſtritten Europa's, ſei, der nördliche, auf dem Du Dich mit mir im Geiſte befindeſt, oder der ſüdliche, z. B. von dem platten Dache des Domes zu Mailand, auf dem ich 1839 ſtand, und der mir heute noch in all' ſeiner unvergeßlichen Pracht klar vor der Seele ſchwebt. Zwar gebe ich unbedenklich dem ſüdlichen ſchon deshalb den Vorzug, weil man weiter von dem nach Süden ſchroffer abfallenden Gebirgszuge entfernt iſt, und die Rieſenmauer*), die ſich vom Monte Viſo bis zum Bernina in Graubündten in einer Ausdehnung von 2 bis 3 Längegraden hinzieht, alſo in bedeutend größerem Umfange, wenn auch nicht wie auf dem Weißenſteine bei Solothurn, wo man ſie in einer Ausdehnung von 130 Stunden überſieht, doch in bedeutender Länge, wahrnimmt; aber auch dieſer nähere Standpunkt gewährt einen eigenen, durch nichts zu erſetzenden, mehr ſanft hinreißenden Reiz, während der ſüdliche imponirend, ja zermalmend wirkt. Daß ich lange oben weilte, daß ich mich nur mit Mühe und ſpät von dem genußreichen Schauſpiel trennen konnte, verſteht ſich von ſelbſt. Ich

*) Vergl.: Die Alpen, ein geographiſch-hiſtoriſches Bild von H. Beitzke. 60 Druckbogen mit einer Ueberſichtskarte der Mittel- und Oſtalpen. Gelberg. bei E. Poſt.

schweige absichtlich von der unzählbaren Menge von Dörfern, Schlössern und Städten, die man besonders nach Norden zu erblickt, und welche zu deuten der Thürmer nicht müde wurde; blos der lieblichen Insel Reichenau, welche den Untersee in zwei Theile spaltet, die nach Baden gehört und drei Dörfer enthält, soll hier gedacht werden, weil die ansehnliche, seit 799 aufgehobene Benediktiner-Abtei stolz hervorragt, von der Du weißt, daß Karl der Dicke, der zuletzt noch einmal Karl's des Großen Reich vereinigte, aber 887 zu Tribur abgesetzt wurde, seit seinem bald darauf erfolgten Tode, nämlich seit den 13. Januar 888 daselbst begraben liegt.

Der Constanzer Dom hat den Vortheil, daß er von allen Seiten frei steht. Von der Südseite ist die Umgebung sehr ansprechend, denn der geräumige Platz ist von schönen Alleen durchschnitten, die aus Kugel-Akazien bestehen; auch auf der andern Seite fehlt nicht der zu jedem großen Gebäude des Contrastes wegen erforderliche Baumschmuck; namentlich sprach mich die sinnvoll in die Ecke der Kirche und des herrlichen Kreuzganges gepflanzte Trauerweide an. Wohl ist hier Stoff genug zu trauern, wenigstens, um das letzte Ereigniß fest zu halten, über den Umsturz des berühmten Bisthums. Die Wohnung des erwähnten Herrn v. Wessenberg befindet sich ganz in der Nähe des Domes; in ihren untern Räumen ist eine Kunst- und Buchhandlung. Nicht minder gefällt das noch neue schöne Haus, welches dem Gesellschafts-Museum gehört, neben welchem eine Madonnenstatue sich befindet.

Nachdem ich in dem See ein Bad genommen, brachte der Kemptener Kaufmann unerwartet die Nachricht, daß die „Posch't" (wie er sich in seinem drolligen Dialekt auszudrücken pflegte) erst spät gegen Abend abgehe; es blieb uns also nichts anders übrig, als trotz des hohen Preises von 14 Gulden einen Privatwagen zu miethen, um den 11 Stunden betragenden Weg nach Schaffhausen noch bei Tage zurücklegen und den weltberühmten Wasserfall noch heut besuchen zu können. Es mochte wohl gegen 10 Uhr sein, als wir zu „viert" (wie die Schwaben sagen, statt in Gesellschaft zu vier Personen, denn die beiden andern waren bairische Offiziere) aufbrachen, und stets dem See entlang erst durch Gottleben, in dessen altem festen Schlosse Papst Johann XXIII. und Johann Hnß 1415 gefangen saßen, das in der neuesten Zeit durch einen Napoleoniden, Ludwig Napoleon, den Sohn der ehemaligen Königin

von Holland, Hortenſia, zum Theil niedergeriſſen und im moder-nen Stile aufgeführt wurde, dann durch einen wahren Wald von Obſtbäumen, deren ich nirgend ſo viele geſehen, durch Weinberge, durch die immer der helle Waſſerſpiegel hindurch blinkt, von einem Orte zum andern flogen, die hier in großer Nähe auf einander folgen, von denen nur das in den See hinausſpringe Beringen erwähnt ſein ſoll, weil wir daſelbſt etwas raſteten, und die ſehr ge-ſchmackvolle, kaum fertige gothiſche Kirche in Augenſchein nahmen. Statt die vielen Ortſchaften anzuführen, begnüge ich mich, Dich auf den neugierig aus den grünen Bäumen hervorleuchtenden Thurm von Hohenlingen hinzuweiſen, während zur Linken das einſame, mit Weinbergen umringte Schloß eines Däniſchen Gra-fen paradirt, der ein Sonderling iſt, welches Prädikat Du ihm nicht ſtreitig machen wirſt, wenn Du vernimmſt, daß er auch bei Tage alle Fenſter verſchloſſen hält und ſelbſt beim hellen Mittage ſich der Kerzen bedient, auch im ſtrengſten Winter nur mit einer Leinwandjacke bekleidet ausreitet, und ſich durch Galopp-Reiten zu erwärmen ſucht. Nicht minder erfreute mich das Geſpräch mit den Einheimiſchen, weil ihr Dialekt an die ſüße Kinderſprache erinnert. Oder klingt es nicht kindlich, wenn Du hörſt: „I hob' glaubt, i hob' dacht (ſtatt ich habe geglaubt, ich habe gedacht); I lieſe (ich leſe) u. ſ. w. Endlich waren wir zu der Stelle gekom-men, wo der Rhein aus dem Bodenſee tretend, wieder als Fluß erſcheint; dies geſchieht bei dem Schweizeriſchen, zu dem Kanton Schaffhauſen gehörigen Städtchen Stein, welches auf dem rech-ten oder nördlichen Ufer in äußerſt reizender Gegend gelegen und mit dem diesſeitigen Ufer durch eine, 135 Fuß lange Brücke ver-bunden iſt, der man nur vorwirft, daß man ſie abſichtlich ſo niedrig gebaut habe, um den Dampfſchiffen den Weg von Conſtanz nach Schaffhauſen zu erſchweren oder gar unmöglich zu machen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man an ihr die Schaffhauſer National-farben: grün und ſchwarz, erblickt; Baden hat gelb und roth, während Thurgau's Farben, auf deſſen Gebiet wir immer noch ſind, weiß und grün ſind. Wir machten gegen 2 Uhr in dem Dörfchen Wagenhauſen Mittag, das auf einer lieblichen kleinen Anhöhe auf der Straße nach Dieſenhofen und Schaffhauſen hart am Rheine gelegen iſt. Endlich gegen 5 Uhr rollte der Wagen über die Rheinbrücke, und wir waren in Schaffhauſen, welche Hauptſtadt des gleichnamigen Cantons hart an dieſem Fluſſe

liegt. Das südliche Ufer desselben gehört zum Kanton Zürich, und die Hauptstadt hat mithin die unbequeme Lage an der Grenze. Er ist dem Range nach der zwölfte, während seine Größe dreizehn Quadrat-Stunden beträgt; die Bevölkerung zählt etwa 33,000 Einwohner, wovon etwas über 6000 auf die Hauptstadt kommen. Dieselbe liegt in unebener, aber reich bebauter Gegend, und läßt, wie das kaum von uns verlassene Constanz auch auf eine größere Bevölkerung schließen. Die Häuser sind sämmtlich ansehnlich und massiv, die Straßen, obwohl meist krumm und uneben, doch reinlich und gut gepflastert; man sieht ihr an, daß sie einst 12 000 Einwohner hatte, denn sie gleicht an Größe wenigstens der Stadt Neisse in Schlesien, obwohl sie nicht die Hälfte der Einwohnerzahl aufzuweisen hat. Von ihren berühmten Männern sei hier nur desjenigen gedacht, der mehr als eine ganze Armee von Berühmtheiten aufwiegt, nämlich des unsterblichen Geschichtsschreibers Johannes von Müller, der hier am 3. Januar 1752 geboren und nach einem wechselvollen Leben, nachdem er in Mainz, Wien und Berlin verschiedene hohe Aemter bekleidet hatte, am 29. Mai 1809 in Kassel, der damaligen Hauptstadt des ephemeren Königreichs Westphalen, gestorben ist. Hoffentlich ist es Dir lieb, eine Schilderung Schaffhausens mit den Worten ihres größten Mitbürgers zu vernehmen (aus der Zuschrift des dritten Bandes seiner Schweizergeschichte an seine Vaterstadt): „Du ruhst ohne Furcht noch Stolz, in stillem Bürgerglück, in dem Werke deines Fleißes, der mannigfaltigen Kultur der Hügel, deren Kranz deinen Thalgrund freundlich umschließt. Nirgend herrscht Ueberfluß, aber gute Dorfschaften in Fruchtgefilden und Wiesenböden genießen es doch, daß ihre Väter für die Freiheit gestorben. Du hast bisweilen glorwürdig, nie unangetastet gestritten und hierdurch die Achtung der Nachbarn, nie den Haß derselben verdient. Dein Flor in unbeleidigender Freiheit ist Genuß und Gewinn für das umliegende Land. Auch in deinem Staate haben große Namen geglänzt, aber in Weisheit und Wissenschaft, nie im verhaßten Schimmer gewaltthätigen Unrechts. So liegst du an der Pforte der Schweiz, nicht furchtbar durch Größe, nicht beneidenswerth durch Reichthum, ohne Vortheil für Belagerungen, aber zufrieden, frei, eidgenoß, durch Klugheit, Muth und Freunde stark, und sicher durch die Hand Gottes, welche Pyramiden stürzt und Strohhütten erhält."

Wir verweilten in dem hart an der Brücke gelegenen Gasthause zum Schiff nur kurze Zeit, um noch bei hellem Sonnenscheine den weltberühmten Rheinfall bei Lauffen, welches Dorf noch zum Kanton Zürich gehört, zu betrachten, der aber gewöhnlich nach der Stadt Schaffhausen benannt wird. Man braucht eine halbe Stunde hinaus. Unvergeßlich ist mir die A..., wie er mir zum ersten Male sichtbar wurde. Es steht nämlich auf der Landstraße rechts ein großes, damals kaum beendetes Gasthaus, Hôtel Weber genannt, vor dem wir abstiegen; man führte uns in den Salon, und Du kannst Dir denken, daß ich wie versteinert dastand, als der Portier die beiden Flügelthüren aufriß, und ich zum ersten Male diesem größten Wasserfalle Europas gegenüberstand. Die Aussicht von dem Balkon ist unbeschreiblich reizend. Natürlich ließen wir es bei diesem Genusse nicht bewenden, sondern eilten, nachdem einige Gläser Wein uns erquickt hatten, hinab, um das seltene Schauspiel in der Nähe zu genießen. Nicht die Höhe, von der das Wasser mit betäubendem Geräusch herabstürzt, ist es, die ihm den ersten Rang in Europa unter den ähnlichen Naturschönheiten sichert, denn sie beträgt blos zwischen 60 und 70 Fuß, als vielmehr die bedeutende Wassermasse, in welcher Beziehung ihn nur der Niagara-Fall in Nordamerika übertrifft. Aus der Mitte dieser ewig schäumenden und brausenden Wasserwelt ragen zwei Felsenmassen empor, von denen die eine mit Gebüsch bewachsen ist. Ich werde mich hüten, das Unmögliche zu versuchen und dieses erhabene Naturschauspiel mit Worten zu kopiren, da es nicht einmal dem Maler gelingt, eine dem Original auch nur entfernt ähnliche Skizze zu entwerfen, ich müßte denn zu Schiller's freilich bei einer ganz andern Veranlassung gebrauchten Worten flüchten:

„Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt:
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth ohne Ende sich drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte der Strom noch einen Strom gebären."

Wir bestiegen einen Nachen und fuhren für einen Preis von 12 Kreuzern für die Person auf den schaukelnden Wogen hinüber nach der andern Seite, um das Gerüste zu besteigen, welches am jenseitigen Ufer angebracht ist und dessen Thür für den Preis von einem Franken à Person geöffnet wird. Hier steht man den

stürzenden Wogen, die blitzesschnell einander in die Tiefe drängen, so nahe, daß man von dem in Rauch oder Nebel aufgelösten Wasser durchnäßt wird, auf dem sich die scheidenden Sonnenstrahlen spiegelten. „Es war mir, sagt Graf F. L. Stolberg, als fühlte ich unmittelbar das praesens numen. Mit dem Gedanken an die offenbare Macht und Herrlichkeit Gottes wandelte mich die Empfindung seiner Allbarmherzigkeit und Liebe an. Es war mir, als ginge die Herrlichkeit des Herrn vor mir vorüber, als müßte ich hinsinken auf das Angesicht und ausrufen: Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig!"

Allein wanderte ich nach der Stadt zurück, und traf in dem Gasthause zum Schiff, wo ich mein Reisegepäck zurückgelassen hatte, und wo ich die Nacht zubrachte, bei Tische eine recht angenehme Gesellschaft. Wie gewöhnlich griff ich nach den daliegenden Lokal-Blättern, aus denen ich Dir folgende Anzeige aus Nr. 208 des Kanton-Schaffhauser Tageblattes mittheilen will, damit Du einen Begriff bekommst von dem alterthümlichen, mich ungemein ansprechenden Dialekte. Da ist nämlich zu lesen: „Auszuleihen ein fromüthiges, geräumiges, heizbares Zimmer u. s. w." Wer sollte nicht wünschen, ein frohmüthiges Zimmer zu bewohnen! Mancher englische Lord würde Tausende von Guineen geben, wenn er sich den Frohmuth damit gewinnen, und seinen Spleen vertreiben könnte. Es soll heißen: ein Zimmer, das eine schöne Aussicht hat. Auf einem andern Blatte war angekündigt: „Eine junge Tochter, die nähen und lismen kann, wünscht einen Platz in einer kleinen Haushaltung u. s. w." Da zu vermuthen steht, daß Du den Ausdruck lismen so wenig erräthst als ich, so muß ich schon die Bedeutung, die mir auf meine Frage gegeben wurde, versetzen; es heißt nämlich so viel als stricken.

IX.

Zürich, Sonntag den 3. September.

Schon um 5 Uhr Morgens brach ich mit dem stark besetzten Postwagen auf, um meine Reise nach Zürich fortzusetzen. Alle meine bisherigen Begleiter hatten mich verlassen, deßungeachtet

war ich nicht allein, obwohl der Erſatz, der mir zunächſt wurde, den Verluſt zu erſetzen durchaus nicht im Stande war. Doch da ich auf mein ausdrückliches Verlangen in das Kabriolet gelaſſen wurde, ſo bot der Anblick der reizenden Natur, der hügelichen, fruchtbaren Gegend, der Berge und Fluren, der Rückblick auf das großſtädtiſch genug ausſehende Schaffhauſen mit ſeinen Thürmen und einen größern Raum, als die Stadt verlangt, einſchließenden Mauern, mit ſeinem dicken, einſam ſtehenden Feſtungsthurme, welchen man verſchiedentlich bald Munnoth, bald Unnoth nennt, ſo wie auf das eine Stunde davon entfernte Kloſter Paradies u. d. gl. Genüſſe genug dar. Endlich fand ſich wohl auch mit dem Nachbar, einem Bürger aus Schaffhauſen, Stoff zur Unterhaltung. Er war ein Wagenbauer, aus dem Heſſiſchen gebürtig, wo er früher in Gießen ſeine Profeſſion getrieben hatte. Man bekommt einen Begriff von den unbedeutenden Staatslaſten, welche die Schweizer Bürger zu tragen haben, wenn man dieſen Wagenbauer erzählen hörte, daß er jährlich blos vier Gulden Steuer zu entrichten habe, während er in Gießen 95 Gulden jährlich bezahlen mußte und doch treibt er ſein Handwerk hier mit mehreren Gehülfen und in größerer Ausdehnung, als in ſeinem früheren Wohnorte. Zwar hatte ihm die Erlangung des Bürgerrechts mehr als 1000 Gulden gekoſtet, ſo wie er, um in eine Zunft zu treten, was unerläßliche Bedingung iſt, 15 Louisd'or hatte zahlen müſſen. Dafür hat aber ſeine Familie Anſprüche auf bedeutende Unterſtützung nach ſeinem Tode. Er klagte über ſtockenden Handel ſeit dem Zuſtandekommen des deutſchen Zollvereins, ſo wie über Mangel an Unternehmungsgeiſt in Schaffhauſen. Die Erzeugniſſe ſeiner Wagenfabrik liefert er meiſt nach dem reichen Baſel, wo große Kapitalien aufgehäuft ſind und wo, wie in Holland, die Zahl der Millionaire nicht klein iſt. So nannte er das Haus Merian, das ein Vermögen von mehr als 25 Millionen Gulden beſitzt. Leider dauerte ſowohl dieſe Unterhaltung als auch die ſchöne Ausſicht blos bis Winterthur, welches Städtchen in Kanton Zürich in reizender Umgebung von Rebenhügeln liegt und etwa 5000 Einwohner hat; denn hier wurde der Wagen gewechſelt und ich mußte, meines Sträubens ungeachtet, von da in das Innere des Wagens. Um das Maaß meines Elends voll zu machen, traf ich in demſelben ein ganzes Neſt von jungen Engländern und ich könnte recht bequem das Virgiliſche Gleichniß gebrauchen,

(Aeneis II., 378)*) daß ich zurückschrak, wie wenn ich auf eine Schlange getreten hätte. Damals kannte ich noch nicht die mir später empfohlene Regel, deren praktische Brauchbarkeit ich vielfach durch die Erfahrung erprobt gefunden habe. Es steht nämlich in irgend einem, bei den Engländern kanonisches Ansehen genießenden **Handbook for Travellers**, Denen nicht zu trauen, die ihnen freundlich zuvorkommen, weil Hundert gegen Eins zu wetten sei, dieselben hätten es auf ihren Beutel abgesehen, oder beabsichtigten, sie zu betrügen oder auf irgend eine Art zu beeinträchtigen. Daher ist es Jedem, der mit Engländern zusammentrifft, wenn er die Absicht hat, mit ihnen in freundlichen Verkehr, in Ideenaustausch zu gerathen, zu empfehlen, sie durchaus nicht zuerst anzureden, sondern dies von ihnen abzuwarten, sie nicht zu grüßen, wenn man in ein Zimmer, in einen Wagen kommt, wo sie sich schon befinden, ja sich an ihren Tisch zu setzen, ohne sie auch nur anzusehen, — überhaupt sie gänzlich zu ignoriren. Auf diese Art werden sie kirr, rücken immer näher, radebrechen, wenn nicht das Deutsche, doch in der Regel etwas die Weltsprache, d. h. das Französische, und es kommt ein oft recht wohlschmeckender, nicht blos genießbarer Kern aus der stachlichten und wenig versprechenden, harten Schaale zum Vorschein. Kommst Du ihnen aber, wie ich in Winterthur, aber seit der Zeit nicht mehr that, freundlich grüßend zuvor, so bist Du in ihren Augen schon eine Art verkappter Gauner, vor dem diese zugeknöpften Menschen, wie ich sie neulich sehr passend nennen hörte, wo möglich sich noch mehr zuknöpfen, oder, um deutlicher zu reden, vor dem sie sich wie der Igel zusammenrollen, aus denen nichts als yes, yes, oder no, no herauszupressen ist, die also das biblische Gesetz wörtlich befolgen: „Eure Rede sei Ja, ja, Nein, nein, das Uebrige ist vom Bösen." Uebrigens machen sich die Engländer selbst über die Mehrzahl ihrer reisenden Landsleute lustig, wie ich neulich im Magazin für die Literatur des Auslandes (1843, Nr. 137 und 138) las, wo ein, aus einem englischen Journal übersetzter köstlicher Aufsatz:

*) Obstupui retroque pedem cum voce repressi.
Improsiaum aspris veluti qui sentibus anguem,
Pressit humi nitens, trepidusque repente refugit
Attollentem iras et caerula colla tumentem:
Haud secus Androgeus visu tremefactus abibat.

„Die Engländer auf dem Kontinent" sich befindet, den ich zur Vervollständigung dieses ergötzlichen Thema's hiemit empfohlen haben will. Am schönsten ist schon die, von Dr. Maner in seinen Briefen über Neapel mitgetheilte Anekdote. Der genannte Schriftsteller traf auf dem Dampfschiffe von Genua nach Livorno einen orientalisch gekleideten, auf den untergeschlagenen Beinen sitzenden und fortwährend Tabak rauchenden Mann; er trat näher und bemerkte an den ganz occidentalischen Gesichtszügen, daß dies nur ein verkappter Türke sei. Auf seine nähern Erkundigungen erfuhr er denn, es sei ein Engländer, der sich, weil er im Begriffe war, nach dem Oriente zu reisen, unterdeß die türkischen Gebräuche einübe. Und so fand er ihn auch später Monate lang in Neapel in seinem türkischen Kostüme, das ihm so wenig paßte, als die Faust auf's Auge, einherstolzirend und Hunderte von Gassenjungen hinter ihm, die ihn mit dem Geschrei verfolgten: Inglese turchizzato (welches schwer wörtlich zu übersetzen ist; aber da wir sagen: ein englisirtes Pferd, so könnten wir hier füglich auch uns ausdrücken: ein türkisirter Engländer). Denke Dir diese Thorheit! Um nicht in der Türkei als ein ungeübter und ungeschickter Orientale zu erscheinen, setzt er sich Monden lang dem Gelächter und Gespött der ihm an Sitten und Lebensart so nahe stehenden Europäer aus, entbehrt den Umgang mit seinen Landsleuten, die natürlich von so einem Narren keine Notiz nahmen, und verfehlte doch sein Ziel, denn welcher Orientale hätte ihn trotz seiner Uebungsschule nicht auf den ersten Blick für einen Europäer erkannt? Aber, das ist ein ächt englischer Zug, sich aus der ganzen Welt nichts zu machen.

Ein ernsteres, wenn auch an Ungerechtigkeit streifendes, doch bei der heute wenigstens in Deutschland mitunter herrschenden Anglomanie nicht zu überhörendes Wort sprach einst unser berühmter Landsmann, der philosophische Theolog, oder, wenn man lieber will, umgekehrt der theologische Philosoph Schleiermacher: „Jene stolzen Insulaner, von Vielen ungebührlich verehrt, kennen keine andere Losung als gewinnen und genießen; ihr Eifer für die Wissenschaft ist nur ein leeres Spiegelgefecht, ihre Lebensweisheit ein falscher Edelstein, künstlich und täuschend zusammengesetzt, wie sie pflegen, und ihre heilige Freiheit selbst dient nur zu oft der Selbstsucht um billigen Preis. Nirgend je ist es ihnen Ernst mit dem, was über den handgreiflichen Nutzen

hinausgeht. Denn aller Wissenschaft haben sie das Leben genommen und brauchen nur das todte Holz zu Masten und Rudern für ihre gewinnlustige Lebensfahrt. Und ebenso wissen sie von der Religion nichts, als daß nur Jeder Anhänglichkeit predigt an alte Gebräuche und seine Satzungen vertheidigt und dies für ein, durch die Verfassung weislich aufgespartes Hilfsmittel ansieht gegen den Erbfeind des Staates."

Ueber die Siege der Engländer im Osten sprach neulich das verbreitetste Tagesblatt jenes Landes, die Times, ein kräftiges Wort: Die Alten maßen ihre Triumphe nach den Tausenden von Gefangenen, die dem Wagen des Triumphators folgten, nach der Zahl der Tage, die man brauchte, um die Siegesfeiern auf der heiligen Straße nach dem Capitol zu führen, nach den Scheffeln erbeuteter goldener Ringe und nach ähnlichen geringfügigen, aber materischen Wahrzeichen. Wir (Engländer) aber messen unsere Siege mit dem Ellenmaaß an den Calikostücken, welche wir durch sie absetzen, und berechnen die Nachtmützen und Strümpfe, welche die Besiegten nöthig haben. Wir umwinden unser Siegerschwert mit gedrucktem Zeug, anstatt mit Myrtenlaub." — Das freieste Volk Europa's prügelt seine Soldaten mit der neunschwänzigen Katze so arg, als die Russen die ihrigen mit der Knute, und wenn man verlangte, daß sich die englische Regierung bei Rußland zu Gunsten Polens verwenden solle, so könnte die Gegenforderung gethan werden, die Russen möchten bei England die Fürsprache für Irland übernehmen. **Peccatur intra muros et extra.**

Da aus den Engländern nicht viel, oder eigentlich gar nichts herauszubringen war, so könnte ich, wenn ich wüßte, daß Du Geduld hättest, mir zuzuhören, Dir einen Abriß der höchst interessanten, ehren- und ruhmreichen Vergangenheit der Schweiz, die an Reichhaltigkeit mit der gepriesenen Schönheit des Landes verglichen wird, entwerfen, oder ich könnte Dich einen Blick in die gegenwärtige Geschichte, d. h. in die Statistik werfen lassen. — Man könnte diesem Gedanken, glaub' ich, eine ausgedehntere Beziehung geben und behaupten, daß die schönsten Länder der Welt auch die reichste Vergangenheit haben, wenigstens gilt dies von Griechenland und Italien ebenso gut, als von Frankreich und Deutschland; sogar von Spanien, wenn man die Gegenwart ausschließt. Hingegen hat das freudlose Rußland eine ebenso monotone Geschichte, als seine Steppen und Wälder langweilig sind.

Die obige Definition der Statistik rührt von dem, 1809 zu Göttingen verstorbenen Schlözer her, dem Schöpfer dieser modernen Wissenschaft: sie sei eine stillstehende Geschichte, so wie die Geschichte nichts anders als eine entwickelte Statistik — schlimm genug, wenn sie nichts anderes wäre. — Auch fehlt es ja heute noch nicht an gelehrten Schulmännern, denen sie nichts mehr ist und ich könnte Dir einen nicht unberühmten Pädagogen nennen, der mir erzählte, er habe sich die ganze Weltgeschichte, griechische, römische, deutsche, so eingetheilt, indem er Jahreszahlen und Namen zusammengezählt und mit der Zahl der jedes Semester zu gebenden Stunden dividire, mithin wisse er, wie weit er jede Stunde gehen, d. h. wie viel Namen und Zahlen er jede Stunde in die Köpfe seiner Schüler einzuprägen habe, um am Schlusse des Semesters das Ziel erreicht zu haben. Ich könnte Dir mithin eine aus den Züricher öffentlichen Blättern geschöpfte Uebersicht des neuesten Bevölkerungsstandes mittheilen. Ich stelle die Kantone dem Range, nicht der Größe nach her.

1) Zürich mit **32** □ M. hatte **1843** eine Bev. v. **244,000** E.
2) Bern — **123** — — — **432,000** —
3) Luzern — **27** — — — **132,000** —
4) Uri — **19** — — — **14,500** —
5) Schwyz — **15** — — — **43,000** —
6) Unterwalden in beiden Theilen, Ob dem Wald und Nid dem Wald hat, ersteres über **9** □ M. und letzteres über **4**, also zusammengenommen **14** □ M. und **23,000** —
7) Glarus hat **13** □ M. und eine Bevölkerung v. **31,000** —
8) Zug hat **4** □ M. — — **16,500** —
9) Freiburg hat **28** □ M. — — **96,000** —
10) Solothurn hat **14** □ M. — — **67,000** —
11) Basel, seit der letzten Revolution in **2** Theile gespalten,
Stadt, die nicht **1** □ M. und **24,000**
Land, das **7** □ M. und **44,000**
12) Schaffhausen mit **5** □ M. und **33,000** —
13) Appenzell Inner Rhoden **3** □ M. und **10,000** —
— Äußer — **4** □ M. und **43,000** —
14) St. Gallen hat **36** □ M. u. eine Bevölk. von **169,000** —
15) Graubündten mit **130** □ M. — **90,000** —
16) Argau mit **25** □ M. — **194,000** —

17) Thurgau hat 16 □ M. u. eine Bevölkerung v. 90,000 E.
18) Tessin hat 50 □ M. — — 120,000 —
19) Waadt hat 51 □ M. — — 194,000 —
20) Wallis hat 96 □ M. — — 81,500 —
21) Neuenburg hat 12 □ M. — — 62,000 —
22) Genf hat 4 □ M. — — 62,000 —

Interessanter als diese, der Zeit der Aufnahme in den Bund der Eidgenossenschaft nach getroffene Rangordnung dürfte die Reihenfolge theils nach Sprachen sein, denn im überwiegend größeren Theile ist die deutsche Bevölkerung vorherrschend, im kleineren Westen die französische und im Süden die italienische, während in Graubündten eine eigene, harte, aus dem lateinischen und hetruskischen abgeleitete Sprache, das Ladinische und Romanische, gesprochen wird, von dem ich später ausführlicher zu sprechen und Dir auch einige Proben zu geben gedenke, theils nach den Regierungsformen, in denen das alt-ehrwürdige Aristokratische immer mehr abgestreift wird, um der Demokratie, mehr oder minder mit Radikalismus verbrämt oder durchsäuert, um nicht zu sagen, verderbt, Platz zu machen; theils nach den verschiedenen Bekenntnissen. Da dieser letztere Grund in der neuesten Zeit eine wichtigere Rolle als früher spielte, so ist es vielleicht nicht überflüssig, dieser Tabelle eine zweite beizufügen.

A. Katholisch sind und zwar a) ganz: die kleinen, sogenannten Ur-Kantone: Unterwalden, Uri, Schwyz, Zug, Luzern, Appenzell Inner-Rhoden, Solothurn, Wallis, Tessin. b) Fast zur gleichen Hälfte: St. Gallen, Freiburg mit Ausnahme des reformirten Murten.

B. Reformirt, und zwar a) ganz: Zürich, Appenzell Außer Rhoden, Schaffhausen fast ganz, Basel und Waadt. b) Zum Theil: Bern, von dessen 432,000 Einw. blos 40,000 katholisch sind, die ehemals zum Bisthum Basel gehörten und wo auch französisch gesprochen wird, während die andern Einw. Deutsche sind. Glarus hat unter seinen 31,000 Einw. blos 4,000 Katholiken. Thurgau hat unter seinen 90,000 Einw. mehr als 62,000 Reformirte. Aargau zur größten Hälfte reformirt. Ebenso ist Neuenburg meist, Genf größtentheils reformirt.

Noch wichtiger für das Verständniß der Zeitgeschichte, namentlich in Betreff der von dem übermüthigen Aargau bundeswidrig aufgehobenen Klöster und des, sich schon ins dritte Jahr hin-

schleppenden erbitterten Streites ist folgende Uebersicht, aus der Du entnehmen wirst, daß die Katholiken beiweitem nicht alle auf der Partei ihrer Glaubensgenossen stehen, sondern mehrere radikale Kantone sich auf Seite ihrer Glaubensfeinde gestellt haben, während mehrere reformirte Kantone, die auch dem Gegner Gerechtigkeit schuldig zu sein glauben, auf Seiten der Katholiken stimmten.

In der Minderheit der Tagsatzung, d. h. für Wiederherstellung der Aargauischen Klöster stimmten: Luzern, Freiburg, Wallis Neuenburg, Schwyz, Unterwalden, Zug, Uri, Appenzell Inner-Rhoden, die zusammen eine Bevölkerung von 479,400 Seelen repräsentiren, welche ein Heer von 13,342 Mann bundesmäßig stellen, während die Gegner, die dem radikalen Aargau beipflichteten, die übrigen waren: Bern, Zürich, Waadt u. s. w. mit einer Bevölkerung von 1,814,600 Seelen, mit einem Heere, das natürlich erst einberufen werden müßte, von 50,000 Mann.

Die kurze Strecke von Winterthur bis Zürich, von deren Schönheiten mir nur Einzelnheiten zu Gesichte kamen, wenn ich mich, der ich rückwärts und zwischen zwei langbeinigen Söhnen Albions eingezwängt, über den einen beugte, um einen Blick in das holde Zauberland zu werfen, war eher zurückgelegt, als ich glaubte. Könnte ich nur die an unserem Postwagen vorüber geflogenen Bilder auf dem Papiere festhalten! Schon blickt aus der Ferne der spiegelglatte, unendlich freundliche See, umgeben von rebenbewachsenen, hügeligen Ufern, durchspickt mit prächtigen Sommerwohnungen der stolzen und reichen Republikaner. Wer zählt diese palastartigen, reizend auf Weinbergen thronenden Villen! Wer malt ihre Reize! Wie schön muß die Aussicht von ihren Balkonen, aus ihren Spiegelfenstern sein! Der Anblick erinnert unwillkürlich an das glückliche, beneidenswerthe Arnothal und auch vom Züricher See könnte man sagen, daß seine, ihn umgebenden Schlösser und Villen, zusammengerückt, nicht blos Zürich, sondern jede schweizerische Stadt an Glanz und Zahl übertreffen würden.

Doch wir kommen der, schon aus weiter Ferne gesehenen Stadt immer näher, rollen bald auf dem reinlichen Pflaster in den Hauptstraßen, wo alle Läden sorgfältig des Sonntags wegen verschlossen waren, dahin und stiegen beim höchst ansehnlichen, noch neuen Posthause, einem der größten und schönsten Europa's, dem

weder die gleicher Bestimmung dienenden Gebäude zu Berlin, noch Wien verglichen werden können, aus, und mein heutiges Ziel war erreicht. Ich traf zu einer interessanten Stunde ein, als gegen 11 Uhr die zahlreiche Stadt- und Landbevölkerung aus den Kirchen strömte, und genoß somit den Anblick der sonderbar gekleideten Landbewohner, (denn die Städtebewohner sind beinahe in ganz Europa nach der alle Eigenthümlichkeiten verwischenden, alles Charakteristische nivellirenden Mode gekleidet) von denen die Weiber mit ihren Radhauben besonders auffielen: übrigens waren sie meistens schwarz gekleidet. Mein Absteigequartier nahm ich im Storch, der an einem, aus dem See abfließenden, schiffbaren Flusse, an der Limmat liegt und von dessen Balkone ich mich der bezaubernden Aussicht wegen nur mit Mühe trennen konnte.

Der Tag war, dem Wetter nach, zwar unvergleichlich schön, in Bezug auf gesellige Genüsse aber so arm, wie er begonnen hatte, denn ich traf bei der Mittagstafel nichts als barock gekleidete, ziegenstirnige, langbeinige und langweilige Engländer, so daß ich Gelegenheit hatte, in den Wunsch jenes Reisenden einzustimmen: Wie schön müßte es in der Welt sein, wenn es keine Engländer gäbe! Es wäre dann hienieden kaum auszuhalten vor Lust. So aber sind die Britten wie eine Handvoll Bremsen in die Brautsuppe geworfen, und die Sache derer ist es nun, die sie genießen wollen, die Suppe erst zu reinigen und die Bremsen herauszuklauben. Der Gedanke verdiente übrigens eine bis ins einzelne gehende Durchführung. Denke Dir, wenn das, von diesem stolzen und übermüthigen Volke bewohnte Inselreich auf einmal in den Abgrund des Meeres versenkt würde! Uebrigens hatte ich meine Freude an dem unvergleichlichen Appetite derselben. Du glaubst nicht, was ein Englishman binnen einer Stunde in einer fast unübersehbaren Zahl von Schüsseln für eine Verwüstung anzurichten im Stande ist; ich fürchtete schon im Ernst, sie würden auch die Teller und das Tischtuch mit verschlingen*). Da lobe ich mir doch die

*) Ich dachte an den guten Appetit der Gefährten des Aeneas, der Aen. lib VII. v. 112 schön geschildert ist:

Consumtis hic forte aliis, ut vertere morsus
Exiguam in Cererem penuria adegit edendi,
Et violare manu malisque audacibus orbem
Fatalis crusti, patulis nec parcere quadri:
Heus etiam mensas consumimus? inquit Julus

Franzosen, die von ihnen gerade das Gegentheil sind. Sie essen wenig und sprechen viel, während bei den Engländern ihre Worte mit den Gerichten im umgekehrten Verhältnisse stehen.

Das herrliche Glockengeläute lockte mich schon vor 2 Uhr hinaus, um die schöne, freundliche Stadt näher in Augenschein zu nehmen. Sie liegt zu beiden Seiten der Limmat, die aus dem herrlichsten der Seen im Norden fließend dieselbe in zwei ungleiche Theile spaltet, wovon der größere am rechten, der kleinere, neuere und freundlichere, zum größten Theile aus einzelnen Prachtbauten bestehend, am linken Ufer liegt. Mehrere Brücken, von denen die größte aus schwarzem Marmor erbaut ist und vier ziemlich weite Bogen hat, stellen die Verbindung her. Der rechte Theil liegt über mehrere Hügel zerstreut, ist, wie alle alten Städte, nur mit schmalen und krummen Gassen und wenigen Plätzen versehen, während von der kleinen oder neuen Stadt das Umgekehrte gilt. Ihre Bevölkerung beläuft sich beinahe auf 15,000 Seelen*). Mein erster Gang war nach der Hauptkirche, dem sogenannten großen Münster (denn es gibt auch eine Kirche, welche das Frauenmünster, eine andere, die das neue Münster heißt), welches auf einer beträchtlichen Höhe steht und mit seinen beiden Thürmen die ganze Stadt beherrscht. Es ist dies ein ansehnliches im byzantinischen Stile erbautes Gotteshaus, das schon aus dem 10. Jahrhunderte herrührt und von Quadersteinen errichtet ist. Das Innere ist leer, kein Bild, kein Altar, kein anderer Schmuck; denn Du mußt wissen, daß die Reformirten wahre Bilderstürmer waren. Daher hielt ich mich hier nicht auf, sondern eilte, nachdem ich am Kai des Sees der Abfahrt des Dampfschiffes zugesehen hatte, wieder über eine der Brücken, um in eine andere Kirche zu kommen, von der ich aber dasselbe sagen muß. Ich erstieg die Anhöhe, worauf die sogenannte Prediger-Kirche mit ihrem spitzigen Thurme sich befindet, unweit welcher das noch neue Irrenhaus steht. Einen noch schönern Anblick gewährt das noch nicht ein Jahr bewohnte,

*) Die letzte Züricher Revolution, wobei es leider nicht ohne Menschenverlust ablief und die durch die beabsichtigte Berufung des Dr. Strauß im Württembergischen zur vakanten Professur der Theologie an die neue Universität in Zürich veranlaßt wurde, findet man beschrieben in: „Die Straußischen Zerwürfnisse in Zurich von 1839. — zur Geschichte des Protestantismus. Von Dr. Heinrich Gelzer, damals Prof. in Basel, jetzt in Berlin."

3 Stock hohe Pfründerhaus, d. h. ein Palast für alte Züricher Bürger. Unweit davon ist das nicht minder in die Augen fallende Spital, und rechts die sogenannte Kantonal-Schule, oder wie wir sagen würden, das Gymnasium, wohl das schönste in der Welt, nicht blos seiner Lage, sondern auch seiner Größe nach. Hiebei könnte ich wohl gleich den Umstand erwähnen, daß, wie anderwärts, wie z. B. in Italien und auch in manchen Theilen Deutschlands die Kirche, so in der Schweiz, also nicht blos in Zürich, die Schule sich das Uebergewicht zu verschaffen gewußt hat, denn man findet in diesem kaum so großen Lande wie Schlesien, also auf einem Flächenraume von etwa 700 □ Meilen mit etwas mehr als 2 Millionen Einwohner 3 deutsche Universitäten: in Zürich, Bern und Basel, und 3 französische in Lausanne, Neuenburg und Genf. Außer dem zählt die Schweiz gegen 50 Gymnasien und 10 Kantons- oder gelehrte Schulen, die mit Gewerbsanstalten verbunden sind; sie gehören mit Ausnahme von 4 Lyceen der reformirten Schweiz an; dagegen vertheilen sich die Gymnasien und Kantonsschulen ziemlich gleichmäßig auf beide christliche Confessionen der Schweiz; von den Kantonsschulen ist nur eine, die in Argau, paritätisch. Die Universität Basel zählte 1843 etwa 40, Zürich 150, Bern 220 und die Akademien von Genf und Lausanne jede beinahe eben so viele Studirende, die von Neuenburg bedeutend weniger. Unter den katholischen Lehranstalten ist das Collegium der Gesellschaft Jesu zu Freiburg die besuchteste, das zwischen 4—500 Zöglinge zählt, wovon gegen 200 das Lyceum besuchen. Rechnet man, wie billig, die Schüler der kantonalen Rechtsschule hinzu, die Kinder des sogenannten kleinen Seminars und die 60—80 Schüler des Jesuitengymnasiums zu Stäffis, so kommt die oft angegebene Zahl von 6—700 Freiburger Zöglingen heraus. Im ganzen werden die 5 Lehranstalten der Jesuiten in der Schweiz von 1000 Schülern besucht, wovon beinahe ein Drittel aus monarchischen Staaten sind. Mehr als der Hälfte der katholischen Gelehrtenschulen stehen Klostergeistliche vor und zwar meist Jesuiten oder Benedictiner. Im Jahre 1843 zählte das Gymnasium und Pädagogium zu Basel 614, die Kantonsschule in Zürich, die zugleich Gymnasium und Industrieschule ist, 367 Schüler, und die Central-Anstalt in Luzern, die zugleich Gymnasium und Lyceum ist, 200, die katholische Kantonsschule in Chur 68, in St. Gallen, die zugleich Gymnasium,

Realschule und Schullehrerseminar ist, 180, und die höhern Lehranstalten in Solothurn 99 Schüler und 10 Hospitanten.

Das sogar etwas größere und stärker bevölkerte Schlesien hat 1 Universität mit fast 700 Zuhörern und 19 Gymnasien, einschließlich der Ritterakademie zu Liegnitz und des Progymnasiums zu Sagan, welche 1843 von 4819 Schülern besucht wurden. Diese Parallele ist vielleicht nicht ohne alles Interesse. — Die Züricher Universität erfreut sich noch nicht eines eigenen Palastes; ihre Gebäude stehen ziemlich unscheinbar neben dem Münster.

Das vorerwähnte Frauenmünster, ebenfalls eine reformirte Kirche, wird unterdeß zugleich als katholische Kirche gebraucht, doch war der zum katholischen Gottesdienste eingerichtete Altar unter der Kanzel sorgfältig verhängt, um nicht den anders Gläubigen zum Anstoß zu dienen. Damals war gerade eine kleine, aber für die, etwa 1500 Mitglieder zählende katholische Gemeinde hinreichende Kirche im Bau begriffen. Außerdem befinden sich noch zwei, der herrschenden Confession eingeräumte Kirchen, die sogenannte Oetenbacher Kirche, die früher den Kapuzinern gehörte, deren ehemaliges Kloster jetzt zum Zuchthause dient, und die Peterskirche, denn die frühere sogenannte Wasserkirche dient nun zum Universitätsgebäude. Das, was ich jetzt herzählte, sah ich auf einer lieblichen Anhöhe, dem sogenannten Lindenhofe, welcher, wie der Name sagt, mit diesen schönen Bäumen dicht besetzt ist und auf deren beschatteten Bänken ich ausruhte. Ueber die Gassen und Dächer der Häuser hinweg übt man sich hier Montags und Donnerstags im Armbrustschießen, wozu an den, in ziemlicher Entfernung stehenden Häusern im obern Stockwerke schwarze Scheiben mit kleinen weißen Mittelpunkten angebracht sind. Du glaubst nicht, wie ungemein zahlreich die Schießstätten in der Schweiz sind und man könnte schon aus ihrem Anblicke auf die eben so schöne, als wie die Geschichte lehrt, nützliche Lieblingsneigung dieser Gebirgsbewohner schließen, in welcher sie mit den Tyrolern wetteifern. Ich kann nicht umhin, Dir eine kleine Anekdote vom verstorbenen Kaiser Franz von Oesterreich zu erzählen. Als er einst nach Innsbruck gekommen war, baten ihn die eben zum Scheibenschießen versammelten Schützen, er möge die Gnade haben, aus einem ihm dargereichten Stutzen (so nennen sie ihre Büchsen) auch einen Schuß zu thun. Der Kaiser aber erwiderte lächelnd: Nein, dazu bringt ihr mich nicht, denn ich weiß recht gut, daß ihr schon das Loch in die

Scheibe gebohrt habt und dann vorgebet, ich hätte einen so vortrefflichen Schuß gethan. Die Zahl der Scheiben, die überall zu beiden Seiten der Straßen durch die ganze Schweiz angebracht sind und die das ganze Jahr zu stehen scheinen, ist überraschend groß. Uebrigens möchte ich einst einem sogenannten eidgenössischen Scheibenschießen, die abwechselnd an verschiedenen Orten alle zwei Jahre gehalten werden und zu denen die Meister in dieser nützlichen Kunst zu Tausenden aus allen helvetischen Gauen zusammenströmen, wo Reden gehalten und überhaupt Feste gefeiert werden, die an das alte Griechenland und dessen schönsten Tage erinnern, beiwohnen, um mich durch den Augenschein zu überzeugen, ob die Wirklichkeit den anlockenden Schilderungen, die ich davon gelesen, entspricht.

Dem schon erwähnten prachtvollen Posthause gegenüber prangt ein Gasthaus, in dem nicht blos abzusteigen, sondern auch zu wohnen, kein König sich schämen dürfte. Es ist das palastartige Hôtel Baur, dessen Balkone und Treppen mit einer reichen Orangerie besetzt sind und von dessen Zimmern man eine weite und bei der ungemein reizenden Umgebung Zürichs, überschwänglich belohnende Aussicht genießt. Als Seitenstück dazu ist das noch neuere, auf der andern Seite des Sees stehende Hôtel du Lac zu erwähnen. Am südlichsten Ende der Stadt erblickt man in ziemlicher Entfernung das sogenannte neue Münster mit einem kurzen, aber äußerst eleganten Thurme; wie der Name sagt, verdankt sie ihre Entstehung erst der letzten Zeit und mein Begleiter, ein Gärtner aus der Umgebung Zürichs, der sich auf dem Lindenhofe zu mir gefunden hatte und zu dieser Kirche eingepfarrt war, wußte nicht genug von den Schwierigkeiten zu erzählen, welche diese Gemeinde gehabt hatte, um ihre Unabhangigkeit und Selbstständigkeit von der alten Münsterkirche zu erringen. Der Post gegenüber ist die liebliche Gartenbesitzung des Obersten Birkli, dessen Garten mit weißen Statuen bevölkert und dessen geschmackvoller Palast von Baumgruppen und Blumenbeeten umgeben ist. Noch großartiger ist die Besitzung eines Herrn Stockar, bei dessen Palaste wir vorbeigingen. Das schöne Haus ist noch neu, blos zwei Stockwerke hoch, aber in der Mitte erhebt sich gerade über dem eisernen, auf vier dorischen Säulen ruhenden Balkon noch ein Pavillon, so daß das Ganze an den Palast Pitti in Florenz, oder an dessen Nachahmung, an die Residenz des Königs Ludwig in

München erinnert. Der erwähnte Begleiter blieb mein Gesellschafter den ganzen Nachmittag hindurch. Es war ein, für seinen Stand wohlunterrichteter Mann, der mehrere Jahre in Paris, wo er im Tuileriengarten beschäftigt gewesen war, dann in Lyon und Epernai zugebracht hatte und ebenso gut französisch als deutsch sprach. Ich hätte mir keinen besseren Cicerone wünschen können, denn er besaß die genaueste Lokalkenntniß. Seinem Rathe gemäß gingen wir nach dem sogenannten Bürgli oder Burghölzli, welches ein Weinberg außerhalb der Stadt ist, auf dessen oberster Terrasse ein stark besuchtes Weinhaus liegt. Freust Du Dich nicht über die köstliche Pluralendung i? Sie erinnert, so wie die Verwandlung der deutschen Diphthonge (z. B. Hus, statt Haus, frile statt freilich), an die schönste Sprache der Welt, an die italienische; ist's doch, als ob diese lieblichen Eigenthümlichkeiten aus Italien herüber geweht wären. Ueberhaupt hat mir der von Vielen als schwer verständlich geschilderte Dialekt der Schweizer ungemein gut gefallen und ich habe die Landleute selbst überall leicht verstanden. Auf diesem Bürgli nun saßen wir stundenlang unter blühenden Rosenhecken und ließen mit unsäglichem Vergnügen das Auge über den tief blauen See zu unsern Füßen, über die weiße Stadt zur Rechten und ihre stolzen Landhäuser, die malerisch auf den Höhen zerstreut liegen, herumirren, während mein gesprächiger Nachbar, der mit jedem Glase Wein, das ich ihm eingoß, nur um so gesprächiger wurde, mir die unzähligen Ortschaften nannte, welche wir von da aus erblickten: Dort ragt der rothe Spitzthurm von Zollikon über den See empor, daneben ist das Dorf Küßnacht (welches Du nicht mit dem gleichnamigen Städtchen verwechseln wollest, wo Tell den Tyrann Geßler erschoß, denn jenes liegt am Luzerner See und ist von hier aus natürlich nicht zu erblicken); auf der andern Seite starrt der Utliberg hoch in den Himmel und beherrscht die ganze Umgegend. Leider vergönnte es meine Zeit nicht, ihn zu besteigen, so lockend mir auch mein Begleiter die dasige Aussicht schilderte. Doch wann würde ich fertig werden, wenn ich die Bestandtheile des vor meinen Blicken ausgebreiteten Paradieses alle aufzählen wollte? Oder wenn ich Dir Proben von der botanischen Gelehrsamkeit meines Nachbars geben wollte, der mich auf die Seltenheiten, auf die noch blühenden Tulipanenbäume (Lyliodendrum tulipiferum) u. dgl. aufmerksam machte? Wir traten den Rückweg an und ich

mußte es meinem Begleiter schon zu Gefallen thun, ihm zu dem botanischen Garten zu folgen, von dessen Schönheiten er mir in der That nicht zu viel gesagt hatte. Man hat nämlich einen Theil der ehemaligen Festungswerke, die man 1833 geschleift, stehen lassen und namentlich eine Bastion und deren geräumige Umgebung zum botanischen Garten benutzt, wie in Breslau die Taschen- und Ziegelbastei. Nun denke Dir den tausendfach erhöhten Genuß, den man hat, wenn man durch die blühenden Kinder der Flora hindurch die erwähnte Anhöhe ersteigt, wo man das ewig neue Bild der Stadt, des See's, der Weinberge, der immer höheren Hügel und im Hintergrunde die silberbepanzerten Kuppen der Hochalpen erblickt, von deren Glühen bei untergehender Sonne ich hier zum erstenmale eine Anschauung genoß. Es war ein seliger Abend! Denke Dir dazu ein starkes Menschengewühl, denn die halbe Bevölkerung von Zürich strömte, von Lustpartien zurückkehrend, hier wie zu einem Rendezvous zusammen, um dem reichen, in Freude und Lust zugebrachten Tage gleichsam die Krone aufzusetzen. Aus allen Augen strahlte die Freude und mir schwebten Klopstock's Worte auf den Lippen:

„Schön ist, Mutter Natur, Deiner Gründung Pracht
Auf den Fluren zerstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.
Von des schimmernden Sees Traubengestaden her,
Oder flohest Du schon wieder zum Himmel auf,
Komm im röthenden Strahle
Auf dem Flügel der Abendluft."

Daß auf dieser Anhöhe Ruhebänke nicht fehlen, darf ich wohl erst nicht besonders erwähnen. Hier sah ich auch neben der Büste eines schweizerischen Botanikers eine blühende Magnolia grandiflora. Als ich im Gasthause wieder angekommen war und vom Balkone desselben das Dampfboot „Escher" beim Mondenscheine abfahren sah, dachte ich meiner heutigen Einsamkeit nach, daß ein Hauptzweck meiner Reise verfehlt sei, denn der ist ja eingestandener Maaßen mit den biblischen Worten zu bezeichnen: Von nun an wirst Du Menschen fangen — der heutige Fang war nicht bedeutend. Ich durchmusterte die vergangenen Tage und mußte mir mit Schmerzen gestehen, daß die Jugend unmerklich den Händen entschlüpft sei. Ist diese goldene Zeit aber einmal überschritten,

so ist auch das durch kein Wölkchen getrübte, beschränkte, aber gerade in dieser ahnungsreichen Beschränkung sich einwiegende Glück für immer dahin. Alle Kronen und Ordenszeichen der Welt, Millionen Tonnen Goldes können Dir keinen Strahl, keinen Schimmer von dem Glücke wieder vor die Seele führen, in welchem sie sich wiegte, als sie z. B. vor dem brennenden, mit vergoldetem Tand behangenen Christbaume stand; wo ein Paar hölzerne Pferde Dich glücklicher machten, als nun ein sechs- oder achtspänniger Zug arabischer Rosse, auch wenn ihre Abstammung von den drei Stuten des Propheten Muhammed durch aktenmäßige Stammbäume nachgewiesen würde. Allein warum wider den unnatürlichen Lauf der Dinge sich sträuben? Einmal überschritten wird der harmlose Zustand dem ganzen Geschlechte wie dem Individuum und seinem eigenen Lebensverlaufe sogleich ein für alle Zeiten unwiederbringlicher und unbewußter. Der Nachklang seiner Gefühle kann wohl den Wolkenhimmel des spätern Lebens mit freundlichem Abendroth umgolden, aber nie steigt dem Manne die Sonne im Morgen wieder herauf und beleuchtet ihm zum zweiten Male und zu bewußter Klarheit der Kindheit glückliche Thäler.

X.

Righi-Gculm, Dienstag den 5. September.

Eine ganz andere, männlichere, munterere Stimmung ergriff mich, als ich Montag früh auf dem stark belebten Dampfboote stand, als die ersten Strahlen der Morgensonne die Hügel und Berge vergoldete:

„Wie das Heer der Nacht vom trüben Himmel flieht,
Wenn auf der Berge Haupt die Morgensonn' erglüht."

Wir fuhren über den prächtigen See. Wie alten Bekannten winkte ich den Ortschaften und Hügeln, an deren Fuß ich dahin flog, Grüße zu. Die Fahrt über den See, vom schönsten Wetter begünstigt, gehört zu den herrlichsten Genüssen auf der sublunarischen Welt. Er ist 8½ Stunde lang, 1 Stunden breit und seine größte Tiefe wird zu 600 Fuß angegeben. Bei Rapperschwyl, einem Städtchen auf dem linken Ufer, springt von Westen eine Landzunge so weit vor, daß eine 4800 Fuß lange, hölzerne, fahrbare

Brücke beide Ufer verbindet und so den See in zwei ungleiche Theile zerlegt. Dies mag wohl die längste Brücke auf der Erde sein, mit Ausnahme der im Bau begriffenen, vom Festlande Italiens, nämlich von Mestre bis auf den Markusplatz oder eigentlich die Piazzetta in Venedig. Kurz zuvor sieht man die kleinen, anlockenden Inseln Aufenau, oder schweizerisch gesprochen Ufenau, die schon zum Kanton Schwyz gehört, auf der bekanntlich der abenteuerliche deutsche Ritter Ulrich v. Hutten in der Blüthe männlichen Jahre am 30. August 1523 starb; die andere noch kleinere heißt Lützelau (d. h. die kleine Au; das Wort Lützel hat sich im Englischen erhalten und ist wohl das einzige, schön klingende Wort dieser Sprache: little, klein, wenig). Die Umgebungen prangen mit der größten Kultur. Der See selbst war äußerst belebt von Kähnen und Schiffen, denn er ist die Hauptverbindungsstraße zwischen Deutschland und Italien. Die Lastschiffe tragen bis 300 Centner und sind mit lateinischen, d. h. viereckigen Segeln versehen. Zu dem Reize dieses unvergeßlichen Morgens kam noch der durch Nichts zu ersetzende Genuß eines ebenbürtigen Gesprächs, auf welches die köstliche Definition Jean Pauls nicht paßte: „Recht gewöhnliche und doch befriedigende Unterhaltung ist allgemein unter den Menschen die, daß einer das sagt, was der andere schon weiß, worauf dieser aber etwas versetzt, was jener auch weiß, so daß jeder sich zweimal hört, gleichsam ein geistiger Doppelgänger" — indem ich nicht blos der gebende, sondern ebenso sehr, ja noch mehr der empfangende Theil war; das Interesse aber ist von der Gegenseitigkeit bedingt, wie beim Handel. Auch ist in der That der Ideen-Austausch ein Handel und alle Grundsätze vom Waarenhandel gelten auch vom geistigen Verkehre. Ich glaube, man würde eher zum Verständnisse kommen, wenn die Heroen in diesem wichtigen Theile menschlicher Betriebsamkeit, wenn die Stimmführer in diesem Zweige menschlicher Erkenntniß mehr auf diese Parallele Rücksicht nähmen, z. B. der deutsche O'Connel, ich meine den Dr. List (nicht zu verwechseln mit dem Klaviervirtuosen Liszt, der ja auch nolens volens ein Königsberger Klavir-Doktor werden mußte und der sich in Ungarn auch einen Säbel erfingerte, also ein aktives Mitglied der ecclesia militans ist, damit er, wenn es mit dem Schwerte des Geistes nicht mehr geben will, zu einer materiellen Waffe greifen und argumenta ad hominem vorbringen kann, die seltener ihre Wirkung verfehlen).

Diese neue, mir sehr erwünscht kommende und ungesuchte, weil durch gegenseitiges Bedürfniß erzeugte Bekanntschaft war ein Advokat K.... aus Zweibrücken in Rheinbaiern, der mich zwar schon in Zug, aber mit dem festen Versprechen verließ, Mittwoch mich in Luzern im Gasthofe zur Waage zu treffen und von da an mit mir das Berner Oberland zu bereisen, welches Versprechen zu meiner ebenso großen Freude, als meinem nicht minder bedeutenden Genusse redlich erfüllt worden ist. Wir befuhren bei weitem nicht den ganzen See, sondern stiegen schon bei Horgen am westlichen Ufer aus, wo Gesellschaftswagen unserer harrten, die uns sofort nach unserer Landung aufnahmen und weiter beförderten. Es ist dies eine äußerst bequeme Einrichtung auf dieser ungemein stark besuchten Partie, daß man schon in Zürich für einen kleinen Preis, nämlich für 3 Franks und 45 Centimes sowohl das Dampfschiff als den Gesellschaftswagen bis an den Fuß des Rigi miethen kann. Denn nach diesem weltbekannten, fast im Mittelpunkte der Schweiz gelegenen Berge, dessen Aussicht ein Ausbund von Genüssen ist, war unsere Wallfahrt gerichtet. Kein Reisender, der um die Schönheiten der Natur dieses Wunderlandes zu genießen durch die Welt pilgert, versäumt, diesen, zum kleineren Theil im Konton Schwyz, größern Theils im Luzerner Gebiet gelegenen Berg zu erklimmen, dessen Fuß einen Umfang von 10 Stunden hat und dessen Höhe zwar blos 5536 Fuß beträgt, welcher Umstand aber weit entfernt ist, seinen Werth zu mindern, der gerade zu seinem häufigen Besuche wegen der Leichtigkeit des Besteigens anlockt. Doch ist mir die Besteigung, wie ich offen gestehen muß, gerade nicht leicht geworden. Sein Hauptvorzug ist die isolirte Lage, gerade so wie der Zobten in Schlesien, doch taucht er seinen Fuß in den Vierwaldstätter-See und ist von allen Seiten zuerst von niedrigen, dahinter von immer höheren Bergen umstarrt, bis im Hintergrunde das Titanengeschlecht mit den, vom Greisenalter zeugenden Silberlocken den Horizont staffelförmig abschließt, während, ich glaube gegen 20 Seen, die Augen der Landschaft, aus den Schluchten und Thälern hervorblicken. Doch ich wäre ja beinahe aus der Rolle eines Historikers gefallen und hätte Dich, wie dem Epiker geziemt, mitten in die Begebenheiten, auf den Culminationspunkt der Genüsse ohne alle Umstände versetzt. So gut soll es Dir nicht werden; denn Du weißt: τῆς ἀρετῆς ἱδρῶτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν. d. h. die Götter haben vor jede Vor-

trefflichkeit, vor jeden Genuß Schweiß gesetzt, was hier im wörtlichen Sinne zu nehmen ist. Also mache Dich auf vieles Schwitzen gefaßt, oder bereite Dich zum Steigen durch ein anderes, hier anzuwendendes Sprichwort vor: **Per aspera ad astra.**

Zunächst freilich nach unserer Landung in Horgen saßen wir ganz bequem in unserm Omnibus und genossen der erfrischenden Kühle des Waldes, durch den wir fuhren. Daß unsere Blicke so lange auf den See gerichtet waren, als wir ihn durch die Bäume hindurchblicken sahen, versteht sich von selbst. Doch bot auch der Blick gerade aus auf die Bergriesen, auf den Pilatus (pileatus mons 7128 Fuß hoch) und den Rigbi nicht mindere Genüsse dar. Gegen 10 Uhr waren wir in Zug, der Hauptstadt des kleinsten schweizerischen Kantons, denn er hat ja blos 4 □ Meilen und etwas über 15,000 Einwohner. Dieses Hauptstädtchen liegt in sehr anmuthiger, hügeliger Gegend, deren Hintergrund die beiden Gebirge (denn so sollte man den Rigi und Pilatus nennen und nicht Berge) bilden, während der Zwischenraum von Berner Hochalpen ausgefüllt wird, die, um sich im Zuger See baden zu können, sich lüstern vorzudrängen scheinen; die Zahl der Einwohner des Städtchens, das übrigens, wie alle Schweizer Städte, die ich besuchte, wohlhabend aussieht, erstreckt sich auf noch nicht 4,000; sie sind fast ohne Ausnahme katholisch. Hier schon blieb mein neuer Zweibrückener Freund zu meinem Bedauern zurück, um seine, hieher verheirathete Nichte zu besuchen. Nachdem wir nun die Begierde nach Speise und Trank gestillt hatten, ward mit frischen Pferden die Fahrt längs des Ufers des Sees, dem ich endlich aufhören werde, ein lobendes Prädikat zu geben, da es in der Schweiz wenigstens und in Italien keinen See gibt, der nicht schön wäre, fortgesetzt. Er steht übrigens sowohl zu dem Kantone, zu dem er größtentheils gehört — denn nur das südlichste Ufer berührt das Gebiet von Schwyz und das südwestlichste von Luzern — so wie zu der Hauptstadt, die hart an dessen Ost-Ufer liegt, in richtigem Verhältnisse, d. h. er ist blos ½ □ Meile groß. Diese Fahrt dem östlichen Ufer entlang entwickelt eine große Fülle neuer Reize, nicht sowohl Dörfer, an denen es übrigens nirgends fehlt, als eine Unzahl einzelner, netter, wohlhabiger Besitzungen in Gärten zum Theil versteckt, zieren sie; im Südwest winkte schon die stolze Pyramide des Rigbi, unser heutiges Ziel, im hellsten Sonnenglanze, während sein finsterer

Nachbar wie gewöhnlich den Pileus, d. h. den Hut oder die Wolkenkappe auf ſeinem Scheitel trug, der er ſeinen Namen verdankt. Der See trug die baieriſche Uniform, d. h. er ſchillerte ins lichtblaue und weiße; der Schatten eines Kahnes, der ſeine kryſtallene Fluthen durchſchnitt, war wie Chryſopras grün. Daß der Anblick bezaubernd ſchön war, kannſt Du daraus mit mathematiſcher Sicherheit ſchließen, daß ſelbſt die Engländer, an denen es natürlich auch hier, wie in der ganzen Welt, wo es etwas zu ſehen gibt, nicht fehlte und von denen ein ganzer Schwarm in Zug zu uns ſtieß, davon ergriffen wurden. Ich erprobte hier zum erſten Male die neulich mitgetheilte und empfohlene homöopathiſche Methode und fand ihren oberſten Grundſatz: similia similibus curantur, bewährt, mich nämlich durchaus nicht um ſie zu bekümmern, ſondern zu thun, als ob ſie gar nicht da wären, d. h. ihnen nach engliſcher Manier keinen Finger breit zu weichen und feſt entſchloſſen, an dem, der mich etwa auf die Füße träte, oder unſanft berührte, das Moſaiſche jus talionis oder Wiedervergeltungsrecht zu üben, wonach es heißt: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Das Mittel half. Denn da ich ganz Auge mich an ihr Gezwitſcher nicht kehrte, ſo thauete endlich der mir zunächſt Sitzende auf, indem er in folgende Worte ausbrach: Magnifique, superbe, charmant u. ſ. w. Es war offenbar auf mich abgeſehen, um ein Echo in mir hervorzurufen. „Doch Alles noch ſtumm bleibt wie zuvor.“ Es ſtellte ſich allmählig ein recht leidliches Verhältniß zwiſchen uns her und ich habe mich in ihrer Geſellſchaft ſo ziemlich befunden. Wir rückten nun, nachdem wir in dem Schwyzeriſchen Flecken Arth den Wagen verlaſſen hatten, dem Bergrieſen, der uns nun zunächſt beſchäftigte, immer näher. Doch muß ich Dir noch eine Probe von ſchweizeriſcher Sprachverdrehung geben, die mich ſehr ergötzte. Als ich nämlich in Arth, wo die Engländer wieder einige Schinken, Beafſteeks u. ſ. w. in unglaublicher Menge verzehrten, einen kleinen Spaziergang gemacht hatte und bei meiner Zurückkunft mich bei einem der Träger ihres Gepäcks erkundigte, ob bald aufgebrochen würde, ſo bekam ich die Antwort: „Noch nicht, denn jetzt wird geſpeiſt; erſt, wenn ſie werden geſpiſſen haben“ (— was doch noch eine köſtlichere Form iſt, als gewunken, geſchumpfen, gemolden, gemorken und dergleichen eckenſteheriſchen Andenkens).

Anfangs ging das Steigen ganz vortrefflich, zum deutlichen Beweise, daß das Sprüchwort: Aller Anfang ist schwer, absolut falsch ist. Nach zwei Uhr waren wir vom Hôtel de l'aigle roir zu Arth aufgebrochen; man rechnet von da bis auf den Gipfel 4 bis 5 Stunden. Zunächst lenke ich Deine Aufmerksamkeit auf ein schreckliches und in seinen Folgen höchst traurriges Naturereigniß, an das man beim Vorübergehen erinnert wird; ich meine das 1806 am 2. Septbr. durch einen ungeheuren Bergsturz verschüttete Dorf Goldau, das jetzt noch ein Chaos von Schutt und Felstrümmern deckt, wobei 457 Menschen ums Leben kamen, denn an dem genannten Schreckenstage stürzte links von diesem Dorfe ein bedeutender Theil des Rufiberges unter schaudervollem Gekrache ein und begrub die Bewohner von vier Dörfern, Goldau, Buüngen, Ober- und Unterröthen, ja einen Theil von Lowerz am gleichnamigen See unter seinen Stein- und Erdmassen. Noch, ja wohl für immer, bietet diese Einöde unvertilgbare Spuren dieser selten vorkommenden Verwüstung dar. Das Gebirge links ist wie mit mathematisch-sicherer Hand gespalten, und die Bergwand scheint in der Absücht mitten entzwei geschnitten zu sein, um ihre innere Structur erkennen zu lassen. Links von der starkbesuchten Straße ist ein Wirthshaus erbaut, das wir unbesucht ließen; ich jedoch eilte in die rechts von derselben sich erhebende Kapelle; aber während ich mir hier einige Notizen sammelte, war meine englische Gesellschaft, von der ein Mitglied beritten war, schon eine beträchtliche Strecke vorausgeeilt. Zwar war das Verfehlen des vielbetretenen Weges nicht zu befürchten, aber da ich, dieser Gewißheit doch mißtrauend, mich, um meine Begleiter einzuholen, auf dem nun erst steil sich erhebenden Wege allzusehr anstrengte, so ist es zu erklären, daß ich diesmal wider meine Gewohnheit mich als einen schlechten, ja ganz erbärmlichen Bergsteiger erwies. Dazu kam, daß die Engländer, ohne alle Ausnahme viel jünger als ich, wie die Katzen kletterten und ich sie zwar immer vor meinen Augen sah, aber erst ziemlich spät einholte. Jedoch, denn ich will Dir die ganze Wahrheit gestehen, konnte ich ihnen nicht lange gleichen Schritt halten, und ich sank mehrmals auf das Gras, an den Papst denkend, der ja auch in Allokutionen z. B. gegen Rußland erklärt hatte, bis an die äußersten Grenzen gekommen zu sein, wo ein ferneres Nachgeben oder schweigsames Geschehenlassen unmöglich sei; denn auch ich schien manchmal an die

äußerste Schwelle, hinter der Ohnmacht gespenstisch drohte, angelangt zu sein. Wahrscheinlich hatte die Anfangs gegen alle Regeln zu schnell begonnene Bergersteigung zu früh meine Kräfte erschöpft, genug, ich kannte mich selbst kaum wieder. Von meiner damaligen Stimmung bekommst Du einen Begriff, wenn ich Dir erzähle, daß ich den andern Tag Abends im Gasthause zur Waage in Luzern zur großen Ergötzlichkeit aller Anwesenden mit lauter Stimme erklärte: „Und wärst Du die Krone (der Schweiz) selber hinein (nämlich ins Hôtel du Rigi-Coulm) und sprächst, wer mir sie bringet die Krone — er soll sie behalten und König sein, — mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohne."

Zu meinem Glück erlitt das beschwerliche Steigen doch einige Unterbrechungen; man trifft nämlich in einiger Höhe das sogenannte Dächli, ein einsam stehendes Wirthshaus, dessen Besitzer schon mit einem Glase Wein unter der Thür wartete; daß ich es gierig in mich stürzte, soll hiermit nicht geläugnet werden. Ebenso wurde die Gelegenheit benutzt, wo Kinder mit Erdbeeren standen, und diese Erfrischungsmittel, natürlich für ver[illegible]ißmäßig hohe Preise (1 Franc) erstanden, um meinen schwinden[illegible]en Lebenskräften auf's Neue Nahrungsmittel zuzuführen. Allmählig fanden sie sich, obwohl in sehr schwachem Grade ein; ich hatte die Engländer in Verdacht, daß sie absichtlich so bestialisch liefen, um sich an meiner Ohnmacht, ihnen zu folgen, zu ergötzen. Endlich kamen wir in einem muldenförmigen Thale an, in welchem das Dörfchen Maria zum Schnee liegt, welches seinen Namen der gleichnamigen Kirche verdankt, wobei die Kapuziner ein ärmliches Kloster besitzen. Ich trat in die offenstehende, kleine, aber reinlich gehaltene Kirche, deren Hochaltar ein Madonnenbild schmückt, mit der goldenen Unterschrift: Sub tuum praesidium refugimus. Dei genitrix. Rechts ist ein Seitenaltar dem hl. Antonius geweiht. Doch war meines Bleibens natürlich hier nicht lange, da ich so von Schweiß durchnäßt war, daß ich nur die Rockärmel anrühren durfte, um ihnen Tropfen zu entlocken; auch hatte ich von diesem Klösterli (ich bitte Dich, diese köstlichen Sprachformen zu beachten) das zugleich als Kurort dient, weshalb mehrere Wirthshäuser sich hier finden, wo man besonders die ausgezeichneten Molken rühmt, noch fast eine Stunde auf dem eigentlichen Gipfel oder Rigikulm. So sehr ich mich nach Alpenrosen gesehnt, so nahm ich doch die schon gepflückten und von kleinen Kindern mir zum Kaufe angebotenen

Sträußchen nicht an, weil ich sie selbst pflücken wollte, was mir auch, wie Du später vernehmen sollst, in reichlichem Maße gelang. Die ersten hatte ich im botanischen Garten zu Zürich gesehen, wo sie aber im verkümmerten Zustande waren; sie erinnern an die Blüthe des Oleander-Strauches, und ihre Blätter an die Preiselbeeren, nur im vergrößerten Maßstabe. Endlich war das mühevolle Ziel erreicht, und ich stand an der Spitze des 5536 Fuß über dem Mittelmeere erhabenen Berges. Als ich das, mehrere Stock hohe hölzerne Gerüst erklommen hatte, wo sich die Fremden der Aussicht wegen zusammendrängten, lag ein Panorama vor mir, das zu Papier zu bringen eine geschicktere Feder kaum im Stande sein dürfte, als die meinige, wenn es überhaupt möglich ist, diese ausgedehnte, wenn auch nicht über die ganze Schweiz, doch südlich bis an die Hochalpen im Berner Oberlande, die ja wenigstens noch einmal so hoch sind, als der Stundpunkt, auf dem Du Dich im Geiste mit mir befindest, zu den Füßen des entzückten Beschauers liegende, reizvolle Gegend mit Worten zu schildern. Im Nordosten erstreckt sie sich vom Säntis bis zum Wildstrubel im Südwesten, ja bis weit über die nördlichen Grenzen der Schweiz hinaus, wo keine hohe Gebirgswand die Aussicht verschließt, bis auf die lang hingestreckte Kette des Jura, der Vogesen und des Schwarzwaldes. Noch lieber war mir der Blick auf den Vierwaldstätter See, gerade unter meinen Füßen, aus dem sich ja der Righi staffelförmig erhebt, mit seinem Städtchen und Kirchthürmen, in die wunderbar verschlungenen Thäler der um denselben herumbiegenden 4 Urkantone, in die ich Dich später mir zu folgen einladen werde. Doch, um der angenommenen Rolle eines historischen Berichterstatters treu zu bleiben, muß ich der Wahrheit gemäß gestehen, daß ein Heer von Wolken nie eine Uebersicht über das Ganze auf einmal gestattete, sondern immer nur einzelne Richtungen mit den Augen verfolgt werden konnten; aber ein, gegen Sonnenuntergang heftig wehender Wind that mir den wesentlichen und nicht hoch genug anzuschlagenden Gefallen, die Wolken zusammenzuballen und wie das Heer der wilden Jagd von einem Bergzuge auf den andern zu peitschen, so daß sie der Reihe nach fast alle, wenn auch blos auf kurze Zeit sichtbar wurden. Ach, was hätte ich dafür gegeben, wenn die Maschine schon erfunden und hier oben aufgestellt und gebraucht worden wäre, zu der es unsere fortgeschrittene Naturbewältigung hoffentlich in nicht allzu ferner Zeit bringen wird, und

wofür ich ſchon den Namen conſtruirt habe, ſie ſoll Nephelomotor heißen (denn wenigſtens halbgriechiſch muß der Name ſein). Ich meine eine, es verſteht ſich — vermittelſt des Raum- und Zeitersparers, des Dampfes zu Stande gebrachte Maſchine, welche die Wolken vom Horizont wegbläſ't und dieſes alle Ausſicht raubende Geſindel verſcheucht; der größere Nutzen für den Ackerbau, wenn man die Wolken gleichſam aus einem Lande ins andere verſchreiben könnte, die Veränderung in ganzen Ländern, denn die Sahara würde dann ſo wenig wie Aegypten, in welchen Ländern es bekanntlich nie regnet, ihren Charakter für die Länge der Zeit behaupten können, leuchtet von ſelbſt ein. Ich will alſo hiermit den künftigen Entdeckern einen Fingerzeig gegeben, ihnen gleichſam den Handſchuh hingeworfen haben. Hebe ihn auf, wenn Du Muth dazu haſt, und Dein Name wird unſterblich ſein. Doch zurück zum Ernſt der Erzählung. Daß ich es auf der luftigen Warte nach Sonnenuntergang nicht lange aushielt, wirſt Du begreifen, wenn Du Dich daran erinnerſt, daß ich von Schweiß am ganzen Körper triefte, und wenn Du hörſt, daß ich, auf den Rath der Sachkundigen, in Zürich mein Reiſepäck auf die Poſt gegeben und nach Luzern vorausgeſchickt hatte; ja, meine Kurzſichtigkeit war ſo weit gegangen, daß ich mir nicht einmal die Rocktaſche mit reiner Wäſche angefüllt hatte, ſo daß ich die Leibwäſche nicht wechſeln konnte; ich war vielmehr auch ohne Mantel, wie zu einem Spaziergange aufgebrochen, und da ich viele Gründe zur bitterſten Reue über meinen Leichtſinn habe, ſo erwähne ich dieſes ausdrücklich, um künftige Rigibeſteiger davor zu warnen. Ich zog mich daher eiligſt in das, zwar hölzerne, aber im Innern mit vielem Comfort eingerichtete Hôtel au Righi-Koulm zurück, wo drei Reihen mit ſchneeweißen Linnen bedeckte Tafeln winkten, deſſen niedrigen Fenſter mit Gardinen geſchmückt, deſſen Wände mit Spiegeln und Bildern in Goldrahmen prunkten. Da jedoch die table d'hôte noch nicht ſerviert wurde, ſo begnügte ich mich, ſtatt auf ſie zu warten, mit Brot, Käſe und Wein, und ſuchte mein Schlafzimmer auf, das mir wegen der Ueberfüllung von Reiſenden aus allen Weltgegenden in einem Nebengebäude angewieſen wurde, und das ich mit einem Deutſchen, der aber erſt nach aufgehobener Tafel bei mir ſich einfand, theilen mußte. An Schlaf war, trotz meiner Müdigkeit, nicht zu denken, da die Wände und Decken blos aus dünnen Brettern beſtanden und das Laufen und

Scherzen meiner Nachbaren über, unter und neben mir gar nicht aufhörte.

XI.

Luzern.

Vergebens horchte ich gegen Morgen auf die Töne der Alpenhörner und Schalmeien, durch welche bei schönen Wetter den Righibesuchern das Zeichen zum Aufbruche gegeben wird, um das prachtvolle Schauspiel des Sonnenaufganges auf diesem, in der Beziehung berühmtesten Punkte unsers Erdtheils bewundern zu können. Da es ganz unterblieb und die Zeit dazu schon längst vorüber war, eilte ich endlich hinaus: aber ein häßlicher, fast handgreiflicher Nebel lag auf dem Kulm und dem ganzen Horizonte, so daß man kaum 10 Schritte vor sich blicken konnte, also an eine Aussicht nicht zu denken war. Eine Aenderung dieses, zur Verzweiflung stimmenden Zustandes ließ sich nicht absehen; ich bezahlte also nach dem Frühstück die erforderliche Anzahl Franken, und ging nun ganz allein, aber auf einem andern Wege, als ich gekommen war, nämlich über den Staffel, einen etwas niedrigeren, blos 4927 F. hohen Gipfel des Rigbi, mit Vermeidung des Klösterli, das mir zur Linken blieb, über das kalte Bad, einige einzeln stehende Häuser, deren Bestimmung in ihrem Namen liegt, hinab nach Wäggis, einem ansehnlichen Dorfe im Kanton Luzern, am Fuße des Rigbi und hart am Ufer des Vierwaldstätter-Sees gelegen. Der Weg ist äußerst anmuthig, denn der Wind verjagte die Wolken, und vor mir lag bald der Spiegel des genannten See's, zwar nicht in seiner ganzen Ausdehnung, was, wie Dir ein Blick auf die Karte zeigt, unmöglich ist, da er so sonderbar gestaltet, fast in Kreuzesform nach 4 Seiten sich hinzieht, daß er nirgends mit einem Blicke zu übersehen ist. Wenn man den letztern mit Recht eine Idylle nennt, so verdient der Vierwaldstätter-See aus vielen Gründen den Namen eines Epos: nicht blos weil an seinen Ufern die unvergeßlichen Ereignisse sich zugetragen haben, denen die Schweizer ihre Freiheit verdanken und die den würdigsten Stoff zu einem schweizerischen National-Heldengedichte liefern würden, sondern weil er von himmelhohen Bergen umstarrt ist und dieselben ihre, in den untern Regionen mit Wald bewachsenen Wände und Häupter abspiegeln, daher er auch dunkel aussieht und einen

ernſten düſtern Anblick gewährt. Doch war ich weit entfernt vom Trübſinn, vielmehr trotz meiner Einſamkeit ſehr wohlgemuth. Der Weg bergab iſt äußerſt intereſſant wegen der erhabenen Gegenſtände, auf die das Auge ohne Unterlaß trifft. Zerriſſene Felſenpartien, durch die er führt, erinnerten mich an Adersbach, nur waren dieſe Felsſtücke Koloſſe im Vergleiche jener, Dir bekannten, und wahrlich auch nicht kleinen Steinmaſſen. Den Namen Adersbach aber brachte mir namentlich der Theil in's Gedächtniß, wo auf einem zuckerhutförmigen Felſen, durch deſſen Spalten der Fußweg führt, zwei Kreuze ſtehen. Schon daraus könnteſt Du ſchließen, daß Du Dich in einem, von Katholiken bewohnten Kantone befindeſt; denn Luzern iſt ja der größte katholiſche Kanton und der einzige Vorort, der ſich zu dieſer Kirche bekennt.

Ueberraſchend mild iſt das Klima von Wäggis, und ich bekam zum erſten Male die mir ſpäter noch greller entgegentretende, ſchöne Eigenthümlichkeit dieſes intereſſanten Landes zur Anſchauung, daß die ſonſt weit auseinander liegenden Klimate und deren Erſcheinungen hier auf den engſten Raum zuſammengepreßt ſind, ſo daß Du mit dem einen Fuße auf Spitzbergen, mit dem andern in Italien zu ſtehen glaubſt, wenn Du mit der einen Hand liebliche Blumen pflückſt, während die andere ſich im Schnee badet. Doch ich will der Zeit nicht vorgreifen, und begnüge mich mit der Erwähnung, daß die Mandelbäume, die Feigen und eßbaren Kaſtanien, von denen das ſtattliche Dorf umgeben iſt, einen ungemein wohlthuenden Eindruck auf den Wanderer machen. Da das Dampfboot, das täglich die Runde um den See macht, und auch hier anlangt, und das ich benutzen wollte, um mich nach Luzern zu begeben, noch nicht angekommen war, ich mich aber heut eben ſo wanderluſtig fühlte, als ich geſtern das Gegentheil bewieſen hatte: ſo ſetzte ich meine Wanderung um den See fort, und habe allen Grund, mit dieſem Entſchluſſe zufrieden zu ſein. Denn an dieſem zwar nicht wolkenloſen, doch von den, Licht und Freude mit ſich bringenden Sonnenſtrahlen nicht ganz entblößten Tage erfaßte mich wieder die Seligkeit des Fußreiſens, von der ein vielgereiſter Mann, der Deutſchland nach allen Richtungen, Schweden, Frankreich und Italien meiſt zu Fuß durchpilgert hat, der alte Moritz Arndt nicht zu viel Rühmens macht, wenn er ſagt*): „O, es geht

*) Erinnerungen aus dem äußern Leben. Leipzig 1840. 2. Aufl. S. 204.

keine Luſt und Freiheit über die Luſt und Freiheit des Fußgängers, und wer die Sitten, Arten und Weiſen der Völker recht erkunden will, ſoll, wo Wüſten und Räuber es nicht unmöglich machen, nimmer anders pilgern. Wer in Kutſchen mit Vieren daher gefahren kommt, ſchließt den Leuten den Mund, oder öffnet ihn nur dem Lügner oder Schmeichler; dem Fußgänger aber gehört die Welt, er iſt des Bauers und Bürgers Gleicher, und Jeder ſteht ihm Rede und gewinnt ihm Rede ab, und ſo wird ihm auch die Luſt, durch die Gefühle und Gedanken der Menſchen frei durchzuſpaziren. Dazu kommt, daß wer mit einem Viergeſpann oder Sechsgeſpann einherkutſchirt, ſchon dem Einen großen gebildeten europäiſchen Volke angehört, welches bei aller Verſchiedenheit der einzelnen Völker eine ſo große Einerleiheit gewonnen hat, daß die an der Tiber und Newa, an dem Tajo und an der Elbe Gebornen und Gebildeten durch eine gewiſſe Gemeinſamkeit der Sitte und des Tons ſich ſo abgeſchliffen haben, daß man das urſprüngliche Naturgepräge oft kaum in dünnem Durchſchein wiedererkennt."

Ungemein anmuthig iſt der Weg ſtets dem See entlang, der nur ſelten durch vortretende Hügel, öfters durch Häuſer und unzählbare Baumgruppen zum Theil verſteckt wird, durch die er jedoch immer wieder hindurchglitzert, einem neckenden Kinde gleich, das ſich hinter einen Strauch verſteckt et cupit ante videri, um mit Horaz zu reden. Die Unſichtbarkeit dieſes blitzenden und glitzernden Kobold-Sees iſt durch den Gebirgsvorſprung Hertenſtein verurſacht. Auf dieſem Wege war ein Senn, d. h. ein Hirt, der ein hölzernes Gefäß von der Alp nach der Heimath trug, eine kurze Strecke mein Gefährte; doch verſtand ich von ſeinem Dialekte nur mit Mühe Einiges. Intereſſanter war das Geſpräch mit einem grauköpfigen Manne, den ich in einem, von dem gewöhnlichen Prunke der Schweizer Gaſthäuſer ſehr abſtehenden hölzernen Wirthshauſe eines Dorfes traf, daß ich irrthümlich ſchon für Küßnacht hielt, das aber Greppen, oder, wenn Du die einheimiſche Bezeichnung, wie billig, vorziehſt, Greppi heißt. Der ſpitzige Kirchthurm am See lockte mich hinab vom Pfade, und ich fand das Kirchlein, deſſen Aeußeres gerade ausgebeſſert wurde, offen und es im Innern für eine ſo kleine Gemeinde entſprechend ausgeſtattet; denn Kanzel und beide Seitenaltäre, d. h. deren korinthiſche Säulen ſind aus ſchwarzem Marmor mit vergoldeten Kapitälern, während der Hochaltar zierlich aus Holz

geſchnitzt iſt und die Madonna mit ihrem göttlichen Kinde darſtellt. Man läutete, obwohl es erſt 11 Uhr war, Mittag, was, wie ich im Wirthshauſe erfuhr, hier Sitte iſt. Mein Mittagbrot oder zweites Frühſtück war ein improviſirtes, d. h. ſehr einfach aus Eiern, Brot und Wein beſtehend. Der erwähnte, einzige Gaſt, der auf meine Anſprache ſich neben mich ſetzte, wurde mir erſt verſtändlich, als er ſich der italieniſchen Sprache bediente, die er unendlich beſſer ſprach, als die deutſche; er hatte nämlich 10 Jahr in Neapolitaniſchen Dienſten geſtanden, die er vor einigen Jahren des herannahenden Alters wegen verlaſſen, um ſein altes Wanderleben, das eines herumvagirenden Glaſers wieder anzufangen. Bei meiner Vorliebe für das Land, in dem er einen nicht unbedeutenden Theil ſeines Mannesalters zugebracht, wirſt Du es begreiflich finden, daß die Schilderungen einzelner Scenen aus der Sphäre, in der er ſich bewegt hatte, mir höchſt willkommen waren, denn ſie dienten mir als Ergänzungen meiner lückenhaften Kenntniß eines Landes, von dem ich jeden Stein, jede Seite des proteusartigen Lebens zu kennen wünſche. Er hatte die Schreckenszeit der Cholera in Sizilien als Soldat überſtanden, und wußte aus dem Leben gegriffene Bilder von den fürchterlichſten Grauſamkeiten zu entwerfen, die ſich der Pöbel daſelbſt gegen die Aerzte erlaubt hatte, von denen er ſich vergiftet wähnte. Es iſt bekannt, daß die Volkswuth zwar auch anderwärts ſich dieſem Wahne ergab, aber nirgends mit ſo blutiger Grauſamkeit gegen die, freilich auch auf einen Wahnglauben der Obrigkeit getroffenen Anordnungen widerſetzte. Quanti abbiamo fusillati in Messina! „Wie Viele haben wir erſchoſſen,“ rief gleichſam mit Schadenfreude der ehemalige Soldat, als wir gemeinſchaftlich den Marſch antraten. In Küßnacht verließ er mich, welches ein freundliches Städtchen am hier ſchilfbewachſenen Ende des Sees iſt, zum Kanton Schwyz gehört und etwas über 2000 katholiſche Einwohner zählt. Mein erſter Gang war in die verhältnißmäßig große Kirche, die in drei Schiffe getheilt iſt, welche in Tonnengewölbe endigen; vor dem Presbyterium iſt, wie ich in Baiern, z. B. in Landshut und München, auch in Polen, z. B. in der Domkirche zu Krakau geſehen hatte, der ſogenannte Frühmeßaltar, der aber in Krakau das ganze dahinterliegende Presbyterium mit dem Hochaltar ſo verdeckt, daß dieſer Hauptbeſtandtheil der Kirche dunkel und abgelegen zu einer ſelten gebrauchten Nebenkapelle herabſinkt. Hier war dies jedoch

nicht der Fall. Vor der geöffneten Hauptpforte breitet sich der Spiegel des Vierwaldstätter See's, d. h. der Arm desselben aus, den man nach dem freundlichen Städtchen wohl auch den Küßnachter See nennt. Der Anblick ist sehr erfreulich von den Stufen des Hochaltars hinaus auf das bewegliche Element. Ich dachte an den Abt des mit Recht seiner herrlichen Lage und seines königlichen Prachtgebäudes wegen gepriesenen Klosters Mölk in Oesterreich, der von den Stufen des Hauptaltars seiner, von Marmor und Gold strotzenden Kirche Himmel, Erde, Luft und zwar nicht Meer (Worte aus dem Ambrosianischen Dankhymnus), aber doch die Fluthen des größten deutschen Stromes, der Donau, beim Segen am Schlusse des Hochamts erblickt. Auf dem Küßnachter Hochaltar ist ein werthvolles Gemälde, das die gen Himmel fahrende Madonna darstellt; auch die Kanzel zieht die Aufmerksamkeit mit Recht auf sich. Der Begräbnißplatz, der die Kirche von allen Seiten umgibt, ist mit gußeisernen, meist vergoldeten Monumenten nicht minder zahlreich als mit Blumen geschmückt, vom See umspült und von Bergen umstarrt: „Kein Wunder, wenn man hier zu sterben glühte!“ — Von den Bergen erschollen die Klänge der, eine ländliche Stimmung erregenden und begünstigende Schalmei. Am längsten weilte das Auge bei Wilhelm Tell's Statue, welche zur Zierde eines Brunnens dient und auf einer Marmorsäule ruht; sie ist etwas unter Lebensgröße, aus Bronze und zum Theil vergoldet; sein Kind überreicht ihm knieend dem vom Pfeil durchbohrten Apfel, und der Vater zieht es an sein Herz; die Armbrust hängt ihm auf der Schulter. Doch der Zweck meines heutigen Ausfluges war ja die sogenannte hohle Gasse, zu der Du mir folgen mußt. Der Weg führt bei den, obgleich von Holz erbauten, doch ansehnlichen, und was mehr ist, sehr wohnlich und lockenden Häusern vorbei, die 3 bis 4 Stockwerke hoch und mit Dächern versehen sind, die weit über den Grundstock des Hauses hinausspringen, so daß man sich um und vor demselben, vor Regen geschützt, bewegen kann; in der Regel sind sie mit einer Unzahl breiter Fenster geschmückt, so daß die Front oft blos aus Glasscheiben zu bestehen scheint.

Bald stand ich auf der merkwürdigen Stelle:

„Durch diese hohle Gasse muß er kommen:
Es führt kein anderer Weg nach Küßnacht. — Hier
Vollend' ich's. — Die Gelegenheit ist günstig.

Dort der Hollunderstrauch verbirgt mich ihm:
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen:
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.
Mach' deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!
Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen."

Kurz, ich war in der hohlen Gasse, wo Geßler durch Tell's Geschoß fiel. Es ist interessant, wie Joh. v. Müller (im ersten Bande seiner Schweizergeschichte) diese That beurtheilt: „Herrmann Geßler nahm diesen Ausgang vor der zur Befreiung des Landes verabredeten Stunde ohne Theilnehmung des unterdrückten Volkes durch den gerechten Zorn eines freien Mannes. Diesen wird Niemand mißbilligen, als wer nicht bedenkt, wie unerträglich dem feurigen Gemüthe eines tapfern Jünglings Trotz, Hohn und Unterdrückung der uralten Freiheit des Vaterlandes, zumal in diesen Zeiten war. Seine That war nicht nach den eingesetzten Gesetzen, sondern wie die, welche in den alten Geschichten und in den heiligen Büchern von den Befreiern Athens und Roms und von vielen Helden der alten Hebräer darum gerühmt worden, auf daß für Zeiten, wo die uralte Freiheit eines friedsamen Volkes überlegener Macht nicht widerstehen könnte, zum Lohn der Unterdrücker solche Männer aufgenährt werden. Gesetzmäßige Regenten sind heilig; daß Unterdrücker nichts zu fürchten haben, ist weder nöthig noch gut. Die That Wilhelm Tell's gab dem gemeinen Manne höhern Muth; aber es war zu besorgen, die Gewalt Landenbergs und aller Burgvögte möchte durch Wachsamkeit befestigt werden. Das Dreizehnhundert und siebente Jahr wurde vollendet." Leider hat man die Lokalität nicht in ihrem alten Zustande gelassen, sondern sie erst seit Kurzem zum Fahrwege, der aber noch den Namen eines Hohlweges verdient, erweitert. Sie ist mit Eschen so dicht auf beiden Seiten besetzt, daß die Sonnenstrahlen, die von nun an die Gegend belebten, nicht durch die dichten Baumwipfel und deren Schatten hindurchdringen konnten. Aus den Seitenwänden brachen eine Menge Baumwurzeln hervor; diese Wände sind wohl noch einmal so hoch als Mannshöhe; der Weg ist schmal, höchstens für 2 Wagen breit. Wie lang er sei, weiß ich nicht genau, höchstens 300 Schritt; am Anfange bettelte mich ein Invalide an, in der Schweiz ist Beides eine seltene Erscheinung, sowohl das Betteln als die Soldaten. Am Ende derselben steht zum Andenken der, verschieden beurtheilten, jedenfalls folgenreichen That, die

Tellskapelle; es ist ein kleines, steinernes Haus, fast im Viereck, das auf jeder der beiden Seitenwände durch zwei länglich runde Fenster erleuchtet wird; in der Mitte stehen 4 hölzerne Bänke ohne Lehnen; den einzigen Altar, dem Eingange gegenüber, schmückt ein Bild der Himmelskönigin, die von St. Catharina mit dem Rade und andern Heiligen umgeben ist. In der auf hölzernen Säulen ruhenden Vorhalle, welche von einem winzigen Thürmchen mit einer Glocke gekrönt wird, ist links Tell abgemalt, in der Mitte sinkt Geßler, tödtlich durch den Pfeil in der Brust verwundet, vom Pferde, von seinen Leuten gehalten. Die Unterschrift heißt wörtlich:

„Geßlers Hochmuth Tell erschossen,
Und edle Schweizerfreiheit entrissen."

Zur rechten Hand lies't man:

„Wie lang' wird aber solche währen?
Noch lange, wenn wir die Alten wären!"

Daß der Ort, auf dem ich jetzt stand, Stoff zu den mannigfachsten Betrachtungen darbot, läßt sich nicht verkennen. Zwar traten störend die Zweifel und Bedenklichkeiten dazwischen, die nicht erst in der neuesten Zeit, nein, schon vor hundert Jahren gegen die ganze Geschichte von Tell, die man bereits anfängt in das Gebiet der Fabel zu rechnen, erhoben worden sind; dessenungeachtet konnte ich mich nicht überreden, der neuesten Kritik über diesen vielbesprochenen Gegenstand beizustimmen. Ich verweise Dich auf das Buch des Prof. Hiseli in Lausanne, der in demselben*) nachweis't, daß die schweizerische Sage nichts anders sei, als die modifizirte, der Lokalität und den Personen angepaßte skandinavische, viel ältere Sage, die auf das schlichte Abenteuer eines Schützen der Alpen ihre lebhaften Farben geworfen haben. Die Erzählungen von Punkler in Deutschland, von William aus Cloudesly in England, Endrid und Hemming in Norwegen, von dem Dänen Toko und dem Isländer Egil seien nach Prof. Hiseli im Wesentlichen einander gleich. Ein geschickter Schütze wird gezwungen, aus großer Entfernung einen Apfel vom Haupte seines Sohnes zu schießen.

*) Recherches critiques sur l'histoire de Guillaume Tell. 252 Seiten. Auch abgedruckt im 2. Theile der Memoires et documens, welche die historische Gesellschaft der romanischen Schweiz herausgibt. Vergleiche Frederik Schiern's Abhandlung über die Echtheit der Tellsage und den Berichterstatter darüber im Magazin für die Literatur des Auslandes 1843. Nr. 84 und 153.

Die isländische Sage nennt Egil einen Bruder Wieland's, des Schmiedes Velent der französischen Mährchen, des Vulkan's der Skandinavier; somit verliert sich die Legende vom Apfel in die nebelige Nacht der nordischen Mythologie. Am verwandtesten ist die von Toko, wie man sie bei Saxo Grammaticus liest. Unter der Regierung Harald's mit dem schwarzen Zahn*), folglich in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, rühmte sich Toko, der Sohn des Palna, im Rausche eines fröhlichen Gelages, daß er einen, auf einen Stab gesteckten Apfel aus weiter Ferne herabschießen könne. Wohlan, sprach der König, der Apfel soll auf das Haupt deines Sohnes gelegt werden. Toko schießt und trifft glücklich. Aber noch 3 andere Pfeile bemerkt man in Toko's Aermel, und der König will wissen, zu welchem Zwecke er sich damit versehen. „Die waren für Dich bestimmt," entgegnete der Held, „falls ich unglücklich getroffen hätte." Nach einiger Zeit erlauert Toko den Harald hinter einem Gebüsch, und durchbohrt ihn mit dem Todbringenden Geschoß. Dann wird er auf der Insel Jubin der Stifter einer Genossenschaft verwegener Seeleute, denen er Gesetze gibt**). Auf diese Aehnlichkeit verweiset schon die bei den Schweizern verbreitete Sage, von der auch Schiller in seinem berühmten Drama „Wilhelm Tell" Erwähnung gethan hat, daß die Schweizer (d. h. Schwitzer, Swedser, Schweden) schwedischer Abkunft seien. Auch Toko ist ein tüchtiger Ruderer.

Der in Altorf auf einer Stange zur Verehrung oder Huldigung aufgepflanzte Hut kann nicht auffallen, da der Hut besonders im

*) Das Ausführlichere in Dahlmann's vortrefflicher Geschichte von Dänemark.

**) Vergl. Oehlenschläger's Drama Palnatoke. Auch in der fabelhaften Geschichte von Wieland dem Schmiede, die in die Abenteuer des hörnernen Siegfried verflochten ist, kommt schon ganz die Tell'sche Erzählung vor. Vergl. den hörnernen Siegfried und seinen Kampf mit dem Drachen von Guido Görres, Schaffhausen bei Hurter, 1843, 4, wo es S. 25 so heißt: Eines Tages ließ der König Gigel's (Wieland's Bruder's) dreijährigen Sohn nehmen, und diesem einen Apfel auf den Kopf legen, dann gebot er dem Gigil, den Apfel herunter zu schießen. Obschon der König ihm nur einen Schuß gestattete, so nahm er doch 3 Pfeile aus dem Köcher. Einen legte er dann auf die Sehnen und schoß mitten durch den Apfel, so daß er in zwei Hälften herunterfiel. Der König lobte den Schuß, fragte ihn aber, warum er drei Pfeile genommen hätte für einen Schuß? Gigil erwiderte ihm unverzagt: „Herr, ich will Euch damit nicht belügen: hätte ich den Knaben nicht mit dem einen getroffen, so waren Euch die beiden andern zugedacht.

Mittelalter ein Emblem der Freiheit war, und man die Zumuthung an ein Volk, seinen Gewalthabern in effigie zu huldigen, als eine oft sich wiederholende Maßregel des Despotismus jener Zeit findet. Unangegriffen hat übrigens die Geschichte Tell's kaum ein Jahrhundert bestanden, denn Melchior Ruß, der sie zuerst mittheilt, schrieb seine Chronik gegen Ende des 15. Jahrhunderts, und schon Franz Guillimann aus Uri bezweifelte sie in seinem, 1598 herausgekommenen und 1607 in einer vermehrten Auflage erschienenen Buche de rebus Helveticis. Aber der Zweifler mußte aus seinem Vaterlande flüchten und wäre, als er später die Rückkehr wagte, von den wüthenden Weibern beinahe in einen Brunnen geworfen worden, welcher Gefahr er nur mit Mühe entkam. Als Freudenberger 1½ Jahrhundert später seine „Fabel vom Wilhelm Tell" schrieb, verlangte der hohe Stand Uri von Bern dessen Hinrichtung und ließ sein Buch in Altorf durch den Henker verbrennen. Aber dessenungeachtet scheint mir der Schluß auf die Nichtexistenz Tell's ein übereilter, und gerade der Umstand, den man anführt, scheint ein Fingerzeig zu sein, wie diese dem Schweizervolke so liebe Erzählung gerettet werden kann. Es ist nachgewiesen worden, daß die späteren Chronisten Ruß, Etterlin, Tschudi vom Ende des 15. und Anfangs des 16. Jahrhunderts ihrer Erzählung zwar keine Urkunde, aber ein altes Volkslied zum Grunde gelegt haben, das sich wörtlich erhalten hat, und von dem ganze Stellen wörtlich in jenen Chroniken vorkommen. Dieses Volkslied kann unmöglich aus der Luft gegriffen oder aus Anwendung einer skandinavischen Sage entstanden sein, sonst würde es nicht Anklang beim Volke gefunden haben; dieses Lied scheint mir eben stärker dafür zu sprechen, als eine Urkunde in einer Zeit, wo man ja meist bloß Verträge, rechtliche Bestimmungen, gerichtliche Forderungen, Käufe u. dgl. schriftlich abfaßte.

Von der Tellskapelle kehrte ich wieder nach Küßnacht zurück, und umwandelte nun ebenso die westliche Seite dieses Sees. Gleich hinter Küßnacht beginnt der Kanton Luzern, an den Landesfarben der Wegweiser, weiß und grün, bemerkbar. Die Gegend gehört zu den fruchtbarsten der Schweiz, namentlich zeichnet sich dieselbe um das Dorf Meggen aus, welches am Abhange eines obstreichen Hügels liegt. Ueberall fand ich Anschläge, welche Aufforderungen zum Lieblingsvergnügen der Schweizer, dem Freischießen, und als Lockspeise für den Sieger ansehnliche Preise

enthielten. Die Kirche des Ortes, der 1½ Stunden von Luzern entfernt ist, macht der Frömmigkeit der Bewohner alle Ehre. Nun entfaltete sich immer schöner das Bild der mehrmals genannten Hauptstadt Luzern, die in dem, von den Sonnenstrahlen hellbeleuchteten See sich abspiegelte; es mochte gegen 4 Uhr sein, als ich vor dem Wirthshause der Waage abstieg, denn ich war von Meggen aus der Aufforderung eines leerzurückfahrenden Kutschers gefolgt, mich seiner, der Stadt zufahrenden Droschke zu bedienen. Merkwürdiger Weise war ich trotz der bedeutenden Reise, die mich von frühmorgens wenigstens 10 Stunden auf den Beinen gehalten hatte, durchaus nicht müde. Daher hielt ich es auch trotz der unbeschreiblich schönen Aussicht aus den Fenstern meines Zimmers, von wo ich den Pilatusberg, der endlich seine Haube abgenommen hatte, ihm zur Rechten eine Doppelreihe blauer und violetter, unregelmäßiger Höhen erblickte, über die sich hoch die schneeweißen Urgebirge, gleichsam die Urgroßväter der vorderen zeigten und deren Farbenspiel wunderbar wechselte, zu Hause nicht aus. Es ist ein köstlicher Genuß für Auge und Ohr, denn das Geschwätz der Wellen des Sees oder vielmehr des Ausflusses des Sees, der unter dem Namen Reuß denselben hier ebenso verläßt, wie bei Zürich die Limmat, drohte mich bei hellem Tage in Schlaf einzuwiegen. Da ich nun demselben zu dieser unpassenden Zeit durchaus nicht unterliegen wollte, eingedenk des schönen von Gryphius herrührenden Spruches, dessen sich, was Inhalt und Form betrifft, selbst Göthe nicht schämen dürfte:

„Mein sind die Jahre nicht, die mir die Zeit genommen;
Mein sind die Jahre nicht, die etwa mochten kommen;
Der Augenblick ist mein, und nehm' ich den in Acht,
So ist der mein, der Zeit und Ewigkeit gemacht".—

so brach ich auf, um meinem Körper die, wegen des gestrigen und heutigen Schweißes doppelt heilsame Erholung eines warmen Bades zu gönnen. Ich eilte also hinab an den See, und machte einige Umwege, um die merkwürdige Stadt, welcher man eine weit größere Bevölkerung zumuthet, als sie wirklich hat, denn sie zählt kaum 9000 Einwohner, kennen zu lernen. Sie sieht, wenn auch nicht so reich als Zürich, doch ziemlich wohlhabend aus; ihre engen Straßen sind gut gepflastert, die ohne alle Ausnahme massiven Häuser 3—4 Stockwerke hoch, die Dächer nach Schweizer Art viel größer, als das Bedürfniß erfordert, weit über die Straße

hinüberragend und die Fußgänger gegen den Regen schützend, die Fenster mit grünen Jalousien sommerhausartig verziert. Mein erster Gang war in die schöne Kirche, welche meinem Fenster in der Waage gegenübersteht, zwischen den beiden Brücken, von denen die zur Rechten auch für Fahrende zugänglich, während die zur Linken blos für Fußgänger bestimmt, von Holz, und nach Schweizer, nicht nachzuahmender Sitte bedeckt ist, wodurch die prachtvolle Aussicht einiger Maßen gehindert wird. Zwischen den beiden Brücken zieht sich vor der Kirche eine lange Doppelreihe noch jugendlicher Kugel-Akazien herum, über welche die schöne Kirche hervorragt. Sie gehörte einst den Jesuiten, über deren Zurückberufung noch in diesem Augenblicke verhandelt wird. Ich trat in die offene Vorhalle, über deren Eingange die Statue des heil. Ignatius steht. In's Innere selbst konnte ich nicht gelangen, ich mußte mich mit einem Ueberblicke von der, durch 3 eiserne Gitterthüren von der Kirche abgeschlossenen Vorhalle aus begnügen. Sie ist in dem gewöhnlichen Prachtstile der Jesuiten erbaut, hat 3 Schiffe, deren Plafond mit Freskogemälden verziert ist. 6 Marmorsäulen am Hochaltare umgeben ein schönes Madonnenbild, und auch die 8 Seitenältäre sind nicht minder schön. Hart neben dieser Kirche steht zur Rechten das ehemalige Collegium der Jesuiten, welches jetzt dem Lyceum und einigen Staatsbehörden eingeräumt ist; zur Linken ist das Theatergebäude, dessen Façade mit Büsten verziert ist.

Nun schritt ich über die schon angedeutete Kapellbrücke, welche nicht über die Reuß, sondern über einen Arm des Sees selbst führt. Mehr als die unter dem Dache angebrachten Gemälde aus dem Leben des heiligen Leodegar, dem auch die Hauptkirche der Stadt geweiht ist und mehr als die auf der Rückseite bildlich dargestellten Scenen aus der Schweizergeschichte, welche auf Kunstwerth keinen Anspruch machen, ergötzte mich die prächtige Aussicht, die man besonders da genießt, wo sie sich zur Linken wendet, denn sie bildet keine gerade Linie. Beim Anfange der Brücke ragt neben dem Stadthause ein dicker Thurm aus dem See hervor, welcher der Sage nach von der Römer-Zeit herrührt, die ihn als Leuchtthurm errichteten, wovon die Stadt den Namen haben soll, also von Lucerna. Am andern Ende dieser Brücke ist die Xaveri-Kapelle, in die ich trat, weil sie gerade offen war. In der Tribune steht der erhöhte Hauptaltar aus schwarzem Marmor mit

einem noch neuen Oelgemälde, welches den sterbenden Erlöser am Kreuze, ihm zur Rechten seine, von Schmerz durchwühlte Mutter, links den Jünger, den er vorzugsweise lieb hatte, Johannes, darstellt; die Standbilder der Apostel Petrus und Paulus umgeben es. Nicht minder schön sind die 4 Seitenaltäre, welche ebenfalls noch neue, in kostbare Goldrahmen eingefaßte Oelgemälde zieren: Auf dem ersten ist Jesus, der Auferstandene, im weißen Gewande, die rothe Siegesfahne in der Linken, die Rechte segnend emporgehoben; auf dem zweiten derselbe als Weltenrichter sitzend mit dem strahlenden Kreuze, das Buch in der Linken haltend, in quo totum continetur, unde mundus judicetur, das also den Glaubensartikel vergegenwärtigt: Et iterum venturus est cum gloria, judicare vivos et mortuos. Auf dem dritten Altare kniet der Heiland auf dem Oelberge vor dem Leidenskelche, während ihm ein Engel in den Wolken Trost bringend erscheint. Auf dem 4. liegt der neugeborne Heiland auf der Erde, während Maria und Joseph anbetend neben ihm knieen und ein Engelchor die Lüfte mit dem Jubelgesange erfüllt: Ehre Gott in der Höhe und Frieden auf Erden den Menschen, die guten Willens sind. Du siehst also, daß die Wahl der Gegenstände dieser Gemälde eine sehr glückliche zu nennen ist. So sollte es in allen Kirchen sein, immer und überall sollte man auf den göttlichen Stifter des Christenthums, auf den Mittelpunkt unsers Glaubens, ohne den kein Heil und keine Rettung und keine Hoffnung ist, hingewiesen werden. Man hat offenbar zu oft die Seitenwege, die menschlichen Vertreter des Heiligen hervorgehoben, so daß das Centrum einigermaßen auf die Peripherie verdrängt wurde. Es schien in dieser kleinen Kirche ein Fest gefeiert zu werden, denn eine Menge Lampen und Kerzen brannten und zahlreiche Beter, besonders Beterinnen füllten in knieender Stellung die Bänke.

Ich hatte noch eine Brücke zu überschreiten, die auch bedeckt und mit Gemälden verziert ist, ehe ich zu der vor dem Thore gelegenen Erquickung des warmen Bades gelangte, dem ich es glaube zu danken zu haben, daß die gestrige Erhitzung und Erkältung auf dem Rigi folgenlos an mir vorübergegangen ist. Dann besuchte ich die schönen Gartenanlagen, in denen ein merkwürdiges Denkmal den edlen Schweizern errichtet ist, welche im Dienste des unglücklichen Französischen Königs, Ludwigs XVI. von den rasenden Republikanern den 10. August 1792 ermordet wurden. Es erhebt sich

namlich in diesen Parkanlagen eine, sinnig von Trauerweiden umgebene Kapelle mit der passenden Inschrift: „Invictis pax.“ Ueber dem innern Eingange steht: **Per vitam fortes sub iniqua morte fideles.** Der Altar ist mit schwarzen Kriegerfahnen umgeben und man liest folgende Verse:

X. Augusti

Juratae fidei decus est perstare tenacem:
Perstantem decus est in statione mori.
Haecce monere meum, saeclis memorando futuris
Perstando fidos et moriendo viros.
Ne temnas monitum, generosi nominis haeres,
Helveta gens: prisca stare memento fide.
Stabit tuta salus, stabit tibi nomen avitum,
Et tibi perstiterit virtus avita fides.

Das Altartuch wurde von der unglücklichsten Frau der Welt, die von der Wiege bis ins Greisenalter, unterbrochen durch wenige Lichtstrahlen des Glückes, heute noch in Görz in der Verbannung lebt, der Tochter des gemordeten Ludwigs XVI., der Gemahlin des Herzogs von Angouleme, eigenhändig gestickt Noch merkwürdiger ist das Hauptdenkmal selbst: Man tritt vor ein großes Bassin, das mit Wasser angefüllt und von einem hölzernen Geländer umgeben ist; in die Felsenwand, welche den Hintergrund bildet, ist ein ungeheuerer, sterbender Löwe eingehauen; die das Denkmal so eben ausbessernden Leute erschienen wie Ameisen, denn dieser Löwe ist 282 Fuß lang und 18 Fuß hoch. Daß dieses Riesenkunstwerk auch einen hohen Grad der Vollendung zeigt, wirst Du schon daraus schließen, wenn ich Dir mittheile, daß die Zeichnung von dem größten Bildhauer der neuern Zeit, Thorwaldsen herrührt, während die Ausführung einem deutschen Künstler, Ahorn aus Constanz, übertragen wurde. Die Ueberschrift über dem Löwen lautet:

„Helvetiorum fidei ac virtuti.“

Darüber bildet die herrliche Vegetation einen würdigen Schluß, während unter demselben die lange Reihe der Namen jener hingemordeten Helden zu lesen ist. Ich muß daran erinnern, daß der schwache König mit seiner Familie in die National-Versammlung geflüchtet war, aber bei der Eile vergessen hatte, seinen Schweizer-Garden Befehl zum Rückzuge zu geben. Diese, als

gewiſſenhafte Soldaten an ſtrenge Pflichterfüllung gewöhnt, warteten auf beſtimmte Befehle, die aber nicht kamen. Da greift ein Haufe Jacobiner die an der großen Treppe der Tuillerien ſtehende Abtheilung von Schweizern an, reißt mit langen Feuerhacken 5 Mann hervor und ſchlägt ſie vor den Augen ihrer Brüder mit Keulen und Flintenkolben todt. Natürlich machen die Kameraden der Ermordeten von ihren Waffen Gebrauch und ſchießen auf die mordgierige Rotte, und in der That ſtiebt dieſelbe fliehend auseinander und es zeigt ſich, daß die Furchtbarkeit des Pöbels nur Unentſchloſſenen gegenüber furchtbar iſt. Aber da kommen vom Könige Befehle, daß nicht nur das Schießen eingeſtellt werden ſolle, ſondern daß die Garde ſich zu ihm in die Verſammlung zu begeben habe. Während die Schweizer dies thun wollen, kommen ihnen die Jakobinerbanden in den Rücken. Achtzig Schweizer an der großen Treppe ſetzen ſich muthig zur Wehr wie die Helden bei Thermopylä, bis auch der letzte von ihnen gefallen iſt. Nun ſtürzt die Menge hinauf und ermordet Alles, was ſie findet, ohne Unterſchied des Ranges und Alters und Geſchlechts, von den Hofleuten, Kammerherren und Marſchällen an bis zu den Küchenjungen hinab; beſonders war es auf die treuen Schweizer abgeſehen, die an ihren rothen Uniformen kenntlich und den blutdürſtigen Rotten einer Tugend, von der ſie keinen Funken in ſich verſpürten, der Anhänglichkeit an die königliche Familie, der Haltung ihres Eides wegen verhaßt waren. So fällt der größte Theil dieſer tapfern Männer, die den König und ſein Haus gewiß mit Erfolg geſchützt hätten, wenn ihnen die erforderlichen Befehle zur rechten Zeit zugekommen, wenn ein nur einigermaßen energiſches Haupt an ihrer Spitze geſtanden hätte. Aber Ludwig XVI. war unter allen Königen, die je auf dem franzöſiſchen Throne geſeſſen, wohl der ungeeignetſte, Thron und Leben und zwar nicht blos das ſeinige, ſondern auch ſeines Weibes und ſeiner Kinder, durch irgend einen, von Feſtigkeit zeugenden Entſchluß zu retten. So werden dieſe Tapferen, die alſo nicht die Natur der Miethlinge hatten, die da fliehen, wenn der Wolf kommt, ſondern die nach Art der ächten Hirten ihr Leben laſſen, ehe ſie von ihrer Pflicht abweichen, hingeſchlachtet. Die parkettirten Säle, die goldenen Wände und Thüren trieften von Blut und noch an den nackten Leichen verübte die Habſucht und furienmäßige Wuth, beſonders der Weiber, ſchaamloſe Verſtümmelung. Mit Stolz aber ſieht die

Schweiz, besonders Luzern (denn es waren katholische Schweizer) auf diese Märtyrer der Pflicht und ungerührt wird wohl Niemand das ebenso schön gedachte, als ausgeführte Monument verlassen.

Ich kehrte zurück und genoß von der Hofbrücke aus die schöne Aussicht; die Gegend schwamm in der süßesten Abendbeleuchtung und nahm sich in dem neuen, nicht minder interessanten Kleide allerliebst aus; wie schön war der Anblick der niedrigen Ufer des Sees, während die Gipfel der Hochalpen wie mit Purpur übergossen, wie in Feuer vergoldet in stolzer Parade da standen, welches Schauspiel mich lange, lange fesselte. Diese längste der vier Luzerner Brücken hat den Namen davon, daß sie zur Hofkirche führt; sie ist über 1000 Fuß lang, ebenfalls bedeckt und in ihren spitzen Dachfirsten sind, wie bei der Kapellenbrücke ebenfalls Gemälde angebracht, welche Gegenstände aus der heiligen Schrift zur farbigen Erscheinung bringen. Nicht blos diese mittelmäßigen Malereien, auch die ersten Meisterstücke würden nicht im Stande sein, das Auge des Beschauers zu fesseln vor der unbeschreiblichen Pracht, welche besonders rechts, wenn man zur Hofkirche geht, die unnachahmliche Meisterin Natur selbst hier entfaltet. Zur Orientirung der Fremden ist in der Mitte der Brücke bei einem Ausschnitte der lästigen Umfriedung und Bedachung eine Scheibe aufgestellt, welche das reizende Panorama der Umgebung durch Angabe der Namen der auf ihr abgebildeten, mit einem beweglichen Zeiger versehenen Berge und Ortschaften erklärt. Ich suchte nicht lange nach dem Namen: ob der Berg X oder Y heißt, wenn er nur schön aussieht! Diese Brücke aber wird am längsten gestanden haben. Es haben sich nämlich mit Genehmigung der Behörden einige reiche Privatunternehmer vereinigt, dem bei dem steigenden Fremdenbesuch immer fühlbarer hervortretenden Mangel eines Hôtels ersten Ranges dadurch abzuhelfen, daß sie das Seeufer ausfüllen und an dem neugewonnen Kai einen großen Gasthof, noch größer als das berühmte Hôtel Bauer in Zürich, aufführen lassen. Jedenfalls wird er mit diesem gefeierten Gasthofe an Schönheit der Lage, am Ufer des romantischen Vierwaldstätter Sees, im Mittelpunkte zwischen Righi und Pilatus mit der wunder- und zaubervollen Fernsicht auf die Alpen und Gletscherfirnen einen der schönsten Standpunkte der Schweiz bilden und ich mache mich zum Voraus anheischig, bei meinen, hoffentlich zu wiederholenden Besuchen in Luzern jedesmal darin zu wohnen. Doch

zog es mich noch mehr nach Osten, um die Haupt- und Pfarrkirche des heiligen Leodegar, die man gewöhnlich die Stiftskirche nennt, weil der Gottesdienst in ihr von einer Gesellschaft Stiftsherren verrichtet wird, wenigstens von Außen kennen zu lernen, denn sie war schon geschlossen. Sie steht auf einer beträchtlichen Anhöhe und beherrscht mit ihren beiden Thürmen einen großen Theil des Sees. Dieses ansehnlichste Gebäude der ganzen Stadt stammt aus dem siebzehnten Jahrhunderte; zwölf breite Stufen führen zwischen 2 Häuserreihen zu ihr hinauf und das schöne Gebäude hat den großen Vortheil, auf einem freien Platze zu stehen, der zugleich zum Begräbnißorte benutzt wird. Ueber dem Haupteingange, über welchem sich die erwähnten Thürme schlank erheben, steht die Bildsäule eines Engels mit vergoldetem Kreuze in der Hand und darüber ist die Uhr angebracht. Der mit Denkmälern und Blumen geschmückte Kirchhof ist mit zierlichen Bogengängen umgeben, in welchen eine große Zahl Denkmäler angebracht sind, von denen ich nur Eins wegen seines sonderbaren Gegenstandes erwähnen will. Es ist ein Gemälde an der Wand. Ein Dom- oder Stiftsherr sitzt in bequemer Stellung an einem Tische, mit der Rechten das Haupt haltend, mit der Linken auf eine Stelle in einem offnen Buche zeigend; da tritt Freund Hein (den man wohl lieber Feind nennen sollte) als Gerippe hinzu, die Geige spielend, also zum Todtentanze auffordernd, wodurch ich an den berühmten Baseler Todtentanz erinnert wurde, der mir durch Kupferstiche bekannt ist und nach dessen Original man in Basel jetzt vergebens fragt, denn er ist, von dem berühmten Holbein herrührend, spurlos verschwunden.

Abends gegen 8 Uhr war große Militairmusik vor dem Hause eines eidgenössischen Obersten, denn damals war gerade bei Luzern schon seit zehn Tagen ein Lager der Kantontruppen aufgeschlagen, die, 2500 Mann stark, zur jährlichen Uebung einberufen worden waren, und so wurde mir am anderen Tage der in der Schweiz seltene Anblick von Soldaten, denn die sämmtlichen Republiken haben kein stehendes Heer. — (Auch die sämmtlichen nordamerikanischen Freistaaten haben sich von der Last der stehenden Heere, die seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges wie ein Alp die Budgets der europäischen Staaten drücken, frei zu erhalten gewußt, denn die ganze stehende Armee dieser transatlantischen Republiken, deren Bevölkerung sich auf siebzehn Millionen beläuft,

beſteht blos aus 7590 Mann, oder mit Einrechnung aller Zugehörigen aus 8600 Mann.) Blos einige Gensdarmen, welche der Polizei zur Verfügung ſtehen, ſind ſtets im Dienſt; alle 6 Wochen wechſeln dieſe wenigen dienſtthuenden Truppen. Ich eilte hinab, um theils die Muſik in größerer Nähe zu hören, theils mich an dem Volksgewühl zu erfreuen, das, aus allen Klaſſen der Geſellſchaft beſtehend, den Muſikern lachend und ſcherzend nachfolgte. Mit Leichtigkeit gerieth ich mit meiner zahlreichen Umgebung ins Geſpräch, die aus ihrem Haſſe gegen die andern Regierungsformen Europas kein Geheimniß machte. Nach der Rückkehr lag ich noch lange an meinem offenen Fenſter dem Vollmond gegenüber, der ſich in den Wogen der Reuß tauſendfach wiederholte, den ſchwarzen Pilatus zur Rechten, den Rigbi betrübten Andenkens zur Linken. Es war ein herrlicher Abend! Daß ich nach den Anſtrengungen der beiden letzten Tage herrlicher geſchlafen habe, als alle Könige auf Erden zuſammenaddirt, bedarf keiner beſondern Erwähnung.

XII.

Luzern, Mittwoch den 6. September.

Frühzeitig lockte mich das melodienreiche, ſehnſuchtsvolle Geläut von den beiden Thürmen der Stiftskirche in dieſelbe. Ich ſtieg die geſtern erwähnten Stufen hinan und fand mich ſo auf dem Kirchhofe, der von Landleuten angefüllt war. Auf dieſe Art hatte ich Gelegenheit, die verſchiedenen Volkstrachten kennen zu lernen. Mädchen und Frauen trugen einen Kopfputz, der flach und von der Größe einer bedeutenden Schüſſel war; die Frauen unterſchieden ſich dadurch von den Mädchen, daß ſie darunter noch eine Haube von derſelben Farbe trugen, während bei den Mädchen das kaſtanienbraune Haar in unglaublicher Fülle hervorquoll, das in der Regel in zwei rieſigen Zöpfen endigte, die durch Bänder faſt bis auf die Erde hinab verlängert waren. Zwei kleine, offene, kaſtenförmige Kinder-Särge waren in dem Bogengange aufgeſtellt und nun wußte ich, was das Geläute, welches ununterbrochen fortdauerte, zu bedeuten habe. „Ernſt begleiteten die Trauerſchläge einen Wanderer auf dem letzten Wege.“ Bald erſchien eine zahlreiche Geiſtlichkeit, wie

es schien, sämmtliche Stiftsherren und ihre Vikarien. Die Kinder-Leichen wurden in die Kirche getragen und vor dem Frühmeßaltar, der am Fuße des Presbyteriums steht, aufgestellt. Ein Requiem ward bei demselben gehalten und gleich nach dem Kyrie begann der Opfergang um den Altar; die Trauernden besprengten mit Weihwasser die Leichen, welche nach dem Gottesdienste ohne priesterliche Begleitung in ein Grab vor der Kirche versenkt wurden. Das Innere der Kirche entspricht dem Aeußeren; es ist reich ausgestattet, besonders sprachen mich die Trauerklänge der Orgel, der größten in der Schweiz, an. „O ihr unbefleckten Töne, dachte ich mit Jean Paul, wie so heilig ist eure Freude und euer Schmerz! Denn ihr frohlockt und wehklagt nicht über irgend eine Begebenheit, sondern über das Leben und Sein, und eurer Thränen ist nur die Ewigkeit würdig, deren Tantalus der Mensch ist. Wie könntet ihr denn, ihr Reinen, im Menschenbusen, den so lange die erdige Welt besetzte, euch eine heilige Stätte bereiten, oder sie reinigen vom irdischen Leben, wäret ihr nicht früher in uns als der treulose Schall des Lebens und würde uns euer Himmel nicht angeboren vor der Erde?" Den Hochaltar schmückt ein Bild von dem italienischen Maler Torriani. Auch die in Holz zierlich und mühevoll geschnitzten Chorstühle der Stiftsherren sind sehenswerth. Auffallend war die nachläßige Kleidung der, den Messe lesenden Priestern an den Seitenaltären dienenden Chorknaben, die barfuß in den, viel zu großen, wahrscheinlich von den Eltern blos zum Kirchendienste geliehenen Schuhen steckten, mit denen sie ein unmelodisches Klappern verursachten. Man sah es ihnen an, daß sie sich nur nothgedrungen dieser lästigen Bekleidung bedienten; sie wären weit lieber, wie ihre Brüder auf den Gassen, barfuß gegangen, denn sie gehörten offenbar zu dem zahlreichsten Orden der Welt, den kein Staat sükulariſiren kann, zu den Unbeschuhten, oder, wie die Italiener schön sagen Scalzi, den unzähligen, in protestantischen und katholischen Ländern gleich zahlreichen Barfüßern.

Da eine große Menge Volkes zu dem Schlußmanöver strömte, indem heute die Truppen entlassen werden sollten, so ließ ich mich von der Menge fortreißen und kam so umweit der Post zu der Barfüßer-Kirche, in die ich natürlich einen Blick warf; blos das Presbyterium ist gewölbt, die drei Schiffe haben flache Holzdecken, von denen das mittlere mit Sieges-

fahnen ausgeſchmückt war. Die Soldaten eilten ſchaarenweiſe ihrem Lager zu; ihre Uniform war blau mit gelben Kragen und Beſatz an den Schößen, ungeſchickte, topfförmige Filztſchako's und weißes Riemenzeug; heute trugen ſie nach Art der Oeſterreicher wegen der großen Parade grüne Eichenzweige auf dem Kopfe, welche Sitte mir außerordentlich gefällt. „Geſchmückt mit grünen Reiſern zogen ſie heim zu ihren Häuſern.“ Ja, was mir noch mehr auffiel, manche der Soldaten hatten ihre Interimsmützen mit Büſcheln künſtlicher Blumen und Flittergold geſchmückt, ungefähr wie im ſchleſiſchen Gebirge der Bräutigam und ſein offizieller Spaßmacher, den man im daſigen Volksdialekte Druſchmann (wahrſcheinlich verwandt mit Dragomann) nennt. Im Lager ſelbſt herrſchte ein ſehr buntes, luſtiges Leben. Daß wenigſtens viermal mehr Zuſchauer als Soldaten da waren, verſteht ſich von ſelbſt. Ich ergötzte mich beſonders an der ächt republikaniſchen Gleichheit, die trotz der verſchiedenen Uniform, trotz der militairiſchen Grade hindurchblickte, ja vorherrſchte. Man ſieht ihnen an, daß dieſelbe eine, bloß auf wenige Wochen angelegte Kleidung iſt, oder, wie die Italiener ſehr bezeichnend ſagen, nicht: er iſt z. B. ein Soldat, Kardinal, ſondern: il fa soldato, il fa cardinale, d. h. er macht, gleichſam er ſpielt den Soldaten, den Kardinal. Von der ſtrengen Subordination, wenigſtens von den äußern Zeichen derſelben keine Spur. Kein Soldat grüßte einen Officier, wenn derſelbe auch bei einer Schildwache vorüberging. Die Officiere untern Grades haben, um nach preußiſcher Art zu reden, auf der einen Achſel ein Lieutenants- und auf der andern ein Staabsofficier-, d. h. Major-Epaulett. Endlich erſchien der eidgenöſſiſche General, umgeben von einigen Herrn im ſchwarzen Frack, die mit roth-weißen, alſo eidgenöſſiſchen Schärpen geſchmückt waren, ſämmtlich zu Pferde; es waren Commiſſäre der Tagſatzung, die den Auftrag hatten, ſich vom Zuſtande und der Manövrirfähigkeit der Truppen, ob der Kanton auch ſeiner Verbindlichkeit nachgekommen ſei, zu überzeugen und darüber an die Tagſatzung Bericht zu erſtatten. Es war meiſt Infanterie, doch fehlte es auch nicht an einer entſprechenden Zahl Reiter. Allein ich verſchone Dich mit einer ausführlichen Schilderung der verſchiedenen Uebungen und der Parade. Auf dem Rückwege (das Lager war etwa eine halbe Stunde vor dem Basler Thore ward eine Droſchke gemiethet, um dem fürchterlichen Staube ſo ſchnell als möglich

zu entkommen; doch erklomm ich zur Linken, unfern vom Thore, die beträchtliche Anhöhe, von wo die Stadt ganz überſehen werden kann. Sie nimmt ſich allerliebſt aus, obgleich ſie allerdings Zürich nachſteht. Man ſollte ſie die Pilatusſtadt nennen, denn ich wüßte keinen Standpunkt, wo man nicht dieſen finſtern, ich möchte ſagen, mürriſchen Bergrieſen erblickt, der in großer, faſt allzugroßer Nähe die Stadt überragt. Es iſt ungefähr daſſelbe Verhältniß wie zwiſchen Neapel und dem Veſuv, nur iſt derſelbe weiter von Neapel, während das Verhältniß Luzern's zum Pilatus faſt ein Beengendes iſt. Ich muß geſtehen, ihn manchmal weggewünſcht zu haben, er macht ſich gar zu breit. Du kennſt doch die Fabel, die ſeinen Namen mit dem wider Verdienſt unſterblichen, aber keines guten Rufes ſich erfreudenen Prokurator von Paläſtina, Pontius Pilatus in Verbindung bringt? Sein meiſt wolkenbedecktes finſtres Haupt, von dem nicht ſelten Gewitter, Blitz und Donner herabſchwebt, hieß es, ſei der Sitz des Römers, der durch ſeine paſſive Charakterſchwäche und Menſchenfurcht den Tod des Heiligſten, der je geathmet, zugelaſſen, ja geradezu befohlen hat; ſeine Seele ſei auf dieſen Berg gebannt und namentlich in den See auf deſſen Gipfel. Um nun den unruhigen Geiſt, der wegen des Zudranges der Neugierigen, beſonders aber dann heftig zürnte, wenn Steine in den See geworfen wurden, nicht aufs Neue zu reizen, verbot die Obrigkeit in Luzern das Beſteigen deſſelben, das übrigens ſich von ſelbſt vermindert, ja beinahe ganz aufgehört hat, ſeitdem auf dem Righi, von dem man daſſelbe, ja noch weiter ſieht, für die Bequemlichkeit der Fremden ſo gut geſorgt, während auf dem Pilatus auch nicht die geringſte Vorſorge für deren Unterkommen getroffen iſt.

Die Stadt iſt mit gezackten Mauern in viel größerem Umfange als nothwendig wäre, wie Prag umgeben, die ſich über die benachbarten Hügel herumziehen. Auf meinem Rückwege zur Stadt ſchenkte ich wenigſtens einen Blick den anſehnlichen, ſich gegenüberſtehenden Gebäuden vor dem Basler Thore, der Kranken- und Strafanſtalt; die Inſchrift der erſten iſt ſehr paſſend: Venite ad me omnes, qui laboratis. —

Doch nachdem ich der Soldaten, alſo der männlichen Jugend gedacht, darf ich, um das Gleichgewicht nicht zu verletzen, wohl auch die nette, kräftige, blühende, weibliche Jugend erwähnen, von der im Lager Repräſentanten aus allen Ständen, die ihren

Verwandten Besuche gemacht hatten, zu sehen waren. Die meisten, besonders die Frauen und Mädchen vom Lande, sind junonische Gestalten, von strotzender Gesundheit, Fülle und Kraft, aus deren Augen eine unerschöpflich scheinende Gutmüthigkeit und Schalkhaftigkeit leuchtet; der breiträndrige weiße Strohhut hält mit Mühe den unersetzlichsten Schmuck, der Jugend schönste Zier, das braune Haar zusammen, das in der Regel in zwei Riesenzöpfen am Rücken hinunterhängt; weiße, weite Hemdärmel stechen von den schwarzsammtenen, oft gestickten oder mit Borten geschmückten Mieder ab.

Zu meiner nicht geringen Freude traf ich zu Mittag in meinem Absteigequartier verabredeter Maßen meinen Reisegefährten, den Zweibrückener Advokaten, der also Wort gehalten und dem ich jubelnd in die Arme flog. Seine in Zug verheirathete Nichte hatte ihn begleitet, der ich natürlich sofort vorgestellt wurde und die ich bald darauf zu Tische führte. Mir zur Linken saß eine, wie es schien vornehme, wenigstens sehr unterrichtete Dame deutscher Abkunft, die schon in dem goldenen Mittelalter stand, wo die Extreme sich ausgleichen, wo der Uebermuth der Jugend zwar abgestreift ist, die Jahre aber noch nicht die freudige Lebensansicht getrübt haben; ihre verständigen Urtheile waren so mild, so reif, die Wurfweite ihres Geistes — denn sie hatte sich nicht blos in einem „vernähten, verwaschenen und verkochten" Leben bewegt, so überraschend auch das Größte und Höchste erfassend, nicht nach Weiberart blos für das Individuelle, für das Persönliche sich interessirend, daß ihre Gespräche mir sehr gefielen. Doch auch weit über meine nächsten Nachbarinnen hinaus, bis zu den Männern an der entgegengesetzten Seite der beträchtlich langen und reich besetzten Tafel sprühte das Gespräch nach beiden Seiten; von überall her flog der Stoff der Unterhaltung zu einem belebten Ganzen zusammen, daß ich mit demselben äußerst zufrieden zu sein Ursache hatte. Ich dünkte mir, wenn auch nicht der einzige, doch ein wesentlicher Mittelpunkt der Unterhaltung, die durchgehends in deutscher Sprache geführt wurde, zu sein.

Doch auch von meiner Schweizer-Nachbarin, die an einen Apotheker W. in Zug verheirathet ist, erhielt ich, wenn auch aus einem engeren Kreise geschöpfte, doch auch belehrende Mittheilungen. Ihr Eheherr ist Mitglied des Zuger Landrathes, mithin nannte ich sie Landräthin, nach Landessitte. An Landräthen und

Räthinnen fehlt es in der kleinen Stadt nicht, denn die Zahl der Dienſtthuenden beläuft ſich auf 80, die auch nach ihrem Abtreten den Titel lebenslänglich beibehalten; ſie wußte viel von der Titelſucht, dem kleinſtädtiſchen Geiſte und Treiben, von der, wenn auch ſeltener direkten, doch indirekten Beſtechlichkeit und der Begier nach Aemtern, wenn ſie auch blos Ehre, aber keine Einkünfte bringen, von den Volksverſammlungen am erſten Mai im Freien, wo die Magiſtrate öffentliche Reden an den großen und kleinen Rath und das hinter ihnen ſitzende und in Entfernung ſtehende Volk halten und dann ihre Aemter niederlegen, zu denen ſie jedoch häufig wiedererwählt werden; von der Kleidung der Rathsherren, die wie in den freien Städten Deutſchlands, z. B. in Hamburg, mit geiſtlichen ſchwarzen Begräbnißmänteln geſchmückt ſind, während der Landammann, das Haupt der ganzen Republik, zugleich einen Degen trägt u. dergl. zu erzählen. Das Geſpräch feſſelte uns ſo, daß wir weit über die gewöhnliche Eßzeit bei Tiſche zubrachten und nach aufgehobener Tafel in großer Geſellſchaft einen genußreichen Spaziergang in die reizvolle Umgebung der Stadt machten. Unter den Mitgliedern derſelben könnte ich Dir mehrere anführen, die auch Dein Intereſſe erregen würden, wenn ich mir erlauben dürfte, einige von ihrer ungewöhnlichen Bildung zeugende Proben ihrer Mittheilungen vorzulegen; ein Advokat aus Verdun bildete die Krone derſelben. Das Ziel dieſes Nachmittags-Ausflugs war das auf einer beträchtlichen Anhöhe gelegene Kapuzinerkloſter, in deſſen unſcheinlicher Kirche die Patres, die unſichtbar hinter dem Hochaltare ſaßen, gerade die Horas ſangen. Sie hat drei aus Holz geſchnitzte Altäre, auf deren mittlerem ein Madonnenbild ſich befindet. Der Abend glich an Schönheit und Wärme dem geſtrigen. Das Geſpräch an der Wirthstafel drehte ſich Abends um die Beweisführung, daß die Sitten in der Schweiz im Ganzen genommen rein zu nennen ſind, und ich habe nichts dagegen, wenn man dieſes mit eine Folge der Preßfreiheit nennt, die offenbar dem Luftzuge zu vergleichen iſt, der keine moraliſche Schwüle herrſchen läßt. Ebenſo wenig darf ich aber auch verſchweigen, daß die Schweizer der großen Mehrheit nach keine Ahnung von dem patriarchaliſchen Verhältniſſe zu haben ſcheinen, welches in monarchiſchen Staaten zwiſchen Fürſt und Volk ſtattfindet, von dem väterlich-warmen Wohlwollen der Herrſcher und dem kindlichen Zutrauen der Beherrſchten, wie es

mir nicht blos in meinem Vaterlande, sondern auch einmal in Oesterreich, namentlich bei dem letzten Abschiede des Kaisers Franz in Prag so schön und rein entgegen trat, daß Thränen meinen Augen entquollen. Die Schweizer wissen nur, oder heben doch diese Seite beständig hervor, von dem Aufwande der Höfe, von den Summen, welche die ihnen fast unbekannten, stehenden Heere verschlingen, von den Ränken und Intriguen der Hofleute, kurz von den Mängeln der monarchischen Verfassungen zu erzählen, wogegen sie die Wohlfeilheit ihrer Regierungen, daß jeder, wenn er das Zutrauen des Volkes besitzt, an demselben Theil nehmen kann, häufig genug hervorheben. Sie scheinen mir hierin demjenigen zu gleichen, der die Reize der Freiheit und Unabhängigkeit der monotoneren, aber tieferen und wärmeren Familienbeschränkung vorzieht, oder, um mich deutlicher auszudrücken, der dem Wirthshausleben, zu dem der Mann, dem Herz und Kopf auf der rechten Stelle sitzt, doch blos auf Reisen, also wenn ihm keine Wahl bleibt, seine Zuflucht nimmt, vor dem Leben im bunten Kreise seiner Kinder den Vorzug einräumt.

XIII.

Realp, Donnerstag den 7. September.

Früh um halb fünf Uhr bestieg ich mit meinem Advokaten aus Zweibrücken das Dampfschiff; Rigbi und Pilatus, die beiden, nebst der Stadt den Horizont begrenzenden Punkte, waren hell, dazwischen aber lagen dünne und niedrige Wolkenschichten. Alles versprach einen schönen Tag. Das Schiff hieß der St. Gotthard und hatte auch am Vordertheile die kolossale, vergoldete Büste dieses heiligen Bischofs als Zeichen seiner Benennung. Von dem unvergeßlichen Schauspiele des Alpenglühens beim Sonnenaufgange bin ich aber nicht im Stande, Dir ein entsprechendes Bild zu entwerfen, als kurz vor dem Erscheinen des strahlenden Sonnenballes purpurnes, glühendes Roth an den zackigten Eisspitzen der Silberpyramiden hinabflackerte. Nachdem eine zahlreiche Gesellschaft auf dem Verdeck sich eingefunden hatte, wurde das Zeichen zum Aufbruche mit der Glocke gegeben, und nun entfalteten sich die Schönheiten dieses prächtigen Vierwaldstätter Sees in ununter-

terbrochener Folge. Wir durchschifften ihn in seiner ganzen Länge, die von Luzern bis zu dem südlichsten Punkte, also bis Flüelen, beinahe 8 Stunden beträgt. Ein Blick auf die Karte belehrt Dich über seine sonderbare zerrissene Gestalt. Er liegt fast im Mittelpunkte der ganzen Schweiz und hat seinen Namen davon, weil er die vier, im Mittelalter Waldstätte genannten Oerter: Schwyz, Uri, Unterwalden und Luzern bespült. Den Mittelpunkt nennt man den Kreuztrichter, den nördlichen Arm nach der Stadt Luzern, den nordöstlichen nach dem Marktflecken Küßnacht, den südlichen, welcher den Kanton Uri berührt, den Urnersee, während ein südwestlicher gegen Alpenach zu oft nach diesem Orte benannt wird. Seine größte Breite beträgt etwa 4—5 Stunden, seine Tiefe 600 F.; an den schmalsten Stellen, namentlich da, wo zwei schroffe Vorgebirge tief in denselben hinauslaufen, ist er kaum 10 Minuten breit. Die Fahrt auf diesem See war vor Erfindung der Dampfschiffe manchmal, wenn der Sturm, hier Föhn genannt, plötzlich losbricht, nicht ohne Gefahr und Schiller hat in seinem berühmten Schauspiele „Wilhelm Tell" gleich zu Anfange davon ein treffendes Bild entworfen. Seit Einführung der Dampfschiffe ist jedoch nichts mehr zu befürchten. Der Hauptzufluß ist von Süden her die Reuß, die ihn seiner ganzen Länge nach durchströmt und bei Luzern verläßt. Außerdem nimmt er aber noch eine große Menge kleiner Bäche auf. Die Schönheit der wilden, ihn umgebenden Natur lassen sich mit nichts vergleichen; zwar sind seine Ufer wenig oder gar nicht angebaut, was man bekanntlich vom Zürchersee nicht sagen kann, dagegen umragen ihn von allen Seiten außer den, schon mehrmals genannten Bergen, von denen links der Rigbi, rechts der Pilatus sich auszeichnet, eine unzählige Menge anderer Bergkuppen. Eine der schönsten und wildesten Stellen ist da, wo die, wie Coulissen mit sorgfältiger Beachtung der Perspektive vorgeschobenen Gebirge sich im Hintergrunde so nähern, daß nur ein schmaler Streif, wie die Schneide eines Messers, offen bleibt, welche Oeffnung sich beim steten Fortschreiten des Schiffes immer mehr erweitert. Links, kurz vor dieser schmalen Oeffnung klebt, nachdem wir bei Wäggis vorüber gefahren waren, Fitznau mit seiner steinernen Kirche, und nachdem sich zur Rechten ein neuer Arm des Sees geöffnet, erblickt man daselbst Beggenried im Kanton Unterwalden. Ihm gegenüber liegt Gersau im Kanton Schwyz am Fuße des Murliberges, welches bis 1789 eine selbst

ständige Republik bildete, die wohl die kleinste in der Welt war. Und immer weiter gings und immer erhabener und immer schauerlicher ward der Anblick der schwarzen, grauen, blauen und weißen Berge, so daß ich zum ersten Mal rief: **Sanctum et terribile nomen Ejus**, welchen Spruch ich heute gar oft zu wiederholen Gelegenheit hatte und den man als Motto für die ganze Schweiz gebrauchen sollte. Ich nannte den See früher ein Epos und diesen Namen verdient er auch deshalb, weil seine Ufer der wahrhaft klassische Boden für die Geschichte der Schweiz sind. Denn am Abhange des Seelisberges liegt das berühmte Rütli, eine wald- und seeumgebene Wiese im Kanton Uri, eine halbe Stunde von Brunnen entfernt, worauf jetzt ein hölzernes Gebäude, welches 3 Quellen bedeckt, die an der Stelle entsprossen sein sollen, welche den Schweizern mit Recht ewig unvergeßlich ist. „In der Nacht Mittwochs vor Martinstag (es sind dies Worte aus Johann von Müllers Schweizer-Geschichte am Ende des I. Bandes) am 17. Oktober 1307, brachte Walther Fürst von Attinghausen (welchen Ort ich Dir später von der Landstraße hinter Altdorf zur Linken zeigen werde), Arnold von Melchthal und Werner Stauffacher, jeder zehn rechtschaffene Männer seines Landes, die ihm redlich ihr Gemüth geoffenbaret, an diesen Ort. Als diese 33 herzhaften Männer, voll Gefühls ihrer angestammten Freiheit und ewigen Bundesverbrüderung, durch die Gefahr der Zeiten zu der innigsten Freundschaft vereinigt, im Rütli beisammen waren, fürchteten sie sich nicht vor König Albrecht und vor der Macht von Oesterreich. In dieser Nacht gaben sie einander mit bewegtem Herzen die Hände darauf, daß in diesen Sachen keiner von ihnen etwas nach eigenem Gutdünken wagen, keiner den andern verlassen wolle; sie wollen in dieser Freundschaft leben und sterben; jeder soll das unschuldig unterdrückte Volk in seinem Thale nach gemeinem Rath in den uralten Rechten ihrer Freiheit so behaupten, daß ewig alle Schweizer dieser Freundschaft Genuß haben sollen; sie wollen den Grafen von Habsburg von allen ihren Gütern, Rechten und eigenen Leuten auch nicht das Geringste entfremden; die Vögte, ihr Anhang, ihre Knechte und Söldner sollen keinen Tropfen Blut verlieren, aber die Freiheit, welche sie von ihren Voreltern empfangen, diese wollen sie ihren Enkeln aufbewahren und überliefern. Als Alle dessen fest entschlossen waren und mit getrostem Angesicht und mit getreuer Hand Jeder, in Erwägung, daß von

ihrem Glück wohl all' ihrer Nachkommen Schicksal abhange, seinen Freund ansah und hielt, hoben Walther Fürst, Werner Stauffacher und Arnold aus Melchthal ihre Hände auf gen Himmel und schwuren im Namen Gottes, der Kaiser und Bauern von gleichem Stamme in allen unveräußerbaren Rechten der Menschen hervorgebracht hat, also mannhaftig die Freiheit mit einander zu behaupten. Als die Dreißig dieses hörten, hob ein Jeglicher seine Hand auf und leistete bei Gott und bei den Heiligen diesen Eid. Ueber die Art, ihren Entschluß zu vollstrecken, waren sie einig; damals ging Jeder in seine Hütte, schwieg still und winterte das Vieh."

Es ist interessant, wie Schiller in dem erwähnten Schauspiele diesen Stoff dramatisch behandelt hat. Er läßt bei Sonnenaufgang die versammelten Ehrenmänner folgenden Schwur leisten:

„Bei diesem Licht, das uns zuerst begrüßt
Von allen Völkern, die tief unter uns
Schwer athmend wohnen in dem Qualm der Städte,
Laßt uns den Eid des neuen Bundes schwören.
— Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr.
(Alle sprechen es nach mit erhobenen 3 Fingern)
— Wir wollen frei sein, wie die Väter waren:
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.
— Wir wollen trauen auf den höchsten Gott,
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen."
(Bei diesen Worten umarmen die Landleute einander.)

Etwas rechts ragt die Pfarrkirche von Seelisberg im Kanton Uri mit ihrem spitzigen Thurme über das gleichnamige Dorf hervor, und hoch darüber starrt der Seelisberger Kulm in die blaue Luft. Gegenüber ist die Frohnalp. Der erste Gletscher hat den schönen Namen: die Blümlisalp, welche früher eine der besten Alpen war, aber jetzt geht der Schnee nicht mehr weg. Am Fuße derselben liegt das Dorf Bauern. Links ist nun die berühmte Tellsplatte, worüber ich wieder Joh. v. Müller reden lasse. Nach der bekannten, von Tiger-Grausamkeit zeugenden Zumuthung Geßlers, daß Tell seinem Sohne einen Apfel vom Haupte schießen sollte, was auch glücklich geschah, führte er ihn gefesselt fort, um ihn auf seiner Burg bei Küßnacht in Verwahrung zu bringen. Da sie nicht weit jenseits des Rütli gekommen, brach aus den

Schlünden des Gotthard plötzlich der Föhn mit seiner eigenthümlichen Gewalt los; es warf der enge See die Wellen wüthend hoch und tief; mächtig rauschte der Abgrund, schaudervoll tönte durch die Felsen sein Hall. In dieser großen Todesnoth befahl Geßler voll billiger Furcht, Wilhelm Tellen, einem starken, mächtigen Mann, den er als vortrefflichen Schiffer kannte, die Fesseln abzunehmen. Sie ruderten in Angst vorbei die grausen Felsenufer; sie kamen bis an den Arenberg, rechts, wenn man aus Uri fährt. An diesem Orte ergriff Tell sein Schießzeug und nahm den Sprung auf einen platten Fels. Er kletterte den Berg hinauf, der Kahn prellte an und von dem Ufer; Tell entfloh durch das Land Schwyz; auch der Vogt entkam dem Sturm. Als er aber bei Küßnacht gelandet, fiel er durch Tell's Pfeil in einer hohlen Gasse hinter einem Gebüsch hervor').“ Diese Tellsplatte schmückt eine einfache Kapelle (die Du nicht mit der größeren, früher beschriebenen bei Küßnacht trotz desselben Namens verwechseln wollest), ihre Vorhalle wird von drei hölzernen Säulen getragen; aus dem hölzernen Dache ragt ein spitziges Thürmchen hervor. Schon 1388, also 3 Jahre nach Tell's Tode (der bei der versuchten Rettung eines Kindes aus dem Wasser ertrank) soll die hier stehende, natürlich mehrmals erneuerte Kapelle von der Landesgemeinde in Uri zur Erinnerung an Tell's Rettung erbaut worden sein. Bei der Einweihung waren noch 114 Personen zugegen, die Tell persönlich gekannt zu haben versicherten. Dagegen kann nun freilich nicht geleugnet werden, daß die gleichzeitigen Quellenschriftsteller seine That nicht erwähnen, doch dürfte daraus der oft gemachte Schluß, daß er gar nicht existirt habe, in das Gebiet der Hyperkritik gehören. Alle Jahre begibt sich den Tag nach Christi Himmelfahrt, also Freitags, eine Prozession von Altorf bis Flüelen zu Lande, von da zu Schiffe bis an diese Kapelle, wo Gottesdienst gehalten wird. Wie erhebend mag hier, in dieser großartigen Umgebung, derselbe auf die Gemüther der Andächtigen einwirken. (Auch im Salzburgischen, im sogenannten Salzkammergut wird in Hallstadt die Frohnleichnamsprozession zu Schiffe gehalten, weil es auf den schroffabfallenden Felsenufern unmöglich ist, und man

') Vergl. Joh. v. Muller's Werke, Bd. 18. S. 75 ff.

zeigte mir, als ich 1837 jene romantiſche Gegend beſuchte, beim Vorbeifahren die in den See eingerammten Pfähle, auf denen die Altäre errichtet werden. Doch immer weiter brauſ'te unſer Dampfer, das erſte Mal in meinem Leben, daß ich über die Schnelligkeit der Bewegung klagte, denn bisher war mir's auch auf des Dampfes Fittigen, zu Schiffe und zu Lande, immer noch zu langſam gegangen. Hier ſiehſt Du keine Kunſt, aber eine Natur, der keine menſchliche Kunſt nachfliegen kann. Denke Dir, 2000 bis 10,000 F. hohe Berge, die aus den dunklen, faſt zornig-finſter ausſehenden, aber ſpiegelglatten Wogen ſtarren, theilweiſe beleuchtet, wie die Sonne vorrückte, theilweiſe in Schatten, ja im dunkelſten Schlagſchatten liegend. Der Wechſel und die Mannigfaltigkeit der Scenen ſcheint unerſchöpflich; denn manchmal iſt der hohe Ernſt der Umgebung durch liebliche, idylliſche Einzelheiten wie beſprengt und angenehm unterbrochen, und Dein Herz läuft die ganze Scala der, dieſen Schauſpielen entſprechenden Empfindungen durch, und ich glaubte, ein ganzes Leben durchlebt zu haben, als ich in Flüelen, dem ſüdlichſten Orte und dem heutigen Ziele meiner Seereiſe landete, jedoch ohne das ermüdende Gefühl, das am Ende der irdiſchen Pilgerſchaft das Scheiden erleichtern hilft, ſondern voll Luſt, nicht mir zu neuem Leben, ſondern auch zur Ertragung der bevorſtehenden Mühen der ewig parallel laufenden Begriffe, des Lebens und der Reiſe.

Höchſt willkommen klangen die Orgeltöne aus der freundlichen, hart am Landungsplatze ſtehenden Kirche mir entgegen, die wir noch auf dem Schiffe hörten. Man hätte mir keinen, meiner Stimmung entſprechenderen Dienſt leiſten können, als der Zufall mir hier von ſelbſt bot. Wenn die Fahrt über den See im Reſultate mit den Ergebniſſen eines ganzen Daſeins zu vergleichen iſt, ſo folgte hier der unſer Ohr berührende, von Orgel- und Glokkentönen begleitete Geſang der betenden Gemeinde wie das Rufen und Beten der zum Weltgerichte ſich verſammelnden, aus den Gräbern verklärt hervorkommenden Menſchheit. Leider geſtattete mir die ſofort abgehende Poſt, deren Wagen hier in großer Zahl bereit ſtanden, nicht, die Kirche dieſes Dorfes, das 600 Einwohner zählt, zu beſuchen, ſondern wir fuhren der, eine halbe Stunde davon entfernt liegenden Hauptſtadt des Kantons Uri zu, Altorf, das eigentlich ein bloßer, aber ſehr wohlgebauter Flecken am Fuße des Bannwaldes iſt und von hohen Bergwänden eingeſchloſſen

wird. Er hat kaum 2000 Einwohner, und der ganze Kanton, der an Rang gleich nach den drei Vororten, Bern, Zürich und Luzern folgt, obwohl er blos 23 bis 24 □Meilen umfaßt, kaum 14,000 Einwohner. Die Stellen, wo der erwähnte Apfelschuß vorgefallen, sind durch Brunnen, die 100 Schritt von einander entfernt sind, bezeichnet, von denen der eine mit Tell's Bildsäule geschmückt ist. Erst in Altorf ward das Postgeld, das sich ziemlich hoch belief, entrichtet, der Körper gelabt und nun sogleich weiter gefahren; wir hatten uns bis Hospital, das auf der Anhöhe des St. Gotthard liegt, einschreiben lassen, um von da zu Fuß nach Westen hinüberzulenken und die wildesten und zugleich schönsten Gegenden der ganzen Schweiz, das Berner Oberland, zu bereisen. Mein Gepäck, sogar der Mantel, war mit der Post nach Bern vorausgeschickt worden. Wir hatten einen vierspännigen Wagen und konnten mit demselben ebenso zufrieden sein, als mit der belebten Unterhaltung, die uns zwei einsteigende junge Männer boten, Russen, die nach beendigten medicinischen Studien fast ganz Europa mit bloßer Ausnahme der pyrenäischen Halbinsel und der Türkei, von Schweden bis Italien, dieses letztere Land eingeschlossen, durchwanderten, um sich in ihrer Wissenschaft noch mehr zu vervollkommnen. In unbedeutender, kaum eine halbe Stunde betragender Entfernung von Altorf blickt man zur Linken von der Straße in ein freundliches Thal, in dem zerstreute Häuser zwischen Gruppen von Nußbäumen liegen, und dessen Kirche sich auf einem beträchtlichen Hügel gut ausnimmt; es heißt Bürglen und ist der Geburts- und Wohnort Wilhelm Tell's, dessen Haus 1522 in eine Kapelle verwandelt wurde, an deren Wänden seine Thaten bildlich dargestellt sind. Bald darauf liegt auf der rechten Seite, aber schon jenseits der Reuß, das Dorf Attinghausen, von dem ich Dir einen Bewohner, Walther Fürst, Freiherrn von Attinghausen, schon genannt habe. Wir waren also auf der berühmten Gotthard-Straße, einer der merkwürdigsten in der Welt, deren Eigenthümlichkeiten und Umgebungen zu schildern zu den größten Schwierigkeiten gehört, die ich kenne, und die zehnmal größer ist, als den sentenzenreichen Tacitus mit bloß eben so viel deutschen Wörtern wiederzugeben, als das Original lateinische zählt. Diese Schwierigkeit besteht darin, daß blos drei Stoffe, Wasser (die fürchterlich tobende und polternde Reuß), Felsen, die thurm-, ja himmelhoch in immer neuen Windungen und zerklüfteten

Spaltungen bald ſich ſenken, bald ſich erheben, und den Himmel über beiden, ihre wenigen Farben zum Malen darleihen, mit denen alle die Schrecken, die ſie hervorbringen, zu kopiren wohl Jedem ſchwer ſein dürfte. Das bloß muß ich als einiger Maßen bezeichnend anführen, daß derjenige wohl noch geboren werden dürfte, der dieſe Straße gedankenlos, oder gar ſcherzend zu bereiſen im Stande wäre. Das auf dem See erwähnte Wort des Pſalmiſten: Sanctum et terribile nomen Ejus ſchwebte mir nicht blos auf den Lippen, ſondern hüpfte unzähligemal in lauteſten Bruſttönen über dieſelben, ohne daß meine Nachbaren es vor dem Gepolter (denn Rauſchen iſt ein viel zu gelinder Ausdruck von den grünlich-weißlichen, aus einer Revolution in die andere fallenden Wogen der Reuß, die nach Gemſen Art von Fels zu Fels hüpft) dieſes wildeſten und ſchönſten aller Flüſſe hörten. Derſelbe zieht ſein Silbergewand nur ſelten aus, oder er vertauſcht es mit der Edelſteinfarbe des Chryſopras. Und wer vermag die Nacktheit und Oede dieſer ſtarren, bald genug baumloſen, Schrecken einflößenden, ſtundenlangen Einöden zu ſchildern! Es iſt keine geſuchte Anwendung des, bei Virgil nur allzu oft von Aeneas ausgeſagten Verſes:

„Obstupui steteruntque comae, vox faucibus haesit!"

Wenn irgend wo auch der geübteſte Maler von Naturſcenen, zu denen zu gehören ich mich nicht rühmen kann, der auch die leiſeſten Töne und Winke der Natur ablauſcht, und dem der entſprechende Ausdruck ungeſucht ſich darbietet, ja ſogar wider Willen gleichſam inſtinktmäßig ſich aufdringt und ſeiner Feder entſchlüpft, doch noch den Beiſtand der Muſe braucht, ſo wäre es hier, weil die Natur ihn mit ihren überlauten Predigten übertäubt, nicht blos das Ohr, auch das Auge ſtumpf macht. Stumpf? Trunken hätte ich ſagen ſollen ob der Majeſtät, die hier ausgegoſſen iſt in ihrer nicht zu bezeichnenden, undefinirbaren Urgeſtalt und Ungeſtalt zugleich. Hier paßte das ſchönſte aller Epigramme: Te saxa loquuntur, denn hier predigen die Steine. Das iſt entſchieden, und ich getraue mich, es gegen alle Zweifler der Welt, wenn auch blos mit dem Schwerte der Rede zu verfechten, daß der Gotthard allein eine Reiſe auch aus weiter Entfernung nach der Schweiz verlohnt, und daß ſein Genuß die Koſten und Mühen nebſt Zinſen und Zinſeszinſen reichlich aufwiegt. Doch nun herab zur Betrachtung der Straße, die dem Heldenvolke an der Tider, den Römern, ſelbſt zur Ehre gereichen würde, um wie viel mehr dem

armen Kanton, einem der kleinsten der Schweiz, der sie dem größten Theile nach bis vor das Hospiz gebaut hat, das schon zur italienischen Schweiz, also zum Kanton Tessin gehört, nämlich dem Kanton Uri; sie kostete über 900,000 Schweizer Franken (10 Schweizer sind beinahe 15 französische Franken), und bringt jährlich gegen 17,000 Frc. Zoll, der in Wasen und Urfern erhoben wird. Sie wird im Durchschnitte von 16—17,000 Reisenden jährlich passirt, und ist von 1820—24 und 28—30 erbaut worden, obwohl schon eine ziemlich brauchbare, ja an manchen Stellen unverändert gelassene alte Straße vorhanden war. Bei den Trümmern des historisch-berühmten Zwing-Uri, der Feste, die im Schillerschen Drama der Historie getreu, zur Zeit des Aufstandes erst gebaut und schon 1308 am 1. Januar zerstört wurde, die in einem dicken viereckigen Thurme bestehen, wobei eine Kapelle ist, vorbei, den 8000 F. hohen Bristenstock zur Rechten hinter uns lassend, setzten wir oft auf kühnen Brücken über den schäumenden Strom, dessen Lärm kein Ende kennt; beim Pfaffensprung (woher der Name, weiß ich nicht), setzten wir über eine Grausen erregende Schlucht wieder einmal ans linke Ufer, und kamen dann zu dem, blos aus 90 Häusern bestehenden Dorfe Wasen, wo der wilde Meyenbach in die Reuß sich stürzt. Hinter Watingen beginnt nun das Steigen; wir verließen alle den Wagen, um den Pferden ihre Mühe zu erleichtern. Die Göschiner Reuß vereinigt sich alsdann mit der Urner Reuß, und nun beginnt die 1½ Stunde lange Strecke der Schöllinen. Mit Recht heißt dieser Theil des Weges das Krachenthal, weil hier häufig Lauinen herabkrachen, weshalb auch Gewölbe oder Gallerien zum Schutz für die Reisenden in die Seitenwände, meist zur Linken, eingesprengt sind. Nach mehrfachen Ueberschreitungen des Flusses kommt man endlich zu der neuen Teufelsbrücke, die auf kolossalen Granitquadern ruht und in einer kühnen Spannung von 55 Fuß über den schaudervoll zerrissenen Schlund in einer Höhe von 95 Fuß hinüberführt, in welchem die Reuß einen ungeheuren, fast 100 F. hohen Sturz bildet. Hier weht ein ewiger Sturm und das zerstäubende und zerschellende Wasser benetzt unaufhörlich die Brücke. Du kannst Dich taub schreien, und deinen Mund an das Ohr des Nachbars halten, ohne von ihm verstanden zu werden. Auch möchte wohl nur Wenige nach menschlicher Rede und Gegenrede gelüsten: wo die Natur ihre Donnersprache schon seit Jahrtausenden unermüdet und unge-

ſchwächt erhebt und mit unübertäubbarer Gewalt das Discite justitiam moniti, et non temnere divos predigt, da verſtummt auch der Beredſte, und der Kühnſte und Verwegenſte ſteht beſchämt und kleinmüthig da. Du glaubſt nicht, wie ich nun die Kabinets-Waſſerfälle Deutſchlands über die Achſeln anblicke! Welch' ein Unterſchied! Der Vergleich fällt auch zum Nachtheil des Rheinfalls bei Schaffhauſen aus. Mit Mühe riß ich mich los von dem Kampfe des wildempörten Elementes gegen die Felſenmaſſen, welche zu ſcheußlichen Klumpen zuſammengeballt, ſein Bett anfüllen und über die und zwiſchen denen es ſich mit Gewalt den Weg gebahnt. Von da windet ſich die in den Felſen gehauene Straße zum Urnerloch, das iſt eine in den Kirchberg-Felſen geſprengte, 180 Fuß lange, 16 Fuß breite und faſt ebenſo hohe Gallerie oder Tunnel, welche ſeit 1707 an die Stelle einer hölzernen Brücke getreten iſt, die man wegen des, in hundert und hundert Waſſerfällen, denn faſt jeder Fuß des Bettes bildet einen, forttanzenden Fluſſes die ſtäubende nannte, die aber ſeit der Zeit eingegangen iſt. Dieſes Urnerloch iſt einigermaßen erhellet durch einige Lichtöffnungen zur Linken auf die Reuß zu, welche hier den Teufelsvom Kirchberge trennt. Schiller beſchreibt in dem oft citirten Schauſpiele die Straße, die er nie geſehen, hiſtoriſch und der Wirklichkeit ſehr genau. Tell räth dem Johann Parricida, nach Italien und zwar nach Rom zu pilgern, und beſchreibt ihm den Weg ſo:

„Ihr ſteigt hinauf, dem Strom der Reuß entgegen,
Die wilden Laufes von dem Berge ſtürzt —
Am Abgrund geht der Weg, und viele Kreuze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtniß
Der Wanderer, die die Lawine begraben. —
Und ſeid Ihr glücklich durch die Schreckensſtraße,
Sendet der Berg nicht ſeine Windeswehen
Auf Euch herab von dem beeiſten Joch,
So kommt Ihr auf die Brücke, welche ſtäubet."

(Er mußte 1307 ſeinen Helden ſo ſprechen laſſen, denn damals ſtand ſie noch, da ſie erſt 1707 kaſſirt worden iſt).

„Wenn ſie nicht einbricht unter Eurer Schuld,
Wenn Ihr ſie glücklich hinter Euch gelaſſen,
So reißt ein ſchwarzes Felſenthor ſich auf,
Kein Tag hat's noch erhellt, da geht Ihr durch,
Es führt Euch in ein heit'res Thal der Freude."

Und in der That wird die Gegend gleich hinter diesem Felsenthor freundlicher; nicht mehr der nackte, kahle Fels starrt zur Rechten und Linken in bizarren Formen hervor, sondern grüne Matten bedecken wie Teppiche die gerundeten Formen der Hügel, ja es kommt nach stundenlanger Einsamkeit ein Häufchen von 78 Häusern, die ein Dörfchen bilden, welches den bezeichnenden Namen „Andermatt" trägt. Es liegt 4446 F. über dem Meere. Du glaubst nicht, welch' einen wohlthätigen Eindruck die so lange vermißte Vegetation macht. Ja sogar ein kleines Fichtenwäldchen erhebt sich zur Linken, das sorgfältig als Schutz gegen die Lawinen unterhalten wird: den früheren ansehnlichen Wald haben die fremden Heere, die in Folge der französischen Revolution die Schweiz überzogen, mit frevelhaftem Uebermuthe zerstört. Zu nicht minderem Erstaunen sieht man sogar zwei Kirchen, die eine in einiger Entfernung vom Dorfe; in Beiden besorgen Kapuziner, deren 4 hier wohnen und ein kleines Spital für arme Reisende unterhalten, den Gottesdienst. Erhöht wird der Reiz der grünen Umgebung durch den mit einem schönen Gletscher bedeckten Annaberg. Obwohl wir die Post bis Hospital, einem ½ Stunde davon entfernten und schon sichtbaren Dörfchen, das Du nicht mit dem, schon auf der italienischen Seite gelegenen Hospiz verwechseln wollest, bezahlt hatten, zogen wir es doch vor, hier zu bleiben, und die, wie in der ganzen Schweiz reichbesetzte Mittagsmahlzeit mit mehr Muße, und nicht solcher Hast, wie die nach kurzer Zeit wieder fortreisenden Russen, genießen zu müssen, zumal ich einen sehr angenehmen Nachbar zur Linken hatte. Es war ein junger, etwa einige und zwanzig Jahre alter, nordamerikanischer Däne. Lache nicht über dieses parador-scheinende Beiwort, es kommt ihm mit Recht zu, denn er stammt von dänischen Eltern, ist aber in Amerika, wo sein Vater einen diplomatischen Posten in dänischem Dienst bekleidet, geboren worden. Sein Name ist Torben de Bille. Er kam aus Italien, in dem er sich nur kurze Zeit aufgehalten hatte. Seine italienischen Beobachtungen fand ich mich veranlaßt, vielfach zu ergänzen und zu berichtigen, indem ich auf die Entschälung, Entpuppung des innern Menschen hindeutete, die, theils als Folge des Athmens der reinern Luft, als Wirkung des leichten, heitern Himmels oder des Anblicks des naturgemäßer als irgend wo dahinströmenden Lebens, theils des Verständnisses so vieler Räthsel aus dem Alterthume, die schon das Anschauen so vieler, aus demselben

geretteten Ueberbleibsel vermittelt, hinwies, und den Gedanken weiter ausspann. Bei dem edlern von Natur nicht stiefmütterlich begabten und durch die Beschränktheit seiner Lehrer nicht verzogenen Menschen ruft dieselbe Luft eine solche Fülle neuer Seelentriebe und Geistesformen aus den geheimsten Trieben seines Lebens ans Sonnenlicht, daß alle hohlen Blüthen abfallen, alle schlummernden Keime sich aufschließen und die Behauptung wohl eine unumstößliche sein dürfte, daß es diesseits des Grabes für den Menschen keinen mächtigern Strom der Wiedergeburt als einen Aufenthalt in Italien gebe. Nun kam die Reihe des Belehrens an ihn, und er erfreute mich mit Mittheilungen sowohl aus seinem Adoptiv-Vaterlande jenseits des Oceans, als auch aus Dänemark, namentlich über den, daselbst mit leidenschaftlicher Erbitterung geführten Sprachenkampf zwischen Dänen und Deutschen. Da er sich unumwunden für die Ersteren, und ich natürlich für die Letzteren erklärte, so gab es Stoff zum lebendigsten Gespräch, das auch nach Tische, als wir schon unsere, weit über Mannesgröße hohen Alpenstöcke gekauft hatten, und mit einem, wie sich später ergab, überflüßigen und theuer bezahlten Führer versehen, den Weg zu Fuß über Hospital nach Realp einschlugen, fortgesetzt wurde. Hieraus ergibt sich also, daß die Reisegesellschaft nun aus 3 Köpfen bestand, aus dem oft erwähnten Juristen, dem künftigen dänischen Diplomaten und mir. In kurzer Zeit war Hospital erreicht, wo wir die große St. Gotthardstraße zur Linken liegen ließen und eines der Seitenthäler dieses Hauptgebirgsknotens der Schweiz, auf welchem 4 Flüsse entspringen, die Reuß, der Tessin, die Rhone und der Rhein, das 30 kleine Seen, 8 bedeutende Gletscher und unzählige Felskuppen trägt, die sich aber weit über die Schneelinie erheben, und zwischen denen 17 Alpenthäler liegen, einschlugen. Die höchsten Felsenhörner dieser eigentlich Italien von Deutschland scheidenden Gebirgswand sind östlich der Prosa, der über 8000 F. hoch ist, der Gospis, das Tritthorn, der Stella, der Petersberg, und im Westen der über 9000 F. hohe Lucendro, der nur um weniges niedrigere Orsin und der Fibia. Der Augenschein lehrt, daß die Ebene, in der wir muthig fortschritten, einst ein See gewesen. Die Römer nannten diesen ganzen Gebirgsknoten **Mons Adula**. Das von uns nicht berührte Hospiz bestand schon zur Zeit des Basler Concils, 1431, und verdankt seine Vergrößerung dem Mailänder Bischof Friedrich

Barromeo, 1609; seit 1683 besorgten es die Kapuziner mit nicht genug zu lobender Selbstaufopferung, indem sie in diesem rauhen Klima, das ihr Leben verkürzt, der Rettung von Verunglückten und der Aufnahme von Reisenden unermüdlich sich hingeben, denn der Winter dauert hier oben 9 Monate und der Schnee liegt oft 40 Fuß hoch. Am Ende des verflossenen Jahrhunderts, nämlich im Mai 1799, war diese Gegend der Schauplatz blutiger Gefechte, denn der heute noch lebende und an der Spitze des französischen Ministeriums stehende Marschall Soult bemächtigte sich dieses wichtigen Passes, wurde aber von den Oesterreichern daraus verdrängt, die am 29. Mai die Teufelsbrücke eroberten. Die einzelnen Kämpfe erneuerten sich, besonders als im September der Russische General Suwarow mit 25,000 Mann über den Gotthard zog, während am 4. Oktober die Franzosen wieder hier vorrückten und so das Kriegsglück von einer Seite zur andern schwankte.

Steigen durften wir diesen Nachmittag gar nicht, denn Realp liegt in einem, blos 4700 Fuß hohen Thale am linken Ufer der Reuß in einer durch Lawinen unsicheren Gegend. Man nennt dieses sehr lange, zwar grüne, aber doch äußerst einsame, reizlose Thal, weil es noch zum Kanton Uri gehört, das Urserenthal. Kein Baum kommt hier mehr fort, wohl aber sind die niedrigen und ärmlichen Hütten dieses blos 185 Einwohner zählenden Dorfes mit Gärtchen umgeben, in denen einige Küchengewächse, Kartoffeln und etwas Gerste wächst. Es fing an zu dunkeln, als wir, wie alle Reisenden zu thun pflegen, bei dem hier stationirten Kapuziner einkehrten und seine Gastfreundschaft, es versteht sich, gegen die entsprechende und gern geleistete Bezahlung, in Anspruch nahmen. Sein hart an die kleine Kirche anstoßendes hölzernes Haus ist das beste und größte im ganzen Dörfchen und wir waren mit der freundlichen Bewirthung außerordentlich zufrieden. Der Kapuziner, ein Mann in der Blüthe der Jahre, dessen Kinn mit einem langen, schwarzen Barte geziert war, und dessen große Figur kaum in der niedrigen Stube sich ausstrecken konnte, denn sein Kopf berührte fast die hölzerne Decke, setzte sich sofort zu uns an den Tisch und nahm Theil an unsern Gesprächen sowohl als an der Art, wie wir dem „wyßen Wyn" zusprachen, der uns nach der starken Wanderung trefflich mundete. Von ihm erfuhren wir denn, daß es in der ganzen Schweiz noch 22 Kapuzinerklöster

gibt, wozu 9 Hospize gehören, die zugleich die Seelsorge versehen. Unser gesprächiger Wirth gehört nach Altorf, wohin er im Falle hohen Alters oder Krankheit zurückversetzt wird; doch scheint er sich nach der Vereinigung mit seinen Brüdern nicht zu sehnen, er lebt hier freier und unabhängiger, denn er wird blos alle 3 Jahre von seinem Provinzial visitirt und noch seltener von seinem Bischof, der in Chur wohnt. In den Sommermonaten fehlt es ihm auch nicht an Besuch, denn nach einem 13jährigen Durchschnitt (so lange befindet er sich schon in Realp, wo ich es kaum 13 Stunden aushalten würde) kehrten bei ihm jährlich 2500 —2600 Fremde ein, oder vielmehr übernachteten bei ihm, denn die Zahl der bei ihm Erfrischung Genießenden ist weit größer. Diese Fremden mögen wohl auch durch ihre Mittheilungen zur Erweiterung des geistigen Gesichtskreises des Kapuziners, den man durchaus nicht beschränkt nennen darf, mehr beitragen, als die Lectüre, von der er außer einigen Zeitungsblättern und dem Fremdenbuche nicht viel aufzuweisen hatte. Dieses Fremdenbuch, das uns natürlich zur Eintragung unserer Namen, obwohl ohne bindende Verpflichtung (denn in der ganzen Schweiz frägt Niemand nach dem Passe der Reisenden) vorgelegt wurde, enthält Namen und Sinnsprüche, oft auch Unsinnsprüche aus allen Sprachen der Welt. Unter den hier in bunter Reihe stehenden Bemerkungen in Prosa und in Versen will ich Dir nur eine Probe der letzteren mittheilen, die nicht zu den schlechtern gehört:

„In des Jünglings Seele glühte
Sehnsucht nach der Außenwelt,
Und sein Streben ward nicht müde,
Was sich auch entgegenstellt
Endlich ist es ihm gelungen,
Froh hat er sein Ziel erreicht,
Und in Austria's Gefilde
Schwärmte lang herum sein Fuß:
Einer neuen Welt Gebilde
Bieten überall Genuß:
Doch noch hat kein einzig Bild
Ihm sein Sehnen ganz gestillt.
Boten sich im Zillerthale
Purpurlippen auch zum Kuß,
Winkt die Sennerin zum Male
Ihn mit ihrem Brudergruß:
Hat ihm doch kein einzig Bild

Seine Sehnsucht ganz gestillt.
Hier nur hat er das gefunden,
In Helvetien's Zauberland,
Was in Abenddämmerungesunden
Schon vor seiner Seele stand:
Freiheit ist es, die er meinet,
Liebe zu dem Vaterland,
Fleiß und Frohsinn eng vereinet,
Mit der Treue Hand in Hand.
Hier, wo steiler Felsen Spitzen
Kühn des Landes Rechte schützen:
Hier fand er das schöne Bild,
Das bisher sein Herz erfüllt."

Etwa eine Stunde nach uns trafen noch zwei Männer ein, die sich Anfangs von uns entfernt hielten, später jedoch, namentlich als wir am andern Tage die Fußreise gemeinschaftlich fortsetzten, eng an uns anschlossen. Die Bekanntschaft mit diesen Männern gehört zu meinen angenehmsten Reiseerinnerungen, und daher sollen sie, obwohl es ein Anachronismus ist, schon jetzt wenigstens genannt werden: der Eine war das Haupt derjenigen Republik, auf deren Grund und Boden wir weilten, der Landammann von Uri, Vinzenz Müller; der Andere der damalige Statthalter von Luzern, Constantin Siegwart-Müller, der später zu noch höheren Ehren berufen und zum Schultheiß von Luzern erwählt wurde, also, da Luzern gerade Vorort ist, zugleich Präsident der ganzen Eidgenossenschaft, mithin die erste Person in der Schweiz ist und das Prädikat Excellenz erhält, das er auch nach Niederlegung seines Amtes offiziell lebenslänglich führt. Beider Ehrenmänner Charakter, die sich bei den religiösen Zerwürfnissen der Schweiz muthvoll den Radikalen entgegengestellt und sich dadurch wesentliche Verdienste um die Katholiken der Schweiz erworben haben, entfaltete sich auf das Schönste, und ich bin Beiden durch ihre sachreichen Mittheilungen, die sie mir liebevoll gewährten, zum innigsten Danke verbunden. Du begreifst, daß das Gespräch bis tief in die Nacht mit immer steigendem Interesse fortgesetzt wurde. Es mochte Mitternacht sein, als wir unser Schlafzimmer, das sich im ersten und einzigen Stockwerke des Hauses befand und mit den nöthigen Bequemlichkeiten ausgestattet war, äußerst vergnügt über das Resultat des heutigen, wechselreichen, gedankenvollen Tages, aufsuchten und dem holden Schlaf in die Arme sanken.

XIV.

Guttannen, Freitag den 8. September.

Schon sehr frühe weckte uns das Geläute in der nahen Kirche die an unser Haus anstößt, und ich beeilte mich, der Messe in derselben beizuwohnen, die unser Wirth, gewöhnlich pater superior genannt, schon um 6 Uhr las; aber es gelang mir nur mit Mühe in dieselbe zu kommen, weil sie zum Erdrücken voll war. Man kann daraus schließen, daß sie mehr den Namen einer Kapelle verdient. Aber an eine geistige Erhebung war bei mir deshalb nicht zu denken, weil das Volk mit lauter Stimme und so regellos unter einander betete, daß ich noch nie etwas Störenderes wahrgenommen habe, und ich es beinahe dem Gebahren der Juden in ihren Synagogen an die Seite setzen kann. Alsdann ging ein kleiner Theil dieser Gemeinde, an der Spitze der Kapuziner, in Prozession nach Andermatt, denn es ist heute der 8. Septbr., Mariä Geburt, wo diese Filial-Gemeinde dem Hauptgottesdienste in ihrer eigentlichen Pfarrkirche beizuwohnen verpflichtet ist. Gegen 7 Uhr brachen wir 5 Reisenden zu Fuß in der frischesten Seelenstimmung auf, und weideten unsere Augen an den prächtigen Bergesriesen, die zu beiden Seiten des lang sich hinstreckenden Thales aufgepflanzt sind, und deren höchste Spitzen schon beschneit waren. Prächtig war der Anblick, denn sie prangten im hellen Sonnenscheine, während das Thal selbst, in dem wir munter fortschritten, den Sonnenstrahlen noch unzugänglich war. Verlange nicht eine Herzählung dieser zahlreichen Bergriesen, rechts des Galenstockes, links, aber noch in weiter Ferne endlich das erste Ziel unserer heutigen Pilgerschaft, der Einsattlung, welche man die Furka nennt, und worunter man sich nicht einen Berg, sondern einen Paß denken muß, der mehr an den Paß Lueg im Salzburgischen, oder an den Jablunkapaß hinter Teschen, als an den Dir bekannteren Warthapaß der Grafschaft Glaz erinnert. Zuvor kamen wir über eine, erst frisch gefallene Lawine, und hier hatte ich zum erstenmale die in der Schweiz nicht seltene Erscheinung, daß der eine Fuß auf undurchdringlichem Schnee, der andere auf Blumen ruhte. Darin besteht ja zum Theil der Hauptreiz der Schweiz, daß auf einem eng begrenzten Raume die schroffsten Gegensätze sich neben einander finden; dies zeigt sich im Charakter ihrer Bewohner, in ihren

geſchichtlichen und ſocialen Entwickelungen, in den Aeußerungen des politiſchen Lebens, vor Allem aber in der Natur mit ihren Bergen und Thälern, mit ihren Seen und Flüſſen, und ihren, die Bildungen der verſchiedenartigſten Klimate vereinigenden Erzeugniſſen. Auf den Alpen verſchwinden die Kulturpflanzen faſt in derſelben Reihenfolge wie im Norden. Hier hört zuerſt der Wein und Mais auf, etwa bei 50 Grad nördlicher Breite, dann folgt das Kernobſt, in Schweden bei 62, in Norwegen bei 64 Grad, dann der Roggen und Hafer, in Norwegen bei 67, in Schweden bei 66, und zuletzt die Gerſte, welche bis zu 80 Grad hinaufſteigt. Ebenſo in der Schweiz, wo der Wein und Mais bis 2300 Fuß über dem Meere aufhört, zugleich ſchwinden da Tabak, Spargeln, Aprikoſen, Pfirſiche, Quitten. Die 2. Region iſt die des Nußbaumes, der bei einer Höhe von 3200 F. ſich nicht mehr findet. Die 3. Region, des Kernobſtes, reicht bis 3500 F. Die 4., des Kirſchbaumes, Weizens, der Hirſe, des Spelzes, geht bis 4000 F. Die 5., des Roggens und der Kartoffeln, bis 5000 F. Die 6., der Gerſte, des Flachſes, Sellerie u. ſ. w. bis 5400 F. Die 7., des Salats, Spinats, bis 6000 F. Doch kommen Abweichungen vor, ſo geht der Kartoffelbau in Uri bis Realp, das 4700 F. über dem Meere liegt*).

Endlich nach 9 Uhr waren wir auf der Furka, welche die Grenze zwiſchen Wallis und Uri bildet, angekommen, und ergötzten uns an der prachtvollen Ausſicht. Da ragt die Schneepyramide des Wellhorns, der 3 Schreckhörner hervor; der weiße, etwas niedrigere Berg iſt der Wetterſtock, ihm zur Seite der große Eiger, mir gerade gegenüber prunkt das glänzende und flammende Silbern, auf der entgegengeſetzten Seite der Sir Matun, der ſchon im Romaniſchen liegt, und daher auch einen romaniſchen Namen trägt; links der Mutthorngletſcher und eine große Zahl anderer. Hart am Wege lag ein Häufchen quadratförmig geordneter und mit Steinen beſchwerter Schindeln, welche die Frömmigkeit der Nachbarn mit unſäglicher Beſchwerde aus dem Walliſerlande unentgeltlich heraufgetragen hatte, von wo ſie die Realper abholen, um damit ihre Kapelle zu decken.

*) Den intereſſanten Gegenſtand hat ein junger Gelehrter erſt neulich erſchöpft in dem lesbaren Buche: Ueber die oberſten Grenzen des thieriſchen und pflanzlichen Lebens in den Schweizeralpen von Dr. Oswald Heer. Mit 1 Tafel. 4. Zürich bei Meyer und Zeller.

Von da ging es nun bergab, zum Theil an der ſtreitigen Grenze zwiſchen den Kantonen Uri und Wallis, zu dem aus weiter Ferne ſichtbaren Rhonegletſcher, der von dem Fluſſe den Namen hat, welcher ihm den Urſprung verdankt. Der Furkapaß liegt 7695 F. über dem Meere; hier war es, wo ich mein Verlangen nach Alpenroſen mehr als hinlänglich ſtillen konnte, denn eine unüberſehbare Flora ſtand uns zu Dienſten und wir alle ſchmückten unſere Hüte mit dieſen, außer der Schweiz ſo ſeltenen Blumen. Um von den Geſprächen dieſes Morgens doch einen Begriff zu geben, ſo vernimm einige Mittheilungen meiner ſachkundigen ſchweizeriſchen Begleiter über die Alpenwirthſchaft, wozu uns theils die Alpenpflanzen, theils die vielen Sennhütten, bei denen wir vorbei gingen, Veranlaſſung gaben.

Auf dieſen Bergweiden wächſt das köſtliche Alpengras, das dem Rindvieh eine vortreffliche Nahrung gibt. Die Alpen ſind aber keine Wieſen, und bringen nur ein kurzes und ſparſames Gras hervor, das ein mageres Ausſehen hat. Zuerſt treibt man das Vieh in die unterſten Gegenden, wo der Schnee am früheſten ſchmilzt, gewöhnlich erſt zu Ende Mai oder Anfang Juni; zu Ende dieſes Monats benützt man die mittleren, und erſt Ende Auguſt die oberen Regionen, wo die Dauer des Aufenthalts durch die Witterung bedingt wird. Das beſte und kräftigſte Futter iſt auf ſchmalen Felſenabſätzen. Die Alpen in der ganzen Schweiz gehören größeren Theils ganzen Gemeinden, ſo beſitzt z. B. die Gemeinde Beggenried, bei der wir im Vierwaldſtätter-See vorbeigefahren, ja wo wir mit dem Dampfſchiffe gehalten haben, eine bedeutende Alp für 425 Stück Rindvieh, 600 Ziegen und 200 Schafe mit 70 Sennhütten und herrlicher Waldung, iſt alſo, da ſie blos 1300 Einwohner zählt, ſehr reich zu nennen; nur wenige und ſeltene Alpen ſind im Beſitz von Privatleuten. So erzählte der Landammann von Uri, daß in ſeinem Kanton jeder Landmann, der in einer Alp eine Hütte hat, bei der Gemeinde, zu der er gehört, die Erlaubniß obrigkeitlich nachſuchen muß, ſein Vieh auf die Gemeindealp zu treiben, aber nicht mehr, als er mit eigenem Futter überwintern kann. Die Alpen, welche dem ganzen Kanton gehören, werden an Sennen für einen Zins vermiethet. Die Ankaufspreiſe der Privatalpen ſind äußerſt hoch; im höchſten Werthe ſtehen die Alpen des Kantons Bern. Es iſt faſt unglaublich, welch' ungeheure Menge von Viehweiden in den Thälern der Alpen ſich

befindet. — So zählte man im Kanton Bern 110,000 Milchkühe; die Gladner Alpen ernähren mehr als 10,000 Stück Rindvieh, und eine gleiche Zahl hat der kleine Kanton Uri, ja der Kanton Schwyz eine noch einmal so große, während in Graubündten 80—90,000 Stück Rindvieh gehalten werden, wovon der jährliche Ertrag mittelst des Viehhandels nach Italien mehr als 800,000 Gulden beträgt.

In Betreff des schweizer Rindviehes herrscht die größte Mannigfaltigkeit; fast jeder Kanton hat verschiedenartiges Vieh, und in manchen sind 3—4 verschiedene Racen. Du irrst Dich, wenn Du sie alle für groß hältst; manche z. B. im Oberhasli-Thale, in das wir heute noch gelangten, ist sogar klein und mager, auch im Grindelwald, aber von schöner runder Gestalt. In Zürich und Schwyz ist das schönste und größte Rindvieh. Am Zürchersee und in der Umgebung gibt es Ochsen von 10—13 Ctr. Schwere. Der Ertrag der Schweizerkühe auf den Alpen ist beträchtlich, denn die besten z. B. im Saanenlande geben zur Zeit, wo sie am milchreichsten sind, täglich 7 bis 8 Maaß Milch, jedes zu 5 Pfd., also 35 bis 40 Pfd. Milch. Auffallend ist, daß auf den Alpenweiden die stärkste Kuh einen Vorrang vor den übrigen behauptet. Wird eine fremde Kuh der Heerde beigesellt, so muß sie es nach und nach mit allen aufnehmen, bis ihr Rang entschieden ist. (Du siehst also, daß der Pennalismus nicht blos auf den Schulen herrscht). Die stärkste ist auch die Anführerin. Die Heerkuh geht mit großem Selbstgefühl voran, mit der größten Glocke am Halse; sie erscheint auch zuerst bei der Sennhütte, um sich melken zu lassen, Daß jede ihren besondern Namen hat, wird Dir minder auffallen, da dies ja auch in Schlesien der Fall ist. Am meisten scheinen die Alpenkühe sich zu brüsten, wenn die Alpenfahrt entweder beginnt oder schließt, bei welchen festlichen Veranlassungen sie sowohl als die Sennen reichlich geputzt sind, die Kühe in der von ihnen selbst festgesetzten Rangordnung nach dem singenden und jauchzenden Sennen, hüpfend und springend vor Uebermuth, folgen. Die Glocken, womit übrigens selten alle Kühe geschmückt sind, stimmen in der Regel harmonisch. Von dem Kuhreihen, d. h. dem aus auf- und absteigenden Tönen bestehenden Zurufe des Sennen an seine Heerde, hast Du schon viel gehört, er ist in jedem Kanton anders, und im Stande, den Kühen, die nicht mehr auf den Alpen sind, das Heimweh zu machen, so daß sie wild werden und

auszureißen ſuchen. Sind ja ſogar die Menſchen der anſteckenden Gewalt dieſes Kuhreihens unterworfen, und Du wirſt Dich erinnern, daß, um dieſes anſteckende Uebel, das förmlich in eine, nicht ſelten tödtende Krankheit überging, noch häufiger aber die Deſertion der in fremden Dienſten ſtehenden Schweizerſoldaten zur Folge hatte, nicht aufkommen zu laſſen, es in Frankreich verboten war, dieſe Töne zu ſpielen, weil ſie den unwiderſtehlichen Hang zur Rückkehr ins Vaterland erweckten.

Wir kamen bei einer Menge hölzerner Sennhütten vorbei und konnten der Neugierde nicht widerſtehen, in eine derſelben zu treten, doch hielten wir es wegen der darin herrſchenden Unreinlichkeit ſowohl als dem ſchwarzen, rußartigen Ausſehen, da nirgends ein Fenſter iſt, ſondern die Thür die einzige Oeffnung für das Licht und zum Ausgange des Rauches bildet, ſowie wegen des widerlich-ſüßlich-ſäuerlichen Geruches nicht lange darin aus. Ein Senn kochte gerade Käſe und gab uns von den warmen Molken zu trinken, die mir aber minder behagten, als meinen ſchweizeriſchen Begleitern. Dieſer Käſe iſt das Hauptprodukt der Alpen. Es gibt deren verſchiedene Arten. Der von der fetten, d. h. unabgerahmten Milch verfertigte iſt der theuerſte und beſte. Es gibt Käſe von 40 bis 100 Pfund. Die Menge der auf den Alpen der ganzen Schweiz in einem Jahre verfertigten und ſowohl für den inländiſchen Gebrauch als auch zur Ausfuhr nach Frankreich, Italien, ja bis Amerika beſtimmten ſteigt in's Unglaubliche. In der einzigen Gemeinde Tſchangau im Emmenthale werden 14—1500 Ctr. in einem Sommer gemacht. Im Haslithale, das etwa 6000 Einw. zählt, werden über 1000 Ctr. Fettkäſe im Werthe von 21,000 Thlr. jährlich ausgeführt, im Grindelwald, das die Hälfte Bewohner zählt, für 10,000 Thlr. In den Alpen des Kantons Freiburg beträgt der Geſammtertrag deſſelben jährlich 24,000 Ctr. Auf dem einzigen Righi kommt eine Summe von 100,000 Gulden jährlich für Käſe ein. Daß er übrigens in der Schweiz ſelbſt ein ſtark verbrauchtes Lebensmittel iſt, geht daraus hervor, daß in Bern jährlich bis 2,500 Ctr. im Kaufhauſe angemeldet wurden, welche in der Stadt Abſatz fanden. Man kocht die Milch, wirft den ſogenannten Laab hinein, welcher ſie gerinnen macht, und rührt die Maſſe dann ſo lange um, bis die feſten Beſtandtheile zerdrückt ſind. Dieſelben, ans Feuer gebracht, ſetzen ſich dann an den Boden an, und werden in Klumpen vereinigt, den man in einem Tuche

heraushebt und auf ein Brett legt, mit Steinen beschwert und so preßt, daß die Milch vollends herausläuft. Den andern Tag wird er gesalzen und in den Speicher gelegt. Die besten sind aus dem Saanen-, Brienzer, Emmen- und Urseren-Thale. Beim Winterfutter macht man den sogenannten magern Käse zur Nahrung der Thalbewohner, und Butter. Die Appenzeller Käse werden, nachdem sie einige Monate gelegen und täglich gesalzen worden sind, in einen Kasten gelegt, in dem sich Wasser, Wein, Salz, Pfeffer befindet, und so eingebeizt. Diese nennt man Salzkäse. Auch Ziegen- oder Geiskäse werden überall, besonders in Appenzell Inner-Rhoden in großer Menge bereitet. Doch ich ziehe es vor, Dir diese Operation mit den Worten des Dichters zu schildern:

„Indessen, daß der Freu sie nicht entbloßt berücke,
So macht des Volkes Fleiß aus Milch der Alpen Mehl:
Hier wird auf strenger Gluth geschiedner Zieger dicke,
Und dort gerinnt die Milch und wird ein stehend Oel:
Hier preßt ein stark Gewicht den schweren Satz der Molke,
Dort trennt ein gährend Saur das Wasser und das Fett:
Hier lecht der zweite Raub der Milch dem armen Volke,
Dort bild't den neuen Käs' ein rundgeschnitten Brett.
Das ganze Haus greift an und schämt sich, leer zu stehen,
Kein Sklavenhandwerk ist so schwer als müßig gehen."

Diese Worte sind aus dem didaktischen Gedichte „die Alpen" von Albrecht von Haller, der 1708 zu Bern geboren wurde, mehrere Jahre mit großem Beifall an der Universität Göttingen lehrte, und mit Ehren und Ruhm gekrönt in die Heimath zurückkehrte, wo er 1777 am 12. Decbr. starb. Auch sein noch lebender Enkel, Karl Ludwig v. Haller, geboren am 1. August 1768 ebenfalls zu Bern, hat sowohl durch seinen 1820 erfolgten Uebertritt zur katholischen Kirche, als auch durch gedankenreiche, dem Strome der Modegedanken entgegengesetzte Werke, namentlich durch die Restauration der Staatswissenschaft (4 Bände, Winterthur 1816—20) die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen erregt.

Das Paradies dieser Geis oder Ziegen ist im Unterlaken, wo einst eine bedeutende Heerde vor mir hergetrieben wurde. Das, was man uns in der russigen Hütte reichte, war eigentlich Zieger d. h. ein Gemisch aus Ziegen- und Kuhmilch, mit Molken versetzt und über einem Feuer warm gehalten. Es war unreinlich und von einem widerlichen Geschmack.

Indeß waren wir dem Rhone-Gletscher näher gekommen, der schon im Kanton Wallis liegt und an seiner höchsten Stelle 7280 Fuß über das Meer sich erhebt, während die niedrigste, bei der wir hart vorbeigingen, blos 5130 Fuß Meereshöhe hat. Man rechnet die Entfernung von Realp, wo wir herkamen, bis an denselben 4½ Stunden, doch hatten wir mehr als 5 gebraucht. Da dies der erste Gletscher war, den ich betrat und es außer der Schweiz fast keine gibt, so sehe ich mich genöthigt, etwas ausführlicher über die Eigenthümlichkeiten derselben zu sprechen. Sie entstehen in den höchsten Felsenthälern aus den angesammelten Schneelagern, die von geschmolzenem Schneewasser durchzogen und zu einer festen Eismasse verhärtet werden. Sie würden durch den frischen Schnee des Winters bis ins Unendliche vergrößert werden, wenn dies nicht die Sonnenstrahlen, die Verdunstung, warme Winde und Regen verhinderten. So halten sich die beiden feindlichen Elemente fast das Gleichgewicht, doch sind periodische Veränderungen nicht gar selten. Die meisten Gletscher sind abschüßig, d. h. gehen in schiefe Ebenen aus. Auch übt die bekannte Ausdehnung des Eises im Momente des Gefrierens einige Wirkung auf das Vorrücken der Gletschermassen. Unter denselben sind oft große Gewölbe, durch gewaltige Eissäulen getragen; sind dieselben ihrer Last nicht mehr gewachsen, so zerspaltet sich die Decke oder stürzt auch wohl gar ein. Die meisten Gletscher haben daher vielfach zerklüftete, ungleiche Oberflächen. An den Seitenrändern liegen eine Menge Steintrümmer, welche für den Geognosten deshalb wichtig sind, weil er daraus die Bestandtheile der höchsten meist unzugänglichen Bergspitzen kennen lernt, die durch das allmählige Vorrücken der Gletscher bis in die tieferen Thäler hinabgedrängt werden. Es sieht daher sonderbar aus, diese ungeheuern Eismassen mit einem Kranze der verschiedensten Steine umringt zu sehen, denn sie scheinen so wenig wie der Himmel etwas Unreines aufzunehmen oder doch behalten zu wollen. Es ist geschichtlich nachzuweisen, daß durch das Vorrücken derselben das Klima einzelner Thäler bedeutend verändert wurde. So weiß man, daß vor noch nicht 100 Jahren auf der sogenannten großen Scheidecke die herrlichste Weide war, wo jetzt der stark besuchte Rosenlaui-Gletscher ist; aus dem Grindelwalde, wohin Du mir später folgen wirst, führte in früheren Zeiten ein stark besuchter Weg nach Wallis, wo jetzt nichts als Gletscher sind. Das Eis

derselben ist aus Körnern zusammengefügt, die aus einer Menge seltsam in einander greifenden Eismassen bestehen, und nur wo das Wasser fließt, bildet es größere Klumpen, welche die schöne, meergrüne oder blaue Farbe haben, ungefähr wie das Fensterglas auf seiner schmalen Seite. Eine Menge oft über 100 Fuß tiefer Spalten lassen einen Blick in das Innere dieser merkwürdigen Eisgebilde dringen, und das Ueberschreiten ist sehr gefährlich. Das Wasser der Gletscherströme ist meist blaulich-weiß und aus den angedeuteten Gewölben strömt gewöhnlich ein Luftstrom von schneidender Kälte, der unter dem Namen Gletschergebläse bekannt ist. In den Schweizeralpen zählt man vom Mont Blanc bis an die Tyroler Grenze über 600 Gletscher, von denen 370 im Rheingebiete, 137 im Gebiete der Rhone, an deren Quellen Du jetzt mit mir stehst, 66 im Umfange des Inn, die übrigen 35 des Tessin liegen. Nur wenige sind nicht ganz eine Stunde lang, sehr viele 6—10 Stunden lang, ½ bis 1 Stunden breit und 100—600 Fuß hoch. Alle zusammengerückt würden einen Flächenraum bilden von wenigstens 50 deutschen □ Meilen und dem Beherrscher dieses Reiches käme der Name Schneekönig mit größerem Rechte zu, als mit welchem die Oesterreicher den Schwedenkönig Gustav Adolph spottweise nannten. Die meisten derselben, nämlich 241 sind im Kanton Graubündten, und in Wallis, wo deren 175 sind, von denen die Gletscher der Jungfrau, des Finstern Aarhorns, des Schreckhorns, der Aare und der Rohne die schönsten sind. Einer unserer Begleiter, der Landammann von Uri, Vinzenz Müller, war in Naturwissenschaften sehr bewandert, die er sowohl in seinem Vaterlande, als auch auf der berühmten polytechnischen Schule zu Wien studirt hatte; es kam daher bald die Rede auf den in neuester Zeit berühmt gewordenen Professer Agassiz in Neuenburg*), der schon seit einigen Jahren durch unermüdlichen Eifer und sorgfältiges, Leben und Gesundheit gefährdendes Beobachten der Gletscher die bishe-

*) Vergl. Geologische Alpenreisen, unter Agassiz Mitwirkung verfaßt von Deser. Deutsch mit einer Einleitung über Hochgebirgsgruppen von Dr. C. Vogt 35 Bogen in 8. mit lithogr. Beilagen. Frankfurt a. M. Das ausführlichste und beste Werk über die, in neuerer Zeit sehr in Aufnahme gekommene Geologie rührt von dem Professor dieser Wissenschaft zu Heidelberg her, K. C. v. Leonhard und trägt den Titel: Geologie oder Naturgeschichte der Erde. 3 Bd. mit 97 Stahlstichen und Lithographien. Stuttgart bei Schweizerbart. 15 Thl. Dazu gehört ein Vulkanen- und ein Geologischer Atlas für 3½ Thlr.

rigen Theorien, beſonders zur Erklärung der ſogenannten erratiſchen oder Fündlingsblöcke umzuſtoßen verſucht hat. Man ſtaunte die ungeheuren Maſſen zerſtreuter Geſteine an, wunderte ſich über ihre Größe, Geſtalt und Aufſtellung, aber wie ſie bis an den Jura und noch weiter gekommen, darüber konnte man ſich nicht einigen. Der berühmte Geognoſt Leopold von Buch erklärte dieſe Erſcheinung folgendermaßen: Eine ungeheure Fluth, die von den Gipfeln der Alpen herab durch die Thäler in die Ebene geſtürzt ſei, habe von den Spitzen und Kämmen des Gebirges alles das mit ſich weggeriſſen, was ihm nicht widerſtehen konnte und dem Jura zugewälzt und zwar mit ſolcher Schnelligkeit, daß die Felstrümmer Kanonenkugeln gleich in gerader Linie auf ihr Ziel losſchoſſen. Die Theorie dehnte man bald über unſern Erdtheil aus und beſonders gefiel ſie den engliſchen Naturforſchern, welche bald zu der abenteuerlichen Hypotheſe kamen, daß eine noch furchtbarere Fluth aus den Polarländern hervorgebrochen und die Trümmer der Skandinaviſchen Gebirge über die Nord- und Oſtſee hinweg auf die großbritanniſchen Inſeln, auf die Küſtenländer von Schweden und Deutſchland geſchleudert habe. Man brachte dieſe Fluth mit der Sündfluth zuſammen. Da entſtand endlich in der Schweiz durch ſorgfältigere Beachtung der Gletſcher eine neue Anſicht, und Venetz und Charpentier haben das Verdienſt, zuerſt darauf aufmerkſam gemacht zu haben. Sie erklärten, Gletſcher ſeien es geweſen, welche die Fündlingsblöcke an ihre entfernten Lagerſtätte gebracht haben. An dieſen Blöcken ließ ſich keine Spur von Abſtumpfung entdecken, vielmehr waren ihre Ecken und Kanten wohl erhalten, ja dieſelben in allen Formen und Größen bunt durcheinander gewürfelt, oft das feinere Geröll unten und Felſen von vielen 1000 Kubikfuß darauf, — eine Erſcheinung, welche mit der Annahme eines Stromes ſchwer, deſto leichter mit der von Gletſchern zu erklären iſt. Denn dieſe führen noch immer die Trümmer der Felſen, die ſich in ihrer Nähe befinden, mit ſich ins Thal hinab und ſo werden dieſe wallartigen Trümmer beim Rückzuge der Gletſcher in der Geſtalt langer Hügel zurückgelaſſen, deren Beſtandtheile keine Spuren von Abnutzung an ſich tragen, und ſo kam man auf den Schluß, daß vor der menſchlichen Epoche unendlich große Gletſcher beſtanden hätten, welche von den Alpen ausgehend, die Schweizer Ebenen erfüllt und die Fündlinge bis zum Jura gewälzt hätten. Dieſe Hypotheſe Charpentier's erwei-

terte Agaſſiz und kam dann auf ſeine, viel Aufſehen und Widerſpruch erregende Behauptung von der allgemeinen Vereiſung der Erde. Er ſagte im Weſentlichen Folgendes: Die Zeit vor der Erſchaffung des Menſchengeſchlechts war weit wärmer als jetzt. Da trat plötzlich eine heftige Kälte ein, eine gewaltige Schnee- und Eiskruſte überzog die Erde und tödtete alle Pflanzen und Thiere. Da ſich ſpäter das verlorene Gleichgewicht in der Temperatur wieder herſtellte, ſo fing die Eisdecke an zu ſchwinden, die Gebirgszüge wurden die Haltpunkte derſelben; es bildeten ſich, während die Ebene allmählig frei wurde, ebenſo viele Gletſcherſyſteme, als Gebirgsketten da waren. Aus dieſen Gletſchern wurden die erratiſchen Blöcke von oben herabbewegt; allmählig wurden die niederen, dann auch die höheren Gebirgsketten frei von Gletſchern und endlich blieben als Spuren von der ehemaligen Eiszeit nur noch die Gletſch[illegible] der Alpen und der Polargegenden zurück. Heftiger Widerſpruch ſpornte den Naturforſcher nur noch mehr an, durch Beobachtungen dieſe Theorien zu erweiſen. Er beſtimmte durch Meſſungen das Vorrücken einzelner Gletſcher, ſuchte die Bedingungen deſſelben zu ergründen und glaubte, ſie in der Ausdehnung des, in den ſogenannten Haarſpalten des Gletſchereiſes gefrierenden Waſſers gefunden zu haben. Die Abnützung der Felſen war ein Gegenſtand ſorgfältiger Beobachtung für ihn. Dazu kam, daß man in England, wo bekanntlich keine Gletſcher ſind, ja auch in Schottland und Irland, ſo wie in den Vogeſen und den Pyrenäen Spuren von ehemaligen Gletſchern fand. Im Auguſt 1841 hatte ſich mit Agaſſiz eine Geſellſchaft von Naturforſchern verſammelt, um unter ſeiner Leitung die Struktur des Eiſes, des körnigen Schnees, den man „Firn“ nennt, und die Kälte im Innern derſelben zu unterſuchen. Man fand, daß eine unendliche Menge der feinſten Haarſpalten das Eis der Gletſcher nach allen Richtungen durchkreuze, die Agaſſiz auch in einer Tiefe von 100 Fuß, in die er ſich an einem Seile herabgelaſſen, bemerkte. Eine Bohrmaſchine, wie man ſie zu den arteſiſchen Brunnen braucht, war mit unſäglicher Mühe auf die Grimſel und von da noch weiter drei Stunden bis an den Fuß des Schreckhorns gebracht worden, wo bis 140 Fuß tief gebohrt wurde, um durch Inſtrumente jede Nacht das Minimum der Temperatur darin kennen zu lernen. Man fand das für die Ausdehnungstheorie günſtige Reſultat, daß unten das Thermometer nie unter 0° ſank, wenn es auch in freier

Luft bis 6° Kälte zeigte, woraus hervorging, daß fortwährend in der ganzen Dicke des Gletſchers überall flüſſiges Waſſer in ſeinen Haarſpalten ſich befindet. Es war alſo nachgewieſen das Vorhandenſein der Haarſpalten in der ganzen Gletſchermaſſe, die Durchdringung derſelben bis in die größte Tiefe durch flüſſiges Waſſer, das durch ſehr geringe Kälte im Innern der Gletſcher begünſtigt wurde. Hauptſächlich iſt die Theorie der Ausdehnung auf dem phyſikaliſchen Satz begründet, daß das Waſſer nicht im Augenblicke des Feſtwerdens ſeine größte Dichtigkeit erzeugt, ſondern ſchon bei einer Temperatur von + 4°, daß es demnach beim Gefrieren ſich ausdehne. Dazu kommt die geſchichtliche Thatſache, daß die Gletſcher in unaufhaltſamem Vorſchreiten fruchtbares Land begruben, wogegen ſie in andern Zeiten ſich in das Herz der Gebirge zurückgezogen hatten. Der Geolog nimmt alſo die Gletſcher als gewaltige Maſchinen an, welche den Schutt und die Trümmer der Gebirge ins Thal hinabſchaffen. Dies beweiſen einige Flecken im Berner Oberlande, beſonders der erwähnte Roſenlaui-Gletſcher und der Weg von der Grimſel nach dem Haslithal. Auf dem letzteren ſtehen rechts und links die hohen Granitfelſen, während der Fuß des Wanderers über glattgeſchliffene Flächen von Granit und Gneuß gleitet, welchen man mit Recht, beſonders in der Nähe der Handeck, „die helle Platte“ nennt. Auf dieſem Wege ſieht man die ſanft abgerundeten Kuppen, welche mit den ſcharfen Kanten der zackigen Felsnadeln einen auffallenden Gegenſatz bilden. Das Eis hat dieſe polirte Flächen, dieſe rundliche Formen der Berge hervorgerufen, Schnee wäre dieſer Wirkung nicht fähig geweſen, weil er ſich nicht nach Gletſcher-Weiſe vorwärts bewegt. Je weiter man im Haslithale vordringt, deſto deutlicher erkennt man die Wahrheit oder doch die Wahrſcheinlichkeit der Hypotheſe des Gelehrten Agaſſiz, beſonders an dem Berge, welcher aus Alpenkalk beſteht, ſchön abgerundet iſt und das „Kirchet“ heißt.

Dergleichen Geſpräche würzten das zwar ärmliche, aber deſſen ungeachtet uns trefflich mundende Mittagsmahl in dem, hart neben dem Rhonegletſcher ſtehenden hölzernen Wirthshauſe, wo man uns angeblich Gemsbraten vorſetzte, der aber nach unſerem Geſchmacke ſo wie nach den Verſicherungen der Sachverſtändigen nichts anderes als ehrliches Ziegenfleiſch war. Allein der Hunger, bekanntlich die beſte Würze, ſo wie der erträgliche Wein, noch

mehr die freundliche Gesellschaft ließen uns den Mangel besserer Kost nicht empfinden, ja wir geriethen in die frohseste Stimmung und rückten uns durch Mittheilung politischer und religiöser Ansichten geistig immer näher; ein Vorhang nach dem anderen, eine Hülle nach der anderen, welche der Mensch vorsichtig um sein Inneres zieht und um so vorsichtiger wird, je tiefer er im Leben vorrückt, schwand, und es standen sich die Herzen ohne Scheidewand gegenüber und jubelten über die auffallende Aehnlichkeit.

Bald drehte sich das Interesse um die vielbesprochene, gewaltsame Klosteraufhebung durch die Radikalen in Aargau, welche mit Verhöhnung aller beschworenen Rechte durchgesetzt, ja durch die vor wenig Tagen erst auseinandergegangene Versammlung der Tagsatzung, welcher der Statthalter von Luzern als Stellvertreter des Bundespräsidenten häufig präsidirt hatte, genehmigt worden war. Der berühmte 12. Artikel der Bundesverfassung heißt wörtlich: „Der Fortbestand der Klöster und Kapitel und die Sicherheit ihres Eigenthums, so weit es von den Cantons-Regierungen abhängt, sind gewährleistet; ihr Vermögen ist gleich anderem Privatgute den Steuern und Abgaben unterworfen.“ Desungeachtet wurde der Beschluß des großen Rathes zu Aargau, welcher Kanton zur größern Hälfte von Reformirten, zur kleinern von Katholiken bewohnt wird, gut geheißen, und dadurch eine Aufregung hervorgebracht, deren Folgen sich nicht berechnen lassen. Denn diese Aufregung hat einen tieferen Grund als die Anhänglichkeit an die Klöster; es ist die Gewaltthätigkeit, die Perfidie, womit dieser Streich durchgeführt wurde, die Hintansetzung aller Schaam gegen die Grundsätze des Rechts, der Meinungsfreiheit und der Gesetzlichkeit, welche sich im Gefolge dieses Staatsstreiches offenbarte; es ist das Mißbehagen, die Furcht, welche der siegreiche Frevel verbreitet hat. Nicht blos die Theilnahme an den, ins Elend wider Verschulden und wider alles beschworene Recht Verwiesenen, sondern die Furcht vor ähnlicher Gewaltthat bei der Straflosigkeit der übermüthigen Frevler ist dieser Unverschämtheit analog. Dazu denke Dir den Spott, mit welchem den Rechtsformen scheinbar genügt wurde. Der hohe Rath zu Aargau übergab das Gutachten der Klosterauflösung dem dasigen Obergerichte, dessen Mitgliedern er aber aus der gewonnenen Beute den Gehalt erhöht, indem er jedem eine jährliche Zulage von 400 Franken angewiesen hatte. Natürlich erklärten die Richter, um ihren

erhöhten Gehalt nicht zu verlieren, daß sie es mit ihrem Gewissen und dem oben wörtlich angeführten Rechte ganz einverstanden fanden, daß die Quelle ihrer Einnahme nicht verstopft würde, sondern fortwährend so fließe. Heißt das nicht die Richter öffentlich bestechen? Der Hauptbeförderer dieser, der Schweiz in den Augen des Auslandes wahrlich nicht zur Ehre gereichenden, von Oesterreich und Frankreich laut gemißbilligten Aufhebungsdekrete ist ein ehemaliger Musterreiter, der sich vom „Ritter vom Ladentische„ bis zum Schultheiß von Bern, dem damaligen Vororte, empor geschwungen hat, welcher der radikalste aller Radikalen ist und, wie Emporkömmlinge zu sein pflegen, von Dünkel ebenso überfließt, wie ihm Festigkeit und mannigfaches Talent nicht abzusprechen ist; denn „rauh ist Jeder, der als Neuling herrscht" — wie der alte Aeschylus singt.

Noch dauern die durch die Klosteraufhebung hervorgebrachten Wirren fort, die, weiß der Himmel wann? und wie? endigen werden. Am ausführlichsten findet man dieselben besprochen und mit den nöthigen Aktenstücken belegt in dem Buche von Friedrich Hurter, dem Verfasser des gepriesenen Innozenz III. und seines Zeitalters, welches in Schaffhausen unter folgendem Titel erschienen ist:

Die Befeindungen der katholischen Kirche in der Schweiz seit dem Jahre 1831. Von Friedrich Hurter. Schaffhausen, in der Hurter'schen Buchhandlung. 1842. 3 Abtheilungen mit fortlaufenden Seitenzahlen. 768 S. gr. 8.

Dazu ein Band Berichtigungen, Ergänzungen und Nachträge unter demselben Haupttitel: Die Befeindungen u. s. w. Ebendaselbst, 1843. 430 S. gr. 8.

Das Schlimmste und Betrübendste ist, daß die Katholiken selbst nicht einig waren, nicht einmal bei diesen, ihren Glauben in einem wesentlichen Punkte bedrohenden Eingriffen der Reformirten Aargauer, denn die radikalen katholischen Kantone standen auf Seiten der radikalen Reformirten, zum Theil aus Indifferentismus, zum Theil sogar aus Haß gegen die noch so unschuldigen Klöster. Es wiederholt sich hier die auch in Deutschland mir zu Ohren gekommene feindliche Stimmung gegen ein Institut der katholischen Kirche, dessen wohlthätige Erscheinungen doch auf der Hand liegen, so zwar, daß die Protestanten selbst sich nach dessen Segnungen zu sehnen anfangen, indem sie Diakonissinnen in ihre

Krankenanstalten einzuführen beginnen. Vielen ist dies und sogar in den Augen mancher Katholiken, nicht Recht, man hört es sogar als einen Vorwurf äußern, daß der kunstsinnige König von Baiern Klöster bauet und zum größten Theile aus seinem Privatschatze dotirt, worauf ich eine stehende Antwort habe: Wie kommt es, daß diese Klöster nicht leer stehen? Er kann sie doch nicht laut einer Kabinets-Ordre bevölkern? Ist er nicht dadurch einem Bedürfnisse seines Volkes entgegengekommen? Die Antwort darauf ist man mir entweder ganz schuldig geblieben, oder sie stand auf so schwankenden Füßen, daß ich sie wie ein Kartenhaus umblasen konnte.

Daher auch läßt sich erklären, daß selbst redliche Protestanten in und außer der Schweiz durch diese schaamlose Willkür sich tief verletzt fühlten, die noch dazu von einer Partei ausgeübt wurde, die sich gern den Repräsentanten des Zeitgeistes nennt, der über religiöse oder konfessionelle Beschränkungen hoch erhaben sei, dergleichen blos den Finsterlingen früherer Jahrhunderte, den Baalspfaffen, die um den Altar Roms tanzen, zukommen. Doch genug, es soll blos noch hinzugefügt werden, daß man nach unendlichem, langweiligem, mehrjährigem Hader sich dazu verstand, die drei armen Frauenklöster des Aargau wieder herzustellen, von der Wiedereinsetzung der Mönche in ihre Klöster ist aber aus dem sehr handgreiflichen Grunde noch keine Rede, weil sie bedeutende Güter besaßen.

Doch wir müssen uns weiter aufmachen, denn ein weiter und Anfangs wenigstens sehr beschwerlicher Weg steht uns bevor. Daher rüste Dich und mache Dich auf's Steigen und Schwitzen gefaßt. Gleich hinter dem ärmlichen Rhonegletscher-Wirthshaus, das wir sehr befriedigt verließen (zum abermaligen Beweise des Satzes, daß die geistige Einwirkung auch auf den Körper eine weit größere ist, als die der materiellen Speise) erhebt sich die mit Rasen bekeidete Maienwand oder Maienwang, an der wir nun im Zickzack hinanklettern mußten. Obwohl dies viele Mühe kostete, so war ich doch, wie den ganzen Tag, stets frohgemuth und fühlte außer dem Schweiße durchaus keine Beschwerden.

Die Aussicht von der Höhe auf die ganze Reihe der Riesen, die sich zur Rechten und Linken an die Hauptmauer der Schweiz, an die Hauptscheidewand zwischen Nord und Süd anreihen, oder aus ihr in hochgeschwungenen Linien und kecken Spitzen verwegen

hervorragen, laß mich hier blos andeuten, weil ich Dich zu ermüden glaube, wenn ich mit einer langen Namenklatur von Bergen und einer ganzen Regiſtratur von Höhenangaben angerückt käme, die ja nicht im Stande ſind, ein dem Anblicke der Originale nur einiger Maßen ähnliches Bild in der Seele hervorzurufen. Wir dachten bei unſerm mühevollen langſamen Vordringen an die mit Gewehr und Torniſter verſehenen Oeſterreicher unter dem Erzherzoge Karl und den Franzoſen unter Maſſena, die ſich hier im Auguſt 1799 begegneten, woraus ſich ein heftiger, in dieſer wilden Gegend, wo ein falſcher Fußtritt ſchon den Sturz in eine unabſehbare Tiefe zur Folge haben kann, um ſo gefährlicherer Kampf entſpann, der ſich zum Nachtheil der Erſteren endete, ſo daß ſie ihre feſte Stellung an der Aar aufgaben*). Gleich jenſeits der oberſten, ſehr ſchmalen Spitze dieſer Maienwang, an der wir nun an der anderen Seite herabkletterten, ſchwindet der Raſen, und der Weg, ja das ganze Thal iſt wieder ſo nackt, ſo ohne alle Spur von Vegetation, wie auf der Gotthardſtraße. Es ging langſam hinab wegen der Glätte der mühevoll zwiſchen koloſſalen Felſen ſich durchwindenden, abſchüſſigen Straße, eigentlich eines bloßen Fußſteiges, ſo ſchmal, daß wir einzeln hintereinander, die Augen auf die Füße gerichtet, fürbaß zogen. Endlich nach mehr als zweiſtündigem Wandern erblickten wir eine Oaſe mitten in der ſchauervollen Wildniß, eine liebliche Alpe, von zwei Seen belebt, und auf derſelben ein anſehnliches, zweiſtöckiges Wirthshaus, umſtarrt von grauen verwitterten, nackten Felſen; es iſt das berühmte Grimſelſpital an der hier noch jugendlichen Aare, welcher Fluß nächſt dem Rhein und der Rhone der größte in der Schweiz iſt und aus drei Gletſchern zwiſchen dem Finſteraarhorn und dem Schreckhorn entſpringt. Dieſes Spital liegt eine halbe Stunde unter der höchſten Spitze der Maienwang, 5880 Fuß über dem Meere. Die beiden Miniatur-Seen ſind von Fiſchen ganz entblößt, da der Grund derſelben nacktes Felſengeſtein bildet, mithin keine Nahrung für ſie vorhanden wäre. Das Waſſer iſt außerordentlich kalt, auch im höchſten Sommer, und der eine See 32, der andere gar 62 Fuß tief. Das Spital, wie das anſehnliche, ich

*) Vorleſungen über die Geſchichte des Untergangs der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft der dreizehn Orte und der Umbildung derſelben in eine helvetiſche Republik, von J. J. Hottinger. Zürich, bei S. Röhr.

glaube über 60 Zimmer zählende, im Innern von Wohlstande zeugende Gasthaus genannt wird, ist Eigenthum der Gemeinde Oberhasli, die den Wirth besoldet, der die Verpflichtung hat, arme Reisende unentgeltlich, Vermögende natürlich gegen Entschädigung aufzunehmen und zu bewirthen. Zugleich ist derselbe beauftragt, durch lautes Rufen, Aussenden von Knechten mit riesigen Hunden das Verirren der Wanderer und ihr Erfrieren zu verhindern. Wir wurden nicht blos ungemein freundlich, sondern mit Jubel aufgenommen, welcher zwar eigentlich blos den beiden republikanischen Häuptern galt, aber auch natürlich uns wohlthätig berührte, die wir hier gleichsam am republikanischen Schleppetau fortgerissen wurden. Der Wirth — vulgo Spittler genannt – empfängt nämlich statt der früher durch die ganze Schweiz veranstalteten Sammlungen, wodurch die Kosten dieses Etablissements getragen wurden, von jedem Staate, folglich auch von Uri und Luzern, jährliche Beiträge, weshalb er die seltene Gelegenheit benutzen wollte, sich dankbar zu erweisen. Daher ward „was das Herz sich wünscht, was der Mund begehrt," das Beste, was Küche und Keller aufzuweisen hatten, hervorgesucht, um die in Luzern und Uri begreiflicher Weise eine einflußreiche Rolle spielenden Herren standesmäßig zu bewirthen. Ich schloß mich an Herrn Siegwart Müller an, d. h. wir zogen den rothen oder italienischen Wein vor, während die größere Zahl, der Däne, der Zweibrückner Advokat und der „Stier von Uri", wie wir scherzend den dasigen Landammann hießen, sich am weißen Wein erlabten. Die Freundlichkeit des Wirths entzündete unsere ohnedies rosenfarbige Laune, und Du bekommst einen Begriff von unserm Jubel, wenn Du vernimmst, daß des Wirths Tochter, eine große, rothbackige, langzöpfige, weißarmige, etwas vierkantige, schon längst heirathsfähige Gestalt, die Guitarre ergriff, und nun erscholl es aus dänischen, schweizerischen, ost- und west-deutschen Kehlen:

„Brüder fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreist,
Laßt den Schaum zum Himmel spritzen,
Dieses Glas dem guten Geist!" —

Kurz wir sangen aus voller Brust das unvergleichliche Lied an die Freude von Schiller. Nur mit Mühe rissen wir uns von dem Wirthe los, der uns durchaus die Nacht bei sich behalten wollte. Es war uns aber noch zu zeitig, nämlich in der vierten Stunde.

Doch mußten wir ihm schon den Gefallen thun, sein ganzes, geräumiges Etablissement, in dem ein bedeutendes Kapital stecken muß, von den Ställen im Untergeschoß an, bis zu den vielen, mit Matratzen und Wolldecken versehenen Schlafgemächern, worunter mehrerere schön meublirte, zu besuchen, um seine Freude vollständig zu machen. Er begleitete uns eine weite Strecke Weges und nahm durchaus keine Entschädigung für das in seinem gastfreien Hause von uns Genossene.

Wir schritten wohlgemuth in das immer tiefer sich hinabsenkende und immer schauerlicher sich gestaltende, berühmte Haslithal hinab, das mit Recht zu den gepriesensten Schönheiten in der ganzen, an erhebenden Naturscenen überreichen Schweiz gehört. Dieses Haslithal wird durch eine Scheidewand, das Kirchet genannt, in zwei Theile, Ober- und Unter-Haslithal gespalten, ist von der Grimsel bis an den Brienzer See 10—12 Stunden lang und wird mit Einschluß einiger Seitenthäler von 6723 Menschen bewohnt, die der Sage nach schwedischen Ursprungs sind, welcher Sage ich schon bei Erwähnung des Apfelschußes gedacht habe. Beide Thäler sind mit Recht das Ziel der meisten Reisenden, da sie mehr als irgend ein anderes die Eigenthümlichkeiten des Landes zusammengedrängt zeigen. — Mehrmals ist der Weg so abschüssig, daß in dem glatten Fels Ritze eingehauen worden sind, um das Ausgleiten zu verhindern. Zwei ununterbrochene Reihen gewaltiger Felsenhäupter stehen zu beiden Seiten der bald weiteren, bald engeren, immer bergabgehenden Schlucht, die sich endlich eine Zeitlang in grader Richtung wie in einer Hochebene fortzieht und durch dichte Waldung unterbrochen wird, durch welche die nicht minder als die Reuß polternde und wildschäumende Aar strömt. Am schönsten ist der Anblick dieses Stromes bei der sogenannten Handeck am linken Ufer der Aar, welche hier den weit über 100 Fuß hohen Wasserfall bildet, den schönsten in der Schweiz und wohl in der Welt; denn die beträchtliche Wassermasse schießt mit solcher Kraft in die schauerliche Tiefe hinab, daß man es nur mit der blitzschnellen Stärke und Eile einer Feuerrakete vergleichen darf und ich das seltsame Wort einer Wasserrakete gebrauchen möchte, wenn Du diesen Ausdruck gelten ließest. — Ja manche Handbücher geben die Tiefe des Sturzes zu 200 Fuß an; nun gibt es zwar Wasserstürze von 800 Fuß, wie ich Dich später zu einem dergleichen führen werde, allein derselbe hat kein

solche Wassermasse und eilt auch nicht so überschnell; der Aarfall aber überstürzt sich mit gleichsam gezwungener Eile. Um das Bild zu einem unverwechselbaren zu machen, stürzt an derselben Stelle zur linken Seite der Handeckbach in dieselbe Schlucht und begegnet unterwegs dem Aarstrom, so daß dies ein Bild von einem Doppelfalle gibt, der gewiß nirgends seines Gleichen hat. Eine hölzerne Brücke zwischen beiden, so wie einige ausgehauene Stellen an den beiden Seitenwänden gewähren Standpunkte, von denen der seltene Anblick immer neue Seiten desselben großartigsten Naturschauspiels darbietet. Wir ließen uns das Naßwerden gern gefallen und staunten trotz der schon beginnenden Dunkelheit die ergrimmte Natur an ihren begünstigten Stellen lange und mit unsäglicher Freude an. Einige Schritte davon ist eine hölzerne Hütte, aus der man uns auf unsern Wunsch einige Gläser vortrefflicher Milch reichte, deren Bezahlung man unserer Willkür ebenso überließ, als den freiwilligen Beitrag zur Unterhaltung der erwähnten Brücke und der andern, zur bequemeren Zugänglichkeit dieser Naturschönheit allerersten Ranges getroffenen Vorkehrungen. Bei derselben Hütte trafen wir im Freien zwei vornehme Walliserinnen in sonderbarer Tracht; fälschlich schloß ich aus den schwarzen Farben auf Trauer; meine sachkundigen Begleiter belehrten mich, daß dieselbe die in jenem Kantone vorherrschende Kleidertracht sei.

Und immer weiter gings und immer prächtiger rollten wie weiße, unaufhörlich abgewickelte Silberbänder, die Wasser von den Felsen rechts und links in den Fluß, der bald verschwand, bald wieder sichtbar wurde und uns dann meist zur Seite blieb. Doch damit ja kein Genuß ohne die ergänzende, ihn etwas vergällende Zuthat bliebe, bettelten uns einige Familien an, die im kläglichsten Zustande, spärlich, ja nothdürftig mit elenden Lumpen bekleidet waren und sich für Heimathlose ausgaben. Wir beschenkten sie reichlich, konnten aber nicht umhin, diesen wunden Fleck der Schweiz, der ihr ebenso wenig als das hochfahrende Treiben der Radikalen zur Ehre gereicht und der, wer weiß wie viele? Jahrhunderte alt sein mag, ausführlich zur Sprache zu bringen. Unsere braven Schweizer belehrten uns, daß es solcher Unglücklichen im Bereiche der ganzen Schweiz wenigstens noch gegen 800 gebe, ihre Zahl sei aber schon im Abnehmen begriffen. Ihr Zustand rührt zum Theil durch die noch oft geübte Strafe der Verbannung

her; auch wer früher seinen Glauben wechselte, verlor sein Heimathsrecht und war wie die Paria's Ostindiens, mit denen man sie vergleichen kann, ausgestoßen; ebenso wer in ausländischen Kriegsdiensten so lange zugebracht, daß die Zeit, die ihm auswärts zu leben obrigkeitlich vergönnt war, überschritten wurde, oder wer desertirte, war nach seiner Rückkehr ein Heimathloser. Wo man sie traf, wurden sie unbarmherzig oft mit Schlägen und andern Mißhandlungen durch Gensdarmen über die Grenze gebracht, wo ihnen dasselbe Schicksal bevorstand, denn der neue Kanton, dem man sie zugestoßen, säumte nicht, diese Last sobald als möglich sich vom Halse zu schaffen. Neuenburg hat vor Kurzem eine rühmliche Ausnahme gemacht und eine solche unglückliche Familie, die erste seit undenklichen Zeiten, nicht, wie bisher, wenn sie sich von der Grenze herüberstahlen, hinweggprügeln lassen, sondern dieselbe, die aus Vater, Mutter und 6 Kindern bestand, auf einige Zeit ins Armenhaus aufgenommen. Ihr ganzes Hab und Gut war ein eiserner Topf und einige zerrissene Hemden in einem hölzernen Kasten, den der Mann auf dem Rücken trug. Weder Eltern noch Kinder hatten Schuhe, ihre Kleider bestanden aus elenden Fetzen. Selbst die Eltern hatten nur unbestimmte Erinnerungen von ihrer Herkunft, denn auch sie waren in solcher Heimathlosigkeit und in Wäldern auf die Welt gekommen. Sie hatten abwechselnd in einem Walde auf der Grenze von Freiburg und Waadt gelebt, welche sie sich gegenseitig 20 Mal in einem Jahre zustießen. Das jüngste Kind war noch nicht getauft, ja die Eltern wußten selbst nicht, ob sie katholisch oder reformirt waren. Sollte man nicht glauben, dies sei eine Geschichte aus ferner, roher Zeit, etwa einige Jahrhunderte vor Christi Geburt, ehe die Römer etwas Ordnung und Civilisation in das helvetische Land brachten? Die Härte und Knausrigkeit ist um so unverzeihlicher, da in der Regel ein großer Wohlstand in der Schweiz herrscht, ja das Land theils wegen seiner günstigen Lage für den Transito-Handel, theil wegen seiner Schönheit, die jährlich viele Tausende von Reisenden in dasselbe lockt, die alle blos verzehren, Nichts verdienen, also bedeutende Summen ins Land bringen, theils wegen der unbestritten großen Wohlfeilheit der Regierung, sehr reich zu nennen ist. Ohne Zweifel gilt dies von den meisten Gemeinden und es müßte, wenn kleinliche Rücksichten, wie billig, schwiegen, eine Kleinigkeit für die 22 Kantone sein, ihnen durch die Tagsatzung

den Befehl zu geben, diese Unglücklichen so unter sich zu vertheilen, daß jedem nach Maaßgabe seiner Größe oder Hilfsmittel eine Anzahl solcher herumirrenden Familien zugewiesen würde, um sie wieder in nützliche Mitglieder der Gesellschaft umzuwandeln. Täuschen sie die Erwartung, begehen sie Verbrechen, so mache man sie unschädlich durch Einstecken in Straf- und Arbeitshäuser und nehme ihre Kinder in öffentlichen Schutz, zumal es in keinem Kantone an reich ausgestatteten Waisenhäusern und dergleichen Asylen fehlt. Die Unterhandlungen darüber sind schon seit vielen Decennien ein stehender Artikel in den Tagsatzungen, aber die Spießbürgerlichkeit, Selbstsucht und wie die Vampyre alle heißen mögen, die die unverkennbaren und auch von mir am allerwenigsten geläugneten, herrlichen Eigenschaften, weniger des Schweizer Volkes, als seiner, durch den Radikalismus vergifteten Regierungen aussaugen, haben die wohlgemeinten Vorschläge edler, aber alleinstehender Männer verhindert. Hätte man nicht, um einen Vorschlag nicht zurückzuhalten, der Manchem ein Lächeln abgewinnen dürfte, den schmählich hingemordeten Klöstern im Aargau als Bedingung ihres Fortbestehens die Aufnahme der Hälfte dieser unglücklichen Heimathlosen machen können? Ich glaube, dieselben würden sie unter dieser Bedingung nicht abgewiesen haben. Das verworrene Parteiengetreibe bezeichnete schon vor langer Zeit ein päpstlicher Legat mit den heute noch wahren und beherzigenswerthen Worten: „Helvetia hominum confusione et divina provisione regitur.“

So gingen wir denn trotz der Dunkelheit und zum Theil gezwungen, weil wir noch weit von den nächsten Wohnungen der Menschen entfernt waren, politisirend, ich freilich meist fragend und auf meine Fülle von Fragen stets den sachkundigsten, mit dankenswerther Bereitwilligkeit gegebenen Bescheid erhaltend, getrost und frohen Muthes weiter. So wenig Jemand z. B. aus dem preußischen Landrechte den Zustand dieses Landes vollständig kennen lernen kann, denn die Art der Ausführung ist natürlich nicht darin enthalten, da sie von der Gesinnung der Handelnden abhängt, denen man einigen Spielraum lassen muß, eben so wenig ist es möglich, das Volksleben aus den bestehenden Gesetzen und Verfassungen, die in der Schweiz in größerer Mannigfaltigkeit als sonst und zugleich auf einem engen Raume zusammengepreßt sind, zu errathen. Nun griff ich einzelne Fälle heraus und erhielt

darauf Bescheid, wie diese Schwierigkeit in diesem oder jenem Kantone behandelt und gelöst werden würde. Ich bedauere und verwünsche die Schwäche meines Gedächtnisses, daß ich die Fülle solcher Einzelheiten nicht behalten habe, weil ich in diesem Falle mir schmeichle, Dir etwas Lesbares, Deine Kenntnisse über das interessante Volk vielfach Ergänzendes und Berichtigendes mittheilen zu können. Um Dir die Möglichkeit zu verschaffen, so empfehle ich Dir ein Buch*), in dem ein fühlbares Bedürfniß befriedigt wird, worin die Verfassungsurkunden der demokratischen Kantone mit Sachkenntniß und mit historischen Einleitungen versehen, zusammengestellt sind. Von der Schwierigkeit der Aufnahme in die Bürgerschaft eines Kantons bekommst Du einen Begriff, wenn Du vernimmst, daß wenn z. B. ein Bewohner des Dörfchens Bürglen in Uri stirbt und keine Kinder aber eine Wittwe hinterläßt und Du sie heirathest, so bist Du noch nicht Bürger von Bürgeln, geschweige denn vom Kanton Uri. Sehr freute mich der verständige Wunsch des Luzerner Statthalters, daß die Fabriken, ein nothwendiges Uebel der neuen Zeit, nicht allzusehr in der Schweiz sich verbreiten möchten, denn die Fabrikarbeiter entbehren in der Regel der patriarchalischen Anhänglichkeit an ihr Vaterland, sie sind vielmehr für Geld, also für den Meistbietenden zu haben. Rückblick und Vergleich mit dem alten Griechenland und Rom, wo ja auch keine Fabriken, so wie Erwähnung der Fabrikarbeiter und deren Unruhen in dem, auf republikanischem Grunde erbauten, monarchischen England, erläuterten den Vergleich in mannigfacher Weise. Es kam die Rede auf die Advokaten; in Tessin sind deren schon auf italienische Weise eine wahre Unzahl, 300, ebenso eine große Menge in Bern, während im ganzen Kanton Uri, der freilich blos 14,000 Bewohner zählt, deren blos 4 gefunden werden und im Kanton Appenzell gar keiner ist, sondern jeder selbst vor der Landesgemeinde seine Klage und Vertheidigung führen muß. Mir fiel Plato's Ausspruch**) ein: „Je weniger ein Staat Juristen und Aerzte hat, desto glücklicher ist er." Endlich erst kamen wir bei

*) Handbuch des schweizerischen Staatsrechts, herausgegeben von Dr. Ludwig Snell. 1. Band: Bundesstaatsrecht 2. Band: Kantonrecht. 1. Abtheilung: die 13 alten Kantone. Zürich, bei Orell, Füßli und Comp. 1843.

**) Ueber den Staat III. 14.

nennenheller aber durch den Mond nicht erleuchteter Nacht in Guttannen, dem erſten Dorfe, das wir heute getroffen hatten, an, das 300 Fuß über dem Meere, noch im Haslithale liegt und etwa 500 Bewohner zählt, und kehrten in einem noch neuen Wirthshauſe ein, wo Speiſ' und Trank den ermüdeten Gliedern wieder aufhalf. Wir waren heut 11 Stunden, die kurzen Unterbrechungen abgerechnet, ſtets zu Fuß gegangen, ohne ein einziges Dorf außer demjenigen, wo wir übernachteten, getroffen zu haben, ja blos 3 Häuſer hatten wir geſehen und auch betreten, das beim Rhone-Gletſcher, das Grimſel-Hospiz und die Hütte bei den beiden Waſſerfällen auf der Handeck. Der Wein und kalte Küche führten dem Körper, und das mannigfachſte, nicht blos auf der Oberfläche herumtanzende, ſondern tief ins Innere der berührten Gegenſtände einſchneidende Geſpräch dem Geiſte neue Nahrung zu, und ich ſchloß mit dem Gefühle der innerſten Befriedigung, ja der wärmſten Dankbarkeit gegen Gott und gute Menſchen, die ja auch von ihm wie alles Gute geſandt werden, erſt gegen Mitternacht die Augen.

XV.

Interlachen, Sonnabend den 9. September.

Der früheſte Morgen fand uns ſchon beim duftenden Kaffee, der, nach Schweizerart mit Honigſemmeln genoſſen wurde, und nun ward muthig immer noch im Haslithale, das von den purpurnen Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet und wie verklärt war, fortgepilgert, während uns bald ganze Karawanen von Engländern beider Geſchlechter, oft auf Roſſen, oft in Senften, begegneten. Leider dauerte die mir ſo liebe Begleitung der wackern biedern Schweizer blos noch 2 Stunden, bis zu dem zerſtreut im Oberhasli-Thale in einem, 1 Stunde langen und eine halbe Stunde breiten Keſſel gelegenem Dorfe Hasli im Grund, das über 1300 Einwohner hat. Jenſeits der Aarbrücke erfolgte endlich die ſchon lange befürchtete Trennung; die bevorſtehende ſchon hatte heute jedes Geſpräch elegiſch gefärbt, und ich lag lange in den Armen dieſer herrlichen Männer. Es war ein wehmüthig-ſüßer Moment, das Abſchiednehmen; es drängten ſich die zarte-

ſten, ich möchte ſagen verſchämteſten Geſtändniſſe auf und über die Lippen, die ungewohnteſten Empfindungen ſchlüpften aus dem Hinterhalt des Herzens ungeſcheut ans Tageslicht, und wohl iſt dieſes Sich-Finden ganz fremder Menſchen, in die man ſich aber hineinlebt, ja bei denen man trotz der verſchiedenen Lebenswege doch dieſelben Lebens- und Forſchens-Reſultate zu nicht geringer Ueberraſchung wiederfindet, eine der edelſten, nur auf Reiſen zu genießenden Freuden.

Es iſt dieſe Erfahrung gleichſam eine Probe, daß man zu Hauſe im einſamen Studirzimmer richtig gerechnet, daß man nicht die ganze Nacht ohne etwas gefangen zu haben, gefiſchet. Leider färbt der Schmerz des Loßreißens dieſe ſüße Empfindung mit der Farbe des Herbſts. Doch iſt die Trauer unvermeidlich und gehört mit dazu, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß jede Reiſe nicht blos einem Stück, ſondern einem ganzen Leben gleicht. Wer viel reiſ't, lebt mehrere Leben hinter einander.

„Was ich in jenem Augenblick empfunden,
Und was ich ſprach, vergebens ſinn' ich nach.
Ein neu Organ hatt' ich in mir gefunden,
Das meines Herzens heil'ge Regung ſprach:
Die Seele war's, die, Jahre lang gebunden
Durch alle Feſſeln, jetzt auf einmal brach,
Und Töne fand in ihren tiefſten Tiefen,
Die ungeahnt und göttlich in ihr ſchliefen.“

Ich verdanke Euch keinen körperlichen Genuß, denn den kann ich mir ſelber ſchaffen, und mit dem braven Manne im gleichnamigen Bürgerſchen Liede ausrufen: „Arm bin ich zwar, doch eſſ' ich ſatt!“ aber ein geiſtiges Erſtarken, ein Aufgerichtetwerden, ein Selbſtvertrauen erregendes Gefühl, kurz einen Genuß, von dem ſo Wenige, ſelbſt von den Hochbegabten nur Wenige eine Ahnung haben. Joh. v. Müller kannte dieſes Gefühl, als er von dem Männerbunde ſprach, der ſeit Pythagoras Zeiten nur noch einmal dageweſen; wo er darauf hinweiſt, daß die Freundſchaft weit uneigennütziger, folglich dauernder und höher ſtehe, als die genußſüchtige und ſchnell vorüberfliegende, an die Verſchiedenheit des Geſchlechts gebundene Liebe. Diesmal war der Spruch an mir erfüllt: „Von nun an wirſt du Menſchen fangen.“ Ich wandere ja herum wie Diogenes am hellen Mittage mit der Laterne, um Menſchen zu ſuchen. Welch' ein Ge-

nuß, mit einem geiſtreichen Manne (und dies Prädikat müſſen und haben ihm ſogar ſeine Todfeinde, die Radikalen, zugeſtanden) auf dem weiten Gebiete des menſchlichen Wiſſens ſich zu ergehen, Gedanken auszutauſchen und dafür neue zu empfangen. Wie Liebe Gegenliebe, wie Vertrauen wieder Vertrauen, ſo weckt eine gedankenreicher Mann auch in ſeinem Gegner einen großen, überraſchenden, den Beſitzer ſelbſt oft überraſchenden Reichthum an Gedanken aus dem Schlummer hervor, wie Schiller ſehr ſchön ſagt: Gedanken, die im Herzen wunderbar ſchliefen. Ja wohl im Gegner! Was nützt es mir, was fördert mich ein Menſch, der nichts als beifälliges Ja auf meine Vorſchläge hat? So willkommen der Anklang iſt, ſo muß derſelbe doch auf Gründen beruhen. Belehrender iſt der, welcher die Kraft und Kunſt beſitzt, meine Aufſtellungen und Behauptungen zu modifiziren, zu benagen, zu rectificiren oder gar umzuſtoßen. Wie emſig und erfolgreich ſucht man alle Waffen aus der Rüſtkammer des Geiſtes hervor, um dem Gegner, der mir Hochachtung abzwingt, beizukommen! Wie ſpürt man nach ſeiner Achillesferſe, um ihn, wahrlich nicht aus Schadenfreude, ſondern um die Freude zu haben, ſich mit einem hervorragenden Geiſte zu meſſen und zu ſehen, wie weit man an ihm hinauflangt, zu verwunden! Dieſes gegenſeitige Eindringen und Ausforſchen aller Falten und Schlupfwinkel des Herzens, in denen man oft zu großem Erſtaunen dieſelben Regungen und Aehnlichkeiten entdeckt, bewirkt ein immer engeres Anſchmiegen und es verketten ſich die menſchlichen Seelen gleichſam durch das Herzblut zu einem Knoten, deſſen von der Nothwendigkeit gebotenes Auflöſen alsdann freilich nicht ohne Schmerz abläuft. Es gibt keine größere Freude, als die der Menſch dem Menſchen macht.

Nun begann das Steigen über die oft erwähnte Bergwand, das Kirchet genannt, auf deren Anhöhe, mehr noch auf dem Südabhange wir eine große Menge ſingender und fleißig hämmernder Steinmetzen trafen. Je weiter wir, Anfangs ſchweigend, forteilten, je tiefer wir ins Thal hinabſtiegen, deſto milder ſchien das Klima zu werden, deſto größer und zahlreicher wurden die herrlichſten Obſtbäume, die der goldnen Früchte Laſt zu erliegen drohten, und ſchon hie und da von derſelben beſonders von roſenwangigen Buben und Mädchen befreit wurden, „dem Obſte, das ſie klauben, an Friſch' und Farbe gleich.“ Es war gegen 10 Uhr, als wir in dem anſehnlichen, ſehr wohlhabenden Dorfe Meyrin

gen, dem Hauptorte in dem Unter-Haslithale, ankamen. Das Auge labte sich hier an allen vier Jahreszeiten auf einmal; der Fuß weilte auf üppigem Gras; in den Gärten, die jedes Haus umgeben, stehen Tausende von Kindern der lieblichsten aller Göttinnen, der Flora; der Gaben der Pomona habe ich schon gedacht, und über die kahlen schwarzgrauen, das weite, durchaus nicht beengte Thal begränzenden Bergwänden ragt unerwartet, gleichsam neugierig, zur Linken das 11,400 F. hohe Wetterhorn herein, und erinnert an die Schrecken des Winters; doch, nein, von Schrekken ist keine Rede mehr, sie lagen überwunden hinter uns, ich möchte den Anblick einem jugendlichen Gesichte vergleichen, dem, wie es zu Ludwig XV. Zeit Mode war, der Schnee des Winters, d. h. des Puders künstlich angesprengt wurde; der ganze Reiz bestand im Gegensatze; rothe, oft erkünstelt rothe Wangen und ebenso erkünstelt weißes Haar.

Trotz dem, daß es mir in diesem, über 800 Einwohner zählenden, sehr netten, stadtähnlichen Dorfe und in dem, mit allem Luxus ausgestatteten Wirthshause zur Krone, deren es übrigens hier eine Menge gibt, außerordentlich gefiel, war mein Aufenthalt doch nur kurz, denn die Post, auf der wir uns sogleich hatten einschreiben lassen, ging bald ab, und so fuhren wir Beide in einem Char à banc, eine Art Wurstwagen, wie man in Schlesien sagen würde, der aber oben bedeckt, und außer dem Postillon blos für 2 Personen Raum gewährt, immer der endlich nicht mehr so fürchterlich polternden, sondern leise und sanft dahingleitenden Aar entlang nach Brienz am gleichnamigen See.

Sowohl seiner Bevölkerung nach, die über 3000 Seelen stark ist, als wegen der schönen, nicht zerstreuten Häuser würde man den Ort für eine Stadt halten, und doch begnügt er sich mit dem bescheidenen Namen eines Dorfes. Die Gegend ist ungemein freundlich und erinnert an Italien. Der wesentlichste Grund dieser Schönheit ist der prächtige See, der zwar blos 3 Stunden lang etwa 1 Stunden breit, aber zur Rechten vom Brienzer- oder Rieder-Grat, zur Linken von mehreren, staffelförmig sich erhebenden Gebirgsreihen umgeben ist, welche, namentlich die niederen Hügel, mit stolzen Wäldern bepflanzt sind. Wir mietheten einen Nachen und ließen uns auf das linke, d. h. westliche Ufer übersetzen, um den weit und breit gepriesenen Gießbach oder vielmehr die 7 Wasserfälle des Gießbaches in Augenschein zu nehmen, was

wir in großer, aus Engländern und Franzosen bestehender Gesellschaft thaten. Beim Hinaufsteigen fanden wir bei mehreren Absätzen der mehrere Hundert steinernen Stufen Mädchen mit Blumensträußchen, die zugleich Alpenlieder sangen und dafür natürlich ein kleines Geschenk erwarteten. Am schönsten sind der 3., 5. und 7. oder oberste Fall, die stets in einiger Entfernung von bedeutenden Höhen herabstürzen; unter dem 6. kann man ohne Gefahr hindurchgehen. Doch sei es, daß die unvergeßlichen Reuß- und Aarfälle noch zu frisch in meinem Gedächtnisse hafteten, oder sei es von der minder pittoresken Umgebung, kurz, auf mich haben diese Gießbach-Fälle nur einen Eindruck zweiten oder dritten Ranges hervorgebracht. Endlich erschien das Dampfboot, das wir hier erwartet hatten, um mittelst desselben den prächtigen See in seiner ganzen Länge zu befahren. Unter der ansehnlichen, sehr bunten Gesellschaft fiel mir besonders auf, daß die Engländer, welche die überwiegende Mehrheit bildeten, sämmtlich auf den, von ihnen sonst gemiedenen zweiten Platz oder das Vordertheil sich begaben: auch Damen vornehmen Standes thaten dies; unter den übrigen auf dem ersten Platze sich befindenden war auch eine deutsche Fürstin, die, mit ansehnlichem Gefolge aus Italien kommend, an einer ungewöhnlichen Stelle zu landen wünschte; der Kapitain wollte dies nur unter der Bedingung gestatten, daß für jede aussteigende Person 10 Franken bezahlt wurden. Da die Fürstin diese unverschämte Zumuthung zurückwies, indem sie blos 3 zahlen wollte, so mußte es unterbleiben. Es mochte in der 4. Stunde Nachmittags sein, als wir unser Ziel, Interlachen, erreicht hatten, das einen Steinwurf weit vom See entfernt ist und den passenden Namen seiner Lage, inter lacus, nämlich zwischen dem Brienzer- und Thuner-See, verdankt.

Dieses kleine Dorf, wie man es nennt, verdient eher den Namen eines aus Palästen bestehenden Städtchens, nach Art unserer Badeörter. Es entstand aus zwei ehemaligen Augustinerklöstern, von denen das eine für Frauen, das andere für Männer bestimmt war; das erstere wurde schon 1488, das andere zur Zeit der Reformation, der sich bekanntlich Bern schon früh anschloß, aufgehoben. Um dieselben und deren Vorrathshäuser hat sich im Verlaufe der Zeit eine Menge prachtvoller Paläste gebildet, die meist den Engländern zum Aufenthalte dienen. Zur Wahl gerade dieses Ortes verlocken sie außer der unbestrittenen Annehmlichkeit die

beiden erwähnten Seen, worauf dieſe Waſſerratten täglich Ausflüge machen. Weit entfernt, ihnen wegen der Wahl dieſes ihres Lieblingsaufenthaltes Vorwürfe zu machen, ſtimme ich ihnen vielmehr von ganzer Seele bei, denn Interlachen vereinigt mehr als irgend ein anderer Punkt der ganzen Schweiz die Reize vieler Klimate, die auf einem engen Raum zuſammengedrängt ſind. Das liebliche Thal, worin dieſer ungemein freundliche Ort liegt, wo alle Tage Sonntag zu ſein ſcheint, deſſen Bevölkerung aus allen Gegenden der Welt zuſammengeweht iſt, wohin alle, nach den edelſten Freuden der Welt, für die wir empfänglich bleiben, ſo lange wir athmen können, Begierigen ſich begeben ſollten, gehört zu den fruchtbarſten in der Schweiz: herrliche Alleen von Kaſtanien, Akazien und andern Baumrieſen durchſchneiden es nach allen Richtungen, und mit dem Blick auf den See wetteifert das, morgen näher zu beſchreibende Lauterbrunnen-Thal, das ſich bei Interlachen mündet, und das man von den Fenſtern mancher Häuſer, ja auf Spaziergängen in den Alleen, wenn auch nicht ſeiner ganzen Ausdehnung nach, doch großentheils überblickt; wenigſtens ſieht man beinahe überall die weiße Gebirgswand am ſüdlichen Ende derſelben, über welche die Jungfrau, der Mönch, das Vieſcherhorn, der Eiger, das finſtere Aarhorn, links das große Horn, und wie die Hörner alle heißen mögen, die weit über 10—13,000 Fuß hoch emporſtarren, und deren ſilberner Panzer von der blauen Luft über ihnen ſich prächtig abhebt. Wenn ich mich nach einem Gleichniſſe umſehe, ſo finde ich keinen andern, ihm an die Seite zu ſtellenden Ort, als den in neueſter Zeit ſehr ſchnell und mit Recht emporgekommenen Badeort Iſchl im öſterreichiſchen Salzkammergute, deſſen heilende Kräfte wenigſtens eben ſo ſehr in den unbeſchreiblich mannigfachen und erhabenen Schönheiten ſeiner Umgebung, als in den Schlacken- und Soolbädern zu ſuchen ſein dürften.

Wir waren im Hôtel d'Interlachen eingekehrt, aber da die Zeit des Mittageſſens ſchon vorbei war, unſer Appetit aber einen vierſtündigen Aufſchub nicht zulaſſen wollte, ſo brachen wir auf, um anderwärts nach irdiſcher Speiſe zu ſuchen. Und ſo durchwanderten wir den ganzen reizvollen Ort, kamen bis zur Aarbrücke, jenſeits welcher ein Städtchen beginnt, das den deutſchen Namen Unterſeen trägt und über 1100 Einwohner hat. Zwar wollten wir bis an den Thunerſee gehen, den wir uns näher gedacht hat-

ten, aber da wir hörten, daß beinahe noch eine Stunde dahin sei, so kehrten wir bei einer sogenannten Pintenwirthschaft ein, welcher mir bisher neue Ausdruck von dem Französischen pint du vin herkommt, also ein Wirthshaus, wo man man blos das Recht hat, Wein auszuschenken, denn pint ist ein altes französisches Weinmaaß. Die Mittheilung dieser Beschränkung verscheuchte uns jedoch bald, denn der Wein spielte in unserem Verlangen diesmal durchaus eine Nebenrolle. Wir kehrten daher sofort wieder um, und fanden endlich im Posthause, welches nach süddeutscher Sitte zugleich Speise- und Gasthaus war, unser Verlangen befriedigt. Man führte uns in den Billardsaal, der mir wegen seiner ungewöhnlich hohen und breiten Fenster auffiel. Da ich der breiten Fenster einmal gedacht habe, so könnte ich wohl auch der übrigen Eigenthümlichkeiten der freundlichen Schweizerhäuser erwähnen, die sich von den Wohnungen unserer Landleute eben so vortheilhaft unterscheiden, als die Berge der Schweiz die unsers Vaterlandes an Schönheit und Größe unendlich übetreffen. Beide stehen in einem gleichen Verhältnisse, und der Schluß auf die größere Wohlhabenheit, ja auf den Reichthum der Schweizer Bauern, der sich beim Anblicke dieser 3 und 4stöckigen hölzernen Paläste Jedem aufdringt, dürfte wohl als ein gerechtfertigter gelten. Man kann daher ohne Uebertreibung diese Wohnungen Bauernpaläste nennen. Schiller gibt davon (in der 2. Scene des 1. Akts seines Wilhelm Tell) eine sehr passende Beschreibung, die er der Gemahlin Stauffachers, Gertrud, in den Mund legt:

„Da steht dein Haus, reich wie ein Edelsitz;
Von schönem Stammholz ist es neu gezimmert,
Und nach dem Richtmaaß ordentlich gefügt:
Von vielen Fenstern glänzt es wohnlich, hell.
Mit bunten Wappenschildern ist's bemalt
Und weisen Sprüchen, die der Wandersmann
Verweilend liest und ihren Sinn bewundert."

Solltest Du begierig sein, etwas Näheres darüber zu erfahren, oder wohl gar Dir einst ein solches Schweizerhaus zu bauen, so kann ich Dir ein Werk empfehlen, welches das hiehergehörende Material enthält und folgenden Titel führt: „Schweizerische Architektur, oder Auswahl hölzerner Gebäude aus dem Berner Oberlande, durch Graffried und Stürler, Architekten. Großfolio, cart. 14 Thlr. Bern 1843, bei Burgdorfer." Es enthält auf 32

zum Theil kolorirten Tafeln eine Sammlung der schönsten, hölzernen Gebäude mit allen Einzelheiten der Constructionsart aus den Berner Alpen nebst deutschem und französischem Texte, und ist mit großer Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt ausgeführt.

Auf dem Rückwege rollte der Donner schrecklich einher und das Echo von den benachbarten Alpen vervielfachte diese Ausbrüche der zürnenden Natur auf eine majestätische Weise; feurige Blitze durchzuckten den schwarzen Horizont, genug, es war ein furchtbar-schöner Genuß. Aus den prächtigen mit Sine-Umbra-Lampen beleuchteten Palästen, deren Fenster meist offen standen, erklangen die Töne der Guitarre, des Flügels, der Singstimmen, denen wir mit Vergnügen lauschten. Ja das Gejodel schweizerischer Hirtenlieder in einem öffentlichen Gasthause verlockte uns dazu, uns diesen herrlichen Genuß zu verschaffen. Wir traten ein, nachdem wir einen Franken bezahlt hatten, und trafen eine glänzende Gesellschaft, welche Schweizer Jünglingen und Mädchen zuhörten, die ohne Begleitung mit ihren köstlichen, kräftigen Naturstimmen theils einzeln, theils im Chor, mehrere Lieder im Volksdialekt sangen. Wenn ich Dir auch einige Strophen des Textes mittheile, so geschieht dies mehr, um Dir Sprachproben dieses eigenthümlichen Dialekts vorzulegen, als um Dir ein Abbild jenes Genusses zu entwerfen, dessen Reiz mehr in der Melodie besteht, die man natürlich mit Worten nicht darstellen kann. Ein Emmenthaler-Lied begann mit folgenden Worten:

„Es lich kei sälige Stamme,
O weder der Küher-Stand!
We deh der Mene-n-isch verhanae,
So fahre die Küher z' Alp.

Der Men der isch jetze komme.
Die Küher gah-n-ufn Berg.
B'hüt' Gott mir alli mini Fromme,
Daß keines mer freß der Bär."

XVI.

Grindelwald, Sonntag den 10. September

Schon vor 5 Uhr brachen wir zu Fuß zu dem berühmten Lauterbrunnen-Thale auf, welches, wie ich gestern gemeldet habe,

ſüdlich an Interlachen anſtößt, und höchſtens ½ Stunde breit iſt, während ſeine Länge 2—3 Stunden ausmacht. Hohe Felſenwände umſtarren es zu beiden Seiten; daß es keine gerade Richtung befolgt, verſteht ſich beinahe von ſelbſt, doch lenken ſeine Wendungen immer wieder nach Süden ein. Den ſchönen Namen trägt es mit Recht, denn lauter Brunnen ſtürzen von den Felſen zu beiden Seiten wie Silberbänder, die eine unermüdliche Hand abrollt, hinab, und man zählt mehr als 20 Waſſerfälle, denen nur eine größere Fülle zu wünſchen wäre. Es war ein prächtiger Sonntagsmorgen, deſſen Reize durch die, hier zum erſtenmale an mein Ohr ſchlagenden Töne des Alpenhornes bedeutend erhöht wurden. Ich zweifelte Anfangs, ob es nicht Flöten- oder Clarinett-Töne wären, ſo rein und durch die Ferne gemildert erklangen dieſe lieblichen Melodien. Du wirſt ſpäter hören, daß ich mich, natürlich mit ſchlechtem Erfolge, auf dieſem rieſigen hölzernen Inſtrumente, das mit dem Lituus der Alten noch die meiſte Aehnlichkeit hat, verſuchte; doch waren die von mir hervorgebrachten Töne trotz meiner gewaltigen Anſtrengung von der Art, daß ich mir ſelbſt die Ohren zuhielt, ja nahe daran war, vor mir ſelbſt davon zu laufen, und ich wundere mich heute noch, daß die Kühe wegen dieſer barbariſchen Laute nicht ſämmtlich rebelliſch geworden ſind. Unterwegs begegneten uns viele ſonntäglich geputzte Landleute, welche mit Geſangbüchern unter dem Arm, heiter und froh im ſcherzenden Wechſelgeſpräche begriffen, zur Kirche gingen. Auch eine, aus mehreren 100 Stücken beſtehende Ziegen-, oder, wie man in der Schweiz gewöhnlicher ſagt, Geißheerde begegnete uns, deren Hirt abwechſelnd auf der Schalmei blies, und dazwiſchen folgendes Lied ſang:

Juheh, der Geißbueb bl-n-i ja!
Mys Hörnli u my Geisle da,
Thäe mir no nit verleide.
Im Täſchli ha-n-i Chäs und Brot,
Mys Haar iſt chruus, u d' Backe roth,
U d's Herz voll Luſt und Freude.
Jungi, Alti,
Meichi, Galti,
Großi, Chleini,
Hübſchi, G'meini,
Führe-n ig uf Berg und Weid,
Holloli ouhu! ꝛc.

Es war nahe an 9 Uhr, als wir in dem gleichnamigen Dorfe eintrafen, deſſen nette Häuſer zwiſchen Wieſen und Baumgruppen maleriſch zerſtreut liegen, und das über 1700 Einwohner zählt. Nachdem wir uns in dem palaſtartigen Wirthshauſe zum Steinbock mit Kaffee und Honig erquickt und nur mit Mühe die ſich aufdringenden Führer zurückgewieſen hatten, ſetzten wir unſere Wanderung fort und erblickten unweit der Kirche, in welche die Gemeinde zum Gottesdienſt ſtrömte, den rechts von einer Höhe von mehr als 900 Fuß herabſtürzenden Staubbach. Den Namen führt er mit Recht, denn der etwas waſſerarme Bach wird unterwegs in Silberſtaub aufgelöſt. Es iſt, als ob eine unſichtbare, allmächtige Hand das Dorf mit Zucker beſtreuen, oder die zum Gebet zuſammenſtrömende Gemeinde nach der Sitte früherer Zeit feſtlich einpudern wollte. Wir gingen über die Brücke bei der Kirche vorbei und ſtiegen nun bald die bedeutende Anhöhe hinauf, welche zur Wengern-Alp oder kleinen Scheideck führen. Das Steigen fiel uns bei der immer höher ſich erhebenden Sonne ſchwer, und nicht ſelten ruhten wir unter uralten von Epheu umrankten Ahornbäumen aus, deren Schatten uns, die wir von Schweiß trieften, eine ſehr erwünſchte Erquickung gewährte. Du glaubſt nicht, mit welchem Wohlgefallen das Auge theils auf das reizende Lauterbrunnen-Thal hinab, theils auf den erwähnten Staubbach hinüber, der jenſeits, uns gerade gegenüber, einem ewigen Silberbande gleich ins Thal hinabrollte, theils vor uns hin auf die, die Jungfrau rechts und links umgebenden Eisberge blickte! Die Jungfrau ſetzte eine Haube auf, aber der Mönch neben ihr bedeckte ſeinen kahlen, weißen Scheitel nicht, eben ſo wenig der Eiger, welcher uns zunächſt war, der einen Fußſchemmel hat, wie kein Monarch der Erde. Der Schnee iſt ſcheinbar blos fauſthoch, in der Wirklichkeit aber nicht blos haus-, ſondern thurmhoch: das Auge hat keinen Maßſtab für dieſe rieſenmäßigen Dimenſionen. Nachdem wir eine Stunde lang des Tages Laſt und Hitze getragen hatten, kamen wir zu dem in ſchon bedeutender Höhe gelegenen Dörfchen Schiltwald, wo wir der immer neu ſich geſtaltenden Ausſicht wegen eine kurze Zeit raſteten. Dann wendet ſich der Pfad ſüdlich, ſpäter öſtlich; das Steigen begann wieder, wurde aber durch den, nur ſelten uns entzogenen Anblick der majeſtätiſchen Hochgebirge erträglich gemacht. Bei einer dieſer Sennhütten war es denn, wo wir uns verleiten ließen, ein ſchauderhaftes Concert auf

dem Alpenhorn zu blasen, in welcher Kunstfertigkeit wir uns gegenseitig keine Vorwürfe zu machen brauchten, denn der Eine blies wo möglich noch schlechter als der Andere. Ueberhaupt ist der Ton dieses riesenhaften Instruments von der Art, daß er nur in der Ferne schön klingt, in der Nähe aber viel zu stark ist. Es besteht aus Holz, ist viel länger als ein Mann, das untere Ende erweitert sich fast wie eine Trompete. Doch unser Ziel schien immer in weitere Ferne hinauszurücken, ja wir glaubten, da mehremals gleich stark betretene Wege sich kreuzten, uns verirrt zu haben. Auf unsere später angebrachte Beschwerde, daß man keine Wegweiser errichte, bekamen wir den Bescheid, daß dies schon oft geschehen sei, dieselben aber von den Führern vernichtet worden wären, weil durch dieselben ihr einträgliches Amt überflüssig gemacht würde. Mehreremals mußten wir über die Einzäunungen der Alpen, über Hürden steigen. Doch dauerte es noch eine geraume Zeit, ehe wir unsere Wünsche erfüllt sahen, und ich rief mehreremals mit Ulysses aus: „Wenn ich nur den Rauch, zwar nicht von Ithaka, sondern vom Hôtel de Jungfrau aufsteigen sähe!" Es kam mir vor, als ob wir zur See wären, so ohne alle Anzeichen, ob wir irre gegangen oder auf dem rechten Wege uns befänden, schwebten wir zwischen Furcht und Hoffnung, und schon wollten wir uns gegenseitig Vorwürfe zuschieben, daß wir nicht einen Führer mitgenommen, als die längst erwünschte Rauchsäule, und bald darauf auch das hölzerne Wirthshaus in der beträchtlichen Höhe von 6280 Fuß über dem Meere sichtbar wurde, wo wir uns von unserer bedeutenden Ermüdung erholen und neue Kräfte sammeln konnten. An der Wirthstafel, die ziemlich besetzt war, zu erscheinen, trug ich Bedenken.

Mein erstes Geschäft war, frische Wäsche anzulegen, allein, da auch der Rock so gänzlich durchnäßt war, daß er von Schweiß triefte, so mußte er dem Wirth zum Trocknen am Feuer übergeben werden, und ich saß also im Staubmantel unter der offenen Kolonade, gleichsam als Schildwache aufgestellt. Du gibst mir hoffentlich Recht, daß ich mich, da ich kein sonntägliches Kleid trug, nicht in die, aus Damen und Herren bestehende Tischgesellschaft mischte. Von einem Erkälten, das ich übrigens auch gar nicht befürchtete, denn kein Lüftchen regte sich, kein Wölkchen trübte den azurblauen Himmel, war keine Rede; auch tritt dies nicht sobald ein, denn wir sind ein durum genus.

Doch fürchte nicht, daß ich irgend eines Genuſſes, der in dieſer Höhe möglich iſt, entbehrte. Ich richtete, nachdem ich den Wirth von meinem koloſſalen Appetit in Kenntniß geſetzt hatte, an einem rieſenmäßigen kalten Schöpſenbraten eine fürchterliche Verwüſtung an. Du würdeſt Deine Freude gehabt haben ſowohl über mich als den Schöps, denn das war nicht etwa ein Schöps wie alle Schöpſe ſind, ſondern

> Quale portentum neque militaris
> Daunia latis alit aesculetis,
> Nec Jubae tellus generat leonum
> Arida nutrix*),

alſo viel größer als der Wolf, der vor faſt 2000 Jahren vor meinem Freunde Horaz im Sabinerlande — davon lief. Allein noch eine andere Eigenſchaft muß der, wovon eine ganze Keule von mir zu Grunde gerichtet wurde, gehabt haben. Du weißt, daß man im vorigen Jahrhunderte an den Mündungen der Lena in Sibirien ſogar ein ganzes, mit Haut und Haar noch bedecktes Mammuth fand; ſchon machte man Anſtalten, es nach Petersburg ins Muſeum abzuführen, als Wölfe kamen und das viele Tauſend Jahre alte Fleiſch fraßen. Ob ſie ſich damit den Magen verdorben, davon erzählt leider die Geſchichte nichts. Ich hatte Gründe, zu vermuthen, daß der, in Fragmenten vor mir liegende Schöps auch ein antediluvianiſcher ſei; dieſe Gründe aber gehören zu denen, die man leichter errathen läßt, als ſagen mag. Daß ich Stücke herausgeſchnitten, die viel größer waren nicht nur als die Keule, ſondern als der ganze weiland Schöps, davon hat nur derjenige eine ſchwache Ahnung, der die halsbrechende Tour von Stolpe nach Danzig wenigſtens einmal in ſeinem Leben gemacht, und iſt eben ſo wahr, als das von Ariſtoteles aufgeſtellte Paradoron, daß der Staat eher war, als der Menſch, obwohl der Staat aus Menſchen beſteht und von Menſchen aufgebaut worden iſt.

Nun erſt hatte ich Sinn für meine Umgebung, nun erſt warf ich Blicke rings um mich und labte mich an dem unbeſchreiblich reizenden Anblick. Ich ſitze einem Regiment Rieſen gegenüber, die in öſterreichiſcher Uniform ſtecken, d. h. gerade gegenüber ſteht die Jungfrau mit ihrem ſtattlichen und zahlreichen Gefolge, über

*) Horat. Od. I., 22.

das sie stolz und kühn, wie Diana über ihre nicht minder schönen Nymphen, emporragt*). Schade, daß die Ovidischen Metamorphosenkünste außer Mode gekommen sind, denn wäre dies nicht der Fall, so hätte man Friedrich Wilhelm I., dem Vater des großen Friedrich von Preußen, einen ungemeinen Gefallen thun können, wenn man sie in Soldaten verwandelt und ihm als Flügelmänner seiner Garde geschickt hätte. Du weißt, daß er überall, im In- und Auslande, förmlich Menschenjagd machen, ja Menschen stehlen ließ, um diese Grille, baumlange Soldaten zu haben, befriedigt zu sehen, und daß er es dem Hamburger Senate lange grollend nachtrug, daß derselbe einen ungeheuer langen Pastor nicht ausgeliefert hatte, damit er in Berlin als Gardist Schildwache stehen könnte. Während sich das Auge an dem prächtigen Anblicke der stolzen Bergriesen, die in unabsehbarer Reihe im hellsten Sonnenglanze flimmten und flammten, und wie in Parade dastanden, erfreute, sollte auch das Ohr nicht ohne hohen Genuß bleiben, der mir bisher ganz fremd war. Ein leises Murmeln geht allmählig und immer Crescendo in das stärkste Donnern über, welches sich in den tausend Schluchten und Bergwänden bricht und verdoppelt wird. Aber woher das Donnern bei heiterer Luft? — Es sind Lawinen, die vor meinen Augen von den silberstrahlenden Spitzen der Jungfrau und ihres Hofstaates sich ablösen, und wie ungeheure Massen geschmolzenes Silber, oder vielmehr von Queckſilber von der Höhe hinabrollen, im Rollen immer mehr wachsen und endlich tief im Abgrunde zerstäuben. Der Ton aber unterscheidet sich wesentlich vom Donner; wenn denselben meist auf einen kleinsten Zeitraum zusammengedrängte Töne bilden, so sind die rollenden Schläge des Lawinensturzes mehr in die Länge gezogene, in die Breite ausgedehnte Kanonenschläge, die jedoch dabei nichts von ihrer Stärke verloren haben. Und wenn man den Donner den Tonpunkten der Flügelmusik vergleichet, so möchte ich die, meinen Ohren erhabener, vielleicht weil seltener vorkommenden Töne der stürzenden Lawinen den Tonlinien zur Seite stellen, welche die Violine, die Orgel zu erzeugen im Stande sind. Da nun das Losbröckeln der einzelnen, Anfangs unbedeu-

*) Qualis in Eurotae ripis aut per juga Cynthi
Exercet Diana choros; quam mille secutae
Hinc atque hinc glomerantur Oreades; illa pharetram
Fert humero, gradiensque deas supereminet omnis.

tend kleinen Schneemassen, aus denen die ungeheuer anwachsenden Lawinen entstehen, bei der bedeutenden Höhe von 10—13,000 Fuß, bei der wie Krystall durchsichtigen Luft mir eher sichtbar waren, als der später nachfolgende und langsamer als das Licht sich verbreitende Schall: so machte ich mich um die Tischgesellschaft im Innern des Hauses unsterblich verdient, daß ich die Annäherung durch den Ruf in das Fenster „Des Avalanches" verkündete, worauf denn alle Fenster mit Menschen sich vollstopften, die sich dann sogar bald zu mir herausbegaben, und mir den Spitznamen „Schildwache" (Sentinelle) aufhefteten. Auch mußte ich wegen der elenden Trümmer meines Schöpsenkolosses viel ausstehen; man schloß aus meinem riesigen Appetite, ich sei ein verkappter Engländer, gegen welchen Verdacht ich mich sowohl auf die Berufung des Sonntags, an welchem diese puritanisch-strenge Nation nur im Nothfalle zu reisen pflegt, als auch durch den Toast, in den alle Welt (Franzosen und Deutsche) einstimmten: Es leben keine Engländer! zu reinigen wußte. Das prachtvolle, großartige Schauspiel wiederholte sich in bald kürzeren, bald längern Zwischenperioden. Kein König in der Welt kann solch' ein Mahl genießen, wo die Gesundheiten nicht durch Kanonen- oder noch elendere Böllerschüsse, sondern durch den Donner der von Silberwänden aus ungeheuerer Höhe herabstürzenden Lawinen begleitet werden. Es hat dieses Stürzen durchaus einige Aehnlichkeit mit dem Flusse geschmolzener Metalle, das Du vielleicht schon in Eisenschmelzen beobachtet hast; natürlich ist di Farbe eine andere:

„Rauchend in des Henkels Bogen,
Schießt's mit silberweißen Wogen."

Hab' keine Sorge wegen unserer Sicherheit, denn es ist, wie zwischen Himmel und Hölle, wie zwischen dem reichen Prasser, der unendliche Qual litt, und dem armen Lazarus, der in Abraham's Schooß Entschädigung fand, eine Kluft, daß ein Hinübergehen des Einen zum Andern unmöglich war. Uebrigens ahmte ich dem Prasser nicht nach, denn Hunde halfen mir nicht blos die Brosamen, sondern noch mehr verzehren, meiner Maxime nach, die ich Jean Paul abgelernt: „Man könne zwar Menschen wie Hunde behandeln, aber nicht — Hunde." — Und damit mein Glück voll würde, so fehlte es auch nicht an holden Kindern, die ich an mich lockte. Die vor uns Angekommenen fingen nun an, sich allmählig

zu verlieren und ihre Reise in umgekehrter Richtung, d. h. dahin fortzusetzen, woher wir gekommen waren, in das Lauterbrunnen-Thal.

Ja, das war ein prächtiger Tag! Ein ächter Sonnentag! Er gehört zu den Ereignissen in meinem Leben, die nie verwischt, geschweige denn ganz in Vergessenheit gerathen werden, weil nichts Aehnliches denselben zur Seite steht; ich komme noch oft in Versuchung, Dich auf den großen Eiger, auf den weißen Mönch, in der Mitte zwischen Beiden die Himmelskönigin, die furchtbarste und zugleich majestätischste aller Jungfrauen*), auf das Aletschhorn, auf das Vieschergehorn, das 12,500 F., das finster Aarhorn, das gar 13,230 F., auf das Mittaghorn, auf das große, das breite Horn u. s. w. hinzuweisen. „Dort streckt das Wetterhorn den nie beflegenen Gipfel durch einen dünnen Wolkenkranz." Mit Recht hat man der Jungfrau, diesem unbestritten schönsten Berge der Schweiz, folglich wohl der Welt, auch den schönsten Namen, den der Mensch der blühendsten Erscheinung seines Geschlechts beilegt, gegeben. Wenigstens gewährt kein anderer, wenn auch höherer Berg so einen Parade-Anblick, als diese bewundertste aller Jungfrauen, selbst nicht der Montblanc, wie mich diejenigen versicherten, die lange im Chamouni-Thale verweilt hatten.

Doch es ist Zeit, daß wir uns von dem unvergeßlichen Anblicke losreißen, denn ein 4 Stunden langer Weg steht uns noch bevor, da wir uns vorgenommen hatten, die Nacht in dem, seiner Gletscher wegen berühmten Dorfe Grindelwald zuzubringen. Neu gestärkt und sehr frohen Muthes, den man manchmal hätte Uebermuth nennen können, brachen wir, von dem gesprächigen Wirth und seinen beiden Mädchen eine große Strecke begleitet, auf und nahmen, nach ächt schweizerischer und deutscher Sitte mit dankbarem Händedruck Abschied, während die Kinder uns durchaus die Hände küssen mußten, die wir als Entgeltung mit Wärme an unsere Lippen drückten. Der Weg führt meist bergab über die herrlichsten Alpenweiden, die nicht minder als die Staffage, nämlich sehr zahlreiche, prächtige Rinderheerden, einen erfreulichen Anblick gewährten. Das Geläute der Glocken an den Hälsen fast

*) Am Anschaulichsten fand ich diesen Prachtberg geschildert in folgendem Werkchen: „Die Besteigung des Jungfrauenhorns durch Agassiz und seine Gefährten. Von E. Deser. Aus dem Franz. von Vogt. Mit 3 Ansichten der Jungfrau und einer Karte der Gletscher des Berner Oberlandes. Solothurn bei Jent.

aller Kühe, der Geſang allerliebſter Hirtenlieder, welche Dir vorzuenthalten mich ſehr ſchmerzt, denn ich habe deren eine Menge geſammelt, die unvergeßlichen Töne des Alpenhorns, die von allen Anhöhen faſt ununterbrochen erſchallten, ſowie 2 Schoppen des edelſten Rebenſaftes, die wir im Angeſichte und zu Ehren der Jungfrau mit Begleitung von Lawinen-Donner geleert hatten, halfen den Weg auf die angenehmſte Art verkürzen. Sonderbar nahmen ſich die erſten Repräſentanten der Vegetation aus, auf die wir, nachdem wir eine Stunde gut zugeſchritten waren, endlich ſtießen. Denke Dir die Reſte noch ſenkrechtſtehender, gewaltiger Bäume, aber keine Spur von Grün an ihnen, man würde verſucht ſein, ſie für Ueberreſte eines Waldbrandes zu halten, wenn ſie nicht weiß ausſähen; ſie ſind von den Stürmen furchtbar zerzauſt, man muß ſie Baumleichen nennen, die von der Luft gebleicht ſind. Ich dachte an die erwähnte Eiszeit des Naturforſchers Agaſſiz. Ein Adler kreiſte majeſtätiſch über dem Eiger, der das Anſehen einer großen Pyramide hat, an deſſen Fuße der Weg hinführte. Endlich fanden ſich minder beſchädigte Bäume, und die Vegetation wurde immer kräftiger und freundlicher. Von dem Alter dieſer Ahorn-, Tarus- und Arvenbäume, vermiſcht mit gewöhnlichen Nadelhölzern, zeugt das Moos, das wie Eiszapfen von ihnen herabhängt und ein Spielwerk des Windes iſt. Nach mehrſtündigem Marſche erblickten wir aus weiter Ferne das weite Thal Grindelwald, welches zwiſchen dem, von mir ſchon durchwanderten Lauterbrunnen- und Haslithale in der Mitte liegt, oder die Verbindung, freilich nicht in gerader Linie, herſtellt. Im Norden iſt es von den höchſten Gebirgen der Schweiz umgrenzt, z. B. dem Faulhorn, im Weſten von der Scheideck, im Oſten vom Wellhorn und Wetterhorn, im Süden prangt das Finſteraarhorn, der Mönch und nur im Nordweſten öffnet es ſich, um dem Fluſſe Lütſchine Raum zum Ausgange zu laſſen. Es iſt 4 Stunden lang, 1½ Stunden breit und über 3000 Fuß über dem Meere gelegen. Es erfreut ſich nicht eines ſo milden Klima's wie Interlachen, denn ſelbſt im heißeſten Sommer wehen von den Gletſchern eiſige Winde herab. Das Dorf in dieſem Thale beſteht aus ſehr zerſtreut auf Hügeln und Bergen gruppirten Häuſern, deren Zahl ſich auf 470 erſtreckt, während die der Bewohner ſich auf 4250 beläuft. Die Hauptmerkwürdigkeiten dieſes von den Fremden ſehr häufig beſuchten Ortes ſind die 2, ganz in der Nähe gelegenen

Gletſcher, von denen der obere zwiſchen dem Wetterhorne und dem Mettenberge herabhängt, der untere, fälſchlich der kleine genannt, da er viermal größer iſt, als der obere, ſtarrt zwiſchen dem Mettenberge und dem Eiger bis in die Ebene hinab; in derſelben ſind ſie beide blos eine Viertelſtunde breit, erweitern ſich aber, je höher man ſie verfolgt, immer mehr und werden von den Aar- und Roſenlaui-Gletſchern durch Felskämme getrennt, auf denen wohl noch nie ein menſchlicher Fuß geweilt hat. Der obere, den wir blos von Ferne betrachteten, iſt wegen der reineren Färbung der ſchönere; der untere, der in der Regel wegen ſeines leichten Zuganges von den Fremden beſucht wird, weshalb man ihn ſcherzweiſe den Stutzer-Gletſcher heißt, kann ſich weder mit ſeinem Nachbar noch mit dem Rhonegletſcher an Schönheit und Größe meſſen; er ſieht aus, wie eine vernachläßigte Wirthſchaft, wie ein Haus, deſſen Fenſter eingeſchlagen, deſſen Thüren zerbrochen und deſſen Dach ein Spielzeug des Windes iſt. Mitten aus demſelben ragt ein ſenkrechter Felſen hervor und unten entſpringt aus ihm das Flüßchen, an dem das Dorf Grindelwald liegt, die ſchwarze Lütſchine. Wir begegneten bei unſerem Einzuge in das Dorf einer großen Menge Mädchen und Frauen, deren ganz eigenthümliche Kleidung unſer Intereſſe erregte. Vorherrſchend iſt die ſchwarze Farbe bei den Röcken und Miedern, während die Aermel und das Bruſttuch glänzend weiß, erſtere bauſchig durch angeſteckte Tücher ſteif erhalten werden; um die Achſeln ſind ſilberne Ketten geſchlungen, während bei den Frauen turbanartig mit breiten Bändern beſteckte Hauben den Kopf mehr entſtellen als zieren. Faſt aus allen Häuſern ſprangen uns Knaben und Mädchen, theils jodelnd, theils Blumenſträußchen oder Erdbeeren und andere Früchte uns anbietend, im Falle der verweigerten Annahme aber um ein Almoſen uns anſprechend, entgegen.

Das Letztere thun aber auch gar Viele, ohne daß ſie etwas zu verkaufen haben, ja beinahe alle Vorübergehende hielten uns die Hand geöffnet, alſo zum Empfange bereit, entgegen, doch begnügten ſie ſich nicht nur mit der kleinſten Gabe, ſondern ſchienen auch an abſchlägige Antwort ſehr gewöhnt zu ſein. Rühmen muß ich die große Reinlichkeit in allen Schweizer-Dörfern, durch die ich gekommen bin; ich habe nirgends einen Miſthaufen geſehen, womit unſere Bauern förmlich Parade machen. Ueberall iſt der Anſtrich der Wohlhabenheit, der Reinlichkeit, der Freundlichkeit

vorherrschend. Dazu tragen wesentlich bei die vielen und großen Fenster, welche den größten Raum des Hauses einnehmen, so daß manches Stockwerk blos aus Glas zu bestehen scheint. Ich möchte behaupten, daß die kleinen Fenster unserer nordischen Bauernhäuser den Stumpfsinn der Bauern, wenn nicht erzeugen, so doch nähren und daß umgekehrt die großen und vielen Fenster der Schweizerhäuser zur Nährung, zur Anfachung eines freien offenen Sinnes nicht unwesentlich beitragen, oder wohl gar aus denselben hervorgegangen sind. Die Sache verdiente einer näheren Besprechung und man sollte von Staats wegen bei uns den kleinen Fenstern den Krieg erklären.

Wir kehrten in dem, auf einer beträchtlichen Anhöhe gelegenen guten Gasthause zum Bären ein (Hôtel del'Ours), wo wir die nothwendigsten Erfrischungen fanden. Ja, auch an geistiger Nahrung fehlte es nicht, denn oben an der Wirthstafel präsidirte eine vielgereiste vornehme ungarische Dame, mit der sich bald ein höchst interessantes Gespräch anknüpfte, welches uns so fesselte, daß es bis tief in die Nacht verlängert wurde. Zunächst drehte es sich um ihr Vaterland, dessen hervorragendste, in der Politik und Literatur den Ton angebende Häupter sie fast ohne Ausnahme persönlich kannte, und diese Bekanntschaft durch Mittheilung von Einzelnheiten, die das Gepräge der Originalität unverkennbar an der Stirn trugen, zu dokumentiren und zu würzen wußte.

Wenn Du denkst, daß ich Dich für heute schon entlassen werde, so bist Du in einem großen Irrthume. Denn unser, auf dem weiten Gebiete des menschlichen Erkennens umherfliegendes, überall Honig saugendes und Blumen zu einem köstlichen Strauße pflückendes Gespräch ward unterbrochen durch drei Alpensängerinnen, denen Du unwillkürlich Dein Ohr leihen mußt. Das erste, was wir zu hören bekamen, war ein Duett zwischen einem Jünglinge und seiner Geliebten; der erstere fordert, eingelassen zu werden, was denn nach einiger Ziererei geschieht:

Benz. Hoscho, Gift, la mi yne!
Es macht nüsti grüsli chalt.
Lueg wie d' Sterne schyne!
G'hörst Du! D's Huri schreit im Wald

Gift. Benzi, gang mer aber der Byge!
Los! der Ringgi bellet scho.
We mer jitz nit gleiti schwyge,
Chönnt is d's Müeti drüber cho u. s. w.

XVII.

Bern, Montag den 11. September.

Unſere Hoffnung, über das 8140 Fuß hohe Faulhorn nach Interlachen zurückzukehren, wurde wörtlich zu Waſſer, es blieb alſo nichts anderes übrig, als uns in Geduld zu fügen, und da der Regen blos nach Dilettanten-Art fiel, mehr den Staub löſchte, als die Wege verdarb, ſo brachen wir gegen 7 Uhr auf und lenkten auf dem kürzeſten Wege, immer an der Lütſchine entlang, wieder in das Lauterbrunnen-Thal, jedoch ohne das gleichnamige Dorf zu berühren, vielmehr trafen wir erſt hinter oder, wie Du willſt, vor demſelben in das allerliebſte Thal, deſſen Schönheiten wir nun wieder genießen konnten, da nach kurzer Friſt der Regen allmählig ganz aufhörte; allein auf den benachbarten Bergen wälzten ſich ungeheure Wolkenmaſſen herum und verhinderten den großartigen Anblick. Daher verirrte ſich unſer Geſpräch (ich war mit meinem Zweibrückener Advokaten allein) auf das politiſche Gebiet. Derſelben war ein ebenſo großer Freund der erſten und zweiten franzöſiſchen Revolution und übertrieb die Vortheile, die ſie der Menſchheit gebracht, wenigſtens eben ſo ſehr, als ich ihre Gräuel hervorzuheben nicht müde wurde, ſo daß die Wahrheit wohl am meiſten gefördert worden wäre, wenn wir unſere beiden Anſichten zuſammen addirt hätten. Daß der Reiz des Zwiegeſprächs dadurch unendlich mehr gewann, als wenn Jeder blos das Echo deſſen, was er eben ausgeſprochen, vernimmt, leuchtet ein; eben ſo wenig ſoll aber auch geläugnet werden, daß wir manchmal ſtark an einander geriethen, namentlich in Betreff Robespierre's, dem mein Freund nur die beſten Abſichten unterlegte; er wäre nur verkannt, verleumdet worden; das beweiſe das, vorzüglich von ihm durchgeſetzte Dekret über das Daſein Gottes; ſein Rigorismus ſei durch die Gefahr, in der die Republik durch äußere und innere Widerſacher geſchwebt, nicht nur zu erklären, ſondern ſogar zu rechtfertigen: wogegen ich ihn einen Heuchler und Tiger zugleich, einen Wolf in Schafskleidern, ja ſogar mit einem Schafskopfe nannte, ſo daß an eine Ausgleichung nicht zu denken war. Ich berief mich auf die vollſtändigſte, mit den nöthigen Aktenſtücken in der Originalſprache belegte, wahrlich der Revolution nicht von vorn herein abholde Buch: Wachsmuths Geſchichte

Frankreich's im Revolutions-Zeitalter, indem ich das einseitiger aufgefaßte Buch Leo's in Halle, das denselben Gegenstand behandelt, absichtlich nicht citirte, um meinem Gegner nicht selbst Waffen in die Hände zu geben. Denn hier ist Leo offenbar zu feindlich gegen die ganze, an großen Ideen reiche, vielleicht allzureiche Zeit gewesen. Eine der, im Verlaufe des Disputirens von meinem Gegner geäußerten Bemerkungen soll Dir zu beliebigem Gebrauch und als Anknüpfepunkt zu fernerem Nachdenken mitgetheilt werden: „Wie weit würden wir denn sein ohne die französische Revolution? Nicht viel weiter als Rußland heute ist.“ Es versteht sich von selbst, daß diese Meinungsverschiedenheit auf unser Freundschaftsbündniß keinen störenden Einfluß geübt hat.

Als wir in Interlachen ankamen, war das Wetter ganz freundlich geworden; die Sonne jagte die Wolken vor sich her und so konnten wir die reizende Landschaft wieder in ihrem schönsten Glanze betrachten und das Auge sich noch einmal zum Abschiede an dem Bilde laben, dergleichen es wohl schwerlich je einmal wiedersehen wird. Wir fuhren durch Unter-Seen hindurch, bis an den Thuner-See, kamen kurz vor Abgang des Dampfbootes, dessen Schlot schon rauchte, an und waren sehr froh, als wir das Verdeck erreicht hatten. Und nun sieh, wie herrlich die Umgebungen des Thuner Sees sich rechts und links entfalten! Wie eine schöne Scene die andere verdrängt! Eine wahre Gemälde-Ausstellung bilden diese reizenden Landschaften zur Rechten und Linken; man möchte 100 Augen zugleich haben, um nichts unbemerkt zu lassen. Die Schönheit des Anblicks erhöhten die Strahlen der Sonne, „des Weltalls Seel' und Auge“ — die pittoresken, bergigen Ufer dieses 3½ Stunden langen, 1 Stunden breiten Sees, durch den die Aar fließt, in welchem sie die schon im Brienzer See gebrochene Wildheit vollends zu verlieren scheint. Besonders gern weilt das Auge am östlichen Ufer, das mit Weinbergen, Obstwäldern, worunter viele stolze Kastanienbäume und mit einer Unzahl von Dörfern und Villen besetzt ist, während die westlichen Hügel mit dem Grün der Wiesen prangen. Daraus folgt, daß die Fahrt auf ihm ein Seitenstück zu dem, freilich noch mannigfaltigeren und größeren Genusse ist, den die Beschiffung des Züricher Sees gewährt. Alle möglichen Schattirungen von Blau tanzten auf den vielen, dem schlesischen Zobtenberge an Isolirtheit und Rundung gleichenden Bergkuppen herum, während ein Blick nach Süden

noch durch die greisen, d. h. schneeig en Häupter der Großväter dieser Bergenkel, der Berner Hochalpen erfreut wurde, und wir uns die unvergeßlichen Genüsse wieder mit Freuden vorführten, die wir auf und an dem Fuße derselben erst vor Kurzem genossen hatten. Gelüstet Dich nach ausführlicheren Schilderungen, so eröffne ich Dir hiermit die Möglichkeit durch ein Buch, dessen Verfasser die höchsten und am seltensten besuchten Berge mühevoll erklommen und wovon er treu Bericht erstattet. Es heißt:

„Topographische Mittheilungen aus dem Alpengebirge von G. Studer. Mit einem Atlas. Auch unter dem Titel: die Eiswüste und die selten betretenen Hochalpen und Bergspitzen des Kanton Bern und der angrenzenden Gegenden. Mit Ansichten und einem Atlas von 8 großen Blättern gemalter und schwarzer Gebirgsansichten und Profile. Bern, bei Huber und Comp.

Auch für das Ohr war ungewöhnlicher Weise dadurch gesorgt, daß auf unserem Dampfschiffe ein eigenthümliches, mir noch neues Instrument sich befand, welches angenehme Töne hervorbrachte. Du mußt es Dir nicht wie eine Leier denken, obwohl es durch seine äußere Gestalt daran erinnerte, jedoch sie an Größe bedeutend übertraf; auch setzte sie Niemand durch Drehen in Bewegung, sondern man zog blos beim Beginnen und Schluß eines Stückes einen Schieber vor; auch erinnerten diese markigen und kräftigen Töne durchaus nicht an eine Orgel, sondern eher an eine Handharmonika, jedoch waren ihre Töne viel stärker und ich erinnere mich nur in dem Speisesaal des Erzherzogs Karl zu Wien etwas Aehnliches gehört zu haben. Du siehst also, daß mir auf dem Thuner See die Zeit nichts weniger als lang wurde. Das Schiff war unterdeß natürlich eine bedeutende Strecke vorgerückt und daher der Anblick der Umgegend ein neuer. Rechts fuhren wir ganz nahe an Weinbergen vorüber, in denen sich allerliebste Villen mehr freundlich als stolz erheben, während das Ufer zur Linken fortwährend den gebirgigen Charakter trägt und wie bisher in die sehnsuchtsvolle dunkelblaue Farbe gekleidet ist. Oberhafen mit dem dicken, unförmlichen viereckigen Thurme ist nur durch Weinberge von Hilterfingen getrennt; beides sind kleine Städtchen am rechten Ufer. Schon blickt der pyramidalförmige Kirchthurm des letzteren Oertchens auf uns herüber; da begegnet uns ein winziges Dampfschiff mit der roth und weißen, d. h. der eidgenössischen Flagge. Und Tempel stehen auf den Höhen und Sommerhäus-

chen laden zum Beſuch, und die Muſik erſchallt vom Vordertheil unſeres Schiffes — genug man möchte ſtatt 7 am liebſten 70 Sinne haben, um in dieſem Meere von Genüſſen recht ſchwelgen zu können. Da landen wir und beſteigen einen von den vielen, hier zur Verfügung der Reiſenden ſtehenden Omnibus, der die Inſchrift trägt: Omnibus partant tous les jours pour Thoune et de retour, und ſind kaum nach einer Viertelſtunde in dieſer jalouſiereichen, freundlichen Stadt, wo Mittag gehalten wurde.

Sie hat gegen 5000 Einwohner und iſt, wie die meiſten Schweizer-Städte, im Ganzen wohl gebaut zu nennen; die Straßen ſind breit, aber einigermaßen durch Erhöhungen auf beiden Seiten entſtellt, welche oben mit eiſernen Geländern, mit Bänken und Tiſchen verſehen ſind; unten befinden ſich Verkaufsgewölbe. Der Hauptplatz iſt klein, alles aber zeigt von Wohlſtand. Wir machten nach Tiſche einen Spaziergang in die reizvolle Umgebung, wobei ich die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, daß die freiere Lage der Stadt im Gegentheile zu den, von ungeheuren Bergwänden umſtarrten Thälern, aus denen wir herkamen, uns förmlich wohlthat: „Das Auge frei und feſſellos erging ſich in ungemeſſenen Räumen.“ Unſer Ziel war der Schloßhügel bei der Pfarrkirche, auf der 4 kleine Thürme ſonderbar und zudringlich um dem fünften dicken herumhocken. Ueberall erblickten wir wieder eine große Menge Scheiben als Zeichen des Nationalvergnügens. Die Stadt ſchien ſchon halb franzöſiſch zu ſein, wenigſtens war man in unſerem Gaſthauſe nur dieſer Sprache mächtig und auch die Schilder der Kaufleute und Handwerker waren, wenn nicht blos in franzöſiſcher, doch neben der deutſchen zugleich in dieſer Sprache bezeichnet. So las man: „Mr. N. cordonnier (Schuhmacher).“ Doch wir hatten noch einen Weg von 5 Stunden zurückzulegen, ehe wir unſer heutiges Ziel, die Hauptſtadt des größten ſchweizeriſchen Kantons, Bern, erreichten. Da wir dazu die gegen 3 Uhr abgehende Poſt benutzten, ſo legten wir dieſe Entfernung natürlich in kürzerer Zeit zurück. Statt Dir, wie gewöhnlich, den Weg dahin nach ſeinen Einzelheiten zu ſchildern, welche jetzt nicht mehr ſo bedeutend ſind, da die Berge ſich beſcheiden immer mehr in den Hintergrund zurückziehen und eine, nur durch Hügel ſelten unterbrochene Ebene von Thun bis Bern ſich erſtreckt, ſo glaube ich Dir einen erwünſchteren Dienſt zu leiſten, wenn ich die Ergebniſſe meiner

Unterhaltung mit meinem Nachbar auf dem Poſtwagen dem Hauptinhalte nach erwähne. Es war ein Schweizer aus Genf, mit dem Stande der Naturwiſſenſchaften ſowohl in Frankreich als auch in England und Deutſchland, am genaueſten ſeines Vaterlandes vertraut und ſo kam denn bald genug die Unterredung auf Agaſſiz, auf deſſen Aufſehn machende Hypotheſe von der Eiszeit, auf die zu Genf 1815 gegründete Schweizer Naturforſcher-Geſellſchaft und deren Mitglieder, wovon eins mir zur Seite ſaß. Dieſelbe faßt zwiſchen 8 und 900 Theilnehmer und hat ſich, was in der Schweiz viel ſagen will, bisher glücklich von allen politiſchen Erörterungen frei erhalten. Wundere Dich nicht, daß ich dieſen Umſtand als ein Glück bezeichne, denn die Betheiligung mit Politik, die in einem Freiſtaate ſo offen und für wiſſenſchaftlich gebildete Männer ſo verlockend iſt, würde dieſer harmloſen Geſellſchaft, wie ſchon mancher andern in der Schweiz, den Keim des Unterganges eingepflanzt haben. In dieſem Jahre war die alljährliche, aber nach Art der deutſchen Naturforſcher-Verſammlungen jährlich an einem andern Orte veranſtaltete Zuſammenkunft in Lauſanne unter dem Vorſitze des Geologen Lardy gehalten worden. Man pflegt jetzt in der Schweiz außer der Geologie beſonders mit günſtigem Erfolge die Chemie, Phyſik und die allgemeine Naturgeſchichte; die ſchon erwähnten 6 Akademien ſind der Ausbildung dieſer Wiſſenſchaft äußerſt günſtig, zumal man die Lehrer an denſelben weislich nicht mit Lehrſtunden überhäuft, wodurch ſie Muße haben, die Natur und deren Geſetze zu belauſchen. Unter den bekannteſten Geologen der Schweiz nehmen außer den ſchon genannten Charpentier und Agaſſiz die erſte Stelle ein: Studer, der das oben angeführte Werk ſeines Sohnes über die Beſteigung der Hochalpen mit einer Vorrede begleitet hat, Merian, Eſcher von der Linth, Lardy und Andere. Als Phyſiker hat de la Rive in Genf einen wohlbegründeten Ruf. Wir kamen auf die von de la Rive und Faraby erſt neulich gemachte und der Verſammlung zu Lauſanne mitgetheilte Entdeckung zu ſprechen, wonach es wenigſtens für eine phyſikaliſche Möglichkeit angeſehen werden dürfte, mit wenig Pfunden Zink, Waſſer und Schwefelſäuere elektriſche Erſcheinungen hervorzurufen, gegen welche das furchtbarſte und großartigſte Gewitter nur ein Kinderſpiel ſein würde. Doch lag die Bemerkung auf der Hand, daß die Erwartungen davon, die ich Dir mit den Wor-

ten des Berichterstatters bald mittheilen werde, wohl übertrieben sind. „Gelingt es einmal wirklich dem Menschen, die Donnerkeule Jupiters in seine Hände zu bekommen, dann muß man im Interesse der Menschheit wünschen, daß er auch in gottähnlicher Weise einen Gebrauch von der neuen Gewalt mache und sie nicht als Mittel benutze zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke.“ Der Verfasser scheint auf den naheliegenden Gedanken zu spielen, daß man diese noch in der Kindheit liegende Erfindung zunächst in den Dienst des Krieges ziehen werde, was sehr wahrscheinlich, aber auch nicht sehr zu befürchten ist, da die Kriege immer seltener werden und, wenn auch niemals ganz, so wenig als die Sünde, deren Folgen sie sind, verschwinden, doch nie mehr so häufig und so lange die Welt verwüsten werden als bisher.

„Hoffentlich, fährt derselbe fort, hält die sittliche Vervollkommnung des Menschengeschlechts gleichen Schritt mit der Erweiterung seiner Macht über die Natur und deren Kräfte. Wäre dem nicht so, würde der Mensch mit der Macht der Götter ausgerüstet und hätte er dabei nicht auch eine göttliche Gesinnung, dann wehe seinem Geschlechte! Mit dieser Macht und mit seiner Selbstsucht, mit seiner Gewalt über die Natur und seiner Leidenschaft müßte er sich nur selbst aufreiben und sein eigenes Geschlecht zu Grunde richten. Wir fürchten nicht, daß die endliche Bestimmung unserer Gattung eine solche Selbstvernichtung sei; wir sind überzeugt, daß der Mensch zum Beherrscher der tellurischen, wo nicht gar selbst der kosmischen Kräfte ausersehen sei; wir glauben daher auch, daß der Menschengeist Triumphe über die Natur feiern, Eroberungen in der materiellen Welt machen wird, gegen welche die bisherigen Leistungen des Scharfsinns und des Genies als verschwindend, klein und unbedeutend erscheinen. Wir hegen aber auch auf der andern Seite die feste Zuversicht, daß das sittliche Wesen der Menschen in dem Grade sich heben und veredeln wird, in welchem er sich die äußere Welt dienstbar und unterthänig macht, und daß eine ebenso weise als mächtige Hand das Gleichgewicht erhält zwischen den beiden Waagschalen, auf deren einer die ganze Summe des Wissens und Könnens, auf der andern des Wollens und Handelns unseres Geschlechtes liegt.“ Diesen wohlgemeinten und scharfsinnigen Muthmaßungen könnte jedoch die abkühlende Bemerkung Göthe's entgegen gestellt werden, wonach dafür gesorgt sei, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Man könnte, wenn man auch die unverkennbaren Fortschritte der Menschheit auf dem Gebiete des Wissens für stetig, für ununterbrochbar und in geometrischer Progression sich vermehrend annimmt, doch aus gewissen Andeutungen der heiligen Schrift vom Antichrist (die sich aber auch anders deuten lassen) und mehreren Erscheinungen der Gegenwart auf die, hier natürlich auch nur als Hypothese mitgetheilte Vermuthung gerathen, daß die beiden geistigen Hauptbestandtheile des Menschen, sein Erkennen und sein Wollen in divergirender Richtung sich ausbilden, mithin dies vom ganzen Geschlechte gelte, so daß die Menschheit in demselben Augenblicke, in welchem sie die letzten Sprossen auf der Leiter der Erkenntniß erstiegen zu haben schien, in moralischer Beziehung auf die unterste Stufe hingedrängt, oder richtiger hinabgesunken wäre. Wenigstens besteht leider kein nothwendiges Band zwischen Erkennen und Handeln, wie schon der Weltapostel mit den Worten bejammert: „Ich thue, was ich nicht will.“ Was der Berichterstatter über die Schweizer Naturforscher-Versammlung ferner hinzufügt, daß nach der Versicherung der Astronomen unser Planetensystem alle Bedingungen zu seiner Fortdauer in sich selbst trage und daß nicht der geringste Grund zu der Besorgniß vorhanden sei, es werde jemals in Unordnung gerathen, läßt sich leicht von dem theologischen Standpunkt jeder christlichen Confession widerlegen, wornach wir glauben, ja wissen, daß die Welt, so wie sie einmal entstanden, auch einmal enden werde und müsse. Das Prädikat „ewig“ kommt ihr so wenig als irgend einem andern Geschöpfe zu, denn es gibt nur Einen, der es hat, den wir anbetend Gott nennen. „Sollte es mit dem Menschengeschlechte anders sein?“ fragt derselbe Berichterstatter. Die Antwort ist in dem Obigen enthalten.

Abends gegen 9 Uhr trafen wir bei hellem Mondscheine in dem großstädtischen Bern ein und wählten zu unserm Absteigequartier einen der ersten Gasthöfe dieser, an dergleichen Anstalten wie alle Städte in der Schweiz keinen Mangel habenden, sich schön ausnehmenden Stadt, das **Hôtel des Gentilshommes**, welche Benennung auf jeden Fall deutlicher ist, als die deutsche: Distelzwang. Unsere erste Frage war nach dem Ursprunge dieses sonderbaren Namens, welcher, wenn ich den Kellner recht verstanden habe, von Distelfink herkommt, dem Sinnbilde der Adligen, und Zwang, weil es früher das Zunfthaus, also die gezwungene

Verſammlung der Adligen war. An der Wirthstafel lenkte ſich das Geſpräch zu meiner Freude ſehr bald auf einen, mich ſehr anſprechenden Gegenſtand, auf die in Graubündten noch übliche Sprache, welche in 2, von einander ſehr abweichende Dialekte zerfällt, das Ladiniſche und Romaniſche. Mehrere meiner Tiſchgenoſſen waren derſelben kundig und beſaßen die dankenswerthe Freundlichkeit, meine Wißbegierde nicht nur nicht zudringlich zu finden, ſondern reichlich zu befriedigen. Dieſe, dem Sprachforſcher neue Blicke eröffnende, zur allgemeinen Grammatik erhebliche Beiträge liefernde, auf einen engen Raum beſchränkte, einige Tauſend Jahre alte Sprache iſt durchaus nicht als ein bloßer Dialekt des Italieniſchen oder als eine Miſchung zwiſchen dem Italieniſchen und Franzöſiſchen, ſondern als eine ziemlich ſelbſtſtändig dem Lateiniſchen entſproſſene Tochterſprache zu betrachten, welche viel Hartes an ſich hat, nicht blos eine ganz eigenthümliche Deklination und Conjugation, ſondern eine große Menge eigener Wörter enthält. Ein ganzes Buch, in dieſer Sprache gedruckt, iſt mir noch nicht vorgekommen; ich theile Dir aber, um Dir einen Begriff von derſelben zu geben, ſtatt der Conjugations- und Deklinationsformen nach der, von mir mehrfach bewährt gefundenen Methode, die ich für meine eigene Erfindung halte, einige Proben mit. Dieſe Methode beſteht darin, daß ich, wenn ich eine neue Sprache lernen will, ein in ihr geſchriebenes Buch leſe, deſſen Inhalt mir ſchon anderwärts bekannt iſt; nun iſt wohl keinem Menſchen der Inhalt eines andern Buches ſo geläufig, als die Bibel; daher beginne ich mit dem neuen Teſtamente, habe zwar für ſtreitige Fälle Wörterbuch und Grammatik bei der Hand, konſtruire mir aber im Verlauf der Leſung beide von ſelbſt und es iſt ſchon vorgekommen, daß ich erſt bei Markus oder Lukas die Hilfsmittel nachſchlagen durfte. Mit dieſer Leſung wird nun monatelang fortgefahren und das Reſultat dieſer unbedeutenden Mühe iſt in der Regel ein recht erfreuliches. Lerne z. B. ſämmtliche Präpoſitionen oder Verba meinetwegen zehn Mal auswendig, ſo ſchützt Dich doch Nichts vor dem Vergeſſen; hingegen ſind ſie Dir eben ſo oft oder noch öfter im Zuſammenhange beim Leſen vorgekommen, ſo erinnerſt Du Dich endlich nach der Ideenaſſociation derſelben; es iſt, als ob der Punkt im Gedächtniſſe, auf den das Wort gefallen war, durch das oftmalige, nur von dieſer Vokabel verurſachte Berühren immer tiefer geworden wäre und ſich auch hier das ſchöne Sprüch-

wort der Alten bewahrt hatte: „Gutta cavat lapidem, non vi, sed saepius cadendo.“ Hier folgt also das Vaterunser aus dieser Sprache und zwar zunächst, wie es im Oberengadin und zweitens wie es im Unterengadin gesprochen wird. Das erste lautet so:

„Bap nos, quel chi est nel Cels. Sanctifichiò vengia tieu Nom. Tieu Regniam vegnia tiers nus. Via Voeglia dvainta in Terra sco in Cel. Nos Paun d'immiuchia di do a nus hoz. Perduna a nus noss Dbits, sco eir nus perdunains a nos Debittaduers. Et nu'ns mnaer in Aprunvamaint, demperse spendra 'no dal mal.“

2. Bap nos, quel chi est in ils Cels. Fat songh vegnia teis Nom. Teis Reginom vegna nan pro no. Tia Voglia dvainta in terra sco in Cel. Nos pan d'immichia di da a no hoz. Perduna'ns noss debits, sco no perdunain a nos Debitatuors. Et nu'ns manar in provamaints, mo spendra'ns dal mal*).

In der neueſten Zeit ſind dieſe Sprachen zuſammengeſtellt worden mit den in C. O. Müller's gekrönter Preisſchrift über die Etrusker geſammelten Sprachdenkmälern dieſes räthſelhaften Volkes, dem bekanntlich die Römer, die ſpäter erſt kultivirt wurden, ſehr viel verdanken. Ich mache Dich auf das erſt neulich erſchienene Buch v. L. Steub aufmerkſam: „Ueber die Urbewohner Rätiens und ihren Zuſammenhang mit den Etrusken. München, in der liter.-artiſt. Anſtalt. 1843 —“ worin aus den urkundlichen und noch vorhandenen Lokalnamen von Tirol und Graubündten auf die Sprache der alten Rätier geſchloſſen, dieſe als identiſch mit der etruskiſchen nachgewieſen iſt, woraus die Beſtätigung einer, vielfach angefochtenen Hypotheſe Niebuhr's zur hiſtoriſchen Evidenz gekommen iſt, daß die urſprünglichen Sitze der Rasener nicht in Italien, ſondern in den Alpen zu ſuchen ſeien. Hoffentlich iſt es nicht nöthig, Dich auf die ausgezeichneten Verdienſte dieſes ſcharfſinnigen, unbarmherzig das Gebäude einer 2000jährigen Tradition umſtoßenden, ein ungeheures Wiſſen in ſich

*) Ausführlicher belehrt hierüber: Praktiſche deutſch-romaniſche Grammatik, die erſte dieſer alt-rhätiſchen und in Graubündten meiſt noch üblichen romaniſchen Sprache, wodurch dieſelbe auf eine ſehr leichte Art gründlich erlernt werden kann, mit möglichſter Vollſtändigkeit bearbeitet und herausgegeben von Matth. Conradi, Pfarrer zu Andeer im Kanton Graubünden und Mitglied der aſcetiſchen Geſellſchaft in Zürich. Zürich, bei Orell, Füßli u. Comp. 1820. 8.

tragenden Mannes aufmerksam zu machen, der 1777 geboren (der Sohn des Verf. der berühmten, dem Theologen und Bibelforscher heute noch unentbehrlichen Reisebeschreibung Arabiens) nach einem beneidenswerth reichen Leben 1831 zu Bonn, man kann wohl sagen an den Nachwirkungen der ihn geistig zermalmenden Folgen der Julirevolution gestorben ist. Wenn auch seine römische Geschichte, von der schon 1812 der erste Theil erschien, die übrigen beiden bis 1828 (nun schon in 3. Aufl.) das nicht ist, was der Titel sagt, nicht deshalb, weil sie blos bis zum Ende des 1. punischen Krieges reicht, sondern etwas Anders, wenn man will, Höheres oder noch nicht zur Geschichte vorgedrungenes, nämlich Kritik der Geschichte, so hat sie doch das unbestreitbare Verdienst, eine Revision und vielfache Berichtigung auf einem Gebiete veranlaßt zu haben, über das man schon die Akten für geschlossen hielt. Es gehört dieser Gelehrte, der im Einreißen größer war, als im Aufbauen, mit zwei andern Philologen, dem Engländer Bentley und dem Deutschen F. A. Wolf, in eine Reihe, von denen sämmtlich ausgesagt werden kann, daß nur wenig von dem, was sie positiv aufgestellt, die Feuerprobe einer sorgfältigen und leidenschaftslosen Prüfung ausgehalten und die doch den Anstoß zu ferneren Untersuchungen gegeben haben. Um ein noch deutlicheres Beispiel zu erwähnen. Obwohl Wallenstein nicht so unschuldig sein dürfte, als ihn Dr. Förster, der seinen Briefwechsel und die über ihn zerstreut in Archiven versteckten Aktenstücke sammelte und drucken ließ, darstellt, so hat er doch dadurch Veranlassung gegeben, daß namentlich in München in der Central-Bibliothek und anderwärts die halbvergessenen Aktenstücke hervorgesucht und so das Resultat vervollständigt wurde.

XVIII.

Basel, Mittwoch den 13. September.

Mein erstes Geschäft Dienstag früh in Bern bestand natürlich darin, die reinliche, großstädtische, schön und regelmäßig gebaute, wie der Sitz eines mächtigen Fürsten aussehende Stadt anzusehen, deren Straßen meist breit und gradlinig und in der Mitte von einem

schmalen, die Reinlichkeit sehr befördernden, in gepflastertem Bette nett wie ein Bächlein dahinfließenden Wasser durchströmt werden. Zur Belebung dieser, damals als am Markttage auch stark von Landleuten durchströmten Gassen und Plätze tragen auch die vielen Brunnen bei, die meist mit bronzenen Figuren und Bildwerken aller Art, wenn auch nicht im besten Geschmacke, verziert sind. Bei dem einen Brunnen steht unfern von unserem Gasthofe eine Säule, auf der ein geharnischter Bär, das Wahrzeichen Bern's, in aufrechter Stellung dasteht; sein Kopf ist mit einer Vorrichtung versehen, von der man ungewiß ist, ob man sie ein Visir oder einen Maulkorb nennen soll; in der einen Hand oder Tatze, wie Du willst, hält er ein Schwert, in der anderen eine Fahne, worauf ein vergoldeter Löwe zu sehen ist. Aber man ist, wenn man die großartigsten, erstaunenswerthesten Erscheinungen der Natur im Berner Oberlande gesehen, abgestumpft gegen die Eindrücke, welche die kleinlichen Werke der Menschen hervorbringen, so daß man keine Empfänglichkeit für dieselben besitzt und ihr Anblick wirkungslos an uns abprallt. Wenigstens war es bei mir der Fall. Dies möge als Entschuldigung gelten, wenn ich Dir bei der kurzen Beschreibung Bern's zu kalt erscheine und die Farben zu schwach auftrage. „Andere mögen Anderes loben." Zu den ausgezeichnetsten Gebäuden nicht blos Bern's, sondern der ganzen Schweiz gehört das herrliche Münster, das erst in den Jahren **1421—1446** von dem Baumeister Mathias Oensinger errichtet worden ist, dessen Vater am Straßburger Münster bauen geholfen. Es ist dies ein höchst respektables, im schönsten gothischen Style errichtetes, leider wenigstens in Betreff des blos angedeuteten Thurmes, nicht vollendetes Gotteshaus, dessen Inneres aber außer einer lästigen Ueberzahl von Bänken, so daß man kaum ausschreiten kann, und an denen oft geschrieben steht, für wen sie bestimmt sind (für die Mitglieder des großen und kleinen Rathes, des Appellationsgerichtes u. dgl.), so wie einiger Glasmalereien, nichts, kein Altar, kein Kreuz, kurz kein an das Christenthum erinnerndes Merkmal enthält. Von der diese Kirche umgebenden Terrasse hat man eine herrliche Aussicht, sowohl in die Ferne, aus der die unvergeßlichen weißen Bergspitzen hervorleuchten und den Abschied von diesem schönen Lande erschweren, theils auf die Aar, welche ganz in der Nähe einen sehenswerthen Fall bildet und am Fuße der Terrasse vorüber rauscht. Die Stadt hat eine hohe Lage,

gleichsam auf einer, von der Aar umflossenen Insel, die 108 Fuß hoch sich über den Spiegel des Flusses erhebt, und beinahe in der Mitte dieses größten aller Schweizer Kantone liegt. Die Zahl der Einwohner beträgt 23,000. Im Münster traf ich einige französische Jesuiten in ihrer Amtstracht, die nach Freiburg reisten und uns in der Besichtigung der übrigen Sehenswürdigkeiten, z. B. der noch jungen Universität, (die im Sommer 1843 von 236 Studirenden besucht wurde, von denen 37 Theologen, 71 Juristen, 65 Mediziner, 33 Veterinäre und 30 Philosophen waren, unter denen sich 169 Kantonsbürger, 62 Schweizer aus anderen Kantonen und nur 5 Ausländer befanden), so wie bei einem Spaziergange in die Umgegend Gesellschaft leisteten. Laß mich hiemit blos noch der im italienischen Stile erbauten Heiligen-Geist-Kirche, die zu dem höchst ansehnlichen Spitalgebäude gehört, des Zeughauses, dessen größte Zierden jedoch, die Denkmäler vieler ruhmvoller Siege, die Neufranken 1798 mit fortgeschleppt haben, des Rathhauses, des Zeitglockenthurmes, der seinen Namen von dem sehr künstlichen Uhrwerke hat, so wie der Eigenthümlichkeit, daß die Häuser fast ohne Ausnahme mit gewölbten Arkaden- oder Bogengängen versehen sind, erwähnen, um dann durch dasselbe Thor, durch das ich gestern Abend meinen Einzug gehalten, ins Freie zu eilen; desbalb durch dasselbe Thor, weil hier eine riesenmäßige, der Vollendung nahe Brücke gebaut wird, welche die Verbindung zwischen der Vorstadt oder Stalden und der eigentlichen Stadt herstellen soll, die durch eine bedeutende, mit Wohnhäusern rechts und links besetzte Vertiefung getrennt sind. Die stark besuchte, unbequeme, weilvon beiden Seiten schroff abfallende, Passage wird alsdann sehr bequem sein. Man baut schon seit 1840 daran. 1844 soll sie beendet werden. Sie bildet 3 Bogen, von denen der mittlere 196 Schuh breit ist. Die Pfeiler sind aus dem unverwüstlichen Granit; eine große Menge Steinmetzen und anderer Arbeiter waren beschäftigt. Es wird Tag und Nacht an diesem der Römer würdigen Werke gearbeitet. Unweit davon, gleich beim Beginn der bergigen, sich fast um die ganze hochgelegene Stadt herumziehenden, zur öffentlichen Promenade dienenden Alleen, von Ruhebänken bequem unterbrochen, ist ein kleines Marmordenkmal mit der Inschrift: „Die Stadt Bern ihrem edlen Bürger Sigmund Rudolph von Werdt, der hier für ihre Befreiung streitend den Tod fand den 18. Sept. 1802. Er lebte 21

Jahre." Hier saß ein Fremder, der zuvorkommend uns Platz machte und dann mit uns den Spaziergang vollendete. Er hatte halb Europa gesehen und ließ es an mannigfachen Mittheilungen nicht fehlen. Daß es kein Engländer war, kannst Du schon aus seiner artigen Zuvorkommenheit errathen, und Du folgerst ganz richtig weiter, wenn Du ihn einen Franzosen nennst. Er erklärte, froh zu sein, endlich einmal in einer Stadt sich zu befinden, wo es weniger zu sehen gebe, damit er Zeit habe, sich vom Erholen zu erholen. Aus seinen Berührungen mit den Engländern theilte er den erwähnenswerthen, den Stempel der Wahrheit an der Stirn tragenden, und nur Engländern zuzutrauenden Streich mit, daß er auf den höchsten Alpen ganze Familien mit kaum zwei- und dreijährigen Kindern, Ammen u. dgl. Gefolge angetroffen habe. Gränzt es nicht an Wahnsinn, diese Geschöpfe mit auf die eisigen Gipfel zu schleppen? Liegt der Gedanke nicht so nahe, daß er sich auch dem Stumpfsinnigsten aufdrängt, diese zarten Geschöpfe unten in der Stadt oder doch in dem letzten Dorfe zu lassen? Was für einen Genuß, was für eine Erinnerung können diese Wesen, deren Augen noch lange nicht für solche Genüsse erschlossen sind, von diesen halsbrechenden Reisen, wo jeder Schritt ihrer Träger ihnen Gefahr droht, davon tragen? Doch genug davon; wo die Thatsachen nicht blos reden, sondern schreien, kann sich der Berichterstatter mit einer bloßen Andeutung begnügen. Liebliche Landhäuser der ehemals ihrer achtbaren Gesinnung wegen gepriesenen „gnädigen Herrn von Bern", die aber bekanntlich seit mehr als zehn Jahren vom Regiment verdrängt und unter dem Kommando des wüthenden Radikalismus, namentlich des ehemaligen Baumwollenfabrikanten Neuhaus stehen, der die Schnelle (Karl, Samuel und Hans) so gut wie die Snelle aus dem Sattel gehoben — umgeben die Stadt nach allen Richtungen, und von den freundlichen Anhöhen gewann ich auch allmählig diese Gegend lieb, der nur ein See fehlt, daher mir Zürich und Luzern viel lieber sind. Doch gewährt die zusammengerafft gebaute Stadt mit ihren großartigen Häusermassen, die nicht so eng wie bei Luzern, sondern eine weite Umsicht gestattende Gegend, die Wohlstand an der Stirn trägt, einen erwähnenswerthen Genuß.

Da wir um 12 Uhr mit der Post zunächst nach Biel und von da nach Basel abfuhren, so aßen wir in unserm Distelzwang diesmal zeitig zu Mittag und ich muß, da der Abschied von der

Schweiz ganz nahe bevorsteht, Dir wenigstens einiges von den Schweizer-Wirthshäusern mittheilen. Sie sind auf großstädtischem Fuß, auch an kleinen Orten, eingerichtet, mit allem erdenklichen Comfort, namentlich den großen Betten ausgestattet, die wie in Italien, viel größer als ein Mann, namentlich viel breiter sind, so daß sie fast ein Quadrat bilden, mithin besonders im Sommer eine große Bequemlichkeit gewähren, da man die warm gewordene Stelle verlassen und sich eine kühlere aussuchen kann, welche Sitte ich auch nach Deutschland verpflanzt wünschte. Nicht mit Unrecht beschwerten sich die Fremden, besonders die Engländer über unsere Bettgefängnisse, die zu engen und schmalen Bettkasten, und ich verarge ihnen die sonderbar scheinende, aber gerechte Klage nicht, wenn sie behaupten, die Deutschen wüßten nichts von der Kunst, eine Nacht bequem zuzubringen. Meist fällt ein baldachinartiger, oft aus Seide, öfter aus minder kostbarem Stoffe gefertigter Vorhang auf dasselbe herab; Fußteppiche, Wandtapeten und andere Bequemlichkeiten fehlen nicht. Das Leben ist aber auch theuer. Schon das Frühstück nimmt eine Summe in Anspruch, wie z. B. in Breslau das Mittagessen an der ersten Table d'hôte; es kostet nämlich wenigstens 1, 1½, gewöhnlich 2 Franken, also oft mehr als ½ Preuß. Thaler. Was nützt es dem, der sich gern mit einer, oder höchstens zwei Tassen Kaffee und einem Stück Semmel begnügt, daß Honig, Butter u. dgl. Berghoch aufgethürmt ist, wenn er nicht gewöhnt ist, schon früh davon Gebrauch zu machen? Das Mittagessen ist sehr reichlich, aus 5, 6 und mehr Schüsseln bestehend, kostet aber auch 2, 3, ja 4 Franken. Nach der Karte wird nirgends gespeist. Dies geschieht blos Abends, wo aber auch der Preis für die unbedeutendste Kleinigkeit, z. B. ein Stückchen des ordinairsten Bratens oder ein Kotelet wenigstens 2 Franken beträgt. Dies, oft noch mehr, ist auch der Preis des Zimmers. Nun glauben die Gastwirthe dem Fremden eine große Erleichterung seiner Ausgaben verursacht zu haben, daß sie die Trinkgelder abgeschafft haben, wofür sie aber jedem eine Rubrik pour la service mit mindestens 2, oft 3 bis 5 Franken in die Rechnung setzen, woraus denn hervorgeht, daß man durchschnittlich nicht auskommt, wenn man täglich blos 1 Dukaten ausgeben wollte, sondern daß oft, ohne daß man es vermeiden könnte, ein Louisd'or drauf geht. Diese Summe wird noch gesteigert, wenn man sich einen Führer nimmt, dessen Bezahlung,

so wie das Privatfuhrwerk auch eine beträchtliche Summe in Anspruch nimmt. Deshalb und weil derjenige, den ich, oder vielmehr mein Zweibrückener Reisegefährte, aber mit auf meine Kosten von Andermatt bis Meyringen gemiethet hatte, uns von gar keinem Nutzen war, außer daß er das Reisegepäck meines Begleiters trug, so rathe ich, im Einverständnisse mit meinen beiden braven Schweizern, die ich oft genug erwähnt habe, sich von dieser wahren Landplage und den Aussaugern der Fremden so entfernt als möglich zu halten, oder, falls es unvermeidlich ist, sie nur auf kurze Strecken zu miethen. Oft trifft man Einheimische, von denen man den besten Aufschluß erhält. Auch ist der Führer durch eine gute Karte zu entbehren. Ich empfehle Dir nicht diejenige, die ich in München gekauft hatte (Reisekarte der Schweiz von Dr. J. E. Wörl, Herdersche Buchhandlung in Freiburg. 1840), nicht, weil ich sie als falsch, sondern als unvollständig, und für die Fußgänger unzureichend gefunden habe, — sondern die, welche ich im Besitze meiner Schweizer Freunde traf, die einen Führer vollständig ersetzt, mithin entbehrlich macht. Alle Fußsteige sind genau angegeben und wir haben sie aus Erfahrung, wenn auch blos in einigen Theilen der Schweiz, erprobt gefunden; doch dürfte der Schluß nach dem Satze, wer im Kleinen treu erfunden, auch im Großen zu gebrauchen sei, hier Anwendung finden. Sie hat den Titel: „Keller's Reisekarte durch die Schweiz. Zürich, 1840. Als Reisehandbuch ist Ebel's berühmtes Werk in 4 Bänden, oder da dies für den Fußwanderer zu unbequem ist, der Auszug zu empfehlen, der unter dem Titel: „Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen. Von Dr. J. G. Ebel. Im Auszuge ganz neu bearbeitet von G. v. Escher. 7. Aufl. (ich glaube, es gibt schon eine 8.) Zürich, bei Orell, 1840" herausgekommen und überall zu haben ist. Endlich wiederhole ich, durch eigene, glücklicher Weise ohne bleibende Nachtheile abgelaufene Erfahrung belehrt, sich bei Fußpartien wenigstens mit frischer Leibwäsche, die man ja in der Rocktasche unterbringen kann, zu versehen; das sonstige Gepäck aber von einer Stadt zur andern durch die Post befördern zu lassen.

Zu Mittage fuhren wir mit der Post ab; durch Bestechung des Condukteurs hatte ich die mir drohende Gefahr, in das Innere des Wagens gesperrt zu werden, wie es mir von Winterthur nach Zürich gegangen war, zu vermeiden gewußt. Ich kenne keine

größere Pein, als dieſe Siſyphus-Qual; hart an dem ſchönſten Genuſſe vorbeizuſtreifen und doch durch den Zufall oder den Eigenſinn ſolcher Geſchäftsreiſenden, die ſich theils nie etwas aus ſolchen Genüſſen gemacht haben, theils deshalb ihn leichter verſchmerzen können, weil ſie ſich ihnen öfter darbieten, von dem ungetrübten Vollgenuſſe abgehalten zu werden; während rechts und links ganze Paradieſe ausgebreitet liegen, nur ſelten und mit verrenktem Halſe gleichſam einen verſtohlenen Blick hinauswerfen und doch kein zuſammenhängendes Bild davon gewinnen und mit ſich fortnehmen zu können, während der auf dem Bock oder im Cabriolet Thronende in einem Meere von Seeligkeit ſchwimmt. Zwar waren beide Plätze ſchon beſetzt, aber hinter dem Wagen befand ſich ein zweiſitziger und ſchon zur Hälfte beſetzter Platz, wohin mich der Inſpektor des Wagens für einige, mit Freuden ihm außer dem ſchon längſt bezahlten Poſtgelde in die Hand gedrückte Franken wies und wo ich nun, nachdem das Straßenpflaſter zu Ende war, nicht blos das Auge über die weite, herrliche Ebene, aus deren vorderſten Reihe ſich bald der blaue, ſanft gewölbte Jura erhob, ſo wie ich, wenn ich mich umkehrte, die immer noch am äußerſten, ſüdlichen Horizonte paradirenden Garden des Himmels, jene tauſendſpitzigen, ja wohl wie umgekehrte Silberfranzen gen Himmel ſtarrenden Hochalpen des Berner Oberlandes zugleich anſtaunte, ich mir alſo wie Janus mit ſeinem Doppelgeſichte vorkam, oder noch deutlicher wie ein Menſch, der bei Sonnenuntergang ſchon den Mond auf der entgegengeſetzten Seite mit leiſem Gang und ſanftem Schimmer heraufſteigen ſieht und ungewiß, welcher Erſcheinung, der verſchwindenden oder der herankommenden, er ſich hingeben ſoll, zwiſchen Beiden ſchwankt oder ſich Beider, jedoch mit getheiltem Herzen erfreut. Weiter ausmalen darf ich das Bild nicht, obwohl der Gedanke der untergehenden und der aufgehenden Sonne mich in die Seele eines Staats- oder Hofmannes beim bevorſtehenden Regentenwechſel, denn der gegenwärtige ſteht an der Grenze des menſchlichen Daſeins, einige Blicke thun läßt, bei dem jedoch der Göthe'ſche Spruch eher als bei mir, als ich aus der Schweiz ſchied, zur Geltung kommt: „Nur der Lebende hat recht.“

Mein Glück ward noch vermehrt durch meinen Nachbar, einen Profeſſor am Gymnaſium zu Delemont, welches im franzöſiſchen, nördlichen Theile des Berner Gebietes liegt; er kam von einer

Ferienreise aus dem von mir nicht berührten Kanton Freiburg, besaß große Kenntniß der von uns durchschnittenen Gegend und theilte mir von derselben reichlich mit; so wie denn auch das Gespräch sich auf den Zustand der Literatur in der Schweiz, auf die vielen, aber meist in den Händen der Radikalen sich zu Karrikaturen gestaltenden Zeitungen und Zeitschriften, an Zahl über 200, und auf die Zustände der noch jungen Universitäten zu Bern und Zürich ausdehnte.

Der nächste, einigermaßen besprechenswerthe Punkt ist das äußerst lebhafte, an einem Straßenknoten gelegene Städtchen Aarberg, das seinen Namen nach dem Flusse hat, an dem es liegt, über den hier eine hölzerne, nach Schweizerart häßlich mit einem Dache bedeckte Brücke führt; der Ort hat kaum 900 Einwohner, die aber wegen des sehr zahlreichen Durchzuges der Fremden nach Solothurn, Basel, Freiburg, Lausanne, wegen des lebhaften Handels und der damit verknüpften Vortheile, sich im Wohlstande zu befinden scheinen. Nach kurzer Zeit, die zum Umspannen benutzt wurde, ging es sogleich weiter und zwar durch Kappelen, Bühl nach Niedau, das nur um weniges größer ist, denn dieses Städtchen zählt etwas über 1200 Einwohner, liegt aber viel freundlicher und angenehmer; schön nimmt sich das thurmreiche Schloß aus, der Wohnsitz einst mächtiger, aber schon längst ausgestorbener Grafen v. Niedau. Der Hauptreiz dieses Ortes, der nur durch eine Wiese von Biel getrennt ist, zu welcher über 4000 Einwohner zählenden Stadt eine schöne Allee führt, ist der nach dem letzteren Orte genannte Bieler See (oder französisch der See von Bienne). So wie beim ersten, von uns ohne Aufenthalt durchschnittenen Orte das Flüßchen Zihl (französisch Thielle) den See verläßt, um sich nach sehr kurzem Laufe mit der Aare zu verbinden, so strömt bei Biel die Scheuß in dieselbe.

Den herrlichen See aber darf ich nicht so kurz abfertigen, ohne mich eines sträflichen Leichtsinns schuldig zu machen. Zwar ist er blos 3½ Stund long und 1 Stunden breit und gehört mithin keineswegs zu den größeren der Schweiz, doch hängt die Schönheit des Anblickes nicht sowohl von der Größe, als vielmehr von den Ufern ab, die auf der linken Seite steil und bergig, auf der rechten mit Wald und Weinbergen bedeckte Hügel sind, während auf beiden Seiten eine Menge Dörfer und kleine Städte ihn umgeben, die sich in dem blauen Spiegel verdoppeln. Aus dem See ragt

die ungemein reizende Peters-Insel hervor, die kaum eine halbe Stunde im Umfange hat, aber zu den reizendsten Eilanden der Welt gehört, denn im Süden ist sie mit Wiesen und Getreidefeldern, im Osten mit Weinbergen und im Westen mit einem schönen Eichenwalde bedeckt. Du erinnerst Dich noch, daß sie im Jahre 1765 einige Monate lang dem berühmten Sonderlinge J. J. Rousseau (geb. zu Genf 1712 und gest. 1778) zum Aufenthalte diente. Derselbe hat sein hiesiges Leben sowohl, als den reizenden Aufenthaltsort selbst in der V. Promenade (im XIX. Bande seiner sämmtlichen Werke nach der, mir zu Gebote stehenden Zweibrückener Ausgabe vom Jahre 1782, als Anhang seiner berühmten Bekenntnisse) auf eine höchst anziehende Art geschildert und nur mit Mühe enthalte ich mich, Dir Auszüge aus dem, 12 Seiten umfassenden Berichte darüber mitzutheilen. Er nennt sie mehr als jeden andern Ort geeignet für das Glück eines, die Einsamkeit allem Glanze der großen Welt vorziehenden Mannes. Damals gab es auf der Insel blos ein Haus, welches dem Hospital zu Bern gehörte und wo er mit dem Pächter wohnte. Es gefiel ihm daselbst so gut, daß der sonst so unstäte Mann, der sich bekanntlich überall von Feinden umgeben wähnte, in allem Ernste beschloß, sie nie mehr zu verlassen; doch ward ihm auch dieses Asyl nach kaum zweimonatlicher Frist durch die Berner Regierung untersagt. Aber er glaubte, er würde daselbst 2 Jahrhunderte, ja die ganze Ewigkeit haben zubringen können, ohne sich zu langweilen, obwohl er keine Bücher und keine andere Gesellschaft als die des geistig ihm natürlich nicht ebenbürtigen Landmannes und seiner Leute hatte. Er überließ sich ganz dem süßen Nichtsthun, wohin er auch das Botanisiren rechnete, dem er leidenschaftlich ergeben war. Seine Stube war daher bald mit Blumen und Kräutern angefüllt, die er zu deuten und zu ordnen unternahm. Daher durchzog er auch alle Morgen nach dem gemeinschaftlichen Frühstücke die Insel und untersuchte jeden Grashalm, jedes Blümchen und jeden Käfer, so daß er gegen Mittag stark mit Beute beladen nach Hause kam, oder er ging mit dem Pächter und seiner Frau auf's Feld und half erndten und gab sich den entsprechenden Bemühungen hin. Die Ermüdung ließ ihm das einfache Mahl doppelt süß schmecken. Nach demselben bestieg er einen Kahn und ruderte sich bis in die Mitte des Sees, wo er, ihn seinem Laufe überlassend, sich der Länge nach hinstreckte, die Augen zum Himmel gerich-

tet, und in tausend Träumereien verfiel, die ziel- und zwecklos ihm lieber waren, als alle Erfindungen seines Geistes. Oft vergingen mehrere Stunden in dieser sonderbaren, kindlichen Beschäftigung, und er war nicht selten beim Untergange der Sonne so weit von der Insel entfernt, daß er aus allen Kräften rudern mußte, um noch vor finsterer Nacht nach der Insel zurückzukommen. Nicht selten besuchte er auf diesem phantastischen Fahrten die benachbarte, noch kleinere Insel, die er mit Kaninchen bevölkerte, welcher wichtige Akt mit einer komischen Feierlichkeit begangen wurde. Oder er lag stundenlang auf der Anhöhe im Grase, oder sah dem Spiele der Wellen zu, woraus er auf die Unbeständigkeit aller Dinge dieser Welt schloß, jedoch diesen, seinen Trübsinn wieder hervorrufenden Gedanken den Einang nicht gestattete. Ein ander Mal ging er mit seinen Wirthsleuten nach dem Abendbrot auf die Terrasse, um die Seeluft und deren Frische einzuathmen. Hier setzten sie sich in den Pavillon, lachten, scherzten und sangen ein vaterländisches Lied, welches er mit Recht allen Trillern der Pariser Opernsängerinnen vorzog. Sogar nach 10 Jahren noch, als er diesen Aufenthalt beschrieb, war es ihm unmöglich, an ihn zu denken, ohne in der Tiefe der Seele erschüttert zu werden.

Du würdest Dich täuschen, wolltest Du aus dieser Mittheilung einiger Gedanken Rousseau's schließen, daß ich alle Hirngespinste dieses talentvollen, aber unstreitig auf Irrwege gerathenen, um nicht zu sagen gedrängten Mannes theile; vielmehr erkläre ich offen die Grundgedanken seines Emil, seines Gesellschaftsvertrages (contrat sorial, welches Buch zuerst 1752 erschien) für irrig; alle Obrigkeit ist von Gott, wie das Christenthum lehrt, das doch eine größere Autorität ist und hat, als alle Philosophen in der Welt, folglich auch Rousseau, der den menschlichen Ursprung derselben mit Hobbes, Locke und Montesquieu verkündete und deren Gedanken auf die Art erweiterte, daß er behauptete, der Gesammtwille des Volkes sei fortwährend der wahre Oberherr, daß die Herrschaft unter allen Umständen dem Volke verbleibe und die Handlung, durch welche es die Regierung einsetze, kein Vertrag, sondern ein Gesetz sei; daß die Inhaber der vollziehenden Gewalt nicht die Herren, sondern die Beamten des Volkes seien, die es nach Gefallen ein- und absetzen könne und daß ihre Pflicht im Gehorsam gegen das Volk bestehe. Aber ich will hiermit blos eine Probe von seiner sentimentalen Naturanschauung gegeben haben, aus

welcher der ungeheure Beifall zum Theil zu erklären iſt, den ſeine zahlreichen, in blühender Sprache abgefaßten Bücher nicht blos in Frankreich, ſondern in ganz Europa fanden, und den ſie zum Theil dem ſchroffen Gegenſatze zu verdanken haben, in welchem ſie zu dem gekünſtelten Geſellſchaftszuſtande Frankreichs ſtanden. Daß die franzöſiſchen Republikaner den von Rouſſeau geſchilderten Naturzuſtand verwirklichen wollten, ſollte ihm eben ſo wenig zur Laſt gelegt werden, als man den griechiſchen Philoſophen Plato für die Thorheiten und Abgeſchmacktheiten der heutigen Communiſten verantwortlich machen kann, deren die Geſellſchaft bedrohenden Hirngeſpinſte an die Weibergemeinſchaft im platoniſchen Staate erinnern. Um Dir jedoch den leiſeſten Zweifel in Betreff meiner Anſicht Rouſſeaus zu benehmen, ſo erkläre ich, daß ich das Urtheil unterſchreibe, welches der Erzbiſchof von Paris, Chriſtoph v. Baumont, in einem 1762 gegen ihn erlaſſenen Hirtenbrief ausſprach, worin es heißt: „Aus dem Schooße des Irrthums iſt ein Menſch hervorgegangen, der nur die Sprache der Philoſophie ſpricht, ohne wahrhaft Philoſoph zu ſein; ein Geiſt mit vielen Kenntniſſen, die ihn jedoch nicht aufgeklärt, mit deren Hilfe er aber Andere verfinſtert hat, ein Charakter voll Paradorie, in Meinungen wie im Leben, welcher Simplicität der Sitten mit Stolz der Gedanken, Eifer für antike Grundſätze mit der Wuth, Neuerungen einzuführen, obſcure Zurückgezogenheit mit dem Streben, aller Welt bekannt zu ſein, verbindet. Man ſah ihn die Wiſſenſchaft angreifen, welche er doch kultivirte, die Herrlichkeit des Evangeliums rühmen, deſſen Lehren er zerſtörte, die Schönheiten der Tugend malen, welche er in der Seele der Leſer auslöſcht. Er hat ſich zum Lehrer des Menſchengeſchlechts aufgeworfen, um es zu betrügen, zum öffentlichen Warner, um alle Welt irre zu leiten, zum Orakel des Jahrhunderts, um es vollends zu verderben. In einem Werke über die Ungleichheit der Stände hat er den Menſchen zu den Thieren erniedrigt, in der Heloiſe hat er das Gift der Wolluſt beigebracht, während er ſie zu verdammen ſchien; im Emil bemächtigt er ſich der erſten Lebensperiode des Menſchen, um das Reich der Irrreligion zu gründen."

Nach ſehr kurzer Raſt in dem freundlichen, netten Städtchen Biel, wo man mit Recht den unbequemen, die ſtarkbeſuchte Straße verengenden Thor- und Brückenthurm gerade abtrug, wurde die Reiſe fortgeſetzt. Gleich hinter dieſer Stadt erhebt ſich das Jura-

gebirge, dessen vorderste Hügel links mit Weinpflanzungen, rechts mit Wiesen und Gärten lieblich bedeckt sind; in den letztern war man mit dem Ernten der Früchte beschäftigt, eine der angenehmsten Thätigkeiten, die ich nicht ohne Sehnsucht sehen kann, weil ich in meiner Jugend dabei die unschuldigsten Freuden genossen habe. Besonders sehe ich Kinder gern Früchte pflücken, deren Wangen so roth sind, als die Aepfel, die sie klauben. Doch die Höhen wurden immer ansehnlicher und veranlaßten uns Männer, in deren Herzen die Liebe zu den Pferden noch nicht erloschen war, die Wagen zu verlassen und die schöne, im Zickzack die beträchtlichen Anhöhen umschleichende Straße zu Fuß hinaufzuklimmen: blos 2 französische Nonnen in ihrer Amtstracht folgten unserm Beispiele nicht. Dieses Juragebirge durchstreift von Genf bis an den deutschen Schwarzwald in südwest- und nordöstlicher Richtung die Schweiz und einen Theil Frankreichs in einer Länge von 72 Stunden, während seine größte Breite 12 Stunden beträgt. Von den Alpen unterscheidet sich dieses Gebirge wesentlich durch seine minder bedeutende Höhe, denn die höchsten Spitzen desselben ragen nur wenig über unsere, 5000 F. hohe Schneekoppe hervor, indem nur wenige Spitzen 5300 F. hoch sind, während die durchschnittliche Höhe auf 2—3000 Fuß anzunehmen ist. Drei Ketten bilden die Hauptterrassen dieses Kalkgebirges, von denen die erste 15 Stunden lang und fast 2 Stunden breit, während die zweite noch einmal so lang ist, aus welcher der Chasseron, der Montd'or als höchste Kuppen bemerkenswerth erscheinen, und die dritte 33 Stunden Länge hat. Die Nebenzweige desselben verflachen sich allmählig bis zu den Vogesen. Eine große Menge Längen- und noch zahlreichere Quertäler, die oft bloße Engpässe, Schluchten und Flußdurchbrüche sind, durchschneiden es, und so wird es erklärlich, daß die Straßen über dasselbe ungeheure Summen gekostet haben und heute noch schwer zu passiren sind. Im Ganzen ist der Jura wasserarm, größtentheils mit Buchen- und Tannenwaldungen bedeckt und noch mit Bären und Wölfen bevölkert. Den Naturforschern ist er auch wegen des großen Reichthums von Versteinerungen und andern Zeichen einer früheren Welt merkwürdig. Von den, an seinem Fuße zerstreut liegenden, gewaltig großen Granit- und Gneusblöcken ist schon bei Erwähnung der Agassizischen Hypothese der Eiszeit gesprochen worden. Die äußere Gestalt des Jura vergleicht der berühmte Saussure mit

einem in der Mitte gekrümmten Kartenſpiele. In Hinſicht der Abdachung zeigt ſich der höchſte ſcharfkantige Kamm auf der Schweizer Seite, während er auf der franzöſiſchen ſanfter abfällt. Oft blieben wir ſtehen, um einen Rückblick nach den Alpen zu werfen, die in weiter Ferne, von der untergehenden Sonne zum letzten Male beleuchtet, gleichſam als im Feuer vergoldetes Silber glänzten und uns den Abſchied unendlich erſchwerten. Mein ortskundiger Nachbar verſäumte nicht, mich beſonders auf den Moléſon im Kanton Freiburg aufmerkſam zu machen, der ziemlich einſam daſteht, und von deſſen 6000 F. hohen Gipfel er vor wenig Tagen eine Ausſicht genoſſen hatte, die er mit glänzenden Farben zu ſchildern nicht müde wurde. Er gilt für den Rigbi der weſtlichen Schweiz und wird bei einem erneuerten Beſuche dieſes reizvollen Landes auch von mir beſtiegen werden.

Nachdem wir faſt eine Stunde gepilgert und des Abends Kühle durch ſtarkes Zuſchreiten vertrieben hatten, ſuchten wir wieder unſere Wagen auf und nun ging die Reiſe auch ſchneller von Statten. Leider überraſchte uns ſchon die Nacht, als wir unweit der Quelle der Birs in die Schlucht gelangt, welche man Pierre Pertuis (gleichſam lapis pertusus, ein durchbohrtes Geſtein) nennt, hinter welcher ſich das berühmte Münſterthal öffnet, das wir nicht in ſeiner ganzen Länge durchzogen. Es iſt 8 Stunden lang, nirgends ſehr breit, von einigen Seitenthälern durchſchnitten und Du bekommſt einen Begriff davon, wenn Du Dir die unbeſtritten ſchönſte Gegend Schleſiens, das mit Recht geprieſene Fürſtenſteiner Thal, aber 10—12 Mal verlängert denkſt. Die Straße läuft bald am rechten, bald am linken Ufer des genannten Fluſſes Birs hin, der auch hiſtoriſch bekannt iſt, weil bei ihm, hart in der Nähe von Baſel, bei dem Dörfchen St. Jakob am 16. Aug. 1444 eine berühmte Schlacht geliefert wurde, die man nicht mit Unrecht der Schlacht bei Thermopylä an die Seite ſtellt; denn 1200 Schweizer wagten es, am genannten Tage das 30,000 Mann ſtarke franzöſiſche Heer unter dem Dauphin, dem nachmaligen König Ludwig XI. von Frankreich, anzugreifen; von allen Seiten umringt, blieben ſie alle bis auf 12 Mann, nachdem ſie den Feinden einen fabelhaft ſtarken Verluſt von 8000 Mann beigebracht hatten. Die ausführliche, eine Meiſterhand verrathende Schilderung dieſes unvergeßlichen Tages findet man bei Joh. v. Müller*).

*) Auch iſt das erſt neuerlich erſchienene Buch zu empfehlen: „Die Schlacht

Wenn ich Dir von Delemont oder Delsberg, einem Städtchen von etwa 1500 Einwohnern, sowie von der Gegend zwischen dieser Stadt und Basel nichts erwähne, so wirst Du mich mit der Nacht entschuldigen, welche schon längst mit ihrem undurchsichtigen Mantel die Gegend neidisch verhüllt hatte. Mithin kann auch von dem Kanton Basel-Land, der sich seit 1833 von der Stadt Basel losgerissen und einen eignen Kanton gebildet hat, nicht die Rede sein, blos der kleinen Anekdote laß mich gedenken, die, als Seitenstück zu der erwähnten Schlacht von St. Jakob an der Birs und als niederschlagendes Pulver dienen mag. Ein General dieser neuen Republik, deren Hauptstädtchen Liesthal heißt, redete seine Truppen im Kampfe gegen Basel-Stadt einst folgendermaßen an: „Entweder kommen die Feinde, oder nicht; kommen sie, so laufen wir davon, kommen sie aber nicht, so vertheidigen wir uns bis auf den letzten Mann." Gegen die Logik des ersten Theiles wirst Du natürlich nichts einzuwenden haben; der ganze Syllogismus erinnert an die Muhamedaner, deren Anführer bei der Eroberung Alexandria's in Aegypten, als er die dasige, weltberühmte Bibliothek erblickte, in die Worte ausbrach: Entweder ist der Inhalt dieser Bücher im Koran zu finden oder nicht; steht er im Koran, so sind sie überflüssig, steht er nicht darin, so sind sie gottlos. Daher wurden sie sämmtlich ins Feuer geworfen, d. h. man heizte mehre Monate lang die Badestuben damit.

XIX.

Basel.

Es war früh gegen 5 Uhr, als wir in der schönen und großen Stadt Basel ankamen. Sie liegt am Rheine, der hier schon so bedeutend ist, daß er von Dampfschiffen befahren wird. Die Stadt ist die größte in der ganzen Schweiz und zerfällt in zwei, durch den Rhein getrennte ungleiche Theile, welche durch eine,

bei St. Jakob in den Berichten der Zeitgenossen. Säkulärschrift der historischen Gesellschaft zu Basel." Das Fest selbst, das 1844 zugleich mit einem eidgenössischen Freischießen gefeiert wurde, hat der rühmlichst bekannte deutsche Sprachforscher, Wilhelm Wackernagel in einer eignen Schrift: „Säkularfest" geschildert.

630 Fuß lange ſteinerne Brücke verbunden ſind, von denen der größere 1750, der kleinere 450 Häuſer enthält. Sie iſt feſtungsartig mit Graben und Mauern umgeben und hat eine Bevölkerung von faſt 23,000 Seelen. Doch könnte ſie eine noch einmal ſo große Einwohner-Zahl haben, auch gab es eine Zeit, wo ſie wenigſtens 40,000 Bewohner zählte, und man ſieht ihr dieſe ehemalige Größe auch an. Außerdem iſt ſie die reichſte Stadt in der Schweiz, ja eine der reichſten in ganz Europa, denn ihre Lage an der Grenze dreier Länder, Deutſchlands, Frankreichs und der Schweiz, an einem ſchiffbaren Fluſſe, in der Nähe des Kanals, welcher die Verbindung zwiſchen dem Rhein und der Rhone herſtellt, ſowie an der elſaſſiſchen Eiſenbahn, iſt für den Handel wie geſchaffen. Daher hier die Millionäre nicht ſelten ſind; des Hauſes Merian, deſſen Vermögen man auf 25 Millionen ſchätzt, iſt ſchon gedacht worden. Die 8 andern Bankiers, zweihundert Handelshäuſer im Großen ſtehen ihm an Reichthum zunächſt. Berühmt ſind die Seidenfabriken, die 15,000 Arbeiter beſchäftigen und ein Kapital von 10 Mill. Franken jährlich umſetzen. 8 Papierfabriken, die früher freilich ſtärkern Buchhandlungen, mehrere Kunſthandlungen, Tabak- und Wolltuch-Fabriken, Färbereien und Kattundruckereien werden hier ſtark betrieben. Mein erſter Gang durch die zwar meiſt krummen, aber mit ſtattlichen Häuſern beſetzten Straßen und engen Plätze war nach dem berühmten Dome, der vom deutſchen Kaiſer Heinrich II. dem Heiligen, dem Stifter des Bisthums, jetzigen Erzbisthums Bamberg, zwiſchen den Jahren 1010—1019 erbaut wurde, welcher Bau aber in dem großen Erdbeben vom Jahre 1356 größtentheils einſtürzte, weshalb er von Neuem und zwar im gothiſchen Spitzbogenſtile aus rothen Sandſteinquadern aufgeführt wurde. Doch haben ſich Theile vom urſprünglichen, erſten Baue erhalten, die nebſt den Domen von Bamberg, Naumburg und der St. Sebalduskirche in Nürnberg zu den älteſten Ueberreſten des ſpitzbogigen Bauſtils in Deutſchland gehören, wie neulich Prof. Metzger in München in einem Abriß der geſammten Baukunſt nachwies. Er unterſchied darin 3 Hauptbildungsmomente, eigentliche Blüthen dieſer ſich organiſch entwickelnden Kunſt: die Pyramide, die Säule und das Gewölbe. Der Pyramidenbau fand im Orient ſeine Vollendung, die aus dem Höhlenbau hervortretende Säulenconſtruction die ihrige in Griechenland, das von den Etruskern ſtammende,

unter den Römern fortgebildete, vom Islam und dem Christenthum aufgenommene Gewölbe erreichte seine höchste Vollkommenheit im Spitzbogengewölbe der deutschen Baukunst. Die Umkehr von da zur Antike hat neue Bewegungen hervorgebracht, aus denen die Ergebnisse für die Gegenwart und Zukunft hervorgehen. Nicht der Spitzbogen, sondern die Construction des spitzbogigen Gewölbes gehört der deutschen Kunst ursprünglich. Der Dom steht auf einer beträchtlichen Anhöhe, von der man eine schöne Aussicht hat, die natürlich sich noch erweitert, wenn man einen der beiden Thürme ersteigt. Berühmt ist die Orgel und die Glocken der Thürme. In den herrlichen Kreuzgängen befinden sich viele Grabmäler berühmter Personen, z. B. einer Gemahlin Rudolph I. des Habsburgers, der bekanntlich 1273 den deutschen Kaiserthron bestieg; des berühmten Gelehrten Erasmus, der gewöhnlich nach seinem Geburtsorte Rotterdam benannt wird und zur Zeit der Reformation lebte, als deren Gegner er sich in vielen geistreichen, meist in lateinischer Sprache abgefaßten Schriften erwies, z. B. in dem Buche gegen Luthers Schrift: de servo arbitrio, in welchem er die Lehre der katholischen Kirche, deren Priester er war, vertheidigte; es führt den Titel: De libero arbitrio. Doch da er die, von Vielen geübte Unbesonnenheit hatte, in Gesprächen und Schriften die Sache der Gegner zu verfechten, so verdarb er es mit beiden Partheien und Du weißt, daß die Katholiken so übel auf ihn zu sprechen waren, als die Lutheraner; ich erwähne nur einen charakteristischen Zug: Ein Mönch kaufte sich sein Bildniß, blos in der Absicht, um es in seiner Zelle aufzuhängen und beim Auf- und Abgehen es fortwährend anspucken zu können. Daß er den Scherz geliebt, ersieht man sowohl aus seinem komischen Encomium: das Lob der Narrheit, als aus seinem Antheil an den satyrischen Epistolae virorum obscurorum.

In einem Seitengebäude ist der Saal noch in seinem alten Zustande erhalten, in welchem die Sitzungen des weltberühmten, 18 Jahre lang dauernden Conciliums, von 1431—1449, gehalten wurden. So fügte es also der Zufall, daß ich die Schweiz bei einer Conciliumsstadt betreten (Constanz, das ich, obwohl es zu Baden gehört, noch zur Schweiz rechne, weil es ein ganz schweizerisches Aussehen hat) und verlassen sollte. Befürchte nicht, daß ich mich bei der Besprechung dieses Concils so lange aufhalten werde, als es bei dem Constanzer geschehen ist; blos die Haupt

reſultate deſſelben, daß es ihm gelang, den vieljährigen, durch Waffengewalt nicht beizulegenden blutigen Greueln des Huſſitenkrieges durch Bewilligung der ſogenannten Compaktaten, d. h. durch Einräumung des Gebrauchs des Kelches bei der Laien-Communion, ſowie des heftigen Zwiſtes, der mit den in Baſel verſammelten Vätern und dem Papſt Eugen IV. ausbrach und ſo weit ging, daß der Letztere ſogar für abgeſetzt erklärt und der ehemalige Herzog von Savoyen, Amadeus, unter dem Namen Felix V. an ſeine Stelle erwählt wurde, ſoll hier gedacht ſein. Dieſer heftige Zwiſt war zum Theil dadurch veranlaßt worden, daß Eugen wegen der beabſichtigten Wiedervereinigung mit der orientaliſchen Kirche das Concilium nach Ferrara verlegt hatte, wohin ſogar der griechiſche Kaiſer Johann VI. kommen wollte: dieſe neue Synode ward auch wirklich 1438 eröffnet, ſo daß die Welt damals das ärgerliche Schauſpiel einer doppelten Kirchenverſammlung genoß, von denen jede das Prädikat „allgemein" in Anſpruch nahm. Zum Glück der Chriſtenheit, die ſchon eine Wiederaufhebung des ewig zu beklagenden Schisma's, wo zwei, zuletzt ſogar drei Päpſte gleichzeitig beſtanden und natürlich einander anfeindeten, fand eine Ausſöhnung zwiſchen beiden, faſt gleich ſtarken Partheien noch vor Eugens am 23. Febr. 1447 erfolgtem Tode ſtatt; der vom Basler Concil erwählte Felix V. legte ſein Amt nieder und daſſelbe erkannte Eugen's Nachfolger, Nikolaus V., als alleiniges Oberhaupt der Kirche an, worauf es ſich nach 18jähriger Dauer auflöſte. Wenn die Vorſchriften des Conſtanzer Concils, daß alle zehn, ja wenigſtens alle fünfzig Jahre eine allgemeine Synode gehalten werden ſollte, in Erfüllung gegangen wäre, ſo würde wahrſcheinlich die Weltgeſchichte einen andern Verlauf genommen haben; wer weiß, ob die Reformation nicht dadurch wäre unmöglich geworden? Daß dies ein Glück für Deutſchland, ja für die Menſchheit geweſen wäre, darüber ſind wohl jetzt, Dank der fortgeſchrittenen Wiſſenſchaft und des abgekühlten Parteiſinns, die Stimmen derer, welchen ein Urtheil in dieſem wichtigen und ſchwierigen Punkte zuſteht, ziemlich einverſtanden.

Doch laß uns unſere Wanderung in der großen, aber im Verhältniß ihrer Größe nicht mehr hinreichend bevölkerten Stadt (denn von den 2300 Häuſern ſind nur 1977 bewohnt) fortſetzen und die ſchöne St. Peterskirche, worin außer andern berühmten

Männern die als Naturforscher gefeierten Brüder Vernouilli begraben liegen, wenigstens erwähnen. Schade, daß die ehemals einem Barfüßerkloster gehörige, im herrlichsten gothischen Stile großartig erbaute Kirche nun zu einem Magazin verwendet, oder vielmehr verunstaltet ist; ihre hohen schlanken Fenster sind meist mit rohen Backsteinen zugemauert, und nur kleine Luft- und Lichtlöcher offen gelassen; das riesige, vordere Fenster ist in tausend Trümmer geschlagen, Gras wächst auf dem Platze vor ihr, kurz, der Anblick ist ein höchst betrübender. Desto erfreulicher ist der Zustand der St. Leonhardskirche, deren dazu gehöriges mit einem schönen Kreuzgange in Verbindung stehendes Pfarrhaus eben in der Ausbesserung begriffen war. Die schönste Straße Basel's, der nach dieser Kirche benannte St. Leonhard's-Graben, schließt sich an dieselbe an. Er ist nur auf der einen Seite mit Häusern, ja ich sollte sagen mit geschmackvollen Palästen besetzt, vor denen sich allerliebste Blumengärtchen befinden, die mit zierlichen, oft vergoldeten Eisengittern vom Trottoir abgesondert sind und an die reizenden Vorstädte Münchens erinnern; oft ziehen sich diese mit Balkonen geschmückten Villen hinter die Straße zurück und ein breiter Grasteppich dehnt sich vor ihnen aus. Nicht minder angenehm ist der mir liebste Platz der ganzen Stadt, der von der oben erwähnten St. Peterskirche den Namen führt und ebenfalls Graben heißt; er ist mit stattlichen Linden bepflanzt, unter denen häufig Bänke zur Ruhe einladen. Das schönste Gebäude dieser stolzen Kaufmannsstadt ist jedoch das großartige Hospital; dieses, durch ein broncirtes hohes Gitter von der Straße abgeschnittene, ungewöhnlich lange Prachtgebäude ist erst vor Kurzem vollendet worden, und erregt beinahe die Lust nach einem Zustande, den sonst kein Mensch wünscht, um in ihm sich aufhalten zu dürfen. Es gibt außer Italien, namentlich Neapel und Genua, keinen dergleichen Hospital-Palast. Der weite Platz vor demselben ist mit Blumenbeeten durchschnitten.

Trotz der großen Menge schon vorhandener, auf dem größten Fuße nach Schweizer Sitte eingerichteter Gasthäuser wurde damals gerade noch ein neues gebaut, das den Namen „zu den 3 Königen" führen wird. Der Bau war im Aeußern schon größtentheils beendet, obwohl die Gerüste noch standen. 20 Fenster in der Fronte, 4 Stockwerke hoch, über dem gewaltigen Thore sowohl, als an mehreren andern Stellen mit den, zu einem Palaste unum-

gänglich nothwendigen, mich jedesmal an Italien erinnernden Balkonen geſchmückt, enthält es nicht weniger als 130 Fremdenzimmer, die mit dem größten Luxus ausgeſchmückt ſind. Der Bau ſoll mehr als ½ Million Schweizer Franken gekoſtet haben, — genug, es wird eines der großartigſten Gaſthöfe der Welt. Leider ſteht das hiſtoriſch- und artiſtiſch-merkwürdige, aus rothem Sandſteine gleich dem Dome errichtete Rathhaus nicht frei, ſondern iſt in die Reihe der Bürgerhauſer eingefügt. Vor demſelben paradirt ein Stadt-Soldat als Schildwache, die bekanntlich in der ganzen Schweiz äußerſt ſelten angetroffen werden. Es iſt von Außen und Innen mit Frescobildern geſchmückt; über jedem der drei, mit eiſernen Gitterthoren zu verſchließenden, ſpitzigen Portalen ſieht man den Fiſcherhaken, das Wappen Baſel's; im Innern iſt ein geräumiger, viereckiger Hof, in dem ſich eine Marmorſtatue des Gründers von Baſel, eigentlich von dem benachbarten Auguſta Rauracorum zur Zeit des Kaiſers Auguſtus, des Munacius Plancus, deſſelben römiſchen Senators, auf deſſen Vorſchlag der bisher Octavian genannte Beherrſcher der ehemaligen römiſchen Republik den ehrenvollen Beinamen Auguſtus erhielt, ſich befindet. Links vom Eingange trägt das Frescogemälde die Unterſchrift Flavii Josephi Jüdiſche Geſchichte 14, 9. Der Inhalt iſt nämlich: der König Herodes erſcheint mit ſeiner Leibwache als Beklagter vor dem hohen Rathe zu Jeruſalem. Rechts iſt der Gegenſtand des Wandgemäldes aus 2. Chronic. 19, 4—7 entlehnt: Joſaphat führt den Richtern zu Gemüthe Gott, bei dem kein Unrecht, noch Anſehn der Perſon, noch Annehmen der Geſchenke iſt. Das ſchöne Gebäude ſtammt aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts.

Doch genug von Baſel. Laß uns, ehe wir den Boden der Schweiz verlaſſen, welches bald hinter den Mauern dieſer merkwürdigen, einen großartigen Eindruck wohl bei wenig Reiſenden verfehlenden Stadt geſchieht, noch einige ſtatiſtiſche Notizen über den ſchweizeriſchen Handel hinzufügen, der ja in Baſel in größerem Maaße, als in irgend einer andern Stadt der Eidgenoſſenſchaft betrieben wird.

In Betreff des Zollweſens iſt die Schweiz ungefähr noch auf demſelben Standpunkte, als Deutſchland vor dem nicht genug zu preiſenden deutſchen Zollvereine, der aber bekanntlich ſeine natürlichen Grenzen, das Meer, noch nicht erreicht hat. Zwar beſtehen ſchon eidgenöſſiſche, d. h. an den Grenzen der Schweiz zu entrichtende Zölle,

die durchschnittlich im Jahre 250,000 Franken abwerfen, aber zugleich auch die weit wichtigern und einträglichern Kantonal-Zölle, welche auf keiner systematischen Berechnung, sondern auf alterthümlichen Gerechtsamen beruhen, und theils an den Kantonsgränzen, theils in den Hauptstädten, theils bei Brücken bezogen werden, und mithin den Handel bedeutend erschweren; sie betragen jährlich im Durchschnitt 1,628,000 Franken. Daß dieser Zustand nachtheilig auf den Handel wirkt, können wir aus der, noch im frischen Andenken Deutschlands sich befindenden ähnlichen Einrichtung bei uns folgern. Im Betreff des Postwesens läßt sich auch noch Vieles wünschen, denn es bestehen in dem, ungefähr wie Schlesien 700 □Meilen großen Lande nicht weniger als 16 verschiedene Postverwaltungen, nämlich 1) Zürich für sich und die Kantone Thurgau, Zug, Uri und Unterwalden, 2) St. Gallen für sich und Schwyz, 3) jeder der übrigen 13 Kantone für sich, denn Appenzell hat nur Botendienst, endlich 17) Thurn und Taxis für Schaffhausen. Folglich gibt es auch nicht allgemein für die ganze Schweiz geltende Posttaxen. Der Netto-Ertrag sämmtlicher Posten wird jährlich auf 1,870,900 Franken veranschlagt, während der Brutto-Ertrag auf 4,000,000 Schweizer Franken geschätzt wird. Dieselbe Zerrissenheit zeigt sich im Münzwesen, das ein treues Abbild Deutschlands ist, nur fällt die Unbequemlichkeit der verschiedenen Münzsorten und noch mehr die verschiedenen Münzfuße bei der Kleinheit der Kantone mehr als in Deutschland in die Augen. Es läßt nämlich jeder Kanton, sowie jeder Fürst Deutschlands, eigene Münzen schlagen. Weit entfernt, ihnen dieses unbestreitbare Souverainitäts-Recht nehmen oder beeinträchtigen zu wollen, liegt doch das Heilmittel gegen diese, den fremden wie den einländischen Kaufleuten und Reisenden sehr unbequeme Münzverschiedenheit sehr nahe: es könnte ja jeder Kanton Münzen für sich prägen lassen, worauf sein Wappen und sein Wahlspruch stände, nur sollten sie sich über einen gemeinschaftlichen Münzfuß verständigen. In Deutschland ist der Anfang dazu gemacht, indem die preußischen Zweithalerstücke zugleich die Ueberschrift tragen, daß sie innerhalb des Zollgebiets so viel gelten als 34 Gulden. Doch ist die Erfüllung dieses Wunsches noch in weiter Ferne gestellt, indem die deshalb zusammengetretenen Commissionen erfolglos mehremals wieder sich aufgelöst haben. Es wiederholt sich auch hier die auf den deutschen Reichstagen bis zum Ueberdrusse

dageweſene Erſcheinung: „Sie kamen zuſammen und beſchloſſen, nächſtens wieder zuſammen zu kommen.“ Dem Reiſenden wird, wie ich wenigſtens aus meiner kleinen Erfahrung ſchließen kann, dieſe Unbequemlichkeit dadurch minder drückend gemacht, daß faſt überall die franzöſiſchen Franken gelten. Es iſt daher zu rathen, ſich beim Eintritte in die Schweiz Napoleonsd'or und Fünffrankenthaler einzuwechſeln und darauf zu ſehen, daß man nie viel kleines Geld behalte, welches nicht nur abſcheulich ausſieht (wie die berüchtigten, Dir aus Deiner früheſten Jugend gewiß noch erinnerlichen preußiſchen Sechſer oder Einhalbgroſchenſtücke, die mit Recht verwiſchte und verwünſchte Sechſer hießen) ſondern auch im nächſten Kantone nicht mehr gelten; wenigſtens ging es mir ſo, als ich, um auf der Poſt zu Bern mich einſchreiben zu laſſen, eine ganze Handvoll ſogenannter Schweizer Silbermünze, bei der aber nicht viel Silber ſein mochte, als ungültig zurückerhielt; ſich davor zu hüten, iſt um ſo ſchwieriger, da dieſelben ſo abgegriffen ſind, daß auf die Frage: „weß iſt das Bild und die Ueberſchrift?“ die Antwort nicht ſo leicht iſt, ſondern ungefähr ſo lauten würde, wie auf die Frage: Wie hoch iſt der Berg Sinai? Wir wiſſens nicht! Recht ſo, erwiderte der Fragende, denn ich weiß es auch nicht.

Der Verkehr mit dem Auslande iſt bedeutend, am wichtigſten nach Frankreich und Oeſterreich, denn nach dem erſteren Lande beträgt die jährliche Ausfuhr mehr als 20 Millionen Franken, wovon 12 Mill. für Induſtrieſtoffe, über 2 Mill. Naturprodukte, über 5½ Mill. Fabrikate, wovon allein auf Uhren 3½ Millionen kommen, welche Kunſtgegenſtände meiſt von Neuburg und Genf geliefert werden. Dieſe Ziffern gelten jedoch erſt für das Jahrzehnt von 1830—1840, vor demſelben war die Ausfuhr dahin durchſchnittlich nur 10 Mill. Franken. Die Einfuhr von Frankreich nach der Schweiz beträgt jährlich über 35 Mill., mithin ſteht die Schweiz im Nachtheile. In noch größerem Mißverhältniſſe ſteht ſie zu Oeſterreich, wohin ſie im Jahre 1840 für blos 1,760,000 Franken ausführte, während die Einfuhr aus Oeſterreich über 17 Millionen betrug, wovon Rohſeide der wichtigſte Artikel war. Dieſe Zahlen ſprechen für ſich ſelbſt, daher kein Commentar nöthig iſt*). Daß deſſungeachtet ein großer

*) Um das Verhältniß dieſer Zahlen deren würdigen zu können, muß ich

Wohlſtand in der Schweiz herrſcht, wird theils aus den anſehnlichen Summen erklärlich, welche früher für Militairdienſte aus dem Auslande bezogen wurden, theils durch die bedeutenden Reichthümer, welche einzelne Schweizer in der Fremde ſich erwarben und bei der gewöhnlichen Rückkehr mit in die Heimath gebracht haben, theils durch die, auf viele Millionen ſich belaufenden Summen, welche die Tauſende von Reiſenden in der Schweiz verzehren, und wozu die Engländer den ſtärkſten Beitrag liefern, daher man ihnen auch ihre Unarten nur allzugern nachſieht; endlich aus den angedeuteten kleinen Staatslaſten, die ſich wieder dadurch erklären laſſen, daß faſt kein ſtehendes Heer gehalten wird. Trotz dem kann die Eidgenoſſenſchaft im Fall eines Krieges eine beträchtliche Armee aufſtellen, die durch die jährlichen Uebungen ſtets ſchlagfertig iſt. Dieſes Bundesheer beſteht aus folgenden 3 verſchiedenen Truppengattungen: 1) I. Genietruppen, wovon 5 Compagnien Sapeure, jede zu 100 Mann und 200 Mann Pontoniere, zuſammen 700 Mann. 2) Artillerie 29 Compagnien, zuſammen 3600 Mann, dazu noch 10 Compagnien für das Reſervegeſchütz und die Gebirgsbatterien, 730 Mann ſtark, 5 Park-Compagnien, welche 625 Mann ſtark ſind; der Train für die Sapeurwagen u. ſ. w. zählt 796 Mann, alſo zuſammen 5731 Mann mit 3426 Trainpferden. 3) Die Cavallerie, wie man allgemein ſagt, der ſchwächſte Theil des Schweizer-Heeres, beſteht aus 23 Compagnien reitender Jäger, welche 1504 Mann

---

noch einige allgemeinere Notizen aus Dr. Frhrn. v. Reden's allgemeinen vergleichenden Handels- und Gewerbegeographie und Statiſtik mit anzuführen erlauben. Der Werth der Geſammteinfuhr nach Deutſchland aus den fremden Erdtheilen beläuft ſich auf 42,650,000 Thlr., während Deutſchland dorthin für 23,950,000 Thlr. ausführt; die Einfuhr nach England beträgt 333,500,000 Thlr., die Ausfuhr aus dieſem Staate 208,500,000 Thlr. Die geſammte Waareneinfuhr der andern Erdtheile nach Europa iſt zu 461 Mill. Thlr. berechnet; die Ausfuhr Europa's dahin auf 381 Mill. Von dem Geſammtabſatze Europa's nach den übrigen Erdtheilen hat England mehr als die Hälfte (52, 7 Procent) in Händen, Frankreich 10 Proc., Holland 8, 3 Proc., die deutſchen Staaten, welche 11 Proc. der Geſammtfläche und faſt 25 Proc. der Geſammtbevölkerung von Europa umfaſſen, nur 7, 8 Proc., Rußland 3, 3, Spanien 2, 3, Belgien 1, 9, Türkei 1, 7, Portugal 1, 3. Der Antheil Deutſchlands an der Geſammteinfuhr Amerika's nach Europa iſt 12 Procent (faſt 36 Mill. Thlr.), an der europäiſchen Geſammteinfuhr dahin 8 Procent (etwas über 30 Mill. Thlr.), welches günſtige Reſultat der Thätigkeit und Geſchäftskunde der Kaufleute Bremens und Hamburgs zu danken iſt.

stark sind. Doch muß sich diese Schwäche blos auf die Kunst des Rei ens erstrecken, denn in Betreff der Schießkunst wetteifern sie ja bekanntlich mit den Tirolern. Daher auch die eigentliche Stärke des Bundesheeres 4) in den 42 Compagnien Scharfschützen besteht, die zusammen 2400 Mann stark sind. Endlich 5) die Hauptstütze aller Armeen, die Infanterie, welche bei den Bataillonstäben 1415 Mann stark ist und 443 Compagnien, 50,449 Mann stark, zusammen 51,864 Mann enthalten. Alle diese Ziffern zusammengezählt, ergibt ein Resultat von 64,019 Mann und 3426 Trainpferden.

Die Frage, wie die Schweiz vor der Ueberschwemmung ausländischer Erzeugnisse bewahrt und der Absatz der eigenen im In- und Auslande gehoben werden könne, wird doppelt beantwortet. Man schlägt den Anschluß an einen größeren Handelsstaat z. B. Frankreich, Oesterreich oder den deutschen Zollverein vor, oder Ergreifung nationaler Maaßregeln, d. h. ein Seitenstück zum deutschen Zollverein, welcher Gedanke das Meiste für sich hat. Gegenwärtig werden theils von der Eidgenossenschaft, theils von den einzelnen Kantonen mit Auslassung der Salzsteuer zwischen 4 und 5 Millionen theils direkte, theils indirekte Steuern bezogen. Alle diese sollen aufgehoben und dafür ein eidgenössischer Grenzzoll erhoben werden, der aber die Einbuße decken müßte. Die Vortheile einer solchen Reform würden mannigfach sein, denn nicht nur würde die Hälfte des Grenzzolles auf das Ausland fallen, sondern auch die Fracht im Innern um ein Drittel, ja bis zur Hälfte herabsinken, vorausgesetzt, daß die Posttaren gleichzeitig vermindert würden; ebenso würde die inländische Fabrikation und Landwirthschaft gehoben und die Schweiz in Stand gesetzt werden, sich durch günstige Verträge mit dem Auslande wenigstens gegen Uebervortheilungen zu schützen. Zur Gewinnung dieser Vorzüge hat man gerathen, 150 Grenzzollstationen zu errichten, die eine Auslage von 750,000 Franken erfordern würden. Außer allem Zweifel liegt, daß der Grenzzoll auch bei mäßiger Tarirung über 5 Millionen abwerfen würde, denn da die Einfuhr in die Schweiz 120—130 Millionen beträgt, so würde, auch wenn die Einfuhr um ein Viertel herabsinken sollte, bei einer Tare von 4—10 p. C. immer noch leicht die erwähnte Summe von 5 Millionen einkommen. Rohstoffe hätten den niedrigsten Zoll zu bezahlen, Verbrauchsgegenstände aber, welche mit Landesprodukten konkurriren,

den höchſten von 10 p. C.; der Ausgangszoll auf Rohſtoffe müßte ſehr mäßig ſein und der Tranſit ganz frei gegeben werden. Weit ſchwieriger als in Betreff des Einnehmens der Zölle iſt die Frage, wie dieſe Einnahmen auf die verſchiedenen Kantone vertheilt werden ſollen, ohne daß einer bei den verſchiedenen Intereſſen ſich für beeinträchtigt halten könne. Man hat 3 Vorſchläge gemacht: I. die Kapitalkoſten der Straßen. Man rechnet gegenwärtig 1100 bis 1200 Stunden vollſtändig brauchbarer Straßen, jede Stunde zu einem Kapitalwerthe von 45,000 Franken, welches ein Kapital von 51,750,000 Franken vorausſetzt, das zu 4 p. C. einen Zins von beinahe 2 Millionen ausmacht. Es würden alſo jährlich aus den Zolleinkünften zunächſt 2 Millionen Franken an die einzelnen Kantone nach dem Verhältniſſe der ſie durchſchneidenden Straßen zu vertheilen ſein, wobei die Kantone die Verpflichtung hätten, wie bisher die Straßen in gutem Zuſtande zu erhalten. Das zweite Theilungsprincip iſt, wie im deutſchen Zollvereine, die Kopfzahl der Bevölkerung. Die bis jetzt im Innern bezogenen direkten Steuern betragen ungefähr auf den Kopf einen Franken, alſo jährlich auch 2 Millionen, die an die Kantone in Gemäßheit ihrer Bevölkerung zu ertheilen wären. Dieſe allein, wie im deutſchen Zollvereine als Maßſtab der Vertheilung zu betrachten, wäre ein großes Unrecht, wie man aus der Betrachtung des Kanton Uri ſehen kann, der blos 14,000 Einwohner zählt, aber die prachtvolle St. Gotthards-Straße mit einem Koſtenaufwande von 904,000 Franken angelegt hat, deren Erhaltung auch jährlich eine beträchtliche Summe fordert. Ebenſo müßte in Betreff des Poſtweſens ſowohl die Bevölkerung eines Kantons, als auch die Länge ſeiner Straßen bei der Theilung der Einkünfte berückſichtigt werden. Da wir grade von der Statiſtik der Schweiz ſprechen, ſo dürfte wohl auch der wichtige Umſtand in Betreff der Confeſſionen eine Erwähnung verdienen. Die Schweizeriſche Bevölkerung zählt nämlich gegenwärtig 882,859 Katholiken, 1,292,871 Proteſtanten verſchiedener Bekenntniſſe, wovon die Mehrzahl Reformirte ſind, und blos 1755 Juden, alſo zuſammen 2,177,485 Bewohner. Die Katholiken ſtehen unter 6 Biſchöfen: I. Das Biſthum Baſel mit 362,018 Katholiken in den Kantonen Luzern, Zug, Solothurn, Aargau, Thurgau, Baſel, Zürich und dem Theile des Juragebirges, der zu dem reformirten Kantone Bern gehört; II. Das Biſthum Lauſanne-Genf mit 112,945 Katholiken in den Kan-

tonen Freiburg, Genf, Waadt, Neuenburg und den wenigen, die ſich in der Hauptſtadt Bern vorfinden; III. Das Bisthum Sion oder Sitten mit 75,000 Katholiken im Kantone Wallis; IV. Das Bisthum Chur-St.-Gallen mit 22,306 Katholiken in den Kantonen Uri, Schwyz, Unterwalden, Schaffhauſen, welches Bisthum jetzt in Auflöſung begriffen iſt, indem ein Theil deſſelben durch den Biſchof in Chur, ein anderer Theil durch den apoſtoliſchen Vikar in St. Gallen verwaltet wird, während einige Kantone ſich an das Bisthum Baſel anſchließen, andere ein neues Bisthum, Waldſtätten genannt, gründen wollen; V. und VI. die 109,000 Katholiken italieniſcher Zunge im Kanton Teſſin, welche dem Biſchofe von Como, folglich mit dieſem dem Erzbiſchofe von Mailand untergeordnet ſind. Hieraus geht hervor, daß die Schweizer Biſchöfe in keinem Metropolitanverbande, ſondern unmittelbar unter dem Papſte ſtehen.

Die Haupturheber der gegenwärtigen, betrübenden Unruhen in der Schweiz ſind, wie in Frankreich und anderwärts, die Radikalen, „dieſe ſtolzen Feinde Gottes und der Menſchen.“ Daß ſie ſich hier mit größerem Geräuſch und Erfolge geltend machen, rührt von der republikaniſchen Freiheit her, die ja dem Hervortreten der individuellen Ueberzeugung weit weniger Hinderniſſe in den Weg legt, als die monarchiſchen Staaten. Regen ſie ſich ja ſogar in dieſen, wo die Gewalthaber bekanntlich lange Hände haben, deren natürliche, unverſöhnliche Feinde ſie ſind. Wenn man nicht mit Unrecht die Börſen, oder vielmehr den Courszettel derſelben den politiſchen Barometer genannt hat, ſo könnte man die Schweiz den politiſchen Reſonanzboden Europas nennen, auf dem die anderwärts angeſchlagenen Töne lauter und ſtärker als irgendwo wiederklingen und aus deſſen Klängen man nicht blos auf den Zuſtand der Schweiz, ſondern auch auf den geſellſchaftlichen Zuſtand der benachbarten Staaten ſchließen kann. Oder noch deutlicher: Die Schweiz iſt die politiſche Wetterfahne Europas, die ſich oft nach dem Winde richtet, der aus Paris, Lyon, Brüſſel u. ſ. w. weht. Schade, daß dieſes geſegnete Land, das von einem bevorzugten Volke bewohnt wird, das alle Bedingungen des geiſtigen und materiellen Wohlſtandes, nämlich Freiheit, Wohlhabenheit und intellektuelle Befähigung in ſich trägt, doch gegenwärtig nicht glücklich zu nennen iſt. Das Band, das die einzelnen Kantone an einander hält, iſt von den Leidenſchaften der

Machthaber mehr, als von den Unbilden der Zeit zerriſſen, wenigſtens ſchon bedeutend locker geworden und angenagt, die Gemüther ſind erbittert und ein kleinlicher Parteikampf hat das ſchönſte Gut im Staaten- wie im Menſchenleben, den Frieden, aus dieſen herrlichen Thälern verſcheucht. Die Frage: „Mußte denn dies Alles geſchehen? —“ iſt nicht ſo leicht zu beantworten. Vor den ſogenannten glorreichen Julitagen 1830 in Paris war es auch in der Schweiz ganz anders, wo die große Maſſe des Volkes noch jener patriarchaliſchen Ruhe genoß, die um politiſche Fragen ſich wenig bekümmerte. Aber ſeit dieſem Zeitpunkte trat die Abneigung der Regierten gegen die Regierenden immer heftiger hervor. In Bern trachtete die ehemalige Ariſtokratie nach dem verlorenen Einfluſſe; in Zürich, dieſem blühenden Gewerbs- und Handelsorte, herrſchte einerſeits das Geld, andrerſeits die Wiſſenſchaft vor. Von Seiten der Katholiken lehnten ſich in den Kantonen, wo beide Confeſſionen in faſt gleicher Zahl neben einander wohnen, die Männer des Widerſtandes an die Reformirten und Radikalen an, und dieſe Verbrüderung führte dann, von den antichriſtlichen Ideen einer bewegten Zeit befruchtet, die konfeſſionellen Spaltungen herbei, deren Ende ſich noch nicht abſehen läßt. Vor 1830 waren rein demokratiſch nur die Kantone Uri, Unterwalden und Appenzell. In Schwyz, deſſen urſprünglich kleiner Umfang erweitert worden war, hatte der alte Beſtandtheil große Vorrechte über den neuen. Glarus mußte die, kaum den neunten Theil der Bevölkerung ausmachenden Katholiken überall als ein Drittel anerkennen und Zug hatte ſchon längſt eine Repräſentativverfaſſung; Graubündten war, was es noch iſt, ein Conglomerat ſouveräner Gemeinden, zuſammengeſetzt wie Wallis aus freien Beſtandtheilen. Ebenſo waren die neuen Kantone: Teſſin, Waadt, Thurgau, Aargau und St. Gallen repräſentativ. Schaffhauſen und Genf ſtanden unter dem Einfluſſe ihrer Hauptſtädte. Luzern und Baſel hatten eine, auf die Repräſentativverfaſſung drückende Ariſtokratie, während Neuenburg, wie heute noch, monarchiſch-ariſtokratiſch iſt. Wäre die Juliusrevolution in Paris nicht ausgebrochen, ſo würde vielleicht dieſer behagliche Zuſtand unangefochten, wer weiß wie lange? beſtanden haben, obwohl es auch damals nicht an fremden Freiheitsapoſteln fehlte. Unter den Schweizeriſchen Lehranſtalten regte ſich vor allem die Aargauiſche Kantonſchule, wo auch der Rationalismus ſeine Stellvertreter

fand. Dazu kam das Vereinswesen. Die sogenannte Helvetische Gesellschaft gab den Ton an, den der Zofinger Verein, welcher die Gesammtheit der Schweizerischen Studirenden umschloß, bedeutend steigerte. Das aufgesteckte Banner der Volksmündigkeit flatterte hoch über dem vielköpfigen Souveraine und gab das Zeichen zur gemeinsamen Unterbrechung des ruhigen politischen Entwickelungsganges, und kann mithin als der erste Impuls zu den gegenwärtigen beklagenswerthen Wirren bezeichnet werden. Wir kennen keine bessere Kur, als die Flammenworte in den Vorreden zu Johann v. Müller's Schweizer-Geschichte, welche vergessen zu sein scheinen, aber von den Dächern unablässig gepredigt werden sollten. (S. 36 aus der Zuschrift des dritten Bandes.) „Das große Drama der Weltveränderungen dauert endlich schon lange genug; genug Republiken und Fürstenthümer sind vorübergegangen, uns zu lehren, was denn zuletzt eitel und was wesentlich sei im Betrieb der Menschen und Staaten. Eroberer sind über den Trümmern der verheerten Erde unter dem Fluche der Völker gefallen; andere haben Reichthümer erpreßt, ihren vaterländischen Sitten zum Gift; einige sind im Taumel ihrer Parteiungen von anderen überrascht worden, andere durch Genuß und Ruhe in schmähliche Entnervung versunken; einige mitten unter aufgeklärten Völkern barbarisch geblieben, andere haben vor Witz den gesunden Sinn, über Spekulationen die schönste Hoffnung des Lebens eingebüßt." (Man könnte erläuternd auf die Berufung des Theologen, oder lieber Antitheologen Dr. Strauß nach Zürich hinweisen.) „So viele ziehen in ihr Verderben vor unsern Augen; wer will die zählen, welche schon dahin sind! — Die Basis der Monarchien läßt sich berechnen; die Grundfeste der Republiken ist moralisch, fest oder locker wie die Gemüther. — Der Garten Gottes, die Welt, ist nicht eine ermüdende Fläche, auf der durch lauter schnurgerechte Gänge, zwischen künstlich geschnitzeltem Buchs und Beeten, wo nur Eine auserwählte Blume glänze, der Mensch in langweiliger Einsamkeit die Bahn herunterschleppe; im Gegentheil weiß der kühnste Schwung britischer Erfindungskraft keine so große Mannigfaltigkeit und scheinbare Unordnung Einem verborgenen Gesetze zu unterwerfen. Alles ist, Alles soll sein. Die Staaten werden gedeihen, wenn jeder ihrer Diener da, wo er ist, ganz der ist, der er sein soll, andere aber nach ihrer Lage beurtheilt. — Wenn sogenannte Kinder der Freiheit (ja wohl,

Kinder) Euch, die ihr darin aufgewachsen und groß geworden, eine andere Freiheit bringen wollen, als die Eure Väter auf Euch vererbt, so belehret sie aus Eurer Geschichte, wie unschuldsvoll und unblutig die ewigen Bünde, wie gleichsam von selbst im Laufe der Jahrhunderte Eure Verfassung sich gebildet, wie die Folgen der Ländersucht, die Schrecknisse der Empörungen, die Früchte der Ungebundenheit auch unter Euch bekannt seien." —

XX.

Straßburg, Mittwoch den 13. September.

Gegen acht Uhr bestieg ich den Wagen, der mich bald über die die Schweizer-Grenze, und zwar nach St. Louis, brachte, einem kleinen, noch neuen, blos aus einer Gasse stadtähnlicher Häuser bestehenden Dorfe, das der geschichtlich bekannten Festung Hüningen, welche die Oesterreicher 1815 schleiften, weil die Kanonenkugeln derselben bis auf den Münster in Basel reichten, gegenüber liegt, wo der Bahnhof der nach Straßburg führenden Eisenbahn ist, auf welcher dieser 15 deutsche Meilen, oder, wie man im Süden häufiger rechnet, 36 Stunden lange Weg innerhalb 4 oder 5 Stunden durchflogen wird. Der Bahnhof ist einfach, aber geräumig und, wie mir dünkt, äußerst zweckmäßig eingerichtet. Nach überstandener sehr genauer Visitation unseres Reisegepäcks ging's nun, nachdem das Zeichen zum Aufbruch nicht mittelst der, einen unausstehlichen Ton von sich gebenden häßlichen Pfeife, die ich bisher für einen unumgänglichen Uebelstand gehalten hatte, sondern mittelst Trompetenschalles gegeben worden war, auf der geradlinigten Eisenstraße weiter, die in dem günstigen Terrain äußerst wenig Schwierigkeiten zu überwinden gehabt hat. Ja, es ist ein schönes, ein gesegnetes Land, dieses Elsaß*). Wer nur im Stande wäre, die richtigen Töne anzuschlagen, um das wesentlich von der Schweiz sich unterscheidende Landschaftsbild mit den ersten

*) Anmuthig und ausführlich geschildert in: Voyage pittoresque en Alsace par Ch. de M. Bonvrois, orné de nombreux dessins etc. Mülhausen, bei Risler.

Akkorden vor Deine Seele zu zaubern! Man kann füglich die Phyſiognomien der Länder mit der ganzen Ton-Skala, die im Klavier aufgeſchlagen vor Dir liegt und nur der geſchickten Hand gewärtig iſt, welche die richtigen greife; oder noch deutlicher, mit den, durch die muſikaliſchen Inſtrumente hervorgebrachten Tönen vergleichen. Wenn die Schweiz mit Poſaunentönen zu dem Ohre des Beſchauers ſpricht, oder beſſer donnert, ſo flüſtert im Elſaß der ſchmeichelnde, ſüße Flötenton in Ohr und Herz des Pilgers. Zur Linken erhebt ſich in ſanften, wellenförmigen Höhen die Gebirgswand, die man die Vogeſen nennt; die vordern mit der geiſtigſten Gabe der Natur, mit den ſchon durch den bloßen Anblick nicht minder, als durch den Genuß das Herz erfreuenden Reben bekleidet, während eine Anzahl Dörfer und Städtchen oft wie Schwalbenneſter an ihnen kleben und die Kirchen ihre Himmels-Wegweiſer, die Thürme, aus den unzähligen Thälern emporſtrecken, die Felder, vom Segen gebogen, wellenförmig von dieſem ſanften, im Hintergrunde bewaldeten Gebirgsrücken ſich in das weite, freie Thal erſtreckend, das der majeſtätiſche Rhein durchwallt; jenſeits deſſelben iſt der Anblick nicht minder bunt und reich, das Großherzogthum Baden entſpricht in ſeiner ganzen Länge dem (leider) franzöſiſchen Elſaß und ſpielt, um zu dem muſikaliſchen Gleichniſſe zurückzukehren, die Sekunde, ſo daß ein Concert entſteht, wie es ſelten in ſolcher Vollkommenheit anderwärts vernommen werden mag. Faſt in gleicher Entfernung vom Vater Rhein, der in ſtolzer Jugendkraft ernſt und gewaltig, doch nicht mehr ſo wild, wie in der Schweiz, ſondern ſchon abgekühlt durch die Länge des Laufes und durch das Prokruſtesbette des Boden-See's, durch den er ſich gewunden und gleichſam beſonnener geworden, wie es dem Manne ziemt. Nur mit Mühe enthalte ich mich, die mir auf der Zungen- und Federſpitze ſchwebende Vergleichung zwiſchen dem Menſchenleben und dieſem Fluſſe vollends zu Ende zu führen, wie dieſer ſchönſte aller Ströme nach Entfaltung aller Pracht und Herrlichkeit, deren Schilderung ich Dir nicht vorenthalten werde, in Holland vor Altersſchwäche matt, wird, ſeine Kräfte zerſplittert und mit Mühe durch den Sand ins Meer ſich wälzt, denn früher verlor er ſich beinahe wörtlich darin: ſo geht ja manches ſchön und glänzend begonnene Menſchenleben, das des Tages Laſt und Hitze muthig und ſtolz getragen, ärmlich und kaum bemerkt unter. Auch das Seitenſtück zu den Vogeſen

erhebt sich in fast gleicher Entfernung auf dem rechten Rheinufer, die mehr in einzelne Zacken auslaufende Gebirgswand des Schwarzwaldes*), das man das romantischeste Gebirge Deutschlands nennt, dessen einzelne Zweige allmählig in gefälligen Linien abfallen und sich in gesegnete Ebenen mit Feldern und Wiesen verlieren, aus denen Städtchen, Dörfer, Fabriken und Villen sich erheben. Man schwankt, welcher von beiden Seiten man den Vorzug einräumen soll. Doch wir wollen den Streit unentschieden lassen und uns an beiden erfreuen. In einer Länge von 23 Meilen zieht sich der Schwarzwald von Basel bis Pforzheim hin; seine mittlere Breite hat ungefähr 4 Meilen, sein ganzer Flächenraum 92 Quadratmeilen. Dieses Gebirge zeichnet sich zwar nicht durch bedeutende Felsmassen, hingegen durch eine Menge von Kuppen aus, womit es besetzt ist. Sein westlicher Hang fällt meist sehr steil gegen das Rheinthal ab, der östliche verliert sich allmählig. Die höchsten Punkte sind der Feldberg mit 4650, der Belchen mit 4397 und der Kandel mit 3886 Fuß Höhe.

Die Eisenbahn hat von St. Louis bis Straßburg, oder vielmehr bis Königshofen, das von Straßburg beinahe eben so weit entfernt ist, 28 Anhaltepunkte, bei den meisten auch Bahnhöfe; sie heißen Bartenheim, Stierentz, Habsheim, Rixheim (wie Du siehst, lauter deutsche Namen), endlich die gewerbfleißige, mit großartigen Fabrikanlagen versehene Stadt Mühlhausen, die sich binnen wenigen Jahren zu einem bedeutende Wohlstande und einer Bevölkerung von mehr als 38,000 Seelen emporgeschwungen hat; vor der französischen Revolution bildete es eine eigene, kleine Republik, die mit der schweizerischen Eidgenossenschaft in in einem, wenn auch nicht sehr engen und kordialen Verbande stand. Um die alte Stadt mit ihren Giebelhäusern hat sich eine Reihe von Vorstädten mit lichten, hellen Straßen, mit grünen Plätzen und mit riesenmäßigen Fabrikhäusern, die oft 6 Stock hoch sind, am Ende der Gärten und Wiesen gruppirt. Die 8 großen

*) Ich benutze die Veranlassung, Dir ein Buch über denselben zu empfehlen, das Dich gelegentlich mit den Eigenthümlichkeiten desselben, namentlich mit den originellen Bewohnern vertraut macht und das Dir, wie jedem unverdorbenen und unverzogenen Leser gewiß gefallen wird. Es heißt: „Schwarzwälder Dorfgeschichten von Berthold Auerbach. 2 Theile in einem Bande. Mannheim, 1843 bei Bassermann.

Baumwollen-Spinnereien beschäftigen, wie mir ein ortskundiger, neben mich sich hinsetzender Kaufmann mittheilte, jede fünf bis achthundert Arbeiter. Nicht minder schwunghaft werden die drei großen Gießereien und dazu gehörigen Maschinenbauanstalten getrieben, in denen 1400 Arbeiter thätig sind; die Zahl sämmtlicher Fabriken beträgt 44 und die der Arbeiter 14,000. Die Bevölkerung hat sich seit 1797, in welchem Jahre Mühlhausen französisch wurde, auf's sechsfache, seit 9 Jahren auf's Doppelte vermehrt.

Die Reisegesellschaft ward hier stark vermehrt. Wie flog, was rings die Sonne beschien, wie donnerten die Brücken! Domersbach, Lutterbach, Wittelsheim, Bollwiller, Merheim, Herrlisheim, Eguisheim waren schnell erschienen und ebenso schnell verschwunden, und wir hielten vor den Thoren der uralten und geschichtlich weit merkwürdigeren Stadt Colmar, die 16000 Bewohner zählt. Sie ist an Rang die zweite Stadt des ganzen Elsaß, das in zwei Departements, Ober- und Niederrhein, getheilt wird, und ist als Hauptstadt des ersteren, Sitz des Präfekten. Ebenso schnell flogen Benwihr, Ostheim, St. Hyppolit an uns vorbei und in Schlestadt oder Schlettstadt an der Ill, dem wichtigsten Flusse nebst dem Rhein, wie Colmar freundlich gelegen, aber blos halb so groß, denn es zählt 9,000 Einwohner, wurde nur einige Minuten gerastet. Ebersheim, Kogenheim, Benfeld, Matzenheim, Erstein, Limersheim, Fegersheim, Geipoldsheim, waren schnell entschwunden (denn die unzähligen Ortschaften zur Rechten und Linken zu nennen ist rein unmöglich); endlich langten wir in dem provisorischen letzten Bahnhofe zu Königshofen an, bestiegen einen der vielen Omnibusse und eilten der uralten, berühmten Stadt Straßburg zu, wo wir in dem Gasthause zur Stadt Paris abstiegen und unsere Körper erquickten. Wenn ich Dir wider meine Gewohnheit nichts von den neuen Reisegefährten und den Gesprächen mittheile, so geschieht dies, weil das kurze Verweilen, das allzuhäufige Zuströmen und Abgehen derselben ein Aufthauen von beiden Seiten ebenso hinderte, als das ziemlich bedeutende Geräusch die Mittheilung erschwerte. Die Reisepoesie ist zur schalsten Prosa geworden. Kein freundliches Bekanntwerden, nur selbstsüchtiges Fort und Vorwärts. Der Reisende wird wie ein Collo gebucht, aufgeladen und weiter geschafft; dasselbe geschieht seinem Mantelsack. Aller Unterschied zwischen ihm und seinem Gepäck hat aufgehört. Und so wäre ich denn unwillkürlich bei einem

wesentlichen Nachtheile angekommen, den die sonst nicht genug zu preisende Erfindung der Eisenbahnen, dieser Stolz unsers Jahrhunderts, um die uns unsere Vorfahren noch im Grabe beneiden möchten, als nothwendiges Complement und gleichsam als neuen Beleg der alten Erfahrung mit sich bringt, daß nichts ohne seine Schattenseiten sei, da ja auch die Sonne, das Reinste, was es gibt, ihre Flecken hat.

„James Watt“) hat durch die Vollkommenheit, die er der Dampfmaschine gegeben, den ungeheuersten Umschwung in den Gewerbs- und Verkehrsverhältnissen veranlaßt, von welchem je das Menschengeschlecht Zeuge gewesen. Wenn jetzt riesenhafte Schiffe des Windes und der Wogen spotten und die Bewohner durch Oceane von einander getrennter Länder zu Nachbarn machen; wenn mit der Schnelligkeit des Vogelfluges Hunderte von Menschen gemeinschaftlich und ohne die geringste Anstrengung Länder durcheilen; wenn die kurze Spanne des Menschenlebens eine größere Länge und Ausdehnung gewonnen; wenn Metallschätze, welche sonst ewig in den Tiefen der Erde verschlossen geblieben wären, nun spielend zu Tage gefördert und auf tausendfältige Weise der Menschheit nutzbar gemacht werden; wenn der Dürftige unserer Tage in Stand gesetzt ist, Genüsse sich zu verschaffen, welche in früheren Zeiten kaum den Reichsten gestattet waren: wer Anders hat diese und noch viele andere Wunder bewirkt, diese Wohlthaten gespendet, als das schaffende Genie des großen Schotten? Kriegführern und Schlachtengewinnern, Männern, welche Meister der Kunst sind, auf eine grandiose Weise Vorhandenes zu zerstören, erkennt die Gesellschaft mit größter Bereitwilligkeit Lorbeerkränze zu und weiß dieselben für ihre Thaten nicht genug zu ehren. Wenn sie nun ihre wahren Wohlthäter, wenn sie die Schöpfer ihres Glückes nach Verdienst belohnen wollte, welche Würde wäre zu hoch, welche Auszeichnung zu groß, welche Ehre zu bedeutend, die sie einem Watt nicht angedeihen lassen müßte? Wellington haben seine Feldherrnverdienste an die Spitze der Gesellschaft seines Landes gestellt; sein dankbares Volk hat ihn mit Reichthümern überschüttet, mit Ehre überladen; es hat die Familie des Siegers von Waterloo so hoch gestellt, daß

*) Mittheilungen aus dem Reisetagebuche eines deutschen Naturforschers aus England. Basel, 1843. 8. S. 182.

dieſelbe vielleicht noch in fernen Jahrhunderten über die edelſten Geſchlechter des Landes hervorragen wird, und ſicherlich hat der große Krieger all' dieſe Auszeichnung, all' die Ehre vollkommen verdient. Aber wenn Wellington nur noch in den Blättern unſerer Geſchichtsbücher lebt, wenn die Spuren ſeiner Wirkſamkeit ſchon längſt verwiſcht ſind, dann werden von Watt's Thätigkeit noch tauſend lebendige Denkmäler ſprechen, wird der ganze Zuſtand der einſtigen Welt noch lautes Zeugniß ablegen von der Größe des Genies des beſcheidenen Schotten."

Du ſollſt dieſen Nachtheil nicht zu niedrig anſchlagen. Ginge es ſo durch die ganze Welt, man käme zwar mit landſchaftlichen Bildern bereichert, aber ebenſo arm an Menſchenkenntniß, die bekanntlich in den Büchern ſo wenig als auf den Dachziegeln geſchrieben ſteht, als man die Heimath verlaſſen, wieder zurück, mithin wäre z. B. meine Hauptabſicht verfehlt, die mich ſchon ſo oft in die weite Welt hinausgetrieben hat, Menſchen zu fangen, an der, in der Heimath mir meiſt verſagten Theilnahme mich zu erfreuen, Accorde anzuſchlagen und zu lauſchen, ob ein Echo in der Bruſt des Nachbars ſie erwidere, oder mir den Beweis zu liefern, ob und daß ich Mißtöne hervorgebracht. Die Reiſe von Baſel nach Straßburg iſt in dieſer Beziehung reſultatlos. Sehr richtig ſagt ein franzöſiſcher Lobredner der Eiſenbahnen: On ne voyage plus, on arrive! Ja, man reiſ't nicht mehr, man kommt blos an. Es iſt ein ſtets nach unbedeutenden Zeiträumen, wenn auch beträchtlichen, dazwiſchen liegenden Entfernungen, ſich wiederholendes Ankommen. Dieſe Beſchwerdeloſigkeit der Reiſe macht aber am Ende gleichgiltig. Es fehlt alſo das, was alle Genüſſe, vom niedrigſten, dem Eſſen und Trinken anzufangen, das wir mit den Thieren gemein haben, bis hinauf in die höchſten und geiſtigſten, erſt würzt, die Mühe, der Hunger. Wäre denn die erhabenſte Freude hienieden, die Luſt am Erkennen, das durch Nichts zu erſetzende Entzücken am erweiterten geiſtigen Horizonte, noch ſo ſchön, wenn es mühelos erworben, wie das große Loos durch einen glücklichen Zug aus dem Glücksrade gewonnen werden könnte?

Wenn ein Machtſpruch hinreichte, uns auf einmal mittelſt eines Diploms z. B. in den Beſitz aller Kenntniſſe zu ſetzen? Abgeſehen davon, daß unſere Augen von dem plötzlichen Lichte ebenſo geblendet werden würden, weshalb ja auch den vom Staar Operirten

die Augen sogleich verbunden werden, würden wir vielleicht denselben Gebrauch, oder vielmehr Mißbrauch von diesen geistigen Schätzen machen, wie der Bauer als Millionär. Wie thöricht also der, von uns Beiden in schwärmerischer Jugend und aus edlem Wissensdurste geäußerte Wunsch sei, daß es uns wie dem Apostel Paulus geben möge, der so schön bildlich sagt: Da fiel es wie Schuppen von meinen Augen — leuchtet von selbst ein. Hast Du Lust noch weiter zu schließen: Wie wenn es gar keinen Schmerz, keine Krankheit, keine Leiden gäbe? Würde nicht das Leben unausstehlich langweilig werden? Und erst gar, wenn das Leben schon hienieden unsterblich wäre, wenn unsre Stammältern nicht gesündigt hätten? Ich stehe mithin auf einem Punkte, wo der paradoxe, aber schon von einem der geistreichsten Kirchenväter, freilich in einem andern Sinne geäußerte Ausspruch unvermeidlich wird, daß dem ersten Menschenpaare ein Dankesvotum zuzuerkennen sei, daß sie gesündigt. Erkläre diesen Wunsch nicht für frevelhaft, ich flüchte mich hinter den Grund des Kirchenvaters, welcher kein geringerer ist, als die dadurch erst möglich und nöthig gewordene Erlösung der Menschheit durch Gottes einzigen Sohn. Und so wäre ich auf einem Umwege zu einer Art von Optimismus gekommen, der, vorausgesetzt, daß er das wirkliche nicht nachgesprochene, sondern selbst gefundene Resultat des eignen Lebens ist, die Spitze aller menschlichen Weisheit und alles menschlichen Glückes sein dürfte und das sich in die Worte zusammenpressen läßt: „Er hat Alles wohlgemacht!“

Der erste Gang durch die uralte, bedeutende Stadt, die 300 Straßen, Plätze u. s. w. und nach der neuesten Zählung 70,298 Einwohner hat, war nach dem Gebäude, dessen Anblick allein eine weite Reise lohnt, nach dem herrlichen, aus feinkörnigem, rothem Sandsteine bestehenden, mit Recht weltberühmten Münster, welches nebst dem Dome zu Köln das herrlichste Werk der gothischen, richtiger deutschen Baukunst ist. Die schönste und handgreiflichste Apologie des verschrienen Mittelalters stand vor mir, und mir schwebten Friedrich v. Raumers Worte (Geschichte der Hohenstaufen, 6. Band S. 525) vor der Seele: „Die Barbarei, deren ihr das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert anklagt, ist die der großen, wenn auch nicht völlig ausgebildeten Kraft, des tiefen Gemüths, des kühnen Strebens; wie viel schlechter ist dagegen die Barbarei der einbrechenden Schwäche, des abgestorbenen oder

vornehmen Müssigganges und anmaßlichen Absprechens. Dort ist der Geist stark, wenn ihm auch noch nicht alle Mittel zur Hand sind; hier hat sich manche äußere Fertigkeit fortgepflanzt, aber der Geist ist unter das Mechanische hinabgesunken. Dort bricht der Tag, hier die Nacht an und ihr sucht das Licht, wo die Finsterniß waltet. Den Kölner Dom, den Straßburger Münster eine Ausartung des Antiken zu nennen, steht auf gleicher Linie mit der Ansicht, welche die Nibelungen eine Ausartung des Homer, den Shakespeare eine Ausartung des Sophokles oder gar das Christenthum eine Ausartung des Heidenthums nennt; ja wer das eine behauptet, darf folgerichtig das Uebrige nicht leugnen."

Wo ist der Meister, der mich lehrt, die Feder so zu führen, daß mit zwei, drei Zügen dieser kolossale, ebenso schön gedachte, als meisterhaft ausgeführte Prachtbau Dir vor der Seele schwebte? Er ist 355 Fuß lang, 132 Fuß breit, während die Höhe des Thurmes 437½ französische F. beträgt. Doch herrscht auch hier die größte Verschiedenheit in Betreff der Höhenangabe; Reigebauer gibt 496 F. an; Schreiber in seinem mit Recht berühmten Handbuche für Reisende am Rhein spricht von 437½ F. und setzt hinzu, daß der Dom der Peterskirche in Rom um 6—7 F. niedriger sei, während Blank in seinem Handbuche des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde (im I. Thl. S. 207) 443 F. angibt und hinzufügt, daß nach dem nämlichen Maaße die Peterskirche 485 F., die Pyramide zu Gizeh 448 F., der Stephansthurm in Wien 353 F. Höhe habe. Doch dem sei, wie ihm wolle, so ist die Höhe doch immer eine der größten in der Welt. Der schönste Theil dieses Münsters ist die unbeschreiblich schöne Vorderseite; 3 perspektivisch angelegte Thore, mit reichem Steinschmuck verziert, führen in das Innere; über dem mittleren ist die bei gothischen Bauten gewöhnliche Fensterrose, mit buntem Glase ausgelegt. Die Hauptzierde ist und bleibt der nördliche Thurm, der ganz aus durchbrochener Arbeit besteht, so daß das Licht von oben bis unten durchscheint; er besteht also nicht, wie alle andern Thürme aus Mauern, sondern ist wie aus Spitzengrund zusammengesetzt, und wenn von irgend einem Gebäude das, zuerst von den Gebrüdern Schlegel angewandte Gleichniß, daß die Baukunst eine versteinerte oder gar gefrorne Musik sei (welcher Ausdruck mit Recht große Mißbilligung gefunden hat), ausgesagt werden kann, so gilt er von diesem merkwürdigen Thurme, den zu bewundern

schon Vater Göthe nicht müde wurde. Ehe wir ihn ersteigen, laß uns durch eine der Seitenthüren in das Innere treten.

Von demselben muß nun ausgesagt werden, daß es mit dem erhabenen, konsequent durchgeführten Aeußerem in einem schreienden Mißverhältnisse steht. Ein Barbar hat das ehrwürdige Gebäude dadurch entstellen lassen, daß er es mit Kalk anwerfen und weiß oder gelb anstreichen ließ, statt daß es die natürliche Steinfarbe wie das Aeußere tragen sollte; und gesetzt, dies wäre nicht möglich, so mußte doch diese Steinfarbe nachgeahmt werden, wie im Mailänder Dome die Decke so gemalt ist, daß man sie für eine Fortsetzung der Seitenwände halten kann. Es theilt mithin dieser Dom in Betreff des Innern das Schicksal mit dem Florentinischen, dessen Aeußeres auch weit schöner ist als das Innere. Doch entschädigen dafür einigermaßen die bunten Glasgemälde; anderen sagt auch die glänzende Ausstaffirung der schönen Orgel zu, die aber nach meinem Urtheile durch überladene Vergoldung und blendenden Farbenwust wie ein gigantisches Stück Nürnberger Waare in das Heiligthum herunter schimmert. Weit passender zu dem Ganzen ist der schöne Taufstein und die Kanzel, welche beide aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts herrühren. Schön und schlank ragen die gewaltigen Säulen empor, welche das Innere in 3 Schiffe theilen; auch der Hochaltar im erhöhten Presbyterium, unter welchem sich das heil. Grab befindet, macht einen guten Eindruck. Das merkwürdigste Kunstwerk im Innern ist die berühmte Uhr, welche Isaak Habrecht aus Schaffhausen nach den Zeichnungen des gelehrten Dasypodius von 1571—1574 verfertigte und die, nachdem sie lange Zeit still gestanden, von dem geschickten Mechaniker Schwilgen neulich wieder hergestellt wurde. Diese Uhr ist viel zusammengesetzter, als alle andern Kunstwerke ähnlicher Art und steht rechts vom Hochaltare; eine Menge Figuren bewegen sich und schlagen sowohl die Viertel als auch die ganzen Stunden auf kleinen Glocken an, zugleich wird der verschiedne Stand der Planeten, die Jahreszeiten und eine Menge anderer astronomischer Bestimmungen veranschaulicht. Auch die Glasgemälde, welche 1840 durch ein Hagelwetter sehr gelitten hatten, sind, so wie die Statuen mehrerer Heiligen, die ein anderer Sturm, der Revolutionsschwindel am Ende des vorigen Jahrhunderts muthwillig zertrümmert hatte, durch den Bildhauer Gros wiederhergestellt.

Der Uhr gegenüber ſteht die herrliche Statue des Biſchofs Werner, der 1015 den Grund zu dieſem prächtigen Gebäude gelegt hatte, welches erſt 260 Jahre nachher vollendet wurde.

Dieſer Biſchof ſtammte aus demſelben Geſchlechte, aus dem Rudolph I., der 1273 zum deutſchen Könige gewählt wurde, herrührt, aus dem Habsburgiſchen. Es iſt eine kräftige Geſtalt, voll Würde und Adel in Haltung und Ausdruck: er iſt in der Betrachtung des Münſtermodells verſunken. Derſelbe Meiſter hat ein Prachtwerk über den Straßburger Münſter in franzöſiſcher Sprache herausgegeben, welches aus 4 Lieferungen beſteht, und das einen richtigen Ueberblick über dieſes in ſeltener Vollkommenheit prangende Gebäude gewährt. Unter den Grabmälern iſt das des Johann Gailer von Kaiſersberg ſehenswerth, welcher 1445 zu Schaffhauſen geboren, aber von ſeinem Wohnorte Kaiſersberg im Elſaß den Namen führt; ſeit 1478 war er Prediger am Münſter zu Straßburg, welches Amt er bis zu ſeinem, am 19. März 1510 erfolgten Tode bekleidete. Seine Predigten waren ſehr beſucht, man könnte ihn den Abraham a. St. Clara ſeiner Zeit nennen; ſonderbarer Weiſe predigte er nicht blos über die Bibel, ſondern auch über Sebaſtian Brands, ſeines Zeitgenoſſen, der als Syndikus 1520 zu Straßburg geſtorben iſt, ſatyriſches Buch: das Narrenſchiff, worüber wir 142 Predigten haben. Auch das Grabmal des 2. Buchdruckers in Straßburg, Joh. Mentelin, des Biſchofs Conrad II. aus dem Hauſe Lichtenberg, des Erbauers des Thurmes, des berühmten Baumeiſters Erwin von Steinbach (im Badiſchen), der 1276 den rieſigen Thurm zu bauen angefangen und bis an ſeinen 1313 erfolgten Tod fortgeſetzt hat, ſo wie ſeines Johann, der ſein Nachfolger hierin wurde, ohne jedoch den Thurm zu vollenden, was erſt dem Johann Hulz 1439 gelang, wurden uns von einem Sakriſtan gezeigt. Unter den Kapellen des Doms war die dem heil. Lorenz geweihte gerade in der Ausbeſſerung begriffen. Die äußere Reſtauration, durch den Dombildhauer Gros beſorgt, war bereits vollendet. Neun Statuen ſind an den Pfeilern angebracht, welche die Heiligen des Elſaß: Florens, Fridolin, Materna, Arbogaſt, Leo, Ottilia, Attala, Lorenz und Amandus darſtellen. Das Innere der Kapelle umſchließt 16 Niſchen, zwölf derſelben werden mit den Bildſäulen der Apoſtel, von denen erſt 2 vollendet ſind, die 4 andern zur Seite des Altars mit Statuen heiliger

Frauen ausgefüllt werden. Auch werden für dieselbe neue Glasgemälde besorgt. Doch weit merkwürdiger als das ganze Innere ist der erwähnte Thurm, auf den ich Dich jetzt führe. Er besteht aus drei Stockwerken: das erste geht bis zur Plattform, ist viereckig und mit drei riesenmäßigen Figuren geschmückt: die erste stellt den König Chlodwig, den Stifter des Frankenreiches dar, unter dem 510 der erste Grund zur hiesigen Domkirche gelegt wurde, von der aber nichts mehr steht, da sie 1007 durch den Blitz zerstört wurde. Die zweite ist die des Königs Dagobert und die dritte Rudolphs von Habsburg. Das zweite Stockwerk ist ein Achteck, das sehr künstlich blos auf seinen Winkeln zu ruhen scheint, von denen 4 durch ebenso viele Treppen in der Gestalt ganz durchbrochener Thurme gehalten werden. Das dritte Stockwerk ist ein achteckiger Kegel mit einer einzigen Wendeltreppe. Bis zur Plattform steigt man ganz bequem, ja bis zur Laterne ohne alle Gefahr, von nun an aber nicht ohne Gefahr bis zum Kreuze, und daher ist dieser letzte Zugang gewöhnlich verschlossen, da schon mehrmals Unglücksfälle vorgekommen sind, und mit Recht trägt man Bedenken, jedem den Schlüssel zu dieser gefahrvollen Höhe anzuvertrauen. Es geschieht dies erst auf einen Erlaubnißschein vom Maire, den ich mir natürlich nicht ausgebeten habe. Vielleicht erinnerst Du Dich an die Anekdote, als der vor einigen Jahren in Berlin gestorbene berühmte Arzt Heim diesen höchsten Punkt erklommen und in jugendlich verwegenem Uebermuthe mit einem Fuße oben stand. Auch Göthe erzählt in seinem herrlichem Buche „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben" eine ähnliche aber auch glücklich abgelaufene Geschichte.

Die Aussicht von diesen verschiedenen Höhenpunkten, ja schon von der Plattform ist über alle Begriffe erhaben. Du stehst gleichsam auf der Warte eines der reichsten und blühendsten Länder der Welt: zu Deinen Füßen ausgebreitet liegt es da, das herrliche, reizende Elsaß; dort fließt majestätisch der Vater Rhein, dessen Rücken Dampf- und Segelschiffe häufig durchfurchen; jenseits desselben das blühende Baden, vom Schwarzwalde begrenzt, ja oft dringt der Blick über die niedrigen, bewaldeten Hügel hinaus, so wie gegen Westen die Vogesen zum letzten Mal zur Betrachtung einladen. Den Deutschen möchte ich sehen, der nicht mit Wehmuth bei diesem Anblicke erfüllt würde, daß

dieſer Garten Europa's nicht mehr zu Deutſchland gehört, und mehr durch den Verrath als durch der Waffen Unglück in die Hände des länderſüchtigen Ludwig XIV. gerathen iſt. Ich kann nicht umhin, Dir die Worte des patriotiſchen Arndt anzuführen, der in ſeinen Erinnerungen aus dem äußern Leben (S. 218) ſich alſo vernehmen läßt: —

„Welches Land! Welche Stadt! Und wir haben ſie nicht wieder genommen und behalten? Noch bis heute herrſcht die Sprache und Sitte Teuts; doch empfinden Wenige von ihnen, was ſie verloren haben, daß ſie nicht ganz mit den Pulsadern des ganzen großen deutſchen Volkes ihr Leben pulſiren fühlen. Das iſt die geiſtige Weltverkehrung, wenn ein Volk von einem größeren fremdartigen Volke beherrſcht wird, daß die Elemente ſeines eigenen innerſten Lebens ſich matter regen und ſchlechter entwickeln und daß es ſich die Elemente der fremdartigen Nation nur kümmerlich aneignen kann. Wird und kann ein deutſcher Elſaſſer jemals ein Mann des erſten Ranges in der franzöſiſchen Monarchie werden? Ich zweifle.“ Dagegen möchte man erwidern: Siehe die Statue Klebers! War nicht ſchon mancher Miniſter, z. B. der erſt vor wenig Jahren geſtorbene Finanzminiſter Humann, war nicht der Marſchall Kellermann ein Elſaſſer? Was heißt das ſonſt: ein Mann erſten Ranges? — „Aber, ſagt man, man wollte den Revolutionsgeiſt in Frankreich tödten, man wollte die Franzoſen befriedigen, beruhigen — und wie würde man ſie erbittert haben, wenn man ihnen das Elſaß und Alles, was diesſeits des Ardennenkammes liegt, abgenommen hätte! O, meint ihr, ſie ſeien uns Deutſchen dankbar für unſere Bledigkeit? Sie ſeien nicht erbittert, daß ſie endlich die verdiente Staupe erhalten haben? Wo iſt der Franzoſe, der nicht flucht, daß die Leute in Antwerpen, Cöln und Mainz vor ihm als den Herrn den Hut nicht abnehmen müſſen? Wo iſt von Chateaubriand bis De Lamartine, bis auf den dümmſten Corporal ein Franzoſe, der nicht ſagte: Aber der Rhein, der iſt Frankreichs natürliche Grenze; was diesſeits des Rheines liegt, das iſt Frankreich, das muß bei der erſten beſten Gelegenheit genommen werden. O mit welchem Gefühle von Wonne und Weh über all dieſe Schönheit und Herrlichkeit, und daß dieſe nicht wieder unſer geworden ſind, bin ich in Straßburg auf dem hohen Münſter geſtanden und habe im Oſten den Schwarzwald, im Süden den Jura, im Weſten den

Vogesus vor mir sich bläuen sehen! Eine herrliche Stadt und die Menschen darin, wie deutsch noch! Wie leicht erkenntlich die echte schlichte, deutsche Art von der mehr verzierten und beweglichen wälschen? Und welche schönen, kräftigen Bauerngeschlechter in diesem herrlichen Rheinthal! Es sind Allemannen — die Heftigkeit, der Ungestüm der Leidenschaften, der kurze, geschlossene Accent in der Sprache, die Fülle der Heraigkeit und Gradheit, ja selbst die Grobheit sagt es. Dieser Stamm, freilich hin und wieder mit andern Stämmen durchschossen und etwas verdünnt, läuft nach meiner Ueberzeugung, wenn ich die Sprache, noch mehr, wenn ich die Sitten und Gestalten der Menschen erwähne, über den Hunsrück und die Mosel hinauf bis an die Eifel und bis an das Maifeld bei Andernach, so daß es an einigen Stellen nicht weit von der Aar abbricht."

Der hier angedeutete Gedanke von der natürlichen Grenze der Völker und Sprachen ist später verfolgt und nachgewiesen worden durch Dr. Carl Bernhardi, der eine merkwürdige Sprachenkarte von Deutschland entworfen und mit erläuterndem Texte 1843 zu Cassel herausgegeben hat. Es wird darin die interessante Frage behandelt, bis wohin deutsch die Sprache der Bewohner des platten Landes sei. Im Westen Deutschlands läuft diese Linie zwischen Calais und Gavelingen gegen die Maas, über welche sie zwischen Lüttich und Maestricht setzt, welche Grenze schon zu Cäsars Zeiten Germanien und Gallien schied. Von da läuft sie südlich bis zum Monte Rosa und Turin: es ist also die größte Hälfte Belgiens deutsch, so wie von Französisch-Lothringen, jedoch ohne dessen Hauptstadt Metz, und ganz Elsaß, so wie von der westlichen Schweiz Basel, Solothurn, Bern mit kleiner Ausnahme, halb Freiburg und Oberwallis. Die Sprachgrenze gegen Italien zieht sich östlich bis zu den Quellen des Tagliamento, wo die Gebiete der deutschen und italienischen und slavischen Sprachen zusammenstoßen. Die größte Ungleichheit herrscht in unserer östlichen Grenze, welche slavisch ist. Sie folgt zunächst der Donau in einiger Entfernung vom linken Ufer, so daß Villach zur deutschen, Klagenfurt und Marburg zur slavischen Sprache gehören. In der Donauebene wird das Slavische in der Begrenzung unserer Sprache von Magyarischen abgelöst, aber hart am linken Ufer dieses größten Flusses Deutschlands unweit Preßburg tritt das Slavische wieder hervor und hält sich an unserer Seite

bis an die Oſtſee, jedoch iſt dieſe Grenzlinie ſo gewunden, daß man ſchon daraus auf einen hartnäckigen, mit abwechſelndem Glücke geführten Streit zwiſchen beiden Völkern ſchließen kann. Auf dieſer Seite greift der ſlaviſche Sprachkontinent mittelſt Böhmens tief in den deutſchen hinein, der nur durch eine ſchmale Zunge mit dem Oſten zuſammenhängt, mithin als ein vorgeſchobener Poſten des Slaventhums erſcheint. Bemerkenswerth iſt es, daß das ſlaviſche Gebiet nach ungefährer Berechnung binnen 50 Jahren etwa eine Meile verliert, ſo daß unſere Zeit noch Zeugin iſt von den Zuckungen des Sprachkampfes, der dieſen Theil Deutſchlands ſehr bewegt hat.

Auffallend iſt die Zähigkeit, die Sprödigkeit, das Zeugungs-Unvermögen der ſlaviſchen Sprache bei Berührung mit ihren Nachbarn. Während die deutſchen Barbaren in Italien, Frankreich und England die römiſchen Sprachgebilde zertrümmerten, aus den Trümmern aber im Verlaufe der Jahrhunderte neue, feſte und einige Maſſen, die romaniſchen Sprachen, entſtanden, wie die verſchiedenen Steinarten im Granit vereint ſich finden, ja dieſes Reſultat ſich auch bei allen andern Ausflüſſen des menſchlichen Geiſtes, bei den Sitten, Geſetzen, ja ſelbſt Kleidungen ſich zeigt: finden wir durchaus nichts Aehnliches bei den Miſchungen der Deutſchen mit den Slaven, ſondern ein Theil bildete ſich ganz in die Form des andern hinüber, gewöhnlich die Slaven in die Form der Deutſchen. Es muß alſo doch das Slaventhum an Bildungsfähigkeit, gleichſam an Anlage zur Amalgamirungskraft weder dem Germanen- noch dem Römerthume ebenbürtig ſein. Die ganze, auf unläugbaren Thatſachen ruhende Erſcheinung iſt wohl eins der den Pſychologen und Ethnographen unerklärlichen Phänomene, wobei Alles auf unergründlichen und geheimnißvollen, in der innerſten Volkspſyche waltenden Abſtoßungs- und Anziehungskräften beruht.

Der Nordoſten Deutſchlands, der jetzt zwar ganz deutſch iſt, war es früher nicht, ſondern Sorben, Wenden, Obotriten, alſo Slaven hatten es beſetzt. Dieſe längſt verwiſchte Linie geht von Kiel ſüdlich bis zur Elbe, folgt dieſem Fluße bis zur Mündung der Saale und dann dieſem Strom bis in das Fichtelgebirge. Oeſtlich von dieſer Linie war alles ſlaviſch, bis ſeit dem neunten Jahrhundert jene Strecken allmählig deutſch wurden. Das merkwürdige Reſultat dieſer intereſſanten Unterſuchung iſt zugleich ein

troſtreiches, denn es ergibt ſich, daß das deutſche Sprachgebiet bis auf wenige Ausnahmen mit den Grenzen übereinſtimmt, wie ſie uns die Römer ſchon vor beinahe 2000 Jahren angegeben haben.

Doch Du ſiehſt, wie ich mich verirrt habe. Der Blick des Geiſtes ſchweifte weit hinaus über die zu meinen Füßen liegende Stadt, über das wie ein bunter Teppich ausgebreitete Land, über den Fluß und die Gebirge, über den großen Garten Gottes, von dem man hier ein beträchtliches Stück aus der Vogelperſpective überblickt. Daß ich hier länger als eine Stunde zubrachte, daß ich dem hier aufgeſtellten Telegraphen nur wenig Aufmerkſamkeit widmete, ſondern immer wieder hinblickte auf die geſegnete, von Fruchtbarkeit ſtrotzende, von Dörfern, Städten, Schlöſſern, Gärten, Schiffen durchſchnittene Ebene, wirſt Du begreiflich finden. Doch damit bei ſo vielem Lichte auch der Schatten nicht fehle, ſo kann ich nicht umhin, meinem Unmuthe Worte zu leihen über eine Profanation dieſes Gotteshauſes. Du wirſt es kaum glauben wollen, und doch iſt es wahr, daß auf dem Straßburger Münſter — Bier geſchenkt wird. Ich wünſchte, daß derjenige, welcher einſt im Vorhofe des Tempels zu Jeruſalem die Tiſche der Wechsler umſtieß und die Käufer und Verkäufer im gerechten Zorne vertrieb, wiederkommen und dieſem Unweſen mit den Worten ein Ende machen möchte: Mein Haus iſt ein Bethaus und kein Bierhaus! Unbegreiflich iſt es mir, daß der ehrwürdige und gelehrte Biſchof von Straßburg, der als Schriftſteller berühmte Dr. A. Räß, dieſem Unweſen nicht ein Ende macht; ich ſollte meinen, dies müſſe in dem Kreiſe ſeiner Amtsbefugniſſe liegen; nach meinem Gefühl iſt es ebenſo ſo unſchicklich, auf, als in der Domkirche Bier zu ſchenken, oder überhaupt eine Erfriſchung zu reichen. Wer das Dach erſteigt, wird ſchon oder ſollte doch ſo viel Selbſtbeherrſchung beſitzen, ſich dieſes Genuſſes ſo lange zu entſchlagen, bis er wieder hinabgekommen iſt. Derjenige aber, der blos, um die unvergleichlich ſchöne Ausſicht zu genießen, dieſe Höhe erſtiegen hat, wird von dem dargebotenen geiſtigen Genuſſe, und wenn er die Landſchaft zum hundertſten Male vor ſich ausgebreitet ſieht, ſo eingenommen und beſchäftigt, daß er an materielle Genüſſe nicht zu denken Zeit hat. Macht er ſich aber nichts aus denſelben, ſo kann er ja unten bleiben und Bier und Wein meinetwegen ſo viel er will und kann, aber anderwärts, weder in noch auf der Kirche, zu ſich nehmen. Dieſen Laut des Unmuths preßte mir eine Zech-

Gesellschaft aus, die, ohne sich um die Aussicht zu kümmern, im Freien saß und ein Glas Bier nach dem andern unter leichtfertigen Scherzen, unter Gläserklang und Gesängen zu sich nahm.

Folge mir in die St. Thomaskirche, welche den Protestanten gehört, denn die Bevölkerung ist, wie im ganzen Elsaß, so auch in der Hauptstadt, die ja in der Regel aus leicht erklärlichen Gründen das Bild des Landes zu sein pflegt, ziemlich gleich getheilt, daher jede Confession hier 9 Kirchen hat; die erste der Bekenner dieses Glaubens ist nun die genannte Thomaskirche, in der das kunstreiche Grabmal des berühmten Marschalls von Sachsen, eines natürlichen Sohnes Augusts des Starken, Königs von Sachsen und der Gräfin Königsmark, das 1777 errichtet wurde. Es gilt für ein Meisterstück der Bildhauerkunst: der Marschall steht in kriegerischer Rüstung am Fuße einer Pyramide aus schwarzem Marmor, an welche der Sarkophag sich lehnt, während die Symbole der drei Nationen, die er im Kriege besiegt hatte, ihm zur Rechten abgebildet sind. Der Künstler dieses Werkes heißt Pigal. Außer diesem findet man in derselben Kirche Denkmäler von vortrefflicher Arbeit z. B. des berühmten Schöpflin, das die Oeffnung eines Grabes vorstellt, in dessen Innern eine Urne von weißem Marmor mit dem ehernen Brustbilde des Genannten sich befindet, und die einfachen Denkmäler auf die Prediger Oberlin und Koch, beide von dem berühmten Bildhauer Ohnmacht herrührend. Diese Kirche hat, was in Frankreich als eine Seltenheit hervorzuheben ist, die ihr noch von der katholischen Zeit gehörigen Stiftsgüter, die einen jährlichen Ertrag von 80,000 Frc. einbringen, durch die Stürme der französischen Revolution gerettet. Andere Kirchen habe ich nicht besucht; von weltlichen Gebäuden, welche erwähnenswerth sind, ist außer dem königlichen Palaste auf der Südseite des Münsters, welcher dem Bischofe zur Wohnung angewiesen ist, so wie dem Präfektur-Gebäude, wohin ich mich des Passes wegen begeben mußte, vorzüglich das Theater zu erwähnen, welches durch die 6 jonischen Säulen am Eingange einigermaßen an das gleicher Bestimmung dienende Haus zu München erinnert, nur sind diese Säulen bedeutend größer, und über ihnen stehen die Musen, ebenfalls von dem Bildhauer Ohnmacht. Von dem Innern, welches an Pracht das Aeußere noch übertreffen soll, kann ich aus eigener Anschauung nicht sprechen.

Wohl aber könnte ich Dich auf die geschmackvolle, öffentliche Promenade führen, die gegen Abend mit Spaziergängern aus allen Ständen, darunter viele Offiziere, angefüllt war, wobei ich wenigstens des Umstandes gedenken will, woraus die Verschiedenheit des Geschmackes der Völker hervorgeht, ich meine die häßlichen, schmuzig-rothen Beinkleider der Soldaten der französischen Infanterie. Ich glaube, man nennt diese häßliche Farbe krepp-roth, obwohl ich diesen Namen nicht verbürgen will. Ob der in Frankreich häufig gebaute Krepp die Ursache zu dieser sonderbar gefärbten Kleidung ist, oder ob die Franzosen aus demselben Grunde ihre Soldaten halbroth kleiden, aus welchem die Spartaner im Kampfe sich mit rothen Kleidern schmückten, um sich an die Farbe des Blutes zu gewöhnen und dadurch zur Tapferkeit anzuspornen, mag hier eben so unentschieden bleiben, als der mir ebenfalls unbekannte Grund, warum die Engländer rothe, aber freilich nicht ponceaurothe, sondern scharlachene Uniformen tragen: man hat gesagt, um den uncivilisirten Feinden, z. B. in Indien, durch diesen Anblick Schrecken einzujagen, denn man will die Erfahrung gemacht haben, daß die Wilden vor rothgekleideten Truppen mehr Furcht hätten, als vor anderen.

Daß in Straßburg sich eine berühmte Universität befindet, sowie ein protestantisch-theologisches Seminar, wird Dir schon bekannt sein; die dazu gehörigen Sammlungen, z. B. die Bibliothek, das ansehnliche Antikenkabinet, die Bildergallerie, kenne ich nicht aus eigener Anschauung. Auf dem Waffenplatze (place d'armes) steht die Bildsäule des berühmten Generals Kleber; sie ist von David, kommt mir aber wegen des allzufaltenreichen Mantels, in dem ein förmlicher Sturmwind zu wüthen scheint, zu dick vor; besser gefiel mir die ebenfalls noch neue Bronce-Statue Guttenbergs, welche von demselben Meister herrührt; dieser berühmte Erfinder der Buchdruckerkunst hält ein Blatt in der Hand, auf dem die biblischen Worte zu lesen sind: „Und es ward Licht!" Du erinnerst Dich doch noch, daß Guttenberg in Straßburg 1439 die ersten Versuche machte, mit beweglichen Buchstaben zu drucken; daher machen die Franzosen, und zwar mit größerem Rechte als die Niederländer, Anspruch auf die Ehre, daß in einer, nun ihnen gehörigen Stadt diese einflußreiche Erfindung gemacht worden sei*).

*) Das Ausführlichere hat z. B. Falkenstein's Geschichte der Buchdruckerkunst.

Unterdeß war der Abend herangekommen, die Straßen bevölkerten ſich immer mehr, namentlich zog ein gewaltiger Schwarm Neugieriger der Militairmuſik nach, welche die Straßen durchwandelte. Ich that daſſelbe, kann aber in dieſer Beziehung den Franzoſen kein Lob ſpenden, denn ſie mißhandelten die Inſtrumente auf die jämmerlichſte Weiſe und ich glaube überhaupt, daß die Franzoſen kein ſehr muſikaliſches Volk ſeien. Zugleich nahte der ſchon längſt gefürchtete Augenblick, wo ich mich von meinem lieben Reiſegefährten, den ich auf dem Züricher See getroffen und der ſeit der Zeit alle Freuden und Leiden der Reiſe, denn auch deren hat es, wenn auch unbedeutende, gegeben, redlich getheilt hatte, trennen ſollte. Ich begleitete ihn, der noch dieſen Abend ſeiner Heimath, Zweibrücken in Rhein-Baiern, zueilte, bis an den Poſtwagen und ſchied mit warmem Danke für vielfach geleiſtete Freundſchaftsdienſte und mit der Ueberzeugung von ihm, ihm wohl nie mehr in dieſem Leben zu begegnen, da wir an den entgegengeſetzten Enden Deutſchlands wohnen; dieſes Gefühl hat immer, auch in dem Falle, wenn die Trennung von einem minder geliebten Weſen erfolgt, etwas Trauriges, etwas an die letzte, große Trennung, der wir ja mit jedem Tage und mit jeder Stunde uns nähern, Erinnerndes und mir ſchwebten Seneca's Worte auf den Lippen: Quotidie morimur.

Der Abend wurde bis ſpät in die Nacht in einem ſtark beſuchten Kaffeehauſe zugebracht, wo das Geſpräch bald genug auf einen Gegenſtand geleitet wurde, der es dem Deutſchen ſchwer macht, kalt und unparteiiſch zu bleiben. Es kam nämlich das Geſpräch auf die Zeit, in der Straßburg an Frankreich fiel. Du weißt, daß dies 1681 geſchah, und zwar mitten im Frieden, denn wenn auch der größte Theil des Elſaß ſchon im weſtphäliſchen Frieden an Frankreich abgetreten worden war, ſo gehörte doch Straßburg ſelbſt als freie Reichsſtadt noch zum deutſchen Reiche, bis endlich im genannten Jahre dieſe Stadt von allen Seiten mit franzöſiſchen Truppen umringt wurde und Louvois, der berüchtigte franzöſiſche Kriegsminiſter, der Mordbrenner und Verwüſter der herrlichen Pfalz, woran man durch den Anblick des heute noch in Trümmern liegenden Heidelberger Schloſſes erinnert wird, kam am 28. Septbr. 1681 nach Breiſach, von wo er 900 Mann gegen Straßburg ſendete, welche ſofort die Vorwerke von dieſer wichtigen Feſtung, die den Uebergang über den Rhein bewacht

und die man mit Recht den Schlüssel zum westlichen Deutschland nennt, besetzten; die Stadt aber verschloß in rühmlichster deutscher Gesinnung die Thore und begehrte von den nächsten kaiserlichen Generalen Hülfe. Aber der damalige deutsche Kaiser Leopold I. der von 1658—1705, also beinahe 50 Jahre regierte, war auch hier seinem gewandten Gegner Ludwig XIV., der in der Auswahl der Mittel zu seinen Zwecken nichts weniger als gewissenhaft war, nicht gewachsen. Den Bewohnern Straßburgs blieb Nichts übrig, als sich, da ein bedeutendes Heer unter Montelar mit 12,000 Mann sich näherte, der Allen den Tod drohte, wenn sie sich im Geringsten zur Wehr setzten, mit dem Minister Louvois am 13. Sept. 1681 zu Illkirchen den Vertrag der Uebergabe abzuschließen. Dieser rechtlose, mitten im Frieden erschlichene Ueberfall einer der ersten Festungen des Reiches vermehrte natürlich die ohnedieß schon allgemeinen Klagen über die Ländersucht Ludwigs XIV. Vergebens schickte der Kaiser Mannsfeld an den französischen König, um die Räumung dieser wichtigen Stadt zu bewirken; der Gesandte erhielt keine andere Antwort, als daß die Stadt sich dem französischen König freiwillig unterworfen habe und keinen Theil des deutschen Reiches mehr ausmache. Der Kaiser, der damals mit den Unruhen in Ungarn beschäftigt war, wohin die Türken verheerende Streifzüge machten, welche sie sogar 1683 nach Wien ausdehnten, mußte sich bei dieser beleidigenden Antwort begnügen, und so liefert die Geschichte zum zweiten Mal das unergötzliche Schauspiel von einer Verbindung des allerchristlichsten Königs (denn so hieß damals und bis auf die französische Revolution der König von Frankreich), mit dem Erbfeinde der Christenheit zum Verderben der Deutschen. Solltest Du über diese dunkelste und beschämendste Epoche der deutschen Geschichte, wo auf der deutschen Seite nur Kleinmuth, Rathlosigkeit und Verrath, auf der andern unbegrenzte, frevelhafte Frechheit, nirgends auch nur die geringste Spur frischer, kräftigen Thatenmuthes herrschte, erfahren wollen, so empfehle ich Dir Friedrich von Raumers historisches Taschenbuch, neue Folge 4. Jahrgang 1843, wo sich von Seite 1—135 ein lesenswerther Aufsatz von H. Scherer findet: Der Verrath Straßburgs an Frankreich im Jahre 1681." Wohl ist es empörend, ein Volk so zu behandeln, wie Ludwig XIV. die Deutschen behandelte; aber weit empörender noch ist es, wenn ein Volk sich so behandeln

läßt. Leider herrſcht in Frankreich immer noch die Meinung, daß das ganze linke Rheinufer von Rechtswegen zu Frankreich gehöre und vergebens waren bisher alle Bemühungen, den Franzoſen dieſen Wahn zu benehmen, ein Wahn, der für uns nichts weniger als gleichgültig iſt, denn die Handlungen der Menſchen werden durch ihre Meinungen beſtimmt, oder wie J. Müller kräftig ſagt: was der Menſch ununterbrochen will, das geſchieht. Nun wollen aber alle 34 Mill. Franzoſen, vom Miniſter bis zum Tambour hinab, ohne Unterſchied der Parteien, ob Republikaner oder Legitimiſt, dieſe ihre angebliche Naturgrenze bei erſter beſter Gelegenheit wieder erobern, denn nach ihrer Anſicht iſt es eine Verletzung des Rechtes, der Ehre Frankreichs, daß das linke Rheinufer nicht mehr ihnen gehorcht. Die Befeſtigung von Paris galt Vielen ſchon für eine Vorrede zu einem künftigen Eroberungszuge an den Rhein, der zwar, ſo lange Ludwig Philipp leben wird, ſchwerlich zu Stande kommen dürfte; aber wer vermißt ſich, den Beweis zu liefern, daß nach dem Tode dieſes 70jährigen Monarchen (geb. d. 6. Octbr. 1773), deſſen Nachfolger ein kaum 5jähriges Kind iſt, nicht die Republikaner ihr Haupt wieder erheben, oder, was Gott verhüten wolle, die Legitimiſten ſich der Herrſchaft bemächtigen und, um ſich Popularität zu verſchaffen, nach dieſem Köder der öffentlichen Meinung greifen, geſetzt auch, daß ſie ſich dabei die Hände bedeutend verbrennen ſollten? Es wäre ja nicht zum erſten Male, daß der Herrſcher trotz ſeiner beſſern Ueberzeugung und edlern Geſinnung von dem Strome der Meinung fortgeriſſen würde. Niemand bezweifelt es, daß die am Rheine herrſchenden Preußen, Heſſen, Baiern ihre Beſitzungen tapfer vertheidigen würden, aber die Uebermacht eines in ſich concentrirten Reiches von 34 Mill. Kriegsluſtigen, von Fanatikern aufgehetzten Eroberern, die zum zweiten und dritten Male wiederkommen würden, möchte den Sieg der Deutſchen wenigſtens bedeutend zu verzögern im Stande ſein. Ein Hauptgrund zu dem allgemeinen Verlangen nach dem linken Rheinufer iſt die Zerſtükkelung deſſelben. Darin liegt die ſchwächſte Seite Deutſchlands und natürlich greift man den Feind nicht an ſeiner ſtärkſten Seite an. Der Stier zeigt ſeinem Feinde die Hörner, das Pferd den Huf, der Löwe den Rachen, wir aber ſtrecken dem Feinde den linken Arm entgegen, nicht den Arm ſondern die linke Hand, nicht die Hand, ſondern vereinzelte Finger. Es iſt und bleibt Schade,

daß die Ansicht des scharfsinnigen englischen Ministers William Pitt bei den letzten Friedensschlüssen mit Frankreich*) nicht durchdrang, der das linke Rheinufer in nur zwei Theile getheilt wissen wollte, von denen Preußen den nördlichen, Oestreich den südlichen erhalten sollte. Wäre dies geschehen, so würde den Franzosen der Mund nicht mehr so nach dem linken Rheinufer wässern, denn sie würden fühlen, daß dies eine Nuß wäre, an der sie sich leicht die Zähne ausbeißen könnten. Hätte diese Ansicht Pitt's die Oberhand behalten, so konnte auch das ganze Elsaß und Lothringen wieder zu Deutschland geschlagen werden und die Wünsche der Patrioten waren eben so gut erfüllt und die Aussicht auf den Frieden für die Zukunft gesicherter als jetzt. In diesem Falle faßte Frankreich, wenn es den Krieg gegen Deutschland erneuerte den Stier bei den Hörnern. Bedenke noch, daß Oesterreich Ansprüche an das wiedererungene Belgien hatte, wodurch sich leicht hätten Ausgleichungen machen lassen. Das Streben Oesterreichs nach einem in sich zusammenhängenden Reiche konnte recht bequem zugleich befriedigt werden; denn schon dehnten sich, wie heute noch, seine Besitzungen bis an den Bodensee aus; dieser aber ist, wie jedes Meer und jeder Fluß, nicht als eine Scheidewand, sondern grade als eine Brücke, als ein sehr bequemes Verbindungsmittel nach dem Breisgau zu betrachten, das von jeher zu Oesterreich gehörte; hätte man das Elsaß dazugeschlagen, so wäre die stärkste Macht Deutschlands im Süden ebenso an die französische Grenze vorgeschoben worden, wie es im Norden wirklich mit Preußen geschehen ist, und die Blicke der Franzosen hätten sich vom Rheine ebenso abgewendet, wie der Fuchs mit Verachtung und Abscheu von den sauren Trauben sprach, die er nicht erlangen konnte und die er für sehr süß würde erklärt haben, wenn sie nicht zu abscheulich hoch gehangen hätten. Die andern, zur Zeit des Wienercongresses zur Sprache gekommenen Projekte, z. B. das ganze Königreich Sachsen an Preußen abzutreten und dem bisherigen Könige dieses Landes die jetzige Preußische Rheinprovinz

*) Man vergleiche: Geschichte des zweiten Pariser Friedens für Deutschland. Aus Aktenstücken von Dr. Schaumann, Prof. zu Göttingen. Daselbst bei Vandenhoek. Ueber denselben wichtigen Gegenstand haben wir von dem vielerfahrenen Freiherrn von Gagern ein lesenswerthes Buch: „Der zweite Pariser Frieden; 2 Theile. Es bildet den fünften Theil (in 2 Abtheil.) des Werkes: Mein Antheil an der Politik."

mit dem heutigen Belgien als eigenthümliches Reich zu überweisen, welches Projekt an der ehrenwerthen Anhänglichkeit des sächsischen Königs an das angestammte Volk und Land scheiterte, können füglich hier unbesprochen bleiben. Nur soll hier der Parallele gedacht werden, welche neulich zwischen Genf und Straßburg gezogen wurde. Für den denkenden Fremden ist nämlich Straßburg ein verschwundener Ruhm, eine Stadt, die sich selbst überlebt zu haben scheint. Das die Straßen füllende Leben ist ein fremdes, aufgedrungenes, die immer mehr sich verbreitende Sprache ist nicht die heimische; mit der Letzteren schwinden auch immer mehr die alten Sitten und Gewohnheiten.

Zwar herrscht im Elsaß materieller Wohlstand, aber dieser ist nur die äußere Schale, die erste Stufe des Glücks; in Straßburg ist viel für den Körper, aber nichts für die Seele. Zur Freude der Deutschen regt sich seit Kurzem wieder das ursprüngliche Volkselement, und eine Menge gediegener schriftstellerischer Leistungen zeugt noch von der Kernhaftigkeit dieses wackern, unverwüstlichen Volksstammes. Wie im östlichen Grenzlande Ungarn der Erzbischof Ladislav Pyrker (geboren 1772 zu Langh in Ungarn, der Verfasser der Rudolphias, der Tunisias, der Perlen der hl. Vorzeit) und der Graf Mailath (geboren 1786 zu Pesth, der Geschichtsschreiber der Magyaren, der Herausgeber einer Menge altdeutscher Gedichte, der geistreiche Uebersetzer der Haupterzeugnisse der Literatur seines Volkes) die Hauptbeförderer des Fortschrittes deutscher Bildung gegen das Magyarenthum sind, so sind im Elsaß die Brüder Adolph und August Stöber die Stützen deutschen Geistes gegen den Andrang des Franzosenthums. Sie gaben noch vor Kurzem eine, nach dem Erbauer des Domes Erwin von Steinbach genannte Zeitschrift heraus, „Erwinia", und auch nach dem Eingehen derselben haben sie die deutschen Elemente des Elsaß dadurch gefördert, daß sie die herrlichen Sagen jener Provinz sammelten. Das betreffende Werk heißt: „Oberrheinische Sagen und Volkslieder." Besonders mache ich hiermit auf das inhaltreiche Werk Strobels, Professor an dem Straßburgischen Gymnasium, aufmerksam, welcher eine vaterländische Geschichte herausgegeben hat*).

*) Es führt den Titel: Vaterländische Geschichte des Elsaßes von der frühesten bis auf die gegenwärtige Zeit. Nach Quellen bearbeitet von

XXI.

Heidelberg, den 14. September.

Früh Morgens begab ich mich in aller Frühe auf das Dampfschiff, um auf dem Rheine meine Reise fortzusetzen*). Von hier aus nennt man ihn den Oberrhein, welchen Namen er bis Mainz führt, von wo er bis Cöln Mittelrhein, von Cöln bis zu seinem Ausflusse in Holland der Niederrhein heißt. Der Strom ist hier schon äußerst belebt und gewährt ein sehr verschiedenes Bild von der Donau, die ihm in Beziehung der Lebhaftigkeit bedeutend nachsteht. Er wurde im Laufe dieses Jahres von hier, ja schon von Basel an bis zu seiner Mündung mit 47 Dampfboten befahren, welche Privatgesellschaften, der Kölner, der Düsseldorfer und der Niederländischen gehören, und es ist interessant, die Vermehrung der Reisenden zu beobachten, wie sie von Jahr zu Jahr in steigender Progression zugenommen hat. Während man im Jahre 1827 nur 18—19000 Reisende zählte, welche auf den Kölner Booten, damals den einzigen, befördert wurden, benutzten im Jahre 1839 schon 187,000 im Jahre 1840 gegen 636,000 und 1841 über 750,000 Menschen die rheinischen Dampfschiffe und man hat nachgerechnet, daß derselben eine größere Menge von Reisenden sich bediente als in der ganzen preußischen Mo-

---

A. W. Strobel. Bis jetzt 3 Theile, aber erst bis zum Beginn der Reformation reichend. (Straßburg bei Schmidt und Grucker 1843). In sehr gelungenem und ansprechendem poetischen Gewande hat der bejahrte, aber immer noch geistesfrische Dichter August Lamey die reiche Vergangenheit in einer „Chronik der Elsaßer in Liedern und Gemälden" den Freunden des schönen Landes eine dankenswerthe Gabe geboten.

*) Das vor zwei Jahren durch ganz Deutschland geflogene Lied: „Sie sollen ihn nicht haben den freien deutschen Rhein" das, wie die französische Revolution, die Reise um die Welt gemacht hat, ist wissenschaftlich nach allen Beziehungen besonders der Streitfrage über die Rechtmäßigkeit der Beherrscher des linken Ufers erläutert von dem Privatdozenten der Rechte in Heidelberg Dr. Oppenheim: „Der freie deutsche Rhein. Geschichtl. und staatswirthschaftl. Entwickelung des Rheins. Stuttgart und Tübingen bei Cotta. Die Geschichte ist von den ältesten Zeiten durch das Mittelalter, wo der Rheinische Städtebund und bis auf die neuere Zeit, wo der von Napoleon gestiftete Rheinbund eine wichtige Rolle spielt, bis auf die Verhandlungen in Wien, auf die Beschlüsse der Central-Commission und die neueste Gesetzgebung hindurchgeführt.

narchie durch die Fuhr- und Eilwagen-Posten ungeachtet deren trefflicher Einrichtung befördert wurden. Unter den verschiedenen Gesellschaften hatte die Kölner abermals die größte Thätigkeit entfaltet, denn ihr allein gehören 22 Schiffe, welche zwischen Straßburg und Düsseldorf im Gange waren. Für die Reise von Straßburg bis Mannheim bedurfte man in der Regel 7, bis Mainz 11 Stunden; nun sollen aber noch größere Beschleunigungen stattfinden, so daß die Reise von Straßburg nach Köln, wenn ich nicht irre, eine Entfernung von mehr als 60 Stunden; wenigstens während der Sommermonate in einem Tage wird gemacht werden können. Dazu kommt noch die, wenigstens auf dem elsässischem Gebiete schon fertige, auf dem badischen aber erst begonnene Eisenbahn, so daß Straßburg an Erleichterung und Menge der Communikationsmittel bald nichts mehr wird zu wünschen übrig haben, ja dieser blühende Ort hierin mit allen Städten des Festlandes schon jetzt wetteifert. Schon jetzt ist die Einrichtung getroffen, daß der Abgang der Dampfschiffe von Straßburg nach der Ankunft der ersten Dampfwagenzüge aus Basel erfolgt, mithin Reisende, welche in frühen Morgenstunden von Basel abgehen, noch denselben Abend nicht nur bis Mainz, sondern auch bis Frankfurt a. M. gelangen können, so daß die bedeutende Strecke von 50 deutschen Meilen in 14 Stunden zurückgelegt wird. Mithin können Reisende von der Schweizer Grenze über Köln, Aachen (denn beide Städte sind durch eine Eisenbahn verbunden) und die belgischen Schienenwege, welche in der neuesten Zeit bis nach Aachen verlängert worden sind, innerhalb 3 Tagen nach London gelangen, während welcher sie in Mainz übernachten können. Demjenigen, welcher blos in der Absicht reist, um seine Erinnerung mit schönen Landschafts-Bildern auszuschmücken, ist jedoch zu rathen, von Straßburg aus noch nicht den Rhein zu befahren, denn seine Ufer sind noch flach, und entbehren hiermit des Reizes, der von Mainz aus in unaussprechlicher Fülle auf beiden Seiten ausgegossen ist, und auch demjenigen, der von dem Sitze der größten Naturpracht unsers Erdtheils, von der Schweiz herkommt, noch zu bewundern und zu genießen Stoff in Fülle darbietet. Zwar war meine Seele von den gewaltigen Eindrücken so überfüllt und erschüttert, daß ich wenigstens für die Werke der Menschen unempfänglich war und den Gedanken, der unreif in mir sich regte, von Straß-

burg aus nach Paris zu reisen, wohin man so schnell und für die selben Kosten gelangt, als von Wien nach Triest (— merkwürdiger Weise sind die Entfernungen ganz gleich —) hauptsächlich aus dem Grunde aufgab, weil ich befürchtete, in der mit Bildern überfüllten Seele keinen Platz mehr für neue Eindrücke zu haben und ich besorgte, daß alles Neuhinzukommende wirkungslos von mir abprallen würde. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß man die Schweiz wie angedonnert verläßt. Allein ich muß hier der Zeit etwas vorgreifen und beim ersten Betreten des schönsten Stromes der Erde die Versicherung geben, daß die Reize, die er freilich erst später, namentlich von Mainz aus entfaltet, so eigenthümlich, so originell und lieblich sind, daß sie sich recht bequem, ja kühn neben die unvergeßlichen Eindrücke stellen können, welche die Bereisung der Schweiz in der Seele zurückläßt. Ja, ich möchte Allen aus der Schweiz Heimkehrenden die Rheinreise ebenso rathen, wie die Aerzte viele aus Karlsbad kommende Kurgäste nach Töplitz zur Nachkur zu schicken pflegen, damit die heftigen Wirkungen des ersten Bades wieder etwas abgeschliffen und neutralisirt werden, damit das darauf folgende, ruhig dahingleitende Alltagsleben nicht so gewaltig gegen die Erschütterungen absteche, die der Körper und beim Reisenden natürlich die Seele am ersteren Orte erlitten hat. Nun fühle ich, wie thöricht der Wunsch war, von der Gotthardsstraße, vom Oberhaslithale, ja von Zürich aus wie durch einen Zauberschlag in die Heimath versetzt zu werden oder mit verbundenen Augen und so eilig als möglich zurückzukehren: denn wessen Nerven sind so gestählt, daß er diesen plötzlichen, unvermittelten Uebergang ertragen könnte? Zwar werden durch ein längeres Reisen die früheren Eindrücke in den Hintergrund geschoben, aber die neuen Eindrücke einer Rheinreise gruppiren sich so lieblich und hold in den Vordergrund, lassen jene Riesen-Eindrücke so hoch hervorragen, wie am Züricher See über die vorderen rebenbewachsenen Hügel mit ihren Villen und Schlössern die himmelanstrebenden Alpen des Berner Oberlandes mit ihren silbernen Locken hinausstarren.

Aber die Eindrücke der Rheinreise schmeicheln sich wie Flötentöne in das Herz, während die Stimmen, die von den Alpen herabsprechen, den Tönen der die Menschheit zum Weltgericht versammelnden Posaune zu vergleichen sein dürften. Beide Eindrücke zusammen erst bilden ein Concert, das durch nichts ersetzt werden

kann; das ist etwas Aehnliches, wie die Harmonie der Sphären, von welcher der poetischeste aller Philosophen, der holde Pythagoras, schwärmte. Doch wir müssen zunächst die Gegenwart ins Auge fassen und berichten, daß ich auf dem Dampfboote „die Stadt Mainz" gegen 7 Uhr meine Reise fortsetzte, wofür ich im Büreau der Dampfschifffahrt-Gesellschaft einen Dukaten bezahlte und nur einige Münzen zurückerhielt. Diese sonderbaren Münzen rühren noch von der französischen Revolution her, denn sie tragen nicht nur das Gepräge derselben, die Fasces der Republik, darauf die Jakobinermütze und die merkwürdige Umschrift: Egalité, liberté etc. und sind aus den Glocken geprägt, die man den Kirchen raubte. Da die Ufer eben und mit Pappeln bewachsen waren, mithin dem Auge keinen Genuß boten, so hatte ich, da ich seit gestern Abend wieder allein in der Welt dastand, doppelte Veranlassung, mich in der Reise-Gesellschaft umzusehen, ob nicht ein Mitglied derselben zum geistigen Verkehr geneigt und geeignet sei. Wer sucht, der findet. Es ward mir nicht schwer, bei sorgfältiger Vermeidung und Umgehung der Engländer, von denen das Schiff wie gewöhnlich wimmelte, mir einen Franzosen auszuwählen, der auch von nun an mein Gesellschafter wurde. Es war ein Advokat oder vielmehr avoué aus Besançon, mit Namen Besson. Den Unterschied zwischen Advokat und avoué, den er mir weitläufig auseinander setzte und der wesentlicher Art sein soll, kann ich nicht mehr angeben. Wohl aber weiß ich, daß der genannte Franzose fast keinen Fehler seiner Landsleute, aber alle ihre schönen Eigenschaften in sich vereinigte und mild im Urtheile war. Um eine Probe zu geben, führe ich das Ergebniß derselben an. Die französischen Angelegenheiten würden nach allgemeinen Begriffen und Redensarten geführt, in denen die Lage, das Bedürfniß oder der allgemeine Wunsch ihren Ausdruck finden. Zur Zeit der Republik war es liberté et egalité, zur Zeit des Kaiserreichs bonheur et grandeur der französischen Nation, welche wieder in der grande nation, dem grand empereur und der grande armée ihre Unterabtheilungen hatten. Dann kam der glückliche Ausdruck der legitimité, die Erfindung des Fürsten Talleyrand und man war bald so weit, zu erklären, daß Frankreich nichts begehre, als die Legitimität und die Bourbons, bis (1830) die charte verité mit dem juste-milieu der legitimen Uebersättigung ein Ende machte, und nach den eitlen Kriegsgelüsten von 1840 das Be-

dürfniß der neuen Lage in der entente cordiale mit England seinen Ausdruck, seine Bezeichnung vergeblich gesucht und nicht gefunden hat*). Durch freundliches Zuvorkommen erfreute er nicht blos mich, sondern noch mehrere Mitglieder der Reisegesellschaft und es trat bald warme Anhänglichkeit und herzliche Theilnahme hervor, auf die man schon darauf schließen darf, daß er meinetwegen seine Reise verlängert hat. Er beabsichtigte nämlich, schon bei dem ersten Landungsplatze auszusteigen, um zu Lande seinem Ziele, Rheinbaiern, wo er juristische Geschäfte abzumachen hatte, zuzueilen; aber er fuhr auf mein Zureden weiter bis nach Knielingen, dem Hafen von Karlsruhe, von da nach Heidelberg, übernachtete daselbst mit mir in Einem Zimmer, begleitete mich bis nach Mannheim, wo unsere Wege, ich kann dreist sagen, zu unserm gegenseitigen Bedauern, uns für immer auseinander führten; daselbst verließ er noch einmal den Wagen, um mich, der ich schon wieder das Dampfschiff bestiegen hatte, noch einmal seines Dankes zu versichern, daß ich ihm zu diesem nicht beabsichtigten Abstecher in die reizendste Gegend Deutschlands, in der Heidelberg liegt, veranlaßt hatte. Von der erwähnten Lebhaftigkeit auf dem Rheine bekamen wir gleich Proben zu sehen, denn wir waren noch nicht weit gefahren, als uns schon ein zweites Dampfschiff, Le Creusau, begegnete, das drei Lastschiffe am Schlepptau führte, bald darauf rauschte der Dampfer „Prinzessin Marianne" an uns vorüber. Doch Du würdest, wenn ich fortfahren wollte, Dir alle uns begegnenden Schiffe zu nennen, bald unwillig werden. Es mochte in der eilften Stunde sein, als wir in Knielingen, einem aus wenig Häusern bestehenden badischen Oertchen, landeten und, nachdem unser Gepäck durchsucht worden war, ohne Aufenthalt auf dem schon bereitstehenden Postwagen nach Karlsruhe weiter befördert wurden, welche Hauptstadt Badens 1½ Stunde von hier

*) Die Fehler der Gallier werden merkwürdiger Weise schon von Cäsar gerügt, indem er ihnen (bel. gallic. II, 1,) mobilitatem et levitatem animi sowie den daraus folgenden Fehler, daß sie stets novis rebus studebant und VII, 42, temeritatem, ut levem auditionem habeant prorsus comperta vorwirft. Noch schöner ist die Stelle (III, 19) die erst nach dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland, nach der Niederlage bei Leipzig und Belle-Alliance geschrieben zu sein scheint: „Ut ad bella suscipienda Gallorum alacer ac promptus est animus, sic mollis ac minime resistens ad calamitates perferendas mens eorum est.

entfernt liegt. Der Zufall brachte uns beide mit einem dritten Reiſenden zuſammen, der, da er bis Köln mein Begleiter wurde, wenigſtens erwähnt werden ſoll. Es war ein junger Pharmaceut aus Verden in Hannöveriſchen, der mehrere Jahre in Berlin ſich wiſſenſchaftlich beſchäftigt hatte, und eben von einer Reiſe aus Frankreich zurückkehrte, wo er ſich auch die franzöſiſche Sprache ſo angeeignet hatte, daß er an unſeren Disputationen Antheil nehmen konnte, denn ich darf wohl nicht erſt erwähnen, daß der Franzoſe nicht ein Wort deutſch verſtand. Die Gegend von Knielingen bis Karlsruh iſt, obwohl nicht ausgezeichnet durch Fruchtbarkeit, doch nicht unintereſſant zu nennen, weil ſchöne Waldungen zu beiden Seiten der Straße uns an dem heißen Sommertage willkommenen Schatten gewährten, ja dieſe lichten Wälder das Anſehen eines Parkes hatten. Es war gerade in der Mittagsſtunde, als wir in dem eleganten Karlsruhe anlangten. Schon das Thor, durch das wir unſern Einzug hielten, war mit Säulen verziert, und dieſen Schmuck tragen auch mehrere der ohne Ausnahme neuen, nur etwas zu niedrigen Häuſer, denn die meiſten ſind außer dem Parterre blos 1, ſelten 2 Stock hoch, manche entbehren ſogar des einen Stockwerkes. Alles aber iſt nett, freundlich, reinlich, die Straßen ſehr breit, gut gepflaſtert, nur ſchießt nicht ſelten das verrätheriſche Grün zwiſchen den Pflaſterſteinen hervor, ein Zeichen geringer Lebhaftigkeit. Nur auf einem Platze herrſchte einiges Leben, es wurde daſelbſt die Wachtparade abgehalten, und man konnte ſich im erſten Augenblicke nach Berlin oder Potsdam verſetzt glauben, denn das Militair hat große Aehnlichkeit mit dem preußiſchen. Nach dem Genuſſe einiger Erfriſchungen ſchickten wir uns an, die ſonderbare Stadt näher in Augenſchein zu nehmen. Sie iſt die jüngſte Reſidenz in Europa, denn erſt im Jahre 1715 legte der damalige Markgraf Carl Wilhelm, der bisher wie ſeine Vorfahren in dem Städtchen Durlach gewohnt hatte, unzufrieden mit den Bewohnern deſſelben, den Grund zu einem Schloſſe, das er Karlsruhe nannte; um dieſes Schloß wurden fächerartig die Straßen angelegt, ſo daß ſie alle nach dem Schloſſe zu gerichtet ſind. Man kann ſie ſich ungefähr wie die Finger einer Hand vorſtellen, d. h. die einzelnen Straßen laufen concentriſch nach dem Schloſſe hin, welches aber durch einen bedeutenden Platz von den Straßenmündungen entfernt iſt. Unſer erſter Gang war nach dieſem, im Verhältniß zu ſeiner Länge mir zu niedrig vor-

kommenden Schlosse. Die Besichtigung desselben ward uns sogleich gestattet und so führte man uns denn in die prachtvollen Räume, namentlich in den großen Speisesaal, der mit den Bildsäulen der 4 Jahreszeiten, mit verschiedenen Gardinen, einem ungeheuren gläsernen, mit Kerzen bespickten Kronleuchter und anderem Prunke geschmückt ist. Von der regierenden großherzoglichen Familie befand sich, den Versicherungen unseres Führers gemäß, die Gemahlin des Großherzogs anwesend, sie ist, wie Du weißt, eine Tochter des unglücklichen letzten schwedischen Königs aus dem Geschlechte Wasa. Statt alle Prunkgemächer herzuzählen, begnüge ich mich, auf den sogenannten Bleithurm des Schlosses aufmerksam zu machen, in dessen unterem Theile ein rundes Zimmer mit Spiegeln an den Wänden so belegt ist, daß man, in dessen Mitte stehend, sich nirgends sieht, ein Vexierwerk, auf das sich der Kastellan nicht wenig einzubilden schien; bei einem anderen Spiegel hingegen sieht man sich in allen auf einmal. Weit lieber als diese kleinlichen Spielereien war uns die Aussicht auf der Plattform des Thurmes, der eben ausgebessert wurde. Ich finde keinen passenderen Ausdruck für dieselbe als den, welchen ich schon der ganzen Stadt beigelegt habe: nett, freundlich, Kinder und Weiber gewiß mehr ansprechend als Männer. Da lag sie denn zu unsern Füßen diese nach der Schnur gebaute Stadt: gerade aus vom Schlosse die auf den Hauptplatz führende Hauptstraße, und auf der einen 7, auf der andern 5 parallel oder vielmehr in divergirender Richtung sich erstreckende Straßen, welche, auch nachdem die Stadt schon ihr Ende erreicht hat, noch in den Hartwald verlängert sind. Ein ähnliches Schauspiel bietet sich Deinen Blicken dar, wenn Du Dich umwendest, wo der Schloßgarten seine Alleen, die sich in den Wald hinein verlängern, zur Betrachtung öffnet. Man hat also den Gedanken verkörpert vor sich stehen, der öfter vom geistigen Standpunkte aus sich aufdrängt. Ich meine: Ein vielseitiges, durch mehrere Jahrzehnte hindurch fortgesetztes Studium verschiedener Wissenschaften gewährt endlich den, durch nichts zu ersetzenden Genuß einer weiten Aussicht sowohl als einer tiefen Einsicht in das Wesen der Dinge. Das Resultat gleicht dem Standpunkte auf dem Bleithurme zu Karlsruhe. Man steht gleichsam auf einer Warte und sieht durch die verschiedenen Zweige der Wissenschaften, durch die Profan-Kirchen-Dogmen-Kunstgeschichte, durch die Literaturen der alten und neuern

Völker, durch die Sprachen des Orients und Occidents, durch die verschiedenen Zweige der Naturwiſſenſchaften hindurch und bildet ſich aus allen dieſen Aggregaten eine eigene Welt, welche die Grundlage des Denkens und Wollens ausmacht. Doch ich möchte wohl Deinen Blick über die Straßen der Stadt und über die Eckthürme des zu niedrigen Schloſſes hinausrichten auf die ehemalige Reſidenz Durlach, die ganz in der Nähe auf einer kleinen Anhöhe ſichtbar iſt, ja auf Raſtadt, das geſchichtlich merkwürdige; auf die beträchtlichen Anhöhen, hinter denen das weltberühmte Bad liegt, von dem das Großherzogthum den Namen hat. Doch laß uns in der Stadt einen Rundgang machen! Gebäude, die demjenigen der ſchon weite Reiſen gemacht hat, wahrhaft imponirten, ſucht man hier vergebens. Es kam mir immer vor, als ob ich in einer Stadt der Liliputter wäre, und ich konnte mich von der angenehmen Empfindung, welche das Leſen der Mährchen in uns zu erregen pflegt, durchaus nicht frei machen.

Am Beſten gefiel mir noch auf einem runden Platze ein auf zwei Sphinxen ruhender Obelisk mit der Unterſchrift: Dem Gründer der Verfaſſung die dankbare Stadt Carlsruhe, mit der Büſte dieſes Wohlthäters ſeines Landes, deſſen Name auf der andern Seite geſchrieben ſteht: „Carl, Großherzog von Baden," der am 18. December 1818 ſtarb, alſo noch im Verfaſſungsjahre ſelbſt. Ein anderer Obelisk dient als Verzierung eines Springbrunnens, an denen die Stadt ziemlich reich iſt, doch natürlich nicht ſo reich als Rom, das auch hierin alle übrigen Städte der Welt übertrifft. Dieſe Brunnen ſind in Karlsruhe um ſo nöthiger, da die Stadt an keinem Fluſſe, ja an keinem Bache liegt, welcher Umſtand mit dazu beiträgt, daß man des Gedankens, ſie ſei nicht durch das Bedürfniß der Menſchen, ſondern durch die Launen eines Gebieters entſtanden, nicht ledig wird. Der erwähnte Obelisk mit Ketten zierlich umſpannt, ſteht dem ſehr geſchmackvollen Theater gegenüber, welches von dem verdienſtvollen Architekten Weinbrenner im Stile der alten römiſchen Theater erbaut iſt. Einen einigermaßen großartigen Eindruck macht das Rathhaus mit ſeiner ſchönen Säulenhalle; es ſteht der evangeliſchen Hauptkirche gegenüber, die zu beiden Seiten von dem Lyceum eingeſchloſſen wird. Zwölf korinthiſche Säulen ſchmücken die Vorderſeite des ebenfalls von Weinbrenner erbauten Tempels, deſſen Inneres ich nicht geſehen habe. Mitten auf dem Hauptplatze erhebt ſich

eine Pyramide, die zugleich dem Gründer der Stadt als Ruheſtätte dient, woran man durch eine Inſchrift erinnert wird; doch wäre im Intereſſe der Stadt zu wünſchen, dieſe Pyramide wäre entweder zehnmal größer gerathen, oder ganz unterblieben, denn ſo wie ſie iſt, glaubt man, ſie auf einem Karren wegfahren zu können und die Schildwache in der Nähe iſt wirklich nicht überflüſſig, denn ohne dieſelbe wäre ſie wahrſcheinlich ſchon längſt geſtohlen worden. Zwiſchen dem Rathhauſe und der Kirche iſt noch die Statue des Großherzogs Ludwig, der vom 8. December 1818 bis zum 30. März 1830 regierte, des Vaters des jetzt herrſchenden Großherzoges, Karl Leopold (geb. am 29. Auguſt 1790), zu erwähnen. Sehenswerth iſt außerdem noch die katholiſche Kirche, welche nach dem Pantheon in Rom erbaut iſt, alſo in Deutſchland, ſo viel ich weiß, nebſt der Hedwigskirche in Berlin die zweite Kopie dieſes berühmten Rundbaues, welches mir im Originale ebenſo gefallen, als in der Kopie wenn nicht mißfallen, doch mich ſehr gleichgültig gelaſſen hat. Weit ſchöner iſt der Palaſt des Markgrafen von Baden am ettlinger Thore, deſſen Vorderſeite mit 6 ſchönen korinthiſchen Säulen geſchmückt iſt. Auch das Ständehaus, das Muſeum, welches für geſellige Vergnügen beſtimmt iſt, das Kadettenhaus, das Zeughaus ſind intereſſante Gebäude. Mit noch größerem Vergnügen ergingen wir uns in dem zum Sommerpalaſte der Frau Markgräfin gehörigen Gartenanlagen. Die Stadt ſelbſt zählt 24,756 Einwohner, wovon über 8000 Katholiken und etwas über 1000 Juden ſind, welche, wie man aus den, am 5. September 1843 hier ausgebrochenen Unruhen ſchließen darf, mit der übrigen Bevölkerung nicht auf dem freundſchaftlichſten Fuße zu ſtehen ſcheinen.

Nach 3 Uhr fuhren wir auf der Eiſenbahn in zahlreicher Geſellſchaft nach Heidelberg. Der Weg iſt äußerſt intereſſant; die rechte Seite iſt hügelig, folglich ſchöner als die Linke, welche ganz eben iſt, häufig Wieſen darbietet, die durch Alleen und förmliche Obſtwälder durchſchnitten werden. Durlach mit beinahe 5,000 Einwohnern liegt hart an der Eiſenſtraße in anmuthiger Gegend; früher wohnten die Markgrafen von Baden, die nach dieſer Stadt genannt wurden, in dem daſigen, ſehr anſehnlichen Schloſſe, welches jetzt der Sitz der Regierung iſt. Unweit der Stadt erhebt ſich der Thurmberg, der ſeinen Namen von einem uralten Thurme hat, den man für eine römiſche Warte hält und von dieſem turris

ad lacum (denn die Gegend ſoll einſt ein See geweſen ſein) hat Durlach ſeinen Namen. Ohne Aufenthalt ging es eiligſt fort nach dem 4 Stunden davon entfernten Bruchſal, das beinahe 7000 Einwohner zählt und früher die Reſidenz der Fürſtbiſchöfe von Speier war. Das ſchöne Schloß ſieht man aus weiter Ferne. Bald waren wir in dem Badeorte Langenbrücken, das den Verſicherungen unſeres, mit Orden geſchmückten Conducteurs gemäß ſehr ſchwach beſucht wird. Dergleichen Ordensdekorationen ſind in Baden faſt zu häufig, denn in dem 279 Quadrat-Meilen großen badniſchen Staate mit ſeinen 1,335,200 Einwohnern befinden ſich gerade ſo viel Ordensritter, als in dem öſterreichiſchen Kaiſerthume, das 12,156 Quadrat-Meilen und beinahe 35 Millionen Einwohner zählt. Die Gegend blieb ſich fortwährend gleich, d. h. zur Rechten erblickten wir eine große Menge wohlhabender, ziegelgedeckter Ortſchaften, die ſich um ihre Kirchen wie die Küchlein um die Hennen gelagert hatten; ihre Namen ſind mir entfallen. Die bisherige Landſtraße blieb uns meiſt zur Linken und war natürlich verödet. Die hieſige Eiſenbahn ſcheint wenig oder gar keine Schwierigkeiten dargeboten zu haben, denn ſie läuft fortwährend in der Ebene dahin. Es mochte gegen 6 Uhr ſein, als wir in der reizendſten Stadt Deutſchlands, in dem mit Recht viel geprieſenen Heidelberg ankamen und in einem, dem Bahnhofe zunächſt gelegenen Gaſthauſe, zu den 3 Falken, abſtiegen, von wo wir ſogleich in die Stadt ſelbſt eilten, um ſie in Augenſchein zu nehmen. Sie liegt am grünlichen Neckar, einem ſchmalen, durch zwei vorſpringende Berge, dem heiligen Berge und dem Königsſtuhle, der ſeit der Beſteigung durch Kaiſer Franz 1815 nun Kaiſerſtuhl heißt, gebildeten Thale und zählt 13,767 Einwohner, von denen die kleinere Hälfte Katholiken ſind. Sie bildet beinahe eine einzige, ſehr breite mit ſchönen Häuſern beſetzte Hauptſtraße, denn die Nebenſtraßen ſind kaum der Rede werth. Daß die hieſige Hochſchule nächſt der Prager die älteſte Deutſchlands iſt (denn ſie ward ſchon 1386 durch den Pfalzgrafen Ruprecht geſtiftet) und daß ſie heute noch eines großen Rufes ſich erfreut, wird Dir bekannt ſein. Ihre werthvolle Bibliothek wurde im Anfang des dreißigjährigen Krieges von den Baiern bei der Eroberung Heidelbergs nach Rom geſchickt*). Unter ihren berühmten Lehrern

*) Worüber man nachleſen mag: Schenkung der Heidelberger Bibliothek durch Maximilian I., Herzog und Kurfürſt von Baiern, an Papſt Gregor XV.

dürfte der originelle und fruchtbare Hiſtoriker Schloſſer und der ſchon ſeit 1804 an ihr lehrende Verfaſſer der Symbolik, Georg Friedrich Kreuzer (geb. 1771 zu Marburg) die bekannteſten ſein. Der vollſtändige Titel des berühmten 4 Theile umfaſſenden, einen großen Schatz von Gelehrſamkeit enthaltenden Buches iſt: Symbolik und Mythologie der alten Völker. Leipzig und Darmſtadt, 1810—12. Schon ſeit ihrer Gründung, namentlich ſeit des trefflichen Kurfürſten Philipp des Aufrichtigen (ſeit 1476) Zeiten war die Univerſität ſo glücklich, eine Menge ausgezeichneter Geiſter, beſonders Repräſentanten der Claſſicität zu beſitzen. Zu dieſem Beſitze verhalf ihm großen Theils der edle Johann von Dalberg, Kämmerer und zuletzt Biſchof von Worms (geb. 1445, geſt. 1503), der in Ferrara den Rudolph Agricola kennen lernte und ihn ſo wie Dietrich von Plennigen nach Heidelberg zog. Nach Agricolas Tode trat Reuchlin an ſeine Stelle. (Agrikola war 1443 in der Nähe von Gröningen geboren und wurde 1483 für Heidelberg gewonnen, wo er aber ſchon 1485 ſtarb). Die nächſte Stelle verdient Konrad Celtes, geboren zu Wipfeld bei Schweinfurt 1459, machte ſeine Studien zu Erfurt und Köln, ward 1484 zu Heidelberg immatrikulirt und führte ein ſehr buntes Leben, bald in Berlin, in Prag, Polen, Ingolſtadt, ſtiftete die rheiniſche Geſellſchaft, deren Zweck die Reinheit der römiſchen Sprache war, mit Dalberg auf einer Reiſe durch Heidelberg im letzten Jahrzehnd des fünfzehnten Jahrhunderts, zu deren Mitgliedern die erſten Berühmtheiten von ganz Oberdeutſchland: Joh. Trithemius, der gelehrte Abt von Spondeim; Huttens ſchwäbiſcher Freund Eitelwolf von Stein; der Nürnberger Patrizier Wilibald Pirkheimer mit ſeinen Landsleuten Heinrich Groninger und Johann Werner, dem Mathematiker; der Regensburger Domherr Johann Tolophus aus Franken; der um die Heilkunſt verdiente Mellerſtadt, Celtes' Landsmann und Freund; die Mathematiker J. Laternus, J. Stubius, S. Sprentz; die Rechtsgelehrten Zaſius und Vigilius, endlich der hochverdiente Konrad Peutinger gehörten. Es wurde Johann Weſſel, von dem uns Ullmann ein lebendiges Bild entworfen hat, Johann Reuchlin und deſſen Bruder Dionyſius nach Heidelberg

---

nd ihre Verſendung nach Rom. Mit Original-Schriften von Auguſtin Theiner, Prieſter des Oratoriums. München, lit. Anſtalt.

berufen. Jakob Wimpheling aus Schlettstadt (1449—1528), der die Söhne des Kurfürsten Philipp unterrichtete; seiner Schriften waren sehr viele.

Als die Universität 1786 ihr vierhundertjähriges Jubiläum gefeiert hatte, fiel bald darauf in Folge des Lüneviller Friedens der größte Theil der diesseitigen Rheinpfalz und mit ihm Heidelberg an Karl Friedrich, der die Universität neu begründete. Unter den katholischen Theologen (denn die theologische Fakultät war, wie das Land, aus katholischen und reformirten Bekennern gemischt) ragte Prof. Dereser am meisten hervor; unter den protestantischen Wundt und Daus. Daus war der erste von den vielen Hessen, die in diesem Jahrhunderte eine Zierde der Universität waren; dazu gehören außerdem Kreuzer, Schwarz, Martin, Tiedemann, Conradi, Leonhard, Blum und Bangerou. Als Mediciner zeichnet sich W. Mai am meisten aus; er war als Schriftsteller eben so fruchtbar, wie als praktischer Arzt gesucht und glücklich. Er starb 1814. Es wurden v. Savigny und Kreuzer aus Marburg berufen. Zugleich entwickelte sich auch in den andern Fakultäten neues Leben; Fries, Wilken, Kästner der Chemiker, Böth, Voß wurden in die philosophische, in die katholisch-theologische Werk, in die protestantische Schwarz, Bauer, Ewald, Marheinecke, Dewelk, Paulus; in die juristische Tätz, Heyse, Klüber, Martin, Zachariä; in die medicinische Ackermann, Heger, Schelver, Nägele, später Conradi, Tiedemann, Chelius gerufen.

Jena's goldenes Zeitalter war verschwunden; Göttingen leistete in positiver und empirischer Forschung Großes; eine neue, entscheidende Fortbewegung ging von Heidelberg aus. Das erste Zeichen dieser neuen Zeit war die Zeitschrift „Studien und Kritiken", die Daub und Kreuzer herausgegeben und an der Schwarz, Heyse, Abegg, Kastner, Wilken, Böth, Marheinecke, Fries, Dewette, Görres, W. Grimm, Welcker, Moser und Andere Theil nahmen; daran schlossen sich bald die Heidelberger Jahrbücher, an denen von auswärts auch Jean Paul, Fr. Schlegel, S. W. Schlegel, Oken, beide Grimm, Fr. v. Meyer, Wachler, Windischmann, Arnim, Görres, Brentano Theil nahmen.

Auch die Bibliothek fand zeitgemäße Unterstützung; noch unter Karl Theodor's Regierung wurde sie von 10,000 auf 45,000 Bände vermehrt; schon 1804 wurden die Anlagen auf dem Schlosse botanischen Zwecken zugleich zu dienen bestimmt, begonnen und

zwar nach dem Plane des damaligen Hofgärtners Zeyher zu Schwetzingen unter der Leitung des Oberforſtraths Gatterer ſo geſchmackvoll und ſinnig angelegt, daß er noch jetzt für das Auge der äußere Glanzpunkt Heidelbergs iſt.

Das Univerſitätsgebäude iſt anſehnlich, nicht minder die Hauptkirche zum heiligen Heiſt, ein ſchöner gothiſcher Bau. Wichtiger jedoch iſt die herrliche Lage der Stadt, die ſchon Göthe nicht genug preiſen konnte. Er ſagt: „Die Lage und Umgebung der Stadt, hat etwas Ideales.“ Sie liegt auf dem Punkte, wo das reizende Neckarthal ſich in die weite Rheinebene mündet. Den Hauptzauber bilden aber die beiden genannten, blos durch den Neckar getrennten Berge. Beide bilden eine Landſchaft großen Stiles. Vor Allem feſſeln die Trümmer des Heidelberger Schloſſes, oder wie man lieber ſagen ſollte, der Schlöſſer mit ihren Zinnen, Thürmen, Erkern, Altanen, mit ihren Portalen und Statuen, mit ihren Höfen und Brunnen, mit ihren Blumenbeeten und Baumgruppen, die einen überraſchenden Eindruck machen. Sehr ſchön und richtig nennt man*) dieſen Congreß von Paläſten die Alhambra der Deutſchen. Schon die Lage iſt wahrhaft ſouverain, ja, unvergleichlich. Ruhig und ſicher ſtehen die zuſammenhängenden Schlöſſer auf einem Vorhügel des Gebirges gelagert und ſchauen auf die zu ihren Füßen gleichſam ſchutzflehend ſich anſchmiegende Stadt, ja weit über dieſelbe hinaus auf das fruchtbare Land. Im Vordergrunde dehnt ſich unabſehbar weit die herrliche Ebene hin, die von beiden Strömen, dem Rheine und dem Neckar belebt wird und erſt an der Kette der Vogeſen findet das Auge einen Ruhepunkt.

Der Mangel an Einheit in dem Plane der Gebäude dient nur noch dazu, die maleriſche Wirkung dieſer herrlichſten Ruinen Deutſchlands zu erhöhen. Dem Geſchichtskundigen treten beim Anblicke derſelben ganze Geſchlechter von Fürſten und Künſtlern entgegen, welche ſie erbaut haben. Man kann zugleich an ihnen den Charakter der Zeiten errathen, in denen ſie entſtanden ſind;

*) Die Gräfin Hahn z. B. in ihren Reiſebriefen, 1. Theile S. 391: „Das Heidelberger Schloß iſt wirklich eine deutſche Alhambra, ritterlich, lieder- und ſagenreich, liebeswarm und behelmt wie dieſe. Dieſe Fülle der ſchönſten grünen Bäume, dieſe klaren, kühlen Durchſichten, die röthliche Färbung des Geſteins und der Gebäude.“

die erſten Anfänge ſind einfach und imponiren durch gediegene Maſſenhaftigkeit; namentlich erinnert der geſprengte Thurm Friedrichs des Siegreichen an die cyklopiſchen Bauten. In Otto Heinrichs des Großmüthigen Palaſte mahnen die edlen Verhältniſſe, vor Allem aber die vortrefflichen Sculpturen dieſes im neurömiſchen Stil errichteten Gebäudes an das Gleichniß, wonach man die Architektur die dichtende Muſe in Stein nennt. In Friedrichs des Aufrichtigen Bauten erblickt man eine Ueberladung an Ornamenten und andern, eine grenzenloſe Pracht zur Schau ſtellenden Anlagen. Den Namen Alhambra verdient dieſe Maſſe von Ruinen auch durch die Fülle von Erinnerungen, welche ernſt und lieblich, heiter und tragiſch an ihnen haften. Am Rheine war ja das pfälziſche Haus beinahe die einzige weltliche Macht von Bedeutung. Daher konnte der Sitz des erſten weltlichen Reichsſtandes ſchon früh mit ſolcher Pracht angelegt werden. Ein König ging aus dieſem hervor, Ruprecht von der Pfalz, der an die Stelle des abgeſetzten Wenzel von Böhmen gewählt wurde und von 1400—1410 Deutſchland regierte. Papſt Johann XXIII., den das Concil zu Conſtanz abgeſetzt hatte, ſaß einige Zeit darin gefangen; kurz wenn bei andern Schlöſſern die Sage hinzutreten muß, um uns für ſie zu intereſſiren, ſo hat das heidelberger Schloß geſchichtliches Leben, das allen Zauber einer romantiſchen Poeſie übertrifft. Die Geſchichte des neuern Europa hat kein zweites Beiſpiel einer ſolchen Grauſamkeit aufzuweiſen, als diejenige iſt, mit welcher unter Ludwig XIV. oder vielmehr unter ſeinem berüchtigten Miniſter Louvois dieſer prächtige Fürſtenſitz muthwillig und frevelhaft zerſtört wurde. Mein Begleiter aus Hannover war rückſichtslos genug, dieſes dem liebenswürdigen franzöſiſchen Advokaten vorzuwerfen, der natürlich ſo unſchuldig daran war, als wir beiden, daher ich nicht nur ihn, ſondern auch das franzöſiſche Volk in Schutz nahm, ohne dadurch den Uebermuth des gedachten Miniſters zu vertheidigen. Denn das franzöſiſche Volk hatte zu jener Zeit keine Stimme; der Hof beherrſchte das Land. Widerlicher iſt dieſe Zerſtörung allerdings, als wenn ſie von den Koſacken ausgegangen wäre, ſo wie mir auch der gelehrte Sulla eine noch verabſcheuungswürdigere Erſcheinung iſt, als der alte Sünder Marius mit ſeiner rohen und grauſamen Kraft. Doch rühren die Zerſtörungen nicht blos von den Franzoſen her, ſondern auch die Elemente haben zur Verwüſtung dieſes

großartigen Fürstensitzes beigetragen, denn nachdem Karl Philipp 1716 einen großen Theil dieser Paläste wieder hatte herstellen lassen, zerstörte der Blitz 1764 alles Holzwerk, und seit dieser Zeit sind sie unbewohnt, bis ein Kastellan hat einige Gemächer inne. Derselbe führte uns nun auch zu dem weltberühmten großen Fasse, das 2810 Eimer oder 236 Fuder, d. h. 283,200 Flaschen Wein enthielt; man steigt auf einer Leiter hinauf; die obere Seite ist getheilt, mit einem Geländer umgeben, und geräumig genug, um eine Tanzgesellschaft aufzunehmen. Die erwähnten Trümmer nehmen einen bedeutenden Raum ein; in einem der Höfe ist ein Brunnen mit Granitsäulen verziert, welche dem, nun spurlos verschwundenen Palaste Karls des Großen zu Ingelheim am Rhein angehört haben sollen. Im Otto-Heinrichsbau soll die Vorderseite nach den Zeichnungen des großen Michel Angelo 1556 erbaut sein; er ist die glänzendste Partie dieser, vier Stockwerke hohen Gebäude; in Nischen befinden sich noch mehrere Statuen aus Sandstein, welche biblische und mythologische Figuren darstellen, während am Friedrichspalaste die Statuen der Regenten von Karl dem Großen bis auf Otto von Wittelsbach aufgestellt sind. Riesenmäßige Bäume umgeben diese Trümmer und erfüllen den ganzen Berg, bilden liebliche Gruppen, durchschnitten von Blumenbeeten, und nicht selten sind Bänke angebracht, die zur Ruhe einladen. Die Aussicht auf das Neckarthal und auf den romantischen Kaiserstuhl ist unbeschreiblich reizend. Wenn ich mich nach einem Gleichnisse umsehe, so finde ich kein anderes als die Gegend von Tivoli, 4 Meilen von Rom, und man könnte also Heidelberg mit demselben Rechte das deutsche Tivoli nennen, mit welchem man es die deutsche Alhambra genannt hat, nur fehlen leider die Wasserfälle Tivoli's. Mit Salzburg, mit dem es oft verglichen worden ist, hat es gar keine Aehnlichkeit, denn dort liegt der Berg mit seiner Festung innerhalb der Stadt, während hier die beiden Berge, deren Gipfel herrlich bewaldet sind und deren Fuß liebliche Reben umranken, sich außerhalb der Stadt befinden. Die Stadt selbst steht übrigens Salzburg an Schönheit nach. Es ist zu verwundern, daß die Großherzöge in dem monotonen Karlsruhe bleiben, und ich kündige Dir hiermit öffentlich und feierlich an, daß ich, sobald ich zur Regierung von Baden gelange, auf der Stelle von Karlsruhe ausziehe, um mich in Heidelberg niederzulassen, aber nicht, wie Du erwartest, um die in Trümmern liegen-

den Paläſte auf dem heiligen Berge wieder aufzubauen, ſondern um einen neuen auf dem gegenüberliegenden Kaiſerſtuhle mit errichten zu laſſen, um aus deſſen Fenſtern die erwähnten Trümmer ſtets erblicken zu können.

XXII.

Mainz, den 13. September

Schon um 5 Uhr beſtiegen wir wieder die Waggons des Schienenwegs, um nach Mannheim zu fliegen, welches wir ſchon nach einer halben Stunde erreichten. Die Stadt iſt zu regelmäßig gebaut, woraus ſchon folgt, daß dieſes Wort nicht immer mit ſchön vertauſcht werden kann, denn alsdann wäre ſie zu ſchön, was bekanntlich unmöglich iſt. Sie gehört, was übrigens ſchon aus dieſer allzuregelrechten Anlage folgt, zu den neueſten Städten Deutſchlands, denn erſt 1606 legte hier der Kurfürſt Friedrich IV. von der Pfalz an dem günſtig gelegenen Orte, am linken Ufer des in den Rhein mündenden Neckar, über welchen, ſo wie über den Rhein Schiffbrücken führen, ein feſtes Schloß an, um welches ſich allmählig ein Dorf erhob, das ſich zur Stadt erweiterte, als Flüchtlinge aus den Niederlanden in Schaaren herbeiſtrömten und ſich in dieſem, für den Handel ſehr vortheilhaft gelegenen Orte anſiedelten. Im dreißigjährigen Kriege aber, namentlich 1622, 31 und 44 ward ſie faſt gänzlich zerſtört und was davon übrig geblieben oder wieder hergeſtellt worden war, wurde mitten im Frieden durch unſere länderſüchtigen Nachbarn bei Gelegenheit der ſyſtematiſch, nicht im Zorn der plötzlich aufbrauſenden Leidenſchaft, nein, nach einem am grünen Tiſche Monate lange zuvor ſorgfältig berechneten Plane verwüſteten Pfalz, wozu Mannheim gehörte, vollends der Erde gleich gemacht 1688. Doch ich muß diesmal meinen Unmuth, deſſen ſich wohl ſchwerlich ein Deutſcher bei Erwähnung dieſer Schmach, zumal ſie nie gerächt worden iſt, überwinden, da ich erſt bei Heidelberg dieſes Schandfleckes gedacht habe, der mehr die franzöſiſche als die deutſche Nation trifft, obwohl auch die Deutſchen in den Augen des Auslandes nicht gerechtfertigt erſcheinen, welches auf uns das Beiſpiel Sancho Panſa's anwendet, der, während ſein Herr keine, auch nicht die geringſte Beſchimpfung ungerächt zu laſſen nach Ritter-Art

erklärte, Himmel und Erde zu Zeugen aufrief, daß er, nichts weniger als kampfluſtig, Gott danke, wenn er nicht angegriffen werde und alle Beleidigungen, nicht nur vergangene, ſondern auch zukünftige, die man ihm ſein Leben lang noch anthun könne, ſchon zum Voraus verzeihe. Es zeugt von der unverwüſtlichen, vortheilhaften Lage, daß die Stadt abermals ſich erholte und auch den Verluſt der Reſidenz der pfälziſchen Kurfürſten, wozu ſie ſeit 1720 gedient hatte, 1777, in welchem Jahre dieſelben nach München zogen, weil ſie das größere Kurfürſtenthum Baiern geerbt hatten, verſchmerzte, ſo daß dieſe blühende und ſehr wohlhabende Handelsſtadt nun gegen 23,000 Einwohner zählt. Von den Wunden, die ihr die erſte franzöſiſche Revolution geſchlagen, zeugt heute noch das 1795 eingeäſcherte und nicht wieder aufgebaute, ehemals feſte Schloß. Die Hauptſtraße, die einzige, welche einen Namen hat, heißt die Plankenſtraße; ſie durchſchneidet in grader Linie die ganze Stadt und unterſcheidet ſich von den andern dadurch ſehr vortheilhaft, daß ſie mit ſchönen Bäumen zu beiden Seiten bepflanzt iſt; rechts und links laufen 5, alſo zuſammen 11 Straßen parallel, welche in rechten Winkeln von 10 andern durchſchnitten werden, ſo daß 142 Quadrate entſtehen, die nach Buchſtaben benannt werden, z. B. A. und die vier verſchiedenen Seiten werden mit Ziffern von 1—4 bezeichnet. Man mag in eine Straße kommen, in welche man will, ſo befindet man ſich im Mittelpunkte von vier ſich durchſchneidenden Gaſſen, welche meiſt alle vier einen Blick ins Freie geſtatten. Dazu kommt noch, daß die Häuſer faſt alle gleich groß ſind, ſelten über zwei Stock, alle elegant und neu, alle reinlich, und ſauber. So ſehr dieſe Regelmäßigkeit auf den erſten Blick gefällt, ſo bald wird man derſelben überdrüßig; und wenn man ſchon von Berlin geſagt hat, daß, wer eine Straße geſehen, getroſt umkehren könne, weil es ſo viel ſei, als ob er ſie alle geſehen, ſo gilt dies noch weit mehr von den 142 Häuſerklumpen, die man in ihrer Vereinigung Mannheim nennt. Nirgends wird man ſich des parador ſcheinenden Satzes mehr bewußt, als hier, daß, ſowie summum jus summa injuria, ſo auch die größte Regelmäßigkeit ſchlimmer ſei, als die größte Unregelmäßigkeit. Denke Dir, wenn die ganze Erde mit ſolchen Städten bedeckt wäre, oder wenn blos außer den genannten Städten noch Karlsruhe, Joſephſtadt in Böhmen hinzugekommen und dieſes Reich von der ſechs Meilen langen und ſchnurgraden Straße der pontiniſchen Sümpfe

durchschnitten würde, so müßte ja ein Reich entstehen, das an Langweiligkeit seines Gleichen suchte.

Die Jesuitenkirche ist in dem bekannten, überall beobachteten römischen Stile, sehr reich mit Gold und Marmor verziert (die 23,000 Einwohner gehören zu ziemlich gleichen Theilen der katholischen und evangelischen Confession an); über dem Altare erhebt sich die herrliche 250 Fuß hohe Kuppel und ebenso erwähnenswerth ist sowohl der Hochaltar als die Fresken des Plafonds. Die Katholiken haben außerdem noch eine Kirche. Von dem Schlosse, dem Sitze der verwittweten Frau Großherzogin Stephanie, hat der rechte Flügel durch das österreichische Bombardement 1795 bedeutenden Schaden gelitten; es ist sowohl wegen seiner Schönheit als der jetzt freilich nicht mehr so zahlreich als früher vorhandenen, in 9 Sälen aufgestellten Gemäldegallerie, einer Sammlung von Statuen und Gypsabgüßen, eines Naturalienkabinets und einer Bibliothek, höchst sehenswerth. Das Theater, einst das bedeutendste in Deutschland zur Zeit Dalbergs und Dir gewiß noch aus Schillers Biographien, z. B. der besten von Hoffmeister, erinnerlich, weil hier Schillers Räuber zuerst aufgeführt wurden, erfreut sich heute noch eines guten Rufes. Es ist von Außen schon durch Bildsäulen von dem berühmten Künstler von der Branden geschmackvoll verziert. — Von den öffentlichen Plätzen fällt zuerst der Paradeplatz in die Augen, worauf sich ein mit Bildwerken, die der zu seiner Zeit berühmte Crepello in Erz gegossen, verzierter Springbrunnen befindet, der leider! kein Wasser hatte; auch der Marktplatz, dessen Bestimmung in seinem Namen liegt, ermangelt nicht der Verschönerung durch eine allegorische Gruppe, wodurch die Vereinigung der beiden schönsten Flüsse Deutschlands, des Neckar und Rhein veranschaulicht wird. Einen Ausflug nach dem 3 Stunden von Mannheim entfernten, weit und breit gerühmten Schwetzingen, dessen mehrere Meilen großer Garten nebst dem Parke zu Dessau und des Fürsten Pückler zu Muskau die größte und schönste in Deutschland sein soll, erlaubte die Zeit nicht.

Wir durchwandelten die Hauptstraße in ihrer ganzen Länge von der Heidelberger- bis zur Rhein-Barriere, und machten noch einen Spaziergang durch den Park auf dem Rheindamm, wo eine weite Aussicht über den stark mit Schiffen besetzten Fluß ist; hier drückten wir zum letzten Male dem liebenswürdigen und bescheidenen Besançoner Juristen die Hand, und ließen uns im

Bureau der Kölner Dampfschiffarthsgesellschaft einschreiben, ich für die Reise bis Köln und zurück, wodurch der ohnedieß nicht hohe Preis noch bedeutend ermäßigt wurde; zugleich hat man die Erlaubniß die Fahrt abzubrechen, bei welcher Station man will, und wieder aufzunehmen, wann und wo es beliebt. Diese beispiellose Wohlfeilheit der Dampfschiffsreise ist eine Folge der Concurrenz, die auch auf der Donau, wo die Plätze auf dem Dampfschiffe noch einmal so theuer sind, unausbleiblich erfolgen wird, sobald mehr als Eine Gesellschaft das Privilegium, Dampfschiffe zur Verfügung der Reisenden zu stellen, ausüben wird.

Das Schiff war stark mit Reisenden besetzt, worunter auch einige sehr bescheiden aussehende Musensöhne, mit denen ich bald in Gespräche gerieth. Mehrere derselben hatten mit geringen Mitteln bedeutende Reisen gemacht, und kamen theils aus dem Innern Frankreichs, theils aus der Schweiz, und ich erfreute mich ihres edlen Enthusiasmus, den sie auch mit Aufopferungen gewöhnlicher Lebensgenüsse zu befriedigen suchten. Solch ein edler Trieb nach Ausdehnung des geistigen Gesichtskreises freut mich schon aus dem Grunde, weil er von einer nicht gemeinen Seele zeigt. Oder sage, ist es nicht besser und schöner, statt die Zeit und das Geld in Gelagen und Kleidertand zu vergeuden, ein ganzes Jahr sich einzuschränken, um dann die freie Zeit auf den Alpen herum zu schweifen, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie schön Gottes Welt ist, um die Seele mit Erinnerungen aus zu tapezieren, an der sie, wenn die traurigen Tage des Alters kommen, von denen ja alle Welt sagt, daß sie nicht schön sind, zehren kann, wie der Dachs im Winter von seinem Fett?

Doch laß uns die schönen Umgebungen betrachten! Der stattliche grünliche Fluß strömt grade gegen Norden; links ist das Ufer zunächst, aber nur noch auf eine kleine Strecke rheinbairisch, rechts gehört es gleich hinter Mannheim zum Großherzogthum Hessen-Darmstadt, oder wie der neuste officielle Titel heißt: das Großherzogthum Hessen und bei Rhein*), wozu auch gleich darauf

*) Land und Volk, beide gleich interessant, haben neulich eine schöne Schilderung erhalten in dem Werke: Der Stamm der Hessen in seiner Gegenwart, mit Rücksicht auf Wissenschaft, Kunst, Gewerbe, Handel, Oertlichkeiten, Staat, Gesellschaft und Leben, geschildert von Karl Buchner. Karlsruhe b. Macklot.

das linke westliche Ufer mit der, einen schönen, großartigen Anblick gewährenden ehemaligen Reichsstadt Worms gehört, die früher weit bedeutender war, als jetzt, denn während sie gegenwärtig kaum 9000 der Mehrzahl nach protestantische Einwohner zählt, hatte sie deren einst, noch am Ende des 30jährigen Krieges, mehr als 30,000. Zu diesem Sinken trug vorzüglich ihre Lage an der Grenze zwischen Frankreich und Deutschland bei; in den häufigen Kriegen beider Nationen, namentlich durch die mordbrennerischen Verwüstungen der Pfalz durch die saubern Franzosen ward sie bis auf einige Kirchen, die heute noch von ihrer ehemaligen Bedeutung zeugen, fast ganz zerstört. Daß Worms schon in der frühesten, noch in das Dunkel der Sage gehüllten Geschichte eine bedeutende Rolle spielte, ist jedem Leser des Nibelungenliedes (— und welcher Deutsche sollte diese seine Iliade nicht kennen, wie Joh. v. Müller gleichsam prophetisch das zu seiner Zeit erst aus dem Staube der Bibliotheken hervorgezogene National-Epos nannte —), bekannt, denn hier, wo schon Drusus, der Stiefsohn des Augustus, ein Kastell angelegt hatte, das die Veranlassung und der erste Keim der daran sich schmiegenden Stadt wurde, wohnte, nachdem es sich von der Verwüstung der Gottesgeißel Attila wieder erholt, Siegberts berühmte Wittwe Brunhilde, herrschte der Burgunderkönig Günther oder Gundahar, wie ihn das Epos nennt; hier landete Siegbert aus den Niederlanden; etwas nördlicher bei Guntersblum ward der Nibelungenhort oder Schatz in den Rhein versenkt, das pretium affectionis oder corpus delicti des Liedes:

„O Hort der Nibelungen! von grimmen Trach bewacht,
Manch' Helden viel besungen, hast Du in Noth gebracht.
Den Drachen auf dem Steine Siegfrieds Hand erschlug,
Nun liegt der Hort im Rheine, ihn traf der alte Fluch."

In dem benachbarten, etwas westlich vom Rhein auf einer Anhöhe gelegenem Alzei war der in demselben Gedichte gefeierte Sänger Volker der Fiedeler zu Hause. Ueberhaupt scheinen sämmtliche Helden dieses Gedichtes aus dem Wormser-Nahe- und Saar-Gaue gewesen zu sein. Karl der Große wohnte oft in Worms und hielt hier mehremals die Mai-Versammlungen. Hier wurde das nach dieser Stadt benannte Conkordat zwischen Kaiser Heinrich V. und dem Papste Calixtus II, geschlossen, wonach der traurige Investiturstreit, der mit Heinrich IV. und

Gregor VII. angefangen hatte, nach 55jähriger Dauer (von 1076—1122) beendigt wurde. Später wurden mehrere wichtige Reichsversammlungen hier gehalten, von denen die unter Kaiser Maximilian I. 1495, auf welchem dem Faustrechte gesetzlich für immer ein Ende gemacht, und Deutschland in 10 (später in 12) Kreise getheilt wurde, so wie die unter Karl V. 1521, die als Anfang der Reformation zu betrachten ist, die einflußreichsten sind. 1795 ward das bischofl. Schloß ein Raub der Flammen und 1801 kam Worms mit dem ganzen linken Rheinufer in Folge des Lüneviller Friedens an Frankreich; seit 1815 gehört sie zu Hessen-Darmstadt, dessen vierte Stadt sie bildet. Noch geben ihr eine Menge thurmreicher Kirchen, von denen der Dom besonders großartig sich im Rheine spiegelt, ein ehrwürdiges Ansehen. Dieses gothische Gotteshaus stammt schon aus dem 8. Jahrhundert, und wenn es wahr ist, daß sie, was mir unglaublich scheint, 470 Ellen lang und 110 Ellen breit ist, so gehört sie zu den größten Kirchen der Erde. Sie hat wie der Dom zu Mainz zwei Chöre, einen östlichen und westlichen, über jedem wölbt sich eine Kuppel, die östliche hat 137 Fuß Höhe; außerhalb führt ein Säulengang herum; außerdem zieren sie noch zwei bedeutende Thürme. Neben ihr erblickt man noch von dem Rhein aus (denn obwohl hier gelandet wurde, stieg ich nicht aus —) die ansehnliche evangelische Kirche, so wie die zwar kleinere, aber interessante, aus dem 11. Jahrhunderte herrührende Kirche des hl. Martin, und die Kirche zu unsern lieben Frauen vor dem Mainzer Thore, in deren Nähe der berühmte nach ihr genannte Rheinwein wächst: Liebfrauenmilch.

Auch ist bei Worms die deutsche Redensart: „Er geht davon wie ein Holländer" entstanden. Der unglückliche Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, dem die Oesterreicher den Spottnamen „der Winterkönig" beigelegt haben, weil er nur einen Winter hindurch den König von Böhmen spielte, verlor während seines Aufenthaltes zu Prag durch die Unthätigkeit seiner Verbündeten, namentlich der Holländer, sein Erbland. Der holländische General, Prinz Heinrich von Nassau, kam zwar im October 1620 bis Worms, zog sich aber, als es anfing kalt zu werden, ohne seine Bundesgenossen von seinem Entschlusse zu benachrichtigen, zum Gespött des Volkes, welches den Werth holländischer Freundschaft zu würdigen verstand, in aller Stille

in ſeine Heimath zurück. Dieſer ſchimpfliche und heimliche Abzug veranlaßte die heute noch im Munde des Volkes übliche Redensart.

Doch immer weiter gings und immer ſchöner ward die Gegend, denn nun waren wir in dem ſchon von den Minneſängern mit Recht geprieſenen Wonnegau, welcher Name äußerſt bezeichnend iſt. Nun wurden Flaggen aufgezogen, und zwar prangte oben an der höchſten Spitze des Maſtes die heſſen-darmſtädtiſche mit den Farben des Landes, roth und weiß, in der Mitte das vollſtändige, geſtickte Wappen dieſes Staates; darunter eine zweite, blau und gelb, die Farben des Herzogthums Naſſau. Nordheim, Gernsheim, Biebesheim, Geinsheim, lauter allerliebſte kleine Ortſchaften am rechten Ufer, flogen ſchnell an uns vorüber, während dem letzten Orte gerade gegenüber Oppenheim terraſſenförmig ſich emporthürmt, daneben Nierſtein, bei deſſen Namen Dir gewiß der Mund wäſſert und bei dem ſelbſt die ſchon längſt in den Gräbern ſchlummernden Ritter, die den daſigen Wein aus großen Pokalen zu genießen liebten, ſich noch ſehnſüchtig erheben möchten. Die Rebenhügel drängen ſich nun immer mehr an den Vater Rhein hervor, der ihren Fuß beſpült. Eine kleine Inſel ſchwimmt mitten in ihm und ihr zur Linken blinkt Weiſſenau, den Namen mit Recht führend, aus der grünen Umgebung hervor; zur Rechten bildet, ſchon jenſeits des Mains, deſſen gelbe Wogen ſich bald mit dem im Hoffnungsgewande gekleideten Rhein vermählen, liegt hoch auf dem Bergrücken, auch bezeichnend genug genannt, Hochheim, deſſen Ruf ich wohl nicht erſt zu verkünden brauche. Doch beinahe hätte ich es verſäumt, das herrliche Bild wenigſtens mit einigen Federſtrichen zu zeichnen, welches das uralte und ehrwürdige, thurmreiche Mainz ſchon aus weiter Ferne gewährt, das von Befeſtigungswerken in weitem Kreiſe umgeben, mit ſeinen ſtolzen Zinnen und Kuppeln und Thürmen und palaſtartigen Gaſthäuſern ſich im Rheine ſpiegelt. Ich kehrte in einem Gaſthauſe ein, mit welchem ich außerordentlich zufrieden war, daher ich dieſen Umſtand hier ausdrücklich erwähne. Er heißt nach dem Beſitzer, beim Landsberger, unweit des Landungsplatzes, blos durch eine Straße vom Rheine getrennt. Mein nächſter Nachbar bei der Wirthstafel, war ein franzöſiſcher, aber der deutſchen Sprache mächtiger Kaufmann, der mir rieth, gegen Abend auf die ſogenannten neuen Anlagen mich zu verfügen, wo

wegen der vortrefflichen österreichischen Militairmusik eine zahlreiche Gesellschaft, darunter auch er sich befinden würde. Es geschah; doch zuvor flog ich allein aus, um die merkwürdige, trotz der unregelmäßigen Bauart schöne und sehenswürdige Stadt kennen zu lernen.

Sie ist eine der ältesten in Deutschland und verdankt ihren Ursprung den Römern, welche unter der Regierung des Kaisers Augustus oder vielmehr dessen berühmten Feldherrn Agrippa hier an dem heut noch und für immer militairisch-wichtigen Orte, dem Zusammenflusse des Main und Rhein, ein befestigtes Lager anlegten, woraus unter des Kaisers Stiefsohn Drusus die Festung Mogentiacum wurde, von der heute noch eine Spur in dem dicken Thurme übrig ist, den man den Eichel- oder Drusenstein nennt. Die 14. und 2. römische Legion standen hier. Drei Jahre später, 10 vor Chr. legte derselbe Drusus jenseits des Rheins hart am Main ein Kastell an, dessen Name sich in Kastel oder Kassel, einer Festung und kleinen Stadt, gleichsam einer Vorstadt von Mainz, bis heute erhalten hat. 70 n. Chr. kam die berühmte 22. Legion hierher, dieselbe, welche unter Titus Jerusalem hatte zerstören helfen. Die Sage will, daß auch Crescentius, der erste christliche Bischof am Rhein, zu gleicher Zeit hier angekommen sei. Kaiser Trajan erbaute an der Mainmündung eine neue Befestigung, aus der die heute noch stehende Gustavsburg entstanden ist, die nach dem berühmten Schweden-Könige Gustav Adolf, der sie erweiterte, benannt wurde. In den vieljährigen Kämpfen der Deutschen mit den Römern litt Mainz außerordentlich viel, ja es ward von den Alemannen gänzlich zerstört, bis Karl der Große sie wieder aufbaute und an die Stelle der steinernen Römerbrücke, von der man bei niedrigem Wasserstande sogar noch Reste sieht, eine hölzerne errichtete. Heute befindet sich an ihrer Stelle blos eine Schiffsbrücke. Im Verlaufe des Mittelalters hob sich diese, für den Handel nicht minder als für die Vertheidigung Deutschlands wichtige Stadt. Hier entstand 1255 der wichtige Städtebund, zu dem mehr als 100 Rheinstädte, viele Fürsten, Grafen und Ritter gehörten, welche sich vereinigten, um dem Unwesen der Raubritter, die besonders während des Interregnums, der kaiserlosen, schrecklichen Zeit, ihr Haupt erhoben, das schändliche Handwerk zu legen. Die Folge war die Zerstörung der meisten dieser Raubburgen, deren Trümmer heute noch von den lieblichen Höhen zu beiden

Seiten der Rheinufer herabblicken und den Reiz jener unbeschreiblich anmuthigen Gegend wesentlich erhöhen. Die wichtige Erfindung, worauf Deutschland ewig stolz sein kann, der Buchdruckerkunst, wurde in Mainz gemacht, dessen Mitbürger Johann Gensefleisch von Sorgenloch, gewöhnlich von seinem Hofe zum Gutenberg benannt, geboren 1400 zu Mainz und gestorben daselbst 1468, der schon in Straßburg Versuche gemacht hatte, Bücher oder wenigstens ganze Seiten mit unbeweglichen hölzernen Buchstaben nach Art der Zeichen, mit denen man Spielkarten vervielfältigte, in Mainz die beweglichen Lettern erfand; hier vereinigte er sich mit einem reichen Goldschmiede Johann Fust oder Faust und einem erfinderischen Mönche, Peter Schöffer von Gernsheim gebürtig, welcher die Kunst dadurch vervollkommnete, daß er die Lettern, statt sie aus Blei zu schneiden, in Patrizen und Matrizen zu gießen lehrte, eine haltbare Druckerschwärze sich zu verschaffen wußte und die hölzernen Formen der Anfangsbuchstaben einführte. So erschien 1457 der lateinische Psalter mit Fust's und Schöffer's Namen, Druckort (Mainz) und Wappen. Dann 1462 eine neue Auflage der Bibel (die erste ohne Jahreszahl und Druckort ist wahrscheinlich vom Jahre 1450); sie war theuer, denn sie kostete 60 Gulden. Die Erfindung geschah wahrscheinlich im Jahre 1440. Aber die ersten Druckversuche sind verloren gegangen. Anfangs wurde diese Erfindung als Geheimniß bewahrt, verbreitete sich aber doch trotz der geleisteten Verschwiegenheits-Eide der Mitwissenden schon früh, weil um diese Zeit ein heftiger Krieg zwischen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau ausbrach, welche beide mit Waffengewalt um den erzbischöflichen Stuhl von Mainz stritten. In diesen Unruhen wanderten 1462 die Gehilfen Gutenbergs aus und verbreiteten die neue Kunst in ihren verschiedenen Wohnorten. Die von Diether 1477 errichtete Universität ist mit dem Umsturze des Kurfürstenthums eingegangen. Ich übergehe absichtlich die Leiden der Stadt während des dreißigjährigen Krieges, während dessen sie 1631 in die Hände der Schweden fiel; erst 1635 kam sie durch die Eroberung der Oesterreicher wieder in die Hände des Kurfürsten, doch schon 1688 bemächtigten sich die Franzosen derselben, wenn auch blos auf ein Jahr. Der letzte geistliche Beherrscher dieses ersten deutschen Kurfürstenthums war der Erzbischof Joseph von Erthal, in dessen Diensten ja der berühmte Geschichtsschreiber Johannes von Müller stand. 1792

am 21. Oktober eroberten die Neufranken unter Cüstine die Stadt und erweiterten sogleich die Befestigungswerke. Bei der darauf erfolgenden Belagerung durch den preußischen Feldmarschall Kalkreuth litt der Dom und viele andere Kirchen, ja die ganze Stadt außerordentlich. Zwar mußten die Franzosen am 23. Juli die Stadt räumen, erschienen aber schon im Herbst 1794 wieder und setzten ihr gewaltig zu. Umsonst. Aber im Lüneviller Frieden ward das ganze linke Rheinufer, folglich auch Mainz an die Franzosen abgetreten und erst durch den Pariser Frieden kam sie wieder an Deutschland und wurde im Juni 1816 dem Großherzog von Hessendarmstadt als Entschädigung, jedoch unter bedeutenden Einschränkungen, abgetreten. So hat der Landesherr nicht das Besatzungsrecht, sondern dieses steht den beiden ersten Mächten Deutschlands, den Oesterreichern und Preußen, zu, von denen zusammen 8000 Mann hier stehen, ein österreichisches und 2 preußische Regimenter, welche beide letzteren jedoch nicht stärker sind, als das einzige österreichische. Das Gouvernement wechselt alle 5 Jahre zwischen beiden Mächten.

Die Stadt zählt gegenwärtig beinahe 37,000 Einwohner, von denen etwa 4000 Protestanten, fast 2000 Juden, die überwiegende Mehrheit aber, wie sich dies von der ehemaligen Residenz des ersten Erzbischofs des Reichs, des Primas Germaniä von selbst versteht, also mehr als 30,000, Katholiken sind. 27 öffentliche Plätze, 129 Straßen, meist krumm und eng, aber von ansehnlichen Gebäuden besetzt, gaben mir viel zu sehen. Ich eilte zunächst bis an den Rhein hinab, und so führte mich der Weg bei dem berühmten Zeughause vorbei, vor welchem mehrere Tausend Bomben und Granaten von ungeheurer Größe pyramidenförmig aufgehäuft liegen. Sodann wendete ich mich auf den größten Mainzer Platz, der von 2 Reihen schöner Linden durchschnitten wird; er heißt der Schloßplatz, weil sich hier das aus rothem Sandstein errichtete ehemalige kurfürstliche Schloß befindet, in dessen von Usinger geschmackvoll restaurirten großen Saale und den anstoßenden Gemächern nun die städtische Bildergallerie aufgestellt ist, welche zu bestimmten Stunden dem Publikum offen steht. Ein Theil ist von Napoleon der Stadt geschenkt worden, zur Zeit, als aus allen Ländern die Kunstschätze nach Paris zusammengeschleppt wurden, wo sie sich so gehäuft hatten, daß sie kaum unterzubringen waren, daher der Kaiser den Befehl erließ, daß sie unter die „guten

Städte des Reichs", zu denen Mainz gehörte, verlos't und vertheilt werden sollten. Auf diese Weise sind aus ferner Gegend, z. B. aus Madrid, auch aus Wien Bilder hierher gekommen. Dieses Schloß wird aber, wenigstens an Größe, durch das danebenstehende deutsche Ordenshaus bedeutend übertroffen: zwei davon getrennte Nebengebäude bilden, durch ein eisernes Gitter verbunden, den Eingang dazu. Die St. Peterskirche mit ihren drei Thürmen ist keine unbeträchtliche Zugabe zu diesem sehenswürdigen Platze. Die Seite der Kirche gegenüber ist nicht mit Häusern besetzt, sondern läßt einen Blick auf das freie Feld werfen. Die nördliche Fortsetzung dieses Platzes ist eine große, breite Straße, eine der schönsten der Stadt; sie heißt die großen Bleichen (zum Unterschiede von den kleinen Bleichen); auf ihr steht ein 1726 errichteter Obelisk als Brunnenzier. Nicht minder anmuthig ist die Ludwigsstraße, die auf den, mit schönen Gebäuden besetzten Thiermarkt führt und von da bis zum Speisemarkte die Stadt in ihrer mittleren Breite durchschneidet. Der Thiermarkt wird einst ein sehr schöner Platz werden, denn die starre Häusermasse sticht von der Doppelreihe noch junger Linden, welche mit Ketten eingefaßt und so vom Fahrwege getrennt sind, gar anmuthig ab. Von den übrigen Plätzen erwähne ich nur noch den Gutenbergsplatz, auf welchem 1837 eine bronzene Statue diesem großen Wohlthäter der Menschheit errichtet wurde. Ich gebe ihr den Vorzug vor der, in Straßburg dem elben Manne zu Ehren aufgestellten; sie ist nach den Zeichnungen Thorwaldsens in Paris gegossen und erhebt sich auf einem Fußgestell von Marmor, auf welchem folgende, vom berühmten Alterthumskenner Ottfried Müller in Göttingen verfaßte Inschrift steht:

Joannem Gensefleisch de Gutenberg
Patricium Mogontinum
Aere per totam Europam collato
Posuerunt cives. 1837.

Auf der Rückseite lies't man:

Artem, quae Graecos latuit latuitque latinos,
Germani sollers extudit ingenium:
Nunc, quidquid veteres sapiunt sapiuntque recentes,
Non sibi, sed populis omnibus id sapiunt.

So vermessen es wäre, den berühmten Verfasser dieser Inschrift meistern zu wollen, so unabweisbar ist doch der Gedanke, daß in dem zweimal wiederholten latuit und in dem sich dreimal vorfindenden sapiunt eine zu sehr in die Augen fallende Künstelei liegt, die Mißwollende wohl auch für Gedankenarmuth halten dürften. Dieser Statue gegenüber steht ein noch neues, derselben würdiges Gebäude, von dem besonders das mit Säulen verzierte, hervorspringende Halbrund angenehm in die Augen fällt: es ist das Theater, zwischen den Jahren 1829 bis 1833 im römischen Stile nach dem Plane Mollers aus Darmstadt erbaut und, dem Aeußern nach, zu den schönsten Deutschlands gehörig. Namentlich machen die durchgängig oben runden Fenster und der um den ganzen ersten Stock des vorspringen Rundbaues sich herumziehende Balkon einen freundlichen Eindruck. Das merkwürdigste Gebäude jedoch in der ganzen Stadt ist der Dom, von dem nur zu bedauern ist, daß er nicht frei steht, sondern dessen Eingang man sich gleichsam erschleichen muß. Von Einheit des Stils ist nicht die Rede, da vier Jahrhunderte oder 12 Generationen an diesem Gotteshause gebaut und ihre verschiedenen Ansichten in dieser Kunst verwirklicht haben. Deßungeachtet macht es schon von weiter Ferne einen majestätischen, mir unvergeßlichen Eindruck, der in der Nähe nicht nur nicht geschwächt, sondern bedeutend erhöht wird. 4 Thürme und 2 Kuppeln ragen zu bedeutender Höhe empor; nur 2 der ersteren am Westende gleichen sich an Form und Höhe, während dies bei den beiden andern am Ostende nicht der Fall ist. Ehe ich Dich in das Innere führe, laß mich Einiges von seiner reichen Geschichte erwähnen. Den ersten Grund zu dem jetzigen Prachtbaue legte 978 der Erzbischof Willigis, derselbe, von welchem das Mainzer Wappen herrührt, welches sonderbarer Weise ein Rad vorstellt, denn er war der Sohn eines Rademachers und wollte dadurch sein, ihm stets im Munde schwebendes Sprüchwort vergegenwärtigen: „Willigis, deine Abkunft nicht vergiß!" also ein seltenes Seitenstück zu jenem syrakusischen Tyrannen, Dionys dem Aeltern, welcher unter seine goldenen und silbernen Tafelzierden stets einige irdene Gefäße stellen ließ, um an seinen niedrigen Ursprung erinnert zu werden, denn sein Vater war ein Töpfer gewesen. — 1000 war der Bau nothdürftig vollendet und bei der Einweihung wurde diese Kathedrale unter großer Feierlichkeit dem hl. Martin gewidmet. Noch heute rühmt

das ganze östliche Chor mit den Querschiffen des Kreuzes von Willigisens Baue her. Ich muß hier schon einer Eigenthümlichkeit dieses Domes gedenken, die ich sonst nirgends gefunden, obwohl sie auch an dem Wormser Dom besteht, daß er nämlich 2 Chöre hat, einen östlichen und einen westlichen, von denen der erstere nur dann zum Gottesdienste benutzt wird, wenn der Bischof selbst ihn hält, oder doch ihm beiwohnt; der im entgegengesetzten westlichen Chore stehende Altar gehört der Pfarrgemeinde und wird also zum gewöhnlichen Pfarrgottesdienste gebraucht, so daß die Kirche eine doppelte Bestimmung erfüllt, Kathedral- und Parochial-Kirche zu sein.

Schon am Tage der Einweihung gerieth die Kirche in Brand, ward aber sogleich wieder herzustellen begonnen. Willigis starb 1011; 13 Jahre darauf scheint der Schaden schon wieder ersetzt gewesen zu sein, denn 1024 wurde in ihr Konrad II., der Salier, vom Erzbischof Aribo gekrönt. 1075 war sie der Schauplatz heftiger Unruhen gegen die Abgesandten Papst Gregors VII.; 2 Jahre später wurde der Gegenkaiser Heinrichs IV., Herzog Rudolph von Schwaben, in ihr gekrönt und 1080 hielt der erwähnte Heinrich hier das Conciliabulum von 19 Bischöfen, welche Gregor VII. für abgesetzt erklärten. 1135 und 36 erbaute der Bischof Adalbert I., aus dem Hause Saarbrücken, die heute noch stehende schöne Gotthardskapelle. 1191 verwüstete ein schrecklicher Brand einen großen Theil dieses herrlichen Gebäudes, durch welchen die Gewölbe des Mittelschiffs so beschädigt wurden, daß sie neu aufgeführt werden mußten. Bei dieser Gelegenheit, also um das Jahr 1200, wurde der schöne, westliche Chor zu bauen angefangen und durch mehrere Jahrzehnde fortgesetzt, denn die Einweihung erfolgte erst 1239. Ueber demselben erhebt sich die Hauptkuppel, welche achteckig, terrassenförmig, von Fenstern durchbrochen bis zu der bedeutenden Höhe von 390 Fuß sich erhebt und offenbar die Hauptzierde dieses ehrwürdigen Gotteshauses ist, auf welche die Augen des Beschauers zuerst gerathen und mit großem Wohlgefallen lange verweilen. Alle Fenster und Thüren sowie die äußern Gallerien rings um den Chor und den Thurm sind mit Halbkreisen überwölbt. Gleichzeitig wurde auch die, sich an diesen neuen Chor anlehnende Sakristei erbaut, welche an den südlichen Kreuzarm des Straßburger Münsters erinnert. Zwanzig Jahre darauf erfolgte die wichtige Veränderung und Erweiterung

des Domes durch den Anbau der vielen Kapellen; zunächst der im leichten, gothischen Stile 1260 errichteten Barbara-Kapelle, deren Gewölbe sich über dünnen, gleich Rohrstengeln aufschießenden Säulchen erheben; sie ist die vorletzte auf der Marktseite in der Nähe des östlichen Chores, die andern wurden in verschiedenen Zeiten, am spätesten, nämlich 1500, die Marienkapelle angebaut. Die schönste auf der Südseite ist die Allerheiligen-Kapelle aus dem Jahre 1317. Der prächtige Kreuzgang wurde zwischen den Jahren 1397 und 1412 auf Befehl des Erzbischofs Konrad von Weinsberg, durch den Baumeister Johannes Weckerlin, der auch daselbst begraben liegt, erbaut. Seit dem erwähnten Brande 1191 gingen beinahe 6 Jahrhunderte an diesem ehrwürdigen Bau ohne merkliche Einwirkungen vorüber, denn selbst die große Gefahr, die ihm durch die Schweden 1632 bevorstand, die schon im Begriff waren, den herrlichen Dom in die Luft zu sprengen, um an dessen Stelle eine Sternschanze anzulegen, ward noch glücklicher Weise durch die Verwendung des französischen Gesandten de Brize abgewendet. Der Schwedenkönig soll in den Dom geritten und sein Pferd aus dem Becken mit dem Weihwasser getränkt haben. Zwar trafen 1689 bei der Belagerung gegen 70 Kugeln denselben, jedoch ohne merklichen Schaden zu stiften. Am 22. Mai 1765 aber schlug der Blitz Abends ½11 Uhr in das hohe, spitze Dach des Haupthurms und die daraus entstehende Feuersbrunst verzehrte die Dächer über dem westlichen Kreuze, die beiden kleinen Thürme und die Dächer der meisten Kapellen, so daß nur das Langhaus, der Pfarrthurm und der Kreuzgang gerettet wurden. Seit der Zeit wurden die beiden kleinen Thürme, das ganze westliche Chor und die beiden Querarme des Kreuzes durchaus feuerfest mit steinernen Dächern versehen. Während der Belagerung von 1793 verheerte den Dom zum 6. Male eine, durch das Bombardement veranlaßte Feuersbrunst, welche die Dächer des östlichen Chors, des Langhauses und des Kreuzganges in Asche verwandelte. Nach dieser Verwüstung, in der auch die unschätzbare Bibliothek des Domstiftes und die Glocken zu Grunde gingen, stand der herrliche Tempel über ein Jahrzehnt öde und verlassen. Der fortdauernde Krieg ließ an eine Aenderung dieses traurigen Zustandes nicht denken. Der ehemals so prachtvolle, in Deutschland wenige seines Gleichen habende Tempel Gottes war ein Heumagazin geworden. Endlich wurden durch das Conkordat Frankreich's, zu dem

ja Mainz gehörte, oder vielmehr Bonaparte's mit dem hl. Stuhl die kirchlichen Verhältniſſe wieder geordnet, kraft deſſen auch der biſchöfliche Stuhl zu Mainz wieder nothdürftig aufgerichtet wurde. Der neue Biſchof Joſeph Ludwig Colmar hat dringend in Paris um die Rückgabe ſeiner Kathedrale. Wer ſollte es für möglich halten, was wirklich geſchah, daß ſich in Mainz ſelbſt in Folge der, ſchon zur Zeit der erſten Verbreitung der Revolution unter Forſter und Andern ſich kund thuenden Geſinnungen eine Oppoſition dagegen erhob und die Genehmigung der ſo nahe liegenden und natürlichen Bitte, die jedem Mainzer, ja jedem Katholiken auf den Lippen ſchweben ſollte, zu hintertreiben ſuchte? Die Bitte des Biſchofs wurde deßungeachtet erhört und am 18. November 1803 mit der Wiederherſtellung begonnen, ſo daß am 15. Auguſt 1804 der erſte Gottesdienſt wieder in ihr gehalten werden konnte. Im September deſſelben Jahres kam Napoleon ſelbſt nach Mainz und wies der daſigen Kathedrale laut Dekrets vom 1. Oct. 1804 einen Complex in liegenden Gütern zu einem jährlichen Ertrage von 12,000 Franken an, womit ihre Unterhaltung beſtritten werden ſollte. 1809 ward der Kreuzgang gedeckt, und vier neue Glocken angeſchafft, von denen die größte 71 Ctr. wiegt. 1822 ward das Mittelſchiff maſſiv gedeckt und 1825 auch die Seitenſchiffe. Der Pfarrthurm wurde 1828 mit einer gothiſchen Kuppel von geſchmiedetem Eiſen verſehen, welche einen Durchmeſſer und eine Höhe von 43 F. hat; auf der Spitze erhebt ſich ein eiſernes, 15 Fuß hohes Kreuz. Das Gewicht dieſer eiſernen Kuppel beträgt 23,662 Pfund. Gleichmäßig bedachte man auch das Innere bei dieſem Wiederherſtellungseifer, indem man die Altäre, die Skulpturen ergänzte, ſo daß nun wieder der Marmor, der Alabaſter und das Gold mit erneuertem Glanze von den Wänden und Pfeilern herabſchimmern. Die ſchöne gothiſche Kanzel iſt mit den Figuren der 12 Apoſtel geſchmückt und mit einem neuen Schalldeckel verſehen worden. Die durchgreifendſte Veränderung iſt wohl die, daß man die Zahl der Kapellen durch Niederreißung vieler Zwiſchenwände verminderte, ſo daß ſie nun von gleicher Größe und in halb ſo großer Zahl wie früher vorhanden ſind, wodurch bewirkt wurde, daß freiere Durchſichten zu Stande gekommen und dadurch dem Inneren ein größeres Anſehen gewährt worden iſt. Mit der 1829 und 31 erfolgten Ausweißung der Kirche iſt man weniger zufrieden, denn man hat zu

den Pfeilern und Bogen eine gelbliche, zu dem Gewölbe eine bläuliche Farbe gewählt, welche beide viel zu lebhaft sind und wohl mit einer dunkleren, der Steinfarbe sich nähernden hätten vertauscht werden sollen, weil diese beiträgt, die scheinbare Höhe der Gewölbe durch eine optische Täuschung zu vermehren, wie dies im mailänder Dome auf eine, nicht oft genug zu empfehlende Art geschehen ist. Entfernte Gegenstände werden bekanntlich dem Auge um so näher gebracht, je lebhafter ihre Farbe ist; dagegen erscheinen sie um so entfernter, ja unerreichbar, und scheinen sich wie in einem Nebel zu verlieren, je mehr man sie entfärbt. Von Harmonie der Theile, einem wesentlichen Erfordernisse bei jedem künstlerischen Gebilde, kann hier, dem Resultate von vierhundertjährigen Kunstbestrebungen, begreiflicher Weise keine Rede sein und in der Beziehung verdient der Dom mehr den Namen eines historischen, als eines künstlerischen Produktes: denn während der östliche Chor mit seinen Seitenschiffen den älteren lombardischen Stil in seiner großartigen strengen Einfalt zeigt, steht der westliche mit dem Reichthum seiner Verzierung, mit seinen hochstrebenden Hauptmassen, mit seiner künstlerischen Anordnung dazu im großen Contraste, der noch durch die sich anschließenden Kapellen erhöht wird. Wir treten zunächst in den östlichen oder bischöflichen Chor, den Ueberresten des ursprünglichen Baues, der in einen runden Vorbau ausspringt, und innen und außen mit Halbsäulen geschmückt ist. Die Kuppel über demselben ist ein achteck'ges, schlankes, einfach und würdig gehaltenes Gewölbe. Das Mittelschiff und die Seitenschiffe sind aus dem **XI.** und **XII.** Jahrhunderte. **76** riesenmäßige Pfeiler tragen die Gewölbe; unter jedem Kreuzgewölbe sind die Mauern durch **2** kleine Fenster durchbrochen. Der westliche Chor zeigt eine viel reichere Verzierung. Von außen erscheint das Gebäude mit seinen **6** Thürmen (denn wohl kann man die beiden Kuppeln dazu rechnen) als eine gewaltige, über die ganze Stadt hervorragende Masse, und obwohl der Hauptthurm oder die westliche Kuppel mit sonderbaren Zierrathen überladen, ja zu plötzlich zu endigen scheint, so bietet er doch in seinen terrassenförmigen Absätzen und in der consequenten Durchführung einen seltenen Anblick dar. Die rothe Farbe, mit der man ihn geschmacklos vor **70** Jahren angestrichen hat, ist nun etwas verwittert, so daß das Grelle nicht mehr so in die Augen fällt. Der östliche Chor ist jedoch mit diesem Anstrich verschont geblieben. Im Innern scheint

die Kirche im hohen Grade imposant, und obwohl die dichtgestellten starken Pfeiler die freie Durchsicht hindern und den mächtigen Hallen die hochstrebende Leichtigkeit, Kühnheit und luftige Höhe der gothischen Kirchen entziehen, so geben doch die gewaltigen Steinmassen dem hohen und langgedehnten Mittelschiffe den Charakter riesenhafter Stärke und die Durchsicht zwischen demselben nach den, sich an die Seitenschiffe anschließenden Kapellen mit den oft herrlich gemalten Fenstern ein überraschendes Bild von der Vereinigung ernster Strenge und zierlicher Erhabenheit. Besonders gern weilt das Auge im östlichen Chor und flattert mit inniger Freude die Halbrotunde hinauf, so wie es mit großem Interesse den einfachen, freistehenden Hochaltar, mit noch größerem Genusse die an den Wänden im Halbkreise sich herumziehenden Sitze der Domherrn betrachtet, weil sie sehr künstlich und mit unsäglichem Fleiße aus Holz geschnitzt sind; an der Rückenwand derselben steht eine Unzahl in Holz geschnitzter Statuen von Heiligen, zum Theil zu Pferde und alle mit bewundernswerther Sorgfalt gearbeitet. Der westliche Chor erinnert an eine sehr reiche und große Pfarrkirche. Keine Kirche in Deutschland hat so viele, in historischer mehr, als in künstlerischer Beziehung erwähnenswerthe Grabmonumente aufzuweisen, als die Kathedrale in Mainz, daher sie recht passend das deutsche Westmünster heißen könnte.

Als Endergebniß meiner Besichtigung des Mainzer Domes war eine Bewunderung nicht nur der reichen Mainzer Geschichte, ein Staunen vor den herrlichen Charakteren der ersten Oberhirten der deutschen Kirche, sondern eine erneuete Verehrung der ganzen Hierarchie, von der die Mainzer Erzbischöfe einen wesentlichen Theil bildeten. Der schönste und kräftigste Lobredner derselben ist wohl der unvergeßliche Joh. v. Müller, von dem einige Worte hier am rechten Orte sein dürften (im 9. Bande seiner Werke, S. 165): „Wenn die Hierarchie ein Uebel wäre, besser doch als Despotie. Sie sei eine leimerne Mauer, sie ist's doch gegen Tyrannei; der Priester hat kein Gesetz, der Despot hat keins; jener beredet, letzterer zwingt; jener predigt Gott, letzterer sich. Man spricht wider die Unfehlbarkeit: wer darf eine Verordnung unweise oder ungerecht nennen und ihr Gehorsam versagen? wider den Papst, als ob ein so großes Unglück wäre, wenn ein Aufseher der christlichen Moral dem Ehrgeiz und der Tyrannei befehlen könnte: Bis hieher, und nicht weiter! wider die Personalimmunität, als ob ein

großes Unglück wäre, wenn Jemand ohne Lebensgefahr für die Rechte der Menschen reden durfte? — wider ihren Reichthum, als wären die Laien gebessert, wenn der Priester mit ihnen darbt? — wider die Usurpationen, ohne zu berechnen, was die Fürsten der Kirche zu restituiren hätten für Kriege, Bedrückungen, Commenden, Pensionen, Reunionen; — wider die vielen Klöster, nicht wider die Vermehrung der Kasernen; wider 60,000 ehelose Geistliche und nicht wider 100,000 ehelose Soldaten."

In dem erwähnten, herrlichen Kreuzgange befindet sich das Denkmal auf den berühmten Dichter Heinrich Frauenlob mit der Unterschrift: **Anno domini 1318 obiit Henricus Frowenlob in vigilia beati Andreae Apostoli.** Es ist in einem sehr zerstörten Zustande; aber noch sieht man ein Relief, wie 8 Frauen seine Leiche zu Grabe tragen. Mit Recht hat man ihm 1843 ein neues von Marmor errichtet; es ist von dem berühmten Bildhauer Schwanthaler aus München und stellt die Muse in einem langen Talare dar, wie sie, in der einen Hand ein mit einem Kreuz bezeichnetes Buch, in der andern einen Kranz hält, den sie auf das Grab des Dichters niederlegt. Oben steht: Dem frommen Sänger der bl. Jungfrau, weiblicher Zucht und Frömmigkeit, Meister Heinrich Frauenlob, das dankbare Mainz.

Die ehemalige Sakristei ist jetzt schön renovirt und soll von nun an als Wahlkapelle bei Besetzung des bischöflichen Stuhles dienen. Am Altare daselbst ist ein schönes Madonnenbild auf Kupfer gemalt, das sich von dem Goldgrunde sehr gut abhebt. Ueber ihr und dem Kreuzgange war die Bibliothek, die jedoch beim Brande 1793 vernichtet wurde. Jetzt ist das Lokal an einen Buchdrucker vermiethet*).

Man bekommt einen Begriff von dem früheren Reichthum der Stadt und besonders dem kirchlichen Eifer der Vorfahren, wenn man vernimmt, daß 60 Kirchen in der französischen Zeit demolirt

*) Das ausführlichste und beste Werk über diesen merkwürdigen Dom ist: Der Dom von Mainz und seine Denkmäler, nebst Darstellung der Schicksale der Stadt und der Geschichte ihrer Erzbischöfe, von Franz Werner, der hl. Schrift und der Weltweisheit Doctor, Domdekan u. s. w. 2 Theile. Mainz 1836 bei Schott, Kirchheim und Thielemann.

Minder ausführlich, jedoch das Nöthige ebenfalls enthaltend: Geschichte und Beschreibung des Domes zu Mainz von J. Wetter. Mit einem Grundrisse des Domes. Mainz 1835 bei Kunze. 1 Bchn. fl. 8.

wurden; jetzt gibt es nur noch 7 Pfarr- und 2 Stiftskirchen, außer der nicht sonderlich merkwürdigen und noch neuen protestantischen. Ich besuchte außerdem die im italienischen Stile erbaute, mit einer schönen Façade versehene Augustinerkirche, die jetzt zum bischöflichen Seminar gehört, das damals der Ferien wegen von seinen Bewohnern verlassen war. Schöne Säulen und Statuen schmükken die Vorderseite; im Innern gefällt besonders der al fresco gemalte Plafond der freundlichen und geräumigen, von den Jesuiten einst erbauten Kirche; den Hochaltar schmückt eine Kreuzabnahme von Marmor.

Nun aber folge mir dem Strome der nach den neuen Anlagen hinauseilenden Menge. Mit Recht sind sie der Lieblings-Versammlungsort der lebenslustigen Mainzer Bevölkerung, denn sie bilden einen, selten sich wieder so zusammenfindenden Verein von Vorzügen, bei denen ich nicht weiß, welchen ich zuerst hervorheben, ob ich der ausgedehnten Aussicht oder mehr der geschmackvollen, nach Art der englischen Parks gemachten Anlagen gedenken soll, gemäß welcher der Natur nur wenig nachgeholfen und mehr die Hindernisse aus dem Wege geräumt werden, damit sie sich ungehemmt entwickeln und ihren genialen Einfällen nachgeben kann, daher die Wege, umstarrt von riesigen Bäumen der verschiedensten Art, sich auf Wiesengründen hinschlängeln und kreuzen, begünstigt vom, allmählig sich erhebenden, Thäler und Hügel im mäßigen Umfange darbietenden Terrain, das sich endlich ziemlich schroff an dem Punkte endigt, wo der schiffbare gelbe Main sich in den grünen Rhein stürzt, denn vermählt, wie mir schon auf der Lippe schwebte, darf man nicht sagen, da beide Flüsse in demselben Bette ohne sich zu vermischen, mehrere Stunden lang neben einander dahingleiten, an der verschiedenen Farbe ihrer Wellen kenntlich. Daß daselbst eine entzückende Aussicht sich dem Beschauer darbietet, dessen Auge mit stets wachsender Freude einen großen Theil des herrlichen Herzogthums Nassau erblickt, namentlich den, mit Recht als der lieblichste Winkel Deutschlands von tausend Zungen gefeierten Rheingau, der gleich hinter Mainz beginnt, die, hinter Deinem Rücken liegende, ansehnliche Stadt Mainz, Castel und dessen Befestigungen am Main, Hochheim, das den bezeichnenden Namen weit in die Welt mit dem von ihm abstammenden Weine getragen, Bischofsheim, Rüdesheim und wie die heimischen und anheimelnden, das Gefühl der Heimath, eins der schönsten,

auch im Fremden anregenden Orte alle weiter heißen mögen, bis auf jenen bewaldeten Höhenzug, den man den Taunus nennt, soll hier nur flüchtig angedeutet werden. Ein Geländer umschließt die äußerste Spitze, wo sich ein stark besuchtes Weinhaus befindet. Doch ich stürzte mich in die auf- und abwogende Volksmenge, die aus allen Ständen gemischt war, darunter natürlich auch viele Offiziere, denn es spielte heute unter einem erhöhten, mit einer Schalldecke versehenen, in einem Halbkreis endenden Balkone die 88 Mann starke österreichische Militairmusik die rauschendsten Melodien. Ich war nicht lange allein, denn bald klopfte mich mein Mainzer Tischnachbar vertraulich auf die Schulter und zog mich an seinen Tisch, der stets von Auf- und Abströmenden besucht wurde, von denen wohl auch Manche sich länger bei uns aufhielten. Jeder steuerte nach Kräften zur Unterhaltung bei und ich machte eine Menge flüchtiger, aber sehr angenehmer Bekanntschaften.

Alle Sinne waren auf die unschuldigste und anmuthigste Art beschäftigt, denn während ich bald mit großem Interesse den Auf- und Abwogenden zuschaute, ihre blühenden Gesichter, von Freude strahlend, betrachtete (jedes ist ja das Griffbrett der Zeit, wie Jean Paul sagt), bald die schäumenden Becher des köstlichsten Rheinweins leerte, bald mit Wärme manchen Gegenstand in buntem und lautem Wechselgespräch verfolgte, bald das Auge auf dem Rhein, auf dem Main, auf Nassau's gesegneten Gefilden umherschweifen ließ, schlürfte das Ohr die stolzen Töne, die in melodischer Verbindung, durch die Entfernung gemildert, sich heranwälzten. Dieser prächtige Abend gehört zu den schönsten, nicht blos meiner Reise, sondern meiner ganzen bisherigen Lebensreise und ich glaubte in Wien oder gar in Italien zu sein. Unstreitig haben die Mainzer mit den Wienern den leichten Lebenshumor, den vorherrschend heitern Sinn, den Horaz so schön empfiehlt, weil er ihn selbst hatte, die Kunst, das Leben nicht mit der ganzen Faust, wie die Nordländer nur allzuhäufig, grob und plump anzufassen, wodurch ihm, wie dem Schmetterlingsfittiche, alle Farben abgestreift, aller Reiz geraubt wird, sondern leise und mit zartem Finger auf der äußersten Kante zu ergreifen. Selten war ich so fest von der Wahrheit überzeugt, daß „Klage ein Mißton wäre im Chore der Sphären."

Außer andern Stücken spielten die Musiker auch die Beethovensche

Schlachtsymphonie auf den Sieg bei Victoria in Spanien. Dieses Stück, offenbar eine Prachtcomposition ersten Ranges, schien sich auch beim Publikum großer Gunst zu erfreuen, aber nicht bei mir; vielmehr schien mir der verworrene Lärm manchmal bis an die Grenze des Erlaubten und Schönen anzustreifen, ja sie zuweilen zu überschreiten und ich habe überhaupt gegen die Wahl des Thema so viel, ja noch mehr einzuwenden, als gegen Schlachtengemälde des Pinsels, welches die letzten Bilder sind, die ich mir kaufe. Ueberhaupt ist das Malen mit Tönen auch dem größten Componisten gefährlich, denn es hat sich ja auch der humoristische Haydn in seinem berühmten Oratorium „die Jahreszeiten" zu Ausmalungen verführen lassen, welche über das Gebiet der Töne hinausreichen. Aber schreiten die Künstler nicht oft in ein fremdes Gebiet hinüber? Ist doch heute noch nicht die Grenzlinie aufgefunden, welche zwischen der Skulptur und der Farbenmalerei hinläuft. Doch wir wollen uns von dieser Kritik nicht den herrlichen Genuß verbittern lassen, sondern den Tönen lauschen, welche bald ernst und feierlich, bald scherzend und neckend an unser Ohr schlagen, denn die erwähnte Capelle spielte in buntem Wechsel bald Straußische Walzer, bald Symphonien, von denen mir die Mozartsche zum „Don Juan", wie immer, trotz dem, daß ich sie schon gewiß mehr als 30 Mal gehört habe, wie die Ilias neu und jugendlich erschien.

Das ist ja das Kennzeichen der Klassicität, daß sie, wie die Natur, nie altert, sondern trotz der Wiederholung immer neue Seiten darbietet. Da die Musik heute ausnahmsweise zeitiger als gewöhnlich aufhörte, weil zu Ehren des zufällig anwesenden Gouverneurs, des regierenden Landgrafen von Hessen-Homburg, beim preußischen Commandanten ein Ball veranstaltet war, so verlief sich auch die, wer weiß wie viel Tausend zählende, reich geschmückte Versammlung und zerstreute sich in diesen, sehr ausgedehnten, reizvollen Anlagen und kehrte in den schattigen Alleen, von den duftenden Lauben und den Punkten, wo sich herrliche Aussichten öffnen, nach der Stadt zurück. Auf einem mit Blumen besetzten Platze befindet sich ein einfaches Monument mit der Inschrift: „Peter Wolf, dem Ordner dieser Anlagen, seine Freunde."

Lange weilte ich mit meinen Begleitern, meist Kaufleuten, an dem erwähnten Vorsprunge der Mündung des Main gegenüber,

und ließ das Auge mit Entzücken über die, vom Wasser belebte hügelumkränzte Ebene schweifen, welche durch die letzten Strahlen der scheidenden Sonne vergoldet wurde. Der ganze Horizont schwamm in hochrothem, süßem Dufte. Als es endlich dunkler geworden war, folgte ich meinen gesprächigen Führern zu der nahen Rheinlust, einem neuen, hart am Rhein zwischen Gartenanlagen sich erhebenden Gasthause, wo wir auf einer Terrasse in zahlreicher Gesellschaft bei Lampen- und Sternschimmer unser Abendbrot verzehrten. Hier gesellte sich ein ehrwürdiger, 75jähriger Greis zu uns, von dem meine Begleiter rühmten, daß er sein bedeutendes Vermögen, nachdem alle seine Angehörigen ihm im Tode vorausgegangen waren, für das Wohl seiner leidenden Mitbrüder verwende. Er ist Präsident aller Wohlthatigkeits-Anstalten in Mainz und ich bedaure, den Namen dieses Ehren-Mannes vergessen zu haben. Erst nach 9 Uhr traten wir die Rückkehr an, und kamen bei den palastartigen Gasthäusern vorbei, welche in dichter Reihe die Ufer des Rheins bekränzen. Dieselben haben oft 30—40 Fenster in der Fronte, sind 3—4 Stockwerke hoch, mit Balkonen, riesenmäßigen Portalen, gewaltigen Spiegelfenstern versehen, und aus dem Dache ragt hoch empor eine flatternde Fahne, kurz sie gehören zu den sehenswerthesten Gebäuden dieser Handelsstadt. Ich nenne hier blos die Reichskrone, den Rheinischen-, Pariser-, Holländer-, Englischen-Hof- und wer weiß, wie alle diese Höfe noch heißen, aus deren offenen Fenstern Jubel und Musik erschallte; ich glaubte, in das Land der Phäaken versetzt zu sein, die ja aßen und tranken den ganzen Tag, und bei denen das ganze Jahr aus Festtagen bestand. Ein Spaziergang auf die Schiffbrücke*), welche auf 56 Schiffen ruht und 1666 Fuß lang ist, reihte sich an die vielen Genüsse des

*) Es läßt sich nicht läugnen, daß die schwache Seite all der glänzenden Rheinstädte von Basel aufwärts der Mangel von stehenden, hölzernen oder steinernen Brücken ist. Man behilft sich mit dem elendesten und wohlfeilsten Mittel, den ewig schwankenden Schiffebrücken und läßt sich überall noch den Uebergang von Fußgängern und Wagen bezahlen. Da waren die Römer doch andere Leute. Cäsar schlug weit nördlich von Cöln innerhalb 10 Tagen eine feste Brücke über den Rhein, dem navibus transire neque suae neque populi Romani dignitatis esse statuebat (bello Gallico IV, 17). Wie kommt es, daß die reichen und nicht minder als die Römer ehrliebenden Rheinbewohner nicht auch so denken?

Tages würdig an; wir gingen sie mehrmals auf und ab und genossen nach der Schwüle des Tages die erquickende Abendluft. Welch eine herrliche Nacht war dies! Die Lichter der Stadt spiegelten sich in den ruhigen Wellen des stolzen Flußes und schwammen mit den reflektirten Sternbildern wunderbar zusammen. Ich glaubte am Golf von Neapel zu sein, und aus dieser Vergleichung wirst Du mit Recht schließen, daß ich in der frohesten Stimmung nach Hause zurückkehre. Noch muß ich erwähnen, daß in Mainz eine außerordentliche Bauluft herrscht. Ueberall sieht man neue Gebäude emporsteigen, und man sollte nicht glauben, daß man sich in einer Stadt befinde, an der schon 2 Jahrtausende vorübergegangen. An der Rheinstraße gibt es fast kein Privathaus mehr, denn an den erwähnten rheinischen Hof, der aus 3 prächtigen Gebäuden besteht und am ganzen Rhein an Ausdehnung und Pracht vergebens seines Gleichen sucht, schließen sich seiner würdige Gasthäuser an. Die ihm gegenüber gelegenen Lagerhäuser, Magazine und Waarenschuppen verschwinden immer mehr, und müssen künftiges Jahr gänzlich weggeschafft werden, da mit den, im großartigsten Stile sowohl zum Vortheil der Festung als zur Verschönerung der Stadt dienenden Rheinkehlbauten begonnen werden soll. Schon sind am obern Theile der Stadt mehrere hundert Arbeiter mit der Aufführung eines gewaltigen Befestigungswerkes beschäftigt, welches sich als Rundbau am Rheine erhebt und jetzt schon lange vor seiner Vollendung durch die Schönheit der Form allgemeine Bewunderung erregt. Man wird, um das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden, dieses Bollwerk zugleich als Militairbäckerei verwenden. Von diesem Gebäude, von dem Holzthore bis hinauf zum Bockthore, ist die Stadt durch eine starke, mit Schießscharten versehene Mauer umgeben, um die sich Spaziergänge ziehen. Der Stadt gegenüber erhebt sich an der Stelle der von den Schweden gegründeten Gustavsburg auf der Mainspitze ein erneuertes Festungswerk, das wie zum Schutze, so auch der ganzen Umgebung zur Zierde gereicht. Vor dem Neuthore werden Zurüstungen zu neuen Bollwerken gemacht und am Raimundithore die Fundamente zu einem, mehrere hundert Fuß langen Gebäude gegraben, welches als Kriegslazareth und als Kaserne benutzt werden soll. Und so geht man dem schon längst gefaßten Plane immer näher, alle Kasernen im Innern der Stadt zu verlassen, und neue rings

um dieselbe und an den Thoren zu erbauen. Die Wälle werden bis 20 Schuh erhöht, so daß man in der Ferne kaum mehr ein Privatgebäude über dieselben wird hervor ragen sehen, wodurch der Anblick nicht gewinnen dürfte. Zu diesen öffentlichen Arbeiten kommen nun noch in allen Theilen der aufblühenden Stadt, welche offenbar dadurch, daß sie aufgehört hat, die Hauptstadt eines eigenen Reiches zu sein, in ihrem Wohlstande bedeutend erschüttert wurde, Privatbauten, Anlegung neuer und Erweiterung schon vorhandener Anlagen vor den Thoren, namentlich vor dem Raimundi- und Neu-Thore. Ueberall tritt dem Wanderer ein erfreuliches Bild reger Geschäftigkeit, munteren Fleißes und zunehmenden Wohlstandes entgegen, der offenbar eine Folge des nun schon 25 Jahre dauernden Friedens und des, hier sehr lebhaft betriebenen Handels ist, dessen beiden Hauptartikel Wein und Getreide bilden. Vom letzteren wurden im Jahre 1841 mehr als 20,000 Lasten oder ½ Million Malter in dem Werthe von 5 Mill. Gulden verschifft. Man befürchtete, eine Schmälerung des Handels oder vielmehr des Zuströmens der Fremden durch den neu angelegten Hafen in dem nahen Bieberich, daher wagten die „blinden Hessen" in der Nacht vom 28. Febr. zum 1. März 1841 den echten Schwabenstreich, bei Nacht und Nebel einige Schiffe voll Steine bei Bieberich in den Rhein zu werfen, um das Landen der Rheindampfschiffe daselbst für die Zukunft unmöglich zu machen. Ein Schrei des Unwillens durchflog alle Gaue Deutschlands, zum deutlichen Beweise, daß Deutschland endlich einmal organisch mit einander verbunden ist, wonach auch nicht dem kleinen Finger eine leise Verletzung zugefügt werden darf, ohne daß der ganze Körper Schaden leide. Natürlich gereichte dieß, zu einer Zeit gewagte Unternehmung, in welcher uns von Westen her ein ernstlicher Krieg drohte, den Urhebern zur Schande, den Engländern zum Spott, den Franzosen zur Freude, zur echten Schadenfreude und der gallische Hahn krähte um so lüsterner nach den Rheinufern. Bald aber mußten diejenigen, welche den Steindamm aufgeworfen, ihn auch wieder wegschaffen, und sie haben also nichts als Geldverlust und Spott geerntet.

XXIII.

Koblenz, Sonnabend den 16. September

Früh um 5 Uhr stand ich schon auf dem, der kölnischen Gesellschaft gehörenden Dampfschiffe, die Königin genannt, und trat in kleiner, doch bei jedem Landungsplatze sich vermehrender Gesellschaft die Reise an. Die Wasserfahrt von hier bis Bingen, wo ich zuerst ausstieg, ist die schönste, die man in Deutschland, ja in der Welt machen kann. Denn zur Rechten liegt der herrliche Rheingau*), unbestritten ein wahrer Juwel, der schönste aller deutschen Gaue, der zu dem reizenden Herzogthume Nassau gehört und der mir, wenn ich die Wahl hätte, tausendmal lieber ist, als das riesige und eisige Kaiserthum Rußland, wenn man auch noch China und Japan dazugäbe. Der Morgen war kühl, deßungeachtet ging ich auch nicht einen Augenblick vom Verdeck; denn wer könnte sich dazu entschließen vor den Herrlichkeiten, welche rechts und links in bunter, unerschöpflicher Fülle und Mannifaltigkeit ausgebreitet sind? Schon um 1 auf 6 wurde in Bieberich, der gewöhnlichen Residenz des Herzogs von Nassau, gelandet. Ich zweifle, ob irgend ein deutscher Fürst schöner wohne. Das prachtvolle Schloß steht hart am Rheine, von welchem Strome es nur ein mit Bäumen besetzter Kai trennt. Es besteht aus 3 Flügeln, von denen der mittlere durch ein, hoch über beide Stockwerke emporragendes Rundell gespalten wird, auf dem eine Menge Statuen prangen, welche mein Reisegefährte aus Verden für lebende Menschen hielt, von denen er sich wunderte, daß sie schon so früh wach wären, gleichsam als Ausnahme von dem sonstigen Leben der Hofleute, die ja die Morgenröthe blos aus den Schilderungen der Dichter kennen. Hinter dem Schlosse dehnt sich ein großer, geschmackvoller Garten aus und zur Rechten schließt sich die zwar kleine, nämlich kaum 2000 Bewohner zählende, aber sehr freundliche Stadt an. —

*) Ein naturgetreues Bild entwirft davon: A. v. Steiterteth, der malerische Rheingau und seine Umgebungen nebst den alten Sagen, die sich daran anknüpfen. 10 Hefte mit 30 Stahlstichen und einer Karte. Mainz bei Kunze

Nach kurzem Verweilen ging es, die Menge der Inseln meist zur Linken liegen lassend, wieder fort. Ich gedachte des drolligen Sancho Pansa, dessen Verlangen nach der Regierung einer Insel hier recht leicht hätte verwirklicht werden können. Sein Herr, Don Quirote, hatte ihm Dinge in den Kopf gesetzt, an die er selbst kaum glaubte, denn ein fahrender Ritter würde, wie man eine Hand umdreht, Kaiser von Konstantinopel, von Taprobane, u. s. w., wie die Geschichte unzählige Beispiele aufzuweisen habe; wenn nun die Ritter so glänzend für ihre Tapferkeit belohnt worden seien, so pflegten sie auch ihre Knappen zu Ehren und Würden zu erheben und er bot seinem Sancho daher das Königreich Dänemark oder irgend eine Insel als Gouvernement an; Sancho begnügte sich mit der Anwartschaft auf die Insel.

Die erste schon vor Bieberich gelegene heißt die Ingelheimer Au; wichtiger ist der 1½ Meilen von Mainz entfernte Ort Nieder-Ingelheim am linken Ufer und noch zum Großherzogthum Hessen gehörig; in diesem Flecken, der etwa 1400 Einwohner zählt, hat einst der berühmte Palast Karl's des Großen gestanden, den der erwähnte Kaiser von 768—774 erbaute und mit 100 Säulen von Marmor und Granit schmückte, die er aus Rom und Ravenna erhalten hatte. Ja es geht eine Sage, der Kaiser sei in diesem Städtchen, oder wie Andere wollen, in Aachen geboren worden. In diesem Palaste wurde schon 774 ein Reichstag gehalten; hier war es, wo 768 Herzog Tassilo von Baiern entsetzt, 817 Ludwig der Fromme einer Gesandschaft des Byzantinischen Kaisers Leo Audienz gab und später mehrere Kirchenversammlungen gehalten wurden. Der letzte Kaiser, der sich hier aufhielt, war Karl IV. aus dem Hause Luxemburg. Jetzt ist von diesem Gebäude an der östlichen Seite des Fleckens nur noch Trümmerwerk vorhanden und in den Vorhof sind Wohnungen gebaut. Je mehr man vordringt, desto höher erheben sich die Ufer, welche terrassenförmig abfallen und mit Reben bepflanzt sind; in der Ferne scheinen die halbzirkelförmig sich gleichsam die Hände reichenden Ufer geschlossen zu sein, so daß man sich in einem See zu befinden glaubt. Die Landschaft wird ein üppiger Baumgarten, aus dem die Dörfer Mombach und Budenheim hervorragen; schon erblickt man in weiter Ferne den Johannisberg — gleichsam den kostbarsten Edelstein des Rheingau's und tief unten erscheint am Felsengrunde das Städtchen Bingen, wo ich landete. Der Flecken

Hattenheim auf dem rechten oder Nassauischen Ufer ist mit schönen Landhäusern umgeben; hier wächst der berühmte Markebrunner Wein und hinter Hattenheim steht das Schloß Richardshausen, das dem Grafen Schönborn gehört. Oesterich ist ein Nassauisches mit palastähnlichen Landhäusern umgebenes und von einer gothischen Kirche überragtes Dorf. Eine viertel Stunde davon liegt das Dörfchen Mittelheim; hinter ihm auf waldbedeckter Höhe die einzige noch ganz erhaltene Burg des Rheingaues, Vollrath genannt. Statt die kleinen und lieblichen Ortschaften alle herzuzählen, z. B. Walluf, Schierstein, Erbach, erwähne ich blos den Hauptort des ganzen Rheingaues, das freundliche Städtchen Elfeld oder Eltvill, dessen gothische Kirche sich in den Wogen des Rheins spiegelt. Ich würde es mir selbst zur schweren Sünde anrechnen, wenn der weithin sichtbare Johannisberg blos genannt und nicht näher beschrieben werden sollte. Du hast seinen Namen schon zu einer Zeit im Liede gefeiert, ehe Du einen Tropfen des herrlichen Weines gekostet, der hier wächst; es paßt auf ihn die Strophe des Liedes: „Auf dem Schloß Johannisberg sitzt der hochwohlweise Rath" des Kaisers von Oesterreich nämlich, dem er gehört seit 1815, dem merkwürdigen, wie ein Fels dem an ihn umsonst emporschäumenden Wogendrange widerstehenden Manne, der, wenn irgend Einer von den wichtigsten Begebenheiten eines halben Jahrhunderts von sich sagen kann: Quarum pars magna fui und auf den das noch seltenere Lob paßt: propositi tenacem, non civium ardor, prava jubentium, mente quatit solida: von dem die Worte des alten Philologen, um nicht zu sagen, Polyhistors Lipsius angewendet werden könne: Hunc virum videri in alta quadam specula rerum humanarum esse et illinc gnarum scientemque proclamare: Hoc cave, hoc facito: juvabit aut laedet: ille et ille effectus erit. Sicut nautae in apicem mali submittere exploratorem solent, contra adventores subitos, contra scopulos, vada, terram: sic istum habere licet adversus pericula, eundem ad felicia incepta et inoffensum rerum cursum — dem Fürsten Metternich. Ursprünglich war es eine vom Erzbischofe Rudhard II. von Mainz 1109 gestiftete Propstei, die 1130 zur Abtei erhoben, aber 1567 aufgelöst wurde. In den folgenden Kriegsjahren ward sie zerstört, 1716 aber kamen die dazu gehörenden Ländereien an die Abtei Fulda, die das Schloß wieder herstellen ließ. Im Jahre 1803 bei der Säkulari-

sation auch dieser gefürsteten, mit der Landeshoheit ausgestatteten Abtei kam diese ganze herrliche Besitzung an den Fürsten von Oranien und 1806 als Geschenk von Napoleon an den Marschall Kellermann, welches Geschenk natürlich seinem Besitzer nur so lange verblieb, als das französische Kaiserthum dauerte. Nach Napoleons Sturze belehnte der Kaiser von Oesterreich seinen Haus-, Hof- und Staats-Kanzler, den nun unbestritten größten Staatsmann Europa's, folglich der Welt, den Fürsten von Metternich mit diesem kostbaren und einträglichen Lehen, welches, als österreichisches Enklave, obwohl vom Nassauischen Gebiete ringsumgeben, doch wenigstens dem Namen nach unter österreichischer Oberhoheit steht. Das Schloß ist seit 1828 um einen Stock erhöht, mit einem flachen, unsichtbaren Dache nach schöner italienischer Art gedeckt und mit bedeutenden Anlagen umringt. Daß der Ertrag der 63 dazu gehörigen Morgen, welche sämmtlich mit Reben bepflanzt sind, bedeutend sei, kann man schon daraus entnehmen, daß dieselben durchschnittlich 25 Stückfaß, jedes zu 1300 Flaschen, eintragen, von denen die Flasche bis zu 4 Gulden, keine unter 2 Gulden verkauft wird; ja von dem Weine aus den Jahren von 1779—83 und 1801 kostet die Flasche zwölf Florен. Ausgezeichnete Jahrgänge erhalten noch höhere Preise; so wurde 1822 ein Stück von 7½ Ohm zu 8000 und ein anderes zu 10,000 Florен verkauft. Der Mittelpreis ist zwischen 3—4000 Florен für das Stück. Der durchschnittliche Ertrag des Weines, der meistens nach England abgesetzt wird (aus nahe liegenden Gründen), beträgt jährlich ungefähr 75—80,000 Gulden. Unten zieht sich am Fuße des Berges ein gleichnamiges, also ebenfalls Johannisberg geheißenes, etwa 700 Einwohner zählendes Dörfchen hin.

Ich stehe keinen Augenblick an, zu bekennen, daß ich eines zusammenhängenden, einen Hauptgedanken durch seine verschiedenen Phasen hindurchführenden und verfolgenden Gesprächs auf dem Rheine deshalb nicht fähig war, weil Aug' und Herz an den unvergleich reizvollen Ufern hingen und ich auch unverholen zu meinen Gefährten äußerte, daß alle menschliche Rede, alle menschliche Weisheit Kinderspiel sei gegen die Pracht und Freude, die von diesen sanften, runden, rebenbewachsenen Hügeln her zu uns spricht, die mit einer Unzahl förmlich wie aus den Felsen, auf denen sie wie Schwalbennester kleben, herausgewachsenen Burgen

besetzt sind, denen sie an Form und Farbe gleichen. Wohl läßt sich eine Fahrt auf dem Rhein kühn mit der Besteigung des Gotthard, des schaudervollen Reuß-, des wilden Haslithales vergleichen, nur spricht hier die Natur in anderen, sanfteren, lieblicheren Tönen; während dort der Schrecken, gleichsam die Majestät des Donners in versteinerter Gestalt den Wanderer betäubt, so lispelt hier die Natur mit dem sanften Säuseln des Zephirs, oder schleicht und schmiegt sich mit dem Geseufze der Turteltaube oder der Flöte in's Herz; wenn dort dieselbe wie eine tausendjährige Eiche imponirt, schmiegt sie sich hier, wie der Epheu an dem Baumstamme, wie die Rebe an der Stütze empor.

Es mochte kaum 8 Uhr sein, als ich in der, auf dem linken Ufer gelegenen letzten Hessen-Darmstädtischen, freundlichen, 1000 Einwohner zählenden Stadt Bingen*) landete; sie liegt an der Nahe, welche hier in den Rhein mündet und zugleich die Grenze zwischen Hessen und Preußen bildet. Mehrere palastartige Gasthäuser, durch geschmackvolle Gartenanlagen von einander getrennt, bilden die Vorder- oder Rheinfronte, z. B. das Hôtel de Bellevue, das weiße Roß u. s. w. Die Stadt scheint in Folge eines lebendigen Verkehrs der Fremden und des starken Handels vorzüglich mit Rheinweinen, wohlhabend zu sein, denn in der Umgegend wächst der geschätzte Scharlachberger, der Stadt gegenüber der Rüdesheimer, zu welchem Naussauischen, 2350 Einwohner zählenden Flecken Du mir bald folgen wirst. Die Schönheiten der mit Recht gepriesenen Lage werden bedeutend durch die Nahe erhöht, über welche schon der römische Feldherr Drusus eine Brücke schlug, die freilich heute nicht mehr steht, da schon der Mainzer Erzbischof Willigis sie erneuern ließ. Die Aussicht auf derselben in das Nahe- oder Rheinthal überbietet bei weitem die von mir auch erwähnte und gefeierte auf der Nekarbrücke in Heidelberg. Wie belohnend mag ein Ausflug in dieses vielfach gewundene Thal sein! Es scheint in verjüngtem Maaßstabe die Reize des Rheinufers, jedoch mit neuer, origineller Färbung und Staffage zu wiederholen. Meine beschränkte Zeit erlaubte mir jedoch nicht, dieser lockenden Sirene zu folgen. Wohl aber genoß ich von Bingen aus die lange entbehrte Seeligkeit des Fußreisens, oder

*) In der Beschreibung des daselbst erst neulich errichteten Hellenenbades v. Dr. Schmidt findet man auch ein vollständiges Gemälde der reizenden Umgebungen dieser Stadt. Mainz, bei Wirth.

vielmehr eines, blos einige Stunden in Anspruch nehmenden, jedoch mit anhaltendem Steigen verbundenen Spazierganges. Ich brauche wohl erst nicht ausdrücklich zu sagen, daß dieser Ausflug nicht nöthig war, sondern blos dazu unternommen wurde, um das bisher von Unten betrachtete, reizvolle Bild der Rheinumgebungen einmal aus der Vogelperspektive zu beschauen und durch diese verschiedenen Standpunkte tiefer in die Seele einzuprägen. Wir mietheten also zunächst einen Kahn mit 2 Ruderern, wofür wir 20 Sgr., die gesetzlich feststehende Taxe, zahlten und fuhren nach Aßmannshausen am jenseitigen Rheinufer. Erst auf einem so kleinen und niedrigen Fahrzeuge spürt man, daß man auf dem Boden des ehemals berüchtigten Binger Loches fährt, denn die Wellen brechen sich noch mit Geräusch an der Stelle, wo vor 12 Jahren die, die Schifffahrt gefährdenden Felsen gesprengt wurden. An diese kostspieligen Wasserbauten erinnert ein Denkmal am linken Ufer mit der Inschrift: „An dieser Stelle des Rheins verengte ein Felsenriff die Durchfahrt. Vielen Schiffern wurde es verderblich. Unter der Regierung Friedrich Wilhelms III., Königs von Preußen, ist die Durchfahrt nach dreijähriger Arbeit auf 210 Fuß, das zehnfache der früheren, verbreitert. Auf gesprengtem Gestein ist dies Denkmal errichtet 1832." Der Wasserbaumeister von der Bergh hat das Ganze geleitet. Auf einer sehr kleinen Insel steht der sogenannte Mäusethurm, wo der Sage zufolge der strenge und geizige Erzbischof Hatto von Mainz von den Mäusen verzehrt wurde, derselbe, der im ältesten deutschen Liede gefeiert wird. Jetzt weht die preußische Flagge darauf. Wir landeten in Aßmannshausen und verabschiedeten unsere Schiffer; dann durchwanderten wir diesen, sehr ländlich aussehenden, an Rebenhügeln hinankriechenden Ort, auf denen ein berühmter, und zwar rother Wein wächst, während die meisten übrigen Rheinweine weiß sind. Ein bedeutender Theil dieser Rebenhügel gehört dem, auch aus vielen anderen Gründen beneidenswerthen Besitzer des Johannisberges. Gradeüber steht die ehemalige Burg Vautsberg, welche 1825 der Prinz Friedrich Ludwig von Preußen kaufte, sie in den Jahren 1825—29 ganz neu, aber im Stile der alten Ritterburgen herstellte und ihr den Namen Rheinstein beilegte. Sie ist eine der reizendsten Sommersitze, die ich kenne und ich wundere mich, daß die übrigen Prinzen des Preußischen Königshauses das Beispiel, am Rheine die schöne Jahreszeit zuzubringen,

nicht öfter nachahmen. Auf einem benachbarten, ziemlich hohen Hügel hat derselbe Prinz ein hölzernes Schweizerhaus durch vier aus dem Berner Oberlande herbeigeholte Zimmerleute erbauen lassen; es ist mehrere Stockwerke hoch und prangte damals im hellsten Sonenschein, der sich in den langen Glaswänden, wo Fenster an Fenster ist, abspiegelte, die von Gallerien umgeben sind, während gewaltige Steine das sehr flache Dach festhalten. So sehr ich in der Schweiz von der Schönheit dieser Bauernpaläste durchdrungen war, so daß in mir der Wunsch aufkeimte, mir, wenn ich ein vermögender Mann wäre, in meiner Heimath ein ähnliches Wohnhaus als Ruhesitz meiner alten Tage erbauen zu lassen (quando canities aderit morosa), so unpassend kam mir jetzt diese Bauart, die so wenig zu der ganz anders geformten Umgebung paßt, wie heute die Rund- und Ziegenbärte unserer männlichen Jugend zu den Schwalbenschwänzen des Fracks und dem Filz-Cylinder auf dem Kopfe, den man Hut nennt. Es ist diese, in der Schweiz das Auge jedes Vorübergehenden, nicht blos des Einheimischen, der daran gewöhnt ist, auf der Stelle erfreuende Bauart ein der Gegend aufgedrungenes, ein in sie willkürlich hineingetragenes, nicht konsequent aus dem Boden, gleichsam der geschichtlichen Grundlage erwachsenes Gebilde, bei dessen Anblick eine Menge Parallelen in meinem Geiste auftauchten; ich dachte an die thörichten Bestrebungen mancher Retrograden, die vergangene Zeit ohne Modifikation, ohne die veränderte Weltstellung, ohne die aus der Gegenwart auftauchenden Bedürfnisse zu berücksichtigen, wieder herstellen zu wollen. Dieses Schweizerhaus steht wie eine verlorne Schildwache einsam und verlassen da, findet in der ganzen Umgebung nichts Analoges und ich dachte an Göthes Orakel-Spruch:

Eines schickt sich nicht für Alle:
Jeder sehe, was er treibe,
Jeder sehe, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle.

Dies gilt von Menschen und Zeiten so gut, als von Oertern. Ich möchte dieses Schweizerhaus für einen Anatopismus erklären, ein Wort, das ich nach der Aehnlichkeit von Anachronismus gebildet habe. Uebrigens bin ich neugierig, zu wissen, ob diese Bemerkungen auch demjenigen Rheinreisenden sich aufdringen, der nicht, wie ich, gerade aus der Schweiz kommt, oder ob ich blos

deshalb darauf gerieth, weil die Umgebungen, in denen ich dergleichen Bauten gesehen und mit Wohlgefallen gebilligt hatte, mir noch frisch und neu vor der Seele schwebten.

Während wir bei bedeutender Hitze immer höher stiegen, vor der uns endlich der wohlthätige Schatten des sogenannten Niederwaldes schützte, der meist aus Laubhölzern besteht und nur zum kleinsten Theile mit Nadelholz vermischt ist, kam mein einziger Begleiter, der hannoversche Pharmazeut, auf seine, in den österreichischen Alpen einige Wochen vorher unternommene Reise zu sprechen, die ich mir gern erzählen ließ, obgleich ich sie selbst 1837 schon gemacht hatte. Namentlich verweilte er mit Wohlgefallen bei der Schilderung einer, ihm unvergeßlichen Scene, wie hoch im Gebirge der Kardinal und Erzbischof von Salzburg, Fürst Schwarzenberg, bei einer kanonischen Visitation seines Sprengels einst in seiner Gegenwart im Freien vor vielen Tausenden seiner Diözesanen gepredigt; die meist aus Landleuten bestehende Menge hatte rings die Höhen besetzt und bildete in ihrer eigenthümlichen, der Tyrolischen ähnlichen Kleidung einen reizvollen Hintergrund; diese blühenden Gesichter der kräftigen Gebirgsbewohner, Menschen beider Geschlechter, der Mehrzahl nach Frauen und Mädchen, auf der anderen Seite die Männer und Jünglinge, in der Mitte die Kinder; ihnen gegenüber der Kardinal in seiner imponirenden Amtskleidung umgeben von der großen Menge Priester im Festesschmucke, welche die Insignien ihres Oberhirten trugen; er hatte auf dem hölzernen Geländer eines einsam dastehenden Bauernhauses, das ihm als Kanzel diente, Platz genommen, denn die kleine Kirche konnte die Tausende nicht fassen. Wer denkt nicht an die Kirchenversammlung zu Clermont, wo 1095 Papst Urban II. ungezählte Tausende zum begeisterten Ausrufe: „Gott will es" und in Folge dessen zum ersten Kreuzzuge entflammte? Ja, wer kann sich des Gedankens an die, von dem göttlichen Stifter des Christenthums selbst in ähnlicher Lokalität gehaltene Bergpredigt erwehren? Hier nun redete mit begeisterten Worten der Kirchenfürst zu seinen Zuhörern über die Verehrung der Heiligen im Allgemeinen und der Himmelskönigin insbesondere (denn es traf gerade an Mariä Himmelfahrt, am 15. August.) Dieser Inhalt nun war es, der dem Protestanten, wie den meisten seiner Glaubensgenossen, ein Stein des Anstoßes war. Dies mochte wohl auch die Ursache sein, warum er mir das Ganze mit-

theilte. Er meinte, dergleichen Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen, als welche der Kirchenfürſt die Heiligen, vorzüglich aber die Mutter des Herren dargeſtellt, ſeien höchſt überflüſſig, es gebe nur einen Mittler und der ſei Chriſtus; es verrathe eine Art Feigheit, ſich erſt an die Heiligen anzuklammern, ſich gleichſam hinter ihnen zu verkriechen und ſie vorzuſchieben, ehe man ſich Gott ſelbſt bittend nahe. Warum nicht gradezu an Den ſeine Bitten wenden, der ja doch allein helfen könne? Dazu gebe es noch einen wichtigern Einwand, den er gern vom begeiſterten Redner gelöſ't gehört hätte, den derſelbe aber übergangen habe: nämlich, woher wüßten wir denn, daß die Heiligen auch unſer Gebet vernehmen? Sie ſeien ja nicht allwiſſend, denn dieſes Prädikat komme nach der Lehre aller chriſtlichen Confeſſionen, folglich auch der Katholiken, Gott allein zu." Du ſiehſt, daß er ſich auf dem gewöhnlichen Standpunkte unſerer Gegner befand; jedoch war ich ſchon zufrieden, daß er nicht den abgeſchmackten Einwurf von Götzendienſt vorbrachte, der tauſendmal widerlegt, immer wieder gehört wird. Ich ging auf das von ihm ſelbſt berührte Gleichniß von dem kindlichen Verhältniſſe Gottes zu den Menſchen ein, gab allenfalls zu, daß man ein ganz guter Katholik ſein könne, ohne je in ſeinem Leben die Vermittlung der Heiligen in Anſpruch genommen zu haben, daß auch wir Chriſtum als den Mittler zwiſchen Gott und der ſündigen Menſchheit, ohne den kein Heil und keine Hoffnung auf Heil ſei, verehren*), ja noch mehr, anbeten; daß die Kirche die Verehrung nicht gebiete, ſondern blos anempfehle und ihrem hiſtoriſchen Charakter gemäß, nach welchem ſie alles Ueberlieferte in ſich aufgenommen und nicht nach Leidenſchaft und der Stimmung des Augenblicks gemäß manches, womit in gewiſſen Zeiten unläugbar Mißbrauch getrieben, über Bord geworfen, empfehlen müſſe; ich ſuchte ihm nachzuweiſen die conſequente Entwickelung der in der Bibel und der Tradition enthaltenen Keime, daß der, welcher Himmel und Erde geſchaffen, auch um die Mittel nicht verlegen ſein werde, denen, welchen er durch ſeine Gnade den Zutritt zu ſeiner Anſchauung gewährt, die Gebete der noch im Fleiſche wandelnden und mit der Verſuchung umſtrickten Gliedern ſeiner ſtreitenden Kirche vernehmlich zu

*) Apoſtelgeſch. 4, 12: „Und es iſt in keinem Andern Heil, denn es iſt kein anderer Name unter dem Himmel den Menſchen gegeben, in welchem ſie ſeelig werden können."

machen; ich spielte auch auf die von den Protestanten gelehrte, wenigstens in ihrem Glaubensbekenntnisse enthaltene Gemeinschaft der Heiligen an und räumte die Deutung ein, daß die Erhebung des Gemüths zu den Himmelsbewohnern schon ein Akt dieser Gemeinschaft sei, und kam auf die biblische Stelle, wo Christus von den Engeln sagt, daß sie sich über die Bekehrung eines Sünders mehr freuen, als über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen, mithin müßten sie doch, die auch nicht allwissend sind, von der Bekehrung in Kenntniß gesetzt sein. Die Heiligen im Himmel sind aber gleichsam wie die Engel im Anschauen Gottes. Doch warum erwähne ich dieses Dir, da Du der Gründe Dir mehr bewußt bist als ich? Laß uns die Umgebung betrachten.

Auf der Höhe des Waldes fragten wir in einem Wirthschaftsgehöfte, welches beim Jagdschosse des Grafen Bassenheim steht, um einen Führer, so wie nach dem Schlüssel zu der sogenannten Zauberhöhle, einer Spielerei ziemlich tief im Walde. Du mußt nämlich in eine künstliche Schlucht treten, die ganz finster ist; endlich gelangst Du in eine Art Sommerhaus, die Fensterladen werden plötzlich aufgestoßen und Du stehst wirklich wie bezaubert da, denn von den drei Fenstern aus sind die Wälder ausgehauen, so daß Du das Dorf Rechtlingshausen und die Ruine Falkenburg, die Ruine Rheinstein und das Schweizerhaus des Prinzen Friedrich von Preußen erblickst. Auf den ersten Anblick hält man, durch die künstliche Finsterniß noch geblendet, diese Ausschnitte in die Wirklichkeit für sehr gelungene Landschaftsgemälde, und allerdings sind es die gelungensten, denn die unübertreffliche Meisterin, die Natur, hat sie selber, wenn auch nicht auf Leinwand und mit Farben gemalt, doch gemacht. Derselbe Führer brachte uns sofort auf die Rossel, eine grade über dem Binger Loche am Ausgange des Buchenwaldes hervorragenden dicken Thurm, den Ueberrest einer Ritterburg*), deren es einst am Rheine über Hundert

*) Eine kleine Anekdote von Friedrich dem Großen mag hier erwähnt werden. Als der König einst eine Ritterburg, deren Namen mir entfallen ist, besichtigte, bat der Besitzer mehrmals dringend um die Zurückgabe der von den Preußen im siebenjährigen Kriege weggeführten Kanonen. Der König that, als ob er die Bitte nicht gehört hätte. Da aber der Schloßherr wiederholt auf diese Angelegenheit zu sprechen kam, klopfte ihn der König auf die Schulter mit den Worten: „Laß Er's gut sein! Wenn er wird Krieg haben, werde ich Ihm ein Paar borgen."

gegeben hat, von wo aus die Aussicht über den prächtig zu Deinen Füßen einherbrausenden Fluß und tief in das, Dir gradeüber befindliche Nahethal, aus dem das geschwätzige Flüßlein wie eine naseweise Kammerzofe ihrer Königin und Herrin, dem Rheine, zuflüstert, und sich an sie anschmiegt, um von nun an mit ihr des Tages und der Schiffe Last und Hitze zu tragen; am linken Naheufer steht der Rupertsberg mit seinem zerfallenen Kloster; gespenstig ragt mit flatternder Fahne mitten aus dem Wellengrab der mythische Mäusethurm hervor; wie ein Adlernest klebt die Burg Ehrenfels unten an den schroffen Felswänden — kurz die Aussicht gehört zu den reizendsten des an solchen unvergeßlichen Genüssen so überreichen Rheines. Wir dankten unsern Führer, der nach seiner eigenen Versicherung nun überflüssig wäre, ab, und pilgerten in der heitersten Stimmung, die eine Wirkung der Rheinreise zu sein scheint (während die Eindrücke einer Schweizerreise eher ein Bewegen in den schroffsten Gegensätzen, ein Aufrütteln der ganzen Seele zu nennen, oder mit den köstlichen Göthe'schen Worten: Bangen und langen in endloser Pein, himmelhoch jauchzen, zum Tode betrübt u. s. w. zu bezeichnen sind) durch den schönen Buchenwald bis an einen andern, etwas niedrigeren nördlichen Vorsprung, wo ein runder, auf acht toskanischen Säulen ruhender Tempel die Gegend schmückt, von wo die Aussicht wieder eine andere, etwas minder ausgedehnte, aber durch die terrassenförmig bis nach Rüdesheim sich hinziehenden Weinberge verschönert ist. Dieser freundliche Marktflecken zieht sich hart am Berge und der Rheinstraße, welche dem Flusse parallel läuft, in einem engen, hügelichen Thale hin; seine schönsten Zierden sind die Gasthäuser, in denen natürlich ein Glas des feurigen und würzigen vaterländischen Getränkes gelert wurde. Beim Herabsteigen durch die Weinberge bot man mir zwar meine Lieblingsspeise, der zu Gefallen ich sogar den Wein selbst stehen lasse, prächtige Trauben, aber zu einem so unverschämten Preise (einen Gulden das Stück) zum Kaufe an, daß ich mehr aus Unwillen, als vor der Größe des unverantwortlichen Preises abgeschreckt, es über mich brachte, den Kauf zu verschmähen, zumal da man mir sofort die Hälfte, ja einen noch niedrigeren Preis nachrief. Die Versuchung war um so größer, da ich recht gut wußte, was auch das Aussehn bestätigte, daß diese dickhäutigen Trauben Ur-ur-kinder von Sprößlingen aus Orleans sind, die Karl der Große, der ja am liebsten

in dem schon oben genannten Ingelheim wohnte, hierher pflanzen ließ. Nicht weniger als vier Ritterburgen, wie gewöhnlich vom Zahne der Zeit gewaltig angenagt, aber dadurch uns noch, wie Bronzestatuen durch den grünen Anflug verschönert, (während sie neu beinahe häßlich wegen der Aehnlichkeit mit der Kupferfarbe aussehn) zieren die Umgebungen: 1) die Nieder-, 2) die Ober- oder Boosenburg, die Brömser- und 4) die Vorderburg.

Bei Rüdesheim stieg ich wieder in ein langsam vorbeifahrendes, auch der kölnischen Gesellschaft gehörendes Dampfschiff durch Hülfe eines, mit einer rothen Flagge versehenen Kahnes, um meine Reise bis Koblenz fortzusetzen. Rüdesheim gegenüber liegt das Dorf Kempten, über dem sich der von Göthe gefeierte, eine halbe Stunde von Bingen gelegenen Rochusberg erhebt, auf dem eine dem heiligen Rochus geweihte Kapelle steht. Göthe sah die alljährlich am Feste dieses Heiligen (16. August) aus allen Ecken des Rheinlandes zusammenströmenden Prozessionen mit großem Interesse an und gab davon in seinem „Wahrheit und Dichtung" betitelten, ein reiches Leben vor unserer Seele entfaltenden und zu wiederholter Lesung anreizenden Buche, eine sehr anschauliche Schilderung, auf die ich Dich ausdrücklich verweise. Auch hat sich der, sonst zum Geben nicht sehr geneigte Dichter durch ein sehr sinniges Geschenk, ein Gemälde des heil. Rochus, das nun in der Kapelle hängt, verewigt. Blickt man zurück, so schweift das Auge bis zu den Thürmen von Mainz, welche über dem Horizont im äußersten Süden hervortauchen, bis zu den blauen Taunushöhen, bis zum Donnersberge.

Zum zweiten Male gings bei Bingen vorbei, dessen hoch über der Stadt am Felsen angeklebten Burg Klopp auf dem Drususberge ich bisher noch nicht gedacht habe, und doch verdient sie nicht blos wegen ihres, bis auf die Römerzeit hinaufdatirten Ursprunges, sondern auch wegen der malerischen Lage, da der noch wohlerhaltene Thurm aus den neuen Anlagen, die ihn umgeben, keck hervortritt, eine ausdrückliche Erwähnung. Der Kranz der Verschönerungen, welcher die Stadt Bingen nach allen Seiten hin umgibt, wird nun einen neuen und zwar bedeutenden Zuwachs dadurch erhalten, daß der preußische Prinz Karl, dessen Liebe für das Studium der Alterthümer bekannt ist, in der Nähe von Bingen einen Berg angekauft hat, auf welchem eine große und schöne Burg in alterthümlichem Stile erbaut werden soll. An Mustern,

die der Architekt nachahmen kann, ist hier wahrlich kei Mangel. Den Ruinen von Klopp gegenüber liegen grade bei der Nahebrücke, mithin an der preußischen Grenze, unweit des Zollhauses die Trümmer des Klosters Ruppertsberg, das die Schweden im dreißigjährigen Kriege zerstörten. Ringsum ist Alles ein großer Weingarten. Am linken Naheufer liegt auf einem Vorsprunge des Ruppertsberges Elisenshöhe, seit 1825 nach der damaligen Kronprinzessin, jetzigen Königin von Preußen so genannt; ein Pavillon schmückt den, durch reizende Aussichten ausgezeichneten Punkt. Auf dem Dampfschiffe bemerkt man die Spuren des ehemaligen Binger Loches, d. h. die gesprengten, aber noch eckig und kantig sich dem Strome entgegenstemmenden Felsen im Flußbette, an denen sich die gekräuselten Wellen brechen, wenig oder gar nicht. Von nun an sind die felsigen Berge des linken Ufers mit Laubholz, namentlich mit ewig jungen Eichen (deshalb ewig jung, weil man sie nach wenig Jahren wieder fällt, um Lohe für die Gerber daraus zu bereiten) bedeckt, während die Spitzen und Kuppen eine große Zahl zerfallener Ritterburgen krönen, die den Vorbeischiffenden, wenn auch nicht die ganze Dossis, doch einige Gran von jener wehmüthigen Empfindung beibringen, die jede gestürzte Größe erregt und wovon der, welcher sie noch nicht kennt, in Venedig und Rom wahrlich eine Ahnung bekommt. Doch ist dieses herbe Gefühl hier auf dem Rheine durch das rechte, lachende, rebenumgürtete Ufer und den stets belebten und belebenden Fluß bedeutend versüßt und der verwundenden Stacheln beraubt.

Gleich hinter dem Dörfchen Aßmannshausen macht der Strom eine starke Krümmung; das linke Ufer tritt wie eine Halbinsel hervor und auf demselben klebt, zwischen Obstbäumen malerisch halb versteckt, das bei der sogenannten Zauberhöhle schon erwähnte, sehr alterthümliche Dörfchen Trechtlings- (oder Dreiecks-) hausen; hoch über ihm die Trümmer der Falkenburg. Nur eine Viertelstunde davon am Fuße der Schlösser Reichenstein und Rheinstein ragen die herrlichen Ueberreste der ehemaligen Clemenskirche hervor, von der noch Spitzbogen, Fenster ohne Glas, Gemäuer ohne Dach, aber Alles im vortrefflichsten gothischen Stile, übrig sind.

Etwas entfernter ragt die, nun dem Könige von Preußen gehörige Burg Soneck über das Dorf Niederheimbach hervor, welche nun auf Befehl des durchlauchtigen Besitzers wieder hergestellt

wird; und selbst in der Nähe dieses Dorfes erblickt man die am Rheine so gewöhnliche Zier der Burgruinen, nämlich die Heimburg. Rechts ist von Aßmannshausen bis zum Flecken Lorch eine dreiviertel Stunden lange Strecke keine Wohnung. Lorch ist sehr alt, denn schon 832 wird es urkundlich erwähnt; es liegt am Ausflusse des Wisperbaches in den Rhein und zählt gegen 1800 Einwohner; eine stattliche Häuserreihe zieht sich sowohl am Rhein als an der Wisper hin, in deren romantisches, gekrümmtes Thal man beim Vorbeifahren einen sehnsüchtigen Blick, aber wegen der Schnelligkeit des Dampfschiffes kaum mehr als Einen Blick, werfen kann; besonders schön nimmt sich die auf einer Anhöhe wie eine Himmelswarte dastehende, gothische Kirche mit ihren Thürmen aus. Es muß schön gewesen sein, das Mittelalter! Aus hundert Thürmen strebte die Sehnsucht zum Himmel; aller Orten boten sich dem Blicke Klausen und Klöster, wo frühe schon die Rechnung mit dem Leben abgeschlossen war und der Gesang der Glocken, bald zur Mette weckend, bald zur Feier all der Heiligen und Himmlischen rufend, bald in das Grab nachklagend, schauerte unabläßig, wie die Stimme einer andern Welt, in das irdische Leben und Treiben. Eine halbe Stunde davon entfernt eröffnet sich das romantische Sauerthal, das seinen Namen von mehreren, in ihm entspringenden Sauerbrunnen hat und in dem sich die Trümmer der Burg Waldeck und der bedeutend größeren Sauerburg zeigen, welche letztere seit 1692 der berühmten Familie der Ritter von Sickingen gehörte. Bei dem Dörfchen Lorchhausen endigt der, bei Walluf begonnene, ganz zu Nassau gehörige Rheingau. Grade aus, gleich am Schlusse der Scene, zeigt sich das ansehnliche, 3 Stunden von Bingen entfernte und ebenfalls auf dem linken Rheinufer liegende Städtchen Bacharach. Ich sagte: am Schlusse der Scene, denn die vielen, oft bedeutenden Krümmungen geben dem Flusse das Ansehen eines Sees, indem sich die beiden Ufer zu berühren und ineinander zu fließen scheinen, da sie förmlich wie Coulissen gestellt sind. Die bei Bacharach nach Westen sich ziehende Krümmung des Stromes gibt den Weinhügeln die vortheilhafte Lage gegen Mittag, so daß sie gegen die Ost- und Nord-Winde, die sich an den Bergen des linken Ufers brechen, geschützt sind. Der Rheingau wird in Bezug auf sein edelstes Produkt, den Wein, in die obere und untere Gemarkung eingetheilt, d. h. in die Dörfer auf der Höhe und am Ufer; die

geistigsten Weine gedeihen auf den Anhöhen, die gesündesten auf den mittleren Regionen, die aus der Tiefe stammenden werden erst spät trinkbar. Nur zum Theil ließe sich diese Wahrnehmung auf die Menschen übertragen; wenigstens adoptire ich den letzten Satz: die aus der Tiefe, d. h. aus den untersten Ständen stammenden Menschen werden erst spät, wenigstens später, als die einer höhern Region Entsprossenen, genießbar, weil diese letztern schon früher von der Sonne der Wissenschaften beschienen und erwärmt werden.

Unter den vielen Wein-Sorten gelten der Laubenheimer, Bischheimer und Aßmannshäuser für die lieblichsten, der Hochheimer, Johannisberger und Geissenheimer für die gewürzigsten, der Markebrunner und Rüdesheimer für die stärksten. Bei den, auf einem hervorspringenden Felsen malerisch sich emporthürmenden Trümmern des Schlosses Fürstenberg, 1 Stunde von Bacharach, das die Franzosen bei ihrem oft erwähnten Raubzuge 1689 zerstörten, müssen sowohl die trefflichen neuen Anlagen, die sie umgeben, als der gepriesene weiße Wein, der hier wächst, erwähnt werden. Ueber Bacharach, das einst eine stark befestigte Stadt war, denn noch stehen seine zackigen einen weit größeren Raum, als die Stadt einschließenden, mit Zinnen versehenen und mit 12 nach innen offenen Thürmen verzierten Mauern, die im siebenjährigen Kriege zum Theil zerstört wurden, erhebt sich die Ruine Stahleck, welche der Königin von Preußen gehört. Der ganze Berg ist wie die benachbarten Thäler mit Weinreben bepflanzt; für 4 Fuder solchen Weines gab einst der faule K. Wenzel den Nürnbergern ihre Reichsfreiheit — was sich eher erklären läßt, als die Verschenkung der Erstgeburt Esau's um ein einfältiges Linsengericht. Dicht unter der Burg Stahleck stehen einsam die bedeutenden Ueberreste der Wernerskirche, ohne Dach und Thor, riesenmäßige im schönsten Spitzbogen sich wölbende Fenster und schlanke Säulen zeugen von der ehemaligen Pracht dieses Gotteshauses. Ueber der Stadt selbst ragen zwei, heut noch in brauchbarem Zustande sich befindende und gebrauchte Kirchen hervor, von denen die eine von der Mehrzahl der Bewohner, von den Katholiken, die andere von den Protestanten zum Gotteshause benutzt wird. Unterhalb der Stadt liegt eine Insel im Rhein, die 30 Morgen groß ist. Gleich dahinter ist eine natürlich nicht für Dampf-, sondern blos für Segelschiffe bedenkliche Stelle, das wilde

Gefährt genannt, weil der Strom zwischen Felsen und verborgenen Bänken eine Art von Trichter bildet, jedoch ist nur bei der Thalfahrt und bei einem plötzlichen Windstoß Gefahr, daß das Schiff an die vorspringenden Felsen des rechten Ufers geschleudert werde. Mitten aus dem seeartig scheinbar abgeschlossenen Fusse ragt ein kleiner Fels hervor, der mit einem sonderbaren Gebäude, oder vielmehr einer Menge zusammengedrängter, thurmgekrönter Gebäude geziert ist, welche man die Pfalz nennt.

In der Mitte derselben ragt ein ungestalter, achteckiger, oben unerwartet plötzlich sich abrundender und zugespitzter Thurm hervor, umgeben von einer Menge niedriger Thürme, auf denen und und um die wieder kleinere hocken, gleichsam die Urgroßmutter, umgeben von Töchtern und Enkeln, oder um das bekannte scherzhafte Gleichniß zu brauchen: In der Mitte war ein Loch, und in demselben wieder ein Loch, das noch größer war als das erste Loch. Wie eine Henne von ihren Küchlein umringt, steht dieses sonderbare Unding da. Den Namen hat es vom Erbauer, einem Pfalzgrafen, der dieses Zollgebäude einst anlegen ließ; jetzt gehört es zu Nassau und wird, obwohl in seltenen Fällen, als Gefängniß benützt; gegen das rechte Ufer ist eine Fallthüre, zu der eine schmale Treppe führt. Im Thurme wird den, wie ich hörte, seltenen Besuchern das kleine Gemach gezeigt, in welchem einst die Pfalzgräfinnen ihre Niederkunft abwarten mußten. Das Merkwürdigste des Inseleins ist wohl der in den Felsen gesprengte Brunnen, dessen Wasser mit dem Rhein in keiner Berührung steht. Dieser Pfalz gegenüber steht auf dem rechten Ufer das liebliche Städtchen Caub, das blos aus 180 Häusern besteht, und 1360 Bewohner hat, und hoch über ihm prangen die gewaltigen, Ehrfurcht einflößenden Trümmer der Feste Gutenfels, die muthwillig 1807 blos aus schnödem, und doch nicht der Rede werthem Gewinn, um einige hundert Gulden aus ihren Steinen zu erhalten, bis auf die klafterdicken Mauern abgebrochen wurden. Unzählige Stufen führen im Zickzack zu der grade über dem Städtchen in vier Absätzen sich erhebenden, thurmgekrönten Burg hinan, aus deren auf einer Felsenspitze in die Luft hinausgebauten Wachthause man eine entzückende Aussicht genießen soll; ist doch die Ansicht vom Dampfschiffe schon bezaubernd und das Auge weilt mit großer Befriedigung auf den hier sich zusammengedrängten, sehenswerthen Gebilden der Natur und der Kunst.

Felſen, Weinberge, Schlöſſer, Burgen, Dörfer und Städte, darüber ein bald ſchmälerer, bald breiterer blauer, wolkenloſer Himmelsſtreif ausgebreitet, die Trümmer, wie von Kobolden und neckenden Geiſtern, d. h. von Sagen und Mährchen umflattert, das ſind die Hauptelemente der die Rheinreiſe intereſſant machenden Ufer, und doch würde man ſich täuſchen, wenn man aus dieſem Bericht auf eine Monotonie ſchließen wollte, die ſich bei dieſem ſtets wiederkehrenden, nur anders gruppirten und gemiſchten Beſtandtheilen unabweisbar aufdringen zu müſſen ſcheint. So wenig zwei Blätter eines Baumes, oder je zwei Menſchen im Geſicht, oder in ihrer Handlungsweiſe ſich vollkommen gleichen, ebenſowenig gleichen ſich auch nur 2 Zoll der Rheinufer einander; die unerſchöpfliche Natur iſt um neue Formen nie verlegen; ſie wiederholt ſich nicht; jedes ihrer Gebilde iſt, wie jedes Leben und jede Freude, ein Original, das ſich nicht kopiren läßt. Guſtav Adolph, der berühmte Schwedenkönig, ſaß einſt mit ſeinem Heere auf Gutenfels und unten bei Caub bewerkſtelligte der ewige Jüngling, nur den Jahren nach ein Greis, der mit Recht volksthümliche Blücher den Uebergang über den Rhein in der Mitternachtsſtunde vom 31. December zum 1. Januar 1813 und 14.

Die Berge rücken dem Ufer immer näher; links zeigt ſich das uralte, ſchon von den Römern gegründete Städtchen Ober-Weſel, das 2660 Einwohner zählt, wo ſchon zu den Zeiten des 22. römiſchen Kaiſers, Alexander Severus (222—235) das Chriſtenthum geblüht haben ſoll. Heute noch hat die einſt bedeutend größere Stadt, wie man aus den gewaltigen Mauern und Thürmen und den Reſten ehemaliger, auf den umliegenden Höhen zerſtreuten Wohnungen ſchließen kann, zwei ſchöne gothiſche Kirchen, von denen die eine am Anfange der Stadt ſteht und Liebfrauenkirche heißt, deren pyramidal zugeſpitzter Hauptthurm mit ſeinen, in den Ecken ſtehenden vier gleichförmigen Kindern einen ſchönen Anblick gewährt; die andere am untern Ende auf einer beträchtlichen Anhöhe prangende, die Minoritenkirche mit ihren dicken, ſechseckigen dachloſen Thurme ſich in den Fluthen des Rheines ſpiegelt; dieſe letztere ſcheint vom Fluſſe aus zu ſchmal und ihr Thurm zu dick. Kurz vor der Stadt gewahrt man auf einer Anhöhe die bedeutenden Trümmer der Burg Schönberg, welche ihren Namen von 7 ſchönen Schweſtern herleitet, die einſt hier lebten und ihrer Sprödigkeit wegen — welcher Fehler nun immer ſeltener zu wer-

den scheint — in 7 Felsen verwandelt wurden, deren Spitzen gleich unterhalb Ober-Wesel bei niedrigem Wasserstande noch sichtbar und unter dem Namen der 7 Jungfrauen von den Schiffern gefürchtet sind. Die Burg Schönberg hat 1835 der Prinz Albrecht von Preußen erkauft und läßt sie nun durch seinen Baumeister, den Professor und Hofbauinspinktor Strack mit Erhaltung und Schonung aller vorhandenen, bedeutenden Reste wiederherstellen.

Unter Wesel verengt sich das Thal immer mehr; zu beiden Seiten spiegeln sich die Felsenwände in den düster aussehenden Fluthen; man nennt diese Felsen den Ligrenkopf und auf der andern Seite die Lurlei. Um den Rheinreisenden das Vergnügen zu machen, welches das 7, nach Andern gar 15fache Echo gewährt, werden auf den Dampfschiffen die Böller gelöst und ein, in einer kleinen Hütte auf dem linken Ufer zu diesem Zwecke angestellter Mann tritt hervor und bläst auf der Schalmei. Ich muß gestehen, von diesem Echo nicht viel wahrgenommen zu haben, sei es, daß das Rauschen der Räder des Dampfschiffes, oder das Tosen der Wellen, oder das Gespräch, das ich gerade sehr lebhaft mit einem jungen, freundlichen Nachbar pflog, mich daran hinderte. Dieser junge Mann war ein Geistlicher aus dem Städtchen Linz am Rheine, der zugleich eine Lehrerstelle an dem dasigen Progymnasium bekleidete und eben von einer kleinen Ferienreise zurückkehrte; er ist an der letzten, noch zur Diözese Trier gehörigen Parochie als Kaplan angestellt und erzählte mir viel Schönes von der kirchlichen Gesinnung und einflußreichen Wirksamkeit des reichen Freiherrn v. Fürstenberg, der z. B. an der Spitze der neulich gestifteten katholischen Ritterakademie steht und sein bedeutendes Vermögen großentheils zu kirchlichen Zwecken verwendet; so hat er auf eigene Kosten auf dem Apollinarisberge bei Remagen, einem Städtchen am Rheine, 8 Stunden oberhalb Koblenz, eine schöne Kirche bauen lassen, die nun durch Künstler, welche er zu ihrer weitern Ausbildung nach Rom geschickt hatte, al fresco gemalt wird. Wir werden sie später beim Vorüberfahren wieder erwähnen.

Auf dem linken Ufer liegt zunächst St. Goar, welches 1500 Einwohner zählende Städtchen (einst die Hauptstadt der niedern Grafschaft Katzenellenbogen) den Namen von einem frommen Einsiedler hat, der hier wohnte, dessen Leichnam aber die Spanier 1626 nach ihrer Heimath entführten. Der Rhein zwischen

St. Goar und dem ihm gegenüber auf dem rechten Ufer gelegenen naſſauiſchen Städtchen St. Goarshauſen macht eine Krümmung und bildet einen furchtbaren Strudel, die Bank genannt. Nun kommen auf bedeutender Anhöhe die thurmgekrönten Trümmer der zerſtörten Burg Rheinfels, welche Graf Dietrich III. von Katzenellenbogen 1218, um einen Rheinzoll zu erheben, gebaut hatte. Aber der Rheiniſche Städtebund bildete ſich, um den maaßloſen Plackereien dieſer unberechtigten Zollerheber ein Ende zu machen. 1794 wurde Rheinfels von den Franzoſen geſprengt. Jetzt iſt ſie im Beſitz des Prinzen von Preußen, der ſie wieder herſtellen läßt*).

Ueber St. Goarshauſen erhebt ſich das Bergſchloß, die Katze genannt, das Graf Johann III. von Katzenellbogen 1393 erbaute; und damit die Katze ſich nicht in der Einſamkeit langweile, ſondern ihrer Lieblingsbeſchäftigung, dem Mäuſefange, nachgehen könne, iſt auch für eine Maus geſorgt; ſo nennt man nämlich die gleich hinter Welmich ſich erhebenden Trümmer des Schloſſes Thurmberg.

Wahr iſt es, die vielen Burgen erinnern uns an die häufigen Kriege des Mittelalters; dieſelben unterſcheiden ſich aber zu ihrem Vortheil von den unſrigen: „Jede Fehde", ſagt Raumer im 2. Bande S. 309 ſeiner Hohenſtaufen, „entwickelte damals mehr Eigenthümlichkeit, als jetzt große Kriege, weil damals Perſonen, jetzt faſt nur Maſſen in Thätigkeit kommen; und wiederum beſchränkte ſich jede Fehde auf den engſten Kreis der Betheiligten, während jetzt jeder Krieg ſo Unzählige trifft und unglücklich macht, daß Tauſende von Fehden jener Zeit noch nicht ſo viel Unheil brachten, als jetzt ein von Hunderttauſenden unternommener Feldzug. Bald nach der Fehde zogen die Söldner u. ſ. w. zu ihren friedlichen Gewerben heim, während unſere ſtehenden Heere in ihrer Ueberzahl einen ewigen Krieg wider den Geldbeutel ihrer Mitbürger führen und zu einer mechaniſchen Lebensweiſe,

*) Vergleiche die werthvolle Monographie: „Schloß und Feſtung Rheinfels von A. Grebel: ein ſchätzenswerther Beitrag zur deutſchen Spezialgeſchichte, worin unter anderem eine vollſtändige Darſtellung der Uebergabe dieſer, ehemals heſſiſchen Feſtung an die republikaniſchen Franzoſen 1794 ſich findet. Der heſſiſche Kommandant General v. Nerins ward nach kriegsgerichtlichem Urtheil wegen Feigheit erſchoſſen.

zur Unthätigkeit oder doch zu einer fruchtlosen Thätigkeit führen, wovon man damals keinen Begriff hatte. Das schleichende Fieber der heutigen Kriegsverfassung schwächt selbst größere Staaten im Frieden so, daß ihnen zu Unternehmungen, wie sie sonst einzelne Städte ausführten, z. B. Kirchenbaue, weder Geld, noch Kraft, noch Muth bleibt. Dies Alles soll jedoch blos beweisen, daß keine spätere Zeit allein die lautere Weisheit und Wahrheit besitze."

Nun dehnt sich ein üppiger Wiesengrund bis an den Strom, der sich gleich hinter Welmich, einem kleinen am rechten Ufer gelegenen Dorfe, in einem großen Bogen nach Norden wendet und einen von Höhen eingeschlossenen Golf bildet. Vom Dorfe Hirzenach wendet er sich wieder östlich; an diesem Ufer liegt das Dörfchen Kester; links Salzig, ein Dorf von 800 Einwohnern, in Obstgärten versteckt; rechts stehen auf einer mit Reben bepflanzten Felsenhöhe die Burgen Liebenstein und Sternberg, die man wohl ihrer Nähe und Aehnlichkeit wegen die Brüder nennt. Das Kloster Bornholm, das einst Kapuziner bewohnten und auf dem rechten, immer noch nassauischen Ufer liegt, ist zwar seit 1813 aufgehoben, aber die Kirche ist dem Gottesdienste erhalten worden; eine schöne Allee von Wallnußbäumen führt nach dem nahen Flecken Kamp hinab, wo die Römer einst ein Lager hatten. In allerliebster Lage prangt am linken Ufer das uralte Städtchen Boppart, das Baudobriga der Römer, dessen ansehnliche Mauern auf dem Grunde der von Drusus angelegten Befestigungen sich erheben; auch Trümmer eines fränkischen Königshofes sieht man noch; der hier sich in den Fluß mündende Bach heißt Königsbach. Jetzt hat die ehemalige Reichsstadt, in der viele Versammlungen der Reichsstände gehalten wurden, 3500 Einwohner, ein Gymnasium, ein noch in seinen Trümmern ehrwürdiges Schloß. Die Klöster sind zerstört; das Merkwürdigste ist die große, schöne Pfarrkirche mit zwei in spitzige Pyramiden endigenden und durch eine hohe Brücke verbundenen Thürmen. Nicht minder sehenswerth ist die, ganz im gothischen Stile erbaute ehemalige Karmeliterkirche. Das darüber hervorragende, ehemalige Kloster Marienburg, das schon 1123 von den Rittern von Boppart erbaut wurde, ist nun in eine Baumwollen-Manufaktur verwandelt.

Unterhalb dieser Stadt macht der Rhein seine größte Krümmung, denn gleich hinter dem, rechts liegenden Dorfe Filzen wendet er sich bedeutend nach Südosten, gleichsam als wollte er seiner

Heimath wieder zueilen; aber der Boppарter Berg ſtellt ſich ihm gebieteriſch in den Weg und weiſ't ihm wieder ſeine vorherrſchend nördliche Bahn an. Die Berge ſind nun minder gezackt und wild, mehr rund und gefällig aus; auf einer ſolchen abgerundeten Kuppe ſteht rechts, gerade über dem, zwiſchen Weinhügeln freundlich hervorſpringenden Dörfchen Oſterſpei, das Luſtſchloß Liebeneck, ja wahrlich omen et nomen, eine liebe, liebe Ecke; links bei Ober-Spei, am äußerſten Vorſprunge des Ufers, geht der Strom wieder in ſeiner alten Richtung weiter. Wilder iſt das rechte Ufer, wo über dem, 1200 Bewohner zählenden Städtchen Braubach mit ſeinem Schloſſe Philippsburg die feſte Marrburg ſich erhebt; das erſtere iſt jetzt ein gutes Gaſthaus und die letztere, die einzige alte Veſte am Rhein, die ſich in ihrem bisherigen Zuſtande unverändert erhalten hat, ein naſſauiſches Invalidenhaus. In kleiner Entfernung ſchmiegt ſich an das linke Ufer das 1800 Bewohner zählende Städtchen Rhenſe, von deſſen Königsſtuhle Du in der Geſchichte oft geleſen haſt*); er ſtand 400 Schritt nördlich von Rhenſe, nur 30 Schritte vom Rheine, da wo heute noch 4 Steine die ehemalige Stelle bezeichnen. Das Ganze war ein Achteck, von 7 Pfeilern in der Runde, einem in der Mitte getragen; an der ſüdlichen Seite führte eine ſteinerne Treppe von 14 Stufen auf die Plattform, die 24 Fuß im Durchmeſſer und 7 ſteinerne Sitze für die Kurfürſten hatte. Der Ort war deshalb gewählt worden, weil hier die Länder von 4 Kurfürſten ſich berührten; denn man erblickt hier das Kurmainziſche Städtchen Lahnſtein, bei dem wir bald vorbeifahren werden, das Kurtriersche Kapellen mit ſeinem Schloſſe Stolzenfels, Rhenſe ſelbſt war Kurkölniſch und das erwähnte Braubach gehörte dem Kurfürſten von der Pfalz. Hier ward 1338, zur Zeit des heftigen Zwiſtes zwiſchen Ludwig IV. von Baiern und den Päpſten von Avignon, der Verein von 6 Kurfürſten (denn Böhmen war für den Papſt), den man den erſten Kurverein nennt, geſchloſſen, um die Folgen des Interdikts für Deutſchland abzuwehren, da die Päpſte damals ein Werkzeug der franzöſiſchen Könige waren, in deren Lande ſie wohnten. Hier ward 1400 der faule Wenzel von Böhmen der Herrſchaft über das deutſche Reich entſetzt. Zuletzt ſaß hier Kaiſer Maximilian I.

*) Die hiſtoriſch-politiſchen Blätter enthalten im 7. Bande, 5. Heft von S. 273 an einen leſenswerthen Aufſatz über dieſen Königsſtuhl.

im Jahre 1483. Die Franzosen zerstörten 1794 diesen Königsstuhl, dessen letzte Trümmer 1814 weggenommen wurden. Zwar las ich vor mehreren Jahren einen Aufruf zu freiwilligen Beiträgen, um dieses historisch-ehrwürdige Denkmal wieder in der ursprünglichen Gestalt, von der sich Abbildungen erhalten haben, herzustellen, ich kann aber nicht sagen, ob die achtungswerthe Absicht je werde erreicht werden. Nach meiner Ansicht sollte ihn die Regierung auf eigene Kosten wiederherstellen lassen.

Rechts ist von Braubach aus eine schöne, im Hintergrunde hügelumkränzte Ebene, die sich bis zur Mündung der Lahn in den Rhein ausdehnt; zuvor liegt das 1500 Einwohner zählende Städtchen Oberlahnstein, dessen schon Ausonius in seinem Lobgedichte auf die Mosel gedenkt; von dieser Stadt sind die Schreiben datirt, womit die 4 Kurfürsten: Johann von Mainz, Friedrich von Köln, Werner von Trier und Ruprecht von der Pfalz die Absetzung Kaiser Wenzel's und die Wahl des letztern, Rupprecht's, an seiner Statt bekannt machten. Am linken Ufer liegt das Dörfchen Kapellen und hinter ihm ragt, den Namen mit der That führend, die stolzeste aller Rheinburgen hervor, welche seit 1825 dem damaligen Kronprinzen, nunmehrigen Könige von Preußen als ein Geschenk der nahen Stadt Koblenz gehört. Sie heißt Stolzenfels und ist nun seit dem Regierungsantritte dieses geistreichen Monarchen ganz wieder hergestellt. Da ich sie später von Koblenz aus besuchte, so enthalte ich mich jetzt aller nähern Beschreibung, um Dich in das Innere selbst zu führen und Dir die unbeschreiblich reiche und prachtvolle Aussicht auf den Rhein, auf die, fast gerade gegenüber in diesen schönen und gewaltigen Strom stürzende, ebenfalls schiffbare Lahn und deren burggekrönte und rebenbewachsenen Ufer zu zeigen. Laß uns die anmuthige Reise fortsetzen; es ist schwer zu sagen, wohin man den Blick vorzugsweise richten soll; ob auf das nette, auf einer Halbinsel der Lahn sich emporhebende Oertchen Niederlahnstein, das sich ganz nahe am Einfluß der Lahn erhebt und 1800 Einwohner zählt, oder auf die herrliche Burg Lahneck, deren kolossaler viereckiger Hauptthurm mit einer Menge kleinerer runder Thürmchen umstarrt ist, oder auf die, an beiden Flüssen stehende, aber in großartigen Trümmern trauernde St. Johanniskirche, deren beide byzantinische, bedeutend hohe und wohlerhaltene Thürme allein den Ausbau des ansehnlichen Gotteshauses verdienten, ja förmlich dazu heraus-

zufordern scheinen; oder auf die, schon stolz aus den Fluthen des Rheins hervortretenden und auf den bewegten Wellen sich schaukelnden Thürme und Paläste und Schlösser und Festungen der reichen, schönen Stadt Coblenz, der am schönsten gelegenen unter allen Rheinstädten. Es ist dies viel behauptet, aber „ich weiß es, was ich sage." Doch laß uns nichts übereilen, sondern die beneidenswerthe, etwa eine Stunde lange Strecke zwischen der Lahnmündung auf der rechten, und der Moselmündung bei Koblenz auf der linken Rheinseite noch im Einzelnen verfolgen; es drängen sich hier die schönsten, herrlichsten Bilder in einem engen Rahmen zusammen. Zunächst muß man um die fruchtbare, aus den smaragdgrünen Rheinwogen hervorragende, ebenfalls grünlich, nur dunkler gefärbte Insel Oberwerth schiffen, die wir mit ihrem aufgehobenen Kloster Magdalenenwerth zur Linken ließen; zur Rechten kommt das erste preußische Dorf (denn gleich hinter der Lahn ist die nassauische Grenze) Horchheim, an dessen Ende sich eine geschmackvolle Villa, von Weinhügeln umgürtet, zeigt; vergebens lockte die Bank von Stein, von Pappeln umgeben, zur Ruhe, um die herrlichen, nur zu schnell entschwindenden Bilder mit mehr Muße uns einprägen zu können; ich hätte am liebsten dem Dampfer in die Zügel, d. h. in die Räder greifen mögen, um ihn zum langeren Verweilen, oder doch zum langsameren Fahren zu zwingen. Eine kleine halbe Stunde von da blickt Pfaffendorf neugierig aus Rebenhügeln und Obstgärten hervor, das von stolzen Weinhäusern, den Lieblingszufluchtsörtern der glücklichen Koblenzer, umgeben ist. Unterdeß hat sich die ansehnliche Hauptstadt der ganzen preußischen Rheinprovinz mit ihren, in großen Massen imponirenden Befestigungen immer mehr entfaltet; auch der auf schwindelnder Höhe stolzirende Ehrenbreitstein, das deutsche Gibraltar, sekundirt von der rechten Seite passend dazu, während sich, gleichsam Hilfe suchend und findend, wie ein schmachtendes Weib an den es vertheidigenden und schirmenden Ritter, das freundliche aber mit Palästen geschmückte Städtchen Thal oder Thal-Ehrenbreitstein sich an seinen Fuß schmiegt. Doch immer weiter gings; wir fuhren hart am prachtvollen, erst zu Görbe's Zeit, in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, erbauten Residenzschlosse des letzten Kurfürsten von Trier vorbei, dessen großartige und zum Theil, bis auf das entstellende und durch eine Unmasse von Schornsteinen entstellte Dach, auch geschmackvolle Schloß (wenigstens verdient

der mit ionischen Säulen geschmückte und dem Rhein zugekehrte Portikus diesen Namen) vorbei und landeten in der Nähe der, die Verbindung mit der genannten, auf dem rechten Ufer gelegenen Vorstadt bewerkstelligenden Schiffbrücke.

Coblenz hat 13,700 Einwohner von denen 11,600 Katholiken, 1800 Protestanten und die übrigen 250 Juden sind; außerdem zählt sie eine starke Garnison von wenigstens 4000 Mann. Daß sie alt ist, lehrt die Geschichte so wie ihr aus dem lateinischen Confluentes herstammender Name, welcher das Zusammenfließen der beiden Ströme, der Mosel und des Rheins, bedeutet. Dieser günstigen Lage hat sie auch ihre frühe Blüthe zu danken. Die Fränkischen Könige von Karl dem Großen anzufangen bis auf Kaiser Ludwig den Baier wohnten häufig hier; Kaiser Heinrich II. oder der Heilige schenkte 1018 seinen hiesigen Königshof dem Erzbischofe von Trier, und jetzt erst wurde die Stadt mit festen Mauern umgeben und die neuen Landesherrn, die bisher bald zu Trier, bald auf der Burg Ehrenbreitstein gewohnt hatten, wählten von nun an Koblenz zu ihrem Aufenthaltsorte und bauten sich im Jahre 1280 hart an der Moselbrücke eine Burg, welche heute noch steht, aber freilich eine ganz andere Bestimmung hat. Sie gehört nämlich dem reichen Handlungshause „Schaafhausen und Ditz", welches hier eine Fabrik von lakirten Blechwaaren im großen Maaßstabe angelegt hat, in der mehr als 70 Arbeiter beschäftigt werden. Dieses alterthümliche, mit Erkern und Zinnen geschmückte Schloß diente jedoch blos bis 1624 dem Landesherrn zur Wohnung; das schon erwähnte neue Schloß ward von 1780—87 erbaut und ist, nachdem es verschiedene Schicksale erlitten, in neuester Zeit wieder zur Residenz des Landesherrn eingerichtet worden. Unweit der alten Burg steht nun eine der größten Zierden der Stadt, die herrliche, 500 Schritte lange, auf 14 Bogen gestützte steinerne Moselbrücke, die aus Lavasteinen erbaut und so hoch ist, daß die Schiffe mit ihren Masten recht bequem unter ihr durchfahren können. Jenseits derselben lag früher eine Vorstadt, welche man Klein- oder Litzel-Koblenz nannte, die aber mehrere Mal zerstört wurde. Mitten auf der Brücke erhebt sich ein thurmartiges Gebäude, das erst in neuerer Zeit der Befestigungen wegen hinzugefügt wurde; denn jenseits derselben sind seit der Besitznahme durch die Preußen starke Festungswerke auf dem hier sich sanft erhebenden Petersberge angelegt worden,

worauf das Fort Kaiser Franz sich erhebt. Kaum hatte Koblenz sich von den Leiden des 30jährigen Krieges erholt, als die Franzosen 1688 heranrückten und die Stadt durch eine Belagerung, welche der berühmte Kriegskünstler Vauban in eigener Person leitete, zu erobern suchten; aber umsonst, denn nach einer 50tägigen Beschießung mußten sie sich zurückziehen. Zur Zeit der ungefähr 100 Jahre später stattgefundenen französischen Revolution versammelten sich hier viele Emigranten, wobei die französischen Prinzen selbst waren, um von hier aus in ihr unglückliches Vaterland einzufallen. Aber 1794 ward Koblenz von den Franzosen besetzt und ihnen förmlich 1797 abgetreten; von da blieb es als Hauptstadt des Rhein- und Mosel-Departements bis 1815 bei Frankreich, seit welcher Zeit es im Besitz Preußens ist, das zur Hebung der, schöner als die meisten Städte Deutschlands gelegenen, von einem Paradiese umgebenen Stadt kräftig bemüht ist. Sie ist der Sitz des Oberpräsidenten, des General-Commandos und einer Regierung. Sie zerfällt in 2 Theile, die Alt- und Neustadt, welche letztere auch nach dem Namen des Schloßerbauers die Klemensstadt genannt wird und außerdem mit mehreren schönen Gebäuden, z. B. dem geschmackvollen Schauspielhause, dem nicht minder schönen, ehemaligen Trier'schen Hofe, welcher jetzt der Post gehört, dem ansehnlichen Regierungsgebäude, dem schon von Außen sehr anlockenden Kasino u. s. w. umgeben und von geraden Straßen durchschnitten ist. Vor dem Schlosse ist ein großer Platz, in dessen Mitte ein rundes Blumenbeet wie eine Insel sich über den Rasenplatz erhebt. Unweit davon steht ein schöner Springbrunnen, verziert durch einen Obelisk, an dem man folgende Inschrift bemerkt: Clemens Wenceslaus Elector vicinis suis 1791. Das Wasser wird durch eine kostspielige Wasserleitung, die der letzte Kurfürst angelegt hat, von einem Berge bei dem Dorfe Metternich über die Moselbrücke in alle Theile der Stadt geleitet. Die Altstadt ist nach der Sitte jener Zeit, in welcher sie entstanden, unregelmäßig erbaut, doch mit ansehnlichen Gebäuden geschmückt, worunter das frühere Jesuiten-Collegium, jetzt das Gymnasium, sowie der ehemalige metternichsche Hof, worin der berühmte österreichische Staatskanzler geboren wurde, sowie die jetzige Wohnung des kommandirenden Generals, der ehemalige lenensche Hof, die hervorragendsten sind. Ehemals hatte Koblenz 2 Collegiatstifte, 3 Mönchs- und ebensoviele Nonnenklöster, eine

Comthurei des deutschen Ordens und mehrere Stiftungen, welche aber im Verlauf der Zeiten eingegangen sind. Die Hauptkirche ist die des hl. Castor, welche dem einzigen, hier noch bestehenden Collegiatstifte gehört. Sie ist eine der ältesten am ganzen Rhein und hat 1836 ihr 1000jähriges Jubiläum gefeiert; vor derselben ist ein Springbrunnen; das Gewölbe der ehrwürdigen Kirche ruht auf korinthischen Säulen; leider hat man 1805 das Portal weggenommen und an die Stelle desselben ein, zum gothischen Stile der ganzen Kirche nicht passendes, neurömisches gesetzt; ja, um der Geschmacklosigkeit die Krone aufzusetzen, übertünchte man sie 1806 mit einem rosenrothen Anstriche. Die Kirche zum hl. Florian mit 2 Thürmen ist seit der preußischen Zeit den Evangelischen zum Gottesdienste angewiesen. In der Mitte der Stadt erhebt sich auf einer beträchtlichen Höhe die katholische Pfarrkirche zu „Unseren lieben Frauen", deren in mehreren Absätzen terrassenförmig emporsteigende Thürme weit hinblicken, und deren Geläute eines der schönsten und harmonischesten ist, das ich je gehört zu haben mich erinnere.

Wir schickten einen Lohnbedienten auf die Commandantur und ließen uns eine Eintrittskarte auf den Ehrenbreitstein ausbitten, was sofort gewährt wurde; und so schritten wir über die Schiffsbrücke, die erst seit 1819 besteht und auf 36 Schiffen ruht und kamen durch das Städtchen Thal-Ehrenbreitstein, welches seinen Namen von der ehemaligen Kurtrierschen Residenz Philippsthal hat, denn der Kurfürst Philipp, aus dem Hause Söthern hatte sich hier ein Schloß gebaut; in kleiner Entfernung von der Brücke steht das prachtvolle, jetzt, wenn ich mich recht erinnere, zu militairischen Zwecken benutzte palastartige Gebäude, hinter welchem gleich das Steigen beginnt, denn der Festungsberg ist mehr als 800 F. hoch und die Straße, von mit Schießscharten durchlöcherten Mauern geschützt, umschleicht in leisen Windungen den nackten Felsen. Zwar könnte man sich den Weg sehr abkürzen, wenn man die schnurgerade, ich glaube blos Behufs der Bauten angelegte steinerne Treppe, welche mehr als 1000 Stufen zu haben scheint, benützen dürfte, was uns unser Führer ausdrücklich untersagte. Verlange nicht eine ausführliche Schilderung dieser, sowohl durch Massenhaftigkeit als durch Neuheit und Schönheit ansprechenden Festungswerke, die ich schon aus dem wichtigen Grunde nicht geben kann, da mir militairische Kenntnisse abgehen.

Nur das sei hier erwähnt, daß schon Kaiser Julian der Abtrünnige auf dieser, zwei Flüsse beherrschenden Anhöhe ein Kastell errichtet hatte, aus dessen Bestandtheilen später eine Burg sich erhob, welche 1153 erweitert wurde. Große Bewunderung erregt der innerhalb 3 Jahren gesprengte, 280 Fuß tiefe Brunnen, der heute noch benutzt wird. Während der französischen Revolution wurde diese Festung mehrmals eingeschlossen und belagert, am 27. Januar 1799 mußte sie der brave Kommandant, ein Kurmainzischer Oberst, an die Franzosen abtreten, welche sie nach dem Frieden von Lüneville 1801 zerstörten, was aber unsägliche Mühe kostete, indem die Mauern 3 Klaftern dick waren. Seit 1816 haben die Preußen mit großem Kostenaufwande die Befestigungswerke nicht nur wieder hergestellt, sondern auch erweitert, indem sie zugleich die Karthause, den Petersberg und die, Ehrenbreitstein gegenüber liegende Bergkuppe mit Befestigungen umgaben. So ist denn hier ein Werk entstanden, das mit physischer Kraft wohl uneinnehmbar sein dürfte. Die Leitung des ganzen Baues hat der heut noch lebende General v. Aster gehabt. Unser Zweck war natürlich friedlicher Art, um uns an der entzückenden Aussicht zu laben. Ein Unteroffizier führte uns von einem Standpunkte zum andern und deutete uns die mehr als 30 Städte und eine noch weit größere Anzahl von Dörfern, die aus den üppigen Fluren über die Rebenhügel hervorschauten oder sich in dem Strome des Rheins und der Mosel abspiegelten; denn das ist der Hauptreiz dieses günstigen Standpunktes, daß man sich der Mündung der Mosel gerade gegenüber befindet, mithin tief in das gekrümmte Thal derselben und die, an beiden Ufern mit verschwenderischer Hand ausgestreuten Reize blicken kann. Fordere nicht eine Entscheidung, welchem von beiden Thälern der Vorzug gebühre: sie sind beide schön. Man zeigte uns auch hier oben den abgekürzten Fußweg nach dem nassauischen Bade Ems, welches von da 2 Stunden entfernt ist, während der Fahrweg wenigstens noch einmal so lang ist, da er wegen des sehr gebirgigen Bodens viele Krümmungen verfolgt. Da uns die Sonne gewaltig auf die Köpfe stach, so verließen wir die Festung eher, als wir außerdem gethan haben würden und weilten nach unserm Herabsteigen ziemlich lange auf der erwähnten Moselbrücke, um die von der Festung in zu großer Entfernung erblickten Schönheiten des reizenden Moselthales in größerer Nähe bewundern zu können.

Alsdann mietheten wir einen Wagen und fuhren auf dem linken Rheinufer stromaufwärts, um die heute früh schon erwähnte, damals noch in der Wiederherstellung begriffene Burg Stolzenfels zu besuchen. Auf dem Wege dahin, der durch förmliche Obstwälder geht, fielen mir die unerwarteten Angaben von Entfernungen auf. Man liest nämlich an Meilensteinen: 5594 Schritte sind gleich einer halben schwedischen Meile; auf einem andern ist die Größe eines griechischen Stadiums angegeben; auf einem dritten erfährt man, daß eine französische Stunde 1500 Schritte habe. Nicht minder fiel mir der sonderbare Kopfputz der Weiber auf, welche schwarze, sehr breite und gezackte Bänder vom Haupte hinunterfallen lassen. Vor Stolzenfels ist ein schönes, von einem Garten umgebenes Gasthaus, wo wir unsern Wagen verließen und nun die beträchtlichen Hügel hinankletterten, auf deren oberstem Gipfel die vielthürmige Burg prangt, welche aus ihren Trümmern mit ihren Erkern und Zinnen verjüngt entstanden ist und deren Fenster 3, 4fach übereinander sich darstellen. Mit Recht heißt sie Stolzenfels, denn sie steht stolzer da, als jede andere Ritterburg. Der Weg hinauf ist absichtlich dadurch verlängert, daß er sich in sehr sanften Krümmungen über die Hügel hinanzieht, so daß er ohne allen Uebelstand im schnellsten Trabe befahren werden kann. Er führt unter einer Brücke durch, welche die Verbindung des Schlosses mit einer noch neuen, im schönen Stil errichteten Kirche herstellt. Im Vorhofe der Burg sieht man zunächst ein altes, aus Stein gehauenes Kamin mit dem kölnischen Wappen; im halbrunden Hofe unterbricht ein Springbrunnen mit seinem holden Geschwätz die Stille und schon lockt von der Plattform her eine entzückende Aussicht, die aber von den höheren Erkern des Schlosses noch ausgedehnter und schöner ist. Wenn man eine Kleinigkeit, ich glaube 4 gGr., angeblich zu einem guten Zwecke, der aber nicht näher bestimmt wird, entrichtet hat (wahrscheinlich besteht der gute Zweck darin, daß der Kastellan und der Unteroffizier, welcher den Fremden auf die Finger sieht, damit sie ja nichts einstecken, sich nachher redlich darein theilen), wird man aus einem Gemach in das andere geführt, welchem der Führer willkürlich genug Namen gibt; so kommt man in das Conferenzzimmer des Königs, sodann in das geräumigere Besuchszimmer, dessen Wände fast bis zur Hälfte mit Nußbaumholz bekleidet sind; auch die Decke ist mittelalterlich eine einfache Holz-

wand. Das Schönste aber bleibt die Aussicht aus den zum Theil gemalten Fenstern. Ein anderes Gemach heißt die Antichambre, und in dem Schlafzimmer des Königs steht der kostbar gearbeitete Schreibtisch aus Ebenholz, der ein Geschenk des ehemaligen Königs von Holland ist, welcher damals in Berlin unter dem Namen eines Grafen von Nassau lebte. Nun kommt die Zimmerreihe, welche die Königin bewohnt: Das Toilettenzimmer, das Besuchzimmer, worin eine treffliche Kopie des uralten Gemäldes aus dem kölner Dome ist, welches die Anbetung der heil. Könige darstellt, und über das ich beim Anblicke des Originals in Köln mich naher äußern werde.

Im Erker ist die Aussicht nach dem Rhein und der Lahn unbeschreiblich schön: Ein leiser Dunststreif, den Versicherungen des Führers gemäß ein Zeichen guten Wetters, lag auf den Dörfern und trug, so parador dies auch klingen mag, zur Verschönerung der Landschaft wesentlich bei. Frage nur die Frauen, warum sie Schleier tragen? Im Schreibzimmer der Königin, so wie in dem daranstoßenden sind werthvolle Bilder von Albrecht Dürer, und im Speisesaale findet man verkleinerte Kopien der von Schwanthaler herrührenden Erzbilder, mit welchen König Ludwig von Baiern den Königsbau zu München geschmückt hat. In einem benachbarten Zimmer befindet sich ein sonderbares Kunstwerk; es ist aus Zuckerwerk und stellt den kölner Dom vor, wie er in seiner Vollendung sein wird. Schon aus dieser verkleinerten Kopie geht der untrügliche Schluß hervor, daß er in seiner Vollendung so wie eine der größten, ebenso auch eine der schönsten Kirchen der Welt sein wird; ja denen, welche der gothischen Bauart bei den Kirchen den Vorzug vor den andern einräumen, wogegen ich in diesem Augenblicke nichts erinnern will, gilt der kölner Dom, versteht sich in seiner Vollendung, als die erste aller Kirchen auf Erden. Der Künstler, der diese Nachbildung zu Stande gebracht hat, die nicht blos von unsäglichem Fleiße und beispielloser Geduld, sondern von eben so großer Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit zeugt, war der Zuckerbäcker Mosler aus Koblenz, der sie dem Könige bei seiner Anwesenheit am Rheine 1842 schenkte. Die Schloßkapelle war damals noch im Baue begriffen. Im Rittersaale zu ebener Erde zeigte man uns Curiositäten aller Art, z. B. schöngeschliffene Pokale, Waffen u. dgl. Die Hauptsache aber ist und bleibt die herrliche Aussicht in die beiden, zwar nicht

an Größe, aber doch an Schönheiten mit einander wetteifernden Thäler des Rheines und der gegenüber sich hier mündenden Lahn. Es war ein herrlicher Abend, der noch durch das Glockengeläute, das von Koblenz herüberschallte und sich mit den Tönen der Abendglocke aus mehr als 20 zerstreut liegenden Ortschaften wunderbar mischte, gehoben und vielfach erhöht wurde. — Es ist gar schön, schon hienieden, und es lohnt sich wohl der Mühe, daß man lebt, dachte ich bei mir selbst*). Sabathruhe war ausgegossen über die so reiche Natur. Die unvergleichlichen Reize der Lage dieser, eines großen Königs würdigen Burg findet man mit ächt poetischem Geiste aufgefaßt und in bezeichnenden Lokaltönen geschildert von einer unserer neuesten und talentvollsten Dichterinnen, Adelheid von Stolterfoth (aus Geissenheim am Fuße des Johannisberges), die in einem eigenen Werke „Burg Stolzenfels romantisches Gedicht in 3 Gesängen" die Schönheiten dieses anmuthiger als alle Fürstensitze gelegenen Schlosses und seiner Umgebung besungen hat, aus dem ich blos folgende Zeilen gleichsam der Probe wegen hier mittheile:

„Wenn die Sonn' volle Purpurglath
Hat ausgegossen auf der grünen Fluth,
Wenn ihr entneigt im frischen Morgenhauch
Der weiße helle Dampf gleich Opferrauch,
Wenn dann die Fischer rudern drüber hin
Und lange Netze silbertriefend ziehn,
Wenn fern am Strand des Wanderers Frühgesang
Im Wind zusammenhallt mit Glockenklang,
Wenn's stolz und fröhlich aufrauscht ums Gestein,
Dann ist er schön der königliche Rhein.

Außerdem empfehle ich ihre Rheinischen Sagen, die von Rethel's Künstlerhand trefflich illustrirt sind. Unter den früheren,

*) Den Grundton meiner Stimmung findest Du angeschlagen und mannigfach durchgeführt in einem schönen mit Unrecht fast vergessenen Buche, ich meine die „Glockentöne von Strauß" — nicht dem in der neuesten Zeit viel besprochenen Gegner des Christenthums, David Strauß, den der Wahnsinn sogar zum Prof. der Theologie in Zürich befördern wollte (was nichts anders hieße, als den Bock zum Ziergärtner machen), sondern dem Berliner Domprediger und Prof. Friedrich Strauß (geb. 1786 zu Iserlohn). Der vollständige Titel heißt: Glockentöne. Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Geistlichen. Schon 1826 war die fünfte Auflage erschienen.

die Schönheiten und Sagen des Rheins behandelnden Dichtern und A. Schreiber und Geib als oben anstehend immer noch zu berücksichtigen. Der letztere gab die Volkssagen des Rheinlandes in Romanzen und Balladen 1828 heraus). Ueberhaupt scheint uns ja die Natur selbst des Sonntags ein Feierkleid zu tragen, und ich glaubte, daß sie es heute (es war Sonnabend gegen Abend) angezogen habe. Oder trägt der Mensch diese in seinem Herzen herrschende Ruhe in die Natur? Ist es eine optische Täuschung? Gleichviel, das Resultat ist dasselbe. Windstille herrschte, die Segelschiffe auf dem Rhein zogen langsam wie Schwäne fort, kurz der hier zugebrachte Abend ist mir unvergeßlich. Es war mir, als ob ich aus der Lethe Strom getrunken, ich hatte alle schmerzhaften Erinnerungen abgeschüttelt, ich stand wie verklärt und frisch da ohne Narben in der Seele. Warum ist denn die Jugend so schön? Der Zauber liegt in uns, nicht außer uns; die Welt altert nicht, wohl aber das Auge, oder vielmehr der hinter demselben lauernde, wie aus einem Fenster herausblickende Geist, und wir machen uns Alle mehr oder weniger des Irrthums schuldig, welchen jene Frau beging, welche laut erklärte, die Kunst, Spiegel zu machen, sei ganz verloren gegangen; vor 30 oder 40 Jahren wäre es anders gewesen, denn da war es eine Lust, in einen Spiegel zu sehen, aber jetzt! Nichts als Runzeln und blutlose Farbe. Genug, sie schob die Schuld auf den Spiegel, während er derselbe war, den sie in der Jugend so schön gefunden hatte. Ihr Irrthum ist tiefsinniger als der jenes Bauern, der sich eine Brille kaufte, aber keine passende finden konnte. Nach langen Versuchen kam's heraus, daß er gar nicht einmal die Buchstaben kannte, und er erklärte geradezu, wenn er lesen könnte, so würde er sich nicht erst eine Brille gekauft haben.

Vergleicht man Stolzenfels mit der dem Kronprinzen von Baiern gehörigen Burg Hohenschwangau, so gerath man in große Verlegenheit, welcher von Beiden man den Vorzug geben soll. In Betreff der Lage gebe ich unbedingt dem Stolzenfels den Vorzug, obwohl hiermit durchaus nicht gesagt sein soll, daß Hohenschwangau nicht eine außerordentlich schöne Lage habe und obwohl ich gestehe, daß die Einblicke in die Alpenthäler, die hoch in den Himmel emporstarrenden, zerklüfteten Alpen und die zwar kleinen, aber wie Pretiosen auf den grünen Matten schimmernden blauen Seen mir heute noch und hoffentlich für immer unvergeß-

sind. Wenn ich nicht Gefahr liefe, wegen unnatürlichen Allegorisirens gescholten zu werden, so möchte ich sagen: wie im bildlichen Sinne die Einsichten (z. B. auf wissenschaftlichem Gebiete) hoch über die bloßen Ansichten emporragen, eben so unterscheiden sich die Umgebungen Hohenschwangau's von denen des Stolzenfels zu ihrem Vortheil.

Dessen ungeachtet zwingt mich die Wahrheit und eine genaue Erwägung zu der Erklärung, daß die Lage von Stolzenfels wohl den Vorzug verdient. In Betreff des Innern kann es dem unparteiischen Besucher beider Burgen auch nicht einen Augenblick zweifelhaft sein, welcher von beiden er den Vorzug einräumen solle. Während Hohenschwangau mehr ein stilles, zurückgezogenes Leben begünstigt, mithin für Neuvermählte wie geschaffen ist — Du weißt, daß der baierische Kronprinz mit seiner jugendlichen Gemahlin gleich nach den rauschenden Festlichkeiten der Residenz München sich dahin flüchtete und bis tief in den Winter daselbst zubrachte — ist der Stolzenfels mehr geeignet für die Jahre nach vorübergezogenen Flitterwochen oder Flittermonden (denn von Flitterjahren hat man ja noch nie etwas gehört). Das Ehepaar genügt sich nicht mehr allein; es verlangt auch Fremde, die ihren Theil zur Unterhaltung beitragen, nachdem die Scheidemünze, die sie selbst besitzen, verausgabt oder durch das oftmalige Hin- und Hergeben den Reiz der Neuheit verloren und schon so abgegriffen ist, daß man Bild und Ueberschrift nicht mehr erkennt. Und wo gäbe es mehr Gelegenheit, Fremde bei sich zu empfangen und umgekehrt, bei gebildeten Nachbarn Besuche zu machen, als auf Stolzenfels? Ist nicht Koblenz in der Nähe? Fahren nicht täglich einige 40 Dampfschiffe vorbei, die Dich in wenig Stunden nach Köln, oder stromaufwärts nach Mainz und weiter hinauf bis Straßburg tragen? Gewährt nicht schon der belebte Strom eine herrliche Ansicht? Könnte man nicht blos Stunden, nein Wochen und Monate lang auf den Erkern stehen und sich an dem belebten Bilde laben, während der Anblick aus den Erkern und Fenstern der Burg Hohenschwangau doch blos die, freilich ungemein reizvolle, aber nur von wenigen und seltenen Landleuten belebten Gegenden am Ende doch eher ermattet oder doch gleichgültig läßt. Aber das Innere! Es ist auch schön und eines Königs würdig auf Stolzenfels, aber macht doch, wenn man, wie es bei mir der Fall war, aus der Burg Hohenschwangau hieher kommt,

faſt oder doch eher den Eindruck, den man empfindet, wenn man ein, in der Auktion zuſammengekauftes Meublement erblickt; dort ſteht ein Stuhl aus Mahagoniholz, hier aus Nußbaum, was ich nicht wörtlich, ſondern blos bildlich zu nehmen bitte; der Zufall, die Laune, die Willkür ſcheint vorzuherrſchen, während in der Burg Hohenſchwangau das Ganze wie aus einem Guſſe, von der unterſten Stufe an bis zum oberſten Dachziegel Einheit, abſichtsvolle und doch nicht zur Schau geſtellte und Prätenſionen machende Einheit vorherrſcht und ſie in dieſer Beziehung weit eher ein vollendetes, einem Naturgewächs gleichendes Kunſtwerk zu nennen iſt. Einheit iſt aber in jedem Kunſtwerke ein nicht zu umgebendes Erforderniß. Die Schwanenburg reiht ſich wie ein Epilog würdig an die Kunſtſchöpfungen Münchens, deren weſentlichſte, ſie von allen andern deutſchen Kunſtprodukten unterſcheidende Eigenſchaft ja grade in der vollendeten Durchführung Eines Gedankens beſteht, wodurch ſie eben als nicht gemacht, ſondern als geworden, gleichſam als gewachſen erſcheinen, während Stolzenfels (ich rede von ſeiner innern Einrichtung) ſich an die Schlöſſer von Prag, von Berlin und überhaupt alle Nicht-Münchener Prachtbauten anreiht, deren Beſtandtheile und Einrichtungen oft wie zuſammengeſchneit, vom Großvater auf Vater und Enkel ererbt ſcheinen. Doch genug. Folge mir hinab in das benachbarte, ſtark beſuchte Gaſthaus oder vielmehr auf die Terraſſe des dazu gehörenden Gartens, wo wir bei Sternen- und Lampenſchimmer bis tief in Nacht ſaßen und bei einfacher, aus Guitarrenklängen und Violintönen zuſammengeſetzter Muſik ein ebenſo einfaches, durch perlenden Wein und muntere Geſpräche gewürztes Mahl verzehrten und erſt nach 9 Uhr nach Koblenz zurückkehrten. Aber auch da ward Geſpräch und Getränk fortgeſetzt bis gen Mitternacht; ich vermißte die Ruhe nicht, denn ruhen können wir ja genug, wenn nicht eher, doch dann, wenn die lange Nacht anbricht, wenn wir uns zur ewigen Ruhe niederlegen werden. Es war dieſer Sonnabend einer der genußreichſten der ganzen, ſchönen Reiſe und ſein Bild wird mir ſtets im Mondſchein der Erinnerung vorſchweben.

XXIV.

Köln, Sonntag den 17. September.

Schon um 5 Uhr stand ich auf dem Dampfschiffe, das Anfangs nur von wenigen Reisenden besetzt war, aber bei jedem Landungsplatze, deren sehr viele sind, neuen Zuwachs erhielt, um meine Reise nach dem heiligen Köln fortzusetzen. Wenn man die Ufer des Rheins von Basel bis Bingen mit Recht das breitere, und von Bingen bis Koblenz das engere Rheinthal genannt hat, so verdient die Strecke von da bis Bonn, welche beider Reize in sich vereinigt, den Namen des Gemischten, oder, wenn man auf die Natur der am Ufer sich zeigenden Gebirge sieht, wo eine Menge erloschener Vulkane sich zeigen, die Benennung des Vulkanischen, und so könnte man das breitere Rheinthal plutonisch, das engere neptunisch nennen*). Von Koblenz bis Andernach, eine Strecke von 2 Meilen, hat der Strom wenigstens in der Nähe flache Ufer, doch wird die Fläche häufig durch abgerundete Berge begrenzt; die Geologen erklären die Entstehung dieses geräumigen Bergkessels durch die Hypothese, daß der Rhein einst mit der Mosel einen großen See gebildet, der aber vermöge starker Ausbrüche der Vulkane auf der Eifel, bei Andernach ebenso, wie früher bei Bingen durchbrochen worden sei. Doch laß uns nun das Einzelne betrachten und uns zum Abschiede noch einmal einen Rückblick auf das unbeschreiblich reizend gelegene Koblenz werfen. Links steht das Dorf Wallersheim mit einem 1802 aufgehobenen Kloster, welchem gerade gegenüber das ehemalige Frauenkloster Besselich entspricht. In großer Nähe dabei das von den Zeiten der Römer herrührende Mallendar, gewöhnlich Maller genannt und nur wenige Schritte nördlich der auch römischen Ursprungs sich rühmende Flecken Vallendar (vallum Romanorum), das sich in ein schönes Seitenthal verliert, in welchem auch die Kirche mit ihrem schlanken, pyramidalförmig zugespitzten Thurme prangt; in dem Thal dahinter nehmen sich die beiden gothischen Thürme des Klosters Schönstadt gar lieblich aus. Diesen beiden Orten gegen-

*) Ausführlich handelt darüber: „Das Rheinische Uebergangsgebirge. Eine paläontologisch-geognostische Darstellung von Dr. C. F. Römer. Mit 6 lithogr. Tafeln. Hannover, bei Hahn. 1841.

über sind im Rheine 2 langgestreckte Inseln, von denen die größere Niederwerth heißt, worauf ein gleichnamiges Dörfchen steht, denn von dem früheren Nonnenkloster, in dem einst der englische König Eduard III. bei Gelegenheit seiner Zusammenkunft mit Kaiser Ludwig IV. dem Baier 1337 wohnte, steht nur noch die Kirche; die andere viel kleinere Insel scheint unbewohnt zu sein und führt den Namen Grasweith. Auf dem ebenen linken Ufer liegt zunächst das Dörfchen Kesselheim und unweit davon das, nun zum einem Oekonomiehof degradirte Schloß Schönbornhof, in welchem die emigrirten französischen Prinzen eine Zeitlang wohnten. Der Flecken Bendorf mit 2000 Einwohnern, von Eisenhütten umgeben, erstreckt sich nicht ganz bis an den Fluß; er liegt auf der rechten Seite. Noch weiter, fast 1 Stunde vom Ufer entfernt, liegt der Flecken Sain mit dem schönen Schlosse der Grafen von Waldeck, umgeben von reizenden Gartenanlagen, die sich bis zu den Ruinen des Schlosses der Grafen von Sain hinaufziehen. Die ehemalige, noch jetzt zum Gottesdienste benutzte Klosterkirche ist ein ausgezeichnetes Gebäude. Zwei Stunden von Koblenz liegt hart am Rheine Engers mit einem, in französischem Stile erbauten Schlosse, neben welchem man noch schwache Reste einer Römerbrücke wahrnimmt, welche 38. v. Ch. der nachmalige Sieger bei Actium, Agrippa, erbaut haben soll. Nun wird der Rhein wieder breiter und man trifft zunächst am linken Ufer das ehemalige Trierische Dorf Weißenthurm, welchen Namen es von einem uralten, den Römern zugeschriebenen Thurme trägt. Hier soll Julius Cäsar zuerst über den Rhein gesetzt haben und auch später wurde gerade dieser Punkt z. B. von den Franzosen 1797 unter Hoche dazu benutzt; vergebens widersetzten sich die tapfern Oesterreicher; sie mußten der Ueberzahl weichen, denn sie waren blos 3000, die Franzosen 20000 Mann stark. Ganz in der Nähe steht das unvollendete, aber großartig angelegte Denkmal auf den genannten französischen General. Grade gegenüber liegt in einer blühenden Ebene die nicht minder blühende Stadt Neuwied, im Hintergrunde von freundlichen Höhen umkränzt. Neuwied ist nur wenig über 100 Jahre alt, denn es wurde erst durch den Grafen Friedrich Wilhelm von Wied, der 1737 starb, an der Stelle des Dorfes Langendorf errichtet und mit Flüchtlingen aus allen Ländern bevölkert, denen der regierende Reichsgraf freie Religionsübung gestattete und so kam es, daß die Bevölkerung in Kürze bis über

6000 Seelen ſtieg. Die Stadt iſt nach der Schnur gebaut, indem 5 vom Rheine auslaufende Hauptſtraßen durch 4 gleich breite Quergaſſen in 25 Quadrate getheilt werden; alle 9 Straßen haben die ungewöhnliche Breite von 40 Fuß und man genießt vom Dampfſchiffe aus das Vergnügen, tief in dieſelben hinein blicken zu können. Du bemerkſt alſo eine auffallende Aehnlichkeit mit Mannheim und die Nordamerikaner verſichern, die Stadt erinnere ſie an ihr Vaterland.

Das Schloß des nun mediatiſirten und unter Preußiſcher Hoheit ſtehenden Fürſten, welches hart am Rheine liegt, gewährt einen freundlichen Anblick. Leider gönnte mir die karg zugemeſſene Zeit nicht, hier zu landen und die in der Gegend gefundenen, beträchtlichen römiſchen Alterthümer, ſo wie die Münzſammlung, die werthvolle fürſtliche Bibliothek, beſonders aber die Sammlung von Naturalien in Augenſchein zu nehmen, welche der Prinz Maximilian von Neuwied während ſeines zweijährigen Aufenthalts in Braſilien zu Stande gebracht hat; ich kenne ſie blos aus dem Prachtwerke, das mit vielen Kupfern verſehen von ihm herausgegeben wurde.

Nachdem wir hier eine große Menge Reiſender auf unſer, bisher ſchwach bevölkertes Dampfſchiff aufgenommen hatten, ſetzten wir unſere Fahrt durch das, zur Rechten bald wieder mit Felſen umſtarrte Rheinthal fort; hier bei dem Dörfchen Irlich eilt der Bach Wied, welchem Neuwied offenbar ſeinen Namen zu danken hat, in die Arme des Vater Rhein; aber auch das linke Ufer, das noch eben bleibt, wird durch den Bach Nette durchſchnitten, der natürlich ſich auch hier im Rheine verliert; er entſpringt auf der Eifel und ſein, 10 Stunden langes Thal gehört zu den ſchönſten und fruchtbarſten der Rheingegend. Doch mehr feſſelt das rechte Ufer, ſchon aus dem Grunde, weil es hier an Bergen nicht mangelt. Am Fuße derſelben liegt die einzige häßliche Ruine, die ich am ganzen Rheine kenne; man nennt ſie Friedrichsſtein, gewöhnlich hört man den Volksnamen „das Teufelshaus“ wahrſcheinlich, weil das Volk durch Frohnden zur Erbauung deſſelben gezwungen wurde; es liegt hart am Rheine, aber ſehr unmaleriſch, man hält es für eine verfallene Kaſerne. Weit lieblicher iſt das nur aus wenig Häuſern beſtehende Dörfchen Fahr, wegen der Ueberfahrt über den Rhein ſo genannt und meiſt von Fiſchern bewohnt. Da die felſigen Ufer hier näher an einander treten, ſo wird auch

die Strömung des Flusses wieder stärker. Links erblickt man das uralte, zwei Meilen von Koblenz entfernte Städtchen Andernach, welches die Römer Antumacum nannten und das schon Ammianus Marcellinus in der Geschichte des Kaiser Julian unter den 7 Rheinstädten erwähnt, welche er 359 n. Chr. den Allemannen entriß. Später hatten die fränkischen Könige hier einen Palast, dessen Trümmer heute noch in einiger Entfernung vom Rheine sichtbar sind. Auf der Stelle der römischen Burg hatten die Erzbischöfe von Köln sich einen festen Wohnsitz erbaut. Die Stadt muß früher viel bedeutender gewesen sein als heute, denn sie war im Stande, als Mitglied des oft erwähnten Rheinischen Städtebundes aus ihrer eigenen Bevölkerung 1000 Mann zu Fuß und 50 Reiter zu stellen, was ihr heute nicht blos schwer, sondern absolut unmöglich sein dürfte, da sie blos 3000 Bewohner zählt. Den schönsten Anblick gewährt vom Rheine aus die prächtige, noch aus den Karolinger-Zeiten herrührende, im byzantinischen Stile erbaute Pfarrkirche, welche an Größe, Schönheit und Pracht mit mancher Kathedrale wetteifert; vier Thürme, von denen die beiden größeren an der Vorderseite gegen Westen, die beiden kleineren gegen Osten stehen, gereichen ihr zur großen Zierde; das ganze Gebäude ist eines von den wenigen, das wie aus Einem Gusse hervorgegangen scheint. Nicht minder sehenswerth ist das südliche, wahrscheinlich von den Römern erbaute Stadtthor und hart daneben ragt noch ein einsamer Thurm hervor, der durch gezackte Mauern mit einem runden Kastell zusammenhängt; es sind dies die Ueberreste der erwähnten Pfalz, während das Kastell mit Recht römischem Ursprunge zugeschrieben wird. Heute ist Andernach vorzüglich zweier Produkte wegen merkwürdig, welche anderwärts nirgends in solcher Menge und Güte gefunden werden, nämlich der vulkanische Tuffstein, der in der Nähe gebrochen, zu Staub gemahlen, mit Kalk vermischt, unter dem Namen Traß ein berühmter, zu Wasserbauten unentbehrlicher Mörtel wird. Da nun in Holland die Gebäude im Wasser stehen, auch eine Menge Kanäle mit Schalungen eingefaßt werden, so gibt dieses Produkt den Bewohnern Andernachs Veranlassung zu einem ebenso einträglichen als lebhaften Handel, der sich nicht nur nach Holland, sondern sogar bis nach Ostindien hin erstreckt. Das Gleiche findet mit den ebenfalls aus vulkanischen

Naturerzeugnissen hier gebrochenen Mühlsteinen statt, deren schon die römischen Schriftsteller erwähnen.

Nach kurzer Rast fuhren wir wieder weiter bei dem Andernach gegenübergelegenen freundlichen Leudesdorf vorbei, welches von Weinbergen umringt ist; in einer gekrümmten Bucht liegt ein Inselchen mit einer Mühle und in großer Nähe links das etwa 500 Bewohner zählende Namedie; der hier vorspringende Fels heißt der Kreuzborner Ley, welchen Namen wir schon früher bei Lurley gehabt haben. Sehenswerther sind die Reste der einst gewaltigen Burg Hammerstein auf der rechten Seite, wo einst Heinrich IV. verweilte, welche von Schweden und Spaniern erobert und zerstört worden ist und die nördlich von dem Dorfe Nieder-Hammerstein und südlich von Ober-Hammerstein eingeschlossen wird. Auf den steilen Felswänden wird Weinbau getrieben. Größer als beide Dörfer zusammen ist das stromabwärts ebenfalls zur Rechten gelegene, über 1100 Einwohner zählende Dorf Rheinbrohl; links, etwas stromaufwärts hätten wir schon das Brohlthal erwähnen sollen, aus welchem der gleichnamige Bach sich in den Rhein ergießt und von einem ebenfalls so benannten Dorfe umgeben ist. Doch lasse ich Dich diesen unbedeutenden Rückblick deshalb machen, um Dir die Lage einer der schönsten und reizendsten Burgen des lieblichen linken Rheinufers recht genau angeben zu können; ich meine die stolz auf einer Höhe, zu der ein Fahr- und Fußweg, der letztere 750 Schritte lang, führt, gelegene Burg Rheineck, welche etwa seit einem Dezennium dem ehemaligen Professor, nunmehrigen Curator und Regierungsbevollmächtigten der Universität Bonn, Herrn von Bethmann-Hollweg gehört und durch diesen, aus einer reichen Frankfurter Banquier-Familie abstammenden und, wie man sagt, über mehrere Millionen verfügenden gelehrten Besitzer aus ihrer ehemaligen Verwüstung wieder glänzend hergestellt ist. Dieses Prädikat soll namentlich die eines Fürsten würdige innere Anordnung und Ausschmückung verdienen, die ich aus eigner Anschauung nicht kenne. Aber schon das höchst ansehnliche Aeußere dieses achteckigen, drei Stockwerk hohen Palastes mit seinen oben in einen Halbkreis endenden Fenstern, mit den vielen hervorspringenden Erkern und dem an das Hauptgebäude anstoßenden, oben zugespitzten, dicken Thurme, in welchem sich eine, Sonntags vom Besitzer und seiner zahlreichen Dienerschaft zum Gottesdienste benutzte Kapelle befindet,

gewährt einen ſchönen Anblick. Einer meiner Gefährten, die ich Dir deshalb nicht mehr namentlich vorführe, weil die Menge derſelben bedeutend iſt, indem bei jedem der zehn Landungsplätze, die es von Mainz nach Cöln gibt, eine große Zahl Reiſender theils zu-, theils abgingen und eine nicht minder bedeutende Menge bei den achtzehn Ortſchaften, von denen die Paſſagiere mittelſt kleiner Kähne zu dem Dampfboote befördert werden, theils ein-, theils ausſtieg, erzählte mir, einſt als Gaſt einer Morgenandacht auf der Burg Rheineck beigewohnt zu haben; der Beſitzer, damals noch Profeſſor, beſtieg, nachdem ein Lied von allen Anweſenden geſungen worden war, wozu eine ſeiner blühenden Töchter die Orgel geſpielt hatte, den Altar und las eine ſehr einfache, aber in gemüthlichem Tone abgefaßte Betrachtung des Sonntagsevangeliums vor, das er deutlich und fruchtbar auf die Lebensverhältniſſe anzuwenden wußte; die Betrachtung ging in ein herzliches Gebet über und die ganze, kaum eine halbe Stunde in Anſpruch nehmende Handlung wurde, wie ſie begonnen hatte, mit einigen Strophen einer Choralmelodie beendigt. Gemalte Glasfenſter dämpfen die ſtörende, profane Tageshelle zum myſtiſchen Dunkel ab, das einer andächtigen Stimmung gar ſehr förderlich iſt, daher es ſchon bei den Hebräern hieß, daß Gott im Finſtern wohne; offenbar trägt die Dunkelheit bei, den Zuſtand der Seele, ſich in ſich ſelbſt zu verſenken, ſehr zu beſchleunigen. Neben dem Schloſſe ragt noch ein zweiter, damit in Verbindung ſtehender, zinnengekrönter, viereckiger Thurm in die Höhe; er iſt aus Quadern von Baſalt und gar nicht unwahrſcheinlich römiſchen Urſprunges. Die Ausſicht von Oben muß ungemein reizend ſein; daß eine Menge umliegender Weinberge, Gartenanlagen u. ſ. w. dazu gehören, verſteht ſich von ſelbſt, außerdem beſitzt der Eigenthümer dieſer Burg noch drei Rittergüter am Rheine. Der nächſte Ort heißt Niederbreuſig, zum Unterſchiede von dem, etwas vom Rheine entfernten Dörfchen Ober-Breuſig; das erſtere iſt ein freundliches Städtchen von etwa 1100 Einwohnern; ihm gegenüber der Flecken Höningen, über welchem ſich das Schloß Argenfels erhebt, das von Weinbergen umgeben iſt, in denen der nicht unbeliebte Dollenberger Wein wächſt. Dieſe Weinberge laufen zwiſchen und auf den Felſen fort, an die ſich das Dörfchen Argendorf anſchließt.

Etwa eine halbe Stunde vom linken Ufer entfernt, aber gut ſichtbar vom Rheine aus, iſt das, 1500 Einwohner zählende

Städtchen Sinzig, aus dem die höchst ansehnliche, mit einer Menge Thürme gekrönte Pfarrkirche hervorblickt; sie bildet ein Kreuz, über dem Durchschnittspunkte des Haupt- und Nebenschiffes erhebt sich der Hauptthurm. Unterhalb dieses Ortes mündet sich die Aar (die Du nicht mit der, auf diesen Blättern schon oft erwähnten Schweizer Aare verwechseln wollest —) in den Rhein, nachdem sie von ihrem Ursprunge in der Eifel ein zwölf Stunden langes Thal durchlaufen hat, in welchem ein trefflicher, unter dem Namen Aarbleicher bekannter Rothwein wächst.

Aus einer Bergspalte blickt zur Rechten der weiße Kirchthurm von Leubsdorf heraus und scheinbar kaum einen Steinwurf weit davon entfernt liegt das alte, schon 1330 zur Stadt erhobene, mit stattlichen Mauern und Thoren umgebene, etwa 2300 Einwohner zählende freundliche Städtchen Linz, der Wohnort des gestern erwähnten mittheilsamen Kaplans. Linzhausen kann als eine Vorstadt betrachtet werden, wo der Rhein wieder eine bedeutende Krümmung nach Westen macht, denn die Felsen, welche von dem Flecken Erpel die Erpler-Ley heißen, springen schroff hervor und drängen den Fluß auf die linke Seite, wo sich das einzige, sich unschön ausnehmende Städtchen Remagen, das Rigomagum der Römer, in dessen Umgegend man eine Menge Münzen und Skulpturen aus der Römerzeit gefunden hat, welche aus der Zeit Mark Aurels herrühren und die nun theils in Bonn, theils in Mannhe im aufgestellt sind, befindet. Gleich unterhalb dieser Stadt erhebt sich der freundliche Apollinarisberg, worauf eine, ehemals der Abtei Siegburg gehörige Kirche steht; es ist dieselbe, von der ich schon erwähnt habe, daß sie der reiche Baron von Fürstenberg seit 1836 auf eigene Kosten hat neu erbauen lassen; ihre Thürme schienen mir von Ferne zu schlank und erinnerten eher an Minarets, eher an Stangen, als an Säulen, während das Gebäude selbst im schönsten Spitzbogenstil einen sehr freundlichen Eindruck macht. Sie ist das Ziel vieler Wallfahrer; ihren Namen hat sie davon, weil in ihr das Haupt des heiligen Apollinarius aufbewahrt wird. Eine halbe Stunde davon entfernt liegt rechts das Städtchen Unken, das kaum 700 Einwohner zählt; seine uralte Kirche wird fast von dem Wellen des Rheins bespült; es schlug eben ein viertel auf acht Uhr, als wir hier vorbeifuhren. Ihr gegenüber erhebt sich links ein bedeutender Berg, dessen Basaltkegel

unerschöpflich scheinen, da man schon Jahrhunderte lang ihn ausgräbt und zum Pflastern sowohl als zu Bauten verwendet. Von hier aus bildet der Rhein ein neues Becken, welches durch das letzte Gebirge des Rheines, das Siebengebirge, seinen schönsten Schmuck erhält, so daß man zweifelhaft ist, ob man nicht diese Partie zu den schönsten des ganzen Rheines zählen kann. Von den Ortschaften ist Rheinbreitbach mit 1100 Einwohnern, vor allen aber das reizend gelegene Oberwinter mit blos 600 Bewohnern zu nennen. Zwei sehr schöne Inseln liegen hier im Flusse und theilen ihn in drei Arme, von denen die eine Rolands- oder Nonnenwerth, die zweite Grafenwerth heißt. Der Name stammt von dem durch seine Tapferkeit berühmten Neffen Karls des Großen, der auf dem, am linken Ufer schroff emporsteigenden Felsen eine heut in Trümmern liegende Burg erbaute, um seiner Geliebten, die in seiner Abwesenheit den Schleier genommen und in das auf der Insel gelegene Frauenkloster sich begeben hatte, stets nahe zu sein. Der Gegenstand dieser Sage ist durch Schiller verewigt worden, nur ist zu bedauern, daß der Dichter unnöthiger Weise sowohl den Namen als die Lokalität verändert hat. Er nennt den Ritter Toggenburg und verlegt die Scene in die Schweiz.

„Und er baut sich eine Hütte
Ihrer Gegend nah',
Wo das Kloster aus der Mitte
Düsterer Linden sah:
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zum Abendschein,
Stille Hoffnung im Gesichte,
Saß er da, allein,
Blickte nach dem Kloster drüben,
Blickte stundenlang
Nach dem Fenster seiner Lieben
Bis das Fenster klang,
Bis die Liebliche sich zeigte
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte
Rubia, engelmild."

Die Aussicht von Rolandseck muß entzückend sein, denn man überseht nicht blos die beiden Inseln, nicht blos das romantische Siebengebirge, sondern weit über dasselbe hinaus über die

gesegneten Fluren am Rhein. Das erwähnte Nonnenkloster auf Nonnenwerth wurde zuletzt 1737 durch eine Feuersbrunst sehr beschädigt und kaum war es wieder hergestellt, als es mit dem ganzen linken Rheinufer an Frankreich abgetreten und aufgehoben wurde. Jetzt ist es im Besitz eines Privatmannes, der einen Gasthof daraus gemacht hat, der, wie leicht begreiflich, von Fremden, besonders von Engländern gedrängt voll ist. Rechts liegt zunächst das freundliche 1500 Bewohner zählende Dorf Hornef, dessen stattliche Kirche weit sichtbar ist. Hier erst beginnt das blaue, in willkürliche Spitzen auslaufende, sich bis Königswinter hinziehende Siebengebirge, das seinen Namen von den vorspringenden, weithin sichtbaren sieben Kuppen hat, von denen der Drachenfels die schönste und steilste ist. Den Namen hat der Berg von der berühmten Sage, daß hier der gehörnte Siegfried den grimmigen Drachen erschlug. Die Höhle, in der er zu hausen pflegte, fand der junge, von Zaubern und mächtigen Riesen geschützte Held durch schwarze, eiserne Säulen gestützt, um welche Geweihe von Hirschen und Auerochsen befestigt waren, auf denen die nackten Schädel derer steckten, die, wie Siegfried, sich hierher gewagt, um den Drachen zu bekämpfen. Weder der Drache noch die von ihm geraubte Jungfrau war zu sehen; endlich eilte er, das blanke Schwert in der Hand, durch einen hohen, gewölbten Gang und da saß die Jungfrau, eine Harfe in der Hand, in die waldigen Thäler hinausblickend und sang:

„Mein Vater saß im Heldensaale
Und trank den rothen, kühlen Wein:
Der König trank aus güldner Schaale
Zu Worms am dunkelgrünen Rhein.

Die Mutter hielt den seidnen Faden
In ihrer lilienweißen Hand:
Sie stickte kühner Helden Thaten
Ins goldgewirkte Schlachtgewand.

Und Würfel warfen meine Brüder
Um Schwert und Roß, um Helm und Schild:
Und ich, ich sank im Erker Lieder
Von Helden stark und kühn und mild.

Da stieß aus hoher Luft hernieder
Ein Drach', vor dem das Auge graut,
Er flocht den Schweif um meine Glieder
Und sprach: Komm mit, Du schöne Braut!

Dem Vater mein entfiel die Schaale,
Die Mutter rang die weiße Hand,
Die Brüder griffen nach dem Stahle,
Umsonst! der Drach mit mir entschwand

Nun lange, lange mag ich singen,
Mein Lied auf fernem Drachenstein.
Nicht wird mein Lied hinüberklingen
Zu euch am dunkelgrünen Rhein.

Nun lange, lange mag ich klagen;
Es ist ins Thal so tief, so tief!
Nicht kann ich meinem Jammer sagen,
O, daß im kühlen Grab ich schlief!"

Schon wollte sie durch einen, unfehlbar tödtenden Sprung in den steilen Abgrund ihrem jugendlich-blühenden Leben ein Ende machen, als der Held Siegfried hinzusprang und sie daran verhinderte. „Halt ein! Du edle Königstochter", rief er, „hier steht Siegfried, König Siegmunds Sohn, der will sterben oder den Drachen in diesen Abgrund schleudern. Laß darum ab von dem Weinen, der Jammer soll sich in Freude verwandeln und der Drache im Staube sich vor Dir winden und Deine Thränen mit seinem Herzblut bezahlen." Vergebens warnte ihn die Jungfrau vor dem fürchterlichen, geflügelten und mit einem undurchdringlichen Schuppenpanzer bedeckten, einen giftigen Hauch von sich athmenden Drachen. „Du weißt nicht, was Du sprichst", fährt sie fort, „kein Schwert haftet auf seinen Schuppen und jeder Stahl schmilzt vor seinem Flammenstich. Drum kehre zurück!" Alles umsonst. Endlich wird das Schwert Balmung, das Schwert der Nibelungen, mit dem Fafner seinen Vater erschlagen, durch Hilfe eines zaubernden Zwerges aufgefunden; er stärkt sich durch Speis' und Trank zum Kampfe. Auf einmal fängt es an zu brausen und zu schallen, als ob das Hochgebirge in Trümmer fiele; die Jungfrau erschrak heftig, Siegfrieds Augen aber leuchteten wie zwei Schwerter und er hieß sie guten Muthes sein. Der Drache kam jetzt, da die Abenddämmerung aufstieg, langsam wie eine schwarze Gewitterwolke herangeflogen. Dreimal flog er spähend um den Stein herum; als er sich aber niederlassen wollte und er Siegfried erblickte, sprühte er zornig blaue Flammen und schlug mit dem Schweif. In einem Augenblicke war Siegfried's Schild über und über blau und glühend heiß; immer gewaltiger

schossen die giftigen Flammen auf ihn los, er mußte in den gewölbten Gang des Berges zurückweichen, wohin ihm der Drache, weil er zu eng war, nicht folgen konnte. Da warf Siegfried einen Stein, den zehn Männerhände nicht aufgehoben hätten, der giftigen Schlange in den gähnenden Schlund und als er so die Flamme gedämpft, sprang er mit Schild und Schwert auf den Drachen los und schlug ihn auf das Haupt. Aber die Hiebe waren umsonst, denn die Schuppen waren hart wie Diamant und das Schwert prallte zurück. Allein als der Drache sich umwandte, im gleichen Augenblicke führte Siegfried einen mächtigen Streich auf seinen Hals, dahin, wo die Schuppen im Drehen ein wenig von einander gingen. Das Schwert fuhr in den Hals hinein und die Flammen drangen, da ihnen der Rachen versperrt war, zu der Wunde heraus. Rasend fiel der Drache über Siegfried her, riß ihm das Schild herunter und fuhr ihm nach dem Kopfe, aber der Held hieb ihm die rechte Tatze herunter. Immer wilder brüllte das Unthier, schlang den Schweif um ihn und wollte ihn in seine Ringe einflechten; doch Siegfried sprang in einem Satze hoch aus dem Schweife heraus und rannte mit solcher Gewalt gegen den Drachen an, daß er ihn rücklings zu Boden warf, faßte sein Schwert mit beiden Händen und mit dem ersten Schlage schlug er ihm das Schwert zwei Spannen tief in die Brust, mit dem zweiten schnitt er ihm das Herz durch und durch, und da er den dritten Streich thun wollte, stürzte er selbst besinnungslos neben dem Ungeheuer nieder, das sich im Todeskampfe in dem eignen Feuer verzehrte.

Das war der große Kampf mit dem schwarzen Giftdrachen, der den Hort des alten Fluches hütete und durch ihn hat der Held aus Niederland so hohen Ruhm vor allen seinen Vätern gewonnen. Und wenn nun einer sagt, es hätte sich Siegfried und die schöne Königstochter nicht höchlich des Sieges gefreut, so sag ihm, daß er gelogen hat." Der Held und die Königstochter ruhten, ehe sie von dannen schieden, oben auf dem Drachensteine aus und schauten in die unabsehbare Ferne hinaus, über die hohen, waldbewachsenen Gipfel der Berge, durch die grünen Matten der Thäler, über die öden Haiden und die silbernen Ströme hinab. Dann besahen sie noch einmal Alles in der Höhle und kamen auch in das Lager des Drachen; Siegfried hob die Löwenfelle auf und es fuhr ihm ein blendender Glanz in die Augen, denn der Nibelungen-Hort lag vor ihm. Da nahm er,

uneingedenk des Fluches, der auf dem Golde der Nibelungen ruhte, den Schatz des Neides und der Zwietracht, und daher gingen auch später die Worte des Zwerges Euglein in Erfüllung, daß er und sein ganzes Geschlecht von dem Schwert und den Flammen werden vernichtet werden, gleich denen, die ihn früher besessen. Der Hort aber wurde in den Rhein versenkt.

So endet die Sage; das Weitere aber ist, daß Siegfried zu Worms die Hochzeit feierte mit seiner Chriemhilde, ruhmreich in scharfen Schlachten gestritten, große Heldenehre gewonnen und elendiglich von dem grimmen Hagen auf Brunhildens Anrathen im Walde ermordet ward, aber blutig von Chriemhilde bei den Heunen an ihren Brüdern und Verwandten gerochen, also daß um ihn die mächtigsten und berühmtesten Heldengeschlechter alter Zeit in König Etzels Burg erschlagen wurden — wovon das Nibelungenlied handelt.

Den Namen des gehörnten Siegfried erklärt die Sage so: Einst hatte er noch vor dem erwähnten Kampfe ein ähnliches, jedoch etwas minder gefährliches Unthier umgebracht, wobei er geäußert, wenn die Drachen sich nicht besser auf den Kampf verstehen, als dieser Wurm da, so lohne es sich ja kaum der Mühe, gegen sie auszuziehen. Er hatte jedoch durch die Arbeit Hunger bekommen, und daher wollte er das Herz des Wurmes braten und essen. Er stieß ihm also einen Speer durch den Rachen und den Leib; starke Baumstämme dienten ihm zum Spieß, und daran hing er den Wurm mit dem Speer über's Feuer. Das Horn des Wurmes aber fing von dem Feuer an weich zu werden, und es floß mit dem Blute und dem Fett ein ganzer Bach, wie siedendes Blei aus dem Feuer. Siegfried faßte einmal mit der Hand das Fleisch des Wurmes an, als er dachte, daß es gar sein könnte; er verbrannte sich aber Hände und Finger und steckte sie sogleich in den Mund, um sie zu kühlen. Da aber das Horn im Munde kühl war, schien es ihm unter den Zähnen, als beiße er auf Stahl, so hart war es geworden. Er besah die Finger, welche von dem Horne wie mit eisernen Handschuhen überkleidet waren. Da warf er schnell die Kleider weg, hielt zuerst seinen Helm unter das herabfließende Horn und härtete ihn darin und badete sich dann in dem Bache, der von dem Wurme floß. Das Horn überzog seinen ganzen Leib, außer im Rücken zwischen den beiden Schultern, wohin ein Lindenblatt gefallen war, so daß das Horn nicht

hin konnte. Durch dies Horn aber wurde er wie in eine feste Rüstung eingehüllt, und nicht leicht mochte ihn von nun an eine Waffe verſehren, außer zwiſchen den Schultern, wo das Lindenblatt hingefallen war, denn da war er wie ein anderer Menſch. Von dem Horne dieſes Wurmes iſt es gekommen, daß er noch bis auf den heutigen Tag der hörnerne oder gehörnte Siegfried genannt wird."

Du verzeihſt mir dieſe Mittheilungen aus Guido Görres „hörnen Siegfried" wenigſtens aus dem Grunde, weil ich Dich durch dieſelben anſpornen will, Dich näher mit demſelben vertraut zu machen, indem ich die feſte Hoffnung hege, daß Dir durch die kleine Mühe große Genüſſe bevorſtehen.

Die höchſte Spitze des Siebengebirges iſt der Löwenberg, 1896' hoch, von den Ruinen der Löwenburg ſo genannt. Ein Bergrücken verbindet ihn mit der 1842' hohen Wolkenburg; der Stromberg hat blos 1052' Höhe und wird auch nach einer kleinen, dem heil. Petrus geweihten Kapelle, dem Ueberreſte eines Auguſtinerkloſters, Petersberg genannt. Der wichtigſte aber von allen dieſen Spitzen iſt der Drachenfels. Aus ihm ſind die Steine gebrochen, mit denen der kölner Dom erbaut iſt. Heute ſteht auf einem Vorſprunge ein Obelisk als Denkmal des Ueberganges der Preußen über den Rhein 1814. Auf dem Gipfel des Felſen iſt nun ein, der entzückenden Ausſicht wegen ſtark beſuchtes Wirthshaus erbaut worden. Etwas weiter vom Rheine iſt der Nieder- oder Nonnenſtromberg, der 1400' hoch iſt, der etwas höhere Oelberg und der Hemmerich, ſämmtlich mit Burgruinen geſchmückt. Am Fuße des Drachenfels ſchmiegt ſich das Dörfchen Rhönsdorf hin, und nun fangen die Ufer an, ſich wieder allmählig zu erheben; auf dem rechten kommt der lieblich gelegene, zum längern Verweilen einladende, von drei Weinhügeln umringte Ort Königswinter mit 1500 Einwohnern, welcher ſeinen Namen von Hibernia regia hat, welches Einige vom Kaiſer Valentinian abſtammen laſſen. Das benachbarte Thal iſt geſchmückt mit einer, noch in den Trümmern ehrwürdigen, vom ſchönſten Stile zeugenden Kloſterkirche Heiſterbach. Hier endigt das eigentliche Rheinthal, das bei Bingen anfängt, indem der Strom ſich erweitert und an volkreichen Städten hinführt. Ehe ich Dich jedoch in dieſelbe führe, haben wir noch eine Schönheit erſten Ranges auf dem linken Ufer zu betrachten, ich meine den weit hervorragenden

Godesberg*), welcher hart am linken Ufer über eine Menge niedriger Hügel ungemein lieblich und freundlich hervorragt und, wie sich fast von selbst versteht, mit einer Burgruine gekrönt ist. Hier war die, bei den alten Schriftstellern so oft erwähnte Ara Ubiorum, über deren Lage man sich lang und oft gestritten hat. Der Name Godesberg wird wohl am richtigsten von Goding oder Gaugericht hergeleitet, das im Mittelalter hier gehalten wurde. Die Trümmer des römischen Kastells schreibt man dem Kaiser Julian zu, auf welchen später der kölnische Kurfürst Friedrich II. 1375 sich eine Burg erbaute, welche gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts in die Luft gesprengt wurde. Am Fuße dieses romantischen Godesberges liegt ein gleichnamiges, 1100 Bewohner zählendes, sehr wohlhabend aussehendes Dorf, das zugleich einen stark besuchten Gesundbrunnen enthält. In der neuesten Zeit hat die Prinzessin von Preußen vom Könige den Godesberg zum Geschenk erhalten und es heißt, die erhabene Besitzerin werde daselbst ein Schloß erbauen lassen, das wahrscheinlich ihr ältester Sohn, Friedrich Nikolaus Karl, während seiner, bald beginnenden Studienjahre in Bonn bewohnen wird. Diese Universitätsstadt liegt blos 1/4 Stunde von Godesberg entfernt. Unterwegs sieht man das sogenannte Hochkreuz, ein schönes, auf vier Stufen sich erhebendes, mit Statuen, Thürmchen und einem Kreuze geschmücktes Monument, in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts vom Erzbischof Walleram aus Steinen des Drachenfels erbaut. Weingärten ziehen sich nun bis an die, sehr freundlich in der Ebene gelegene Stadt Bonn. Sie ist uralt, denn hier war es, wo schon zur Römerzeit die Ubier sich niedergelassen, wo der Stiefsohn des Kaisers Augustus, Drusus Germanikus, ein Kastell und eine Brücke über den Rhein erbaut, der durch Julian erweitert wurde. Die heilige Helena, Constantins des Großen fromme Mutter soll die hiesige Münsterkirche erbaut haben; die Stadtmauern rühren von dem berühmten Erzbischof Hochstaden her, welcher bekanntlich 1248 den Kölner Dom zu bauen anfing. In Bonn wurde gegen das Herkommen Kaiser Karl IV. gekrönt. Das ehemalige Residenzschloß der Kurfürsten von Köln dient jetzt als Universitätsgebäude, einem der schönsten und großartigsten in ganz Deutsch-

*) Vergl. die gelungene Beschreibung der reizvollen Umgebung in: „Wanderungen aus und um Godesberg. Von E. M. Arndt. Bonn bei Weber. 1844. 8.

land, welches von Rasenplätzen umgeben ist, die durch schöne Alleen durchschnitten werden. Vor allen Gebäuden aber ragt das prächtige Münster hervor, welches wenigstens in seiner runden Tribune mit den drei übereinander stehenden Säulenhallen an den Dom von Pisa erinnert. Der mittlere Thurm starrt mit seiner pyramidenförmigen Spitze hoch in die Wolken empor und ist von zwei, zwar kleineren, aber auch zierlicheren Thürmen umgeben. Außerdem ist die Stiftskirche, die schöne ehemalige Jesuitenkirche und die Remigiuskirche zu bemerken. Da ich nicht in die Stadt gekommen bin, so kann ich von derselben aus eigener Anschauung nicht sprechen; man sieht aber vom Schiffe aus, daß sie freundlich und wohlhabend ist, wenigstens lassen die geschmackvollen Villen und Garten in ihrer nächsten Umgebung diesen Schluß zu. Die hier befindliche Universität hat erst vor kurzem ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum gefeiert, denn sie wurde erst am 18. Okt. 1818 eröffnet und zählte bereits weltberühmte Namen unter ihren Lehrern, von denen ich blos Niebuhr, August Wilhelm v. Schlegel (geboren am 8. September 1767 zu Hannover) und Ernst Moritz Arndt (geb. den 26. Dec. 1769 in Schoritz auf der Insel Rügen) erwähnen will. Die Zahl der hier Studirenden belief sich im Jahre 1843 zusammen auf 709, von denen 160 Ausländer waren. Berücksichtigt man die Fakultäten, so kamen 122 auf die katholisch-, 70 auf die evangelisch-theologische, 212 auf die juristische, 107 auf die medizinische (57 studirten Pharmazin oder Chirurgie) und 141 auf die philosophische. Die Frequenz ist seit dem letzten Semester um 45, seit dem letzten Jahre um 100 gewachsen.

Bonn gegenüber mündet sich, ½ Stunde unter Schwarzrheindorf, der Siegfluß, der seinen Namen von dem, 2 Stunden von Bonn entfernten Städtchen Sieg hat, bei dem auf einem Berge das ansehnliche Kloster Siegburg liegt, worin der berühmte heilige Hanno seit 1075 begraben ist. Es ist derselbe, auf den wir einen merkwürdigen Lobgesang besitzen, der zu den ältesten Denkmälern der deutschen Sprache gehört und zuerst von dem berühmten Dichter Opitz in Druck gegeben wurde. Dieses, von einem unbekannten Verfasser herrührende Gedicht hat 49 Strophen in 874 Versen. Der Inhalt hängt locker zusammen, ja wir würden sagen, er gerathe aus dem Hundertsten ins Tausendste. Er beginnt nämlich mit der Schöpfung, kommt dann auf den Sündenfall zu sprechen, welcher in seinen Folgen durch die Erlösung des

Menſchen vermöge des Opfertodes Chriſti wieder unſchädlich gemacht wurde. Nun läßt er die Apoſtel zur Verbreitung des Chriſtenthums in alle Welt ziehen und es auch den Franken predigen; dieſes führt den Verfaſſer auf die Verdienſte Hanno's und da dieſer Erzbiſchof von Köln, und Köln eine Burg war, ſo nimmt er davon Veranlaſſung, über die Entſtehung der Burgen zu ſprechen, wobei er von Ninus und Semiramis ausholt, zu den Weiſſagungen des Propheten Daniel ſich verſteigt, zu den Römern und deren Eroberungen in Deutſchland fortſchreitet und endlich auf die Franken und deren angeblichen Urſprung von den Trojanern kommt. Von dieſen leitet auch Julius Cäſar ſein Geſchlecht ab, unter deſſen Adoptivſohne und Nachfolger, Auguſtus, der Heiland geboren wurde, wo er die Ausbreitung des Chriſtenthums abermals berührt und nun das Lob auf Hanno ausführlich anknüpft, indem er ſeinen Charakter, die Verfolgungen, die er erlitten, und die Wunder, die er gethan hat, ausführlich ſchildert.

Der Strom gewinnt nun wieder einen ſchnelleren Lauf; links ergießt ſich bei Graurheindorf die Roes in den Rhein und gegenüber liegt, hart am rechten Ufer, die Inſel Graupenwerth. Die Ufer ſind mit Fiſcherdörfchen beſetzt, werden immer flacher und verlieren mithin ihren romantiſchen Charakter. Ich erwähne links blos noch das große Dorf Herſel, deſſen ſchöne Häuſer ſich im Rheine ſpiegeln, dem gegenüber eine kleine Inſel, Polzdorf, ſich befindet. Weiter nördlich iſt rechts das bedeutende Dorf Rheits mit einer großen Kirche, links Widding und eine halbe Stunde davon entfernt in einem großen Bogen des Stromes das Dorf Urfel. Die fruchtbaren Gefilde zu beiden Seiten des Stromes ſind von einer Menge Ortſchaften bedeckt, welche herzuzählen nicht erforderlich zu ſein ſcheint. Auch wird das Intereſſe ſchon längſt durch die unzähligen ſtolzen Thürme und Paläſte in Anſpruch genommen, welche ſich gerade vor Dir über dem Spiegel des Rheins erheben, denn ſchon ſieht man aus weiter Ferne die größte Stadt am Rhein, das uralte, oder, um eine Lieblingsbenennung der Einheimiſchen zu gebrauchen, das heilige Cöln, bei welchem wir gegen 9 Uhr anlangten. Ich eilte ſo ſchnell als möglich vom Dampfſchiffe an's Land, über die Schiffbrücke hinüber nach dem, auf der rechten Seite gelegenen, als Vorſtadt von Köln zu betrachtenden freundlichen Städtchen Deutz, wo ich in dem prachtvollen, mit Recht Bellevue genannten und mir empfohlenen Gaſthofe

abstieg. Nachdem ich eiligst mich umgekleidet, begab ich mich in den weltberühmten Dom, wo das Hochamt eben begonnen hatte. Ehe ich jedoch zu einer Schilderung dieses erhabenen Gotteshauses übergehe, muß ich einen Umstand rügen, der mir wider Erwarten zu Gesichte kam: ich meine den regen Verkehr, der trotz der Stunde des Gottesdienstes, auch in der Nähe des Dom's, getrieben wurde: alle Buden standen offen und überall wurde gekauft und verkauft. Ich hatte dieses von den frommen Kölnern, welches Prädikat man ihnen nicht absprechen kann, am allerwenigsten erwartet. Es scheint diese Sitte, oder vielmehr Unsitte, noch von der französischen Besitzung herzustammen.

Das einzige Gebäude in Köln, welches allein hinreichte, eine weite Reise dahin zu veranlassen, ist der Dom, trotzdem, daß er noch nicht vollendet und von der jetzigen Generation wohl auch schwerlich in seiner Vollendung erblickt werden wird. Er ist, wie das größte, so auch das schönste Meisterwerk der deutschen Baukunst, in der Form eines Kreuzes angelegt, indem die Gewölbe von 74 Säulen getragen werden, von so bedeutendem Umfange, daß die 4 mittleren 30 F. dick sind; mit den Halbsäulen und den Pfeilern der Vorhalle beläuft sich ihre Zahl weit über 100 und jede derselben krönt ein eigenthümliches Kapital. Zwar sind beide Thürme am westlichen Eingange zu bauen angefangen worden, aber statt der 500 Fuß Höhe, die jeder von ihnen erhalten sollte, hat der jetzt als Glockenthurm dienende kaum 4, während der andere gar erst 21 F. über die Erde emporgestiegen ist. Blos der majestätische Chor, oder das Presbyterium ist ausgebaut worden, während das, zwischen demselben und den Thürmen angefangene Hauptschiff, das 400 F. lang und ohne die Nebenschiffe 180 Fuß breit ist, bei einer Höhe von kaum 100 F. mit Brettern umwölbt und so vor den größten Verunstaltungen geschützt ist. Dessenungeachtet machen die theils vollendeten, theils begonnenen Theile dieses erhabenen Gotteshauses einen unbeschreiblichen Eindruck, den ich mit den Worten eines geistreichen Mannes, H. Steffens, zu schildern versuchen will, der im VII. Bande seiner Memoiren, denen er den Titel gab: „Was ich erlebte," Seite 361 so spricht: „Als ich in den Chor eintrat, ergriff mich die einfache Größe der Erscheinung und ich mußte mir gestehen, daß mich jetzt das erhabenste Menschenwerk empfing. Es war mir in der That zu Muthe, als wäre ich der gegenwärtigen Zeit entrückt und in eine lichtere,

tiefere, erhabenere versetzt, als wäre es den Deutschen gelungen, das verborgene Mysterium aller Künste in ihrer göttlichen Einheit zu offenbaren; eine mannigfaltige Welt wechselnder Gestalten wuchs in die schlanken Säulen hinein, quoll aus diesen hervor und das mächtige Gewölbe, von den schlanken Säulen getragen, dehnt sich zum Himmelsgewölbe einer eignen Welt aus. Die Gestalten rissen sich von der Masse los und traten durch blendende Farben mit der Sonne in den beweglichsten Bund, die Orgeltöne schlugen mächtig in diese Zauberwelt hinein und ich begriff es, wie der Sinn, der so Tiefes und so Großes darzustellen vermochte, wie ein geheimes Echo aus der bewegten Brust in Strömen der heiligsten Andacht sich wieder ergoß. Das riesenhaft-unvollendete Gebäude schloß sich an den vollendeten Chor an und selbst das Unfertige schien als solches von hoher, geheimer Bedeutung; denn es lag als die unbestimmte Zukunft, einer umgekehrten Ruine gleich, durch welche das Räthsel der germanischen Nachwelt, nicht der Fall einer Vorwelt, angedeutet wird. So erschien hier die Geschichte in ihrem Strome durch die Zeiten; die Größe der Vergangenheit umfing mich, der gewaltige Eindruck, der mich gefangen nahm und fest hielt, stellte eine reiche, ja heilige Gegenwart dar, und die Genien einer fernen Zukunft schwebten über den unfertigen Ruinen. Unsichtbar verbargen sie sich Jahrhunderte hindurch in dem riesenhaften Gemäuer; daß sie aus diesen wieder hervortreten und das große Werk der Zukunft als ein lichtes Tagewerk beginnen würden, konnte ich damals nicht ahnen."

Den Grund zu diesem riesenmäßigen, und, was mehr ist, konsequent aus einem Gedanken entwickelten, aber wegen der Unvollendung einen betrübenden Eindruck machenden Gebäude legte vor fast 600 Jahren, nämlich am 15. August 1248, der damalige Erzbischof von Köln, Conrad von Hochstaden; 1322 war der Chor vollendet und am 27. September vom Erzbischof Heinrich von Virneburg eingeweiht; dann lief't man, daß zwar noch bis zum Jahre 1500, aber nicht mehr ununterbrochen und mit demselben Eifer gearbeitet wurde; seit der Zeit hörte der Bau ganz auf, angeblich wegen Streitigkeiten zwischen den Ezbischöfen und der Bürgerschaft. Ich muß gestehen, mit den Einzelheiten der, fast 2000 Jahr umspannenden und an Begebenheiten sehr reichen kölnischen Geschichte nicht so vertraut zu sein, daß ich mir, ohne mich der Gefahr auszusetzen, ungerecht zu werden, ein Urtheil über

die Persönlichkeit der Landesherrn von Köln, welche bekanntlich zugleich ihre Bischöfe waren, erlauben dürfte; das aber scheint auffallend und schwer zu erklären, wie die hiesigen Erzbischöfe ein halbes Jahrtausend hindurch diesen Zustand ertragen, wie sie das bewundernswürdig angefangene Gebäude zu vollenden keinen Trieb, keine Neigung verspürten; sondern wie siebzehn Generationen an diesen Trümmern ungerührt vorüber gehen konnten. An Mitteln, sollte man glauben, mußte es den geistlichen Beherrschern eines beträchtlichen Staates, namentlich zur Vollendung eines Gotteshauses, nicht gefehlt haben, zu dessen Aufbauung die mächtigsten Rücksichten, die in jenen Jahrhunderten in den Gemüthern der Menschen leicht Anklang findenden religiösen Beweggründe aufforderten. Du wirst es übertrieben finden, wenn ich Dir mittheile, daß mein erstes Gefühl beim Anblick sowohl des fertigen Chors als der daranstoßenden Nothdecken zwischen Bewunderung und Unwillen getheilt war. Bewunderung, denn wer kann in das 161 Fuß hohe, von 100 Säulen getragene Chorgewölbe eintreten, von denen 14 die thurmhohe Größe von 150 Fuß haben, die am höchsten Gipfel sich in eine Krone von Aesten spalten, die hoch mit ihren Nachbarn Spitzbogen bilden und dem Auge, das so kühn ist, ihnen folgen zu wollen, fast unerreichbar sind, ohne zu staunen? Unwillen beim Anblicke der ärmlichen, niedrig dahin kriechenden, hölzernen Decke und Seitenwände, des ungepflasterten Bodens u. dgl. Damit Dir ein Urtheil möglich werde über die Schuld oder Unschuld deren, welche hier das Regiment geführt, empfehle ich Dir folgendes Buch: „Die Bischöfe und Erzbischöfe von Köln nach ihrer Reihenfolge, nebst Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Kirchen und Klöster der Stadt Köln, mit Bezugnahme auf die Kirchen und Klöster der Erzdiöcese von Dr. Freiherr v. Mering und Reischam. Köln 1843, bei Langfeld." Das ganze Werk erscheint in 24 monatlichen Lieferungen. Ein Prachtwerk über den Kölner Dom besitzen wir schon längst von dem berühmten Kunstkenner aus Köln, Sulpiz Boisserée; aber der bedeutende Preis des Buches von 68 Thlr. war der allgemeinen Verbreitung sehr hinderlich. Dies haben Autor und Verleger gefühlt und daher in etwas kleinerem Maaßstabe eine billigere, doch das Wesentliche enthaltende Ausgabe dieses Prachtwerkes für den Preis von 28 Thlr. und unter folgendem Titel veranstaltet: „Ansichten, Risse und einzelne Theile des

Doms von Köln, mit Ergänzungen nach dem Entwurf des Meisters, mit einer Geschichte und Beschreibung des Gebäudes, 16 Kupfertafeln in Folio, mit dem Text in Quart; Ate im Preis ermäßigte Ausgabe. München, in der literar. artistischen Anstalt. Außerdem hat in neuester Zeit der berühmte Joseph v. Görres in München, der Verfasser des Athanasius, ein lesenswerthes Buch über den Kölner Dom erscheinen lassen, welches außer dem Namen des Verfassers keiner andern Empfehlung bedarf; denn er ist einer unserer geistreichsten Schriftsteller, der, wie kein Anderer, Meister des Wortes ist und große Aehnlichkeit mit dem in Bonn erwähnten E. M. Arndt besitzt, trotzdem, daß sie gelegentlich einander heftig anfeinden. Und, obwohl ich zugebe, daß die Hauptstärke dieses Riesengeistes im Niederreißen besteht, im Einbrechen in das Lager der Feinde und im schonungslosen Aufdecken aller Schwächen und Gebrechen der Gegner, in welcher Eigenschaft er wohl keinen ihm Ebenbürtigen haben dürfte: so sind doch auch seine, ein positives Ziel verfolgenden Werke, wie seine „Geschichte der Mystik" (4 Bände) und die Flugschrift über den Kölner Dom immer Produkte eines Geistes, der wohl auch dem Gegner zwar nicht Liebe, denn er denkt: oderint, dummodo metuant, aber doch unwillkürlich Achtung abtrotzt. Görres ist ein Gedanken-Millionair. Unerhört ist die Herrschaft, die er über seine Sprache ausübt. Man hat oft die ängstliche aber in Triumph endende Empfindung wie beim Anblicke eines, halsbrecherische Kunststücke machenden Kunstreiters. In Betreff der Ausdrucksweise können von ihm die biblischen Worte angewendet werden: „So hat noch Keiner gesprochen!" Man sollte es nicht glauben, daß auch neuere Sprachen so vielfacher und origineller, ja unerhörter Wendungen fähig sind. Da erst gewahrt man, was des Meisters kundige Hand alles für Formen aus unserm Sprachmetall hämmern, schmieden und schmelzen kann. Abgesehen davon, daß er mit unbedenklicher Keckheit worden und wurden, ward und wird, ist und hat und wie sie weiter heißen diese schleppenden Fuß- und Handschellen centnerweise über Bord wirft und das ganze Spinnwebennetz unserer Partikelwelt theils bei Seite schiebt, theils mit starker Hand durchreißt — weiß er auch die griechischen Genitivi absoluti, deren sich bisher nur Wenige gleichsam schüchtern eingeschlichen hatten (z. B. stehenden Fußes, eilenden Laufs u. s. w.) in ungeahnter Fülle hervorzuzaubern, jedoch mit dem unabweislichen

Erforderniß, daß ſie der Sprache nicht von Außen eingepfropft, ſondern umgekehrt aus ihrem innerſten Herzblut hervorgequollen zu ſein ſcheinen. Man könnte eine förmliche Diſſertation darüber ſchreiben: Ueber die Bereicherungen, welche die deutſche Sprache durch den himmelsſtürmenden Titanen vulgo Joſ. v. Görres erhalten hat. Das iſt ein Mann, der eine ganze Armee von Gelehrten aufwiegt und in die Flucht ſchlägt.

Doch nicht blos die originelle Form iſt es, die ſo ungemein beſticht oder anſpricht, ja wie ein angeſchwollener Bergſtrom Alles mit ſich fortreißt, obwohl dieſer Zauber, dieſe Allgewalt den Meiſten am fühlbarſten iſt, ſondern noch mehr der tiefe, aus einer ungezählten Menge von Wiſſenſchaften nicht moſaikartig und mechaniſch zuſammengeſetzte, ſondern organiſch verwachſene Inhalt. Es iſt, als ob hinter jedem Worte ein Foliant läge; es kommt einem vor, wie wenn man in die Vorhalle einer gothiſchen Kirche tritt und durch die Reihe der Pfeiler bis hinten auf das gemalte Glasfenſter beim Hochaltar ſieht, oder wenn man über die Kaſemattengewölbe einer Feſtung einherſchreitet und jeder Schritt Kunde gibt oder doch eine Ahnung erregt von der Tiefe unter unſern Füßen. Man muß ſelbſt Jahre lang ſich mit theologiſchen Studien, nicht, wie es heute ſelbſt die große Mehrzahl der Theologen aller Confeſſionen blos thut, aus Zeitſchriften, ſondern aus den alten, halb vergeſſenen Folianten der Kirchenväter, der Scholaſtiker, der Benedictiner, der Bolandiſten, beſchäftigt haben, um zu ſpüren, welch' ein Reichthum, welch' eine Fülle von ernſter und tiefſter Gelehrſamkeit hier aufgeſpeichert iſt. Darin mit liegt ein Hauptreiz, daß die Schriften dieſes Titanen einen ſo wohlthätigen Gegenſatz gegen das flache und fade, naſeweiſe und obwohl freche, doch aller begründeten Zuverſicht entbehrende Geſchwätz der Tagesſchriftſteller, die ſich hervordrängen und ſich einbilden, den Ton angeben, auch ein Stückchen Geſchichte machen zu können, bilden. Wie der Löwe am ſchönſten iſt, wenn er zornig ſeine Mähne ſchüttelt und furchtbar brüllt, wie der Donner nicht kommt, um zu ſchmeicheln, ſondern um den Zorn, den Ingrimm der Natur zu offenbaren: ſo iſt Görres in ſeinem Elemente, wenn er die Rieſenkeule ſchwingt und zermalmend unter die Radikalen tritt. Wehe dem, den er trifft! Der erholt ſich gewiß ſo bald nicht wieder. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er manchmal über das

Ziel hinausschlägt und daß ich hiermit nicht gemeint bin, alle seine Aussprüche zu vertreten.

Ueber den Gründer des Doms ist erst in neuester Zeit ein eigenes Werkchen erschienen: „Conrad von Hochstaden, Erzbischof von Köln und Gründer des Kölner Doms, von Jakob Burkhardt. Bonn bei Habicht, 1842", welches Buch auch die Geschichte der Gründung des Doms entwickelt.

Wie der Dom jetzt dasteht, ist er eine der unbequemsten Kirchen, die ich kenne. Zwei Seiteneingänge, beide mit eisernen Gittern verschlossen, führen zum Hochaltar; der zur Linken war zwar geöffnet, aber ein Paar rothgekleidete Kirchendiener hielten mit ihren Stäben das andrängende Volk fern und wehrten ihm, wie die Engel mit dem feurigen Schwerte am Paradiese dem ersten Menschenpaare, den Eingang; daher mußten wir Alle in dem Gedränge des Seitengangs verweilen, in welchem trotz des Hochamts förmliche Promenaden gehalten wurden. Die herrliche Musik gefiel mir der Composition wegen, welche sich dem Kirchenstile der alten Italiener genau anschloß, und nicht blos zu hören, sondern auch zu denken gab: denn alle hörbare Musik ist gerade nur so viel werth, als unhörbare in ihr enthalten ist. Wir haben mehr hörbare Musik, als die Alten; aber unhörbare hatten die Alten mehr, und weil sie diese in die hörbaren Laute und Klänge hineintrugen, erhöhten sie die Gewalt der hörbaren. Auch die Ausführung entsprach der Absicht des Componisten: die stark besetzten Chöre sangen meist so leise und schufen in den Seelen der Gemeinde, wenigstens in mir, den Gedanken, als ob sie kaum zu athmen, wie der reuige Zöllner im Tempel zu Jerusalem kaum den Blick emporzurichten wagten, sondern zerknirscht an die Brust schlügen und riefen: „Herr, sei mir Sünder gnädig!" Diese vorherrschenden Pianissimi sind gleichsam Extrakte von Tönen, zusammengepreßtes, von allen Schlacken geläutertes Töne-Gold.

Selbst nach beendigtem Gottesdienste dauerte es noch lange, ehe ich die Vergünstigung erhielt, das Presbyterium selbst zu betreten, die ich mir dadurch erwarb, oder vielmehr erkaufte, daß ich mich an einige Engländer anschloß, welche durchaus die Schätze des Domes sehen wollten. Ich muß gestehen, daß die Art, wie man sie den Fremden zugänglich macht, den Namen Schacher verdient. Ich würde durchaus nichts dagegen haben, wenn es hieße: Sie sind nur für eine bestimmte

Summe zu sehen, die aber zur Vollendung des Domes wird angewendet werden. Davon scheint aber hier nicht die Rede zu sein, sondern die, wie man allgemein sagt, beträchtlichen Summen, welche die Neugier hier entrichtet, fließen in die Taschen der Kirchenbedienten. Glaube nicht, daß ein niedriger Neid aus mir spricht; aber ich nahm Anstoß an dem Handeln und Feilschen, an den hin- und herspringenden Lohnbedienten, welche verschiedene Parteien zu einander zu bringen suchen, damit sie gemeinschaftlich die Eintrittssumme erlegen und so wohlfeiler zu dem Genusse gelangen können. Das Eintrittsgeld beträgt, wenn ich nicht irre, einen oder einige Thaler und nur 3 oder 4 Personen werden auf einmal zugelassen. Es geschieht also hier mit der Kirche, was in Dresden mit dem sogenannten grünen Gewölbe der Fall ist, nur wird der Handel dort im Gast-, hier im Gotteshause abgeschlossen. Man sollte billig diese Kirchenbedienten so stellen, daß sie dieses Schachern nicht nothwendig hätten, wie dies ja bei andern Kathedralen der Fall ist.

Man führte uns zunächst in die Sakristei, wo uns noch die schwachen Ueberreste des einst beträchtlichen Domschatzes gezeigt wurden, da vor der französischen Revolution das Domkapitel mit den Schätzen geflüchtet war und nur Weniges davon wieder zurückgebracht wurde; unter andern eine 18 Pfund schwere Monstranz aus Gold und Edelstein, ein Geschenk von dem Baierschen Prinzen Maximilian Heinrich, Erzbischof von Köln. Ich hatte meine Freude über die Engländer, die, um die künstlerische Gestaltung unbekümmert, stets fragten, was es werth sei, oder, da sie kein Wort deutsch und nicht viel französisch verstanden, wiederholt fragten: Quel valour? (statt valeur). Bei dieser Monstranz erfuhren sie, daß man sie auf 3 Mill. Franks schätze. Du kannst Dir aber die Verlegenheit unseres Kirchenbedienten denken, als er uns den Stock des heil. Petrus vorzeigte und die Engländer wieder mechanisch fragten: Quel valour? Die Antwort war nicht so leicht, als bei den andern Kostbarkeiten, z. B. dem Jurisdictionsschwerdte des Erzbischofs von Köln, welches bei seiner Belehnung gebraucht wurde; bei dem Stabe des Chorbischofs, des Erzbischofs, einigen werthvollen Epistel- und Evangelien-Büchern, dem kunstvoll gearbeiteten Denkmale des heil. Engelbert u. s. w. Was mich bewog, mich an die Neugierigen anzuschließen, war die hinter dem Hochaltar sich befindende, verschlos-

ſene Kapelle der heil. drei Könige, welche derſelbe Kurfürſt Maximilian Heinrich, von dem die erwähnte Monſtranz herrührt, hat erbauen laſſen. Du glaubſt nicht, welch' eine Menge Sehnſüchtiger uns nachblickten, als wir in dieſes verſchloſſene Heiligthum eindrangen, deſſen Thüre jedoch gleich hinter uns geſchloſſen wurde. Kaiſer Friedrich I., von den Italienern gewöhnlich Barbaroſſa genannt, eroberte nämlich und zerſtörte 1162 das ſtolze Mailand, wo er den größten Reliquienſchatz, der bisher daſelbſt aufbewahrt worden war, die Gebeine der heil. drei Könige wegnahm und dem, ihn begleitenden Biſchofe Heinold von Cöln ſchenkte, der ſie 1170 nach Cöln bringen ließ. Hier wurden ſie nun in einen äußerſt werthvollen, 150 Pfund ſchweren, aus Silber und Goldblech kunſtvoll gearbeiteten Sarg gelegt, der mit 1200 Edelſteinen, worunter 170 antike ſind, die andern Sardonix, Jaspis, Topas, Opal, beſetzt iſt; die kunſtvollen Zierrathen aus Gold wiegen allein 36 Pfund. Der Sarg beſteht aus 2 Abtheilungen in der untern liegen die Gebeine der heil. drei Könige, in der obern, vorn zwiſchen der Halbverdachung ſieht man die, ganz braun gewordenen Häupter derſelben und über jedem die aus Rubinen zuſammengeſetzten Namen: Caspar, Melchior, Balthaſar. Die koſtbaren, ganz goldenen, 6 Pfund ſchweren, mit Perlen und Diamanten geſchmückten Kronen ſind bei der erwähnten Auswanderung des Domkapitels nach Arnsberg in Weſtphalen 1794 abhanden gekommen und nur durch vergoldete, mit Perlen ausgefüllte Strahlenkronen erſetzt worden. Die Längenſeiten des Reliquienkaſtens ſind nach dem Geſchmacke des 12. Jahrhunderts mit 72 kleinen, durch Bogenkrümmungen verbundenen Säulen verziert, die wegen der künſtlichen Arbeit mit Recht bewundert werden, denn ſie beſtehen aus Moſaik und zwiſchen ihnen ſieht man die Statuen der Propheten und Apoſtel. Im Innern der Kapelle, die kein Tageslicht erhellt, brennen fortwährend Lampen und Kerzen; nach dem Seitengange der Kirche führt zwar ein Fenſter, welches aber ſo ſtark vergittert und verhängt iſt, daß es unmöglich iſt, hinein zu blicken. Darüber lieſ't man folgende Inſchrift:

„Corpora Sanctorum recubant hic terna Magorum
Ex his sublatum nihil aliove locatum.“

Dabei iſt ein Relief aus weißem Marmor, welches die Anbetung der heil. drei Könige darſtellt und darunter 3 vergoldete Kronen.

Daneben die Inschrift: Et apertis thesauris obtulerunt munera. Vor diesem Heiligthume ruhen die Erzbischöfe von Köln aus dem baierschen Hause, deren Denkmäler seit Kurzem an die Wände verlegt sind. Das Merkwürdigste ist wohl das Grabmal des Erzbischofs Philipp von Heinzberg und das mit Recht wieder hergestellte des Erzbischofs Conrad von Hochstaden, des Gründers dieses Prachtgebäudes. In einer der Kapellen machte uns der Kirchendiener mit Recht und mit Stolz auf ein uraltes Gemälde aufmerksam, welches die heil. drei Könige vorstellt, die dem göttlichen, von seiner jungfräulichen Mutter getragenen Kinde ihre Verehrung erweisen; zu beiden Seiten stehen die Schutzpatrone Kölns, zur Rechten St. Gereon mit der Fahne und zur Linken die heil. Ursula mit einigen ihrer 11,000 Begleiterinnen. Dieses Bild gehört zu den schönsten altdeutschen Gemälden und stammt aus dem Jahre 1410; es schmückte 400 Jahre lang die Kapelle des Rathhauses; seit 1810 erst befindet es sich im Dome. Der Meister ist unbekannt, obwohl man einen gewissen Wilhelm Calw als Verfertiger angibt.

Endlich erst erschloß uns der Führer die Gitterthüre zum Hochaltar; zuerst fallen die fünf mit prachtvollen enkaustischen Gemälden geschmückten Fenster auf: in dem mittleren sind die Wohlthäter des Domstiftes, biblische Geschichten und das Wappen von Köln, auf dem Fenster zur Rechten kniet der Erzbischof Herrmann aus dem Hause Hessen vor seinem Namenspatron, ihm die Wappen der 16 Ahnen empfehlend, wodurch der Künstler die in manchen Domstiften, z. B. in Olmütz heute noch bestehende Sitte oder vielmehr Bedingung verewigen wollte, welche der Annahme in das Domkapitel vorausgehen mußte. Links thut der Erzbischof Philipp, ein geborener Graf Dhaun, mit seinen 16 Ahnen dasselbe. Der Hochaltar ruht auf einer 16 Fuß langen, 8 Fuß breiten Marmortafel; in deren Ecken die sitzenden Statuen der Madonna und des Apostels Petrus und in deren Mitte ein Tabernakel steht, welches mit 7 aus weißem Marmor bestehenden, mit goldenen Knäufen verzierten Säulen umgeben ist. So zierlich das Ganze sich ausnimmt, so sieht man ihm doch auf den ersten Blick an, daß es aus späterer Zeit herrührt und zur ganzen Kirche nicht paßt. Auch stand bis 1769 ein, 70 Fuß hoher, mit der Kirche in Einklang stehender Altar hier, der als ein Wunder der gothischen Sculptur betrachtet wurde, Christus, Maria und

die 12 Apostel vorstellte, aber auf den Rath einiger Mitglieder des Domkapitels zertrümmert wurde, um dieser Neuerung Platz zu machen. Eben so wenig paßt das, erst in der neuesten Zeit angebrachte, aus schwarzen und weißen Marmortafeln bestehende Pflaster, welches einen größern Reichthum in den Formen zeigen sollte; nur an einer Stelle ist es durch das einfache Grabmonument des letzten Erzbischofs von Köln unterbrochen, des verschieden beurtheilten, wenn ich nicht irre erst 1832 gestorbenen Grafen Spiegel. Die Wände hinter den kunstreich aus Holz geschnitzten Sitzen der Domgeistlichkeit sind mit Tapeten behängt, die man hoffentlich nach vollendetem Ausbaue sogleich wegzuschaffen sich beeilen wird.

Damals war die Restauration des Chores schon vollendet und obwohl manches nicht nach meinem Sinne war, so konnte ich doch nicht umhin, zugestehen, noch nie etwas Erhabeneres, etwas so ohne alle Vermittelung durch die Reflexion auf das Gemüth mit unwiderstehlicher Allgewalt Wirkendes gesehen zu haben. Um die Säulen-, Fenster- und Farbenpracht sind aus den massenhaften Pfeilern in freier Haltung und steter Wiedererzeugung der Kirchen- und Kreuzesform die zugleich kühnsten und lieblichsten Gebilde, deren einzelne Blätter und Blumen, von unten kaum zu unterscheiden, wahrhafte Kunstwerke sind, zu einem harmonischen Ganzen emporgewachsen; 14 Standbilder, Christus, seine jungfräuliche Mutter und die 12 Apostel stehen auf Tragsteinen an den innern Chorsäulen unter zierlichen Baldachinen, und strahlen nun wieder im ursprünglichen Farbenglanze — nach meiner Ansicht zu bunt*). Ebenso sind die Bandleisten, Capitelle und Säulen polychromatisch hergestellt; aber diese in allzu häufigem Wechsel angebrachten, mannigfachen Farben unterbrechen die schönen Linien auf eine störende Weise. Zu meiner Beruhigung las ich neulich das kompetente, weil hinlänglich motivirte Urtheil einer sachverständigen Stimme, die sich mit aller Entschiedenheit gegen die, hier bis zur Ungebühr angebrachte Polychromie erklärte. „Verschwunden ist die heilige Macht, die ehedem hier das Gemüth ergriff, die erhabene Würde, die feierliche Einfachheit, die

*) Vertheidigt findet man diesen, den Meisten zum Anstoße gereichenden Farben-Uebermuth in J. Kreuſers Kölner Dombriefen oder Beiträgen zur altchristlichen Baukunst (Berlin bei Dunker und Humblot), wo von Seite 275—288 die Farbenliebe der Alten behandelt wird.

wunderbare, wie durch Zauberkräfte bewirkte Leichtigkeit der mächtigen, sich emporstrebenden Steinmassen. Mauern, Pfeiler und Gewölbe sind mit einer schweren, gelbgrünen Farbe übertüncht, die Capitelle vergoldet, Rundstäbe und Hohlkehlen mit Zinnoberroth und Hellblau angestrichen, die Statuen an den Pfeilern bemalt, die Kirchenstühle, diese kostbaren und feinen Holzschnitzwerke aus alter Zeit, dick überfirnißt! Alles bunt, zerstreut, schwerfällig, kalt! Allerdings führt dieser Weg, wenn man so fortfahren sollte, gerade zur Barbarei. Wenn es auch an einigen Beispielen nachgewiesen werden kann, daß Gotteshäuser und ihre Statuen bei den Griechen und den Völkern des Mittelalters mitunter bemalt wurden, wenn auch nicht geläugnet wird daß die Neueren in der Farbenscheu zu weit gegangen sind, so daß z. B. die Kleider der Männer um so modischer und folglich für um so schöner gelten, je weniger sie eine bestimmte Farbe zeigen, sondern, so recht dem Charakter derer entsprechend, die in ihnen stecken, in allen Farben schillern, von denen man aber kaum sagen kann, welches die hauptsächlichste und vorherrschende sei (sondern die zwischen blau und schwarz und grün schwankt, aber alles so dunkel, daß es kaum vom Schwarz, d. h. der Abwesenheit jeder Farbe zu unterscheiden ist) und so sehr die fortgeschrittene Kunst die Aufgabe in sich fühlen mag, dieser ungegründeten, ich möchte sagen, von Feigheit zeugenden oder doch an sie erinnernder Farbenscheu, von der sich ungebildete Individuen bei uns, z. B. die Bauern und ungebildete Völker z. B. die Türken noch am meisten scei erhalten haben, entgegen zu wirken: so entsteht doch die Frage, ob die Gewohnheit, Sculpturen und Architekturen zu bemalen, mit der fortschreitenden Kunst zu- oder abnehme? Die Polychromie scheint vielmehr mit der Entfaltung des freien Form- und Schönheitssinnes ausgestorben und nur beim ersten Aufleben griechischer Kunst, überhaupt auf niederen Stufen der Geistesbildung, in voller Blüthe zu stehen, wie sie sich denn beim Verfall der Kunst wieder einzufinden pflegte. Bei fortschreitender Entwickelung, die für Form und Bewegung den eigenthümlichen Ausdruck des Lebens findet, erkennt die Kunst, daß die Form der Farbe nicht mehr bedürfe, sondern, daß sie ihr sogar schädlich und hinderlich sei.

Der Form aber, als der weniger wandelbaren und das Leben selbst noch überdauernden Eigenschaft, als dem nächsten Träger des Geistes, wird von der Kunst der höhere Werth zugeschrieben

und mag ſie dieſe in fortſchreitender Entwickelung nicht gegen die Illuſion der Wirklichkeit opfern, die in der Skulptur zu Wachsfiguren führen würde und in der Architektur erſt erreicht wäre, wenn das Laubwerk der Capitelle, Fächer u. ſ. w. aus dem Wald oder Garten geholt zu ſein ſcheint.

Allerdings erhält das Werk der Architektur ſeine höhere Vollendung durch Sculptur und Malerei; allein nur dann, wenn eine jede an der ihr angewieſenen Stelle die inwohnenden Kräfte in eigenen Werken, im organiſchen Zuſammenhange mit dem Ganzen, entfaltet, die Sculptur mit Statuen und Reliefs, die Malerei mit Gemälden. Wer aber in der Bemalung architektoniſcher Gliederungen und Ornamente eine Vereinigung der Malerei mit der Baukunſt feiert, dem bleibt zur Vollendung ſeines Gedankens nur noch der Gegenbeſuch der Architektur bei der Malerei übrig, der hier ihre Ornamente und Gliederungen al stucco ins Bild befeſtigt. Das geeignetſte Mittel, den Sinnendruck ſchwerer, architektoniſcher Maſſen aufzuheben, bietet die Frescomalerei mit ihren leuchtenden Farben. Allenfalls mögen bunte Ornamente, goldene Zierrathen, Ballſäle und Triumphpforten ſchmücken, aber wo es gilt, den Ernſt des Lebens, Sammlung des Gemüths und keine Bewegung als nach Innen und nach Oben hervor zurufen, ſo treten andere Bedürfniſſe ein, ſo ſchwindet mit der Störung der äußern Einheit der Eindruck des Erhabenen. Genug, ich ſtimme mit dem, wenn auch allein ſtehenden Berichtſtatter im Kunſtblatte bei, der alle die übermuſterten Säulen, die vergoldeten Capitelle, die buntbemalten, wachsfigurenähnlichen und doch ſo ausgezeichneten herrlichen Apoſtel- und Engelſtatuen und allen, die hohe Würde des heiligen Ortes beeinträchtigenden Flitter und Glanz verwirft und mit Sehnſucht ſich nach dem, noch im alten Zuſtande verbliebenen Säulenſchäften des Schiffes wendet, auf deren natürlichen Steinflächen das einfallende Licht ringsum mit mildem Zauber ſpielt, während auf denen des Chors ein unerfreulicher Fettglanz liegt, die Schatten und Reflexe trübt und die Wölbungen, die ehedem durch Duft und Licht und Wiederſchein in's Unendliche gehoben ſchienen, jetzt mit Bleilaſt ſich niederſenken; des herben Gegenſatzes der ſchweren körperlichen Farben gegen die geiſtigen, zu Licht verklärten der Glasfenſter gar nicht zu gedenken*).

*) Vergl. das Kunſtblatt 1845 Nr. 102 u. 103.

Der Maler Steinle beschäftigte sich mit der Ausführung der Engelbilder in den Spandrillen unter dem Laufgange; die meisten standen schon vollendet da. Ursprünglich waren, um die Flächen zu füllen, Laubverzierungen in die Bogen gemalt; man hat sie jedoch jetzt weggelassen und, was einen sehr guten Eindruck macht, den Hintergrund der Figuren vergoldet und erhabene Verzierungen hinzugefügt. Gleichzeitig hat die Wiederherstellung der Temperabilder auf den Wänden hinter den Chorstühlen, welche damals blos vorläufig mit Teppichen behängt waren, auch unter des geschickten Steinle's Leitung begonnen und es war aller Anschein, daß das ganze hohe Chor 1844 mit Einschluß der sehr störenden weißen Fenster des Laufganges, welche einige kunstliebende Freunde durch bemalte wollen ersetzen lassen, in seiner ursprünglichen Pracht, nur verjüngt und mit Abstreifung der Spuren von sechs Jahrhunderten, wieder hergestellt sein würde. Die Frescomalereien in den Gurtbogenfenstern des Domchors stellen die 9 Engelchöre dar, von denen damals die auf die rechte Seite des Chores fallenden Figuren der dominationes, virtutes und potestates schon vollendet waren. Den genannten Meister unterstützen die Maler Hellweger und Moralt aus München, welche unter Cornelius' Leitung mehrere Jahre hindurch bei der Ausmalung der Ludwigskirche mit gewirkt haben.

Allein gerade die erstaunliche Pracht und Größe des Vollendeten zeigt, wie viel noch zu thun übrig bleibt. Von den 5 Schiffen und dem Kreuzschiff ragen nur die Pfeiler und Säulen hoch genug hervor, um eine ärmliche Decke zu stützen. Hat doch die Erhaltung der, unter der Franzosenzeit zum Heu-Magazin unwürdig genug benutzten Trümmer und besonders die Wiederherstellung des Chors bedeutende Summen in Anspruch genommen. Die Kathedralsteuer, Collecten in der Erzdiöcese, Vermächtnisse, vor Allen aber großmüthige Unterstützungen von Seiten des Staates haben von 1813—1840 die Summe von 350,000 Rthlr. zusammengebracht, durch welche der Chor hergestellt und vor fernerem Ruin gesichert wurde. Da überraschte Friedrich Wilhelm IV. durch die Kabinetsordre vom 12. Januar 1842 nicht blos die Kölner Erzdiöcese, nein, die Katholiken ganz Deutschlands, ja alle Freunde der mittelalterlichen Kunst, weß' Glaubens sie auch waren, vermöge welcher der Ausbau der ganzen ungeheuren Kirche verordnet wurde und zwar nach dem ursprünglichen, wie durch

Zufall in Darmſtadt durch Moller aufgefundenem Plane, welcher auf einem, 13 Fuß langen Pergament die genaue, ausführliche Zeichnung und Entwürfe eines Thurmes enthält. Das Ganze leitet der wackre Architekt Baurath Zwirner.

Seit der aus vielen Gründen denkwürdigen Grundſteinlegung durch Friedrich Wilhelm IV. am 4. September 1842, wenige Wochen vor Eröffnung der Walhalla durch ihren königlichen Erbauer, iſt die Seitenmauer des ſüdlichen Nebenſchiffes mit den Pfeilern zur Tragung der Strebebogen bis zum Sims der erſten Gallerie ganz fertig und in allen Theilen des Vollendeten würdig ausgeführt. Die vier Fenſter wird König Ludwig von Baiern auf ſeine Koſten mit Glasgemälden ſchmücken laſſen. Auch die Gurtbogen und Gräten zu den Gewölben des ſüdlichen Nebenſchiffes ſind fertig; ſchon waren die Gerüſte im Innern aufgeſchlagen und noch in demſelben Herbſte, in welchem ich in Köln war, ſollte mit dem Verſetzen der gehauenen Steine der Anfang gemacht werden, von dem man behauptete, daß es ſchnell von Statten gehe, ſo daß noch im Spätherbſte die Gewölbe eingezogen ſein können. Auch ſchon über dem, vom Könige ſelbſt unter großem Zulauf und entſprechender Feier gelegten Grundſtein an der Schwelle des ſüdlichen Kreuzflügels ordneten ſich die Werkſtücke. Gegen 200 Steinmetzen ſind beſchäftigt und haben ſeit dem Anfang oder vielmehr ſeit der Wiederaufnahme des Werkes, „ein Wohlgefallen den Menſchen auf Erden, die guten Willens ſind," ſo unermüdlich gearbeitet, daß der Grundbau bis zur erſten Abdachung noch in demſelben Jahre vollendet werden ſollte.

Der Kreuzbau, der eine Fronte von 124 Fuß hat und in der Höhe den Nebenſchiffen gleicht, wird, wie der Chor ganz einfach gehalten, aber unter der erſten Gallerie wird, wie dort, die Architektur reicher. Am weſtlichen und öſtlichen Hauptpfeiler dieſes Kreuzbaues iſt ſchon die erſte Lage verſetzt und bald ſollte auch mit den beiden mittleren begonnen werden. Die Blöcke ſind bewundernswerth genau gehauen, ſo daß Alles auf ein Haar ſtimmt. Zu dem Sockel iſt die harte, grau-bläuliche Niedermendiger Lava genommen worden, aber über der erſten Abdachung wird ein gelblich-grauer Sandſtein angewendet werden, deſſen Bearbeitung leichter iſt und der auch in der Farbe mit dem urſprünglich gebrauchten Trachyt mehr übereinſtimmt. Auch traf man ſchon Anſtalten, den nördlichen Kreuzflügel in Angriff zu nehmen, die Nothdächer

des Langhauses abzutragen, um die Seitenwände bis zum Anfang des Gewölbes aufzuführen, kurz das Unternehmen ist im schönsten Gange. An der durch das Nebenschiff verschlossenen Nordseite ist die untere Bogenstellung bis zur Höhe des Laufganges schon vollendet. Die bisher durch die Nothdächer versteckten Bogen sind nun zum Vorschein gekommen und zeigen sich so gut erhalten, als ob sie eben erst aus der Hütte des Steinmetz kämen. Auch der nördliche kleine, blos 25 Fuß über den Boden sich erhebende Thurm ist in Angriff genommen, so daß in einigen Jahren das westliche Hauptportal vollendet sein kann, da unser erhabener König zu diesem Zwecke noch eine besondere Unterstützung bewilligt hat.

Daß ich auch den großen Thurm erstiegen, versteht sich fast von selbst. Da lag sie denn zu meinen Füßen ausgebreitet die älteste und in gewisser Beziehung auch die merk- und denkwürdigste Stadt Deutschlands mit ihren fast unzähligen, nur zum kleinsten Theile graden und breiten, meist krummen und engen Gassen und Gäßchen. Unter den 32 öffentlichen Plätzen sind der mit Linden-Alleen besetzte Neumarkt, der seit der preußischen Besitznahme gewöhnlich nach den hier abgehaltenen Wachtparaden der Paradeplatz genannt wird und der ein schönes längliches, mit ausgezeichneten Häusern besetztes Viereck bildet, der ebenfalls mit dem Vegetationsschmucke sich auszeichnende Hauptmark, in dessen Mitte das Börsengebäude steht, und der mit dem Rathhause geschmückte Altmarkt erwähnenswerth. Von der auf 40 Schiffen ruhenden Brücke führt eine breite und gerade Hauptstraße, die den Namen Friedrich-Wilhelms-Straße trägt, auf den Markt; an den Domplatz schließt sich die Trankgasse; sonst sind noch die Severinsstraße, die Hochpforte, Breitestraße, die Steinstraße zu nennen. Die Stadt hat einen bedeutenden Umfang, denn sie zieht sich in einem Halbkreise, dessen Durchmesser der Rhein bildet, am linken Ufer desselben hin, dessen Umfang 6182 Schritte beträgt; die Stadtmauer ist mit höchst ansehnlichen, rings umlaufenden Befestigungswerken versehen, um die sich Promenaden herumziehen, die sich aber an Schönheit, Reinlichkeit und Besuchtheit mit der Breslauer gar nicht vergleichen lassen. Man zählt hier oben 83 Thürme; von der Größe der Stadt zeugen auch ihre 13 Thore. Sie ist also bedeutend größer, als Breslau, wenn man bei letzterem auf die Vorstädte keine Rücksicht nimmt, die auch bei Köln mit

einziger Ausnahme des auf der rechten Flußseite gelegenen Deutz gänzlich fehlen; ebenso sollte man aus der bedeutenden Zahl von 7500 Häusern auf eine größere Bevölkerung schließen können, welche nach der neuesten Zählung vom J. 1843 sich auf 78,209 Personen belauft, von denen 70,938 Katholiken, 6481 Protestanten, 2 Anglikaner, 784 Juden und 3 Mennoniten sind. Außerdem liegt hier eine Besatzung von 3975 Mann. Die Bevölkerung Breslau's aus derselben Zeit betrug 92,000 Seelen. Von dem früheren Reichthum und von der hier vorwaltenden Geistesrichtung bekommt man einen Begriff, wenn man vernimmt, daß vor der französischen Revolution 11 Collegiat-Stifte, 58 Klöster, 19 Pfarrkirchen, 49 Kapellen und 16 Hospitäler bestanden, während jetzt die Katholiken vier Haupt- und 15 Succursal-Pfarreien und 13 Kapellen und Oratorien, die Protestanten aber 2 Pfarrkirchen besitzen. Diese vielen Klöster, wie man sie in Deutschland in solcher Menge nirgends, ja auch in Italien nur in Rom und Neapel findet, hatten aber auch einen bedeutenden Uebelstand hervorgebracht, denn fast alle sind ja verpflichtet, Arme zu speisen, zu pflegen, genug Werke der Barmherzigkeit zu üben; die Leichtigkeit also, täglich Unterstützung zu finden, vermehrte die Zahl derer, die sich ganz auf sie verließen und nur von ihr lebten, auf die Erschrecken erregende Summe von 12,000. Jetzt ist dieselbe natürlich und Gott sei Dank! bedeutend zusammengeschmolzen. Diese 12000 Bettler hatten ihre bestimmten Plätze, wo sie Almosen erwartend saßen und die vom Vater auf den Sohn, gleichsam wie eine Art Gerechtigkeit, wie das Volk die Zünfte nennt, forterbten. Auch die Zahl der Geistlichkeit, die vor der genannten Katastrophe sich auf 2500 belief, ist bis auf 117 Mitglieder verringert worden. Fast der vierte Theil der Stadt besteht aus Wein- und Küchengärten, die meist in dem Bezirk der ehemaligen Stifter und Klöster liegen, deren Eigenthum sie auch waren. Ich stellte Köln in Betreff der Anzahl der Klöster neben Rom und auch in anderer Beziehung, der Zahl der Kirchen kann es sich kühn mit Prag, das den Namen des deutschen Rom mit größerem Rechte trägt, wenigstens wenn man seine malerisch über mehrere Hügel und an Bergen hinaufkriechende Lage in Betracht zieht, der Hauptstadt der katholischen Christenheit zur Seite stellen. Um Dir wenigstens einen Begriff von einigen derselben, die anderwärts unter die Sehenswürdigkeit allerersten Ranges gehören würden, die aber

hier durch den Dom sämmtlich in die zweite und dritte Linie zurückgedrängt sind, zu geben, mußt Du mir von dieser hohen Warte herabfolgen, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Und zwar führe ich Dich, an die Vergleichung mit Rom anknüpfend, zur ehemaligen Stifts-Kirche S. Maria in Capitolio. Die Kölner hatten nämlich zur Römerzeit auch ihr Kapitol; Plectrudis, die Gemahlin Pipin's und Mutter Karl Martell's, ließ an der Stelle des nieder gerissenen Kapitol's im Anfange des 8. Jahrhunderts hier eine große Marienkirche erbauen, von der sich in der heutigen Kirche nur noch der Chor mit den rundbogigen Säulengängen erhalten hat, denn die übrigen Theile sind, da schon die Einfälle der heidnischen Normannen dieselbe verwüstet hatten, aus dem 10. und 11. Jahrhunderte. In neuerer Zeit ist sie restaurirt, mit Glasgemälden versehen, mit höchst werthvollen Bildern, z. B. der Zerstreuung der Apostel nach dem Tode Mariens von Albrecht Dürer, ausgeschmückt worden. Auch rühmt man ihre Orgel, die jedoch zur Zeit meiner Anwesenheit, Nachmittags, schwieg. Sie ist jetzt eine Hauptpfarrkirche.

An der Stelle einer schon von der heiligen Helena, Konstantin's des Großen frommen Mutter, 320 zu Ehren der 395 christlichen Helden, welche 286 hier ihren Märtyrertod gefunden hatten, erbauten Basilika errichtete Erzbischof Hanno II. zwischen 1066—1069 die prachtvolle Kirche, welche den Namen nach den an der Spitze dieser sogenannten Thebaischen Legion stehenden Heiligen Gereon und Gregorius trägt. Die achteckige, aus 3 Gallerien bestehende Kuppel an der Westseite rührt jedoch aus späterer Zeit, zwei schlanke, über das Dach der Kirche hoch emporragende Thürme stehen zu beiden Seiten der in ein Halbrund vorspringenden Tribune. Das ganze ehrwürdige Gotteshaus ist im schönen, vorgothischen Rundbogenstile ausgeführt und verfehlt wohl bei Niemand eines tiefen Eindrucks. Die Köpfe der genannten Märtyrer sind in der Kirche ausgestellt.

Beinahe noch besser hat mir die Apostelkirche gefallen, deren übereinanderstehende, in Rundbogen oben sich berührende Säulen an die unvergeßliche Domkirche zu Pisa erinnern. Zwei schlanke Thürme an der West- und ein bedeutend höherer, etwas plump zulaufender an der Ostseite, sowie eine achteckige, in zwei Absätzen sich abstufende Kuppel geben ihr ein sehr zusammengesetztes, aber auch reiches und mannigfaches Ansehen, dem die prachtvolle Aus-

ſtattung des Innern vollſtändig entſpricht, von dem hier einige Gemälde, z. B. der Himmelfahrt Mariä von einem kölniſchen Maler, Hausmann, und des Märtyrertodes der heiligen Katharina gedacht ſein ſoll. Die St. Peterskirche hat nicht ſowohl durch ihr Alter, denn ſie ſtammt erſt aus dem 16. Jahrhunderte, als vielmehr durch ihr Altargemälde, das zu den berühmteſten nicht blos des Meiſters, von dem es herrührt, ſondern zu einem der herrlichſten gehört, welche je der Pinſel hervorgezaubert, einen großen Ruf: Peter Paul Rubens, ein geborener Kölner, der am 29. Julius, dem Feſttage der genannten Heiligen, 1577 hier getauft wurde, ſchenkte dieſer Kirche das größte Meiſterſtück ſeines Pinſels, welches eine Kreuzigung Petri darſtellt. Du weißt, daß dieſer Apoſtel aus Demuth und um nicht ſeinem Herrn und Meiſter in der Todesart gleich zu ſein, es vorzog, umgekehrt gekreuzigt zu werden. Daher ſchwellten ihm ſchon alle Adern an wegen der unnatürlichen Stellung, die man ſeinem Körper gegeben. Das Gemälde wurde bei der franzöſiſchen Beſitznahme 1794 nach Paris geſchleppt, aber 1815 wieder zurückgebracht. Nicht minder berühmt iſt die ehemals zu einem Damenſtifte gehörende Kirche der hl. Urſula, die ganz mit den Gebeinen ihrer 11,000 Begleiterinnen, die ſämmtlich den Martertod gelitten, angefüllt iſt. Die oft bezweifelte Geſchichte der Heiligen iſt im Chor der Kirche abgemalt, wie ſie auf einem großen Kriegsſchiffe von England herüberkommt und im Hafen von Köln landet. Die Jeſuitenkirche, in der ich gerade eintraf, als Kinderkatecheſe gehalten wurde, iſt in einem gemiſchten Stile erbaut. In dem daranſtoßenden ehemaligen Jeſuitengebäude befindet ſich jetzt das ſtarkbeſuchte katholiſche Gymnaſium; ſeit 1825 gibt es auch noch ein evangeliſches, nach der Confeſſion der Lehrer ſo genannt, deſſen Schüler aber auch der großen Mehrzahl nach, nämlich ⅞, Katholiken ſind. Die Andreaskirche, deren Schiff aus dem 13., die andern Theile, z. B. Presbyterium, aus dem 15. Jahrhundert herrühren, iſt zwar klein, aber ſehr anſprechend und freundlich. In der Kirche des hl. Pantaleon, die jetzt den Proteſtanten zum Gottesdienſte eingeräumt iſt, befindet ſich das Grabmal der Kaiſerin Theophano oder Theophania, einer griechiſchen Prinzeſſin und Gemahlin Otto's II. In der ehemaligen Minoritenkirche zeigt man das Grab des berühmten Gelehrten Duns Scotus, denn er war aus Schottland gebürtig, gehörte zum Minoritenorden und lehrte bis an ſeinen Tod in ſei-

nem Kloster mit großen Beifalle Theologie. Er starb 1308. Seine Handschriften in 14 Foliobänden befanden sich in demselben Kloster. Die Universität wurde 1388 gestiftet und durch berühmte Lehrer, wie Albertus Magnus, Thomas von Aquino (im Neapolitanischen) hochberühmt; seit der Reformation sank sie, noch mehr, als Erzbischof Maximilian Friedrich nach Aufhebung des Jesuitenordens aus den Gütern desselben zu Bonn 1777 eine neue Universität errichtete, deren Besuch er allen künftigen Amtsbewerbern in seinem Kurstaate zur Pflicht machte. In der, durch drei Thürme gezierten Severiuskirche, die in ihrer jetzigen Gestalt aus dem Jahre 945 herrührt, zeigt man in den Boden eingelegte Marmorfiguren als Denkmal der Stelle, wo einer von den sogenannten 30 Tyrannen, der Kaiser Sylvan, ermordet wurde. Du weißt, daß unter dem römischen Kaiser Gallienus, der von 260—268 regierte, die Statthalter vieler römischen Provinzen sich selbstständig machten und den Kaisertitel annahmen; unter diesen war auch Sylvanus (der bekannteste der andern war Odenathus, der Gemahl der berühmten Zenobia von Palmyra). Den höchsten Thurm hat die große, schöne St. Martinskirche; vier schlanke, runde Thürme umstarren den mittleren, viereckigen und sehr dicken, aber äußerst anmuthig verzierten, der wie ein Großvater über seine zarten Enkel hervorragt.

Doch genug, vielleicht schon allzuviel von den Kölner Kirchen. Die profanen Gebäude stehen den heiligen weit nach, obwohl man den meisten das Gepräge der Zeit, in der sie entstanden, auf den ersten Blick ansieht, so charakteristisch ist ihre Bauart und obwohl es auch unter ihnen höchst beachtenswerthe Zeugen der ehrwürdigen Vorzeit gibt. Unter denselben verdient das ehemalige Kaufhaus Gürzenich ganz besonders genannt zu werden; es erinnert an den venezianischen Stil; das Erdgeschoß, im Aeußern al rustica verziert, dient noch als Waarenlager, während den ganzen ersten Stock ein ungeheurer, früher zu Reichstagen, zu Kaiser Maximilian's Zeit zu großartigen Festen, nun seit einer Reihe von Jahren von dem dasigen Narrenregiment zu den Carnevalslustbarkeiten benutzter Saal einnimmt; bekanntlich werden diese Faschings-Mummereien, wofür unsere Ahnen ein köstliches Wort hatten: „Mummenschanz", in Cöln mit größerer Theilnahme als irgend wo in Deutschland gefeiert. Die Vorderseite des Rathhauses erinnert, freilich im kleineren Maaßstabe, an die Prokuratien zu

Venedig, denn dieſelbe wird durch zwei, aufeinander ſtehende Arkaden gebildet, von denen die obere von römiſcher, die untere von korinthiſcher Ordnung iſt. Im Hauptgeſchoß befindet ſich der reich und würdig geſchmückte Saal, in welchem ſich die Abgeordneten des Hanſebundes, zu dem Köln als Hauptmitglied gehörte, zu verſammeln pflegten*). Unter den neuern Gebäuden verdient das erſt ſeit 1828 durch eine Geſellſchaft von Actionairen erbaute Schauſpielhaus und das halbrunde, aus Backſteinen errichtete Juſtizgebäude, das bedeutende Räumlichkeiten für die im Rheinlande bekanntlich öffentlichen Gerichtsſitzungen enthält, Erwähnung, und zwar weit mehr, als das von Andern über Gebühr geprieſene, auch noch neue Regierungsgebäude, das zwar ſehr an den Palaſt Pitti zu Florenz und die neuere Reſidenz des Königs von Baiern erinnert, von beiden ſich aber ſehr nachtheilig durch das häßliche Dach unterſcheidet, welches den beiden genannten Gebäuden mit Recht mangelt, d. h. nicht ſichtbar iſt, während auf dem Kölner Regierungspalaſte es ſich ungebührlich vordrängt. Kein Dach iſt ſchön; das ſollte man mehr bedenken, als es bei uns geſchieht. Allerdings gibt es genug Bauarten, wo man es, wenn es fehlte, vermiſſen würde; daß aber ſelbſt gothiſche Kirchen ohne Dach ſehr ſchön ſich ausnehmen, beweiſen der Münſter zu Straßburg und der Dom zu Mailand.

Daß mit dieſen Beſichtigungen der größte Theil des Tages zugebracht worden war, verſteht ſich von ſelbſt. Ich fühle aber am Schluſſe der Berichterſtattung die Pflicht, Einiges aus der überreichen Geſchichte Kölns zu berühren. Den Urſprung verdankt dieſe Stadt einem römiſchen Standlager, welches der berühmte Feldherr Marcus Vipſanius Agrippa, dem ja Kaiſer Auguſt ſeine meiſten Siege zu danken hatte, hier der alten, auf dem rechten Rheinufer liegenden Hauptſtadt der Ubier gegenüber, errichtete; Agrippa verlegte die Ubier und ihre Hauptſtadt auf das linke Ufer. Der nachmalige Kaiſer Claudius, der von 41 bis 54 nach Chr.

*) Ungefähr 72 Städte der weiten Strecke von Holland bis Liefland, theils an der Küſte, theils tief in's Innere des Landes hinein, umfaßte der hanſeatiſchen Bund. Lübeck ward gewöhnlich als Haupt betrachtet, deſſen Geſandter daher den Vorſitz führte, ihm zur Rechten ſaßen die Geſandten von Köln, links von Hamburg. Die reiche Geſchichte deſſelben hat Sartorius trefflich geſchrieben.

das römische Reich beherrschte, oder eigentlich nicht beherrschte, sondern von seinen Günstlingen und Weibern tyrannisiren ließ, verpflanzte eine römische Colonie hierher, welche er seiner Gemahlin Agrippina zu Ehren, Colonia Agrippina nannte, woraus Köln als Abkürzung entstand. Selten hat sich in einer Stadt das ursprünglich römische Element so lange erhalten, als hier, und es dürfte bei längerem Aufenthalte gar nicht schwer werden, eine ausführliche, durch viele Einzelheiten belegte Parallele zwischen dem römischen und kölnischen Volkscharakter zu ziehen. Um nur etwas Einzelnes zu nennen, so gedenken wir hier des Patriziates, der Konsuln, welche bis zur französischen Revolution und zur Besitzergreifung der Neufranken 1794 hier noch immer ihre Toga trugen, denen Lictoren mit Ruthenbündeln (fasces) voranschritten. Hier war es, wo der berüchtigte Vitellius 69 n. Chr. zum römischen Kaiser ausgerufen wurde; er wird Dir hoffentlich noch durch seine Völlerei bekannt sein, vermöge der er in weniger als einem Jahre 900 Millionen Sesterzen oder 48 Mill. Thaler verschwendete; hier stand auch Trajan, als ihn Nerva zum Mitregenten ernannte. Noch vor dem Sturze des weströmischen Reiches setzten sich die ripuarischen Franken hier 462 fest und seit der Zeit wohnten die fränkischen Könige oft in dem hiesigen Palaste, bis Karl der Große seine gewöhnliche Residenz nach Ingelheim verlegte. Schon Kaiser Constantin hatte hier eine Brücke mit steinernen Pfeilern über den Rhein erbaut, von denen man bei niedrigem Wasserstande noch Ueberreste sieht. Jetzt ist, wie bei Mainz, eine, blos zur Zeit der Eisbildung und des Frühlings nicht zu brauchende miserable Schiffbrücke. Hier war 508 Clodwig zum König der Franken ausgerufen worden; das Christenthum soll schon im ersten, wahrscheinlicher im vierten Jahrhunderte durch den Bischof Maternus verkündet worden sein. Schon seit 747 führten die hiesigen Kirchenhäupter den erzbischöflichen Titel. Im X. Jahrhunderte verlieh Kaiser Otto I. d. Gr. der Stadt, die sich allmählig zur freien Reichsstadt erhob und sich von ihren Erzbischöfen unabhängig machte, große Freiheiten. Daß die Stadt im ganzen Mittelalter viel bedeutender war als heute, beweist schon der Umstand, daß sie aus ihrer eignen Bevölkerung 30,000 Mann Bewaffnete stellen konnte. Die Blüthe wurde aber durch den, die Kölner bald überflügelnden Gewerbefleiß von Brabant und Flandern, noch mehr durch das Aufkommen

von Holland und die veränderte Richtung des Welthandels nach der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung in der Entwickelung gehemmt. Innere Streitigkeiten, theils der Bürger untereinander, theils derselben mit ihren Erzbischöfen, theils seit der Reformation mit den Bekennern des neuen Glaubens, welche hier nicht geduldet wurden, waren dem ferneren Gedeihen auch nicht günstig. In demselben unheilvollen Jahre, in welchem der verderblichste aller Kriege, der 30jährige, ausbrach, verbannten die kölner Obrigkeiten sämmtliche Protestanten, wodurch 1400 Wohnungen leer wurden, deren Eigenthümer nach Düsseldorf, Elberfeld und andern Orten auswanderten, und zum Theil davon rührt die verhältnißmäßig schwache Bevölkerung her. Am 6. October 1794 bemächtigten sich die Franzosen dieser Stadt und behaupteten sie wie das ganze linke Rheinufer bis zum Sturze Napoleons 1814, seit welcher Zeit sie zu Preußen gehört. Zwar hat sie seitdem begonnen, sich wieder zu heben, ob sie aber jemals ihre alte Bedeutung, ihren Reichthum und Handelsflor wieder erhalten werde, muß die Zukunft lehren. Bedeutend ist der Handel auch jetzt noch zu nennen, was man schon daraus schließen kann, daß 1841 selbst im Monate December, dem für die Schifffahrt ungünstigsten des ganzen Jahres, stromaufwärts 124 Schiffe, stromabwärts 291 ankamen, während 188 zu Berg und 67 zu Thal abfuhren. Sie ist immer noch die Hauptverbindung zwischen Deutschland, Belgien und Frankreich und der hiesige Handelsstand dürfte in Deutschland wenigstens nur dem zu Hamburg, Leipzig und Frankfurt a. M. nachstehen.

XXV.

Mainz, Montags den 18. September

Früh mußte ich mich von dem Verdener Apotheker trennen, meinem von Straßburg her treuen und liebevollen Reisebegleiter, und ich stand daher, als ich schon früh um 5 Uhr das Dampfschiff betreten hatte, um die Rückreise zu beginnen, ganz allein da. Doch wurde mir nach Verlauf weniger Stunden, während welcher sich das Verdeck unseres Dampfers immer mehr füllte, reichlicher Ersatz durch die Bekanntschaft mit einem Gelehrten aus Kassel,

der eine große Menge Berührungspunkte darbot, denn er hatte jahrelang in Italien und namentlich Rom gelebt und sich während dieser Zeit mit antiquarischen Studien beschäftigt. Du kannst also leicht errathen, um welchen Gegenstand sich unser Gespräch bald drehte. In der Liebe zu diesem schönen Lande und zu dem nicht minder herrlichen, oft verkannten und geschmähten Volke stimmten wir Beide sogleich überein, nicht minder in der Verehrung eines, in Deutschland viel zu wenig beachteten italienischen Schriftstellers Goldoni. Wie ein Funken in eine Pulverkammer geworfen, so war dieser Name gleichsam das Signal zu einer förmlichen Explosion; denn mein neuer Freund floß nicht nur, wie ich, über von Bewunderung dieses italienischen Aristophanes (denn so tauften wir diesen unerschöpflichen Lustspieldichter um, ohne zu fürchten, in die gehässige Reihe der Wiedertäufer versetzt zu werden) sondern wußte auch seine Kritik über ihn mit einer bewundernswerth großen Menge von Stellen aus seinen zahlreichen Werken zu belegen. Nun wirst Du leicht errathen, womit wir uns fast den ganzen Vormittag beschäftigten. Wir durchmusterten eine wahre Unmasse von Stellen aus dem **Poeta fanatico**, den **Donne curiose**, dem **Bugiardo**, der **figlia Obediente** und den übrigen zahlreichen Komödien dieses unerschöpflichen Geistes und führten dann die Parallele zwischen ihm und Aristophanes im Einzelnen durch, wobei wir natürlich auf den Unterschied der Zeiten kamen, in denen beide Komödiendichter lebten. Daß es also an Stoff zur lebendigsten und muntersten Unterhaltung nicht fehlte, leuchtet von selbst ein. Allein ich vermuthe nicht ohne Grund, Du würdest mir den Vorwurf machen, daß ich bei Dingen verweile, welche nicht zur Sache gehören, wenn ich das Gespräch bis in seine Einzelheiten, worin ja sein Interesse beruht, verfolgte, oder gar, wenn ich Dir Proben unserer eigenen, sowohl guten als schlechten italienischen Verse mittheilte, von denen ich, wenigstens was die meinigen betrifft, freimüthig gestehe, daß sie sämmtlich zur letztern Kategorie gehörten.

Doch laß uns die immer schöner sich gestaltende Außenwelt betrachten! Es war ein schönes Schauspiel, auf dem noch beschatteten, dunklen Rheine hinzugleiten, während die Gipfel der hügeligen Ufer und die darauf thronenden Burgen und Thürme der Schlösser und Kirchen schon im hellsten Sonnenlicht flammten, welches immermehr an den rebenbewachsenen Hügeln hinabglitt,

bis endlich das ganze, vielfach gewundene, reizvolle Thal beleuchtet wurde; ich dachte an das unvergeßliche Schauspiel, welches das Glühen der Hochalpen gewährt, mit dem diese Erscheinung einige, freilich dürftige Aehnlichkeit hat. Die vielen Ruinen am Rheine, von denen ich bei meiner Hinfahrt einen Theil namentlich aufgeführt habe und deren Namen hier zu ergänzen ich deshalb Bedenken trage, weil ich fürchte, in den Fehler der Monotonie zu gerathen, flößen doch mitunter dieselbe Empfindung ein, wie die nicht selten mit Brettern vernagelten, aber im edelsten Stile und aus den schönsten Marmorarten erbauten leerstehenden Paläste der Nobili in Venedig. Wo sind sie hin, die Nobili und die Ritter, die einst in den zerfallenen Burgen hausten?

Wer jagte die Erstern aus ihren Marmorhäusern, die Letztern aus ihren festen Burgen, die der Ewigkeit zu trotzen schienen? War's nicht ein Geist, dem nichts ungestraft, nichts mit Erfolg sich auf die Länge widersetzt, wars nicht der, vom Unverstand gehöhnte, aber auch vom Unverstande über Gebühr gefeierte Zeitgeist? Wer zieht die Grenzlinie, welche das richtige Maaß der Schätzung angibt? Ein anderes Thema kam im Verlaufe dieses, der Hinreise an Interesse wahrlich nicht nachstehenden Tages zur Sprache, die Vergleichung zwischen den Ufern des Rheins und der Donau. Da ich den letztern Fluß schon einigemal, wenigstens an seinen interessantesten Stellen, von Linz bis Wien, besucht hatte, so war ich im Stande, ein Urtheil aus eigner Erfahrung zu fällen. Der Himmel weiß, daß ich die Erinnerungen meiner Donaureise um keinen Preis aus meinem Gedächtnisse verwischen lassen möchte; es gibt einzelne Punkte, z. B. um den Struden (vulgo, Strudel genannt) herum, um Kloster Mölk u. s. w., die man vergebens am Rheine sucht; der Ernst und das Dunkel der Wälder, die Pracht einzelner, wenn auch ziemlich zerstreut und isolirt sich findender Paläste, die Schönheit nicht aufgehobener, sondern heut noch bevölkerter und für ihren, seit fast einem Jahrhunderte mit Unrecht gehöhnten, ursprünglichen, edlen und schönen Beruf noch erfüllenden Klöster, und eine Menge Eigenthümlichkeiten graben sich tief in die Seele des, Deutschland's, ja Europa's größten Strom Befahrenden ein: dessungeachtet ist bei genauerer Abwägung aller Annehmlichkeiten beider Flüsse dem Rhein ohne allen Widerspruch der Vorzug einzuräumen; seine Ufer sind weit bevölkerter, die Städte und Dörfer, welche letztere

aber an Annehmlichkeit und Wohlhabenheit mit den ersteren wetteifern und ihnen oft als Vorstädte dienen, so daß sie einander die Hand zu bieten scheinen, umziehen dieselben in einer nur selten unterbrochenen Kette; Alles hat sein Gesicht dahin gerichtet, der Rhein gleicht dem Avers einer Münze, während die Donau den Revers dazu bildet. Die Rheinufer haben mit den gewöhnlichen Uferansichten nichts als das rollende Brausen und die schaukelnde Strömung der Gewässer gemein; man glaubt eine ununterbrochene Kette von Seen zu durchschiffen, jeder scheint von Bergwänden eingeschlossen, jeder zeigt eine neue Ansicht, ein eigenthümliches Bild. Und doch sind alle diese einzelnen Bilder so verwandt, wie die Glieder einer und derselben Familie; aber völlig gleich niemals, da die Natur bekanntlich sich nicht wiederholt. Düster blicken die Trümmer der Burgen, deren schon mehrere wiederhergestellt sind und bewohnt werden, (welches Beispiel hoffentlich in einigen Jahrzehnten immer mehr wird nachgeahmt werden) der Klöster, welche auf eine Auferstehung aus ihrem Schutt weniger Aussicht zu haben scheinen, und Kirchen herab von den Höhen, tiefe Schatten fallen von den Felswänden auf den geschwätzigen Strom. Wie eingeklemmt liegen an den schmalen Felswänden die dichten Häuserreihen, und spiegeln sich in den Fluthen. Diese Häuser selbst tragen, freilich in minderem Grade, das Gepräge ehrwürdiger Vergangenheit an der Stirn, und ich möchte einen der Hauptreize der Rheinreise in dem Bewußtsein, daß man historischen Boden vor sich sehe, in dem scharf ausgeprägten, schönen gothischen Stile, in welchem die meisten herrlichen Kirchen erbaut sind, in den an die Trümmer sich anschließenden Sagen*), von denen ich bei dem überschwenglichen, an unsere älteste Literatur genau sich anschließenden Reichthume deshalb, weil die Auswahl zu schwer wäre, nichts mitgetheilt habe, und in dem häufigen, ja ununterbrochenen Wechsel der Seenen suchen, die fast bei jedem Umschwunge des Rades eine andere Ansicht bieten. Dieselben sind so reich, die vielen Nebenthäler bis tief in das Innere des Landes,

*) Ich verweise deshalb auf ein vortreffliches Buch, für dessen ausgezeichneten Werth schon der Name des Verfassers bürgt: „Rheinland's Sagen, Geschichten und Legenden. Herausgegeben von Alfred Reumont. In 4 Lieferungen mit 8 Stahlstichen und einem Titelkupfer. Köln und Aachen, bei Ludwig Rohnen. 1837 ff. 8.

bis an die Quellen der Bäche und Flüsse so sehenswerth und reizend, daß es wahr ist, wenn man sagt, ein ganzer Sommer gehöre zu einer Rheinreise; wer dazu nicht so viel Zeit verwenden kann, der rühme sich nicht, den Rhein bereis't und seine Wunder kennen gelernt zu haben; nur einen Blick hat er in das Paradies geworfen.

Wer über Monotonie klagen sollte, der muß die Schuld auf sich oder auf die sehr richtige Bemerkung Jean Paul's schieben: „Dauert eine Lust Jahr aus Jahr ein, so ist sie kaum mehr kenntlich; Freuden und Freunde haben uns blos bei Ankunft und Abschied beim Herzen. Das Himmelblau in uns färbt sich wie das über uns, wenn es einige Wochen steht, ganz grau. Ja, du kannst mit süßen (und auch bittern) Gefühlen auf die Welt gekommen sein, von denen du gar nichts inne wirst, blos weil sie nie nachlassen. Würde uns die schöne Lust, zu sein, nicht jede Nacht sieben Stunden lang vor dem Munde weggezogen, so schmeckten wir wenig von ihr, weil dazu das Aufwachen gehört."

Der Tag war wieder so schön, als man es nur wünschen konnte. Wie schmeckte das wohlbereitete Mahl, das ich in großer Gesellschaft auf dem Verdeck, durch ein Zeltdach vor den Sonnenstrahlen geschützt, durch mannigfache Gespräche und den edelsten Rebensaft gewürzt, einnahm, während die lieblichen Ufer im bunten, magischen Wechsel vor unsern Blicken vorüberflogen. Ich glaubte vor einer großen Laterna-Magika oder einem Kaleidoskop zu stehen. Diese Rückfahrt war ein nothwendiger Pendant zur Hinreise; ich lernte die prächtigen Gemälde der Rheinufer nun auch von einer andern Seite kennen und prägte sie mir so tiefer ein. Lieblicher und lebhafter sind unstreitig die Rheinufer vor den, manchmal großartiger gestalteten Donau-Ufern. Die Engländer sind auch in dieser Beziehung sehr gut daran, wenn sie ihre gewöhnliche Tour durch Europa beginnen; da schwimmen sie zuerst wie ich heute, die schöne Pfaffengasse hinauf, wie Kaiser Maximilian I. die Rheinufer deshalb nannte, weil fast mit einziger Ausnahme des Pfalzgrafen am Rhein mit seiner Hauptstadt Heidelberg, von der Schweiz an bis unfern seiner Mündungen die Geistlichen in den Besitz seiner herrlichen Uferstrecken gekommen waren, und die lieblichen Bilder, welche diese erste Reise in der Seele zurückläßt, nehmen den Vordergrund ein; nun betreten sie die Schweiz, deren gigantische Formen die bisher noch leer gelassene Stelle der Seele füllen und recht gut neben, ja über den Rheinbildern Platz haben;

endlich setzt Italien, Rom und Neapel und die vornehmste Natur und zugleich die vornehmste Kunst dem Ganzen die Krone auf. Man könnte keinen bessern Plan, die Welt zu bereisen, ausfindig machen, als den hier besprochenen, welchen die Natur den Engländern von selbst vorgezeichnet hat. Daß ich die entgegengesetzte Folge beobachtet, lag in Verhältnissen, deren Abänderung nicht von mir abhing. Wohl aber benutze ich die Gelegenheit, Göthe's nicht genug zu beherzigende Worte zu wiederholen und einzuschärfen: „Man muß Italien sehen, aber zuletzt, denn sonst gefällt einem nichts mehr."

Trotz der Bergfahrt gelangten wir doch in einem Tage, wenn auch erst bei finsterer Nacht, in Mainz an und wurden in dem, bei der Hinreise erwähnten, empfehlenswerthen Gasthofe wie alte Bekannte mit Herzlichkeit begrüßt und an der Wirthstafel wie Familienmitglieder behandelt.

XXVI.

Frankfurt, Dienstag den 19. September.

Mein Frühstück verzehrte ich in Wiesbaden. Man fährt nämlich von Kastel oder Kassel, der befestigten Vorstadt von Mainz, welche auf dem rechten Rheinufer gelegen ist, in einer kleinen halben Stunde nach diesem beliebtesten aller Taunusbäder, welches zugleich die Hauptstadt des Herzogthums Nassau*) ist und gegen 11,000 Einwohner zählt. Die Bäder gehören zu den ältesten in ganz Deutschland, denn schon die Römer kannten sie unter dem Namen fontes Mattiaci. Auch hat man Ueberreste davon in dem jetzigen Schützenhofe gefunden; die Ziegel, womit das Bad belegt war, trugen den Stempel der XII. römischen Legion. Das Landhaus zum weißen Bären vertauschte bei einem Umbau 1815 mit Recht diesen Namen mit der Bezeichnung Römerbad, weil man auch hier

*) Seit Kurzem besitzen wir über dieses schöne Land ein von fleißigen Studien zeugendes, es nach allen Beziehungen beleuchtendes Werk: „G. D. Vogels Beschreibung des Herzogthums Nassau. 56 Bogen. 4 Tabellen mit 1 Karte. Wiesbaden, bei Beyerle.

Spuren der römiſchen Bäder, deren Ziegel den Namen der XIII. Legion trugen, gefunden hat. Seit den römiſchen Zeiten nun ſpenden die hieſigen ſtark beſuchten Quellen durch faſt 2 Jahrtauſende die ſchönſte irdiſche Gabe, die Geſundheit heißt und deren Lob zu preiſen nach Neubecks klaſſiſchem Lehrgedichte, welches er die Geſundbrunnen überſchrieben hat, mehr als gewagt ſein dürfte. Von der Königspfalz der Karolinger, in der Karl der Große oft weilte, iſt ſeit dem achtzehnten Jahrhundert nichts mehr ſichtbar. Obwohl Wiesbaden ſchon durch Otto den Großen 965 zur Stadt erhoben wurde, ſo hat ſich doch in ihr nur wenig Alterthümliches erhalten; dieſe Stadt ſieht vielmehr ſo neu aus, als wäre ſie erſt vor Kurzem vollendet worden. Nur das Rathhaus trägt den Stempel des Mittelalters an ſich; man ſieht an ihm das Wappen der Stadt, drei Lilien im blauen Felde. Sonſt beſteht die ganze ſehr freundlich ausſehende Stadt aus prachtvollen Paläſten, welche großentheils zum öffentlichen Gebrauche beſtimmt, d. h. Gaſthäuſer ſind, von denen man einen Begriff erhält, wenn ich ſage, daß der rothe Adler oder die Poſt außer drei gewaltig großen Sälen mehr als hundert geſchmackvoll meublirte Zimmer und ſiebenzig wohleingerichtete Bäder beſitzt; ja das Gaſthaus zu den vier Jahreszeiten, mit Recht ſo genannt, weil man hier das ganze Jahr ohne Unterbrechung die Wohlthat der Bäder genießen kann, zählt außer fünf großen, zu verſchiedenen Zwecken dienenden Sälen, z. B. zum Conzert, zum Balle, zum Mittageſſen u. ſ. f. ein hundert vierzehn Zimmer; und ſo könnte ich noch eine Menge auch durch äußere geſchmackvolle Form ſich auszeichnender Wirthshäuſer nennen, die man für fürſtliche Paläſte zu halten verſucht wird. Jedoch werden ſie alle, ſogar das fürſtliche Reſidenzſchloß, welches dem eleganten Eiſenbahnhofe gerade gegenüber liegt und, wegen der Anweſenheit der Herzogin-Mutter mit zwei Schildwachen verſehen war, durch den mit Recht berühmten Kurſaal übertroffen, der an Schönheit und an Größe vielleicht in ganz Europa nicht ſeines Gleichen hat. Er ſteht ganz am Ende der Stadt, deren meiſte Straßen von ſchönen Alleen durchſchnitten werden, hart an der Promenade und am Vereinigungspunkte mehrerer Plantanen-, Linden- und Akazien-Alleen; den Plan zu dieſem Prachtgebäude entwarf der berühmte Herr von Wolzogen, während die Ausführung durch eine Aktiengeſellſchaft dem geſchickten Baumeiſter Zeis übertragen wurde. Zunächſt fällt der

prachtige Portikus mit seinen sechs kolossalen jonischen Säulen aus schwarzem inländischem Marmor in die Augen; zu beiden Seiten schließen sich zwei Hallen daran, jede von zwölf dorischen Säulen getragen, die zu Pavillons führen und stets von Lustwandelnden erfüllt sind. Vor, zwischen und hinter den Säulenhallen sind sämmtliche Räume dem Vergnügen gewidmet. Was das Gebäude von Außen verspricht, leistet es auch im Innern, namentlich hat der große Tanzsaal in Deutschland schwerlich seines Gleichen; acht und zwanzig korinthische Säulen aus schwarzgrauem Marmor tragen die Gallerie und eine Menge Riesenkronleuchter schwebt von der vergoldeten Decke herab, während Statuen und Büsten aus kararischem Marmor in Nischen prangen. Ebenso ist der Speisesaal und selbst der Spielsaal, oder, wie man richtiger sagen sollte, die Spielhölle angemessen verziert. Der ganze Palast hat eine Fronte von 350 und eine Tiefe von 170 F. Eine Akazienallee führt von hier nach dem Kochbrunnen. Die Umgebungen sind nicht minder reizend, als die Stadt selbst; unter ihnen nehmen die sogenannten neuen Anlagen, die sich vom Kursaale an eine viertel Stunde weit, ja bis nach Sonnenburg hinauserstrecken, die erste Stelle ein; ein anderer Ausflug ist nach dem eine viertel Stunde nordwestlich von hier gelegenen Nerosberge, der Sage nach rühren die Trümmer der Burg auf der Spitze desselben von einem Jagdschlosse des Kaisers Nero her. Weit reizender muß die Platte sein, zwei Stunden von Wiesbaden, wo eine der weitesten und reichsten Aussichten in ganz Deutschland sich ausbreitet. Wiesbaden ist von allen Taunusbädern (so nennt man die nassauischen, am Fuße und an den Abhängen des Taunusgebirges sich befindenden zahlreichen Bäder: Ems, Schwalbach, Schlangenbad, Selters, Fachingen, Geilnau) das belebteste, was man aus der jährlichen Zahl der Besucher, die gewöhnlich 15,000 überschreitet, schließen kann. Deßungeachtet ist das Leben hier selbst in der Badezeit bei weitem nicht so theuer, als man glauben sollte, und auch die, besonders Baden-Baden vorgeworfene Steifheit und Vornehmthuerei kann hier schon aus dem Umstande nicht aufkommen, weil zwei große Städte in der Nähe sind, Frankfurt und Mainz, welche täglich, besonders aber des Sonntags, eine unglaublich große Menge nicht sowohl Bade- als vielmehr Lebenslustiger Gäste hierher senden, die nun seit der vollendeten Eisenbahn noch zahlreicher hier zusammenströmen.

Nach kurzem Verweilen flog ich auf der Eisenbahn nach Mainz oder vielmehr nach der Vorstadt Kastel zurück. Unterwegs mündet sich eine Zweigbahn, die aber blos für Pferde berechnet ist, in dieselbe und führt nach dem eine Stunde von hier entfernten nassauischen Residenzstädtchen Biebrich, dessen reizende Lage am Rhein ich schon geschildert habe. Die zur Seite der Eisenbahn gelegene, mit schönen Alleen von Nußbäumen und Kastanien besetzte Landstraße liegt, wie leicht erklärlich ist, nun verlassen und ich hatte meine Freude über meinen poetischen Nachbar, der beim Vorüberfahren schnell eine Elegie in italienischer Sprache auf diese die Menschen undankbar scheltende, also personificirte Landstraße machte. Der Bahnhof in Kastel hat die doppelte Bestimmung, die nach Wiesbaden und nach Frankfurt Reisenden in sich aufzunehmen. Wir durften also nach unserer Rückkehr nicht einmal den Wagen wechseln, sondern flogen nach einem Aufenthalte von wenigen Minuten durch die prächtige Gegend nach Osten, denn unsere Absicht war, die Hauptstadt des deutschen Bundes, Frankfurt, noch Vormittags zu erreichen. Die erste Station ist das mit Recht so genannte Hochheim, weil es an einer lieblichen Anhöhe liegt, von wo eine weite Aussicht über den Main bis nach Mainz hinab sich öffnet. Trotz seiner Lage am Main wird der Wein, der in vortrefflicher Güte hier wächst, zu den Rheinweinen, und zwar zu den vorzüglichsten Arten gerechnet; die besten sind diejenigen, welche auf einem, ungefähr acht Morgen großen Hügel wachsen, der nun der Stadt Frankfurt gehört; jeder Morgen trägt 4000 Stöcke und jeden Stock schätzt man auf einen Dukaten. In guten Jahren bringt dieser Weinberg allein zwölf Stückfaß Wein, von denen jedes mit 1500 Gulden, oft noch höher, bezahlt wird. Die Güte des Weines ist größten Theils eine Folge von der günstigen, der Sonne zugekehrten Lage des Weinberges, der in trockenen Jahren durch einen den Weinberg durchfließenden Bach befruchtet, und in nassen durch hölzerne Röhren, die durch den ganzen Berg gezogen sind, der übermäßigen Feuchtigkeit entledigt wird. Die Eisenstraße führt fortwährend am Main, der ihr zur Rechten bleibt, hin, bei einer Menge freundlicher, in förmlichen Obstwäldern liegender, mit ihren Thürmen und Palästen zwischen Weinbergen, Wiesen und Fruchtfeldern äußerst anmuthig gelegenen Ortschaften vorbei, von denen Höchst die wichtigste sein dürfte*).

*) Sämmtliche deutsche, bisher fertige Eisenbahnen betrugen nach einer

Es mochte in der eilften Stunde sein, als wir in dem, 8 Stunden von Mainz entfernten Frankfurt ankamen. Der Bahnhof liegt in ziemlicher Entfernung von der Stadt, daher sprangen wir beide in einen Miethwagen, um uns vollends bis in den Mittelpunkt der Stadt, und zwar zu dem prachtvollen Palaste der Thurn- und Taris'schen Post fahren zu lassen, wo wir sofort unser Gepäck abgaben, um Abends, freilich nach verschiedenen Richtungen, weiter befördert zu werden. Die Taris'sche Post ist theuer, ich mußte für die Beförderung nach Leipzig 33 Gulden und 27 Kreuzer zahlen. — Da die Post erst Abends 10 Uhr abging, so hatte ich fast volle 12 Stunden Zeit, mich in Frankfurt umzusehen.

Den Namen hat sie, weil an dieser Mainfurth oder Ueberfahrt zuerst Franken sich niederließen; erst Karl der Große verpflanzte an das südliche, Ufer, der Stadt gerade gegenüber, eine Kolonie von Sachsen, und diese bildet unter dem Namen Sachsenhausen eine ansehnliche Vorstadt, mit welcher Frankfurt durch eine steinerne Brücke verbunden ist, die mehr an die Neckarbrücke in Heidelberg, als an die berühmtere Prager Moldaubrücke erinnert. Bisher war sie ohne allen Schmuck und erst am 31. Oktbr. 1843 wurde die aus rothem Sandstein kunstvoll geformte Statue Karls d. Großen auf einem der vier Hauptbogen derselben aufgestellt. Seit der Zeit sind nun eine Menge Vorschläge gemacht worden, auch die übrigen drei Vorsprünge, auf denen früher Kanonen standen, welche den Fluß bestrichen und die von dem französischen General Custine, als er 1792 das frankfurter Zeughaus leerte, mit fortgeschleppt wurden, mit Bildsäulen zu schmücken; denn offenbar stört dieses einzelne Standbild die Symmetrie und macht ein Aus-

detaillirten Berechnung in der A. A. Zeitung 255 Meilen und wurden im Jahre 1843 von 8,000,000 Menschen, also fast einem Fünftel der Bewohner Deutschlands befahren; die Zahl der Reisenden war im Vergleich mit dem Jahre 1842 um 1,300,000 Personen gewachsen. Die Einnahmen aller erstreckten sich auf 11,000,000 Gulden oder 6 Mill. Rthlr. Preuß.; dieß setzt, da sie sich wenigstens auf 4 Procent rentiren, ein in ihnen angelegtes Kapital von mindestens 240,000,000 Gulden rhn. voraus. Die stärkste Personenzahl hat die Wiener Gloggnitzer befördert, 1,179,000; ihr folgen die badische mit 791,000, die Taunusbahn mit 741,000, die Kaiser Ferdinands-Nordbahn mit 661,000, die Magdeburger mit 620,000, die Leipzig-Dresdner mit 404,000. In England zählte man zur selben Zeit schon 121 Eisenbahnen, deren Kosten sich auf den ungeheuren Betrag von 79,026,317 Pfund Sterling, d. h. 950,000,000 Fl rhein. beliefen. —

füllen der andern leeren Räume wünſchenswerth. Die Einen wollen den Sachſenherzog Wittekind, wie im Leben, ſo auch hier auf der Brücke Karl dem Großen gegenüberſtellen, ſo daß dieſer Frankfurt, jener Sachſenhauſen verſinnbildlichen würde.

Andere ſind für den letzten deutſchen Kaiſer Franz II., indem ſie meinen, wer mitten durch beide Kaiſer, den erſten und letzten gehe, müſſe ſich zu ernſten und erbaulichen Betrachtungen über deutſche Geſchichte aufgefordert fühlen. Noch Andere ſchlagen den erſten und letzten Habsburger, viele auch Karl den IV. als Urheber der goldenen Bulle vor.

Der ehemalige Königspalaſt ſtand da, wo jetzt die St. Leonhards-Kirche ſich befindet. Vorzüglich gern ſcheint Ludwig der Deutſche hier verweilt zu haben, dem die Stadt auch ihre Erweiterung verdankt. Die Herbſtmeſſe, die bei meiner Ankunft ſchon begonnen hatte, weshalb ein unglaubliches Menſchengewühl auf den meiſt engen und krummen Straßen und Plätzen auf und nieder wogte, beſteht ſchon ſeit 600 Jahren, denn das, dieſelbe betreffende Privilegium ſtammt vom Kaiſer Friedrich II. aus dem Jahre 1240, die Oſtermeſſe iſt 90 Jahre ſpäter durch Ludwig IV. von Baiern 1330 eingeführt worden. Die Schickſale Frankfurts a. M. unterſcheiden ſich von denen des benachbarten Mainz vortheilhaft durch minder zahlreiche innere Unruhen; ja auch im 30jährigem Kriege litt es weit weniger, als die meiſten deutſchen Städte. Auch von dem oft erwähnten Mordbrennerkriege Ludwig XIV. 1689 blieb es verſchont. Seit dem Anfange des XVII. Jahrhunderts wurden die feierlichen Wahlen und Krönungen der römiſchen Kaiſer wieder in Frankfurt gehalten und man findet eine treue Schilderung dieſer großen Staatsaction in Goethes I. Bd. von Wahrheit und Dichtung. Selbſt der letzte der deutſchen Kaiſer Franz II. wurde in der Bartholomäus- oder ehemaligen Domkirche zu Frankfurt durch den Mainzer Erzbiſchof gekrönt. Die franzöſiſche Revolution machte auch der Ruhe Frankfurts auf lange Zeit ein Ende; im Dec. 1792 nahmen ſie die Franzoſen, wurden aber nach kurzer Zeit von Heſſen und Preußen daraus verdrängt. Mit dem Untergange des deutſchen Reiches verlor Frankfurt ſeine uralte Freiheit und ward von dem übermächtigen neuen franzöſiſchen Kaiſer 1806 dem, bei der Beſchreibung des Regensburger Domes erwähnten letzten Kurfürſten von Mainz, dem geiſtreichen Dalberg gegeben, der nun den Titel Großherzog

von Frankfurt und Fürſt Primas führte. Doch dauerte dieſes ephemere Großherzogthum nur bis zum Sturze des Korſen, und am 18. Oktbr. 1816 wurde die neue republikaniſche Verfaſſung feierlich eingeführt, gemäß welcher dieſer, 4½ □Meilen umfaſſende Staat durch einen Senat aus 42 Mitgliedern regiert wird, der jährlich zwei Bürgermeiſter aus ſeiner Mitte erwählt, während die geſetzgebende Verſammlung aus 85 Bürgern, welche jedes Jahr erneuert werden, zuſammengeſetzt iſt. Die Bevölkerung beſteht aus mehr als 60,000 Seelen, von denen etwa 7,000 Katholiken, 5,000 Juden, die übrigen Proteſtanten ſind. — Vergleicht man Frankfurt mit Mainz, ſo muß man ſich für die letztere Stadt entſcheiden, obwohl nicht geleugnet werden kann, daß auch Frankfurt unter ſeinen 72 Straßen und Gaſſen, 6 großen und 14 kleineren Plätzen, 3,200 Häuſern, 3 katholiſchen, 7 lutheriſchen und 2 reformirten Kirchen, vieles Sehenswerthe aufzuweiſen hat. — Viel freundlicher iſt die Stadt dadurch geworden, daß man ſeit den letzten Kriegen die ohnedieß unnützen Feſtungswerke, wie in Leipzig, in Breslau und andern Orten niedergeriſſen und in ſehr freundliche Spaziergänge verwandelt hat, die ich nebſt den leipzigern, zu den ſchöneren in Deutſchland rechnen möchte. Dieſe Spaziergänge ziehen ſich faſt um die ganze, lebhafte, die Spuren einer merkwürdigen Vergangenheit an ſich tragende Stadt und ſind theils durch eine Menge Villen und Paläſte unterbrochen, theils führen ſie an freundlichen Weinbergen vorüber und gewähren mithin der luſtwandelnden Menge liebliche Anhaltspunkte in großer Zahl. Unter den Straßen der Stadt verdient die zwar krumme, aber ſehr breite und nur mit Paläſten beſetzte Straße, die Zeile genannt, den Vorzug vor allen andern, ſogar vor der ſchönen Ausſicht oder dem Wallgraben, welche dem Mainufer entlang ſich hinzieht. Die kirchlichen Gebäude jedoch ſind, wenn man Mainz und Köln geſehen hat, kaum erwähnenswerth. Des Domes, welcher von Ludwig dem Deutſchen herrührt, aber nicht in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt, die ſich erſt aus dem vierzehnten Jahrhundert herſchreibt, iſt ſchon in dem Vorhergehenden gedacht worden. Er iſt in der gewöhnlichen Kreuzesform erbaut und mit einem, erſt aus dem fünfzehnten Jahrhundert herrührenden, aber nicht ausgebauten, unſchönen Thurme verſehen, zu deſſen Vollendung ſich einige reiche frankfurter Patrioten erſt neulich vereinigt haben. In dieſer Deutſchen Krönungskirche liegt auch

einer der deutſchen Kaiſer, der unglückliche Günther von Schwarzburg, der Gegner Carls IV. der 1350 nach ſehr kurzer Regierung wahrſcheinlich in Folge einer Vergiftung ſtarb, begraben. Aus derſelben Zeit ſtammt auch die Kirche zu Unſerer lieben Frauen. Viel ſpäter iſt die lutheriſche Haupt- oder Barfüßer-Kirche vollendet worden. Die ſchönſte der frankfurter Kirchen iſt jedoch die des deutſchen Hauſes, welche jenſeits der Mainbrücke, alſo in Sachſenhauſen ſteht. Die ehemalige Nikolaikirche, welche Rudolph von Habsburg auf dem Römerberge, oder vielmehr Römerhügel, errichtete, dient zum Waarenlager. Die St.-Bernhardi-Kirche ward 1425 durch Ludwig von Baiern geſtiftet. Wichtiger ſind die weltlichen Zwecken dienenden Gebäuden und darunter nimmt der ſogenannte Römer die erſte Stelle ein, nicht, als ob er ein Meiſterſtück der Architektur wäre, denn er gleicht von Außen einem gewöhnlichen, reichsſtädtiſchen Bürgerhauſe und ſeiner Würde iſt der Umſtand nicht wenig hinderlich, daß er nicht einmal frei ſteht, ſondern rechts und links an gewöhnliche Privathäuſer angebaut iſt. Hier war es, wo die Kurfürſten, oder ihre Abgeordneten ſich verſammelten, um in dem Zimmer, welches jetzt dem Senate zum Verſammlungsorte dient, die Kaiſer zu wählen, oder vielmehr die erforderlichen Vorberathungen zu treffen, denn die Wahlurne ſelbſt ſtand in der Sakriſtei des Domes. Daher war einer unſerer erſten Gänge nach dieſem Römer, der ſeinen ſonderbaren Namen von lombardiſchen Kaufleuten hat, denen er früher zur Waarenniederlage diente. Schon der Eingang ſtimmte meine Erwartungen weit herab, denn es iſt wörtlich wahr, was ich neulich in einer mißmuthigen Zeitſchrift las: „Aus Mainz, dieſer Metropolis Germaniae, iſt eine Bundeskaſerne, aus des großen Karls kaiſerlichen Palaſte ein Steinbruch, aus dem Kaiſerſtuhle zu Rhenſe ein Spatzenneſt geworden, und in dem Frankfurter Römer, wo man ſonſt Kaiſer wählte, wählt man ſich jetzt — porzellanene Pfeifenköpfe aus.“ Wir gingen alſo bei dieſen Pfeifenköpfen vorbei und ſtiegen die Treppe hinauf, um nach dem Kaiſerſaale, der uns durch Göthe's plaſtiſche Schilderung bekannt war, geführt zu werden; aber unſer Wunſch konnte nicht ſofort befriedigt werden und wir mußten daher im Corridor warten, bis der Inhaber des Schlüſſels (es war aber eine Inhaberin) ſich einfand. Unterdeß hatten wir Muße, unſere Umgebung zu muſtern. An dem Eingange in das Sitzungszimmer des Senats, der gerade

eine Versammlung hielt, waren zwei roth uniformirte, mit Hellebarden bewaffnete Gardisten oder Schweizer (ich weiß nicht, welcher Titel ihnen offiziell gebührt) aufgestellt, die aber, gegen die Sitte aller Schildwachen, saßen, außer wenn einer der Senatoren bei ihnen vorüberging, in welchem Falle sie so fort sich erhoben, die in den Winkel gelehnte Hellebarde eiligst ergriffen und die drei Schläge auf dem Fußboden als Zeichen des militairischen Grußes mit großer Pünktlichkeit und übergroßer Kraftanstrengung vollzogen. Da nun das Hinaus- und Hereinspringen dieser schwarzgefrackten Herren in kurzen Zwischenräumen erfolgte, die Hellebardiere aber stets beim Erblicken eines regierenden Senators von ihren Sitzen aufschnellten, um ihre Schuldigkeit zu thun, so kannst Du denken, daß wir uns kaum eines Lächelns enthalten konnten, namentlich that es mir um die armen, unnöthiger Weise mißhandelten Ziegel leid, auf die unbarmherzig losgestampft wurde, daß rothe Staubwolken in die Höhe wirbelten; wenn das Stampfen noch einige Jahrhunderte so schonungslos fortgesetzt wird, so ist Gefahr, daß der ganze Römer endlich einstürze. Die Wächter saßen sonst auf einer Art Bänkchen und unter ihren Füßen war eine Strohmatte ausgebreitet; sie mußten also, damit dieselbe nicht die salutirenden Schläge abstumpfe, sich erst ein Plätzchen daneben aussuchen. Das ist gewiß daß sich auch der unterste und überzähligste Unter-Lieutenant, der begreiflicher Weise nach einer militairischen Ehrenbezeugung lüsterner ist, als der kommandirende General dieselbe wegen der steten Wiederholung schon längst würde verbeten haben. Dazu kam noch der lächerliche Umstand, daß die Wächter sich manchmal in der Person irrten und sobald sie dies gewahrten, sogleich die Spieße verächtlich wieder an die Wand lehnten oder wohl auch schleuderten, wenn etwa einer von den diis minorum gentium, z. B. ein Registrator oder eine unbedeutende Schreiberseele an ihnen vorüber schlüpfte, wogegen sie mit allem militairischen Anstande sich in eine Furcht erregende Positur zu setzen und ein martialisches Ansehen sich zu geben wußten, wenn sie in den aus einer Thür in die andern mittelst fünf bis sechs Schritten Gelangenden einen von den diis majorum gentium zu erkennen glaubten. Mein Begleiter gestand, sich in diesen republikanischen und ephemeren Regenten, wenigstens was ihr äußeres Erscheinen betrifft, getäuscht zu haben. Wenn man in Rom die Senatoren viri amplissimi nannte, so verdienten die

Frankfurter eher den Namen der viri celerrimi; von Grandezza und Würde im äußern Auftreten keine Rede; ſchon die den meiſten hinter den Ohren ſteckende Feder, die eher an das Comptoir als an den Regententiſch erinnerte, war demſelben hinderlich. — Dem erwähnten Senatszimmer gegenüber befindet ſich auf einer hölzernen Tafel über dem Eingange zum Gerichtsſaale in altdeutſchen Zügen folgende Inſchrift:

„Gmes mans redde ein halb redde.
Man ſal ſie billich verhoren bede.“

Endlich nach langem Warten erſchien die Schließerin und führte uns ſofort in den merkwürdigen Kaiſerſaal, in welchem das Krönungsmahl und andere Feſtlichkeiten gehalten zu werden pflegten. Er iſt ſehr lang, im Verhältniß zur Länge zu ſchmal; die Ueberſicht ward aber durch Gerüſte, welche Behufs der Ausbeſſerung der Decke aufgeſchlagen und von Handwerkern beſetzt waren, erſchwert. An den Wänden ſind fünf und vierzig Niſchen, in welchen die Bildniſſe der Kaiſer in Broncefarbe gemalt waren. Sonderbar iſt und bleibt es, daß als nur noch für ein einziges Bild eines deutſchen Kaiſers eine Niſche Jahre lang leer ſtand, das Schickſal ſie wirklich mit dem Bilde des letzten füllte und ſchloß. Daſſelbe fand zu Venedig mit den Bildniſſen der Dogen ſtatt; als der Raum derſelben durch die Portraits gefüllt war, fiel auch der Freiſtaat. Natürlich konnten die Baumeiſter beider Gebäude dies nicht berechnet haben. Der ſogenannte Aberglaube verdient als Frucht und Nahrung des romantiſchen Geiſtes eine eigene Herausbebung. Wenn man lieſ't, daß die Augurn zu Cicero's Zeit die 12 Geier, welche Romulus geſehen, für das Zeichen erklärten, daß ſein Werk und Reich 12 Jahrhunderte dauern werde, und wenn man damit den wirklichen Sturz des abendländiſchen Reiches, der im Jahre 476 n. Chr., alſo im 13. Jahrhunderte nach der Gründung Rom's, die im Jahre 753 vor Chr. geſchah, (753+476=1229) vergleicht: ſo iſt der erſte Gedanke dabei etwas höheres, als der ſpätere, der die Combinationen des Zufalls ausrechnet. Sogar Leibnitz findet es bemerkenswerth, daß z. B. Chriſtus im Zeichen der Jungfrau geboren wurde. — Nenne mich wegen dieſer Anführungen nicht einen Beförderer des Aberglaubens; ich glaube, ihn bei der Erwähnung der Regensburger Folterkammer hinlänglich geſcholten zu haben; dennoch ſpreche ich mit Jean Paul: „Ich wollte lieber in der dumpfen

Schwadenluft des Aberglaubens ſtehen, als in der, bis zum Nichts von der Luftpumpe verdünnten Luft des Unglaubens, wo die lechzende Bruſt im Haſchen eines nichtigen Athems an Zuckungen ſtirbt. Ueberhaupt hat unſer Jahrhundert mehr die Irrthümer, als die moraliſchen Quellen der Irrthümer weggeſchafft; unſer graue Staar wurde nicht mit der Staarzange operirt, die ihn aus dem Auge zieht, ſondern nur mit der Lanzette, die ihn auf den Boden des Auges hinabdrückt — bei der kleinſten Bewegung kann ihn ja der Teufel wieder oben haben."

Da die erwähnten Kaiſerbilder durch die Länge der Zeit ſchadhaft, ja unſcheinlich geworden waren, ſo erging von Frankfurter Patrioten ein Aufruf zu Beiträgen, um neue, dem jetzigen Standpunkte der Kunſt entſprechende Oelbilder von den erſten Künſtlern Deutſchlands fertigen zu laſſen. Der ſchöne Gedanke fand Anklang und ſo entſtand eine Reihe von Bildniſſen der deutſchen Kaiſer in Lebensgröße, die jedoch wegen der Niſchen, in welche ſie geſtellt werden ſollen, eine eintönige Haltung haben; ſie ſtehen gleichſam Schildwache, die Niſchen ſind die Schildhäuſer. Des angedeuteten Baues wegen hatte man ſie in den Sitzungsſaal des geſetzgebenden Körpers vorläufig gebracht und wir begaben uns dahin, um ſie in Augenſchein zu nehmen.

Die Reihe beginnt mit Konrad I. alſo dem erſten Wahlkönige Deutſchland's nach dem 911 mit dem Tode Ludwig's des Kindes erfolgten Erlöſchen der Karolingiſchen Dynaſtie. Dieſer bisherige Herzog von Franken regierte das ſturmbewegte Vaterland von 911—918. Das Reich war damals nicht glücklich. Die vier großen Vaſallen, die Herzoge von Sachſen, Franken, Baiern und Schwaben waren der königlichen Macht weit überlegen und unaufhörlich wiederholte Einfälle raubgieriger Barbaren zerrütteten das Land, denn im Norden ſtreiften die heidniſchen Normannen, im Oſten die Wenden, im Südoſten die grauſamen Magyaren, die mit ihrer Reiterei jede Gegenwehr unmöglich machten, ja einſt ſogar durch Deutſchland bis nach Frankreich vordrangen und ihren Rückweg durch Italien nahmen. Der ſaliſche Franke Konrad, deſſen Herzogthum am Main und Mittelrhein lag, war zwar ein tapferer und edelmüthiger Mann, der aber ſeine Aufgabe, das geſunkene königliche Anſehen wieder herzuſtellen, nur zum kleinſten Theil erreichte. Als 912 der Sachſenherzog Otto ſtarb, wollte er deſſen Sohn Heinrich nicht das ganze Lehen von Sachſen und

Thüringen bewilligen; daher entſtand Krieg zwiſchen beiden, deſſen Ende der König nicht erlebte. Deßungeachtet lenkte er großmüthig die Augen der Fürſten des Reiches auf ſeinem Todtenbette grade auf dieſen ſeinen Feind, mit Uebergebung ſeines eigenen, noch unmündigen Sohnes, und ſtarb 919 zu Limburg an der Lahn. Hier ſteht er, eine hagere, kummervolle Geſtalt, in der Rechten den Dolch, in der Linken das weiße Banner mit dem goldenen Engel haltend. —

Mit Heinrich I. beginnt die Dynaſtie der ſächſiſchen Kaiſer, die über 100 Jahre, von 919 — 1024 Deutſchland beherrſcht hat. Man nennt den erſten Heinrich den Finkler, den Vogler (auceps), ſollte ihn aber mit größerem Rechte den Großen, den Städtegründer heißen. An den letzten Namen ſpielte der Künſtler an, indem er ihm ein Stadtmodell in die eine Hand und in die andere das blanke Schwert gegeben hat; denn er wußte es zu führen gegen Sorben und Wenden im Nordoſten, und beſonders gegen die Ungarn, die er 933 bei Merſeburg auf's Haupt ſchlug. Dieſe gefährlichen Feinde hatten ſeit 924 ihre gewöhnlichen furchtbaren Einfälle erneuert und waren mordend und plündernd bis Thüringen vorgedrungen. Heinrich konnte nur einen neunjährigen Waffenſtillſtand von ihnen erlangen, welche Zeit er dazu benutzte, daß er die Deutſchen an den bisher vernachläßigten, nicht geliebten Kampf zu Pferde gewöhnte, feſte Städte im Norden und Oſten gründete und nach Ablauf der Friſt, als ſie wieder kamen, ihnen in ſchimpflicher Anſpielung auf ihren vermeintlich hunniſchen Urſprung einen räudigen Hund ſtatt des gewohnten Tributs zuſchickte. Der Sieg bei Merſeburg war die Folge; er wird heute noch in dem bei dieſer Stadt auf dem Schlachtfelde ſtehenden Dorfe Keuſchberg gefeiert. Der deutſche heldenmüthige König ſtarb im ſechszigſten Jahre ſeines Lebens 936 zu Memleben und iſt in Quedlinburg am Fuße des Harzes in der von ihm gegründeten Stiftskirche begraben.

Ihm folgte ſein Sohn Otto I. von 936 — 973. Er wurde in Aachen gekrönt, bei welcher Feierlichkeit zum erſten Male die vier weltlichen Aemter eines Erzkämmerers, Truchſeß, Schenk und Marſchall erwähnt werden; das erſte Amt verwaltete der Herzog von Lothringen, das zweite der fränkiſche, das dritte der ſchwäbiſche und das vierte der baieriſche Herzog. Die von Außen das Reich beläſtigenden Feinde, die Ungarn, ſchlug er am 19. Auguſt

955 südlich von Augsburg auf dem Lechfelde so nachdrücklich, daß sie seit der Zeit keinen Einfall mehr wagten. Der Ruf von diesem Siege drang zu den Griechen und Saracenen, die ihm durch Gesandte deshalb Glückwünsche und Geschenke überreichen ließen. Ja auch das Kaiserthum brachte Otto wieder an die Deutschen, eine Würde, die zwar schon Karl der Große bekleidet, die aber unter seinen schwachen Nachkommen auf die italienischen und burgundischen Fürsten übergegangen und allmählig ihre Bedeutung eingebüßt hatte. Durch die Macht, welche die deutschen Könige dem kaiserlichen Namen beizulegen vermochten, erhielt derselbe einen neuen Glanz, und es erwachte wieder die Vorstellung von jener höheren, den Nachfolgern Augusts und Konstantin's zustehenden, hoch über die königliche und alle irdische Macht sich erhebenden kaiserlichen Ohnmacht. Die Frevel der Kaisergeschichte, die Schmach und das Elend der Welt unter den purpurnen Tyrannen waren vergessen, und gereinigt und entsündigt stand die Gestalt des ersten Augustus vor den Blicken der germanischen Menschheit, die seinen Namen ja meist blos aus dem Evangelium Lucä (2. Kap., 1.) kannte, wo es heißt: „Es erging ein Gebot vom Kaiser Augustus, daß alle Welt geschatzet werden soll." Die Vermählung mit der schönen Adelheid, der jugendlichen Wittwe des bisherigen Kaisers und Königs Lothar von Italien, gab die nächste Veranlassung zur Erwerbung des kaiserlichen Titels, welcher von nun an bei den deutschen Königen verblieben ist. Zwar läßt sich nicht läugnen, daß durch das Bestreben, das Ansehen dieser neuen Krone und Italiens zu behaupten, das deutsche Königthum auf Bahnen gerissen wurde, welche die Sorge für die heimischen Angelegenheiten nur zu oft in den Hintergrund drängte; aber ebenso unläugbar ist auch, daß dadurch der thatkräftigen Nation ein weiter Spielraum zu herrlicher Entwickelung gegeben wurde. Denke Dir die Römerfahrten, die häufigen Züge nach dem herrlichen Lande, deren schon Otto I., mit Recht von der dankbaren Nachwelt der Große genannt, vier unternahm, kurz die Verbindung Deutschlands mit Italien hinweg, und unsere Geschichte sinkt zwar nicht armen, aber doch ärmeren Geschichte Frankreich's, England's und Spanien's hinab, ja die letztere namentlich überbietet alsdann die unsrige — ich meine natürlich die Geschichte des Mittelalters. Otto starb am 7. Mai 973 am Sterbeorte seines Vaters zu Memleben, einer in Thüringen

gelegenen Pfalz und Benediktiner-Abtei, von der ſich großartige Trümmer erhalten haben, und wurde zu Magdeburg, wo er das Erzbisthum und die prächtige Domkirche geſtiftet, dem er die Bisthümer der unter ihm zum Chriſtenthum bekehrten Wenden, Merſeburg, Zeitz und Meiſſen unterworfen hatte, in der Mauritius- oder Domkirche begraben. Noch heute iſt das Band nicht ganz gelöſt, das Otto zuerſt zwiſchen Deutſchland und Italien knüpfte, noch heute iſt der größte Theil dieſer holden Halbinſel von deutſchen Fürſten beherrſcht (Lombardei und Toskana.)

Sein damals achtzehnjähriger Sohn Otto II. (von 973—983), den der Künſtler in heftiger, herausfordernder Stellung, das ſchöne Geſicht voll Kühnheit, das Auge mit der durchdringenden Schärfe des Adlers dargeſtellt, verfolgte im Leben mehr die noch neuen Intereſſen des Kaiſer- als des deutſchen Königthums; ſchon um Calabrien, das nominelle Heirathsgut ſeiner Gemahlin Theophania, einer griechiſchen Prinzeſſin, zu erwerben, mußte er nach Italien ziehen; er verlor aber die Schlacht bei Baſantello unweit Tarent am 13. Juli 982 und ſtarb ſchon, erſt 28 Jahre alt, am 7. December 983 zu Rom, wo er im Vorhofe der Peterskirche begraben wurde. Sein porphyrnes Grabdenkmal hat erſt Paul V. (aus dem Hauſe Borgheſe, derſelbe, deſſen Namen auf der Vorderſeite der St. Peterskirche in großen goldenen Buchſtaben prangt) bei Gelegenheit des neuen Baues wegſchaffen laſſen. Der neue Kaiſer, ebenfalls Otto und zwar als ſolcher Otto III. genannt, war damals erſt 3 Jahr alt. Seine Herrſcherjahre fallen in die Zeit von 983—1002. Durch ſeine Erziehung, die von ſeiner griechiſchen Mutter geleitet wurde, während die Reichsgeſchäfte der Erbauer des Mainzer Domes, der berühmte Erzbiſchof Willigis verſah, erhielt er eine faſt undeutſche Geiſtesrichtung; denn als er mannbar geworden, zog er 996 nach Rom, wo er, der ſechzehnjährige Jüngling durch den, von ihm ernannten, erſt 24 Jahre alten Papſte Gregor V.*) (einem ſeiner Verwandten, einen Enkel Konrads I. des Franken oder Saliers) zum Kaiſer gekrönt wurde. Zwei deutſche, blutsverwandte Jünglinge verwalteten damals die weltliche und geiſtliche Herrſchaft und hatten ſich alſo in die Beherrſchung der Welt getheilt. 998 finden wir ihn zum zweiten Male in Italien. Im Jahre Tauſend hatte große Furcht die

*) Vergleiche das vortreffliche Buch: Die deutſchen Päpſte von Höfler.

Gemüther ergriffen; man vermuthete das Ende der Welt sei nahe, und sah täglich zum Fenster hinaus, ob sie nicht schon eingefallen sei. Wie Du weißt, steht sie leider! heute noch. Daß mißverstandene Stellen in der Offenbarung Johannis diesen Wahn erzeugt, wird Dir bekannt sein. Um das entsetzliche Unglück des Weltunterganges abwenden zu helfen, pilgerte daher der jugendliche Kaiser nach Gnesen, zu dem Grabe des heiligen Adalbert und erhob diese Stadt zum Sitze eines Erzbisthums, dem die Bischöfe von Breslau, Krakau und Kolberg untergeordnet wurden. Seine Absicht war, für immer in Rom zu wohnen und von da aus Italien und Deutschland zu beherrschen. Seinen gefeierten Lehrer, dem Abt Gerbert von Rheims aus der Auvergne gebürtig, verhalf er zur päpstlichen Würde, die er unter dem Namen Sylvester II. bekleidete. Ein frühzeitiger Tod ereilte den zweiundzwanzigjährigen, noch unvermählten Kaiser zu Paterno, einem Schlosse in der Romagna, in Folge der Frieseln und nicht des Giftes; er liegt zu Aachen an der Seite seines, von ihm sehr verehrten Ahnen Karls des Großen begraben. Glücklich hat der Künstler ihm Züge voll männlicher Jugend, gleichsam einen Bund moralischer Kraft und südlicher Schönheit, gegeben; er trägt den Reichsapfel und den Herrscherstab; das hinter seinem Rücken sichtbare Colosseum bezeichnet das Land seiner Sehnsucht, die ewige Stadt, wo er, wenn ihm ein längeres Leben bestimmt gewesen wäre, den Herrschersitz aufzuschlagen wünschte. Sein nächster Verwandter, der bisherige Herzog Heinrich von Baiern, König Heinrich's I. Urenkel und ein Enkel von Otto's I. Bruder, folgte ihm als Heinrich II. (von 1002—1024). Er führt den Beinamen des Heiligen. Auch er war dreimal in Italien; die Kaiserkrönung erlangte er 1014 und sechs Jahre darauf, als 1020 Papst Benedict VIII. selbst nach Bamberg kam, um diese vom Kaiser gestiftete Domkirche, heute gar eine prachtvolle Metropolitankirche, einzuweihen, so erklärte er, dies sei der schönste Tag seines Lebens. Denn sein Verlangen war nach der himmlischen Krone, die ihm und seiner ebenfalls kanonisirten Gemahlin Kunigunde auch nach dem Ausspruche Papst Eugen's III. hundert zwei und zwanzig Jahre später zu Theil geworden. Der Maler hat ihn ohne Schwert und Helm abgebildet, wie er auf das Abbild seiner Lieblingsschöpfung Bamberg deutet, wo er auch seit 1024 begraben liegt.

Conrad II. aus demſelben Stamme, zu welchem der erſte Wahlkönig, der zufällig denſelben Namen führte, gehört zu den fränkiſchen, iſt der Gründer einer Dynaſtie, die 100 Jahre (von 1024—1125) Deutſchland beherrſcht hat. Der zweite Conrad durchzog die vielen Theile ſeines Reiches, ward 1027 zu Rom mit der Kaiſerkrone geſchmückt, trat zwar Schleswig an Kanut dem Großen von Dänemark und England ab, unterwarf ſich aber Miesko von Polen (1032), vereinte Burgund und die Provençe mit ſeinem Reiche, ſo daß damals Toulon und Marſeille deutſche Hafenſtädte waren. Den ſeit 1030 in Frankreich aufgekommenen Gottesfrieden, mit Recht ſo genannt, denn Frieden iſt Gottes Geſchenk, führte er ſeit 1038 auch in Deutſchland ein und ſtarb ein Jahr darauf am 4. Juni 1039 zu Utrecht und wurde in dem von ihm gegründeten Dome ſeiner Lieblingsſtadt Speier*) beigeſetzt, wobei ſein Sohn und Nachfolger (Heinrich III.) ſelbſt den Sarg tragen half. Der Künſtler hat ihm einen klaren, kühnen, ächten Herrſcherblick gegeben, die Linke auf's Schwerdt geſtützt, die Rechte am Gürtel.

Heinrich III. damals 22 Jahre alt und im Beſitz zweier Herzogthümer, Baiern's und Schwaben's, von denen er das letztere wenigſtens dem Namen nach an ſeine Gemahlin Agnes von Burgund abtrat, verfuhr bei der Beſetzung der Herzogthümer, die er gern ſämmtlich eingezogen oder doch an ſein Haus gebracht hätte, mit großer Willkür. Eben ſo ſtreng, ja hart war er in Italien, wo er den päpſtlichen Stuhl viermal mit deutſchen beſetzte. Zur Charakteriſtik der Zeit darf hier wohl im Vorbeigehen des Zuges gedacht werden, daß Heinrich, der Päpſte ein- und abſetzte, Fürſten züchtigte und Völker bezwang, nie an Feſttagen ſein Haupt mit der Krone ſchmückte, ohne zuvor gebeichtet und nach der Sitte der Zeit ſchmerzliche Geißelhiebe als Buße gelitten zu haben. So gehorſam fügten ſich die Mächtigen der Erde den Vorſchriften der Religion und erkannten eine höhere Gewalt, vor der ſie ſich willig beugten. Ihm fehlte zur kräftigen Durchführung ſeines folgenreichen Gedankens, ſich der übermächtigen Vaſallen zu entledigen, nur ein längeres Leben oder ein eben ſo energiſcher Nachfolger.

*) Zu deſſen in urſprünglicher Scheue zu bewirkenden Wiederherſtellung der König Ludwig von Baiern die nöthigen Summen aus ſeiner Kabinetskaſſe angewieſen und namentlich befohlen hat, daß er durch Heinrich Heß mit Freskobildern geſchmückt werde.

Schon körperlich prägte sich seine Größe aus: er war einen Kopf größer, als alle andern Männer, was man ja auch von Karl d. Großen rühmt. Allein es ist das Unglück Deutschland's daß seine tüchtigsten und thatkräftigsten Regenten durch einen allzufrühen Tod dahingerafft wurden. Er starb nämlich, erst 39 Jahr alt, am 5. Okt. 1056 auf der Pfalz zu Bottfeld am Harz, wohin er sich zur Jagd begeben hatte, und die von ihm bisher mit energischer, wie die Gegner sagten, tyrannischer Kraft geführte Regierung ging auf ein 6jähriges Kind, Heinrich IV. (1056—1106) und auf ein Weib, Agnes, des Kaisers Wittwe über. Wie der junge Fürst 1062 von dem strengen Erzbischof Hanno von Cöln und seit 1065 von dem allzunachsichtigen Erzbischofe Adalbert von Bremen er- oder vielmehr verzogen wurde, indem ihm Schmeichler die Grundsätze seines Vaters und die Verachtung der Großen beibrachten, ohne ihm jedoch die Kraft desselben, die dazu nöthig war, geben zu können, wie er ebenso mit sich zerfiel, mit seiner nicht geliebten 1066 geheiratheten Gattin Bertha in unglücklicher Ehe lebte und sich von ihr zu scheiden suchte, dadurch aber dem Papste Veranlassung gab, sich in die Sachen des unpopulären Königs zu mischen, so daß das Haupt der Kirche seinen Rückhalt an den deutschen Fürsten fand, welche durch Heinrich's ausschweifendes Leben und tyrannische Regierungsweise auf's höchste erbittert waren, darf hier wohl nicht ausführlich auseinander gesetzt werden. 1073 griffen die Sachsen zu den Waffen, allein er schlug sie 1075 beim Kloster Hohenberg an der Unstrut und zwang sie zur Unterwerfung. Aber nun beginnt der heftige Investitur-Streit mit Gregor VII., der Bann ward gegen ihn geschleudert und selbst durch die unerhörte Demüthigung des Kaisers am 25. Januar 1077 zu Canossa nur Bedingungsweise gelöst. Er starb zu Lüttich im Elende am 7. August 1106, wurde aber erst fünf Jahre darauf zu Speier begraben. Sein wie seines Reiches zerrissenes Schicksal hat der Künstler in den verwilderten Gesichtszügen, dem fliegenden Haar, der kühnen und doch haltlosen Stellung ausdrucksvoll zur Erscheinung gebracht. Unter Heinrich V., dem Sohn des vierten (1106—1125) wird endlich der verderbliche Investitur-Streit durch das Concordat zu Worms 1122 mit Papst Calixtus II. beigelegt. Bezeichnend hat ihn der Maler mit düsterem Blick dargestellt, wie er scheu mit der Linken nach der Krone greift, die er, der unnatürliche Sohn, dem Vater

frech vom Haupte gerissen, und mit der Rechten das zwar gesenkte aber entblößte Schwerdt hält. Auch er ruht seit 1125 in der Kaisergruft zu Speier, wo außer den bereits genannten (Conrad I. die drei Heinriche vom 3. bis 5. eingeschlossen), Kaiser Philipp † 1205, Rudolph I. Adolph und Albrecht I. begraben wurden.

Falsch ist die in den meisten Geschlechtsbüchern sich findende Behauptung, daß die Franzosen 1689 die Gebeine aller acht, hier begrabenen Kaiser beraubt und zerstreut haben. Sie haben blos ein Grab, Kaiser Albrecht's I. geöffnet und verwüstet*). Die Franzosen haben uns so viel wirkliche Unbill zugefügt, daß wir Grund haben, ihre Herrschaft zu verabscheuen und gegen dieselbe anzukämpfen, ohne zu erdichteten die Zuflucht nehmen zu dürfen.

Mit Lothar von Sachsen (1125—1137) machte der Sachsenstamm einen mißglückten Versuch, die Krone wieder an sich zu bringen. Das deutsche Reich war unter ihm nicht blühend. Die Vasallen waren schon zu mächtig geworden. Nicht Gesetze, nicht Beamte, nicht Heere waren die Stützen der Könige, allein ihre Festigkeit und Kraft. Nur die That bändigte die That, nur das gezückte Schwerdt in des Kaisers Hand hielt das Schwerdt der Fürsten in der Scheide. Sein Bild fehlte damals noch. Er starb auf der Rückkehr von seiner Römerfahrt und ruht im Kloster Lutter, das nach ihm, seinem Wohlthäter und Wiederhersteller, von nun an Königslutter hieß.

Nun kommt die erste Krone der Christenheit an ein hochbegabtes Geschlecht, an die Hohenstaufen, welche Familie seit Heinrichs IV. Zeiten zu hohen Ehren gelangt war; denn 1080 war Friedrich der Alte von Hohenstaufen, ein einfacher Edelmann, mit zwei Herzogthümern, Schwaben und Franken belehnt worden; vom ersteren führen sie auch den Namen, die schwäbischen Kaiser. Conrad der III. (1137—1152) ist der erste König aus diesem Geschlechte; ich nenne ihn absichtlich so, weil er keinen Römerzug angetreten, folglich auch den Kaisertitel nicht geführt hat; die Eroberung von Weinsberg 1140 hat ihn der Weiber wegen, die ihre Männer oder Freunde auf ihrem Rücken heraustragen, bei der Nachwelt populär gemacht. Unter ihm erscholl seit 50 Jahren zum zweiten Male aus Frankreich der Ruf: „Gott

*) Vergleiche des Conrector G. Lipels historische Beschreibung der kaiserlichen Begräbnisse zu Speier 1751.

will es" — und Konrad war der erste deutsche, oder, wie der offizielle Titel lautet, römische König, der sich besonders durch die begeisternden Predigten Bernhard's von Clairvaux zu Speier bestimmen ließ, das Kreuz zu nehmen und mit Ludwig VII. von Frankreich nach Palästina zu ziehen. Daher hat ihn der Maler dargestellt, wie er aus einer gothischen Halle, wahrscheinlich dem Dome zu Speier hervortritt, den Mantel mit dem rothen Kreuz bezeichnet, das Haupt mit einem gekrönten Helm geschmückt, das gezückte Schwerdt in der Hand, den begeisterten Blick nach Oben gerichtet. Er hat den Schmerz erlebt, seinen, ihm schon zum Nachfolger bestimmten Sohn Heinrich 1150 sterben zu sehen. Am 15. Febr. 1152 starb er selbst zu Bamberg, nachdem er seinem Neffen Friedrich von Schwaben die Reichskleinodien übergeben und dadurch angedeutet hatte, daß er ihn mit Uebergehung seines eigenen Sohnes, der noch ein Kind war, zu seinem Nachfolger zu haben wünschte. Er ruht neben dem letzten Sachsen zu Bamberg.

Ihm folgte nun der bisherige Schwabenherzog, Friedrich I. von 1152—1190, von den Italienern seines rothen Bartes wegen Barbarossa genannt, damals in der Blüthe männlicher Kraft, 30 Jahre alt. Er ist unbestritten die herrlichste Erscheinung des ganzen germanischen Mittelalters; sein leitender Gedanke war, dem Kaiserthum den Glanz wieder zu verschaffen, den es unter seinem Gründer, dem großen Karl, gehabt hatte. Der Kampf mit Italien, besonders mit den reichen und übermüthigen lombardischen Städten, die an den Päpsten, zunächst an Hadrian IV. (1154—1159. dem einzigen Engländer, der je auf St. Petri Stuhl gesessen), eine natürliche Stütze fanden, beschäftigte ihn fast sein ganzes Leben hindurch. Sechsmal zog er nach diesem aufstrebenden, das Joch der Deutschen nur ungern und gezwungen ertragenden Lande. Selten ist ein Krieg mit größerer Erbitterung geführt worden, als der Mailändische, in welchem 1162 diese berühmte, stolze, prachtvolle Stadt mit Ausnahme der Kirchen der Erde gleich gemacht wurde. Die Niederlage des Kaisers aber am 29. Mai 1176 bei Lignano, veranlaßt durch den Abfall des übermächtigen und treulosen Vasallen, Heinrich's des Löwen, Herzogs von Sachsen und Baiern, führte zunächst im August 1177 zu einer Zusammenkunft des Kaisers mit dem Papst Alexander III. zu Venedig, und 1183 zu dem Frieden von Constanz. Inzwischen war die Aechtung des Löwen erfolgt, der sich 1181 zu Erfurt vor dem gewaltigen Kaiser

demüthigte und von seinen ausgedehnten Besitzungen blos Braunschweig und Lüneburg behielt, welche Länder seine Nachkommen noch heute ruhmvoll beherrschen. Der zweite Sohn Heinrich's des Löwen ward als Otto IV. Kaiser und die Nachkommen des dritten Sohnes halten das Scepter der Weltherrschaft, während der Thron der Hohenstaufen schon seit beinahe 6 Jahrhunderten verweht ist.

Als sich die traurige Kunde verbreitete, daß Jerusalem nach 88jährigem Besitz durch Saladin den Christen (am 3. Oct. 1187) entrissen worden s.i, so erfolgte ein allgemeines Erheben der abendländischen Christenheit gegen die Muhamedaner, und auch der greise Kaiser, von demselben Gefühl beseelt, stellte sich an die Spitze des Kreuzzuges und that Wunder der Tapferkeit; aber als er den Fluß Calykadnus oder Saleph bei Seleucia in Cilicien durchreiten wollte, wird der 70jährige, allzukühne Greis von den Wellen fortgerissen und als Leiche an das Ufer gebracht (am 10. Juni 1190). Er wurde in Tyrus begraben. In Frankfurt ist er in der Blüthe der Jahre abgebildet, den rechten Arm in die Seite stemmend, die Linke auf den Felsen legend, den ruhigen Blick in die Zukunft richtend. Einen großen Gegensatz bildet zu diesem menschenfreundlichen Kaiser sein Sohn und Nachfolger Heinrich VI. (1190—1197), der von seinem Vater blos die Strenge, die bei ihm in Härte und Grausamkeit ausartete, aber nicht die Milde und Gemüthlichkeit geerbt hatte. An Härte gewöhnte er förmlich sein Gemüth durch die Widerspenstigkeit der italienischen Großen, denn er hatte die 31jährige Constantia, die Erbin des Königreichs Sizilien, geheirathet, und verfuhr, um sich in der ungern gesehenen, ja oft gefährdeten Besitzung, die der guten Früchte nur wenig, der herben gar viele getragen, und endlich die gewaltsame Ausrottung des ganzen hohenstaufischen Heldenstammes verursacht hat, zu behaupten, mit schonungsloser Härte. Was hältst Du davon, daß er den Empörern glühende eiserne Kronen auf den Kopf nageln ließ? Er starb an den Folgen eines kalten Trunkes, erst 32 Jahre alt am 28. September 1197 zu Messina, und wurde in Palermo begraben. Hier steht sein Bildniß, auf dem Haupte die Kaiserkrone, in der Hand neben dem Schwerte die apulische oder sizilische, die todterfüllte Mitgift seiner Gattin. Da sein Sohn, der nachmalige berühmte Kaiser Friedrich II., erst 3 Jahre zählte, so folgte ihm zunächst sein Bru-

der Philipp (1198—1208), aber nicht unbestritten, denn die Feinde des Hohenstaufischen Hauses wählten gleichzeitig Heinrich's des Löwen Sohn, Otto IV. Ein zehnjähriger Bürgerkrieg war die Folge, der endlich auf die unerwartete und tragische Art geschlichtet wurde, daß Kaiser Philipp, von dessen Lobe die Minnesänger voll sind, gleichsam als Vorspiel des über dem ganzen Hohenstaufengeschlechte schwebenden Fluchs, am 21. Juni 1208, im 34. Jahre seines Alters zu Bamberg von Otto von Wittelsbach ermordet wurde. Sein Leichnam ruht in der Kaisergruft zu Speier. Der Künstler hat ihn mit trotzigem, ernstem Blick, in prächtigem grünen Hauskleide und weißem Mantel in einer gothischen Halle abgebildet, auf deren Fenster das bekannte Losungswort: „Hie Waiblingen" zu lesen ist; das Haupt ist mit der Kaiserkrone, die Linke mit dem Scepter geschmückt. Sein Gegner, Otto IV. (1208—1218), steht in offenbarer Anspielung auf diese Doppelwahl, da, als ob er die bestrittene Krone wahren wollte, die Linke auf den Schild gestützt, mit der Rechten das blanke Schwert haltend. Seine bleibende Ruhestätte hat er zu Braunschweig gefunden.

Tief wird er in den Schatten gestellt durch seines Nachfolgers nach allen Richtungen hin glänzende Gestalt; es war Friedrich I. gleichnamiger und gleichgesinnter Enkel, Heinrich's VI. unähnlicher Sohn, Friedrich II., dessen von 1215—50 dauernde sturmbewegte, schicksal- und wechselvolle Regierung fast alle denkbaren Gegensätze in sich schließt, in der die Sonne des Hohenstaufischen Hauses vor dem nahen Untergange noch einmal mit aller Pracht erglänzte*). Ich erinnere hier nur an den Keim vieler Unglücks-

*) C. A. Menzel vergleicht ihn mit dem gleichnamigen, ein halbes Jahrtausend später lebenden preußischen Könige: Beide waren Helden, geistreich, kirchlicher Denkart abhold u. s. w. Ich empfehle bei dieser Gelegenheit ein neues, aus bisher unbenutzten Quellen geschöpftes Geschichtswerk, das nicht blos den Streit zwischen Innozenz IV. und Friedrich II., sondern die Zustände des ganzen 13. Jahrhunderts, des lebensvollsten des ganzen Mittelalters, in lebendiger, ja blühender Sprache vergegenwärtigt. Es hat den berühmten Professor der Geschichte an der Münchener Universität, Dr. Const. Höfler, zum Verfasser und führt den Titel: Kaiser Friedrich II. Ein Beitrag zur Berichtigung der Ansichten über den Sturz der Hohenstaufen. Mit Benützung handschriftlicher Quellen der Bibliotheken zu Rom, Paris, Wien und München. München in der lit. artist. Anstalt. gr. 8.

fälle, ſein voreiliges Verſprechen eines Kreuzzuges, den er, zur Regierung und zum männlichen Alter gelangt, von einem Jahre auf das andere verſchiebt, weil näher liegende Geſchäfte ſeine ganze Thätigkeit in Anſpruch nehmen; daher ſein Zwiſt mit den Päpſten Gregor IX. und Innozenz IV.; endlich ſchifft er ſich zwar am 8. September 1227 nach Paläſtina ein, kehrt aber bald wegen Krankheit zurück. Trotz des päpſtlichen Bannes wird er, nachdem er 1228 den Kreuzzug, man nennt ihn den 7ten, wirklich angetreten und nach Paläſtina gelangt iſt, in Folge von Unterhandlungen König von Jeruſalem, und daher führen die Könige von Neapel (denn das war dieſer Kaiſer ebenfalls), denſelben Titel heute noch, wie Du auf jeder neapolitaniſchen Münze ſehen kannſt. Vergebens ſtellte ihm der Papſt, der ihn gebannet, zuerſt Heinrich Raspe, Landgrafen von Thüringen (1246—1247), dann den Grafen Wilhelm v. Holland (1248—1256) entgegen; er behauptet ſich in allen ſeinen Ländern und ſtirbt am 13 Decbr. 1250 im 56. Jahre ſeines Lebens zu Fiorentino in Apulien und iſt zu Palermo begraben. Der Maler hat ihm ein Antlitz von idealer Schönheit gegeben, aus dem man gleichſam herausliest, daß er nicht blos der Kunſt der Waffen, ſondern auch der Poeſie gehuldigt; in der Rechten ruht der Scepter und hängt ein Lorbeerkranz, zur Erinnerung an die wälſchen Lieder, die der, ſechs Sprachen kundige Kaiſer geſungen; die erhobene Linke, mit dem Jagdhandſchuh bekleidet, trägt einen Falken, um des Kaiſers Lieblingsvergnügen anzuzeigen, über das er ſogar gelehrt geſchrieben hat. Das Bild ſeines Sohnes und Nachfolgers, Konrad IV., (1250—1254) des ſchönſten Mannes ſeiner Zeit, der ſchon 1251 nach Italien in ſein Erbreich Apulien zog, aber durch einen frühzeitigen Tod, am 21. Mai 1254, ereilt wurde, fehlt noch. Hiermit iſt die erſte Reihe geſchloſſen. Es folgte die kaiſerloſe, die ſchreckliche Zeit. Der letzte Sprößling der Hohenſtaufen, der 1252 geborene Sohn Conrad's, eben ſo genannt, von den Italienern aber ſeiner Jugend wegen mit dem Diminutivworte Conradin belegt, verlor am 23. Auguſt 1268 die Schlacht bei Tagliacozzo oder Scurcola, ward ſogar bald darauf gefangen und auf Befehl des tyranniſchen Siegers, Carl von Anjou, am 29. Oct. 1268 nebſt ſeinem Jugendfreunde, dem Prinzen Friedrich von Baden, deſſen ich bei der Beſchreibung des Schloſſes Hohenſchwangau ſchon gedacht habe, öffentlich zu Neapel enthauptet. So endete der letzte männliche

Sprößling aus dem herrlichen, hohenstaufischen Geschlechte. In Deutschland war das Ansehen des Kaiserthums so gesunken, daß kein inländischer Bewerber um die höchste weltliche Würde der Christenheit auftrat, sondern nur auswärtige Fürsten, wie Alfons X. der Weise, d. h. der Astrolog, König von Castilien, und Richard von Cronwallis, der Sohn des englischen Königs Johann ohne Land, mehr dem Namen als der That nach dieses Amt bekleideten. Daher überall Raubburgen sich erhoben, Wegelagerer die Straßen unsicher machten, kurz das Faustrecht mit allen seinen Schrecken herrschte. Dagegen verbanden sich die Städte und bildeten 1241 den Hansa-, die andern 1254 den Rheinischen Städtebund. Endlich einigten sich die deutschen Fürsten und wählten den Grafen Rudolph von Habsburg (in der Schweiz, im heutigen Kanton Argau), der, bei seiner Erhebung schon 55 Jahr alt, von 1273—1291 ruhmvoll regiert hat. Zwar ließ er den Gedanken, auch in Italien seine Herrscherrechte geltend zu machen, fahren, weshalb er auch nie nach diesem Lande gekommen und auch nicht den Kaisertitel geführt hat, aber er setzte namentlich dem Unwesen der Raubritter ein Ziel und noch heute liegen viele Burgen in Trümmern, die er mit Gewalt gebrochen. Weit glücklicher als sein Vorgänger concentrirte er seine rastlose Thätigkeit auf Deutschland und die Nation gewöhnte sich allmählig daran, den Gedanken an eine Weltherrschaft, welcher die Hohenstaufen zu ihren bewundernswerthen Anstrengungen angespornt hatte, fahren zu lassen. Aber den deutschen Geschichtsschreibern ist es nicht zu verdenken, daß sie bei diesem Wendepunkte der Dinge auf die glorreiche, frühere Zeit mit derselben Wehmuth zurückblicken, wie die Franzosen von König Ludwig's XIV. und Napoleon's glorreichen Tagen sprechen. Seit Rudolph I. sank Deutschland gleichsam auf das Niveau seiner Nachbaren zur Rechten und Linken, über die es bisher stolz wie über die ganze Christenheit das Haupt erhoben hatte, zurück. Doch soll hiermit nicht das große Verdienst des liebenswürdigen, tapfern und menschenfreundlichen Fürsten geschmälert sein, der es vorzog, sich zunächst eine Hausmacht zu gründen, um die Mittel in den Händen zu haben, Ruhe und Ordnung und Vollzug der Gesetze zu bewirken. Sein Kampf mit Ottokar von Böhmen ist schon bei der Beschreibung Prag's erwähnt worden. Auf dem Bilde, vor dem Du mit mir im Geiste stehest, trägt er am linken Arm den Schild mit dem

habsburgiſchen Löwen, in der Rechten die gelbe Reichsfahne mit dem ſchwarzen Adler. Bei Annäherung ſeines Todes ritt er ſelbſt nach Speier, wo er auch begraben liegt.

Schon ſchien den Wahlfürſten die neue Dynaſtie zu mächtig, man ging von ihr ab und wählte den tapfern Grafen Adolph von Naſſau (1291—1298), der, wenn auch die Tugenden, doch nicht das Glück ſeines Vorgängers hatte; denn der Verſuch, ſich eine Hausmacht in Thüringen, freilich mit zum Theil unerlaubten Mitteln, zu gründen, ſchlug völlig fehl; und als er auch der Bevormundung derer, denen er ſeine Erhebung verdankte, abſchütteln wollte, äußerte der Kurfürſt und Erzbiſchof von Mainz, er habe noch mehrere Kaiſer in der Taſche; daher wählten ſeine Gegner den vor 7 Jahren verſchmähten Sohn Rudolph's, Albrecht von Oeſterreich; beide Gegner rückten mit Heeresmacht gegen einander und Adolph fiel in der Schlacht bei Gölheim, im heutigen Rheinbaiern, 1298, man ſagt, von der Hand Albrechts getödtet und wurde im Dome zu Speier begraben. Aber auch ſein Mörder und Nachfolger, Albrecht I. (1298 1308), hatte nach zehnjähriger, unbeliebter Herrſchaft ein nicht minder tragiſches Ende. Dieſer länderſüchtige, durch Einäugigkeit entſtellte, aber dreizehn Kinder mit Zärtlichkeit liebende Mann wollte ſie nach den Begriffen jener Zeit ſämmtlich mit Ländern ausſtatten; daher zum Theil das Unglück ſeiner Regierung. Unter ihm riſſen ſich die Helvetier von Deutſchland los, wozu es wenigſtens im Verlaufe der Jahrhunderte gekommen iſt, denn die nächſte Abſicht derſelben war freilich blos, ſich der öſterreichiſchen harten Vögte zu entledigen. Der Kaiſer brach auf, um Vorkehrungen gegen ſie zu treffen, ward aber am 1. Mai 1308 an der Reuß, im heutigen Kanton Aargau, da, wo ſpäter das jetzt aufgehobene Kloſter Königsfelden errichtet wurde, von ſeinem Neffen Johann, dem er das väterliche Erbe widerrechtlich vorbehalten, ermordet. Er ruht nun ebenfalls in Speier an der Seite ſeines Vorfahren, den er ſelbſt, freilich in offener Feldſchlacht, des Lebens beraubt haben ſoll. Gerade hundert Jahre waren ſeit der Ermordung eines deutſchen Kaiſers verfloſſen und Albrecht war ſchon der Dritte, der dieſes traurige Ende nahm. In unſerem Bilde ſteht er in einer luftigen Halle; ſeine Geſichtszüge ſind finſter, die Kleidung einfach: ein violettes Untergewand, vom Gürtel zuſammengehalten, darüber ein gelber Mantel.

Man wählte einen ritterlichen Grafen, Heinrich VII. v. Lützelburg oder Luxemburg (1308—1313), der stark an die Hohenstaufen erinnerte. Sein Zug nach Italien brachte ihm zwar die Kaiserkrone, aber auch ein frühzeitiges Ende, am 23. August 1313 zu Buoncouvento; begraben ist er auf dem merkwürdigsten Kirchhof der Welt, zu Pisa, im sogenannten Camposanto. Im Römersaale zu Frankfurt fehlte damals sein Bild noch. Nach seinem Tode erfolgte wieder einmal eine Doppelwahl, indem die eine Parthei Ludwig von Baiern, die andere Friedrich den Schönen sich erkor; daher ein achtjähriger Bürgerkrieg, bis die Schlacht bei Ampfing (am 28. Septbr. 1322) für den Herzog von Baiern entschied, der sogar seinen Gegner hier gefangen nahm. Von der Treue, die ihm derselbe gehalten und die ein Seitenstück zu Reaulus bildet, darf hier wohl nicht erst gesprochen werden. Ludwig ist in der Reihe deutscher Kaiser dieses Namens der Vierte und herrschte von 1314—1347. Unter ihm war Deutschland nicht glücklich; daran hinderten es die fortwährenden heftigen Zwiste mit den Päpsten zu Avignon, die sogar das Interdict über Deutschland verhängten, daher der schon erwähnte Kurfürstenverein zu Rhense, 1338. Das Bild zeigt ihn im vollen Kaiserschmuck, mit Scepter und Reichsfahne. Sein Grab ist in der Metropolitankirche zu München. Neben ihm ist die Gestalt Günthers von Schwarzburg, der seine Erhebung und dreimonatliche Regierung (Februar bis Mai 1349) mit frühem Tode bezahlt. Nun erst ward der, schon 1347 gewählte König Karl von Böhmen, Sohn des abenteuerlichen Königs Johann von Böhmen und Enkel Kaiser Heinrich's VII., allgemein als deutscher Kaiser anerkannt; als solcher heißt er Karl IV. (denn Karl der Große ist der erste, Karl der Dicke der zweite, Karl der Kahle der dritte) und regierte von 1347—1376. Er ist für Böhmen ein größerer Wohlthäter, als für Deutschland, wenn auch die Bezeichnung, daß er ihm ein Stiefvater gewesen wie Kaiser Maximilian I. sich ausdrückt, zu hart sein dürfte. Er ist kein Mann des Mittelalters, sondern der neuern Zeit, verkannt in der seinigen. Diese wollte Glanz, Empfindung, Phantasie und er bot nur Nützliches, Berechnung, Verstand. Er gab die goldene Bulle, das älteste geschriebene Reichsgesetz der Deutschen, das die Zahl der wahlberechtigten Fürsten auf sieben, und zwar drei geistliche und vier weltliche beschränkt und eine Menge anderer, wohlthätiger, zum

Theil auf die damals für wesentlich gehaltene Ceremonie der Krönung Bezug habenden Bestimmungen enthält; z. B. sobald der erwählte König auf dem Throne sitzt, reitet der Erzmarschall, der Herzog von Sachsen, in einen hoch aufgeschütteten Haufen Habers, füllt damit ein silbernes Maaß, überreicht es einem Knechte für die Pferde des Königs und reitet davon; beim feierlichen Mahle umstehen den König die drei Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln und erhalten von ihm die Siegel als Erzkanzler der Reiche Deutschland's, Burgund's und Italien's; hierauf reiten die drei übrigen, weltlichen Kurfürsten herzu, der Markgraf von Brandenburg als Erzkämmerer mit zwei silbernen Becken voll Wassers und einem schönen Handtuche und überreicht beides dem Könige zum Waschen und Abtrocknen der Hände; der Pfalzgraf bei Rhein, als Erztruchseß, trägt vier silberne Schüsseln mit Speisen und setzt sie auf den königlichen Tisch; der König von Böhmen, der Erzschenk, bietet dem Kaiser den ersten Trunk Wein. In derselben goldenen Bulle ward die Untheilbarkeit der Kurländer, die Primogenitur in den weltlichen, die Theilung des Reichsvikariats zwischen Pfalz und Sachsen, das jus de non appellando, die Art der Königswahl zu Frankfurt und die Krönung zu Aachen durch Kur-Köln festgesetzt. In unserm Bilde hat der Künstler Karl dem Vierten in die Linke die goldene Bulle nebst dem Scepter gegeben, während die Rechte das Schwert hält und das schwarzhaarige Haupt mit der Krone geschmückt ist; über dem kleinen Wappenrock hängt ein scharlachner Königsmantel. Er liegt in der von ihm erbauten Domkirche zu Prag begraben. Sein Sohn und Nachfolger Wenzel (1378—1400, obwohl er bis 1419 lebte) ist unempfindlich für Ehre, roh in seinen Genüssen, sinkt in Verachtung und wird schon bei seinen Lebzeiten vergessen. Unter allen denen, die jemals auf dem deutschen Throne gesessen, ist er der auf der untersten Stufe Stehende. Bezeichnend für ihn und jede andere Charakteristik überflüssig machend ist das Beiwort, das ihm seine Zeitgenossen gegeben: der Faule. Es ward 1400 abgesetzt und an seine Stelle der tapfere Pfalzgraf Ruprecht (1400—1410) gewählt, der aber der Verwirrung, die nahe an das Interregnum streifte und auch dem damals zerrütteten kirchlichen Zustande, zum deutlichen Beweise des engen Zusammenhanges zwischen Thron und Altar, analog war, zu steuern, nicht mächtig war. Sein und seines Vorgängers

Bild fehlt noch zu Frankfurt. An seine Stelle trat Karl's IV. zweiter Sohn, Sigmund (1410—1437). Unter ihm fiel die glänzende Kirchenversammlung zu Kostnitz vor (1414—1418), welche wenigstens das Verdienst hat, dem Schisma der Kirche ein Ende gemacht zu haben, von der aber auch durch die Verbrennung des Johann Huß die fürchterlichen, von Böhmen aus ganz Deutschland zerrüttenden Unruhen veranlaßt wurden. Sigmund's Zeit gehört zu der schrecklichsten der deutschen Geschichte. Gegen einen Vorwurf aber, den der Treulosigkeit und des Wortbruchs, der ihm bis auf die neueste Zeit allzufreigebig, um nicht zu sagen, leichtsinnig, gemacht worden ist, haben ihn neulich die Herausgeber der historisch-politischen Blätter kräftig in Schutz genommen, — mit welchem Erfolge? muß die Zeit lehren, denn bekanntlich hält es gar sehr schwer, daß die Forschungen der Geschichte bis in die auf Schulen gebrauchten Handbücher dringen. Dieser letzte Sprößling des Luxemburger Hauses steht hier gerüstet und hält eine Rolle in der Hand, worauf „Concilium Constantiense" zu lesen ist. Er war ein Mann gleichsam aus der neuesten Zeit, gebildet, witzig, geistreich, genußliebend, prächtig und glänzend, also immer arm, ohne dauernde Empfindung für die Hoheit seines Urgroßvaters, Heinrich VII.; ebenso mangelte ihm die Kraft seines Großvaters, des Königs Johann von Böhmen und der Sinn für das Nützliche seines Vaters, Karl VI.; er lebte für den Tag, für sich.

Mit Albrecht II., dem bisherigen Könige von Ungarn und Böhmen, kommt das österreichische Haus nach 130jähriger Verdrängung wieder auf den Thron, das ihn bis zum Ende des tausendjährigen Reichs, denn so lange hat es ungefähr bestanden (von Karl d. G. 800—1806) behauptet hat.

In Deutschland wurde Albrecht nur wenig bemerkt, denn der 1438 gewählte Fürst starb schon 1439. In unserem Bilde stützt sich die Linke des jugendlichen Kaisers auf den gelben Schild mit schwarzem Adler, während die Rechte das Schwert erhebt. Ihm folgte sein Vetter, der bisherige Herzog von Steiermark, Friedrich III., oder wie die Oesterreicher sagen, welche Friedrich den Schönen so nennen, Friedrich IV. (1440—1490), der also am längsten, über ein halbes Jahrhundert, Deutschland regiert, oder vielmehr nicht regiert hat, denn die wichtigsten Begebenheiten seiner Zeit wurden ohne ihn, ja trotz seiner zu Stande gebracht.

Man wirft ihm vor, daß er mehr nach Geld als nach Ehre gestrebt, ja daß er sparsam bis zum Geize, mäßig bis zur einsiedlerischen Enthaltsamkeit, unkriegerisch bis zur Trägheit, nur im Frieden mit kriegerischen Gedanken beschäftigt, im Kriege aber ungerüstet und voll Friedenspläne, dessungeachtet stets abgeneigt gewesen, denselben irgend ein Opfer zu bringen. Immer unglücklich und immer nach Vortheilen begierig, ermüdete er seine Gegner durch zögernde Unterhandlungen, da er Alles erduldete und jeden Verlust ertrug, am Ende aber mit seinen Ansprüchen plötzlich wieder auf dem alten Punkte stand. Zähigkeit war die hervorstechendste Eigenschaft dieses sonderbaren Mannes, dessen Bild im Römersaale bisher noch fehlt. Sein Sohn und Nachfolger Maximilian I. gehört zu den liebenswürdigsten Erscheinungen, welche je Throne geziert haben. Er regierte von 1493—1519. Er machte dem Faustrecht gesetzlich für immer ein Ende durch den ewigen Landfrieden zu Worms 1495, in dessen Folge Deutschland zunächst in 10, später in 12 Kreise getheilt wurde. Der rasche Krieger, der Freund der Künstler und Gelehrten, der tollkühne Gemsenjäger, der Begründer einer europäischen Macht, der spanisch-habsburgischen, ist hier in goldenem Harnische, mit Mantel, Scepter und Krone, die Hand an das Schwert gelegt, abgebildet; man hat ihn den letzten ritterlichen Kaiser genannt. Er liegt in Insbruck begraben. Ihm folgte an der Grenzlinie zwischen Mittelalter und der neuen Zeit sein Enkel, der bisherige, noch jugendliche König von Spanien und Neapel, Carl V., von 1519—56. Mit Recht hat ihn der Künstler in spanischer Tracht gekleidet, da er von einer spanischen Mutter in Brüssel geboren, in Deutschland nie ganz heimisch war; sein kluges Gesicht erinnert an die Bedächtigkeit seines Urgroßvaters, Friedrich III., die aber mit seines Großvaters Lebenskraft glücklich gepaart war. Seine Geschichte ist zu reich an welthistorischen Begebenheiten, als daß sie auch nur berührt werden könnte; ich erinnere nun an die Reformation, an seine 4 Kriege mit Franz I. von Frankreich, an seine Züge nach Afrika, an den schmalkaldischen Krieg, an seine Kämpfe mit den Türken und endlich an seine großmüthige Thronentsagung und seinen Tod im Kloster St. Juste in Estremadura, wo er auch begraben liegt. Sein Bruder und Nachfolger Ferdinand I. von 1556—64, hatte den größten Theil seines Lebens bei Uebernahme der Kaiserwürde schon hinter sich. Sein Charakter war mild und er

stets bemüht, die schroffen Gegensätze auszugleichen. Im Frankfurter Römersaale vermißt man noch sein Bild. Wohl aber sieht man die erfreuliche Erscheinung seines Sohnes und Nachfolgers, Maximilan's II., der von 1564—76, also leider blos 12 Jahre regierte und in einer, zu Haß und Gewaltthätigkeit nur allzugeneigten Zeit Milde und Versöhnung durch sein wirksames Beispiel lehrte. Doch fehlte es ihm auch nicht an der erforderlichen Thatkraft, weshalb ich hier nur an die grumbachischen Händel erinnere, wo er den zum letzten Male gebrochenen Landfrieden mit gerechter Strenge strafte. Dieser Kaiser war dabei so gelehrt, daß er jedem Europäer in seiner Muttersprache zu antworten verstand. Der Maler hat ihn, um seine religiöse Duldsamkeit zu bezeichnen, ein Blatt in die Hand gegeben, worauf der Titel eines Buches steht, welches unter seinem Einflusse verfaßt worden ist: **Georgii Cassandri de articulis inter Catholicos et Protestantes controversis.** Ihm folgte sein zweiter Sohn, Rudolph II., von 1576—1612. Mit Recht sehen wir ihn auf dem Bilde mit der Weltkugel und dem Teleskop, denn er betrachtete das Regieren mehr für eine Last, als für eine Lust und lebte weit mehr im Reiche der Ideen, mit den Wissenschaften und namentlich der erhabensten, der Astronomie, die freilich nach der Sitte jener Zeit in Astrologie ausartete, als mit der Schlichtung der schon an einander gerathenden, feindlich sich gegenüberstehenden Religionspartheien beschäftigt. Sein unbrüderlicher Bruder, der ihm einen Theil seiner Macht nach der andern abgedrungen hatte, Mathias, folgte ihm von 1612—19. So lüstern er nach der Herrschaft gewesen war, ehe sie ihm von Rechtswegen zustand, so wenig gewachsen sehen wir ihn derselben, als er mit ihr bekleidet worden. Sein Name steht in traurigem Andenken, denn unter ihm, um nicht zu sagen, durch ihn, entstand der längste und grausamste Krieg, der je unsern Welttheil erschüttert hat und den man nach den 30 Jahren seiner Dauer bezeichnet. Sein Bildniß war bei meiner Anwesenheit im Römer noch nicht aufgestellt. Wohl aber erblickte man schon daselbst seinen Vetter, Adoptivsohn und Nachfolger, den bisherigen Herzog von Steiermark, als Kaiser Ferdinand II. geheißen, der 18 unglückliche Jahre hindurch, von 1619—37, das damals blutgetränkte Vaterland beherrschte, und der sich mithin nicht auf Rosen gebettet hatte. Die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, das Restitutionsedikt vom Jahre 1629, Wallenstein's bald

ſiegende, bald beſiegte, endlich einem tragiſchen Schickſale anheimgefallene Geſtalt, Guſtav, der Sieger bei Breitenfeld unweit Leipzig, am 17. September 1631, ſo wie deſſen Tod in der Schlacht bei Lützen am 16. November 1632, treten beim Anblicke dieſes Kaiſers unwillkürlich vor die Seele des Beſchauers. Erfreulicher iſt der Anblick ſeines Sohnes und Nachfolgers, Ferdinand III., der 20 Jahre lang, von 1637—57 herrſchte, anfangs den von ſeinem Vater geerbten Krieg fortſetzte und endlich beendete. Das Bild zeigt ihn, auf dem Balkone eines Palaſtes ſtehend, von dem ſich die Ausſicht nach Wien eröffnet. Die Linke ſtützt ſich auf den Griff eines langen Degens, die Rechte hält den Kommandoſtab, den er bekanntlich trefflich zu führen verſtand, denn er ſchlug noch vor ſeiner Thronbeſteigung 1634 die bisher für unüberwindlich gehaltenen Schweden in der großen Schlacht bei Nördlingen; daher hat ihm auch der Maler das lange, auf einen weißen Halskragen herabrollende Haar mit dem verdienten Lorbeerkranze geſchmückt. Leider war ſein gleichnamiger, ihm ſchon zum Nachfolger gewählter Sohn vor ihm in die Gruft geſunken, daher übernahm nach ſeinem Tode ſein zweitgeborner, eigentlich für den geiſtlichen Stand erzogener Sohn Leopold I. die Zügel der Herrſchaft und hielt ſie faſt ein halbes Jahrhundert, von 1657—1705, nicht mit der Energie, die in jener Zeit um ſo nothwendiger war, da in Ludwig XIV. von Frankreich ihm ein mit großen Mitteln ausgeſtatteter, länderſüchter und von großen Feldherrn bedienter Gegner erſtanden war. Seine Thätigkeit entwickelte er mehr im Kampfe gegen den Erbfeind der Chriſtenheit, der zugleich der nächſte und gefährlichſte Feind ſeiner Erbſtaaten war, gegen die Türken, die 1683 ſogar Wien belagerten. Auch ſein Bild fehlte noch im Frankfurter Römer.

Sein Sohn und Nachfolger Joſeph I. von 1705—11 wurde durch ſeinen frühzeitigen Tod verhindert, die ſchönen Hoffnungen, die er erregt hatte, alle zu erfüllen. Sein Bruder und Nachfolger Carl VI. von 1711—1740 iſt der letzte deutſche Kaiſer aus dem habsburgiſchen Stamme, der ſeinem Lieblingsgedanken, den herrlichen öſterreichiſchen Staat auf ſeine geliebte Tochter Maria Thereſia ungeſchmälert zu bringen, der ſogenannten pragmatiſchen Sanction viele, ja zu viele und wie der große Feldherr und Staatsmann, Prinz Eugen „der edle Ritter“, richtig vorausgeſagt hatte, vergebliche Opfer brachte. 15 Monate nach ſeinem

Tode wurde der Kurfürst von Baiern auf den Kaiserthron erhoben, der von 1742—45 den kaiserlichen Namen führte, denn von Regieren war bei ihm, der sich sogar in seinem Erbreiche nicht behaupten konnte, keine Rede. Die schöne Gestalt dieses Titularkaisers erregt das Interesse des Beschauers. Sein Nachfolger ist der Gemahl der Maria Theresia, der bisherige Herzog von Lothringen, das er jedoch damals schon mit Toscana vertauscht hatte, und der als Kaiser Franz I. hieß und von 1745—65 den kaiserlichen Titel führte. In der Geschichte Deutschlands, das schon damals und seit der Zeit fort und fort seine Bestimmung nicht von dem Haupte, wie sichs gebührt, sondern von den übermächtigen Gliedern erhielt, ist sein Name wie verschollen. Ihm folgte sein talentreicher Sohn Joseph II. von 1765—1790. Man hat ihn einen Radikalen auf dem Throne genannt, man müßte aber, um den vielverkannten, von den edelsten Gesinnungen, ja einem wahren Feuereifer glühenden Manne nicht Unrecht zu thun, das Wort: Menschenfreund hinzusetzen, denn um diese Bestimmung zu erfüllen, rastete er nicht einen Augenblick. Wenn irgend ein Monarch sich das Regieren hat schwer werden lassen, so war es, nebst Peter d. Großen von Rußland, über welchen Barbar er jedoch eben so hoch emporragt, wie die feingebildeten Griechen über die rohen Scythen, dieser Kosmopolit; daß er schon ernten wollte, nachdem er kaum gesäet, daß er vor urkundlich begründetem Rechte zu wenig Scheu und Ehrfurcht hatte, war eine der Hauptquellen seiner Verkennung und seines Unglücks. Bezeichnend für seine Gesinnung hat ihn der Maler in bürgerlicher Tracht dargestellt, die rechte Hand auf die Brust gelegt, gleichsam als wenn er damit andeuten wollte, daß es ihm mit der Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes, bei der oft gewaltsamen, wenigstens schonungslosen Ausrottung veralteter Mißbräuche Ernst gewesen. Die Linke stützt sich auf Bücher, welche seine gesetzgeberische Thätigkeit andeuten sollen, unter welchen sich das berühmte Toleranzedikt befindet. Ihm folgte sein Bruder, der bisherige Herzog von Toskana, Leopold II. leider blos 2 Jahre lang, von 1790—92, der daher für das deutsche Reich wegen der Kürze seines Lebens weniger thun konnte, als er für Toskana, wo er ewig unvergeßlich sein wird, gethan hatte. Der Maler hat ihm die prachtvolle Ordenstracht eines Ritters des goldenen Vließes gegeben, welche außer dem Atlaskleide aus einem, in malerischen Falten bis auf

die Erde herabfallenden Purpurmantel besteht. Sein Sohn und Nachfolger Franz II. schließt die lange Reihe ruhmgekrönter Häupter, welche das 1000jährige Reich gehabt hat, würdig ab. Seine wechselvolle Regierung ist in noch zu frischem Andenken, als daß ich's wagen dürfte, Einzelnheiten derselben vorzuführen, daran zu erinnern, wie dieser wackere, in Deutschland und Oesterreich unvergeßliche Vater seiner Unterthanen wie ein Fels gegen die, wider ihn anstürmenden Wogen unerschüttert dagestanden und wie er, als die morschen Formen des Reiches, die sich schon längst überlebt hatten, ohne seine Schuld zusammenbrachen, am 6. August 1806 seine Kaiserkrone, von der er nur die Dornen kennen gelernt hatte, freiwillig niederlegte. Seine beinahe noch 30 Jahre dauernde, wechselvolle, aber verjüngt und glänzender sich erhebende Herrschaft über Oesterreich gehört nicht hierher. Er starb, von ganz Europa gefeiert und betrauert, am 2. März 1835. Ueber diesen Kaiserbildern wird man auch die Denksprüche anbringen, welche die, auf ihren dargestellten Herrscher im Leben gleichsam als Motto's befolgten. Diese schöne Sitte herrscht heute noch bei den Regenten Oesterreichs, Baierns und vielleicht auch einiger andern Länder nnd ich wünschte, es gäbe nicht nur keinen Regenten, sondern überhaupt keinen Menschen, der nicht einen Wahlspruch sich als Norm seines Lebens wählte und, was mehr ist, befolgte. Es käm dadurch, was besonders in unsern, charakterlos gescholtenen Zeiten vermißt wird, Einheit in das Leben. Aus diesen Denksprüchen dürfte ein schönes Bild unserer reichen Kaisergeschichte sich gestalten lassen. Man hätte den Schlüssel oder den Probirstein in der Hand, man könnte den Maaßstab an den Träger dieses Spruches legen, um zu erfahren, ob er ihm treu geblieben, oder ob er aus eigenen oder der Verhältnisse Schuld davon abgewichen. So trug Joseph II. den Spruch: virtute et exemplo. und der letzte deutsche Kaiser hatte den Wahlspruch: Justitia regnorum fundamentum; sein Sohn und Nachfolger Ferdinand I. hat das Motto: Recta tueri. König Ludwig von Baiern hat als solchen: Gerecht und beharrlich — und wer ist's der behaupten wollte, er sei diesem Wahlspruch untreu geworden? Die ganze Jugendbildung sollte darauf hinwirken, daß jeder junge Mann, ehe er die Universität bezieht, solch einen Spruch nicht blos auf den Lippen, sondern im Herzen trage, weil, wenn das letztere wirklich der Fall ist, er auch all-

mählich ins Leben übergetragen wird, denn was der Mensch un unterbrochen will, das geschieht. Von meinen Wahlsprüchen kennst Du schon einen: Man muß wissen, wie es in Europa aussieht" — und den andern entlehne ich dem heil. Augustin: Potuerunt hi et alii, cur non et ego? Tragen doch sogar ganze Völker ein bestimmtes Gepräge an der Stirn, wenigstens gilt dieß, wenn auch nicht von den ephemeren, die wie Eintagsfliegen am geschichtlichen Horizonte schnell und spurlos verschwanden, z. B. die Alanen, doch von den größeren und schon Virgil hat im 6. Buche der Aeneide*) die Griechen und Römer sehr treffend charakterisirt. Es müßte interessant und dem Kenner der Geschichte Europa's nicht schwer sein, vom Cap de Finisterre bis zur Behringsstraße die Völker der Gegenwart die historische Revue passiren zu lassen. Einen Versuch davon hat erst neulich der wackere, alte E. M. Arndt in Bonn in seiner vergleichenden Völkergeschichte gemacht.

Du siehst schon aus der kurzen Uebersicht unserer Kaisergeschichte, welch' ein unabsehbarer Reichthum in der Vergangenheit unsers Volkes aufgehäuft ist, der zu den schönsten Hoffnungen auch für die Zukunft berechtigt und daß der Correspondent in der Allgemeinen Zeitung, der die übermüthigen Magyaren, die Herrn v. Klauzal, Lucacs und wie sie weiter heißen, mit dem kühnen, ja an trotzigen Uebermuth streifenden Worten zur Ruhe und Bescheidenheit mahnte: „Neben den Germanen seien hunderte ganz anderer Völker, als die Magyaren weniger als Nichts, daß die, von den Ungarn angefeindeten und gering geachteten Deutschen nach allen Beziehungen hin tausend Mal mehr geleistet haben, als die Magyaren seit ihrem ersten Einfalle in Europa bis auf die gegenwärtige Stunde geleistet haben und je leisten werden — nicht so Unrecht haben dürfte, als es Manchem im ersten Augenblick scheinen mag. So wie neulich ein, in gewissen Kreisen beliebter Schriftsteller eine Beschreibung und Geschichte der franzö-

*) v. 848: „Excudent alii spirantia mollius aera:
Credo equidem, vivos ducent de marmore vultus;
Orabunt causas melius, coeliquo meatus
Describent radio et surgentia sidera dicent:
Tu regere imperio populos, Romane, memento;
Hae tibi erunt artes, praciaque imponere morem.
Parcere subjectis et debellare superbos."

fischen Schlösser geliefert hat, so könnte man ein noch reichhaltigeres Seitenstück dazu liefern, wenn man eine Schilderung der Geburts- und Begräbnißstätten der deutschen Kaiser versuchte. Aber schon der Anfang, Karls des Großen Geburtsort, bietet Schwierigkeiten, denn er ist so wenig bekannt, als der Ort, wo Homer geboren worden ist.

Unser nächster Gang war nach dem Städelschen Institut. So nennt man eine Kunstanstalt, welche von einem Frankfurter Patrioten, dem am 2. December 1816 verstorbenen Banquier Städel gestiftet wurde, indem er den größten Theil seines bedeutenden Vermögens 1,200,000 Fl. seine Häuser, eine bedeutende Gemälde und Kupferstichsammlung u. s. w. derselben vermachte, welche seit der Zeit durch andere Geschenke noch vermehrt wurde. Diese beträchtlichen Sammlungen sind in einem palastähnlichem Hause auf der schönen, neuen Mainzer Straße, die fast blos aus Palästen besteht, sehr zweckmäßig und belehrend nach Schulen aufgestellt. Am zahlreichsten ist die Niederländische Schule repräsentirt, wo Bilder von Rubens, Ruisdael, Zastleben, Snyers und Andern zu finden sind; aber auch der italienische Saal hat Meisterstücke von dem Neapolitaner Salvator Rosa, zwei angebliche von Raphael, mehrere von Canaletto; in dem altdeutschen Saale sind schöne Bilder von Holbein, Quentin Messys und Andern. Auch die neuere Zeit hat hier ihre werthvollsten Repräsentanten, Bilder, welche bei der Nachwelt eine vortheilhafte Meinung von der Kunstfertigkeit und Vollendung der Malerei unserer Tage ablegen können. Ich nenne zunächst hier das, mir unvergeßliche Bild J. Hübners, welches den großen Dulder Hiob darstellt, den seine Freunde trösten: er sitzt abgemagert, alt, mit langem grauem Barte, nackt, die Hände über die Knie gefaltet, Gott ergeben da und scheint die, von einem unerschütterlichen Glauben zeugenden Worte zu sprechen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gepriesen. Einen schönen Gegensatz zu dieser abgemagerten Gestalt bilden die, in prächtige Mäntel gekleideten, ihn umgebenden 4 Freunde, die gekommen waren, um ihn zu trösten, aber statt des Trostes ihn, nachdem sie sieben Tage und sieben Nächte schweigend neben ihm gesessen, mit Vorwürfen überhäuften, jedoch seinen Glauben nicht wankend machen konnten. Du weißt, das schon von jeher das Buch Hiob das beim Anblicke dieses meisterhaften Bildes in allen seinen Ein-

zelheiten mir vor die Seele trat, mein Lieblingsbuch war, in welcher Neigung ich durch die Lesung der meisterhaften Homilien des größten christlichen Predigers aller Zeiten, des Patriarchen Johannes von Constantinopel, Chrysostomus oder der Goldmund genannt, bestärkt wurde. Mit Recht sagt Herder von dem Buche Hiob's, daß es bald wie der bestirnte Himmel, bald wie der fröhliche, wilde Tumult der ganzen Schöpfung, bald wie die tiefsten Klagen der Menschheit, vom Aschenhaufen eines Fürsten die Felsen der Mächte Arabiens hervor zu kommen scheine. Und in der That überwältigt sein riesenhafter Stil seine Schatten und Lichter, das Räthselhafte seiner gedrungenen Schreibart, jene Fülle des Herzens, womit es einherschreitet, Welten umfaßt und Staubkörnlein wägt, Menschen durchschaut und in die Wundertiefen der Gottheit hineinbrecht, das Gemüth jedes Lesers und hat vermöge seines erhabenen Charakters von jeher Staunen und Ehrfurcht erregt.

Ein anderes Meisterstück ersten Ranges ist das nicht minder bewundernswerthe Bild von dem Schlesischen Maler Lessing, welches den unglücklichen Huß auf der Kirchenversammlung zu Konstanz darstellt. Der Held des Gemäldes steht in der Mitte in schwarzem, mit Pelz verbrämtem, mir etwas zu ungeistlich erscheinenden Gewande, dem ich wünschte, der Maler wäre auch hierin der Historie getreu geblieben und hätte ihm seine einfache Amtskleidung, den schwarzen Priestertalar, gegeben. Mit der Linken hält Huß ein Buch, während er mit der Rechten auf das Herz deutet. Umgeben ist er von Bischöfen und 3 Kardinälen, welche der Maler in ihrer reichen Amtstracht und in verschiedenem Alter abgebildet und so den Vortheil erlangt hat, jugendlich blühende und greisenhaft ehrwürdige Gestalten in schönem Kontraste nebeneinander zu stellen. Das Ganze wirkt so unmittelbar, daß nur die technische Fertigkeit fehlt, um es auch nach Verlauf vieler Jahre mit der treusten Genauigkeit wiedergeben zu können*). Kühn kann damit verglichen werden das daneben hängende Bild: Daniel in der Löwengrube, und Ezzelin von demselben Lessing. Auch ein Seesturm von Aschenbach, so wie eine liebliche Madonna von Lukas Kranach fesselten mich lange. Nicht minder unvergeßlich ist der

*) Johann Huß und das Concilium zu Kostnitz. Veranlaßt durch Lessing's Bild von G. Parerie. Düsseldorf bei Roschütz.

Eindruck, den das große allegorische Gemälde von einem der größten Meister unserer Tage, dem aus Lübeck gebürtigen und vor einigen Jahren in Rom zur katholischen Kirche übergetretenen Maler Overbeck gewährt. Es ist von bedeutendem Umfange, denn es nimmt die ganze Hinterwand eines großen Saales ein und erinnert an Raffaels unsterbliche Kompositionen. In der Mitte ist der Brunnen des Lebens, aus dessen hervorsprudelnden Wasserstrahlen oben ein Kreuz sich erhebt; die Madonna mit ihrem göttlichen Kinde, der gekrönte Sänger David, Moses, an dem aus seinem Kopfe hervorquellenden Hörnchen kenntlich, die Apostel, die Kirchenväter, die Symbole der verschiedenen Künste und Wissenschaften und eine große Menge ebenso schön gruppirter, als sorgfältig, mit unverkennbarer Liebe ausgeführter Gestalten sollen den Gedanken zur Anschauung bringen, daß die christliche Religion die Mutter und Beschützerin aller Künste, aller Tugend, alles Vortrefflichen ist, was das Leben der Menschen verschönert. Das Bild gibt von dem hervorragenden Talente des Meisters ein unwiderlegliches Zeugniß. Doch muß ich gestehen, daß es auf den ersten Anblick nicht sogleich in allen seinen vielen, ja nur zu vielen Beziehungen verständlich ist. Das scheint auch der große Meister gefühlt zu haben, weshalb er eine eigene Broschüre, um zur Verständlichkeit zu verhelfen und sich vor Mißdeutungen, die natürlich nicht ausgeblieben sind, zu verwahren, herausgegeben hat, wodurch er schon, selbst und ohne es zu wollen, seinen Gegnern eine Waffe in die Wand gab. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß Raffaels große Compositionen z. B. die berühmte Disputa, mit welcher das Overbeck'sche Bild die meiste Aehnlichkeit hat, unvergleichlich klarer und verständlicher ist, mithin keines Commentars bedarf; daher ihm seine Gegner vorgeworfen haben, dieses berühmte Bild erinnere an die Kindheit der Kunst, in der die Maler ihren Figuren beschriebene Zettel aus dem Munde herauswachsen ließen, um dem Beschauer auf diese handgreifliche Art zur Verständlichkeit zu verhelfen.

Unter den Bildern der oberdeutschen Schule ist eine naive Jungfrau mir aufgefallen, unter der folgende Inschrift steht: „Margret stalburger, was ich gestalt, do ich 20 jar was alt." Auch Freskogemälde fehlen nicht, worunter ich die Einführung des Christenthums in Deutschland von dem berühmten bisherigen Direktor der mit diesem Institut verbundenen Kunstschule, Veit,

der aber seit Kurzem dieses Amt niedergelegt hat. Die 5 thörichten und die 5 weisen Jungfrauen von W. Schadow aus Düsseldorf; die heilige Cäcilia spielt die Orgel, während Engel dazu singen von Jung; eine schöne Landschaft mit Ruinen und Heerden von Roos; eine Schmiede von Pforr; eine Himmelfahrt Mariens von dem gefeierten spanischen Maler Murillo, und endlich ein sehr schönes Bild von Moretto: Madonna sitzt mit ihrem göttlichem Kinde auf dem Throne, zur Rechten ein alter, heiliger Mönch mit Stab und Klingel, welches Symbol mir bisher noch nicht vorgekommen war; zur Linken ist an einen Baum gebunden und mit Pfeilen durchschossen der heilige Sebastian, daneben spielt ein Engel Guitarre und hebt den Blick himmelwärts.

Von den bunt ausgemalten Kupferstichen, welche die berühmtesten Gemälde Raffaels, z. B. seine Arabesken in vatikanischen Loggien und die berühmtesten Freskobilder in den Stanzen derselben vergegenwärtigen, kann hier nicht ausführlich die Rede sein; wohl aber muß ich der überraschenden Freude gedenken, die mir durch den Anblick der Gypsabgüsse der, nicht genug zu bewundernden Bronzethüren des Battisterio zu Florenz von Ghiberti, zu Theil wurde. Nicht minder ergötzt die Altarwand in gebrannter Erde, welche Andreoli 1511 für den Altar der Madonna del Rosario zu Gubbio gefertigt. Unter den Statuen nenne ich blos das berühmte Standbild des von Kaiser Hadrian leidenschaftlich geliebten schönen Jünglings Antinous, der bekanntlich im Nil ertrank; des edlen Germanikus, des Aristides, der in seine, malerische Falten werfende Toga gehüllt ist; der Venus von Arles, von Melos, des Dornziehers, d. h. eines nackten, nahe am Jünglingsalter stehenden Knben, der sich einen Dorn aus dem Fuße zu ziehen trachtet; des borghesischen Fechters, des schlummernden Fauns, Jasons, der den Schuh oder vielmehr die Sandale anbindet; des heldenmüthigen Achilleus und um die beiden vortrefflichsten zuletzt zu nennen, des Apollo von Belvedere und der größten und schönsten Gruppe aus dem ganzen Alterthume, welche Laokon mit seinen beiden Söhnen im Kampfe gegen die Schlangen darstellt. In neuerer Zeit verdankt dieses Museum dem unermüdlichen Patriotismus einiger Frankfurter Bürger wieder einige werthvolle Bereicherungen. So hat Herr Passavant, welcher der Kunstwelt als Verfasser des Lebens Raffaels und mehrerer anderer artistischer Schriften rühmlichst bekannt und jetzt Inspektor dieser Kunstan-

ſtalt iſt, ihr werthvolle Gemälde verehrt, z. B. einen heiligen Mauritius, angeblich von Giorgione, einem Dominikaner-Mönch von Morone u. dgl.

Leider war es mir nicht vergönnt, das Muſeum des bethmann'ſchen Gartens, welches täglich von 10—1 Uhr zu ſehen iſt, zu beſuchen, denn ich hatte die genannten Stunden verſäumt. Daß es eines Beſuches aber würdig iſt, geht ſchon daraus hervor, daß es außer den Gypsabgüſſen der bedeutendſten alten Bildwerke die geprieſene Marmor-Statue der von Theſeus verlaſſenen Ariaden von Dannecker enthält.

Unter den neuen Paläſten Frankfurts nimmt das Börſengebäude, welches damals ſchon ganz vollendet war, obgleich es ſeiner Beſtimmung noch nicht diente, die erſte Stelle ein. Es iſt von grauem Sandſtein mit Schichten rothen Sandſteins aufgebaut und gewährt nach den drei freien Seiten hin einen verſchiedenen Anblick, welcher Umſtand wohl nicht von Allen gebilligt werden dürfte. Die Hauptfronte nach der Pa[illegible]irche zu zeigt zu ebener Erde ſechs hohe Bogen, von welchen die vier mittleren Fenſter, die beiden äußerſten Eingänge ſind. Sieben Statuen, den Handel, die Induſtrie und die fünf Welttheile darſtellend, ſchmücken die Winkel. Den Raum von den Bogen an bis zu dem flachen Dache unterbricht nur eine Reihe etwas zu kleiner Fenſter. Die andere Front gewährt einen gefälligeren Anblick, denn auf jeder Seite des gewölbten Einganges finden ſich vier Bogenfenſter; der Raum über demſelben iſt in zwei Stockwerke getheilt, während in der Höhe neben dem Eingange zwei Bildſäulen ſtehen. Die dritte Front geht nach einer Nebenſtraße und hat zu ebener Erde, wie die Hauptſeite, vier Bogenfenſter. Prachtvoll iſt der Börſenſaal im erſten Stock, deſſen Gewölbe auf acht koſtbaren Säulen aus ſchwarzem Marmor ruht, über deren Kapitälern ſich fächerartig, weiße, mit gemalten Reliefs geſchmückte Schirme ausbreiten, welche in vergoldeten Roſetten im Gipfel der Bogen ihre Begrenzung finden. Das ganze Gebäude iſt auf Aktien gegründet und ſoll über 300,000 Gulden gekoſtet haben.

Unter den übrigen Neubauten erwähne ich nur noch der, auf der ſogenannten ſchönen Ausſicht hart am Main ſtehenden Bibliothek, welche folgende Inſchrift trägt: Studiis libertati reddita civitas. Das Portal, durch ſechs römiſche Säulen gebildet, macht einen ſehr gefälligen Eindruck. Daß wir auch das Geburtshaus

des berühmtesten Frankfurters, des unsterblichen Göthe, auf dem sogenannten großen Hirschgraben in Augenschein genommen haben, brauche ich wohl kaum zu sagen; es ist sieben Fenster breit, zwei Stockwerke hoch und darüber noch drei Dachfenster. Das reiche, und musterhaft angewandte Leben des vielseitigsten, tiefsinnigsten und größten Dichters Deutschlands, der am 28. August 1749 hier geboren wurde und am 22. März 1832 zu Weimar starb, ging vor unserem geistigen Auge vorüber. Unter den Palästen kann wohl auch des im Juden-Viertel stehenden Hauses gedacht werden, das der reichsten Familie Europas gehört, (ich glaube Amschel) Rothschild, der sich von dem Sultan nur wenig unterscheidet; denn während sich der Letztere den Fürsten der Gläubigen nennt, könnte sich der Erstere recht bequem den Gläubiger der Fürsten oder doch mancher Fürsten und Staaten nennen. Uebrigens ist dieser übervölkerte, schmutzige und häßliche Stadttheil der wunde Fleck Frankfurts und verdient mit der Prager Judenstadt und dem Ghetto in Rom in Parallele gestellt zu werden.

Gleich bei meiner Ankunft in Frankfurt gerieth ich mit einem jungen Bürger dieser Republik, an den ich mich fragend wandte, und der, um mich auf den rechten Weg zu leiten, mich eine große Strecke begleitete, in ein Gespräch, das ich deshalb erwähne, weil es mir Veranlassung gibt, gegen die Miethsheere in Deutschland mich auszusprechen. Er hatte nämlich, als wir bei der sogenannten Constabler-Wache vorbeigingen und er das berüchtigte Attentat erwähnte, welches am 3. April 1833 ein Haufen irregeleiteter, ja man könnte sagen, wahnsinniger Jünglinge auf die Frankfurter Truppen machte, seine Freude an der unerschrockenen Tapferkeit und dem Heldenmuthe dieser Empörer und zwar blos aus dem Grunde, weil das hier stehende Militair aus Fremdlingen, aus Leuten, die kein Vaterland haben und sich den Meistbietenden verkaufen, besteht. Es sollte von Seiten des Bundestages jedem deutschen Staate zur Pflicht gemacht werden, diesem Unwesen der Söldner ein Ende zu machen. Offenbar würde diese Freude an einer schlechten Sache nicht aufkommen, wenn die Söhne der Bürger selbst ein oder höchstens drei Jahre die Waffen tragen müßten. Diese Miethlinge aber sind, und wenn sie noch zehnmal schöner ausstaffirt würden, als es jetzt der Fall ist, beim Volke theils in Mißgunst, theils, was noch schlimmer ist, in Verachtung. Wie freute sich mein Frankfurter Begleiter, als er erzählte, daß

der wachthabende Offizier aus dem Fenster springen mußte, um mit dem Leben davon zu kommen, und daß eine Handvoll achtzehnjähriger Jünglinge eine mit Waffen versehene Mannschaft in die Flucht jagte. Wenn auch der Spott, den sich früher Jean Paul über die ehemaligen Stadtsoldaten erlaubte, indem er vorschlug, ihnen einen Knittel in die Hand zu geben, damit sie sich vertheidigen können, wenn Jemand kommt, um ihnen das Gewehr zu stehlen, — bei den veränderten Verhältnissen nicht mehr seine Anwendung findet; so ist doch der Umstand allein, daß diese Truppen nicht aus den Bürgern selbst hervorgegangen sind, hinreichend, ihre Abschaffung zu wünschen.

Den Nachmittag brachten wir in der sogenannten Mainlust zu, einem öffentlichen Garten, wo wir auch speisten. Er liegt, wie schon der Name sagt, hart am schönen Main, der ja auch schon von Dampfschiffen befahren wird.*) Der Garten selbst erfüllte meine Erwartungen nicht, denn er ist mit Tischen und Bänken so überfüllt, daß außer dem Grün der Bäume kein anderes zu erblicken ist. Wohl aber gewähren die jenseitigen Ufer mit ihren Gärten und Villen einen schönen Anblick. Wir machten einen kleinen Ausflug über die Mainbrücke, durch Sachsenhausen, der schon mehrmals genannten Vorstadt Frankfurts, ins Freie und erfreuten uns der fruchtbaren, an Breslaus Umgebungen erinnernden Gefilde. Ziemlich müde kamen wir erst während der Dunkelheit zurück, kehrten aber absichtlich nicht in einem der ersten Gasthäuser ein, deren es in dieser lebhaften Handelsstadt eine ungewöhnlich große Menge gibt, von denen das **Hôtel de Russie** für das beste in ganz Deutschland gilt, dem der römische Kaiser, der englische Hof, der Weidenbusch u. dgl. zur Seite stehen, welche sämmtlich fürstlichen Palästen gleichen, — sondern in einem zweiten oder gar dritten Ranges, weil wir gern mit Frankfurter Bürgern in Gespräch gerathen wollten, welches an solchen Orten weit eher möglich ist, als in denen ersten Ranges, wo man in der Regel blos mit Fremden zusammentrifft.

*) Seine reizenden Umgebungen und sonstigen Merkwürdigkeiten lernt man in folgendem Buche kennen: „Fr. Mench Dittmarsch der Main von seinem Ursprunge bis zur Mündung, mit Städten, Ortschaften, Ritterburgen und Sagen; historisch, topographisch und malerisch. Mit Stahlstichen und einem Panorama des Mains von F. W. Delkeskamp. Mainz, bei Victor von Zabern. 1843.

XXVII.

Leipzig, Donnerstag den 21. September

Gegen 10 Uhr Abends fuhr ich nach Leipzig, nachdem ich mich von meinem Kasseler Begleiter verabschiedet hatte.

Die Reisegesellschaft bestand, da die Leipziger Messe schon begonnen hatte, erklärlicher Weise meist aus Kaufleuten; doch fehlten auch Reisende, die andere Zwecke verfolgten, nicht; so kam ich bald mit einem vornehmen jungen Russen und einem aus Paris zurückkehrenden sächsischen Professor der Medicin zusammen. Da ich in der Nacht aufgebrochen war, so kann ich Dir natürlich von der blos zwei Meilen von Frankfurt entfernten Kurhessischen Stadt Hanau, am Einfluße der Kinzig in den Main gelegen, die mehr als 15,000 Einwohner zählt und gut gebaut ist, eben so wenig aus eigener Anschauung als von dem, östlich zwischen dieser Stadt und dem kleinen Orte Gelnhausen, der blos den dritten Theil der Einwohnerschaft der vorigen und einige Ueberreste einer Pfalz Kaiser Friedrichs Barbarossa hat, gelegenen Schlachtfelde sprechen, wo der Baierische General, der spätere Fürst Wrede sich am 31. Oktober 1813 dem bei Leipzig geschlagenen Napoleon zwar tapfer und muthig, aber am Ende doch ohne Erfolg widersetzte, denn der Kaiser schlug sich, wenn auch mit beträchtlichem Verluste, durch und entkam nach Frankreich.

Mittwoch den 20. September waren wir schon früh in der freundlichen Stadt Fulda, oder wie das Volk hier allgemein spricht und auch zum Theil offiziell gesprochen wird, Fuld (denn so liest man auf Schilden z. B. Kurfürstliches Postamt Fuld), wo wir blos eine halbe Stunde des Frühstücks wegen rasteten. Mithin hatte ich keine Zeit, mich in der etwa 11,000 Einwohner zählenden Stadt, wovon kaum 2000 Protestanten sind, während sich die Mehrzahl der Bewohner zu dem katholischen Glauben bekennt, umzusehen. Sie liegt an dem Abhange des Rhöngebirges an dem gleichnamigen Fuldaflüßchen, welches später weit hinter Kassel bei Münden sich mit der Werra verbindet, seit welcher Vereinigung der nun beträchtliche Fluß den Namen Weser führt. Fulda ist eines der ältesten Bisthümer Deutschlands, denn der heilige Bonifacius selbst stiftete es in der Mitte des achten Jahrhunderts, und sein großer Schüler Hrabanus Maurus gründete

hier eine, bald zu großer Berühmtheit gelangende gelehrte Schule, die, so wie das Bisthum, heute noch besteht. Das Letzere war im Verlauf der Zeiten ein souveräner, geistlicher Staat geworden, der aber zu Anfang unseres Jahrhunderts säkularisirt und nach manchem Wechsel (an Nassau, an den Großherzog Dalberg von Frankfurt u. s. w.) seit dem Sturze Napoleons an Kurhessen kam, doch nur zum kleinern Theile, denn der ergiebigste Holz- und Weinbezirk ward nebst einem berühmten Bade an Baiern, und die fruchtbarste Getreidegegend an Weimar abgetreten, nachdem schon früher der edle Johannisberg in österreichischem Besitze verblieben war. Das merkwürdigste Gebäude dieser Stadt, der man es ansieht, daß sie einst eine geistliche Residenz gewesen, ist die herrliche Domkirche, in der auch der große Wohlthäter Deutschlands, der heilige Bonifacius begraben liegt, dem man erst in der neuesten Zeit auf dem Domplatze vor dem nun kurfürstlichen Schlosse eine Bildsäule errichtet hat. Schöne Parkanlagen umziehen die auf hügeligem Boden stehende, mit stattlichen Gebäuden versehene Stadt.

Nun zog sich die Straße bergauf; ein starker Verkehr herrscht auf dieser, die beiden Haupthandelsstädte im Innern Deutschlands, Frankfurt und Leipzig verbindenden Straße. Die Aussicht nach dem zur Rechten gelegenen, nur theilweise bewaldeten Rhöngebirge und seinen tiefen Einschnitten, in denen man erst die Gerste erntete, war angenehm. Bei sehr heißem Wetter langten wir in unserer Mittagsstation an, die zu Buttlar, einem unbedeutenden Dörfchen, gehalten wurde. Es liegt schon im Weimarschen, das ich nun zum ersten Male betrat. Ich erinnere hier im Vorbeigehen an den Ursprung der kleinen sächsischen Herzogthümer, der sich von dem Unglück des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen herschreibt, welcher bei Mühlberg an der Elbe 1547 geschlagen und in die Gefangenschaft des Siegers, Kaiser Karl's V. gerieth. Der unglückliche Fürst mußte seine Kurländer an den mit dem Kaiser verbündeten, bisherigen Herzog Moritz abtreten und sich mit dessen bisherigen Ländern begnügen, so daß ein sehr ungleicher Tausch erfolgte. Unter Joh. Friedrich's Söhnen wurden dieselben mehrfach getheilt, so daß in der Folge zwei Hauptzweige, von Weimar und Gotha entstanden; der letztere spaltete sich wieder in 7 Linien, wovon bis 1825 vier: Gotha, Meinigen, Hildburghausen und Koburg-Saalfeld vorhanden waren. Als

aber mit dem Tode Friedrichs IV. von Gotha am 11. Februa 1825 die gothaiſche Linie erloſch, wurden die Beſitzungen derſelben ſo vertheilt, daß das bisherige Fürſtenthum Gotha an Koburg fiel, welches dafür einige Länder an Meiningen abtreten mußte; außerdem erhielt Meiningen noch Hildburghauſen, welchem letzteren Altenburg als Entſchädigung eingeräumt wurde. Sämmtliche Länder, die um den Thüringer Wald herumliegen, enthalten 180 □Meilen und beinahe 700,000 Einwohner meiſt lutheriſcher Confeſſion. Das größte dieſer Fürſtenthümer iſt Weimar-Eiſenach, das 67 □Meilen und ſeit 1815 den Titel eines Großherzogthums führt, während die drei andern, Koburg-Gotha mit 46 □Meilen, Meiningen-Hildburghauſen mit 43 □Meilen und Altenburg mit 24 □Meilen den herzoglichen Titel behalten haben.

Nach kurzer Raſt fuhren wir immer tiefer nach Nordoſten zum Theil über die erſten Ausläufer des Thüringer Waldes, der meiſt aus Urgebirgen beſteht, 15 Meilen lang und 3 breit iſt*). Auf der ganzen Höhe des Gebirgrückens läuft eine, natürlich nur wenig Orte berührende Straße hin, welche man den Rennweg nennt. Die höchſten Spitzen dieſes nicht ſchroffen und zerriſſenen, ſondern ſanft abgerundeten und mit ſchönen Waldungen bedeckten Gebirgszuges ſind der Inſelberg und der Schneekopf, beide kaum 3000 Fuß hoch. Am meiſten fällt ſchon aus weiter Entfernung die unweit Eiſenach auf einer iſolirten Bergkuppe ſtehende, aus vielen Gründen merkwürdige Wartburg in die Augen, von welcher Stadt ſie nur eine halbe Stunde entfernt iſt. Sie hat eine reizende Lage und iſt ſchon deshalb mit Recht der Verſammlungsort der Naturfreunde in einem weiten Umkreiſe und man könnte ſie deshalb mit der unfern von Liegnitz in Schleſien gelegenen Grädizburg vergleichen, denn die Höhe wird beinahe dieſelbe ſein, nämlich 1300 Fuß über dem Meere.

In Eiſenach, einer freundlichen, auf unebenem Boden gelegenen, mit einem großen und ſchönen Reſidenz-Schloſſe des, nur ſelten hier weilenden Landesherrn verſehenen Stadt wurde nur ſehr kurze Zeit geraſtet und die Reiſe nach dem 3 Meilen von hier entfernten noch ſchöner gelegenen Stadt Gotha fortgeſetzt. Dieſe anſehnliche gut gebaute Stadt wird von dem Reſidenzſchloſſe des Herzogs

*) Ich verweiſe auf: Storch's Wanderbuch durch den Thüringer Wald. Für Bewohner und Beſucher deſſelben. Ilmenau, bei Reichel. 1841.

überragt, welches auf einer beträchtlichen Anhöhe steht und von den Reisenden sowohl der Aussicht, als auch der sehenswerthen Gemälde- und Münz-Sammlung, des Kunst- und Naturalien-Kabinets, der 160,000 Bände zählenden Bibliothek wegen besucht wird. Ich war leider nicht so glücklich, mir diese Genüsse zu gewähren. Ebenso wenig kann ich aus eigener Anschauung von der Hauptstadt Thüringens, die ebenfalls 3 Meilen von hier entfernt ist, von Erfurt sprechen, die zur jetzt preußischen Provinz Sachsen gehört und über 28,000 Einwohner zählt; doch da sie mehr als 3000 Häuser hat, so folgt schon daraus, daß sie schwach bevölkert ist. Das merkwürdigste Gebäude ist der auf einem Hügel gelegene, durch eine große Zahl von Stufen zu erklimmende Dom, dessen Glocke 275 Ctr. schwer, mithin nächst der moskauer die größte in der Welt ist. Im XVI. Jahrhunderte hatte Erfurt eine Bevölkerung von mehr als 60,000 Seelen und schon 1378 war eine Universität hier gestiftet worden. Nach beendigtem dreißigjährigen Kriege kam sie in den Besitz des Kurfürsten von Mainz, dem sie aber 1803 entrissen wurde. 1808 war hier die berüchtigte Zusammenkunft Napoleons und des russischen Kaisers Alexander, wo über das Schicksal Europa's von den beiden größten Machthabern jener Zeit willkürlich entschieden wurde. Seit dem Sturze Napoleons gehört sie den Preußen, welche die, schon früher starken Befestigungen, namentlich der Cyriaksburg und des Petersberges, noch mehr ausgedehnt haben, so daß Erfurt jetzt eine der stärksten deutschen Festungen ist und auch eine zahlreiche Besatzung hat. Die Universität wurde 1816 aufgehoben. Wiederum 3 Meilen entfernt liegt das klassische Weimar*). Ich gab der freundlichen, an der Ilm gelegenen, etwa 12,000 Einwohner zählenden Stadt deshalb diesen Namen, weil hier einst die Großgeister deutscher Nation, Herder (gest. 1803), Schiller (gest. 1805), Wieland (gest. 1813) und Göthe (gest. 1832) mit und neben einander glänzten. Da ich beinahe um Mitternacht hier eintraf und nach dem Pferde-Wechsel sogleich wieder fortreiste, so kann von einer näheren Schilderung, die ich mir für einen zweiten Besuch aufsparen muß, na-

*) Vollständig wird das Glanzleben deutscher Geistesgröße in einem erst vor Kurzem erschienen Buche geschildert, dessen Titel schon, so wie dessen Verfasser wegen des guten Klanges, den er durch ganz Deutschland hat, anlockend ist: „Weimars Musenhof von Wachsmuth."

türlich keine Rede sein. Als es Donnerstag früh zu tagen begann, waren wir schon wieder auf preußischem Grund und Boden und genossen in der ersten preußischen Stadt, Eckardsberga, unser Frühstück. Sie hat 2000 Einwohner und liegt ohngefähr wie Silberberg in Schlesien in einem engen Thale, in dem sie sich hinaufzieht. Von nun an wird die Gegend reizend, namentlich verdient das, von Weinbergen umkränzte Thal diesen Namen, in welchem die berühmte Schulpforta liegt. Dies war früher eine Cistercienserabtei, welche 1136 gegründet, aber zur Zeit der Reformation 1540 vom Herzoge Heinrich von Sachsen aufgehoben, jedoch bald darauf mit Beibehaltung ihrer sämmtlichen, sehr ausgedehnten Güter und sonstigen Einkünfte in eine fürstliche Landesschule oder Fürstenschule umgewandelt und vom Herzoge, nachmaligen Kurfürsten Moritz nebst ihren Schwesteranstalten zu Merseburg, die jedoch schon 1550 nach Grimma verlegt wurde, und Meißen mittelst Patent vom 21. Mai 1521 reorganisirt worden ist. Sie liegt eine Stunde von Naumburg entfernt, in einem sehr angenehmen und fruchtbaren Thale, welches von zwei langen Höhenzügen eingeschlossen wird, wovon der südliche, der sogenannte Knabenberg mit seinem waldigen Abhange sich 400 Fuß über das Thal erhebt, der nördliche aber, an dessen Fuße die Saale fließt, unter dem Namen der Saalberge bekannt und mit Weinpflanzungen bedeckt ist. Den kleinen, keine anderen Wohnhäuser, als die zur Schulanstalt gehörigen, in sich schließenden Ort durchfließt die kleine Saale und er ist noch seit der Klosterzeit her mit einer, 10—12 Fuß hohen Mauer umfaßt, welche einen Umfang von 73 Morgen einschließt. Das ehemalige Klostergebäude enthält jetzt die Schule. Daran stößt die schöne, 232 Fuß lange, 52 Fuß hohe, 54 Fuß breite, in Kreuzform und im schönsten gothischen Stile erbaute Kirche, zu der drei Ortschaften eingepfarrt und bei der zwei Prediger angestellt sind, die zugleich als Mitglieder des Lehrercollegiums fungiren. Neben dem Schulhause steht das sogenannte Fürstenhaus, ein ansehnliches, schloßähnliches Gebäude, welches der Nachfolger Moritzens, der Kurfürst August 1573 erbaute; es ist 172 Fuß lang, 38 Fuß breit und zwei Stockwerke hoch, von denen das erste zur Wohnung des Rectors, das zweite zu drei Lehrerwohnungen dient. Oestlich davon steht die schöne, im reinsten byzantinischen Stile erbaute, ehemalige Privatkapelle des Abtes. Dem Schulhause gegenüber ist ein langes, mit zwei

vorſpringenden Erkern verſehenes Gebäude, das zur Krankenanſtalt und anderen Beſtimmungen dient. Zwei Gärten ſchließen ſich daran, die ſich bis in den Wald hinauf erſtrecken.

Die Beſtimmung dieſer Schulpforta beſteht, der offiziellen Bekanntmachung gemäß, darin, daß ſie eine Erziehungs- und Unterrichts-Anſtalt für junge Leute evangeliſcher Confeſſion und zwar nie mehr als 200, vom reifen Knabenalter bis zum Uebergange auf eine Univerſität iſt, welche für das höhere wiſſenſchaftliche Leben oder für den eigentlichen Gelehrtenſtand vorbereitet werden. Ihrer iſolirten Lage wegen iſt ſie als ein reines Alumneum, d. h. als eine ſolche Schul- und Erziehungs-Anſtalt geſtiftet worden, an der keine anderen Schüler als diejenigen, welche in der Anſtalt wohnen, Theil nehmen. Sie zerfallen in zwei Klaſſen, Alumnen und Extraneer. Die Erſteren, die eigentlichen Beneſiziaten der Anſtalt, wohnen zuſammen im Schulhauſe in 12 Stuben und nehmen an den Beneſizien der Schule Theil, welche in freier Wohnung und Beköſtigung, ſo wie in freiem Unterrichte beſtehen. Sollte es Dich intereſſiren, etwas Näheres über dieſe reiche Anſtalt (— denn ſie nimmt jährlich aus ihren eigenen Einkünften 44,000 Rthlr. ein, während ſämmtliche ſieben katholiſche Gymnaſien Schleſiens nicht ſo viel Einkünfte haben und zwar auch nicht einen Pfennig aus Staatskaſſen, ſondern aus eigenen, freilich eingezogenen Mitteln; hätte man ihnen alle ehemaligen Kloſtergüter gelaſſen, ſo könnte ſich jedes wenigſtens eben ſo gut ſtehen, als Schulpforta. Von dem anſtändigen Gehalte ihrer Lehrer bekommt man einen Begriff, wenn man lieſt, daß der vorletzte Rector als Penſion 1800 Rthlr. bezog) zu erfahren, ſo empfehle ich hiemit folgendes, bei Gelegenheit des dreihundertjährigen Jubiläums erſchienenes, aber auch in den Buchhandel gekommenes Programm: „Die Landesſchule Pforta in ihrer geſchichtlichen Entwickelung ſeit dem Anfange des XIX. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Einladungsſchrift zur dritten Säcularfeier ihrer Stiftung den 21. Mai 1843 von Rector Dr. Kircher. Mit einem Grundriß der Pforta. Naumburg, 1843; bei Klaffenbach*).

*) Als höchſt lehrreiches Seitenſtück empfehle ich zur Vergleichung: Analekten über das Peuſionat und das Collegium der G. J. V. V. Jeſuiten zu Freiburg in der Schweiz. Nach dem Franzöſiſchen von Vincenz Grafen Piccolomini. Regensburg, bei Manz. 1842.

Ich hatte von Eckartsberga bis Naumburg eine angenehme Nachbarin im Kabriolet des Postwagens, ein Mädchen aus der Nähe von Königswinter am Rhein, die ganz allein Verwandte in Berlin besuchte und daher schon in der genannten nahen Stadt sich von mir trennen mußte. Sie weihte mich recht bald in das trauliche, nicht blos in ihrem Hause, sondern, wie es scheint, am ganzen Rhein einheimische, schöne Familienleben ein, erzählte viel von ihrem 86jährigen blinden Vater, der vergebens sich in Bonn der Augenoperation unterzogen hat; sie erwähnte, wie ihr gastfreies Haus der Mittelpunkt ausgezeichneter Männer, namentlich der gepriesenen Dichter Freiligrath und Dr. Simrock*) ist, von denen sie mir, der ich diese Männer nur aus ihren Schriften kenne, sehr willkommene Personalien berichten konnte. Ihr Vater gilt für einen der ersten Weinkenner und ich habe versprochen, in dieser mir, wie Du weißt, gänzlich fremden Kunst bei einer, gewiß sobald als nur immer thunlich, zu wiederholenden Rheinreise mich vom Nestor aller Weinkenner unterrichten zu lassen.

Schon von Ferne zeigte sich, im Schooße einer ausgedehnten, von Rebenhügeln durchflochtenen Gegend das mehr als 12,000 evangelische Einwohner zählende Naumburg, an dessen nördlichem Ende sich der ansehnliche Dom majestätisch darstellte. Naumburg gehört zu den Städten, welche Heinrich I. der Vogelsteller gegründet. Die Hussiten vor Naumburg, die 40,000 Mann stark vor diesem Bischofssitze erschienen, weil der damalige Inhaber desselben auf dem Constanzer Concil gegen Huß gestimmt, sind sogar ein Gegenstand dramatischer Darstellung geworden, weil Procop, der sonst so rohe Anführer derselben, sich durch den Anblick von 600 Kindern, die in weißen Kleidern, baarfuß, mit grünen Zweigen in den Händen, fußfällig um Schonung ihrer Eltern baten, zur Milde bewegen ließ und sein Versprechen, das er der Unschuld gegeben, von Naumburg abzuziehen, ohne ein Huhn mitzunehmen, auch wörtlich gehalten hat. Zur Erinnerung

*) Die Biographien dieser, so wie der übrigen Dichter der Neuzeit findet man, da die ausführlichen Handbücher der deutschen Literaturgeschichte z. B. das größte und beste von Gervinus nicht soweit gehen, in folgender Schrift: G. Gödeke über die deutschen Dichter der Neuzeit, von 1813—43, welches authentische biographische Mittheilungen enthält und einem unserer beliebtesten Dichter, Gustav Schwab, zugeeignet ist.

daran wird am 28. Juli das Kirſchenfeſt (denn Procop hatte die Kinder mit dieſer zarten Frucht bewirthen laſſen) von Jung und Alt mit großem Jubel begangen. Bei meiner Anweſenheit hatte eben die Meſſe, die im Vergleich mit Leipzig, Frankfurt und Braunſchweig wohl eher den beſcheideneren Namen eines lebhaften Jahrmarktes verdient, begonnen, daher eine ſtarke Volksmenge die Plätze und Straßen anfüllte. Den Naumburger Wein habe ich ſelbſt nicht gekoſtet, weil einer meiner kühnen Reiſebegleiter, der dieß in meiner Gegenwart wagte, dazu ein grimmiges Geſicht ſchnitt und mich von der Nachahmung ſeines Beiſpiels abſchreckte, denn mir fiel Friedrichs des Großen Urtheil über den Grünberger Wein ein. Der Grünberger Magiſtrat nämlich verſammelte ſich einſt, als der große König durch dieſe Stadt fuhr, in pleno auf dem Markte und überreichte ihm in ſilbernem Becher den beſten einheimiſchen Rebenſaft. Der König aber, der bekanntlich auch nicht einmal den Rheinwein liebte, indem er ihm einen Vorgeſchmack vom Hängen (avant-gout du pendre) nannte, gab, nachdem er nur wenig gekoſtet, den Becher mit den Worten zurück: „Gut, recht gut, wohl dem, der ihn nicht trinken muß!“ —

Nach Weißenfels zu verflacht ſich die Gegend allmählich, ohne jedoch bei dieſer, etwa 8000 Einwohner zählenden Stadt ganz eben zu werden, denn wellenförmig bleibt ſie ringsum. Namentlich hat das Schloß Neuauguſtenburg eine freundliche Lage. Zwiſchen hier und dem nächſten Städtchen Lützen iſt blutgetränkter Boden, denn hier war es, wo am 16. Nov. oder damals, da die Proteſtanten noch nicht den gregorianiſchen Kalender angenommen hatten, nach ihrer Rechnung am 6. Nov. 1632 Guſtav Adolph den kaiſerlichen Truppen unter Wallenſtein eine große Schlacht lieferte, in deren Folge er zwar ſiegte, aber auch ſein Leben verlor. Die näheren Umſtände ſeines Todes, den man oft ſogar ſeinen eigenen Leuten zugeſchrieben hat, gibt der neuſte einheimiſche Geſchichtsſchreiber Schwedens, der berühmte Prof. Geijer im III. Bd. ſeiner Geſchichte Schwedens S. 232 folgendermaßen an: Der König begab ſich an die Spitze der Reiterei, um der ſchon weichenden Infanterie zu Hilfe zu eilen, geräth aber, da er ſich von ſeinen Truppen zu weit entfernt hatte, wegen des Nebels, der ſich in dieſem Augenblicke wieder ausgebreitet, zwiſchen die feindlichen Kuiraſſire. Sein Pferd bekommt einen Piſtolenſchuß durch den Hals; ein zweiter zerſchmettert dem Könige das linke Armbein.

Nun bittet er den Herzog von Lauenburg, ihn aus dem Kampfe zu bringen, erhält aber in demselben Augenblick einen Schuß durch den Rücken und fällt vom Pferde, das ihn eine Strecke in den Steigbügeln fortschleppt. Der Kammerherr Truchseß sah den kaiserlichen Oberst von Falkenberg einen Schuß auf den König richten; dieser wird aber von Luchau, dem Stallmeister des Herzogs von Lauenburg, durch einen Säbelhieb getödtet. Nun floh der Herzog. Von den beiden Reitknechten des Königs war der Eine todt oder verwundet, und von allen übrigen Begleitern nur ein deutscher Page, von Leubelfing, bei ihm zurück, welcher einige Tage darauf an seinen Wunden starb, aber auf seinem Sterbebette erklärte, daß er, als der König vom Pferde gefallen, abgestiegen und ihm sein Pferd angeboten habe; daß der König seine beiden Hände nach ihm ausgestreckt, er aber nicht im Stande gewesen sei, allein ihn vom Boden aufzuheben; daß feindliche Kuirassiere dazu gekommen und gefragt, wer der Verwundete sei, der König sich selbst zu erkennen gegeben, die Reiter ihn aber durch den Kopf geschossen." Bald nach der Schlacht entstand das Gerücht, welches aus dieser umständlichen Erzählung schon als unbegründet erscheint, daß der tödtliche Schuß nicht von den Feinden, sondern vom Herzog Franz v. Lauenburg, welcher kurz vorher aus kaiserlichen Kriegsdiensten in schwedische übergetreten war, gekommen sei; jedoch kann ihm nichts anders zur Last gelegt werden, als daß er, ohne dem Könige zu helfen, davon geritten. Das Commando übernahm auf schwedischer Seite der Herzog Bernhard und der Feldzug endigte damit, daß Wallenstein eiligst seine Winterquartiere in Böhmen bezog.

Auch die Kaiserlichen hatten einen schweren Verlust zu beklagen, denn der deutsche Bajard, der berühmte, von seinen Soldaten für kugelfest gehaltene Pappenheim hatte tödtliche Schußwunden erhalten, an denen er im Wagen starb, auf dem er nach Leipzig gebracht werden sollte, nachdem er noch die ihm trostvolle Kunde vernommen, daß der schwedische König, nach seiner Meinung der unversöhnliche Feind seines Glaubens, den er im Treffen vergeblich aufgesucht hatte, ihm im Tode vorausgeeilt sei. Die Beurtheilung des hier gefallenen Helden ist wieder einmal ein Punkt, wo katholische und protestantische Geschichtschreibung weit aus einander geht und wahrscheinlich nie übereinstimmen wird. Es ist hier nicht die Rede von dem liebenswürdigen, rechtlichen,

frommen Charakter des Königs, über welchen so wenig wie über sein Feldherrntalent jemals ein ernstlicher Streit sich erhoben hat, sondern ob es überhaupt patriotisch war, auswärtige Mächte, wozu doch Schweden trotz seines protestantischen Glaubensbekenntnisses gehörte, zur Schlichtung innerer Zwiespalt herbeizuholen. Daß die protestantischen Fürsten schon beim Beginn der Reformation politische Zwecke gehabt, ja daß diese die überwiegenden waren, während die religiösen immer in zweiter Linie standen, ist das Resultat der neuesten Forschungen auf diesem Gebiete, sogar solcher, die von protestantischer Seite angestellt wurden, z. B. C. A. Müllers (Fünf Bücher vom böhmischen Kriege von 1618—1621 nach handschriftlichen Quellen des königl. sächs. Staatsarchivs), Rommels (in seiner neuern Geschichte Hessens, bis jetzt 4 Bände), vorzüglich Barthold's aus Königsberg („Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolph's ab. Bis jetzt 2 Theile"). Besser wäre es unstreitig gewesen, wenn nie ein Schwede mit gewaffneter Hand sich hätte nach Deutschland wagen dürfen.

An der Stelle, wo der Schwedenkönig gefallen, war bis vor wenig Jahren blos ein gewaltiger Stein zu sehen, den man deshalb den Schwedenstein nannte; jetzt ist derselbe durch ein gußeisernes Denkmal bedeckt, welches in Form eines gothischen, nach allen Seiten hin offenen Tempels errichtet, ganz nahe an der Heerstraße gelegen und mit Bäumen anmuthig umschattet ist.

Aber auch in den letzten Befreiungskriegen Deutschlands gegen das übermächtige Frankreich, oder vielmehr gegen den auch Frankreich tyrannisirenden Korsen geschah hier eine blutige Schlacht am 2. Mai 1813. Die überlegene Truppenmehrzahl Napoleons, welcher 160,000 Mann unter sich hatte, während die Preußen und Russen kaum die Hälfte Kämpfer zählten, entschied zu Gunsten der Franzosen, doch war das Resultat der Schlacht ein ganz anderes, als Napoleon zu erfahren schon längst gewöhnt war, denn während der Verlust der Preußen auf 8000, der Russen auf 2000 Mann angegeben wird, verloren die Franzosen 15,000 Mann darunter 5 Generale. Der größte Verlust der Preußen war der Tod des edlen und geistreichen Generals Scharnhorst.

Ganz in der Nähe liegt auch das Dorf Altranstädt, wo Carl XII. von Schweden 1706 den König von Polen und Kurfürsten von Sachsen August II. zur Abtretung des ersteren Landes und

zur Anerkennung des von ihm an seiner Statt zum König von Polen erwählten Stanislaus Leszinsky zwang.

Gleich hinter Lützen beginnt das Königreich Sachsen; man hat blos noch das Städtchen Markranstätt zu passiren und gleich hinter demselben erblickt man schon von ferne die Thürme der zweiten Stadt des Königreichs, Leipzig, in der ich Nachmittags gegen 3 Uhr eintraf. Die Gegend ist zwar sehr fruchtbar, welche Eigenschaft zum Theil durch die 3 Flüsse, an denen sie liegt, bewirkt wird, der Pleiße und der Parthe, welche sich in die Elster ergießen, die kurz vor Halle mit der Saale sich vereiniget, welche unweit Barby in die Elbe strömt. Der Name Leipzig soll aus dem Slavischen stammen, von Lip, welches eine Linde heißt. Ihr Ursprung mag wohl nicht über die Zeit Heinrichs I. hinausreichen. Wegen der günstigen Lage hat diese Stadt sich besonders seit dem 30jährigen Kriege, in dem sie eine wichtige, ihr selbst häufig verderbliche Rolle gespielt hat, da am 17. Septbr. 1631 Tilly bei Leipzig, eigentlich unweit Breitenfeld von Gustav Adolph geschlagen worden war, zu immer höherer Bedeutung, so daß sie trotz der neuen Verwüstung, welche die Völkerschlacht vom 16—19 Octbr. 1813 in ihr angerichtet hat, eine der blühendsten und wohlhabendsten Städte ganz Deutschlands ist. Zwar ist sie keine Festung mehr, aber dieser Umstand hat wesentlich zu ihrer Verschönerung beigetragen, denn die ehemaligen Wälle wurden abgetragen, mit Linden bepflanzt und in Gärten verwandelt, so daß Leipzig jetzt nächst Breslau die schönsten Spaziergänge in Deutschland hat.

Ihre Bevölkerung beträgt mehr als 54,000 Seelen, unter denen etwa 2000 Katholiken sind. Sie hat 5 Thore und unter den 7 Plätzen ist der in der Mitte der Stadt gelegene, große und regelmäßige Markt zu nennen, der von schönen Gebäuden umgeben ist. Auf demselben steht das, im neugothischen Stile erbaute Rathhaus, in dessen Erdgeschoß sich eine Menge Kaufläden befinden. Es ist durch einen Thurm geziert; der größte von den Plätzen aber heißt nach dem Namen des 1827 nach 58jähriger Regierung gestorbenen Königs August und hat an dem neuen Postgebäude und am Flügel der Universität, welcher ihm zu Ehren erbaut und Augusteum benannt ist, eine große Zierde, welche noch durch den tief in die Region der Häuser hereinragenden Vegetationsschmuck vermehrt wird, denn die schönen, fast die ganze Stadt umkreisen-

den Spaziergänge mit ihrem herrlichen Blumenflor schließen sich an diesen Platz an und mit Recht hat man dem Ordner dieser schönen Anlagen, dem schon längst verstorbenen Bürgermeister Müller, in der Nähe des Schwanenteiches ein einfaches Denkmal errichtet; auch der gemüthliche, ja, ich glaube nicht zu viel zu sagen, unsterbliche Lieder- und Fabeldichter Gellert (geboren am 4. Juli 1715 zu Haynichen und gestorben am 13. December 1769 als außerordentlicher Professor der Philosophie zu Leipzig), hat auf dieser Promenade ein Denkmal erhalten. Der schönste artistische Schmuck Leipzigs aber ist auf dem in der Petersvorstadt liegenden Königsplatze, wo dem König Friedrich August ein Standbild errichtet ist. Unter den Gebäuden, von denen mehrere einen bedeutenden Umfang einnehmen, so daß sie an das Bürgerspital in Wien und an das Trattnersche Haus daselbst erinnern und in der Regel 4—5 Stockwerk hoch sind, muß auch die, zum Observatorium eingerichtete Pleißenburg erwähnt werden, welche von dem Baumeister Lotter 1577 nach dem Muster der Citadelle in Mailand erbaut wurde. Sie besteht aus dem äußern Flügel, der nun als Kaserne benutzt, aus dem Trotzergebäude, wo die Kunstakademie, und dem Thurmgebäude, von dem man eine schöne Aussicht hat, welches zu besteigen man schon deshalb nicht unterlassen muß, weil Leipzig sonst nirgends mit einem Blicke übersehen werden kann. Die Abwesenheit jedes Hügels ist ein wesentlicher Mangel in der sonst anmuthigen Umgebung der Stadt. Das eigentliche Universitätsgebäude heißt das Paulinum, so genannt, weil es einst ein Paulinenkloster war, welches seit der Aufhebung 1539 der Universität geschenkt wurde. Dieselbe ward in Folge der durch Huß veranlaßten Unruhen in Prag 1409 gestiftet, indem die Deutschen von da auswanderten und in Leipzig, wo sie mit offenen Armen empfangen wurden, sich niederließen. Seit der Zeit hat die hiesige Hochschule stets eine wichtige Rolle gespielt. Das Georgenhaus, an der Stelle eines ehemaligen Bernhardiner kollegiums angelegt, enthält in seinen weitläufigen Räumen eine Waisenanstalt und ein Arbeitshaus für freiwillige, so wie für gezwungene Arbeiter. Da Leipzig einer der größten Handelsörter Deutschlands ist, indem seine Messen oft von 18—20000 Fremden besucht werden, so läßt sich schon daraus schließen, daß sich hier eine Börse finden muß, deren Gebäude 1678 im italienischen Geschmack erbaut wurde und wo zu ebener Erde auch die thätige und

schnell aufblühende Bank sich befindet. Zwar kleiner, aber auch schöner ist die erst seit 1834 erbaute Buchhändler-Börse. In dieser Art des Handels hat Leipzig nicht nur in Deutschland, sondern überhaupt in ganz Europa nicht seines Gleichen: es ist nämlich herkömmlich, daß jeder Buchhändler die Ostermesse in Leipzig besucht, wo gegenseitige Abrechnung gehalten wird. Daraus wird es erklärlich, daß Leipzig allein 120 Buchhändler hat, welche 150 Druckerpressen beschäftigen und wo allein 96 Zeitschriften erscheinen. Aber auch in anderen Artikeln ist der Leipziger Handel, namentlich in Baumwollenwaaren, Tuchen, Wolle und Kolonialprodukten sehr bedeutend, indem er durch 200 Großhändler und eine fast doppelte Zahl von Kleinhändlern betrieben wird. Dreimal des Jahres finden die erwähnten stark besuchten Messen statt, von denen jede 3 Wochen dauert und von denen ich schon den Anfang der Michaeli-Messe sah.

Unter den Leipziger Kirchen behauptet die Thomaskirche den ersten Rang; zwar wurde sie schon 1222 vom Markgrafen Dietrich erbaut, aber das jetzige Gebäude rührt erst aus dem Ende des 15. Jahrhunderts her. Viel schöner ist die Nikolaikirche, welche seit 1796 im Innern sehr reich und glänzend ausgestattet wurde. In der Universitäts- oder Paulinerkirche liegt der 1307 in der Thomaskirche ermordete Markgraf Diezmann begraben. Die Katholiken hatten bisher in der Pleißenburg eine kleine Kirche, da sie aber in der neuesten Zeit den Einsturz drohte, so wurden, weil die hiesigen Bekenner dieses Glaubens weder zahlreich noch vermögend genug sind, sich ein neues Gotteshaus zu bauen, in Oesterreich und anderen katholischen Staaten Beiträge gesammelt, um ein würdiges, dem katholischen Gottesdienste gewidmetes Gebäude aufführen zu können.

Endlich entzog ich mich dem, auf allen Straßen sich herumdrängenden Gewühle der Käufer und der noch größern Menge von Verkäufern und war sehr froh, als ich ins Freie gekommen war, und wieder frische Luft schöpfen konnte. Ich ging nämlich in das zwischen der Elster und Pleiße gelegene, mit Recht weit und breit gefeierte Rosenthal. Du mußt Dir darunter weder ein Thal noch Rosen denken, sondern ungefähr das, was der Wiener seinen Prater und der Berliner seinen Thiergarten nennt, ein Mittelding zwischen Wald und Park, durchschnitten von anmuthigen Wiesen und Baumalleen, die sich bald kreuzen, bald parallel neben einan-

der herlaufen und wo eine Menge Reſtaurationen ſich befinden. Bei einer derſelben, wo gerade ein ſtarkbeſetztes Muſikchor der Magnet war, welcher eine große Menge Einheimiſche und Fremde an ſich zog, nahm denn auch ich Platz und vollbrachte hier den Abend in mannigfachen Geſprächen.

Den urſprünglichen Vorſatz, meinen Ausflug bis nach dem, durch Schillers Aufenthalt berühmt gewordenen Dorfe Golis, wo er das unſterbliche Lied an die Freude gedichtet, auszudehnen, mußte ich wegen der, früher als mir lieb war, einbrechenden Nacht aufgeben, wenn ich nämlich, wie ich mir vorgenommen hatte, den Abend im Theater zubringen wollte.

Das Letztere geſchah; ich kann mir aber über die Leiſtungen deſſelben kein Urtheil erlauben, weil an jenem Abende ein Stück gegeben wurde, das, obwohl es ſchon auf allen Bühnen Deutſchlands erſchienen iſt, doch am allerwenigſten geeignet ſein dürfte, als Richtſchnur und Maßſtab benutzt zu werden. Es war das, jedes innern Gehalts entbehrende und nur äußerſt ſelten ſchwache Spuren von ächter Komik verrathende Luſtſpiel „Lumpacivagabundus" von Neſtroy, das zwar manchmal an Ariſtophanes erinnert, welcher ſogar noch größere Gemeinheiten, die aber einen genialen Zuſchnitt haben, vorführt, im Ganzen aber doch ſeinen Erfolg nur dem beklagenswerthen Zuſtande des deutſchen Luſtſpiels zu verdanken hat.

XXVIII.

Dresden, Freitag den 22. September.

Früh um 6 Uhr ſaß ich ſchon auf der Eiſenbahn, um mich nach Dresden befördern zu laſſen. Dieſe Leipzig-Dresdener Bahn war eine der erſten größern Schienenſtraßen in Deutſchland, indem ſie auf Anrathen des, als Schriftſteller ſehr thätigen und rühmlich bekannten Dr. Liſt ſchon 1833 begonnen und im Jahre 1839 vollendet wurde. Man legt die ganze, 15½ Meile betragende Strecke in 3½ Stunde zurück. Die erſte Station iſt das etwa 4000 Einw. zählende Städtchen Wurzen, deſſen anſehnliche Stiftskirche mit 2 Thürmen, deſſen nicht minder ſtattliches Schloß und Rathhaus

man von der, auf 19 Bogen ruhenden Muldebrücke sieht. Das erwähnte Collegiatstift rührt vom Jahre 1114 her und stand unter dem Meißner Bischofe, der nicht selten in dem, nun königlichen Schlosse wohnte. Zur Zeit der Reformation entspann sich wegen dieses Stiftes eine heftige Feindschaft zwischen dem Herzoge und dem Kurfürsten von Sachsen, die sogar in einen Krieg auszuarten drohte. Kurfürst Johann Friedrich aus der Ernestinischen Linie hatte bisher vereint mit der Albertinischen die Schutzgerechtigkeit über das Bisthum Meißen, mithin auch über das davon abhängige Stift Wurzen, das aber schon im Gebiete der Albertinischen lag, ausgeübt. Da nun die Wurzener die vom Kurfürsten 1542 ausgeschriebene Türkensteuer zu zahlen sich weigerten, so ließ derselbe das Städtchen am Palmsonntage mit 400 Reitern besetzen. Herzog Moritz nahm sich nun der Wurzener an und zog seine Truppen bei Leipzig und Oschatz zusammen, während das Kurfürstliche Heer, mehrere Tausend Mann stark, sich zwischen Wurzen und Grimma lagerte. Da erließ Luther ein heftiges Droh- und Abmahnungsschreiben: „Ist doch das Städtlein Wurzen nicht werth der Unkost, so bereits darauf gegangen ist, und würde bei vernünftigen Leuten nicht anders angesehen werden, denn als zween volle Bauern sich schlügen im Kretscham um ein zerbrochen Glas, oder zween Narren um ein Stück Brot, ohne daß der Teufel und seine Glieder aus solchen Funken gern ein Feuer anbliesen. Solche nahe Verwandschaft sollte durch den leidigen Teufel so in einander gestürzt und gemengt werden um einer Laus oder Nissen willen? Denn was kann Wurzen mit all seiner bischöflichen Herrlichkeit sein gegen solch theuren Adel und so viel Blut, denn eine nichtige Laus?“ Dazu fügt C. A. Wenzel (im 2. Bande seiner neuen Geschichte der Deutschen S. 300) folgende, immer noch zu wenig beherzigte Wahrheit: „Mit diesen kräftigen Worten übte der Reformator das Recht, dessen Behauptung den Päpsten und Bischöfen der römischen Kirche so oft zum Vorwurfe gemacht worden ist, den Fürsten Gehorsam sogar in weltlichen Dingen zu gebieten und sie im Weigerungsfalle mit Bann und Lösung des Eides ihrer Völker zu bedrohen. Nicht in der Absicht wird dies hier bemerkt, daß Pygmäen nach der Keule des Titanen die Hand ausstrecken sollen, sondern damit Unkundige endlich aufhören mögen, nach dem ganz veränderten Maßstabe des neuern Weltzustandes in den großen Kirchenhäuptern der mittlern Jahrhun-

derte Empörer und Anmaßer zu sehen, weil dieselben auf dem Throne eines geistlichen Reiches in der Kindheit der Verfassung und Gesetzgebung dem Mißbrauche weltlicher Gewalt Mittel entgegenstellten, welche Luther noch zu seiner Zeit in einem völlig geregelten Staatswesen so rechtmäßig schienen, daß er, der Unterthan, durch dieselben seinem Kurfürsten, von dessem Schutze sein Dasein abhängig war, von Uebereilung und Unbesonnenheit abhielt. Auch blieb die bittere Arznei nicht ohne Folgen, wenigstens nicht ohne Mitwirkung auf das Vermittelungsgeschäft des Landgrafen Philipp von Hessen, des Schwiegervaters Herzog Moritzens, und am 16. April desselben Jahres 1542, wurde der Streit, welchen der Volkswitz in Beziehung auf das nahe Osterfest den Fladenkrieg nannte, durch einen zu Grimma geschlossenen Vergleich beigelegt."

In Riesa, einem kleinen, unbedeutenden Städtchen, ist die Hälfte des Weges, wo daher einige Minuten angehalten wurde. Jenseits Oschatz gelangt man mittelst einer auf 11 Pfeilern ruhenden Brücke über die Elbe. Der Punkt, der die meisten Kosten und Schwierigkeiten gemacht hat, ist der unweit davon gelegene 904 Ellen lange Tunnel; bei Oberau stiegen mehrere Mitreisende aus, um Meißen, das seitabwärts liegt und wohin schon eine Menge Wagen in Bereitschaft standen, zu besuchen. Ich habe diese malerisch auf einem Hügel gelegene, etwa 8000 Einwohner zählende Stadt nur aus der Ferne gesehen, deren Dom mit seinem sonderbaren Thurme sich schön ausnimmt. Daß in Meißen 1710 durch Böttger das Porzellan erfunden wurde, darf wohl im Vorbeigehen bemerkt werden. Je mehr man sich Dresden nähert, diesem deutschen Athen, oder, da diesen Namen auch Weimar und München nicht minder beansprucht als das Athen an der Spree, und da die Bezeichnungsart, der deutsche Tyrtäus u. s. w. aus vielen Gründen für veraltet erachtet wird, so darf ich auch nicht das deutsche Florenz sagen, was mir schon auf der Zungen- und Federspitze schwebte. Und doch bleibe ich bei diesem Ausdrucke aus zwei triftigen Gründen, theils weil die Lage Dresdens außerordentlich an die von Florenz erinnert, theils auch die Kunstsinnigkeit der Bewohner uns an die Arno-Stadt mahnt. Wenn wir auch nicht zugeben, daß, so wie zwischen Florenz und Siena das beste Italienisch, so zwischen Dresden und Meißen das beste Deutsch

gesprochen wird: so herrscht doch auch im Dialekte Dresdens wie von Florenz die meiste Anmuth und Reinheit.

Ich fuhr, da der Bahnhof, wie gewöhnlich, eine beträchtliche Strecke von der Stadt selbst entfernt ist, durch die schönen, aus Gärten und Villen bestehenden, von Weinbergen umringten Vorstädte. Doch es thäte mir in der Seele leid, diesen Kranz von Hügeln, dieses weite, offene, aber doch nicht monotone Thal, durch das die Elbe rauscht, diese bevorzugten, von allen Reizen strotzenden Umgebungen einer der schönsten Städte unseres schönen Vaterlandes so kurz abgefertigt zu haben. Wer könnte es erschöpfen, das Lob Dresdens? Im ganzen Norden Deutschland's, zu dem es seiner geographischen Lage nach gehört, gibt es keine schönere. Aber mit Unrecht zählt man sie zum Norden Deutschlands; erinnert nicht ihre üppige Vegetation, die Rebenhügel, an den Süden? Taucht nicht bei dem Anblicke der letzteren das unvergeßliche Bild des Rheines in der Seele auf? Außer Wien liegt keine Stadt schöner, ich hätte hinzusetzen sollen, keine große Stadt, denn von den kleineren liegt Heidelberg romantischer, oder wie Göthe sagt, mehr idealisch und Salzburg idyllischer. Hingegen wie verächtlich spricht man von Münchens Lage, wenn man sie mit der Lage Dresdens vergleicht! Daß der Anblick dieser, mir durch wiederholten, längeren, d. h. wochenlang dauernden Aufenthalt bekannten und liebgewordenen Stadt, deren Reize von der Art sind, daß sie auf den ersten Blick, nicht erst durch eine Art von Hineinleben fesseln (so wie es ja seltene Lieblinge der Götter unter den Menschen gibt, denen man beim ersten Worte, ja beim bloßen Sehen um den Hals fallen möchte), wirst Du daraus abnehmen, daß ich, als ich durch die breite Hauptstraße fuhr, welche in der Mitte wie die Berliner „unter den Linden" genannte Straße mit einer schönen Allee dieser vorzugsweise deutschen Bäumen geschmückt ist, endlich bei der vergoldeten Reiterstatue des starken August, der den Kommandostab in der Hand und trotz seines römischen Heldenkostüms eine häßliche, ihn gewaltig entstellende Perücke trägt, vorbei lenkte und über die elegante Elbbrücke kam, ich meinen ursprünglichen Entschluß, mich sofort auf die Post zu begeben, um meine Heimreise fortzusetzen, änderte, und durch das königliche Schloß hindurch nach meinem, in der Schloßstraße gelegenen, gewöhnlichen Absteigequartier, der Stadt Gotha, lenkte, und fast 2 Tage hier verweilte.

Dresden wird in die Alt-, Friedrichs-, Neu- und Antonsstadt getheilt, welche letztere von dem vorigen Könige Anton I. (der von 1827—1836 regierte) angelegt und ihm zu Ehren benannt wurde. Sie hat in ihren 3000 Häusern gegen 80,000 Einwohner, von denen etwa 5000 Katholiken sind. Wenn mich nun Jemand fragte, worin denn der Sirenenreiz Dresdens eigentlich bestehe, da ja nur wenige seiner Straßen breit und gerade, die Mehrzahl kurz oder krumm, mitunter auch wohl eng sind, da nur wenige seiner öffentlichen und Privatgebäude vor einer strengen Kritik als beifallswürdig bestehen dürften, da die Kirchen, die doch sonst zu der ersten Zierde der Städte gerechnet werden, weder so zahlreich und ehrwürdig als z. B. in Prag, noch so künstlerisch vollendet als in München, geschweige denn in Venedig und überhaupt Italien seien, so müßte ich antworten: laß mich erst ein wenig ins Einzelne gehen und gestatte mir, die Beantwortung dieser, zu früh auf mich einstürmenden Frage bis an das Ende dieses Berichts zu verschieben, wo sie sich, wie ich hoffe, gleichsam von selbst ergeben wird.

Um nach dem Grundsatze omne principium a Jove zu verfahren, so beginne ich bei den Kirchen. Die Dresdener bilden sich viel auf ihre, an den Neumarkt grenzende Frauenkirche ein, und in der That ist sie eine schöne Rotunde, von deren Kuppel, die den Bomben im siebenjährigen Kriege 1760 fest widerstanden, man eine schöne, bezaubernde Aussicht in das lachende Elbthal auf die ganze Stadt, die sich friedlich zu unsern Füßen ausbreitet, auf die wonnigen Hügel und deren reich belaubte Thäler genießt. Das jetzige, jedenfalls sehenswerthe Gebäude ist etwas über hundert Jahr alt, denn es wurde erst 1726 von Bär ganz aus Quadern aufgeführt und ist mit einigen beachtenswerthen Gemälden von B. Grono ausgeschmückt; die evangelische Hauptkirche, oder wie sie gewöhnlicher heißt, die Kreuzkirche, die zwar schon aus dem 13. Jahrhunderte stammt, aber im 18. sehr verändert und entstellt wurde, steht ihr an Würde und Erhabenheit nach, sowie die Sophien- oder Hofkirche. Wundere Dich nicht, wenn ich, da bekanntlich die sächsische Königsfamilie seit 1697 katholisch ist, in welchem Jahre der Kurfürst Friedrich August II. zugleich König von Polen wurde, von einer evangelischen Hofkirche so wie von evangelischen Hofpredigern spreche: alle Hof- sowie Staatsämter sind nämlich von Protestanten besetzt. Zwar hat es auch eine

katholische Hofkirche, dieselbe ermangelte aber sogar des Geläutes, bis Napoleon bei seiner Anwesenheit die Anschaffung desselben, das der Landesherr bisher vertragsmäßig nicht hatte anbringen lassen dürfen, durchsetzte. Diese bis zu jener Zeit nur für eine Privatkapelle der königlichen Familie gehaltene katholische Hof-Kirche ist nun unstreitig das sehenswürdigste kirchliche Gebäude der Stadt. Schon ihre herrliche Lage ist wahrhaft beneidenswerth. Sie liegt nämlich, wenn man aus der Neustadt über die Brücke nach der Altstadt kommt, in derselben gleich rechts auf einem, von drei Seiten freien Platze, hängt mittelst eines überwölbten Ganges mit dem zweiten Stocke des, von Außen unansehnlichen königlichen Residenzschlosses zusammen und gewährt namentlich von Außen, einen überraschend reichen Anblick. Sie ist im gefälligen, vielleicht allzureichen italienischen Stile von italienischen Baumeistern aufgeführt und zeigt kein Dach; an der, das versteckte Dach umlaufenden Ballustrade stehen, so wie an der prächtigen Vorderseite in Nischen eine große Zahl Marmorstatuen, die sich, besonders die auf der Ballustrade freistehenden, allerliebst ausnehmen. Selbst ein strenger Kritiker äußerte sich neulich über diese, den etwas manirirten Stil Bernini's, von dessen Schülern sie herrühren, an der Stirn tragenden, gewiß mehr als hundert Bildsäulen im beifälligen Sinne, nur konnte er seinen Aerger nicht unterdrücken, daß es meist obscure Mönche und katholische Heilige seien, die in einer evangelischen Stadt nicht am rechten Platze wären. Also hinc illae lacrymae! Der durchbrochene, mit einem harmonischen Geläute versehene, nicht sowohl durch seine Höhe, als durch seine edlen Verhältnisse einen äußerst angenehmen Eindruck machende Thurm paßt vortrefflich zu dieser elegantesten Kirche, die es in Deutschland wenigstens gibt. Doch bitte ich, bei meinem Lobe, das ich der Kirche spende, das bezeichnende Epitheton elegant stark betonen zu wollen. Du wirst wohl wissen, daß diese Eigenschaft bei keinem Kunstwerke, folglich auch bei keiner Kirche das höchste Lob einschließt, vielmehr ganz nahe an einen leisen Tadel streift. Sie ist nämlich allzusehr im Palaststil erbaut; dies fällt noch mehr auf, wenn man das geräumige Innere betritt. Sie bildet drei Schiffe neben einander; an die breiten Seitenschiffe schließen sich jedoch mehrere, das Bild der ganzen Kirche im kleinen Maaßstabe wiedergebende Kapellen, so daß man mit deren Einschluß allenfalls von 5 Schiffen sprechen

könnte; hohe und geräumige Oratorien oder Chöre ziehen ſich mit einziger Ausnahme des Presbyteriums um die ganze Kirche, kurz man trifft hier den Typus der Breslauer Jeſuitenkirche wieder, nur ſind in Dresden dieſe Chöre viel höher, folglich erhabener, ſcheinen dadurch aber auch zu ſehr in die Tiefe herabgezogen. Die Altäre, meiſt von Marmor, enthalten Gemälde von Raffael Mengs, den man den Wiederherſteller der Malerkunſt genannt hat. Auch an Sculpturen fehlt es nicht, von denen Johannes der Täufer und Magdalena von Bernini ſelbſt herrühren. Unter den Kapellen iſt die des heiligen Sakramentes wegen ihres herrlichen Marmorſchmucks und des Frescogemäldes an der Decke von Torelli die ſchönſte. Die Orgel rührt von dem gefeierten Orgelbauer Silbermann her und übertrifft alle italieniſchen bei weitem an Stärke und Wohlklang. Daß die hieſige Kirchenmuſik von jeher ausgezeichnet war, iſt Dir gewiß ſchon zu Ohren gekommen; hier hörte ich vor einigen Jahren die erſten Kaſtraten mit ihren fetten, unnatürlichen Stimmen. Hoffentlich iſt dieſe frevelhafte Unſitte, Menſchen im zarten Alter zu verſtümmeln, ſchon längſt und für immer abgekommen. Unter der Sakriſtei befindet ſich die königliche Gruft. Baumeiſter dieſes, jedenfalls ſehenswerthen Gotteshauſes war Chiaveri, ſeit dem Jahre 1637; man ſchätzt die Koſten auf 2 Millionen Thaler. Du weißt, daß die Peterskirche in Rom wenigſtens 30 Mal mehr koſtete; ſie dürfte wohl auch um eben ſo viel größer und ſchöner ſein.

Statt Dich ſogleich auf die, dem Eingange der Kirche gegenüber gelegene, weltbekannte Brühl'ſche Terraſſe zu führen, von wo man Kirche und Brücke und Fluß und ſeine maleriſchen, nur durch einige jenſeits gelegene Artillerie-Schuppen entſtellten Ufer mit einem Blicke überſieht, geleite ich Dich wieder zurück auf den Neumarkt, weil ſich daſelbſt in dem ehemaligen Stallgebäude Dresdens größter Schatz, die herrliche, nicht genug zu bewundernde Bildergallerie befindet, die allein eine Reiſe nach Dresden ſogar aus Kamtſchatka her werth iſt.

„Verächtlich ſcheint es, arm und klein,
Doch ein Mirakel ſchließt es ein,
Die Mutter mit dem Jeſusknaben.“

Was würdeſt Du ſagen, wenn ich alle 2000 Bilder auch nur dem bloßen Inhalte nach und mit Angabe der Meiſter aufzählen wollte? Würdeſt Du nicht dieſe Blätter unwillig überſchlagen?

Wenn ich aber in Kritiken mich einlassen wollte, müßte ich ein dickes Buch damit anfüllen. Laß mich also blos einige Bilder nennen, nachdem ich von der Entstehung dieser, wer weiß wie viele Millionen werthen Sammlung angeführt habe, daß den ersten Grund die Cranach'schen Gemälde bildeten, bis August III. im Jahre 1745 die Galerie zu Modena kaufte, bei der sich die gepriesenen Bilder Correggio's befanden; 9 Jahre darauf ward das werthvollste Bild Deutschlands, eines der schönsten, wo nicht geradezu das allerschönste der Welt, die Sixtinische Madonna von Raffael für 80,000 Scudi, d. h. 120,000 Thlr. dazu erstanden. Die Sammlung ist belehrend nach Schulen geordnet.

Doch ich müßte die ganze Kunstgeschichte, besonders die hervorragendsten Namen derselben hier aufführen, wenn ich auch nur alle die Meister namentlich herzählen wollte, die in dieser köstlichen Sammlung vertreten sind. Laß mich, um Dir diesen Bericht einiger Maßen genießbar zu machen, wenigstens einige Bilder näher vorführen. Im Saale B gehst Du gewiß nicht vor der Madonna des spanischen Raffael, ich meine Murillo, vorüber, ohne Dich an dieser erhabenen Natürlichkeit zu erfreuen. Auch einige, äußerst naturgetreu und mit genauester Befolgung der Perspective ausgeführte und mit großer Liebe behandelte Bilder von Antonio Canale finden sich hier, von dem mehrere Plätze und Fernsichten der Wunderstadt Venedig herrühren; man glaubt sich in diese Marmorstadt, deren Straßen mit den Wogen des Meeres gepflastert sind, wie durch einen Zauberschlag versetzt. Ein Paar von Gesundheit strotzende Kinder von Peter Paul Rubens fesseln Dich so lange, als dessen Skizze vom jüngsten Gericht. Eine Madonna, die das Jesuskind badet: ein schöner Knabe gießt Wasser in das Becken, in welchem der Bambino, wie die Italiener sagen, d. h. der Knabe Jesus, steht, von seiner jungfräulichen Mutter gehalten, der Greis Joseph und St. Anna mit einem Tuche zum Abtrocknen, umgeben die liebliche Gruppe. Dieses Bild ist von Giulio Romano. Bei Holbein's Madonna führe ich Dich vorbei, um bei dem großen Bilde von Benvenuto Garofalo länger zu verweilen; Madonna betet kniend das vor ihr liegende, schlummernde Jesuskind an, dem ein Engel schützend ein Tuch, zugleich aber auch eine Dornenkrone entgegenhält, um die Leiden anzudeuten, die dem sorglos schlafenden Kinde, wenn es wird zum Manne herangereift sein, bevorstehen; dieselben

werden außerdem noch durch eine, über der Landſchaft ſchwebende Engelgruppe verſinnbildlicht, welche die Marterwerkzeuge tragen. Viele herrliche, zum Theil im größten Maaßſtabe angelegte Bilder Tizians, worunter unübertreffliche Portraits und ſein Lieblingsgegenſtand, die Venus in allen möglichen Stellungen, ganze Wände einnehmen. „Die Mutter mit dem Jeſusknaben, den die drei Könige begaben" von Paul Cagliari, gewöhnlich nach ſeinem Geburtsorte Verona der Veroneſe genannt, gehört zu den reichſten Compoſitionen dieſer ſchönen Sammlung. Von Aleſſandro da Turchi iſt der kaum dem Knabenalter entwachſene David mit dem Rieſenſchwerte und dem abgeſchlagenem Haupte Goliath's.

Viviani's Forum Romanum verſetzte mich auf einmal in die Zeit, als ich unendlich weich und elegiſch geſtimmt, vor einigen Jahren auf dieſem klaſſiſchen, ja hiſtoriſch-heiligen Boden tiefſinnig wandelte und es mir in die Ohren klang: Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, auf dem du weileſt, iſt heilig! Guido Reni's Venus mit ihrem Unheil und Glück zugleich, nur iſt es ungewiß, welches von Beiden öfter, anrichtenden, ſchalkhaften Sohne Amor, erinnerte an Göthe's unübertreffliches Lied:

„Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll ſein,
Hangen und bangen in endloſer Pein,
Himmelhoch jauchzen, zum Tode betrübt,
Glücklich allein iſt die Seele, die liebt."

Albano's Vertreibung der erſten Menſchen aus dem Paradieſe — laß mich davon keine Anwendung machen. Wer von allen denen, die ſich je an dieſem Bilde ergötzt, denkt nicht an ſeine eigene Vertreibung aus dem Paradieſe? Wer iſt ſo glücklich, daß er nicht ſchon aus ſeinem Himmel gefallen wäre?

Nun ſtehen wir vor der Madonna di San Sisto Raffael's und mir fällt die Feder aus der Hand, als ich den bloßen Titel des Bildes hinſchrieb, weil ich vor der Kühnheit meines, ja doch unausführbaren Gedankens zuſammenſchrak, es beſchreiben zu wollen. Es iſt voll Ausdruck, von Geiſt wie von Liebe glänzend. Wenn Raffael, von dem man ja parador genug und doch in gewiſſem Sinne wahr behauptet hat, er wäre der größte Maler geweſen, auch wenn er ohne Hände geboren worden wäre, in Allem, in jedem Pinſelſtriche muſterhaft iſt, ſo iſt er hier bezaubernd, entzückend; es iſt dies ein Bild von ſolcher Innigkeit, daß man, um es zu beſchreiben, ein eben ſo großer Schriftſteller ſein müßte, als

Raffael Maler war. Dieſe göttliche Mutter, die nach dem ſie verehrenden heil. Papſt Sixtus, einem ehrwürdigen ſehnſuchtsvoll zu ihr hinaufblickenden Greiſe **Madonna di S. Sisto** genannt wird, die auf der andern Seite die hl. Catharina umgibt, während oben ein ſich allmählig in die Wolken verlierender Kranz von Engelsköpfchen ſich um ſie herumzieht und zu ihren Füßen zwei allerliebſte Engel in naiver Unbefangenheit ruhen, hat ja im Original nichts finſteres, ſtreng-ernſtes, wie ich auf manchen Kopien, beſonders Kupferſtichen, häufig wahrgenommen hatte, ſondern ihr himmliſches Antlitz ſtrahlt, freilich nicht von körperlicher, ſondern überirdiſcher, ruhiger, leidenſchaftsloſer, ſchon verklärter Liebe. Welch' ein Weib! Ich fühlte die Wahrheit des Ausſpruches: Hier ſtehſt du vor dem vollendetſten Bilde der Welt. Ich warf mich auf das nächſte Sopha und ſchwelgte lange, lange in dem edelſten Genuſſe, der wohl der unkörperlichſte, mithin feinſte und und geiſtigſte ſein dürfte, deſſen der Menſch fähig iſt, ſo lange er noch von den Banden des Körpers umſtrickt, von edleren abgehalten wird. Bezeichnet ja die hl. Schrift die Seligkeit des Himmels auch mit dem Worte Schauen: Schauen werdet ihr ihn von Angeſicht zu Angeſicht, nicht mehr durch Bilder, nicht mehr wie in einem Spiegel. Werden wir jenſeits dann auch bloße Formen ſehen, wie hier, oder endlich einmal das Weſen der Dinge? Denn wer hat z. B. je das Weſen eines Gräschens, eines Strohhalms geſehen? Hier könnte ich Tage, Monden lang mich letzen, wie auf dem Veſuv. Ein ſonderbares Gleichniß, wirſt Du ſagen, und doch nicht erkünſtelt, ſondern ſich mir aufdringend und leicht zu rechtfertigen, denn beide Anblicke eröffnen die Unendlichkeit, ziehen die Schranken weg, lüften den Schleier vor unſern Augen und laſſen uns einen leiſen Vorgenuß Deſſen ahnen, den noch kein Auge geſehen.

Man ſollte dies hehre Bild ganz allein in einen Saal und zwar in den letzten hängen, denn ſieht man es eher, ſo geht es dem Beſchauer, wie der Altmeiſter Göthe von Italien ſagt: Man muß Italien ſehen, aber zuletzt, weil alsdann nichts mehr gefällt. Auch aus einem andern Grunde, daß man nicht nothwendig hätte, durch mehrere andere Säle zu laufen, weil man ſich beim Hingehen und Verlaſſen derſelben doch nicht enthalten kann, einige Blicke auf die da hängenden Bilder zu werfen, alle aber im Werthe verlieren durch die Vergleichung mit dem Unvergleichlichen.

Daneben hängt eine ungemein gelungene Kopie der Madonna della Seggiola von Raffael, deren Original ſich zu Florenz im Palaſt Pitti befindet, ſo daß man hier den ſeltenen Genuß hat, die beiden geprieſenſten Madonnen des Fürſten der Maler hart neben einander zu ſehen und vergleichen zu können. Die Seligkeit der Mutter iſt hier mehr ausgedrückt, während in jenem ſie mehr als Regina angelorum erſcheint; die Jeſusknaben auf Beiden ſind ſich ſehr ähnlich. In demſelben Saale hängt noch außer vielen andern ein ſehr anmuthiges Bild: Madonna ſitzt mit ihrem göttlichen Kinde auf dem Throne unter einem Baldachin, deſſen herabwallende Flügel von Engeln emporgehalten werden, zwei heilige Jungfrauen knieen zur Seite, die eine ein Schwert haltend, die andere nach dem lächelnden Kinde greifend; im Vordergrunde ſpielt der etwas ältere Knabe Johannes mit einem Lamme, das ſich vor einem abſcheulichen Köder von Hunde fürchtet. Den Namen des Meiſters habe ich vergeſſen. Auf der andern Seite deſſelben Saales iſt Correggio's Madonna, von vier Heiligen umgeben, unweit der heil. Catharina mit dem Schwerte, durch das ſie bekanntlich ihr Leben verlor, und dem hl. Johannes dem Täufer auf der einen, der heil. Franziskus und Antonius von Padua, der an der Lilie und der Mönchstracht kenntlich iſt, auf der andern Seite. Ueber der Sixtiniſchen Madonna hängt die heil. Cäcilia, ebenfalls von Raffael, aber nicht das Original, das ſich in Bologna befindet, wo es den Stolz und die Zierde der daſigen Pinakothek bildet, ſondern es iſt dies eine äußerſt gelungene und werthvolle Kopie von Giulio Romano. Die Heilige hält eine Art Mundorgel (oder Papageno-Pfeife) in der Hand, den Blick himmelwärts gerichtet. Aber welch ein Blick! Millionen Himmel ſchwimmen in demſelben; mehrere Heilige umgeben die verklärte Erfinderin des zuſammengeſetzteſten muſikaliſchen, nur dem Gottesdienſte geweihten Inſtrumentes. Das niedliche Bildchen Correggio's: die heil. Magdalena in liegender Stellung, mit einem dunkelblauen Gewande nur halb bekleidet, in einem Buche leſend; von demſelben eine Madonna, die mit Mutterluſt und Mutterſtolz auf ihr göttliches Kind blickt, welches die Hirten anbeten. Auch Gimignano's Bild der Madonna, wo die beiden Kinder, Jeſus und Johannes, ſich küſſen, ſo wie eine Anbetung der hl. drei Könige von einem unbekannten Maler aus Raffael's Schule werden Dich gewiß ſehr anſprechen. Ueber der Madonna

von Correggio ist ein, an die vorhin erwähnte Magdalena erinnerndes Bild desselben, von den Malern begreiflicher Weise mit Vorliebe behandelten Gegenstandes: die schöne, reuige Sünderin mit herabhängendem, in üppiger Fülle zum Theil ihre Reize deckenden Haupthaar, in einem, auf einem Todtenkopfe ruhenden Buche lesend. Drei hübsche, fromme, unschuldsvolle Kinder von Van Dyk, sowie italienische Landschaften von Waterloo und dem Freunde und Zeitgenossen Göthe's, Hackert, gewährten mir großen Genuß; noch größeren jedoch folgendes Bild von dem Niederländer David Teniers: Tanz und Fest im Freien vor einer Bauernschenke. Dudelsack und Geige werden unter einem Baume gespielt. Man tanzt. Ein gefallenes Paar scheint viel Spaß zu machen; auf allen Tischen wird gespielt, gezecht, gejubelt. Menschen aller Alter und Geschlechter, darunter Mütter mit säugenden Kindern: aus allen Fenstern blicken neugierige, theilnehmende Gesichter. Von demselben Meister die Schaufwieler, die sich die Köpfe zerbrechen; die Mühlezieher — der Wirth vergißt nicht, die rücksichtlos Zechenden anzukreiden — es versteht sich, wie gewöhnlich, mit doppelter Kreide.

Von Rubens eine große, wilde, aber unbestritten von seiner Genialität zeugende Composition: Ein Löwe greift einen Reiter an; indem er auf das sich wild bäumende Pferd springt: Todte, und zwar Thiere und Menschen, liegen schon auf der Erde, Hilfe kommt zwar, aber, wie es scheint zu spät. In der Wahrheit der Portrait's hat wohl noch Niemand der Natur so sehr die Geheimnisse abgelauscht und so treu wiedergegeben, als Rubens, von dem wir hier eine große Menge Bilder finden; das eine stellt die Bathseba dar, der man den Uriasbrief verliest; unten ist ein bellendes Hündchen. Der verlorene Sohn, diese schönste all' der schönen Parabeln des neuen Testaments, ist von Jordaens; im Vordergrunde das unpoetischste Thier von Allen, nämlich fressende Schweine, wahrscheinlich eine Anspielung auf die Worte: „Gern hätte er sich mit den Träbern gesättigt, welche die Schweine fraßen, aber Niemand gab sie ihm!" Von Rubens der hl. Hieronymus, eine hohe, ehrwürdige, von Fasten und Weinen abgemagerte Greisengestalt, die nur halb mit einem rothen Mantel bekleidet ist, während ein schlummernder Löwe, sein gewöhnliches, an seinen langen Aufenthalt in der Wüste erinnerndes Attribut, ihm zu Füßen liegt. Auch die Darstellung Jesu im Tempel von Jordaens,

wo besonders der hohe Priester, eine imponirende, würdevolle Greisengestalt im Schmucke seiner Amtskleidung, welche sehr an die malerische Tracht unserer Bischöfe erinnert, hält das göttliche Kind in den Armen und blickt himmelwärts. Darunter eine köstliche, humoristische Darstellung des schönen Sprüchworts: Wie die Alten sungen, zwitscherten die Jungen; man sieht sie nicht blos, man glaubt sie singen zu hören aus voller Kehle und mit unaussprechlichem Behagen; die possirlichen Kleinen ahmen ihnen zutraulich nach — es ist von demselben Meister. Die in Deutschland durch unsern talentvollen Dichter Bürger zu großem Ruf gekommene Brücke zu Verona: „Auf Pfeilern und auf Bogen schwer, aus Quaderstein von unten auf, liegt eine Brücke drüber her, und mitten steht ein Häuschen drauf" — kurz der Ponte della nave nebst Umgebung ist von Bernardo Belotto, den man nach dem gewöhnlichsten Gegenstande seiner Bilder Canaletto nennt. Von demselben ein anderer Theil dieser am Fuße der Alpen malerisch gelegenen, großen und interessanten italienischen Stadt. Noch mehr lockt der vielseitige Spanier Murillo uns an mit seinen geldzählenden Kindern: mit welcher Aufmerksamkeit das hübsche, aber ärmlich gekleidete Mädchen die Paar Groschen oder Dreier (oder, um einmal in dem, besonders im Munde der Frauen sich hübsch ausnehmenden sächsischen Dialekte zu sprechen, Kroschen und Treier) in der Hand zählt und mit welcher Theilnahme, mit welchem Neide der zerlumpte Knabe mit seinem Korbe köstlicher Weintrauben auf das Geld hinsieht! In solchen Darstellungen ist Murillo, der sonst auch den erhabensten Gegenstand darzustellen, ja der Madonnen zu malen versteht, deren sich selbst Raffael nicht zu schämen brauchte, unübertrefflich, und ich mache hier diese Zusammenstellung, um die seltene Vielseitigkeit seines Talents rühmen zu können; gleichsam Aristophanes und Sophokles oder Homer in Einer Person. „Zeiget mir das Geld; weß ist das Bild und die Ueberschrift? des Kaisers! Nun so gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist!" — dies ist der Gegenstand eines überaus naturwahren Bildes, wo die verschmitzten, graubärtigen Pharisäer den jungen Lehrer, dessen zahlreicher Anhang und Beifall ihren Neid erregt hatte und den sie mit der verfänglichen Frage schon gefangen zu haben glaubten, zu verderben hofften; es ist von Domenichino, der eigentlich Zampieri hieß. Das prachtvolle Innere eines gothischen Tempels

von Neffs (1648) erregte wieder einmal recht lebhaft den Wunsch, die Vollendung des Kölner Doms zu erleben. In demselben Gegenstande wetteifert Ghering mit ihm (1665). Endlich muß ich doch auch Rembrandt's gedenken, von dem sich schöne Portraits, aber auch herrliche Compositionen in großer Zahl und Vollkommenheit vorfinden, z. B. das nette Bildchen: Bachus, Venus und Amor mit dem Unheil anstiftenden Pfeil und Bogen in der Nähe; ein mit Weinlaub bekränzter Knabe spielt mit einem Bock u. dgl.

Nun wirst Du schon zum Theil wissen, warum es mir in dem an Italiens Kunstschätze erinnernden Dresden stets, so oft ich auch schon wiederkehrte, so gut gefällt. Doch erkläre ich zugleich hiermit, daß Du Dich bedeutend täuschen würdest, wenn Du glaubtest, nun mit Aufzählung von Kunstschätzen verschont zu werden. Blos mit dem grünen Gewölbe sollst Du verschont bleiben. Man nennt nämlich die in mehreren Gemächern zur ebenen Erde des königlichen Residenzschlosses aufbewahrten Gold-, Silber- und Edelstein-Sammlung so, die einen bedeutenden Werth, mitunter wohl auch Kunstwerth haben mögen, die man sich doch blos einmal ansieht, während man die Bilder sowohl als auch die Antiken und die Gipsabgüsse nicht oft genug bewundern, ja sich nicht satt an ihnen sehen kann. Doch kann ich nicht umhin, bei der Erwähnung des grünen Gewölbes eines Krucifixes aus Elfenbein von Michel Angelo zu gedenken, welches unter den 484 elfenbeinernen Gegenständen vorzüglich anspricht; im Bernstein-Zimmer sind ganze Schränke, Krüge u. dgl. von diesem seltsamen, bei den Alten dem Golde gleich geachteten Naturprodukte; zugleich ein Mosaik-Portrait von August dem Starken. Was nun die Gefäße anbetrifft, so ist deren hier von Gold und Silber, ja sogar von edlen Steinarten eine überaus reiche Auswahl; die Gemmen- und Kameen-Sammlung (die erhaben gearbeiteten, als Schmuckſachen gebrauchten Edelsteine nennt man bekanntlich cameo, während die vertieften, wie unsere Petschafte gearbeiteten intaglin heißen) zählt 1180 Nummern; aus Krystall und Rauch-Topas geschnittene Kunstsachen findet man 266. Büsten von Achat, Elfenbein-Arbeiten, die polnischen Krönungs-Insignien, die größte bekannte Onyx-Platte und ein großer Schrank mit dem, wer weiß, auf wie viele Millionen geschätzten Juwelenschmucke, worunter z. B. eine Brustschleife mit 651 Brillanten, ein Halsband mit 38 Solitairs,

ein Degen, deſſen Gefäß ganz mit Brillanten beſetzt iſt, eine Menge mit Brillanten beſetzte Ordens-Inſignien u. ſ. w. erregen das Staunen des ſchönen Geſchlechts in höherem Grade, als der Männer.

In demſelben Gebäude, in welchem ſich die Gemälde-Gallerie befindet, iſt im Erdgeſchoß in mehreren Sälen eine ſehr zahlreiche Sammlung von Gipsabgüſſen der geprieſenſten Statuen des Alterthums aufgeſtellt, deren Originale ſich meiſt in Italien befinden. Der berühmte Maler Raffael Mengs hatte ſie bei Gelegenheit der für den König Carl III. von Spanien gemachten und von ihm beſorgten Abdrücke urſprünglich für ſich zugleich abformen laſſen, welche Sammlung durch Kauf dann nach Dresden kam; ſeit der Zeit iſt ſie gelegentlich z. B. durch die Abgüſſe der von Lord Elgin aus dem damals noch türkiſchen Hellas nicht ohne Verübung mancher Barbarei geraubten Bildwerke vermehrt worden. Hier bekommt man wenigſtens eine Idee, einen Vorgeſchmack der Genüſſe, die deſſen harren, dem die Götter Zeit und Mittel gewähren, einen Ausflug nach Italien zu machen. Statt von Laocoon, dem Dornauszieher, dem Vatikaniſchen oder belvederiſchen Apollo u. ſ. w. zu ſprechen, ſei hier blos die Bemerkung geſtattet, daß die Aufſtellung an ein Meubelmagazin erinnert; wenn es auch blos Copien ſind, ſo ſollte man ſie doch beſſer vertheilen. Doch iſt hier der Uebelſtand des unbequemen Lokals wenigſtens nicht von den zerſtörenden Folgen, wie bei der ſich gerade darüber befindenden und an Werth natürlich ſie millionen Mal übertreffenden Gemälde-Gallerie.

Statt Dir nun eine Beſchreibung des Antiken-Kabinets, wo man nicht Abgüſſe, ſondern Originale ſelbſt vor ſich hat, ſchon jetzt zu liefern, wie Du vielleicht erwarteſt, führe ich Dich, um rein hiſtoriſch zu verfahren, da ich ſie erſt den andern Morgen beſuchte, nach Tiſche auf die prächtige, ſchon erwähnte Brühl'ſche Terraſſe. Man erſteigt ſie vermittelſt der Prachttreppe, die gerade der katholiſchen Kirche gegenüber liegt, mittelſt ungemein breiter Stufen und kommt ſo zu den Alleen in üppigſter Fülle prangender Bäume, die ſich dem Ufer des reizen, weder durch Größe betäubenden, noch durch Kleinheit verächtlich ſcheinenden Flußes entlang hinziehen. Und ſo wäre ich unwillkürlich auf die größte und ſchönſte, im herrlichſten Gleichmaaß bis in die einzelnen Theile ſich zeigenden Eigenthümlichkeit Dresdens gekommen,

die man von seinem Flusse entlehnen könnte; sie hat nämlich das Wesen, wonach bei Aristoteles die Tugend, d. h. Vortrefflichkeit jedes Dinges besteht, dieses Mittlere zwischen 2 Extremen; sie ist nicht zu groß, wie z. B. London und Paris, noch zu klein, wie z. B. Carlsruhe, sondern ein ganz allerliebstes Mittelding. Sie imponirt nicht so wie Prag (Beiläufig würde ich jedem Reisenden rathen, Dresden vor Prag zu besuchen; es findet in diesem Falle eine gradatio ad majus, im umgekehrten Falle ad minus Statt —), sie läßt nicht so kalt, als tausend andere große und kleine Städte. Daher aber auch die Stimmung des in ihr Herumwandelnden nicht jenes „Himmelhochjauchzen," was die Schweiz unzähligemal unwillkürlich erzwingt, sondern jene heitere Ruhe, die ja nach den Griechen das Wesen der Charakter der Götter war.

Niemand hat diese holde Seelenstimmung schöner geschildert, als der edle Jean Paul in einem Buche, welches stets aufgeschlagen auf den Pulten aller Erzieher liegen, oder noch mehr in ihre Herzen aufgenommen sein sollte, in seiner Levana: „Heiterkeit oder Freudigkeit ist der Himmel, unter dem Alles gedeiht, Gift ausgenommen. Nur werde sie nicht mit dem Genusse vermengt. Jeder Genuß, und wäre es der feine eines Kunstwerks, gibt dem Menschen eine selbstische Gebärde und entzieht ihm Theilnahme, daher ist er nur Bedingung des Bedürfnisses, nicht der Tugend. Hingegen Heiterkeit — der Gegensatz des Verdrußes und Trübsinnes — ist zugleich Boden und Blume der Tugend und ihr Kranz. Denn Thiere können genießen, aber nur Menschen können heiter sein. Ein verdrießlicher Gott ist ein Widerspruch oder der Teufel. Der stoische Weise muß Verschmähung des Genusses mit Bewahrung der Heiterkeit vermählen. Der christliche Himmel verspricht keine Genüsse, wie etwa der türkische, aber den klaren, reinen, unendlichen Aether der himmlischen Freude, die aus dem Anschauen des Ewigen quillt. Der Vorhimmel, das Paradies, welchem die ältern Theologen die Genüsse absprachen, nicht aber die Heiterkeit, — beherbergte die Heiterkeit. Der erfreute Mensch gewinnt unser Auge und Herz, so wie beide der verdrießliche abstößt, indessen bei Genüssen umgekehrt, wir dem schwelgenden den Rücken und dem darbenden das Herz zuwenden. Wenn der Genuß eine sich selber verzehrende Rakete ist, so ist die Heiterkeit ein wiederkehrendes, lichtes Gestirn, ein Zustand, der sich, ungleich dem Genusse, durch die Dauer nicht abnützt, sondern

wiedergebiert." Solcher Gründe des Wohlbehagens, die Dresden jedem Beſucher einflößt, dieſes Einwiegens in ein holdes Mittelding zwiſchen anmuthiger Thätigkeit und ſchlaffem Sich gehen laſſen, in das dolce far niente der Italiener, ließen ſich noch viele anführen. Ich kehre in meiner Schilderung zu meinem ſtark belebten, von Einheimiſchen und Fremden, deren Dresden jährlich, glaube ich, wenigſtens eben ſo viele in ſeinen Mauern ſieht, als es Bewohner hat und von denen es nur Wenige über ſich bringen, ſchnell durch zu eilen, ſtark beſuchten Spaziergange auf der ſchönen Terraſſe zurück, zu deren anmuthigen und großartigen Treppe ich nur ein Seitenſtück aufzuzählen habe, nämlich die Treppe, welche vom ſpaniſchen Platze in Rom zur lieblichen Anhöhe des Monte di S. S. Trinità hinaufführt, die ſich aber zu der Dresdener ebenſo, wie Italien zu Deutſchland, oder wie Rom zu Florenz oder Dresden verhält. Seit meiner letzten Anweſenheit in Dresden war eine beträchtliche Verſchönerung auf der Terraſſe vorgenommen worden, namentlich gewährt das ziemlich gegen Ende derſelben ſich erhebende Haus einen erfreulichen Anblick, vor welchem Pomona und Flora auf Sphinxen ſitzen. Auch führt jetzt eine andere ſchöne Freitreppe vom Neumarkte aus zu ihr, zu welcher die Hausbeſitzer des genannten Platzes und der anliegenden Straßen beigeſteuert haben. Ich trat in das neue, im reichen Roccoco-Stile erbaute Cafe reale, und nun begreife ich, daß man auch dieſer, mit Schnörkeleien, Gold und dem bunteſten Farbenprunke überladenen, gekünſtelten Form oder vielmehr Unform bei der folgerechten Entwikkelung, die ihr hier zu Theil geworden, Geſchmack abgewinnen kann. Namentlich iſt mit Vergoldungen eine förmliche Verſchwendung getrieben. Die Decke des rechten Eck- oder Leſezimmers iſt in 12 verglaſte Quadrate getheilt, durch die buntgemalte Blumenbouquets durchſchimmern; an Kron- und Wandleuchtern fehlt es natürlich auch nicht; die Fenſter enthalten rothes und weißes Glas und ſind mit rothen Gardinen drappirt, die Divans mit rothem Damaſt überzogen; gewundene Säulen und Säulchen und Statuen in den Ecken und vor den Spiegeln helfen noch die übrigen Räume an den buntbemalten Wänden ausfüllen, während eine reiche Auswahl von Zeitſchriften die Tiſche des Rauch-, Mittel- und Damenzimmers bedecken.

Ich ſchloß mich hier an eine Geſellſchaft einheimiſcher junger

Leute an — denn der Sachse ist nicht blos höflich, sondern auch zuvorkommend und theilnehmend, fast wie der Wiener — und wir fuhren in den großen Garten vor dem Pirnauer-Thore, wo Musik und deshalb eine bunte Menge Hörlustiger versammelt war. Er führt seinen Namen mit Recht, denn die herrlichen, auf sanften Wiesen sich ausdehnenden Baumgruppen, durchbrochen von Blumenbeeten, haben einen bedeutenden Umfang; doch ist er nur noch ein Schatten seiner ehemaligen Herrlichkeit, was man daraus entnehmen kann, daß im siebenjährigen Kriege von dem überreichen Marmorschmucke, womit ihn die beiden prachtliebenden Auguste versehen hatten, 1500 Statuen theils muthwillig zertrümmert, theils nach Sanssouci abgeführt wurden. In der Mitte erhebt sich ein, jetzt von der königlichen Familie nicht mehr bewohnter Palast; vor demselben ist noch eine schöne Marmorgruppe, nur verrathen diese Statuen den lasciven Geschmack des Zeitalters Ludwigs XV. Am Eingange des Gartens stehen zwei riesenmäßige Marmorvasen mit reichen Reliefs von Corradini.

Ich war bei Zeiten wieder zurückgekehrt und fand auf dem Postplatze, der nach dem schönen, erst seit wenigen Jahren errichteten, ganz frei stehenden Postpalaste benannt ist, wieder eine sehr ansprechende Neuigkeit. Es ist eine, im schönsten gothischen Stile aus feinkörnigem, weißen Sandstein errichtete Spitzsäule nach Art der Sakramentshäuschen, die zu den Sehenswürdigkeiten Nürnbergs gehören. Diese, einem vielfach durchbrochenen Thurme gleichende, zum Theil an das gothische, aber in Gußeisen ausgeführte Denkmal auf dem Kreuzberge bei Berlin erinnernde Spitzsäule hat in Nischen die Statuen der heiligen Elisabeth, Johannes des Täufers, Wittekind's und Winfried's, der mit Recht den bezeichnenderen Namen Bonifazius führt. Sie soll die Zierde eines Brunnens werden, dem aber zur Zeit meiner Anwesenheit noch das Wesentlichste, das Wasser fehlte. Die Zeichnung zu dieser neuen Stadtzierde rührt von dem genialen Erbauer des neuen, gleich näher zu beschreibenden Theaters, dem Prof. Semper her und die Veranlassung ihrer Erbauung erzählte man mir auf folgende Art: Ein Fremder flüchtete zur Zeit, in welcher die Cholera 1831 fast ganz Europa heimsuchte, nach der schönen Elbstadt und übergab aus Dank, daß er und diese Stadt, die einzige große in Deutschland, von diesem schrecklichen Uebel verschont geblieben war, bei seiner Abreise dem Dresdner Magistrate ein

Kapital von 10,000 Rthlr. mit dem Wunſche, daß davon in jenem Stadttheile ein öffentlicher Springbrunnen errichtet würde. Als er aber zehn Jahre darauf wider dahin kam, war zur Verwirklichung dieſes Legates noch nicht geſchritten. Auf ſeine Beſchwerde geſchah dieß endlich, doch überſtieg die prachtvolle Ausführung den Koſtenanſchlag, wie gewöhnlich, um eine bedeutende Summe. Die Zumuthung des Magiſtrats um den Zuſchuß des Fehlenden lehnte jedoch der ungenannt bleiben wollende Wohlthäter mit der Hinweiſung auf die ſeit zehn Jahren bedeutend angewachſenen Zinſen mit Recht ab. Nach Andern ſoll der großmüthige Mann ein Bewohner Dresdens ſein.

Auch auf der andern Seite des Poſtpalaſtes iſt ein ſchöner, mit geſchmackvollen Häuſern umgebener Platz, der ein längliches Viereck bildet, deſſen Inneres mit Grasplätzen, auf denen Blumenbeete zu ſchwimmen ſcheinen, angefüllt iſt. Dieſe, überall in die ſtarre Häuſermaſſe ſich hineindrängende Vegetation gehört zu den ſchönen Eigenthümlichkeiten Dresdens; es wird dadurch ein äußerſt wohlthätiger Contraſt hervorgebracht; es gibt nur wenige Stellen, wo man nicht Bäume, Blumen oder die, die Stadt in bald größerer, bald geringerer Nähe umſtarrenden Hügel erblickt. Eine der ſchönſten Zierden Dresdens iſt das prachtvolle, in einem ganz eigenthümlichen Stile ſeit 1838 durch den genialen Baukünſtler Semper errichtete, neben der katholiſchen Kirche, alſo hart an der Elbe, der Brühl'ſchen Teraſſe gegenüber ſtehende Schauſpielhaus; mehrere Säulenreihen erheben ſich über einander und umgeben das Aeußere dieſes, auf der einen Seite in ein Halbrund auslaufenden Palaſtes, deſſen Dach mit Recht unſichtbar und das mit herrlichen Skulpturen, Statuen und Reliefs ſehr reich verziert iſt. Die doppelte, prächtige Säulenreihe erinnerte mich beim erſten Anblicke an den Dom von Piſa, doch trägt das Theater durchaus keinen kirchlichen Charakter, ſondern hat ſeine Beſtimmung, ein Ort der Freude und des Genuſſes zu ſein, ſchon an der Stirn geſchrieben. Das Frontiſpiz ziert eine ſchöne Gruppe von Statuen, deren ſich auch einzelne in Niſchen finden. Was man der neuen, unmaleriſchen und noch mehr unplaſtiſchen Tracht abgewinnen kann, zeigen nicht die, von Vielen ungebührlich gefeierten Hoſenſtatuen Rauch's in Berlin, ſondern z. B. die Statue Goethe's von Rietſchel, welche links von dem Eingange in das Dresdner Theater in ſitzender Stellung ange-

bracht iſt, während in einer Niſche zur Rechten Schillers ideal nach Oben blickende Geſtalt im Coſtüme ſeiner Zeit abgebildet iſt; man ſieht ſogar das kurze Beinkleid, Strumpf u. ſ. w., welche die körperlichen Formen eher durchſcheinen laſſen, als die militäriſchen und unſchönen, ſteifen Pantalons. An der Halbrotunde der Vorderſeite ſind Shakſpeare und Molière von der Hand des Bildhauers Hähnel; beide, gleich denen Goethe's und Schiller's ſind in ſitzender Stellung. Shakſpeare im Coſtüme ſeiner Zeit mit einem Mantel drapirt, den Griffel in der Hand, ein Buch in dem Schooß, ſcheint eben im Componiren begriffen, von großartigen Gedanken durchzuckt. Die Linien des Denkens ziehen ſich über die hohe Stirn, aber dem jugendlichen, kräftigen, kühnen Ausdruck thut dies keinen Eintrag, vielmehr verbreitet der Ernſt eine glorreiche Würde über die edel belebten Züge. Namentlich iſt der Ausdruck der Bewegung zu rühmen, den der Künſtler dem Dichter verliehen, der, wie dieß in ſchaffenden Augenblicken wirklich der Fall iſt, vorwärts ſtrebt, ſich erheben zu wollen ſcheint, gleichſam als ob er im Geiſte den Gedanken verfolgen, ergreifen, feſthalten wollte; die Linke faßt kräftig das Buch, während die Rechte zum Schreiben bereit iſt. So auch Molière, der eben ein neues Werk vorzutragen und einen ſeiner treffenden und witzigen Gedanken auszuſprechen ſcheint, von dem ſein ganzes Weſen im Augenblicke jovialer Siegesfreude bewegt iſt. Das eine Bein über das andere geſchlagen ſitzt er unbekümmert da, das Buch liegt in der Rechten auf den Schooß geſunken. Von demſelben, noch jungen Künſtler rührt auch das, nicht blos ſeiner räumlichen Ausdehnung, ſondern auch ſeiner reichen Compoſition und ſehr ſorgfältigen Ausführung nach ſehr bedeutende Relief her, welches den Zug des Bacchus nach Indien darſtellt und die hintere Façade dieſes ſchönſten Muſentempels Deutſchlands ſchmückt, der von anmuthigen Gartenanlagen umgeben iſt.

Nun erſtieg ich die mit unvollendeten Gebäuden, Pavillons, die mit bald gradlinigen, bald halbkreisförmigen Säulenhallen in Verbindung ſtehen, beſetzte Anhöhe, von wo man dieſen ſogenannten Zwinger überſieht. Es iſt dies eigentlich ein Vorhof den Auguſt II. im Jahre 1711 für ſein beabſichtigtes, aber nicht zu Stande gekommenes Schloß baute, und wo jetzt die reiche Orangerie aufgeſtellt wird. In den vielen Niſchen und zwiſchen dem Säulen-Walde prunken eine Menge, freilich zum größten

Theile im Zopfstile ausgeführter Marmorstatuen. Daß so selten Jemand dem Ruhme nachstrebt, von Andern Begonnenes auszuführen! Da stehen sie denn verlassen die zahllosen Marmorbilder in ihren Nischen und Vorhallen: Welch' ein Palast, oder vielmehr, wenn der Schluß ex ungue leonem nicht trügt, welch ein Cyklus von Palästen gehört zu diesen Vorhöfen! Vier Springbrunnen plätschern auf eben so vielen viereckigen Rasenplätzen und unterbrechen die geräuschlose Stille auf eine sehr anmuthige Weise, denn der Wunderbau liegt etwas dem Geräusch des Alltagslebens entrückt; außerdem rasseln die schon gelben und abfallenden Blätter der Nuß- und der Platanenbäume vor meinen Füßen, diese melancholisch-stimmenden Vorboten des Herbstes; zur Linken starren die Marmorgebilde in die Luft hinan, welche auf der Platiform der katholischen Kirche prangen.

Ich ging hier langsam und mehrmals auf und ab; die in den Pavillons aufbewahrten Sammlungen, die ich früher alle besucht, will ich Dir wenigstens nennen. So befindet sich im Zwinger das historische Museum, das Gegenstände des häuslichen Bedarfs der Vorzeit, Trinkgeschirre, Büffelhörner, Jagd- und Gärtner-Geräthe, besonders eine Menge auf hölzernen und gepanzerten Pferden reitende, in kostbare Rüstungen gekleidete berühmte Männer, Ritter und Kurfürsten enthält, von denen manche Rüstung 10 bis 20,000 Rthlr. gekostet haben soll. Sogar Gustav Adolph's, des Schwedenkönigs, Schuppenpanzer, der Helm Johann Sobiesky's, des Befreiers von Wien 1683, eine große Menge sehr kunstreich gearbeiteter oder historisch-merkwürdiger Waffen z. B. die Pistolen Carl's XII. von Schweden, oder aus andern Erdtheilen; in der dazu gehörenden Kleiderkammer der Königsornat des starken August, so wie das berühmte Hufeisen, das derselbe zerbrochen; Schade, daß man nicht auch die von dem Schmiede zerbrochenen Thaler daneben aufbewahrt. Auch die reiche Sammlung mathematischer und physikalischer Instrumente, so wie die vom Kurfürsten Johann Georg zuerst begründete, bis auf die neueste Zeit fortgesetzte Modell-Kammer, wo man eine Anschauung von den früheren und jetzigen Schiffen, von den Befestigungen Dresdens, die man so klug gewesen ist, in anmuthige Spaziergänge zu verwandeln, vom Königstein, der früheren und jetzigen Artillerie erhält, befindet sich hier. In der Mitte des Zwingers, in den ich nun hinabstieg, thront die sitzende Bronze-

Statue des Königs Friedrich August. „Es ragt das Riesenmaaß der Glieder hoch über Menschliches hinaus.“ Sie ist von Rietschel und war erst am 7. Juni 1843 unter angemessenen Feierlichkeiten enthüllt worden. Der, von seinen Unterthanen mit inniger Liebe, und selbst von Napoleon wie ein Vater geehrte, durch eine harte Leidensschule gegangene, aber trotz großer Unglücksfälle unerschütterte und treuerfundene Fürst hält das Verfassungsbuch in der Linken, den Scepter in der Rechten. An den vier Ecken des Fußgestelles, welches das sehr gelungene Standbild trägt, befinden sich vier symbolische, ebenfalls in Bronze gegossene Figuren: die Frömmigkeit, Weisheit, Gerechtigkeit und Milde. An jeder Seite ist eine Inschrift, und zwar an der Vorderseite: Friedrich August dem Gerechten das dankbare Vaterland; an der Rückseite: Zum Andenken an die Segnungen einer 58jährigen Regierung; an der rechten Seite: Wohl dem Manne, der den Ewigen fürchtet, der große Lust hat an des Herrn Gebot; an der linken: denn ewiglich wird der nicht wanken, der Nachruhm des Gerechten bleibt.“ Drei Stufen führen zu dieser Granitunterlage, auf der die in goldenen Metallbuchstaben ausgedrückten Inschriften stehen. Das Pflaster ist zunächst mosaikartig aus bunten Steinen zierlich zusammengesetzt. Mehrere Lorbeerkränze lagen auf den Stufen, vielleicht noch von der Zeit der Inauguration herrührend. Die Bronzemasse sieht leider noch zu neu aus und erinnert noch bedeutend an das Kupferfarbige. Du weißt, das Bronze die schöne Eigenschaft hat, alle Jahre jünger, d. h. schöner zu werden, wie die ächte Liebe und Freundschaft, während die Menschen selbst und folglich wohl auch die Menschheit alle Jahre häßlicher, hinfälliger und elender werden, bis nicht blos das Individuum, sondern sogar die ganze Gattung erlöschen wird. Diese verschönernde Kraft der Zeit auf die edle Bronze-Mischung hat ja dem geistreichen Könige von Preußen Gelegenheit zu einem herrlichen Gleichnisse bei seiner ersten öffentlichen Anrede an sein Volk in Königsberg gegeben, die Dir wie jedem Preußen ewig unvergeßlich sein wird. Seine Worte lauten: „So wolle Gott unser Vaterland sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten. Mannigfach und doch Eins, wie das edle Erz, das, aus vielen Metallen zusammengeschmolzen, nur ein einziges, edelstes ist, — keinem andern Rost unterworfen, als allein dem verschönernden der Jahrhunderte.“ —

Ich freute mich über die Pietät der Sachsen, als deren unvergängliches Denkmal dieses Bild dasteht, das jedoch nur in sofern Werth hat, als es ein Reflex der im Herzen des Volkes unauslöschlich eingeprägten Liebe zu ihrem Könige ist, um so mehr, da Friedrich August durch allzu langes Festhalten an dem Bündnisse mit Napoleon die Zerreißung seines Staates veranlaßt hat, von dem 1815 die größere und fruchtbarere Hälfte an Preußen abgetreten werden mußte, so daß das Königreich nun blos 272 Quadrat-Meilen mit 1,706,276 Einwohnern zählt. In dem Treffen des rechten Zeitpunktes war z. B. Baiern glücklicher, das sich durch den, kurz vor der Leipziger Schlacht mit Oesterreich zu Ried geschlossenen Vertrag die Garantie seiner sämmtlichen damaligen Staaten verschaffte, aber auch bald entscheidend gegen den bisherigen Zwingherrn mitwirken half. Ueber dieses Auffinden des rechten Moments, der im Leben des Einzelnen, ja ganzer Staaten (denn diese Parallele ist eine in allen Theilen durchzuführende, wie schon Plato gethan hat) die Entscheidung für lange Zeit gibt, lassen sich keine Regeln geben; man kann sie so wenig wie die Menschenkenntniß aus Büchern lernen. Also trotz des Scheines, daß Friedrich August das Unglück des Vaterlandes, wenigstens die politische Schwächung veranlaßte, liebten ihn seine Unterthanen innig. Sieh einmal auf Napoleon, der es trotz der Siege und der glänzenden Großthaten doch nie zu einem eigentlichen, angestammten Monarchen gebracht, sondern der nach einer entscheidenden Niederlage, z. B. bei Waterloo, auch gleich an seine Abdankung denken mußte, um seiner Absetzung zuvorzukommen. Daher kann man kühn behaupten, Napoleon sei ungeachtet seines, zehn Jahre geführten Kaisertitels nie mehr als ein Anführer der Franzosen, ein hochbetitelter Feldherr derselben gewesen.

Einen ächten Monarchen kettet das Unglück, wie die Familienglieder um so inniger an einander sich schmiegen, fester an seine Unterthanen, und umgekehrt halten dieselben mit um so unwandelbarerer Treue an dem fest, der mit ihnen nicht blos die guten, sondern auch die schlimmen Tage verlebt hat, wovon die Sachsen ja wieder ein schönes Beispiel durch dieses Brustbild gegeben haben.

Die Schildwache daneben scheint mir nicht so überflüssig, als an manchen Orten Dresdens, z. B. in der katholischen Kirche eben vor der königlichen Loge, wo sie auch den ganzen Sommer über stehen soll, trotz dem, daß die königliche Familie sich zu dieser

Zeit gar nicht in der Stadt, sondern in Pilnitz aufhält. Ueberhaupt wird nirgends, vielleicht mit Ausnahme Berlins, ein solcher auffallender Schildwachen-Luxus getrieben, als in der friedlichen Sachsen-Hauptstadt. Die Garden sind allzubunt gekleidet. Die Uniform ist roth, der Kragen gelb, die Achselklappen oder Epauletts aus weißer Wolle, die Beinkleider blau, die Bärmütze natürlich schwarz, so daß von den sieben Regenbogenfarben die Mehrzahl, fünf, zu erblicken sind. Auch die sächsische Armee hat, wie die italienischen Truppen, die französischen, sehr kleidsamen Interimsmützen, jedoch schon durch ein Schild entstellt. Vielleicht gestattest Du mir, hier eine statistische Notiz über die königlich sächsische Armee beizufügen. Sie besteht nämlich a) aus einer Kavalleriebrigade, die drei Regimenter oder sechs Schwadronen bilden, zusammen 1885 Mann; b) aus zwei Linien-Infanterie-Brigaden, die aus drei Regimentern und jedes wieder aus drei Bataillonen bestehen, zusammen 5577 Mann; c) aus einer Division Leibgarde zu zwei Kompagnien oder 363 Mann; d) aus einer Halbbrigade leichter Infanterie oder drei Bataillone, 2133 Mann; e) einem Regimente Fußartillerie zu zehn Kompagnien, 785 Mann; f) einer Brigade reitender Artillerie zu zwei Kompagnien, 148 Mann; g) einer Trainbrigade zu 186 Mann, das Armeekommando und die Brigadestäbe zählen zwölf Mann, so daß Combattanten überhaupt 13,091 Mann und mit den Nicht-Combattanten, 336 Mann, zusammen 13,427 Mann zum sächsischen Militairstande gehören. Zählt man die Familienglieder desselben dazu, so kommt eine militairische Bevölkerung von 15,502 Personen heraus. Die ganze Bevölkerung des Königreichs belief sich nach der vom statistischen Verein zu Dresden bekannt gemachten Uebersicht auf 1,706,276 Personen, von denen 829,655 männlichen und 876,621 weiblichen Geschlechts sind. Der Religion nach waren 1,673,310 Lutheraner, 30,104 Katholiken, 1855 Reformirte, 139 Griechen und 868 Juden. Die Zahl aller Gebäude des Königreichs belief sich (1840) auf 212,144 und die der Haushaltungen auf 384,760.

Den Abend brachte ich im Theater zu. Wer beschreibt den angenehmen Eindruck, den das prachtvolle Innere dieses glänzenden Musentempels auf den Beschauer macht? Die verschwenderische Vergoldung der Logenbrüstungen, die in 4 Reihen über einander sich erheben, die Bilder an der Decke, die magische Beleuchtung

durch den Rieſenkronleuchter in der Mitte, die zahlreiche und glänzende Verſammlung nehmen ſchon vor dem Beginn der Vorſtellung eben ſo die Sinne gefangen, wie die anerkannt treffliche Muſik und das Spiel ſelbſt, als deſſen hervorragenden Darſteller ich blos Fräulein Bauer und Herrn Emil Devrient nennen will. Es wurden zwei kleine, aus dem Franzöſiſchen überſetzte Stücke mit der Feinheit und dem prompten Zuſammenſpiel gegeben, die bei dieſen geiſtreichen Converſationsſtücken weſentliche Erforderniſſe zum Erreichen der Abſicht ihrer Verfaſſer ſind. Das eine hieß oder handelte wenigſtens von dem jungen Herzoge von Richelieu, der trotz ſeiner Jugend ſich aus den vielen Schlingen, die ihm am Hofe Ludwigs XIV. gelegt wurden, mit Würde und zum Erſtaunen der aalglatten Höflinge zu ziehen verſtand. Das Stück hat aber zu viel Handlung, ſtatt zu wenig, wie die meiſten andern Luſtſpiele dieſer Nation; es gehört, ſo viel ich von dieſer, jetzt die deutſche Bühne beherrſchenden Gattung das Drama kenne, zu den beſſeren und macht einen ſehr befriedigenden Eindruck, trotz dem, daß die in demſelben zur Anſchauung gebrachten Verhältniſſe, Gott ſei Dank, weit hinter uns liegen.

XXIX.

Dresden, den 23. September.

Daß ich Sonnabend früh, nachdem ich in der katholiſchen Kirche dem gewöhnlichen Gottesdienſte der Schulkinder beigewohnt hatte, im Vorbeigehen weniaſtens auf einige Minuten die Brühl'ſche Terraſſe hinaufflog, verſteht ſich faſt eben ſo von ſelbſt, als daß man, wenn man Hunger hat, denſelben zu ſtillen ſich beeilt. Es iſt eine wahre Zauberin dieſe Treppe, und die durch den Fluß belebte, die Kirche und das Theater und die Brücke gekrönte Ausſicht. Zwiſchen Kirche und Brücke ſchmiegt ſich wie die furchtſamen Kinder an den Mantel der ſchützenden Mutter, das ſogenannte italieniſche Dörfchen hin, d. h. eine zuſammenhängende Reihe von Miniatur-Häuschen, die den Namen davon haben, weil ſie vor hundert Jahren den zur Erbauung der Kirche herbei gezogenen italieniſchen Künſtlern zur Wohnung dienten; doch ſind ſie, wenn auch klein, ſämmtlich maſſiv erbaut. Man ſagte mir, dieſes

italienische Dörfchen solle weggerissen werden und ich empfand herzliches Mitleid mit den Miniatur-Häuschen und wollte mich ihrer annehmen; allein bei genauer Erwägung der großartigen Umgebungen ginges mir wie Bileam mit dessen Esel, der da segnete, wo er fluchen wollte und umgekehrt, und auch ich stimme nun trotz ihres schönen Namens für ihre Abtragung. Meinen Weg über die stark belebte Brücke fortsetzend konnte ich die schöne und für alle Theile bequeme Gewohnheit der Dresdner Bevölkerung mit Wohlgefallen bemerken, wie Jederman stets den Weg zur Rechten einschlägt. In Breslau und anderwärts hält es schwer, diese jede unangenehme Berührung beseitigende Gewohnheit dem Volke einzuprägen, was schon durch die Inschriften an den Brücken der schlesischen Hauptstadt bewerkstelligt, wo Trotz des warnenden, noch mit einer zeigenden Hand versehenen Aufrufs „Rechts" doch Jedermann geht, wie er eben Lust hat. Wenn in Dresden ein Fremder diese Regel verletzt, tritt ihm, wenigstens auf der Brücke, sogleich die Schildwache entgegen und bittet ihn höflichst, auf der rechten Seite zu gehen. Ich dachte bei den erwähnten Fingerzeigen in Schlesien an Professor Steffens, der in seinem geist- und inhaltsreichen Buche: „Was ich erlebte" offen von sich gesteht, daß er beim Exerciren (bekanntlich hat er 1813 als Freiwilliger den Feldzug nach Frankreich mitgemacht) die Begriffe rechts und links nie unmittelbar getroffen, sondern daß sie ihm immer erst vermittelst einer Reflexion zugänglich waren. Nun denke Dir einmal einen Unter-Lieutnant (denn diese Stelle bekleidete der gelehrte Professor gleich Anfangs und hat sie auch bis ans Ende seiner kriegerischen Laufbahn behalten), der auf das Kommando „rechts um" sich erst besinnen muß, wo „rechts" liegen möge.

Meine Absicht war, das sogenannte Japanische Palais seiner Kunst- und Merkwürdigkeiten-Sammlungen wegen zu besuchen. Dieser links von der Brücke in der Neustadt am Flusse gelegene, freistehende Palast wurde 1715 vom Grafen Flemming zu bauen angefangen, von August II. vollendet und zu dem gedachten Zwecke eingerichtet. Er enthält im Erdgeschosse zur Linken die Antiquitäten Sammlung, welche jeden Sonnabend von 8 bis 12 Uhr unentgeltlich für Jedermann, an andern Tagen für den in Dresden gewöhnlichen Preis von 2 Rthlr. für 6 Personen zu sehen ist. Die hier zweckmäßig in einer langen Reihe größerer und kleinerer Säle aufgestellten, mehr oder minder verstümmelten und

manchmal freilich auch ziemlich unpassend ergänzten Statuen, Büsten u. dgl. sind von August I. so wie vom Vollender des Palastes, August II. und seinen Nachfolgern durch Ankauf der Sammlungen des Kardinals Albani, des Fürsten Chigi, des Prinzen Eugen von Savoyn und Anderer erweitert und seit 1785 hier aufgestellt, denn früher befanden sie sich im Schlosse des großen Gartens. Im Eingangs-Saale trifft man zunächst zwei antike herrliche Löwengestalten aus schwarzem und wie Granit schwer zu bearbeitendem Syenit (der Stein ist aus Syene in Aegypten, daher der Name), so wie gelungene Wiederholungen des Borghesischen Fechters und der von Michel Angelo herrührenden Statuen des Tages und der Nacht, die zu seinen besten Sculpturen gerechnet werden; sie sind wie die Originale in Rom, aus weißem Marmor. Mehrere, zum Theil in kolossaler Größe und aus Bronce gegossene Büsten sächsischer Fürsten und eine Menge kleinerer Arbeiten aus Marmor und Erz nehmen den übrigen Raum ein; im zweiten Saale mache ich Dich auf die Nachbildungen des Raubes der Proserpina durch Pluto, des den Riesen Antäus bekämpfenden Herkules, des Paris, der die Unheil stiftende schöne Helena entführt, aufmerksam und führe Dich sofort in den dritten Saal, wo die Antiken selbst beginnen und z. B. die Niobe ist, deren schmerzerfülltes Antlitz ihre Kinder in den Tod hinsinken sieht; eine ungemein liebliche Diana; ein trunkener Satyr; im vierten Saale ein junger, kräftiger Athlet, dem man schon von Weitem aus dem Wege geht; im fünften eine durch Hoheit und Ernst der Züge imponirende Juno, quae regina Deum incedit, und im sechsten die größte Zierde der ganzen Sammlung, wo die herkulanischen Matronen und Mädchen Dich lange fesseln. Lieblicher noch ist die Gruppe, wo Amor und Psyche sich zart küssen, bei welchem Anblick der ganze, allerliebste Mythus, der schönste aus dem so überaus reichen Sagenkreise der Alten, lebhaft vor die Seele des Beschauers tritt. Am häufigsten ist auch hier das Lieblingsthema der Bildhauer, Venus in der bekannten Stellung, zu finden. Im folgenden Saale werden mehrere im Kampf begriffene Hermaphroditen von Kennern bewundert, ich muß aber gestehen, daß mir diese fingirten, die Schönheiten beider Geschlechter in sich vereinigenden Gestalten nie recht gefallen wollten und ich gebe diese, für meinen niedrigen Standpunkt in der Kunstanschauung zeugende Bemerkung ohne Scheu Deiner Beurtheilung anheim.

Wenn einmal der weibliche Charakter als zu weich verschmäht werden soll, warum bildet uns der Künstler nicht schöne Knaben ab? Dann ist ja dem Uebelstande sogleich abgeholfen und ich stimme gern dann mit ihm überein, wenn er behauptet, daß die männliche Schönheit so wie häufiger und dauernder, auch im gewissen Betracht die weibliche überragend ist, so wie ich markige und alle Höhen der weiblichen Stimme erklimmende Knabenstimmen kenne, die ich dem Gesange der weiblichen Stimmen vorziehe. In einem der folgenden Säle traf ich einen seit meiner Wanderung durch Italien mir auf den ersten Blick kenntlichen und wie einen alten Bekannten begrüßten Kaiser Hadrian, der sich mit dem heute noch von den Italienern leidenschaftlich geliebten, folglich häufig getriebenen Ballspiel beschäftigt. Im neunten Saale trauert die unglückliche und eben so schöne, vom treulosen Theseus verlassene Ariadne und rührt, obwohl von kaltem Stein, jedes Herz. Im zehnten und letzten sind außer geschnittenen Edelsteinen und einer großen Menge kunstvoll und aus kostbaren Stoffen geformter Schmuckſachen, die man mit dem italienischen Namen Antikaglien nennt, auch mehrere Aegyptische zum Theil enthüllte, zum Theil noch in ihren Särgen liegende Mumien, slavische Alterthümer u. s. w. Du siehst also, daß dieses Antiken-Kabinet zum Theil an die Ambraser Sammlung in Wien erinnert. Die genannten Räumlichkeiten sind an der Decke und den Wänden mit Frescogemälden geschmückt, die sich meist auf die, in ihnen aufgestellten Sculpturen beziehen. Auch muß ich den Umstand rühmen, daß man, was nicht in allen Sammlungen der Art der Fall ist, sie von allen Seiten betrachten kann, weil sie frei dasteben und verschiedene Standpunkte zulassen. Auf der andern Seite desselben ein großes Viereck bildenden und einen weiten Hofraum einschließenden Palastes befindet sich auch noch die von August II. angefangene und von seinen Nachfolgern fortgesetzte Porzellan-Sammlung, welche unbestritten die erste ihrer Art in der ganzen Welt ist. Sie muß ungeheure Summen gekostet haben, denn allein die ihr 1737 einverleibte Besstetouche'sche Sammlung kostet 17,000 Rthlr. Schon auf der Treppe bewundert man die kolossale Porzellanbüste König August's, die größte, welche jemals aus diesem Stoffe geformt worden ist. Verlange nicht eine, ins Einzelne gehende Herzählung der blauen chinesischen Tassen, der Statuen und Statuetten, der kostbaren, auf Bestellung Kaiser

Karls V. für den Kurfürsten Moritz in China gefertigten Teller, der aus Porzellan geformten Kopien der Antiken-Gallerie, so wie der kostbaren, wenn auch unserm Geschmacke nicht zusagenden Japanischen Vasen und Thee-Pracht-Gefäße, die dem ganzen Palast den Namen gegeben haben. Im Majolika-Saale sind 180 Prunkgefäße, von denen zwei Vasen besonders bewundert werden, welche 1300 Dukaten kosteten. Die jetzt fast verschwundene rothe Siegelerde aus dem Oriente (der Insel Rhodus) findet man zu kunstvollen Gefäßen verwendet. Auch den noch rohen Anfängen des ältesten europäischen, zu Meißen durch einen Zufall von einem Gefangenen, Böttger, entdeckten Porzellans schenkt man einige Theilnahme. Das erste und zweite Stockwerk desselben Palastes nimmt die, seit 1786 aus dem Zwinger hieher verlegte königliche Bibliothek ein, die mehr als 300,000 Bände gedruckter Bücher und 2800 Handschriften enthält.

Nach Besichtigung dieser Sehenswürdigkeiten erging ich mich in dem hinter diesem Palaste gelegenen, von der Elbe bespülten und schwach besuchten Garten. Er erinnert einigermaaßen an Schönbrunn bei Wien, doch ist seinen Bäumen minder durch Bestutzen und Beschneiden Zwang angethan. An Größe jedoch steht er ihm nach, obwohl seine Ausdehnung so bedeutend ist, daß man Stundenlang in ihm auf und abgehen könnte, ohne vom Gefühle der Beengung und der Kleinlichkeit beschlichen zu werden. Eine reiche Flora von den mit Recht so sehr beliebten und seit der kurzen Zeit ihrer Einführung in Europa schon zum allgemeinen Liebling gewordenen Dahlien oder um den populären Ausdruck zu gebrauchen, Georginen, erfreute das Auge. Ich stieg auf die künstliche Erhöhung hart am Flusse und ließ das Auge mit innigem Behagen über die zierlich geordnete, gleichsam zahme Vegetation zu meinen Füßen so wie über den Fluß und die Brücke und die jenseits stehenden Prachtbauten der katholischen Kirche und ihrer Statuen-Gruppe und das Theater und Schloß flattern und konnte, auch nachdem ich dieses traute Plätzchen längst verlassen, und auf den belebten und doch im Vergleich mit andern großen Städten so stillen Straßen umherschlenderte, die Bemerkung nicht unterdrücken, daß selbst der gemeine Mann (denn einen Pöbel scheint die Stadt in Widerspruch mit ihren, gleichstark bevölkerten Schwestern gar nicht zu haben), hier behutsamer, sanfter seinem Geschäft nachgehe, kurz Dresden kam mir wie eine große Herrn-

buter-Kolonie vor, womit ich, wie wohl von selbst einleuchtet, nichts weniger als einen Tadel ausgesprochen haben will. Auf dieser, bis zum Mittagessen fortgesetzten Wanderung ward ich auf den Palast aufmerksam gemacht, der nun den Ständen zur Versammlung dient; er gehört zu den schönsten Gebäuden der Stadt und erfreut sich namentlich einer Prachttreppe, dergleichen man nur in den Palästen der Römischen, Venezianischen und Genuesischen Großen zu finden gewohnt ist; doch ist sie, da der Baumeister dabei den Gedanken gehabt zu haben scheint, daß sich auf ihr ein ganzer Krönungszug entfalten könne, für das Haus offenbar zu groß und dieses letztere scheint mehr der Treppe, als die Treppe des Hauses wegen da zu sein, so daß man es mehr ein Gebäude nennen sollte. Mir fiel unwillkürlich Diogenes ein, der, als er bei einer kleinen Stadt (es wird wohl Abdera gewesen sein) unverhältnißmäßig große Thore fand, ausrief: „Ihr Abderiten, machet die Thore zu, damit die Stadt nicht hinauslaufe."

XXX.

Schluß.

Breslau, den 25. September.

Ich fuhr noch denselben Tag in bunter Gesellschaft, von der sich ein Pastor aus der Nähe von Görlitz besonders durch theilnehmendes Gespräch hervorthat, von Dresden ab, um nach meiner Heimath zurückzukehren. Daß ich vom Wagen aus so lange zurückblickte, als nur ein Thurm, deren übrigens Dresden, beiläufig gesagt, verhältnißmäßig sehr wenige hat und daher mit Prag und München und Köln gar nicht verglichen werden kann, worin es eher Frankfurt a. M. nahe steht — ein Haus von der mir sehr lieben Elbstadt, die man wie gute Menschen durch öfters Sehen immer mehr lieb gewinnt, wahrgenommen werden konnte, versteht sich von selbst. Bei dem, in neuester Zeit auch außerhalb Sachsens bekannt gewordenen Waldschlößchen vorbei, von wo der Seitenweg nach dem Findlater'schen Weinberge führt, wo ich vor einigen Jahren unvergeßliche Abende zugebracht hatte, kamen wir bald in einen Wald von bedeutender Ausdehnung und die Freude

des Rückblicks hatte natürlich ein Ende. Das erste Städtchen, das man auf der nicht sonderlich interessanten Gegend berührt, ist das seit dem Brande massiv aufgebaute Bischofswerda. 7 Meilen von Dresden entfernt liegt Bautzen, oder wie es eigentlich und offiziell heißt, Budissin, die Hauptstadt der sächsischen Oberlausitz. mit mehr als 12,000 Einwohnern. Sie sieht reinlich aus, trägt übrigens ihr historisches Gepräge an der Stirn, namentlich erräth man dies in der sonderbaren Domkirche, deren Presbyterium, durch ein hölzernes Gitter von dem Schiffe getrennt, dem katholischen, der übrige Theil aber dem protestantischen Gottesdienste eingeräumt ist, während die Orgel beiden Confessionen, die natürlich zu verschiedenen Zeiten Gottesdienst halten, gemeinschaftlich ist. Dieselbe Gemeinschaftlichkeit findet auch bei dem, zu dieser Domkirche gehörigen reichen Domkapitel statt, das zwar seit der Reformationszeit keinen Bischof mehr, aber einen evangelischen Dompropst und einen katholischen Domdechant, der in der Regel zugleich Bischof in partibus, Präsident des katholischen Consistoriums, Beichtvater des Königs u. s. w. ist (zuletzt war es der berühmte Mauermann) und mehrere katholische und evangelische Domherrn, so wie reiche Einkünfte in liegenden Gründen hat. Bei Bautzen, das nun bald durch eine Eisenstraße mit Dresden und Breslau wird verbunden sein, eigentlich bei dem Dorfe Wurschen wurde vom 20. bis 21. Mai zwischen den Franzosen und den verbündeten Preußen und Russen, welche den ersteren den Uebergang über die Spree, an welchem Flusse Bautzen liegt, streitig machen wollten, tapfer gekämpft; es war die zweite Schlacht dieses ewig denkwürdigen Jahres 1813 (die erste war am 1. Mai bei Lützen) und sie glich auch an Erfolg der ersten, denn sie ward von den Verbündeten abgebrochen, noch ehe sie eine verlorne war, zu der sie sich zu gestalten schien; jedoch geschah der Rückzug nach dem schlesischen Gebirge so ruhig und geordnet, daß Napoleon keinen einzigen Gefangenen machte; noch mehr schmerzte den französischen Kaiser, daß auf der von ihm begonnenen aber bald eingestellten Verfolgung am Abende des 22. Mai auf der Anhöhe hinter dem Dorfe Markersdorf sein Großmarschall und, was mehr war, sein Freund Duroc von einer der Kugeln, welche der Nachtrab der Verbündeten sandte, ihm zur Seite tödtlich getroffen ward. So tief wie dieser hatte ihn noch kein Verlust erschüttert, nie nach einem Siege solche Niedergeschlagenheit unter seinen

Umgebungen sich verbreitet. Daher nahm er auch am 4. Juni die Anträge zu einem Waffenstillstande an, der dann mehrmals verlängert wurde. Duroc's Denkmal steht noch auf der Straße nach Löbau und bald darauf sieht man das den Namen mit Recht führende Dorf Hochkirch, denn seine Pfarrkirche liegt auf einer beträchtlichen Anhöhe. Auch dieser Boden ist mit Blut getränkt und sein Name unvergänglich in den Jahrbüchern der Geschichte, denn hier war es, wo Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege und zwar am 14. October 1758 eine bedeutende Niederlage erlitt. Friedrich schien absichtlich in sein Verderben rennen zu wollen. Vergebens warnten ihn seine besten Generale vor einem längeren Verweilen auf dem ungünstigen Terrain, wo der verschlagene österreichische Marschall Daun, der Fabius Cunctator, lauerte; der Quartiermeister Marwitz, der sich geweigert, das Lager abzustecken, kam ins Gefängniß; die Generale Keith, Ziethen, Seydlitz wurden mit ihren Vorstellungen nicht gehört. Am Morgen des genannten Tages früh mit dem Schlage 5 Uhr überfiel Daun die sorglos schlafenden Preußen in ihren Zelten; die Verwirrung war bei der Dunkelheit grenzenlos; die Preußen wurden mit ihren eigenen, vom Feinde schnell eroberten Kanonen niedergeschossen. Bald stand das ganze Dorf in Flammen und beleuchtete das schreckliche Gemetzel, in welchem dem tapfern Prinzen Franz von Braunschweig eine Kanonenkugel den Kopf vom Rumpfe trennte, der Feldmarschall Keith von zwei Kartätschenkugeln durchbohrt, Prinz Moritz von Dessau schwer verwundet und auch der brave Major Lange, der sich wie ein zweiter Leonidas mit 600 Preußen gegen 8 österreichische Grenadier-Bataillone mit dem glänzendsten Erfolge vertheidigt und erst, nachdem die Feinde noch 14 andere Bataillone an sich gezogen, sich durchzuschlagen versucht hatte, mit dem größten Theile der Seinen niedergehauen wurde.

Der Anbruch des Tages verbesserte nichts, denn ein undurchdringlicher Nebel trat an die Stelle der Dunkelheit. Bis gegen 9 Uhr suchten die Preußen ihren Platz zu behaupten, dann gab der König Befehl zum Rückzuge. Lager und Gepäck, so wie der größte Theil des Geschützes, nämlich 101 Kanonen und 9,000 Mann theils Todte, theils Gefangene, waren von Preuß. Seite verloren. Aber die Schlacht ist mehr merkwürdig durch die Folgen, welche sie nicht hatte. Der Sieger benutzte den errungenen Vortheil nicht und man konnte ihm, wie einst dem Hannibal, den

gegründeten Vorwurf machen, er verstehe zwar zu siegen, aber nicht den Sieg zu benutzen. Es war dies eine der bedeutendsten Niederlagen, die Friedrich selbst je erlitten, die er durch seine 12 Siege im siebenjährigen Kriege, bei Molwitz, Czaslau, Striegau oder Hohenfriedberg, bei Sorr, Kesselsdorf, Lowositz, Prag, Roßbach, Leuthen, Zorndorf, Liegnitz und Torgau ausgeglichen. In Person hatte er sieben Schlachten gewonnen: bei Lowositz, Prag, Roßbach, Zorndorf, Leuthen, Liegnitz und Torgau; seine Stellvertreter erlitten Niederlagen bei Groß-Jägerndorf, Breslau, Maxen und Landeshut. Nur sein Bruder, Prinz Heinrich, siegte bei Freyberg. Preußens Heere hatten also in 16 Hauptschlachten achtmal siegreich gekämpft. Friedrich berechnet seinen Verlust auf 180,000 Mann*); die Russen, welche in 4 Schlachten gefochten, hatten 120,000 Mann verloren; die Oesterreicher, welche zehn Hauptschlachten bestanden, hatten 140,000 Mann verloren; die Franzosen 200,000; Engländer und Deutsche 160,000; die Schweden 25,000, die Reichsvölker 28,000, so daß die Summe der in diesem blutigen Kriege Umgekommenen sich auf 853,000 Mann beläuft; der ganze Krieg wäre unterblieben, wenn der schon im Werke begriffene, aber hauptsächlich an der Religionsverschiedenheit gescheiterte Plan einer Vermählung Friedrich's des Großen mit der einzigen Tochter und Erbin Karl VI., der berühmten Maria Theresia, zu Stande gekommen wäre.

Hinter Löbau kommt die preußische Grenze, bei der diese Reiseberichte, weil Schlesien Dir aus eigener Anschauung hinlänglich bekannt ist, abbrechen mögen.

*) Vergl. Joh. v. Müllers Werke Bd. 26, wo von S. 56—112 eine lesenswerthe Recension der **Oeuvres posthumes de Fréderic II. Roi de Prusse** sich befindet.

Druck von Eduard Klein in Breslau.

Druckfehler-Verzeichniß.

Seite	2	Zeile 14	von unten	lies: vier Meilen statt eine Meile.
-	10	- 3	von oben	- annimmt st. einnimmt.
-	18	- 13	von unten	- hältst st. hält.
-		- 5	-	- lebhaft st. lebhaft.
-	21	- 10	von oben	- lebende st. lebendende.
-	33	- 4	-	- Ludwigsh st. Ludwigsh.
-	37	- 2	von unten	- 150,000 st. 15,000.
-	38	- 4	von oben	- Sigismund st. Siegismund.
-	39	- 5	-	- gewunden st. gegeben.
-	39	- 4	von unten	- Ludwig XIV. st. XVI.
-	42	- 4	von oben	- Unitarier st. Unterier.
-	47	- 4	von unten	- d. 27. August st. d. 7.
-	57	- 2	von oben	- statistik st. statistik.
-	58	- 7	von unten	- dem st. vem.
-	60	- 6	-	- berühmten st. berühmten.
-	62	- 20	-	- Regensburgs st. Regensburg.
-	63	- 7	von oben	- Straubing st. Straubing.
-	64	- 18	-	- Einigkeit predigt st. Einigkeitspredigt.
-	66	- 18	von unten	- reden st. redeen.
-	69	- 9	-	- Antonius st. Antonius.
-	79	- 5	von oben	- Kaiser st. Kaisen.
-	88	- 4	von unten	- liebt edlere st. liebt und edle.
-	90	- 9	von oben	- in st. an.
-	111	- 5	-	- 1180 st. 1170.
-	124	- 17	von unten	- berüchtigten st. berichtigten.
-	129	- 4	-	- landschaftlichen st. landwirthschaftlichen.
-	135	- 9	von oben	- die st. dei.
		- 2	von unten	- d. 21. Februar 1824.
-	142	- 13	von oben	tilge man das Wörtchen sich.
-	151	- 20	-	lies: Friedrichs st. Friedrich.
-	153	- 18	-	- lichter st. leichter.
-	154	- 3	von unten	- Zauberhorn st. Zaubernhorn.
-	160	- 7	-	- in ein statt in einem.
-	166	- 16	-	- Rorschach st. Lorschach.
-	169	- 15	-	- Gerathewohl st. Gerathewohl.
		- 7	-	- Stockwerk st. Stockwerck.
-	178	- 8	-	- Huß st. Hnß.
-	179	- 6	von oben	- hinausspringende st. hinausspringe.
-	192	- 1	-	- Pfründner st. Pfründer.
-	197	- 12	-	- natürlichen st. unnatürlichen.
-	202	- 8	-	- wir st. roir.
-	208	- 10	von unten	- abstechenden st. abstehenden.
-	232	- 17	-	- 30 st. 3.
-	233	- 19	-	- nur st. mir.
-	240	- 1	von oben	- Borromeo st. Barromeo.
		- 1	-	- besorgen st. besorgten.
-	246	- 2	-	- Glarner st. Glabner.
-	281	- 4	von unten	- ab der st. aber der.
-	295	- 10	von oben	- beschweren st. beschwerten.
-	300	- 12	von unten	- inländischen st. einländischen.
-	326	- 11	-	- Schwilgen st. Schwilgen.
-	327	- 12	-	- seines Sohnes Johann st. seines Johann
-	335	- 11	von oben	- daran st. deren.
-	351	- 21	-	- Dewette st. Dewelt.
-	383	- 14	von unten	- Nassauischen st. Naussauischen.
-	394	- 5	von oben	- Flusse st. Fusse.
-	399	- 8	von unten	- heftigen st. heftiges.
-	420	- 6	-	- sang st. sank.
-	422	- 3	von oben	- dick st. eng.
-	485	- 13	-	- glänzender st. glänzender.
		- 23	-	- käme st. käm.
-	486	- 2	von unten	- pacisque st. procisque.

System

der

Aesthetik.

Von

Dr. August Kahlert,

Professor an der Universität zu Breslau.

Leipzig,

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ὑλικὸν τε ἡ τύχη, τὰ μὲν ἐπιτελεῖ, ἃ ἡ φύσις ἀδυνατεῖ ἀτελῆ γάζεσθαι, τὰ δὲ μιμεῖται.

Aristoteles (Physic. lib. II. cap. 8.)

Vorrede.

Dieſes Buch iſt aus Vorträgen, die ich wiederholentlich an hieſiger Univerſität gehalten habe, entſtanden, ohne ihre Wiederholung zu ſein. Die hier der Aeſthetik vorhergeſchickten Grundzüge der Pſychologie ſind Auszug aus einem größeren, bei vergönnter Kraft ſpäter zu vollendenden Ganzen. Was den dem allgemeinen nachfolgenden beſondren Theil anbetrifft, ſo hatte er bei der akademiſchen Ueberlieferung des Lehrſtoffs mehr die Geſtalt einer Geſammt-Kunſtgeſchichte erhalten; hier aber verlangte das vorzulegende Syſtem der einzelnen Künſte die ſchärfſte Gliederung. Die Entſtehung des Buchs aus Vorträgen erklärt übrigens deſſen Form. Für Belebung des Intereſſes ſchien ſie mir brauchbarer, als die ſonſt wohl übliche Eintheilung in Paragraphen, welche den freien Fluß der Gedanken oft widernatürlich einzwängen.

Sollten Anhänger ältrer Anſichten die ſogenannte Redekunſt oder Rhetorik in dieſem Syſteme vermiſſen, ſo habe ich ihnen nur zu erwiedern, daß ſie nicht hineinge-

hört, weil sie von der Aesthetik nur Mittel leiht, und auf andrem Grunde als diese Wissenschaft ruht. Rhetorische Begeisterung ist eine andre als künstlerische, ist nämlich von ethischer Natur. Mir erscheint diese von Theremin schon vor einem Menschenalter gegebene Bestimmung immer noch als die richtigste, obgleich neuere Bestrebungen, wie von G. C. J. Hoffmann (Philosophie der Rede, Stuttgart 1841) und von F. A. Märcker (Einleitungsvorlesung, Berlin 1843) um so mehr Berücksichtigung verdienen, als unter allen Disziplinen der praktischen Philosophie am Längsten die Rhetorik vergessen worden war.

An mehren Stellen meines Systems ist von dessen Verhältnisse zur Philosophie Hegels die Rede. Auch davon habe ich hier noch ein Wort zu sagen. Fast zwanzig Jahre sind vorübergegangen, seitdem ich vor Hegels Katheder zuerst seine Worte vernahm. Von schwankenden Zukunftsträumen bewegt, hielt ich damals mich weit eher für die Pflege einer von mir geliebten Kunst als der Wissenschaft berufen. Zu den Motiven, welche meine Selbstbestimmung umgewandelt haben, darf ich zwar das durch jenen welthistorischen Denker in mir entzündete Bedürfniß nach dialektischer Betrachtung der Dinge rechnen, aber zugleich nicht verschweigen, daß schon damals seine metaphysischen Ergebnisse mich mehr beängstigten als befriedigten, und daß mir ein andres Ziel erst im blassen Nebelbilde, dann immer deutlicher als erreichbar vorschwebte. So ist es wohl Manchem ergangen, der bei unbedingter Unterwerfung seiner Individualität unter

jenes philosophische Dogma sich nicht beruhigen konnte. Weder den Ruhm noch den persönlichen Dank, welcher dem Lehrer gebührt, kann dies hindern oder im Geringsten schmälern. Selbst der aus der Identitätslehre zum Theismus sich durcharbeitende J. H. Fichte hat ja in seiner Tübinger Antrittsrede kürzlich ausgesprochen, daß „Hegels System der gemeinschaftliche, nicht zu umgehende Ausgangspunkt, an dem alle neuere Philosophie sich zu orientiren habe, sei, und die eigentliche Frage der Zukunft in seinem Schooße trage." Auch die Werke von Weiße und Braniß enthalten gerade in ihren polemischen Stellen Bestätigung jenes Satzes. Solche Bestrebungen, das Vorhandene nicht zu negiren, sondern weiter zu führen, sind nun aber neuerlich mit dem Namen „Pseudohegelianismus" belegt worden, ein schon deshalb falscher Ausdruck, weil er ebensowohl auf diejenigen Philosophen angewandt werden müßte, die lediglich praktische Zwecke kennen, zu deren Unterstützung Hegel herbeiziehen, und indem sie seine Lehre mit allerhand Zuthaten versetzen, deren speculativen Gehalt völlig heraustreiben. Jedes weltgeschichtliche System erlebt nun einmal in seiner Fortwirkung nothwendige Umbildungen, um eben hierdurch nur dem alten Satze von der Unendlichkeit der philosophischen Arbeit zum neuen Beweise zu dienen. Für Erfolg und Ansehn der Wissenschaft ist Einmischung der Leidenschaft in ihre Streitigkeiten für immer wegzuwünschen. Bewundern ohne zu beneiden, Widerstand leisten ohne zu hassen, Beides fordert die Philosophie von ihren Jüngern; wem Eines

von Beiden unerreichbar iſt, der mag auf irgend anderm Gebiete zu bedeutenden Thaten und Erfolgen berufen ſein, wenn er aber an philoſophiſcher Arbeit ſich betheiligt, ſo wird er ſtets mehr verwirren als fördern.

Breslau, 1. Januar 1846.

Auguſt Kohlert.

Uebersicht des Inhalts.

Seite

Einleitung ..... 1— 16

Vorbereitender Theil.

Grundzüge der Psychologie.

I. Anthropologische Grundbedingungen ..... 19— 32
II. Sinnlichkeit. — Gefühl, Phantasie, Verstand ..... 33— 62
III. Vernunft. Philosophischer Begriff der Liebe. Geist, Gesinnung, Gemüth. — Blick in die Metaphysik ..... 62— 86

Allgemeiner Theil.

I. Idee und Ideal. Triplicität der Idee. Idee des Schönen. Die Häßlichkeit und deren relative Bedeutung ..... 89—103
II. Das Naturschöne. Idealität des Weltganzen ..... 103—120
III. Das Kunstschöne. Der Künstler ..... 120—142
IV. Das Kunstwerk und dessen Wirkung ..... 142—152
V. Das Erhabene und das Rührende ..... 152—167
VI. Das Tragische ..... 167—179
VII. Das Lächerliche und der Spott ..... 179—194
VIII. Das Komische ..... 194—210
IX. Geschichtliche Entwickelung des Ideals ..... 210—226

Besonderer Theil.

I. Die einzelnen Künste ..... 229—243
II. Die Dichtkunst ..... 243—290

Seite

III. Die bildenden Künste. — Die Baukunst ..... 291—311
IV. Die Bildhauerei ..... 311—332
V. Die Malerei ..... 332—354
VI. Die Künste der Bewegung ..... 354—363
VII. Die Tonkunst ..... 363—401
VIII. Die Kunst der Geberde ..... 401—414
IX. Die darstellende Kunst ..... 415—432
X. Schluß ..... 432—440

Einleitung.

Einleitung.

Die geheimnißvolle Wirkung, welche auf das menſchliche Gemüth Werke der ſchönen Kunſt ausüben, iſt eines jener ewigen Räthſel, zu deren Löſung die Wiſſenſchaft immer wieder aufs Neue aufgefordert wird. Von zwei Seiten her, in der Erkenntniß der dem Künſtler dienſtbaren Naturſtoffe, und der von den Geſetzen ihrer Anwendung werden an der Hand der Erfahrung manche ſichtbare Fortſchritte gemacht; dem ſcharfen Blicke des Naturforſchers enthüllt ſich eine Beziehung der ewig ſchaffenden Kräfte nach der andern; öffentlichen Lehranſtalten für angehende Kunſtjünger wird überall immer ſorgfältigere Pflege. Solchen Bemühungen zum Trotze ſind die Schwankungen des Geſchmacks unter den Genießenden, und die harte Begegnung widerſprechender Grundſätze unter den Schaffenden unvermindert geblieben, ſo daß nur ein einziger Gewinn, nämlich der, daß man allmählich die ſtreitenden Anſichten ſchärfer auszuprägen, den Widerſpruch alſo in ſeiner ganzen Bedeutung zu erkennen ſich bemüht hat, daraus hervorgegangen iſt. Ein Gewinn iſt dies zu nennen, weil es den Drang verräth, den Streit zu entſcheiden, und weil es durch die Beziehung alles des im Zwieſpalte begriffenen Einzelnen auf ein Allgemeines, welches ihm zum Grunde liegen müſſe, Schritte, die dieſer Entſcheidung entgegenführen, erzeugt. Daß man in allen

menſchlichen Dingen gegenwärtig gern auf ein Letztes, auf eine für alle Fälle anzuwendende Formel zurückgeht, bezeichnet eben den philoſophiſchen Drang unſeres Geſchlechts, der nur ſelbſt wieder, je eifriger er im Gebiete der Abſtraktion, in der Welt des Ueberſinnlichen ſeine Kämpfe vollführt, plötzlich die zürnende Stimme von Gegnern erweckt, die nichts als die ſogenannte Erfahrung für untrüglich gelten laſſen wollen. Wenn jene in ſich ſelbſt gekehrten Männer Gefahr laufen, ſich im Leeren zu verlieren, ſo werden dieſe durch die vermeintliche Belehrung jedes Augenblickes Zerſtreuten in einem endloſen Chaos auch nicht heimiſch. Sie ſammeln wie die Bienen, aber ohne deren Inſtinkt für ſyſtematiſche Verwendung zu beſitzen, erndten alſo nicht die Frucht ihres Fleißes, der vielmehr von den Andern für deren eigenen und den wahren Vortheil der Wiſſenſchaft verwendet wird, ſo daß das Ganze derſelben freilich nur durch dieſe Gegenſeitigkeit gedeiht. Ein doppelter Kampf wird bemerkbar, einer, der uralte zwiſchen den Theoretikern und den Praktikern überhaupt, und wieder einer unter den Theoretikern ſelbſt, die entweder von der Erfahrung zum Lehrſatz, alſo vom Beſondern zum Allgemeinen, ſich erheben, oder von dem Lehrſatz zur Erfahrung, alſo vom Allgemeinen zum Beſondern herabſteigen. Kein Wiſſenszweig iſt hier ausgenommen; Staat und Kirche erfahren die Wirkungen jenes Kampfes und gleiches Loos trifft die ſchöne Kunſt, deren Erzeugniſſe Streit erwecken, theils darüber, ob ſie Gefallen oder Mißfallen erregen, theils ob ihnen allen überhaupt ein ewiger, bleibender Sinn als der des vorübergehenden bloßen Unterhaltungszweckes zugeſtanden werden könne.

Die Künſtler, die Lehrer der Kunſt, die Liebhaber, die gedankenloſen Müſſiggänger laſſen ſich täglich über die Kunſt und deren Weſen vernehmen; ſie Alle brauchen das Wort „ſchön“ zur Bezeichnung ihrer beifälligen Anſicht, und werden, indem ſie dieſelbe begründen wollen, oft ohne es zu

wiſſen philoſophiſch, da diejenige Wiſſenſchaft, die ſeit etwa hundert Jahren mit dem Namen: „Aeſthetik“ belegt, ein Zweig der Philoſophie, ſich nun einmal von philoſophiſcher Geiſtesthätigkeit nicht trennen läßt. Dieſer Name der eine „Wiſſenſchaft der Empfindungen“ ausdrückt, iſt nun auch durch den andern: „Philoſophie der Kunſt“ verdrängt worden, wobei die Rückſicht, daß die Kunſt und deren Erzeugniſſe vorausgehen mußten, ehe an eine philoſophiſche Ergründung ihrer Geheimniſſe gedacht werden konnte, maaßgebend war. Mit dem Worte „äſthetiſch“ aber, das dadurch ſo wenig außer Gebrauch gekommen iſt, daß es vielmehr noch in Aller Munde lebt, verbindet ſich oft mancher ganz willkührliche Begriff, was denn auch bei den verſchiedenen Syſtemen, die beſonders in Deutſchland ſich deſſelben bedient und ſeine Gränzen feſtzuſtellen geſucht haben, nicht zu verwundern iſt. Denjenigen, die ſich von einem erhaltenen künſtleriſchen Eindrucke Rechenſchaft geben wollen, ohne die beſtimmten Kunſtgriffe, welche dem Künſtler zu Gebote ſtanden, zu kennen, iſt jenes Wort ſehr willkommen, denn ſie haben gehört, daß die Aeſthetik nicht mit einer einzelnen ſchönen Kunſt, ſondern mit vielen, als: Malerei, Poeſie, Muſik u. ſ. w. ſich befaſſe, mithin ſchließen ſie ganz richtig, daß ein äſthetiſches Urtheil ſich nicht mehr an die Geſetze einer einzelnen Kunſt, an deren Erlernbares, deren handwerksmäßige Seite binde, ſondern einem weiteren höheren Kreiſe angehöre. Sie berufen ſich nun gewöhnlich weiter auf das Recht der ſogenannten allgemeinen Bildung, über Alles mitzuſprechen, und verſtecken ſich gern, wenn ſie ein Kunſtwerk gleichgiltig läßt, mithin ihnen nur Langeweile macht, hinter der Entſchuldigung, daß ſie zwar keine Kunſtgelehrten ſeien, aber als „Gebildete“ Anſpruch darauf machen dürften, daß das Kunſtwerk ihnen auch ohne jenen Vorzug irgend einen Genuß bereite. Hier liegt alſo wohl klar zu Tage, daß ſie von einer ſogenannten äſthetiſchen

Erziehung, wie sie etwa Schiller in seinen inhaltsschweren Briefen vorführt, nichts wissen wollen, insofern nämlich dieselbe sich durchaus nicht aus der sogenannten allgemeinen Bildung, jenem wunderlichen Gemische von erworbenen Kenntnissen und gesellschaftlicher Uebung, von selbst ergebe, oder darin begriffen sei. Es ist schon viel von ihnen gethan, wenn sie irgend ein Handbuch oder Lehrbuch der Aesthetik in einem gelegentlichen Falle, wo sie mit sich selbst nicht einig werden können, zu Rathe ziehen, und einen einzelnen ihnen gemäß scheinenden Lehrsatz, etwa eine Definition dem Gedächtniß einprägen. Gewöhnlich verwirrt eine so vereinzelte Erlernung mehr, als daß sie aufklären sollte, denn welcher Ansicht ein Philosoph immer auch anhänge, seine einzelnen Lehrsätze erläutern nothwendiglich einander gegenseitig, und das ganze Gebäude seiner Aesthetik ist ebenfalls nur wieder auf seine methaphysischen Ueberzeugungen gestützt. In deren Studium sich zu vertiefen, blos um jenes einzelnen Falles willen, wäre natürlich mehr, als man von einem durch die Ansprüche des täglichen Lebens beschäftigten Menschen verlangen könnte. So bleibt denn aber das ästhetische Urtheil, das alle Augenblicke abgenöthigt wird, höchst willkührlich, zufällig und unbestimmt, wenn auch Niemand läugnen mag, daß es zuweilen bei glücklicher Naturanlage in seiner Naivetät die Wahrheit trifft. Das Auge des Kindes sieht ja oft, was dem des Weisen verborgen blieb. —

Der Künstler, der sein Leben einer einzelnen Kunst, der Erlernung aller ihrer besondern Mittel und Zwecke geweiht hat, bedient sich gewöhnlich einer Art des Urtheils, Erzeugnissen *seiner* besondern Kunst gegenüber, die von dem jener alltäglichen Liebhaber weit abweicht. Er geht sogleich auf Dasjenige an dem Kunstwerke ein, was mehr oder minder die Geschicklichkeit des Künstlers verräth. Eine verzeichnete Hand, ein heftiger Mißklang, ein siebenfüßiger Hexameter ziehen seine Aufmerksamkeit an, und auch, wo er tiefer

auf das Wesen des Kunstwerkes einzugehen scheint, wird er immer versucht, die äußerliche, erlernbare Fertigkeit, die sogenannte Schule des Verfertigers wenigstens zuerst seiner Prüfung zu unterwerfen.

Dieses insbesondere ist der Punkt, worin das Urtheil des Künstlers sich endlich von dem des Philosophen wesentlich scheidet. Letzterer tritt vielleicht mit einiger Nachsicht gegen Alles, was der Kunstfertigkeit angehört, heran, faßt aber sofort die Beziehung, die das Kunstwerk zur Allgemeinheit habe, ins Auge; er spricht mehr von der in dem Werke ausgesprochenen Idee, als von den Mitteln zu deren Ausführung, er vergleicht auch wohl die einzelne Kunst, um welche es sich gerade handelt, mit anderen, die jene in bestimmte Gränzen weisen. Ueber dem Hinblicke auf die allgemeine Bedeutung übersieht er denn oft so viel dem Einzelnen Wesentliches, daß er mit dem Künstler in Streit geräth. Es gründet sich eben hierauf ein gewisser Widerwille, welchen die Künstler seit alten Zeiten leicht gegen die Aesthetiker nähren. Am deutlichsten wird dieser Zwiespalt, wenn man theoretische Werke beider, etwa auch nur ihre Kritiken über ein und dasselbe Erzeugniß der Kunst mit einander vergleicht. Beide treten hier als Lehrer auf, beide haben Wichtiges zu sagen, und sehen selten genug ein, daß sie einander nicht entbehren können, weil sie einander nur ergänzen.

Der Künstler würde nun wirklich undankbar sein, wenn er wegen vieler in der Erfahrung unbewährt gebliebenen philosophischen Kunstlehrsätze dem Aesthetiker seine Bedeutung nicht lassen wollte. Denn in dem Reiche menschlicher Erzeugnisse, der mechanischen, wie der geistigen, wer sonst sollte dem Werke der schönen Kunst seine bleibende Stelle anweisen? Ohne ihn, wer sollte ihre Rechte gegen die Wissenschaft selbst wahrnehmen, die in ihrem tiefen Ernste nur allzuleicht die heitre Kunst für ein Spielwerk zur Erholung nach der Arbeit betrachtet, und in ihrer Einseitigkeit jene nicht für

ebenbürtig halten möchte. Die Wissenschaft ehrt die Logik als ihre Stütze, und diese tritt der schönen Kunst so oft mit nüchternem Tadel gegenüber. Die Aesthetik sogar leiht sich von der Logik deren Waffen, aber um nun die Kunst gegen diese selbst zu vertheidigen; sie sichert den Werken der Kunst ihre Bedeutung unter den tausendfältigen Erzeugnissen der Menschen, und ihre Stellung zu denen der Natur, und sie weiset den innern Zusammenhang unter Gegenständen nach, die dem gewöhnlichen Menschenverstande zufolge einander nichts anzugehen scheinen.

Unter den übrigen philosophischen Wissenschaften ihren Platz sich zu erkämpfen und zu behaupten, ist der Aesthetik allmählich gelungen, nachdem viele Philosophen ihr lange nur ein letztes, bescheidenes Plätzchen in dem Gebiete der sogenannten praktischen Philosophie einräumen wollten. Diese Streitigkeiten sind nicht geringer gewesen, als jene, die sie mit den Künstlern zu bestehen hatte. Ihre Geschichte giebt davon Zeugniß, und wird daher zuweilen am Anfange jedes neuen ihr gewidmeten Lehrbuches vorgetragen, um die neue Art der Behandlung, womit man bekannt machen will, einzuleiten. Von der Geschichte der gesammten Philosophie unzertrennlich, zeigt uns die der Aesthetik manche Philosophen, auf welche ihre Rückwirkung so mächtig gewesen, daß die gesammte übrige Geistesthätigkeit dieser Männer ein ästhetisches Gepräge trug; — ja, man kann behaupten, daß die Aesthetik, zuerst nur eine gelegentliche Erweiterung des philosophischen Gebietes sich zuletzt zur Basis manches ganzen Systems der Philosophie, mancher Weltanschauung gemacht hat. So bedeutende Schicksale scheinen daher am Eingange eines Lehrbuches, oder als Einleitung eines Systems nicht mit Nutzen vorgetragen zu werden, indem sie zu begreifen der tiefe Blick in die Wissenschaft selbst, die es zu lehren gilt, schon vorausgesetzt werden müßte. Es begreift Niemand die Geschichte der Philosophie, der nicht vorher selbst zu philosophiren begon-

nen hatte, und lernt vielmehr nur eine große Menge von Namen und Thatsachen kennen, welche sein Gedächtniß anstrengt, und die Scheinweisheit befördert.

Wenn also auf diesem Wege in unsre Wissenschaft einzuleiten, nicht sachgemäß befunden wird, so ist die Frage nach dem schicklichsten Anfangspunkte derselben um so weniger abzuweisen. Auch hier befolgt der gewöhnliche Gebrauch kein nachahmenswerthes Verfahren. Von der Idee des Schönen, und dem Wesen der Kunst als jener Thätigkeit, welche die Idee ins Leben setzt, ausgehend, pflegt man so zeitig als möglich die Definition des Schönen zu geben, und dann mit deren Rechtfertigung, Entfaltung und Theilung in verschiedene Zweige zu verfahren. Auf diesem Wege setzt die Aesthetik gleich bei ihrem Anfange sehr viel voraus; nicht weniger nämlich als die genaue Kenntniß oder Art und Weise, wie der Mensch bis zur Bildung von Ideen überhaupt gelangt. Die Kenntniß nicht blos der Psychologie, sondern sogar der Metaphysik muß vorhergegangen sein, bevor die höchsten Grundsätze der Aesthetik begriffen werden können; insbesondere ist die Psychologie die Mutter von dieser, und hat in der Behandlung, die sie erfahren, ähnliche Schicksale mit ihr durchlebt. Die Schilderung der wunderbaren Wirkung, welche Kunstwerke auf die Seele des Menschen ausüben, führt jeden Augenblick von selbst zur Erwähnung der besonderen Seelenkräfte, die im Kunstgenusse angeregt werden; die Schilderung des Vorganges in der Brust des Künstlers, der von Begeisterung gedrängt das Kunstwerk hervorbringt, weil er einmal es nicht lassen kann dies zu thun, führt auf ganz denselben Gegenstand, und dennoch sind die Begriffe von: Geist, Gemüth, Vernunft, Gefühl, Phantasie u. s. w. keineswegs durch allgemeines Einverständniß in gleichem Maaße fest bestimmt, wie etwa von: Blume, Stein, Thier u. A. Die philosophische Sprache ist und bleibt in steter Fortbildung begriffen, wie die Philosophie

selbst; wer sich technischer Ausdrücke auf deren Gebiete bedient, muß daher die Art ihres Gebrauchs rechtfertigen, und dasjenige einer einzelnen Disziplin vorausschicken, was ihn in deren eigenem Gebiete vor Mißverständnissen schützen kann. Im weiten Sinne genommen, enthält dieser Satz die Nothwendigkeit, keinen einzelnen Zweig der Philosophie außer genauer Verbindung mit dem System der ganzen Wissenschaft zu behandeln; des Zweifelns, des Widerspruches, des Zurückgehens und Weiterfragens ist sonst kein Ende. Es entspringt dies aus dem Anspruche, den die systematische Beleuchtung eines einzelnen Gebietes darauf macht, ein gegliedertes Ganze erscheinen zu lassen. In einem wissenschaftlichen Gebäude solcher Art verlangt jede Einzelheit durch die andere bedingt zu sein, das Prinzip, woraus das Ganze erwachsen, ist eben auch dem Einzelnen Lebensbedingung. Zwar erscheinen die Systematiker nicht bei Allen im vortheilhaften Lichte, sie müssen sich vornehmlich nachsagen lassen, daß sie über dem Streben alle Erscheinungen ordnungsmäßig in Rubriken unterzubringen, sprüchwörtlich zu reden, Alles über einen Leisten schlagen wollten. Kein Zweifel ist, daß es vortreffliche Bücher giebt, die auf jenen Ruhm verzichten, und doch eine unendliche Fülle treffender Anschauungen, mächtiger Gedankenblitze enthalten, wovon z. B. nur Jean Pauls „Vorschule der Aesthetik" erwähnt sein mag, ein Buch, das gewaltig anregt, und von den unproduktiven Philosophen noch täglich ausgebeutet wird. Aber diesem gegenüber steht manche kleine Abhandlung, die dennoch ein Ganzes zu heißen weit mehr verdient, z. B. Schellings meisterliche Rede „über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur," worin der Keim eines ganzen Systems enthalten ist.

Der Weg, der bei Betrachtung der schönen Kunst, und bei Erläuterung ihrer Geheimnisse hier eingeschlagen werden soll, ist in den obigen Anführungen bereits angedeutet. Bei Weitem mehr, als sonst wohl bei dieser Aufgabe für nöthig

erachtet wird, gehen wir mit dem Anfange zurück. Die Betrachtung der menschlichen Seele wird der von der schönen Kunst vorausgeschickt, und hierbei für Manches von vorn herein Platz gewonnen werden, das sonst bei einzelnen Abschnitten der Aesthetik nachzuholen erforderlich ist. Dieser Weg erspart die unangenehme Arbeit Definitionen aufzustellen, um denselben alsdann gleichsam den Beweis folgen zu lassen, sondern jene werden sich auf dem eingeschlagenen Wege als Ergebnisse von selbst herausstellen. Eine Bemerkung, die vor anderen über dieses Verfahren sich vernehmen lassen wird, ist die, daß zwei verschiedene Wissenschaften hier behandelt würden, wo man nur von einer zu hören erwarte, und wenn es nöthig sei, die Psychologie gerade der Aesthetik vorauszuschicken, jede andre philosophische Disziplin z. B. Ethik, Religionsphilosophie u. s. w. zu derselben Forderung berechtigt sei. Daß dies der Fall, können wir leicht zugeben, denn das „Sich selbst Erkennen" ist überall der Schlüssel zur Weisheit. Eine Forschung wird oft erleichtert, indem ihr Anfang erschwert wird. Dieser Anfang verschafft aber zugleich den Vortheil, daß er der Anfang für manche andere Forschung ist, während, wenn es sich mit jenem Ausgangspunkte der Forschung anders verhält, jener Anfang bei jedem neuen Thema von Neuem gemacht werden muß.

Eine zweite Bemerkung, oder vielmehr Einwendung, auf die im Voraus etwas näher einzugehen ist, wird auf Folgendem beruhen: Obgleich es hier unzweckmäßig erschienen ist, die Geschichte der Aesthetik, entweder nur der deutschen, oder mit Zurückgehen auf die Griechen als Einleitung in die Wissenschaft vorauszuschicken, — es giebt Hilfsmittel genug für jeden, welchem es um diese historische Kenntniß zu thun ist, — so lehnt sich doch nun einmal jedes wissenschaftliche System an ein früheres, und würde vergeblich dies zu verbergen suchen. Was sind alle zusammen anders als Glieder einer Kette, deren Anfang und Ende in Dunkel gehüllt bleibt?

Wie unerwartet oft aber enthüllt sich dem Geschichtschreiber der Philosophie dieser Zusammenhang! selbst jene kometenartigen Erscheinungen, welche gerade in ihrem Widerwillen gegen alles Systematische der unerbittlichen Vergänglichkeit zu trotzen glauben, bleiben vor den Augen eines combinirenden Geistes davon nicht verschont. In der Gegegenwart zumal glaubt man mit Recht an Nichts so schwer als an Originalität, ein Wort, das der Richterspruch der Geschichte schnell dahin beschränkt, daß dieselbe zwar durch die bleibende Nachwirkung ihrer That sich offenbare, rückwärts aber sich dennoch, wie erst spät erkannt wird, an eine andere anlehne. Wie die besten Künstler es selten verschwiegen haben, welchen früheren sie am meisten verdankten, so soll selbstbewußt auch der Philosoph dies thun, ohne diese Nachweisung erst dem einsichtigen Leser zu überlassen. Die wichtigste Erscheinung in der Geschichte der Aesthetik, welche das jüngstverflossene Zeitalter hervorgebracht hat, ist das System von Hegel. Viele seiner Schüler sind mit dem besten Erfolge bemüht gewesen, sein Gebäude weiter auszubauen. Wo des Lehrers Einsicht in das Einzelne, die Erfahrung, welche der wissenschaftlichen Anordnung immer mehr Stoff zuträgt, ihm nicht ausreichte, haben sie nachgetragen, und dem Zuwachs seine Stelle ausgemittelt. Es ist ein geistiger Bau auf diese Weise entstanden, zu welchem das jetzige Geschlecht, als zu einem unfertigen Dome nach Kräften beiträgt. Er wird heftigen Stürmen trotzen, gewiß ein Denkmal seines Meisters und der Zeit, welche denselben geboren hat, bleiben. Nur in einem Punkte fehlen die Schüler zum Schaden ihrer selbst, daß sie, bei den überkommenen Vortheilen, die ihnen zu Gebote stehen, sich darüber entrüsten, daß dennoch Zeitgenossen es immer wieder versuchen, der Wahrheit nach ihrem eigenen Bedürfnisse ein Haus zu bauen, und in ungemeiner Verblendung diese wegen solcher Versuche verachten. Sie werden sich zu hüten haben, daß sie, wie Bauleute in der alten Sage nicht

unter ſich uneins werden, und in Sprachverwirrung einander ſelbſt anfeinden, bis dann das Bauwerk vereinſamt, und unvollendet nebſt dem Riſſe des Meiſters übrig bleibt. Wie kurze Zeit erſt iſt Hegel der Erde entriſſen, und wie uneinig ſind bereits ſeine Schüler, ſo uneinig, daß Manche Zwei, die Beide daſſelbe ſagen, einander nicht verſtehen, oder, daß ſich Jeder von den Worten des Meiſters das herausnimmt, was ſeiner individuellen Leidenſchaft zu nützen ſcheint.

Das Hegel'ſche Syſtem nun iſt es auch, mit welchem das hier vorzutragende, was die Methode des Philoſophirens betrifft, einen gewiſſen Zuſammenhang hat, wie denn ſogar eifrige Anhänger Hegels deſſen dialektiſche Methode als den bleibenden Gewinn ſeiner Arbeit bezeichnen. Die Berührung der Anſichten mit denen des Anderen wird daher ſo oft und unvermeidlich in einer Weiſe Statt finden, daß die polemiſche Form dann das einzige Mittel der Verſtändigung bleiben wird. Denn allerdings auf ein gänzlich andres Ergebniß, als es Hegel erreichte, gehen wir, vorläufig bemerkt, zu. Dieſes ſchließt nicht aus, ſondern begründet vielmehr, daß Kenntniß jenes Syſtems zur völligen Würdigung der hier ausgeſprochenen Anſichten weſentlich beitragen müſſe. Wenn nun dieſes Verhältniß in Erwägung kommt, ſo bleibt eben zu einem Einwande, welcher oben als ein zweiter, der zu erwarten ſtehe angedeutet iſt, Urſach übrig. Wo der letzte Grund abweichender philoſophiſcher Ueberzeugung ausgeſprochen wird, aus welchem dann alle ſpäteren Abweichungen erſt hergeleitet werden, ſcheint es gewagt, dergleichen gleichſam beiläufig, bei einer einzelnen philoſophiſchen Disziplin zu erörtern, beſonders wenn gerade dieſelbe Viele noch immer nur als eine untergeordnete in der Reihe der philoſophiſchen Wiſſenſchaften zu betrachten pflegen. Was die Hauptſache für Jene gilt, nimmt dann hier die Stellung einer Einleitung, einer Propädeutik für den ſpeciellen literariſchen Zweck ein. Von ihrem Standpunkte aus haben ſie allerdings Recht

zur Mißbilligung. Anders werden die urtheilen, welche Liebe zur Kunst und deren höchsten Angelegenheiten, kurz Liebe zur Sache mitbringen, und für diese sind diese Vorträge bestimmt.

Diese Liebe zum Gegenstande ist das Wesentlichste, das sie voraussetzen. Sie ist so sehr wesentlich, daß wo sie ganz fehlt, Uebung im philosophischen Denken dieselbe nicht ersetzen kann. Gar oft ist es nur wissenschaftliche Neugier, welche zur Beschäftigung mit Aesthetik führt, weil dieselbe einmal eine aufgenommene Wissenschaft sei, deren Unkenntniß mithin eine Lücke in der philosophischen Encyklopädie übrig lasse. Die Beschäftigung aus solchem Beweggrunde ist immer hohl und fruchtlos, fördert jedenfalls weniger, als die bescheidene mit einem lebendigen Kunstwerke irgend welcher Gattung. Ist auch nur ein kleiner Theil von dessen magnetischer, befruchtenden Kraft in Einen, der demselben seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, übergegangen, so ist dieser doch schon unendlich reicher geworden, als durch die Anlernung irgend eines philosophischen Systems, dessen scharf ausgeprägte Lehrsätze dem Gedächtnisse anvertraut, den Schein des Kunstverständnisses so billig gewähren. Ist dieser Schein denn ein geistiger Gewinn zu nennen? Trägt er etwa auch nur im Entferntesten dazu bei, den Menschen zu beglücken? Vielmehr raubt er ihm die mögliche Fähigkeit, erschwert es ihm wenigstens, den Einfluß der schönen Kunst selbst zu erleben. Wie unendlich viele Bestrebungen, durch Kritik sich Ansehn zu geben, beweisen dies! Nicht bessere Ausgeburten entstehen auf solchem Wege, als jene Versuche, in unreifem Alter etwa Philosophie der Geschichte schreiben zu wollen. Kein wahreres Bedürfniß nach derjenigen einen Wissenschaft, wovon alle ihr Licht erhalten, giebt es, als das aus dem Kampfe mit dem erlernten Wissen, mit der Fülle mächtiger Eindrücke erwachsene. Nur wer mit Liebe und Begeisterung irgend einer, sei es der bildenden oder der Ton- und Dichtkunst gelauscht hat, wird sich selbst unvermeidlicherweise endlich

Räthsel aufgeben, die ihn nothwendiglich zur Aesthetik, um die Auflösung zu erreichen, treiben müssen, die ihn Philosoph zu werden zwingen. Er hat einen innern Zweck, um deswillen er die Wissenschaft studirt. Mag er auch wenig von ihr erwarten, — denn der Schwärmer schalt von jeher den Philosophen, — er hat gethan, was seine geistige organische Entwicklung verlangte. Er wird zuletzt verstehen, was die Wissenschaft will, während jener Andere sich lebenslang mit Worten, denen der wahre Inhalt fehlt, herumschlagen mag. Wer giebt nicht zu, daß man in den ersten Jünglingsjahren aus den Dichtern bei Weitem mehr, als aus den Philosophen lernt, welche denn darüber nicht unmuthig sind, weil sie wissen, daß auch sie an die Reihe kommen und trösten sollen, wenn einmal doch das Erwachen aus dem schönen Traume Statt findet. Wehe nur dem, der zu früh daraus geweckt wird! Die Sehnsucht nach den blühenden Farben seines Lebensmorgens wird ihm oft genug wehmüthig wiederkehren, wenn in dem weißen Sonnenlichte des abstrakten Denkens er Mängel wahrnimmt, die ein verschönernder Duft ihm früher verkleidet hatte. Er wird vor der Zeit müde, gleichgiltig, alt und abgenutzt sein.

Ob zuletzt dem begabten, schaffenden Künstler die Arbeit des Philosophen etwas nützen könne, ist bekanntlich oft bezweifelt worden. Die Erfahrung lehrt, daß sie beide gewöhnlich scheu an einander vorübergehen. Mit jenem Theoretiker, der ihm blos am Handwerkszeuge tadelt, zankt der Künstler sich oft und meistens mit Uebergewicht. Den Philosophen aber ist er geneigt auszulachen, weil dieser ihm größtentheils unverständlich vorkömmt, und weil er als praktischer Mensch keine Anwendung seiner Sätze voraussieht. Auch spricht der besondere Umstand für des Künstlers Meinung, daß die Aesthetik noch niemals einen wahren Künstler gemacht hat. Diejenigen seiner Gattung, welche im reiferen Mannesalter mit höherem Selbstbewußtsein an ihr Werk gehen, zeigen sich

als die verſöhnli[illegible], denn ſie fangen ohne es zu wiſſen, zu philoſophiren a[illegible]d thun dies nicht zum Vortheile ihrer Erzeugniſſe, welch[illegible]ann alsbald einen nüchternen Charakter annehmen, und di[illegible]elt kalt laſſen. Bei der einen Kunſt, die ſich mit der Phi[illegible]ophie um deshalb ſo nahe berührt, weil beide ſich deſſelben Mittels, nämlich der Sprache bedienen, bei der Dichtkunſt entſpringen, beſonders in gewiſſen Zeiträumen, aus dieſer Verbindung wahre Zwittergattungen, während die Wirkung der Philoſophie auf den dichteriſch ſchaffenden Geiſt zu Zeiten ſo mächtig iſt, daß Jedermann lange ſich täuſchen läßt. Mußte doch Leſſing zuletzt der Welt ſelbſt zurufen, es ſei zwar höchſt ehrenvoll für ihn, daß er für einen Dichter gehalten werde, doch dürfe er dieſen Ruhm als ehrlicher Mann nicht annehmen, da er mit andern als den künſtleriſchen Geiſteskräften ſeine Dichtungen hervorgebracht habe; eine Beſcheidenheit, die Wenige von ihm geerbt haben. Der Aeſthetiker läßt ſich die Abneigung des gottbegeiſterten Künſtlers, der immer der unerſchöpfte Quell für ſeine Forſchung iſt, gefallen, denn ihm bleibt er dennoch von Herzen dankbar, während gerade ihm jene Halbnaturen, die ſich mit ihm zu verſtändigen und doch auch die Kunſtwelt durch die That zu bereichern ſuchen, wie auf Abwegen begriffen erſcheinen.

Das Weſentlichſte, das über die äußere Stellung unſerer Wiſſenſchaft vorauszuſchicken wäre, iſt hiermit gegeben. Dem angedeuteten Plane gemäß, wird nun das Gebiet der Kunſt für einige Zeit aus dem Blick gelaſſen und die Natur der menſchlichen Seele, deren Wachsthum zum Gegenſtande der Unterſuchung vorgenommen.

Vorbereitender Theil.

„Wir ſtreben nach dem Abſoluten
Als nach dem allerhöchſten Guten.“ —
Ich ſtell' es einem Jeden frei,
Doch merkt' ich mir vor allen Dingen,
Wie unbedingt uns zu bedingen,
Die abſolute Liebe ſei.

Göthe

Grundzüge der Psychologie.

I.

Die Lehre von der menschlichen Seele hat bei aller Verschiedenheit der Behandlung, welche ihr bald in Systemen, bald in zerstreuten empirischen Bemerkungen zu Theil geworden ist, sich dennoch in allgemeinerem Ansehen zu erhalten gewußt, als viele andere Zweige der Philosophie. Da nämlich jede beliebige einzelne Wissenschaft, insofern sie nur unter den Brennpunkt der gemeinsamen Sonne aller gebracht wurde, sich schnell zum Range einer sogenannten philosophischen emporgeschwungen und einen Platz wenigstens im Gebiete der „praktischen Philosophie" eingenommen hat, so ist manche Disziplin hineingekommen, welche von einzelnen Denkern gebieterisch wieder hinaus in das der bloßen Erfahrung gewiesen wurde. Daß jeder Zweig des Wissens eine philosophische Betrachtung zulasse, wird von denen, die so gern am Einzelnen festhalten und dieses Verfahren die unerläßliche Bürgschaft für wahre Gründlichkeit nennen, oft genug als Hypothese des unpraktischen Idealismus bestritten, freilich mit geringem Erfolg, indem das um sich greifende Bewußtsein, es könne wissenschaftlicher und philosophischer Geist nicht weiter in einer, dem allgemeinen wie dem einzelnen Wissen nachtheiligen Sonderung belassen werden, immer mächtiger hervortritt. Wo ein Fortschritt in der Wissenschaft

zu Stande kommen soll, genügt weder mehr allein das Erfahrungswissen, noch die Uebung im philosophischen Denken, sondern denen wird er verdankt, die des Einen wie des Andern mächtig sind.

Wenn nun die Psychologie von jeher unter den philosophischen Wissenschaften, mithin als Theil der Philosophie gelitten worden ist, so ist sie doch, bis die Naturphilosophie in Deutschland sich Bahn gebrochen hatte, in schlechthin erfahrungsmäßiger Weise behandelt worden. Wie wenig damit ausgerichtet wird, muß auch dem Ungeübten dann einleuchten, wenn er erwägt, daß der Arzt seine Erfahrung hinsichtlich des gesunden menschlichen Leibes auf zwiefache Weise erreicht, nämlich erstlich durch mechanische Untersuchung des Leichnams, dann durch Beobachtung der Verrichtungen des lebendigen Leibes. Die Psychologie steht hierin der Physiologie nach, indem dieser die Anatomie vorhergeht; was aber mit der Seele, wenn deren Leib gestorben ist, vorgehe, darüber kann nun einmal das Erfahrungswissen keine Auskunft geben. Nichtsdestoweniger hat man lange genug, — selbst gegenwärtig geschieht es noch vielfach, — die Seele als ein fertiges Ding vorausgesetzt, und sie in einzelne Theile, die man nun freilich Vermögen, oder Fähigkeiten nannte, zerlegt; man übersah dabei eigensinnig, daß die Seele sich immer nur, wie es die lebendige Leiblichkeit gleichfalls thut, als ein sich entwickelndes, werdendes Etwas, unserer Kenntniß darbietet. Wenn mithin von Erfahrung hinsichtlich der Seele die Rede sein soll, so ist dies nur möglich, insofern dieselbe der Entwicklung selbst nachgeht. Sobald dieses geschieht, so ergiebt sich ferner, daß das Seelenleben sich uns blos mittelst des leiblichen Lebens kund thut, und daß bei einer Absonderung Beider die Wissenschaft sofort in Gefahr geräth, die Phänomene des Einen mit denen des Andern zu verwechseln. Daß aber jene richtigere Betrachtungsweise möglich geworden ist, verdankt man der Naturphilosophie, welche erst sich entschloß,

Geistiges und Leibliches, Leben und Stoff in gänzlicher Ungeschiedenheit zu ergreifen. Insofern hiervon auf die Natur des Menschen Anwendung gemacht wurde, bildete sich die Anthropologie heraus, welche in sich diejenige Fülle des Wissens, das bis dahin in der Physiologie und Psychologie vertheilt war, vereinigte. Von der größten Bedeutung wurde es, daß die Aerzte mit den wachsenden Erfahrungen im Gebiete psychischer Heilkunde in ihren Untersuchungen über das Seelenleben den Philosophen zu Hülfe kamen, denn diese werden niemals verkennen dürfen, wie viel die Spekulation durch die Arbeiten von Heinroth, Hartmann, Burdach und Carus an festem Boden gewonnen hat. Sie werden die Vorgänge im menschlichen Geiste nicht mehr zur Aufgabe eines arithmetischen Verfahrens machen, welches wohl auf ein Aggregat von Quantitäten anwendbar sein möchte, welches aber, sobald es sich um Verhältnisse geistiger Qualitäten handelt, deren Existenz aller Skepsis der Schule Diderot's zum Trotz aus dem menschlichen Bewußtsein nicht herausgedrängt worden ist, es nicht weiter bringt, als bis zu einer „dynamischen Synthese," die mit dem Begriffe der „Kraft" spielt, ohne ihn selbst tiefer zu begründen. Sie werden eben so wenig jene Unsicherheit in der systematischen Anordnung in Schutz nehmen, welche die Sammler von Klugheitslehren, die sogenannten Menschenkenner so schwer belästigt, daß sie gegen alles Systematische mit Warnungen zu Felde ziehen. Sie werden über der gränzenlosen Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit, welche die Charaktere und geistigen Anlagen der einzelnen Menschen darbieten, nicht daran verzagen, das wahrhaft Gattungsmäßige, das psychische Urbild der Menschheit für die Wissenschaft zu erretten.

Ueber die Stellung, welche die Psychologie gegen die übrigen philosophischen Disziplinen, oder vielmehr gegen das gesammte Gebäude der Wissenschaft einzunehmen habe, ist man nur insofern ziemlich einig, als man ihr einen vorbilden-

den Werth beilegt. Selbſt die Vertreter entgegengeſetzter Syſteme kommen hierin zuſammen. Als Kant die trockene, unlebendige Art des Philoſophirens bekämpfte, welche ſich mit dem Ueberliefern und Auswendiglernen von Formeln, zumal Definitionen behalf, gelang ihm der Sieg nur dadurch, daß er an den menſchlichen Geiſt die Forderung ſtellte, ſich in ſich zurückzuziehen, bei der Unterſuchung ſeiner eigenen Erkenntnißkräfte zu beginnen. So wurde er Pſycholog, ohne daß zunächſt dieſes ſein Zweck geweſen wäre, da er vielmehr das Weſen des Wiſſens zu unterſuchen ſich vorgeſetzt hatte. Als Schelling den Kantiſchen ſubjectiven Idealismus verdrängte, hatte er ſeine Behauptung der Identität des Objectiven und Subjectiven vor allen Dingen gegen die Beſchuldigung zu vertheidigen, daß man noch nicht wiſſe, wie der menſchliche Geiſt dazu komme, von jener Identität zu wiſſen, und indem er ſich nun auf einen Act der „intellectuellen Anſchauung" berief, überlieferte er damit zugleich concentrirt ein pſychologiſches Syſtem. Selbſt Hegel fand für nöthig fünf Jahre vor der Bekanntmachung ſeiner Logik die Phänomenologie des Geiſtes zu veröffentlichen. Freilich gab er dies Werk nicht für eine Pſychologie aus, verwahrte ſich vielmehr dagegen, daß man bevor man ſich an das wirkliche Erkennen deſſen, was die Wahrheit iſt, begebe, vorher über das Erkennen ſelbſt verſtändige, und dies als ein Werkzeug ſich des Abſoluten zu bemächtigen betrachte, indem er ſein Werk vielmehr eine Darſtellung des erſcheinenden Wiſſens nannte. Die Pſychologie ſelbſt wurde von ihm weit enger, und zwar als Wiſſenſchaft des „ſubjectiven Geiſtes" begränzt, und ihr in der Encyklopädie ihr Platz angewieſen; den hier gelieferten Entwurf zu Lehrbüchern auszuführen übernahmen aber dann ſeine Schüler, Roſenkranz, Erdmann, Michelet.

Der Werth einer Vorbildung für das philoſophiſche Denken überhaupt wird der Pſychologie ſelbſt von Schulmännern zugeſprochen, die ſie als propädeutiſches Studium ſchon

auf den Gymnasien zulassen; indessen thun sie dies meist in anderm Sinne, als worin wir jenen Werth für diese Wissenschaft in Anspruch genommen haben. Sie sind nämlich vorzugsweise geneigt, zu der Empirie zurückzukehren, und schelten jeden Versuch, sich des Stoffs auf andre Weise zu bemeistern, als Schwärmerei. Leicht kann nun hieraus anstatt einer Vorbildung des Geistes leicht eine Verbildung desselben für das philosophische Denken erwachsen. Daß man die Resultate der Philosophie nicht überliefern könne, sondern daß jeder dieselben in sich selbst entstehen lassen müsse, wie ja Einer, der die Sätze des Euklides ohne Bewußtsein von der Wahrheit ihrer Beweise auswendig weiß, keine Geometrie versteht, dies muß, so abgenutzt das Wort bereits ist, immer wieder gesagt werden. Denn nicht über jenen empirischen Standpunkt erheben sich die meisten Schulbücher, deren Nutzen für Ausbildung der Denkkraft mithin höchst gering ist, vielmehr schädlich, denn er bringt den Schein und die Einbildung hervor, von Philosophie etwas zu verstehen. Bekannt sein mit etwas hält man in allen andern Wissenschaften eher für wesentlich unterschieden von dem etwas Erkannt haben, als dies in der Philosophie geschieht, wo das im Göthischen Faust verspottete Ansehen des Wortes und seiner Gefügigkeit täglich dazu dient, daß Unzählige sich über sich selbst täuschen. Wer da schwimmen lernen will, muß eben ins Wasser gehn, und es versuchen, die bloße Beschreibung hilft ihm nichts; wer Philosophie lernen will, muß sich in die Dialektik hineinbegeben, den Zweifel nicht scheuen, sonst kömmt er, wo er etwa später gelegentlich hineinfällt, darin um. Dieses Alles wieder auszusprechen, nach den großen Schicksalen, welche die deutsche Philosophie in einem halben Jahrhunderte durchlebt hat, wäre also überflüssig, wenn nicht immer wieder philosophische Schriftsteller aufträten, welche die Warnungsstimme der Geschichte überhörend, sich auf den Standpunkt der Großväter aus träger Bequemlichkeit zurückbegeben, und alle höhere

Spekulation verdächtigen, welche jenen alten Wink, daß die oberflächlich gekostete Philosophie von Gott ab, und die gründlich genossene zu Gott zurück führe, gestissentlich ignoriren.

Der vorbildende Werth der Psychologie besteht nicht darin, daß Jemand die Namen der verschiedenen Vermögen, Triebe, Fähigkeiten der menschlichen Seele kenne, und allenfalls dieselben näher zu bestimmen wisse. Dies zu erreichen, dazu bedarf es nicht, daß er die für alle Beschäftigung mit den höchsten Dingen wesentliche Sammlung seiner geistigen Kräfte geübt, daß er den Blick des Geistes auf sich selbst gerichtet habe. Das Insichgehen, welches ohne Abstraktion von den tausend zerstreuenden Gegenständen, die uns umgeben, nicht geschehn kann, hat jenes Selbstbewußtsein zur Folge, welches den Ausgangspunkt aller Philosophie ausmacht. Die Darlegung desselben, seinem allmählichen Entstehen nach, liegt auch Hegels Phänomenologie zu Grunde, denn nicht mit einem Schlage wird dieses Selbstbewußtsein erobert, es ist seiner Natur nach Frucht vorhergegangener psychischer Zustände. Daß dieses Selbstbewußtsein überhaupt „die subjective Voraussetzung der Philosophie sei, oder die geistige Bildungsstufe bezeichne, auf welcher das Subjekt sich befinden müsse, wenn es das angemessene Organ für die Spekulation besitzen wolle," hat C. J. Braniß in seiner vortrefflichen Darstellung des geschichtlichen Verlaufes, welchen der Geist des einzelnen Menschen naturgemäß zurücklegt, ausgesprochen, — eine Darstellung, die dort als unmittelbarer Eingang in das System der Metaphysik benutzt ist. In ähnlicher Weise muß auch hier verfahren werden, wo als Ziel die Bestimmung der Idee, näher die der Idee des Schönen vorschwebt, welche dann erst das Licht ist, welches die ganze Kunstwelt erleuchtet. Wie der Mensch überhaupt zur Idee gelange, dies haben wir nachzuweisen, und daher die Genesis des Geistes bis zu dessen Reife zu entwickeln. So weit dieses Verfahren uns zunächst von unserm Ziele zu entfernen, so lange wenigstens es uns aufzu-

halten ſcheint, ſo nützlich wird es ſich ſpäter erweiſen, wo der Einſchub vieler pſychologiſchen Erörterungen, ſonſt unvermeidlich, erſpart bleiben wird. Seine Nothwendigkeit für die Philoſophie der Kunſt iſt in der Einleitung bereits näher berührt worden, und kann ſich erſt mit dem Abſchluſſe der ganzen Unterſuchung vollſtändig bewähren.

Indem hier die Geneſis des menſchlichen Geiſtes darzuſtellen begonnen werden ſoll, iſt ſo viel klar, daß mit den geiſtigen Phänomenen, welche ſich an dem beginnenden Menſchenleben, an dem Kinde wahrnehmen laſſen, der Anfang zu machen ſein wird. Nicht bei jeder Art des pſychologiſchen Studiums iſt dies erforderlich. Herbart z. B. ſagt, bevor er den ſynthetiſchen Gang ſeiner Unterſuchung beginnt, nichts verhindere, daß jeder Leſer nach ſeinem Bedürfniſſe einen Anfangspunkt in dieſem Buche aufſuche, der ihm bequemer ſei, als gerade der des Verfaſſers. Wir könnten ein ſolches Zugeſtändniß nicht machen, ohne uns das beabſichtigte Ziel geradezu ſelbſt abzuſchneiden. Der Anfang des concreten Menſchenlebens iſt es, was auch für dieſen Unterſuchungsweg den Ausgangspunkt giebt, nur ſtellt ſich noch dies heraus, daß dieſem Anfange ein anderer inſofern vorausgehen muß, als die Seele, oder der Geiſt eines einzelnen Menſchen, an ſeine Beſonderheit, ſeine Individualität, Nation, Geſchlecht, Temperament u. ſ. w. gebunden iſt, während wir doch den allgemein menſchlichen Entwickelungsgang, den normalen, von allem beſondren Anfluge befreiten ſchildern wollen. Wir können die Bedingungen, die alle Menſchen, mithin die menſchliche Gattung in geiſtiger Hinſicht betrifft, erſt gewinnen, wenn wir jene vielfachen Bedingungen der Beſonderheit aus dem Wege geräumt haben. So ſehr die Wiſſenſchaft die Individualität reſpektirt, und einſieht, daß die Natur bei allen ihren Geſtalten bis in das Kleinſte dieſelbe eigenſinnig bewahrt, ſo daß tauſend Glieder derſelben Art, tauſend Arten derſelben Gattung neben einander jedes mit individueller Eigenſchaft ſtehen, eben

ſo wenig giebt ſie es jemals auf, des Allgemeinen, das alle Einzelheiten verbindet, ſich zu bemächtigen.

Die Aſtrologen haben behauptet, daß es für den Menſchen nicht gleichgiltig ſei, wann er geboren ſei, nämlich unter welchem Himmelszeichen; diejenigen, welche den Zuſammenhang des Einzelnen mit einer beſtimmten hiſtoriſchen Zeit begriffen haben, geben zu, daß ſein ganzes körperliches wie geiſtiges Daſein von gewiſſen an dieſe Epoche gebundenen Influenzen abhänge; der Ethnograph lehrt, daß der Menſch am Kaukaſus geboren ein andrer als der in den Tropenländern oder in Kamtſchatka das Licht erblickte ſei, — man ſieht, das Wann und Wo der Geburt des Einzelnen bedingt die erſten Unterſchiede der phyſiſchen und pſychiſchen Beſchaffenheit der Menſchen. In gewiſſen Zeitaltern ſind ſie ſtärker, ausdauernder, in anderen von höherer Reizbarkeit der Nerven; gewiſſe Krankheiten kommen und verſchwinden, viele Naturforſcher behaupten nachdrücklich, daß auch die Erde ihre Krankheiten zu durchlaufen habe, deren Einfluß denn auch der kaum hundert Jahre auf ihr wandelnde Menſch an ſich erfahre. Da Jeder zugiebt, daß das Maaß der Geſundheit überhaupt ſich an Seele und Leib manifeſtire, ſo iſt dies von Erheblichkeit. Wichtiger aber, da wir hiervon größere Gewißheit haben, iſt derjenige Einfluß der Erde, den man den klimatiſchen nennt, da doch nicht Jedem das Anſchließen an fremdes Klima gelingt, ſondern Manche an Heimweh ſogar ſterben; wichtiger der von den beiden Bewegungen der Erde, welche die Tages- und Jahreszeiten hervorbringen. Jeder Menſch erlebt an ſich den Wechſel der Stimmungen, welche Mittag oder Nacht, Frühling oder Herbſt in ihm hervorrufen, nicht minder daß ſeine Gedanken und Entſchlüſſe auch wohl je nach dergleichen Zeitumſtänden von einander abweichen. Was von dem Klima bemerkt wurde, führt auf die noch bedeutſameren Ortsumſtände, auf die zunächſt von der Oertlichkeit ihres Wohnſitzes beſtimmten Raçen der Menſchen, deren man bald mehr, bald weni-

ger, z. B. eine ſchwarze, gelbe, rothe, braune, weiße, unterſchieden hat. Der grauſame Neger und Malaie, der gutmüthig beſchränkte Lappe, der einſeitig pfiffige Chineſe, der nach allen Seiten hin bildſame Europäer liefert durch ſeine Geſchichte den Beweis, daß bis auf dieſen Augenblick von einer Ausgleichung des Racenunterſchiedes, trotz der um ſich greifenden europäiſchen Civiliſation keine Rede ſein kann. Dieſe Unterſchiede ſind nun einmal als geſchichtliche Thatſachen gegeben, und trotzen dem auf ihren Urſprung zurückgehenden Forſchergeiſte, der die gemeinſame Abſtammung aller Menſchen von einem Paare immer aus dem Reiche des Wiſſens in das des Glaubens zu verweiſen genöthigt wird. —

Wenn wir näher einen Blick auf die, in derſelben Stadt, in demſelben Jahre geborenen Menſchen werfen, ja auf mehre Kinder ein und deſſelben Elternpaares, ſo begegnet uns wieder eine Mannigfaltigkeit ihrer Gemüthseigenſchaften und geiſtigen Anlagen, als von urſprünglicher Beſtimmtheit abhängig, die erſt durch Erziehung und Umgang einigermaßen ausgeglichen wird. Die Gemüthseigenſchaft beſtimmt man mit dem Ausdrucke „Temperament“ gewöhnlich vierfach, richtiger, nach Kant, und ſelbſt nach ärztlicher neuerer Anſicht zwiefach, nämlich nur als thätiges und leidendes Temperament. Die geiſtigen Anlagen laſſen ſich gleichfalls zwiefach beſtimmen als Anlage zur Spontaneität und Receptivität, was ſich freilich auch ſchon auf das Gemüthsleben (Befehlen und Dienen) nahe bezieht; in ſpäteren Abſchnitten dieſer Unterſuchungen, und zwar bei: Genie und Talent, wird dies vorzugsweiſe zu betrachten ſein. Dergleichen urſprüngliche Beſtimmtheit des Geiſtes und Gemüthes erkennt das Volksbewußtſein allgemein an, obgleich einige Philoſophen immer wieder mit der Behauptung hervortreten, daß die menſchliche Seele bei der Geburt eine unbeſchriebene Tafel ſei, welche gute und böſe Eindrücke, Laſter, Fähigkeiten u. ſ. w. annehmen könne. Es iſt andrerſeits eben ſo wenig nöthig, daß etwa die Auguſtin'ſche Lehre

von der Gnadenwahl, wonach alle moraliſche Zurechnung aufhört, gebilligt werde, man denke nur an Sokrates, der ſelbſt bekennt, mit entſchiedener Neigung zum Diebſtahl ausgeſtattet geweſen zu ſein, die er aber durch den Willen beſiegt habe. So lernt ein Andrer ſeinen Zorn, ſeine Trägheit u. ſ. w. beherrſchen. Die urſprüngliche Beſtimmtheit der Seele, — die Hegel'ſche Schule nennt ſie die natürliche Beſtimmtheit, welche Bezeichnung wir nur von der engeren Sphäre der Krankheit gelten laſſen möchten, — bedingt alle Individualität, und ohne ſie gäbe es keine Fehler noch Tugenden der Menſchen, folglich keine Geſchichte, ſondern einen geiſtigen Stillſtand.

Es würde aber ſogar das Fortbeſtehen der Menſchheit aufgehoben werden, wenn nicht noch eine höhere urſprüngliche Beſtimmtheit die Einzelnen an die Gattung wieſe, und in dem Gegenſatze der Geſchlechter die Fortbewegung der Menſchheit ſicherte. Wie er phyſiſch der Grund der Fortpflanzung iſt, ſo liegt auch im Seelenleben des einen Geſchlechtes das nothwendige Supplement zu dem des andern. Keine andere Art urſprünglicher Beſtimmtheit der Seele iſt von gleichem Gewichte, als die des Geſchlechtes; Fühlen und Wollen, Glauben und Wiſſen, und mancher andre wichtige Gegenſatz im Gebiete des Seelenlebens wurzelt in jenem einen, der uns weiterhin noch beſchäftigen wird.

So ſchon urſprünglich nach vielen Seiten hin individuell beſtimmt, unterliegt die menſchliche Seele noch durch die Leiblichkeit, deren Lebensgrund ſie iſt, Veränderungen, die naturgemäß und nothwendig, dennoch von uns beſeitigt werden müſſen, bevor geiſtiges oder ſeeliſches Wachsthum und Entfaltung ſelbſt ſich wiſſenſchaftlich darſtellen laſſen. Die wichtigſte dieſer Veränderungen, der Gegenſatz von Schlaf und Wachen zeigt uns das ganze geiſtige wie körperliche Leben an den Wechſel zweier Zuſtände gebannt. Das geiſtige Leben des Schlafenden iſt räthſelvoll, ſein körperliches iſt von der

Wissenschaft bei weitem mehr dem Begriffe zugänglich gemacht. Der Leib erfüllt nämlich im Schlafe die Aufgabe, seiner Ernährung, dem Ersatze dessen, was durch die ununterbrochene Berührung mit Außendingen an Nervenkraft verbraucht worden ist, zu leben; die Thätigkeit des Gehirns sinkt, und die des Gangliensystems wird erhöht. Da die Sinne schweigen, der Verkehr mit der Außenwelt abgebrochen ist, so versenkt sich die Seele in sich. Der Traum beginnt. Was man, hierauf gestützt, über einen sogenannten localen Sitz der Seele aufgestellt hat, ist über den Werth der Hypothese niemals hinausgekommen, nur daß der Wechsel des geistigen Lebens in Wachen und Schlaf mit der abwechselnd gesteigerten Thätigkeit der Gehirn- und Unterleibsnerven zusammenhängen müsse, lehrt die Erfahrung. Das Traumwissen steht der Einbildungskraft, von der wir später näher zu handeln haben werden, sehr nahe, denn das Bewußtsein des Wachenden hält, da es immer der objectiven Wahrheit sich zu bemächtigen strebt, die Einbildungskraft zurück. Wir werden sehen, wie dies bei dem Künstler in einem erhöhten Zustande, der Manches von dem Traumleben an sich hat, sich ausgleicht. Bei wachenden Menschen, deren körperliche Kräfte nicht in harmonischem Zusammenwirken begriffen, sondern krankhaft gestört sind, ragt das Traumleben so mächtig in das wache herüber, daß die Traumbilder als Vision, zweites Gesicht u. s. w. den Wachenden verfolgen. Die Erscheinungen des magnetischen Schlafes führen erst gar auf ein Gebiet, das mit Recht die Nachtseite der psychologischen Wissenschaft genannt worden ist, denn sie zeugen von Unterbrechungen des normalen Zustandes der Seele, nicht mehr von normalen Veränderungen derselben. So gelangen wir denn endlich in das Gebiet der Krankheit, in die Lehre vom gestörten Geiste, die den Blödsinn, Wahnsinn, Tiefsinn, Raserei u. s. w. als Kategorieen aufstellt, um die mannigfachen Erscheinungen für den Begriff durch Abtheilungen und Ordnung zugänglich zu machen.

Der gesammte in encyklopädischer Uebersicht bisher aufgezeigte Stoff liefert eine unendliche Reihe von Belegen für die oft räthselvolle Abhängigkeit von dem leiblichen Organismus, woraus der Geist des Individuums sich zu befreien zwar ein Streben an den Tag legt, der ihn aber, wie die alten Mystiker sagen, als den göttlichen Funken, der einmal einen einzelnen gegebenen Brennstoff entzündet hat, und nun als besondre Flamme fortlebt, in jeder Sekunde so oder so bestimmt. Die Erfahrung, daß Gedanken und Entschlüsse oft von der Tyrannei der Gewohnheit oder davon abzuhängen scheinen, ob gut oder schlecht verdaut oder geschlafen worden sei, läßt Unzählige in jene seichten Sümpfe des Zweifels, der sich noch gar philosophisch nennt, stürzen und versinken. In früheren Zeiten, wo die Philosophie an das Reich des religiosen Glaubens sich noch nicht gewagt hatte, beunruhigte jene Erfahrung auch die tieferen Denker wenig. Vor einem alten Manuscripte scholastischen Inhalts ist ein Bild zu sehen, welches ein großes Todtengeripp vorstellt, worin ein geputztes junges Mädchen eingesperrt sitzt; den Sinn macht die Umschrift: „So sieht aus: der Seele Haus" hinreichend deutlich. Auf die Vorstellung einer so scharfen Trennung des psychischen und somatischen Daseins zurückzukommen, hat die Naturphilosophie hoffentlich für immer unmöglich gemacht. Die anthropologischen Lehrsätze haben den psychologischen Bahn gebrochen und dem einzelnen Menschen seine individuelle Bedeutung gerade dadurch aufgeschlossen, daß die Betrachtung, wie mannigfaltig er durch die Allgemeinheit bestimmt ist, vorweg geschah, bis endlich doch ein Einzelnes, ein seines Selbst bewußt gewordenes Ich übrig bleibt, welches den Muth besitzt, sich dem Allgemeinen als ein Besondres gegenüber zu stellen. Schlägt die Wissenschaft den umgekehrten Weg ein, so sieht sie ihren Stolz, ihr Vertrauen auf dieses selbstbewußte Ich allmählig immer enger eingeschränkt, und durch eigene Zugeständnisse immer tiefer gedemüthiget. Wir werden, nachdem jene anthropologi-

ſchen Andeutungen die Bedeutung des Einzelnen, als eben eines ſolchen ſehr eingeſchränkt haben, dennoch demſelben eine höhere Anſicht auch wiſſenſchaftlich abgewinnen können, als blos die eines von den Geſetzen einer allgemeinen Nothwendigkeit Bedrückten, und weigerungslos Gefeſſelten. Denn dies iſt der Vorzug aller genetiſchen Darſtellung, daß ſie philoſophirend dem Erfahrungswege folgt, auf welchem allein wir den Menſchen als ein werdendes Selbſt kennen lernen, ein Weſen, das ſich aus Feſſeln, worin es zuerſt ſo feſt gefangen liegt, daß die thieriſche Natur weit ſichtbarer iſt, als die höhere menſchliche, in ſtetigem Prozeſſe befreit. Ohne über das Schiller'ſche Wort: „Der Menſch iſt frei geſchaffen, und wär' er in Feſſeln geboren", zu ſtreiten, iſt ſogleich darauf hinzuweiſen, daß ein ſolcher Keim der Freiheit, als Grundbedingung der Exiſtenz zugegeben, an ſich noch nichts iſt, wenn er nicht wirklich die Freiheit ſelbſt wird. Nur der erringt die Freiheit und das Leben, — mit Göthe zu reden, — der täglich ſie erobern muß. Dieſe Eroberung nun iſt keine Occupation, ſie geſchieht im naturgemäßen Fortſchritte, der zunächſt in der phyſiſchen Erſcheinung der Altersſtufen beobachtet werden kann.

Ganz abgeſehen von der urſprünglichen Eigenthümlichkeit, womit Race, Nation, Klima, Temperament, Geſchlecht, das Individuum behaften, oder von der Veränderung, welche Schlaf oder Krankheit in ihm hervorrufen, iſt noch eine Reihe von Veränderungen an ihm wahrnehmbar, denen es ſich nicht entziehen kann, und die man in dem Begriffe der Altersſtufen zuſammen zu faſſen pflegt. Weil die Natur überhaupt in ihren Bildungen keine Sprünge macht, ſondern die Uebergänge vermittelt, ſo ſind die Stufen in der menſchlichen Entwickelung eben ſo wenig auffallend, als die der Jahres- und Tageszeiten, ſind vielmehr durch die Wiſſenſchaft erſt geſondert worden, während in der Wirklichkeit das ganze Leben in einem ſtetigen Fluſſe dahinſtrömt. Von einzelnen hiehergehörigen mediziniſchen

ſchen Kennzeichen ſelbſt gilt, daß ſie nicht unvorbereitet in die Erſcheinung treten, noch mehr aber von denen des geiſtigen Lebens, welches ſeiner Natur nach Wachsthum ohne Stillſtand bis zu dem Momente des Sinkens iſt. Von dieſer Regel giebt es allerdings Ausnahmen genug, z. B. Früh- und Spätreife, jedoch entkräften ſie die Geſetzlichkeit des Lebens nicht im Mindeſten. Im gemeinen Sprachgebrauche drückt man dies dahin aus, daß die Natur ihrer nicht ſpotten laſſe. Dieſe Altersſtufen nun machen die Pſychologie überhaupt erſt möglich, denn ihr Gegenſtand, die menſchliche Seele, entwickelt ſich in dem von jenen Stufen bezeichneten Zeitverlaufe, und widerſtrebt ſchon durch dieſe Grundbedingung ſeines Weſens einer andern Behandlung, als der genetiſchen. Ueberliefert doch die Seele dies ihr Weſen nur im Zeitverlaufe, während ſogar der Leib als ein räumliches Ding ihm gehorcht, indem er, nach Schellings Gleichniſſe, einem Waſſerfalle einigermaaßen gleicht, der fortwährend daſſelbe Bild liefert, und doch in jeder Sekunde aus Millionen neuen Tropfen ſeine Geſtalt erneuert. So weſentlich iſt dieſe Entwickelung der Seele in der Zeit, daß alle andern angeführten Arten der urſprünglichen Beſtimmtheit vor dieſem Geſetze gar nicht in Betracht kommen, ſo weſentlich, daß ſie mit der Natur des Individuums überhaupt zuſammenfällt, und in dieſem Umſtande liegt auch für uns die Nothwendigkeit, unmittelbar hieran den Anfang unſerer Unterſuchung von dem Weſen der menſchlichen Seele zu knüpfen. Wir ſehen ab von tauſendfachen Partikularitäten, welche uns nicht weiter ſtören können, und unterſuchen das Allgemeingiltige, indem wir das Beſondere vor unſerm Blick entſtehen laſſen, das, was die Menſchheit angeht, indem wir uns den einzelnen Menſchen als deren Repräſentanten denken. Unſer Verfahren mag man inſofern idealiſtiſch heißen, als wir einen durchaus normalen Verlauf des menſchlichen Geiſteslebens hinzeichnen, und die Empirie doch die jemalige Exiſtenz eines ſolchen Urbildes der Menſchheit immer wieder angreift, und verneint, es ruht aber

auf bleibendem, nämlich auf naturgeſchichtlichem Grunde und hält dabei einen durch Millionen von beſondren Unterſchieden hindurchſcheinenden Prototypus feſt, welchen der durch endloſe Beſchreibungen einzelner pſychiſcher Erſcheinungen ſich abmühende Empiriker nicht ſieht.

II.

In dem geſammten Lebenslaufe des einzelnen Menſchen erſcheinen fortwährend zwei Momente, welche ihm ſelbſt von der Exiſtenz ſeiner geiſtigen Natur Zeugniß geben, das Erkennen der Außendinge und das Begehren derſelben. Beide, in jedem Stadium ſeiner Exiſtenz vorhanden, führen in zwei höhere Gebiete, deren beſondere Vorgänge nicht mehr an die leibliche Organiſation gebunden ſcheinen, in das des Wiſſens und das des Wollens, der Ideen und Entſchlüſſe. Wie die leibliche Seite des Menſchen, je nach Geſundheit und Krankheit, oder etwa bei dem Kinde, Jüngling und Manne andre Erſcheinungen bietet, ſo geſchieht dies gleichfalls mit der geiſtigen Seite ſeiner Exiſtenz, doch treten die obengenannten beiden Manifeſtationen des Geiſtes auch ſchon an dem Kinde und zwar in deſſen früheſten Lebenstagen hervor, ſie ſind urſprüngliche Grundbedingungen des geiſtigen Lebens. Bleiben wir zunächſt bei dem Erkennen ſtehen, welches, da es die Baſis aller Wiſſenſchaft iſt, auch den Pſychologen am Nächſten angeht, ſo hat daſſelbe drei Stufen ſeiner Entwickelung zu durchlaufen, welche, ohne an die Altersſtufen des Kindes, Jünglings und Mannes ſtreng gebunden zu ſein, dennoch ihnen im Weſentlichen entſprechen; keineswegs iſt dabei von einem totalen Ausſchließen der Natur des einen Stadiums durch die des

andern die Rede, vielmehr kommt das frühere in dem spätern Moment ebenfalls, nur eben in einer höheren Läuterung zur Erscheinung. Diese drei Stufen stellen die Richtung des Geistes, sich von seiner Leiblichkeit, der er zuerst gänzlich unterthänig ist, unabhängig zu machen, dar, den Kampf und den Sieg des geistigen Lebens über das sinnliche und werden bei gegenwärtig fast gänzlicher Uebereinstimmung aller Philosophen mit den Ausdrücken: Sinnlichkeit, Verstand, Vernunft bezeichnet.

In jedem dieser Stadien lassen sich unzählige Uebergangsmomente unterscheiden, was durch die Nothwendigkeit einer stetigen Entwickelung bedingt wird. Suchen wir nun das erste aller dieser Momente der Erkenntniß, oder richtiger der Erfahrung von der Außenwelt, die dem einzelnen Ich zu Theil wird, auf, so zeigt sich als dasselbe die Empfindung. Wo von einer solchen schlechthin die Rede ist, wird nichts als Etwas, welches empfindet, und Eines, welches empfunden wird, vorausgesetzt. Jenes, das Subject, kann auch ein Thier, vielleicht selbst eine Pflanze, wie die Mimose, sein, nur kommen Thier und Pflanze nicht darüber hinaus, während bei dem Menschen die Empfindung sogleich dies Besondere an sich hat, daß sie nur eben Anfangspunkt seines geistigen sowohl als leiblichen Daseins ist, und auf einem höheren Standpunkte sich selbst wieder seinem geistigen Ich gegenüberstellt, indem dieses sich der Empfindung bewußt wird. Wodurch nun wird das Empfinden der Außendinge zuerst möglich? Unstreitig durch die Sinnesorgane, welche zugleich Träger der äußeren Eindrücke und Leiter der dieselben aufnehmenden Seele sind. Nichts aber ist gefährlicher, als dieses ganze Verhältniß gleichsam mechanisch aufzufassen, wie so oft geschieht, indem eben von einem Zuführen der Eindrücke des Auges, Ohrs u. s. w. als dem einen, und von einem ganz davon verschiedenen Uebertreten aus der materiellen Welt in die immaterielle der Seele als dem andern Vorgange gesprochen wird. Hier ist durchaus eine dem reflektirenden Denken freilich unbegreifliche Unmittelbar-

keit des Vorganges, den man Empfindung nennt, gefordert, eines Vorganges, den wir nun also definiren als den, worin die Seele zuerst durch die Außenwelt, und zwar mittelst ihrer ganzen Leiblichkeit, nicht etwa einzelnen Organen, unmittelbar bestimmt werde. Der Leib ist also hier Gesammtorgan, das in seiner Selbstständigkeit durch den Namen Organismus bezeichnet wird. Dieser Vorgang nun ist es, der die Kraft der Seele, sich neben und mit der Leiblichkeit auf selbstständige Weise zu entwickeln, herausfordert, und damit verwirklicht. Jene allgemeine Fähigkeit der Seele, überhaupt von der sinnlichen Welt irgendwie bestimmt zu werden, setzen wir zunächst nur als eine Möglichkeit, die jene Wirklichkeit einer thätigen Entwickelung bedinge. Bei der Empfindung, im Allgemeinen genommen, ist diese Fähigkeit der Seele auch Alles, was von dieser auszusagen ist. Eben diese Fähigkeit unstreitig besitzt aber auch jenes Medium, der Leib; wenn also keine Verwirrung der Begriffe von Empfindung, in leiblicher und in seelischer Bedeutung genommen, entstehen soll, so muß ein andrer Ausdruck für die letztre gesucht werden, welchen wir in dem Worte Gefühl finden. Empfindung ist hiernach die Basis des Gefühles, mit diesem unmittelbar verbunden, und doch von ihm wesentlich unterschieden. Die Hegel'sche Schule nimmt dies nicht an; sie unterscheidet zwar innere und äußere Empfindung, aber Rosenkranz hat das Schwankende der Bestimmung „innere Empfindung" wohl herausgefühlt, indem er dies zwar einen Pleonasmus selbst nennt, aber sogleich dabei beharrt, daß alle Empfindung Thätigkeit der Seele sei, und die innere Empfindung hierauf als „primitiv geistige" faßt. Michelet hat bei dieser Stelle seiner Psychologie mit Aristoteles zwar zugegeben, daß die Empfindung der Anstoß sei, der zum Denken treibe, indessen behauptet er weiter, dem bekannten Satze: Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu, könne man mit vollem Rechte gegenüberstellen, nihil esse in sensu, quod non fuerit in intellectu. Dem Prinzip seines

Syſtems gemäß unterſtützet er dies dadurch: „daß die Empfindung die Aufnahme der Formen der Dinge ſei, dieſe Formen aber der Intelligenz angehören, indem ſie die allgemeinen Begriffe der Dinge ſeien. Ohne die Produktion der allgemeinen Formen der Dinge durchs Denken, würde der Sinn ſie nicht empfinden, und damit ſei zugleich die ſchon im Empfinden geſetzte Exiſtenz des Denkens erwieſen.“ Auch für uns iſt die Empfindung der Anſtoß, der zum Denken treibt, hat aber auch durchaus nichts weiter mit dem Denken zu thun, das keine Fortſetzung, Weiterentwickelung der Empfindung, ſondern der Anfang der Seelenthätigkeit iſt, die von jener herausgefordert wird. Der Anfang der Seele iſt alſo nur überhaupt Fähigkeit, irgendwie beſtimmt zu werden, Paſſivität, Zuſtand, worauf die zweite nothwendige Fähigkeit, thätig zu ſein ſich gründet. Die gewöhnliche Vorſtellungsweiſe kommt hierbei aus dem vor und nach nicht heraus, gleichwohl iſt zu fordern, daß die Vernunft dieſe niedere Vorſtellung fallen laſſe, und jene beiden Momente als ſo unmittelbar verbunden faſſe, daß der Begriff einer Zeitfolge wegfalle. So wenig iſt jenes paſſive und dieſes active Moment in Bezug auf den Einzelnen ſchon etwas Willkührliches, daß beide ſich als Grundbedingung der geiſtigen Exiſtenz von ſelbſt einſtellen. Der ganze weitere Weg unſrer Unterſuchung wird durch dieſe Annahme, wovon wir ausgehen, eröffnet und vorgezeichnet, und zwar trennt er uns ſofort von dem, welchen Hegel verfolgt hat. Wir beginnen die Seele mit dem leidenden Momente als unmittelbarer Bedingung ihrer thätigen Momente. Hegel läßt ſie nicht allein mit der Thätigkeit beginnen, — dies haben auch andre Philoſophen behauptet, — ſondern als Denken, das zuerſt nur dumpfes Weben des Geiſtes in ſich, endlich zur Vernunft ſich entfaltet. Dieſes Denken iſt nach ihm der Seele wahre Weſenheit, und ſämmtliche Geiſtesvermögen, insbeſondre mit Strauß zu reden, ſind immer daſſelbe, „wie Eis, Schnee und Nebel immer Waſſer ſind.“ Hierin liegt zwar

eine ſehr tiefe Wahrheit, nämlich die auch von uns feſtgehaltene Einheit der Seele, aber ein ſo ſinnliches Gleichniß führt uns immer dahin, daß wir dann gleichfalls die Seele ihrer Subſtanz nach durch ein Wort zu bezeichnen gedrängt werden, ein Wort, das ſchwerlich mehr blos ein Hauptwort, ſondern nur ein Zeitwort ſein kann, wenn es das Etwas dem Begriffe näher bringen ſoll. Dieſen Begriff werden wir wirklich als Frucht dieſer Darſtellung entſtehen ſehen, und nur ſoviel haben wir vorläufig zu äußern, daß das Denken ſich uns als die eine Manifeſtation der Seele, nicht aber als das die Subſtanz derſelben allein Bezeichnende ergeben wird. Die leibliche ſowohl als geiſtige Natur des Menſchen iſt alſo, nach dem dargeſtellten Vorgange als empfindende in einen von der Außenwelt beſtimmten Zuſtand geſetzt, welcher der Keim der ganzen leiblichen als geiſtigen Entwickelung wird. Der Zuſtand nämlich fordert das Subject auf, ſich von den Außendingen als etwas Selbſtiſches loszureißen, denn, wenn dies nicht geſchähe, ſo würde es aufhören ein Selbſt zu ſein, d. h. es würde untergehen, nachdem es kaum in die Welt getreten. Jenes wichtige Moment hat unter den Neueren namentlich Braniß genau behandelt. Jenes Losreißen iſt von ihm mit vollem Rechte darauf gegründet worden, daß der Zuſtand ein für das Selbſt förderlicher, hemmender, oder gleichgiltiger iſt, mithin entweder Luſt oder Unluſt oder aber Gleichgiltigkeit zur Folge hat, alſo in die Empfindung ſelbſt Unterſchiede bringt. Das Selbſt unterſcheidet ſogleich was es unmittelbar angeht, von dem was ihm gleichgiltig iſt, und wirft dieſes zurück, — ein Ausdruck, der ziemlich von allen Pſychologen gebraucht wird; — dieſes Zurückwerfen (Repelliren), ſeine erſte That ſcheidet die innere von der äußeren Empfindung und führt dahin, daß das Subject ſich von dem Objecte ſelbſt unterſcheiden lernt. Dies tritt mit der Anſchauung hervor, — ein hier noch in ganz ſinnlicher Bedeutung zu faſſender Ausdruck, — die in Bezug auf die Seele ſich

als der erste Keim der Aufmerksamkeit geltend macht, und den Menschen bis zur Wahrnehmung fördert; der Begriff derselben ist hiernach die Wechselwirkung der Empfindung und Anschauung. An dem Gewahrten hat er mehr, als an dem Empfundenen oder Angeschauten. Nichts ist nun gewöhnlicher, als daß dieser letztre Ausdruck, den wir später vielfach brauchen werden, mißverstanden wird. Er ist nur darum gewählt, weil Anschauung sich auf dasjenige Sinnesorgan des Menschen bezieht, das am Unmittelbarsten für sein werdendes Erkennen der Dinge sich förderlich erweiset, auf das Gesicht. Nicht aber ist damit gesagt, daß die übrigen nicht sogleich ebenfalls ihre Dienstleistung zur tieferen Begründung des Verhältnisses zwischen Mensch und Welt antreten sollten. Auf diese Vermittler haben wir daher zunächst etwas näher einzugehen.

Es ist üblich, nicht mehr als fünf Sinne des Menschen anzunehmen, obgleich die Physiologen uns aufmerksam machen, daß diese Annahme starken Widerspruch erleiden kann. Zunächst kommt das Gefühl als Sinn vor, worunter man eigentlich den Tastsinn versteht, während unstreitig die Reihe von Erfahrungen oder der Bezüge des menschlichen Organismus zur Außenwelt, die unter jenem Begriffe zusammengefaßt werden, weit mannigfacherer Art sind, als die das Betasten allein hervorbringt. Die Berührung eines Körpers verschafft die Kenntniß von dessen Gestalt, ist, wo der Sinn des Gesichts fehlt, z. B. im Dunkeln, und bei dem Blinden das einzige Mittel, diese Kenntniß zu erwerben; hiervon zu unterscheiden ist das Berührt-werden, welches schlechthin das Nervensystem irgendwie, sei es angenehm oder widrig afficirt. Bei jenem kommt bereits die thätige, bei diesem nur die leidende Seite der Seele zum Vorscheine. Carus hat daher vorgeschlagen, statt des einen Gefühls Tastsinn und Wärmegefühl als verschiedene Sinne anzunehmen, und gewiß ist, daß von dem Maaße der Wärme und Kälte die allgemeinste und unmittelbarste Bestimmung ausgeht, die der menschliche Organismus

erfährt. Auch der Begriff der Wärme erschöpft noch nicht die Menge von verschiedenen Empfindungen, deren derselbe fähig ist, die aber immer näher auf den Gegensatz von Lust und Unlust bezogen, und insgesammt Gemeingefühl, auch Lebensgefühl genannt, wohl am Richtigsten und Sichersten bestimmt werden. Dem Tastsinne gegenüber bilden sie diejenige Gruppe, welcher immer die Zuständlichkeit des Subjects als Gemeinsames zu Grunde liegt. Auf diesen Gegensatz gründen wir die weitere Eintheilung der Sinne. Geschmack und Geruch stehen in ähnlichem Verhältnisse; sind mit einander ganz nahe verwandt und doch getrennt; klar ist sogleich, daß der Geschmack den Geruch, aber nicht dieser jenen involvirt. Bei dem Anfühlen einer Marmorstatue percipirt man den Umriß und zugleich die Kälte des Steines, während umgekehrt Kälte empfunden werden kann, auch ohne daß wir etwas zu betasten brauchen. Sie kömmt zu uns, wie der Duft, beinahe ohne unser Zuthun. Beim Betasten und Schmecken sind wir weit activer, als beim Wärmegefühl oder beim Riechen.

Ungleich höher stehen die Sinne des Gesichtes und Gehörs, denen die geistige Erziehung des Menschen fast ausschließend verdankt wird. Der physiologische Prozeß dieser Sinne, und die räthselvolle enge Beziehung, die zwischen dem körperlichen Organe und der Seele gerade hier sich darlegt, gewähren die sichersten Beweise für die obige Anführung, daß mit dem Empfinden, als einem allgemeinen Zustande, die thätige Eigenschaft der Seele gleichsam einen Anstoß erhalte. Bereits der Keim der Aufmerksamkeit liegt in der Mitthätigkeit der Seele bei der Aufnahme eines bildlichen oder hörbaren Eindrucks, ohne welche Mitthätigkeit das individuelle Organ, Auge oder Ohr, todt wäre. Indem aber bei dem Gesichte der Organismus mit dem Gegenstande weit mittelbarer als bei dem Gehör es geschieht, in Bezug tritt, so hatte bereits Kant ganz Recht, das Gesicht den „edelsten Sinn, wenn auch nicht einen unentbehrlicheren als das Gehör" zu nennen. Das

Licht berührt das Gemeingefühl weniger, als die im Tone erzitternde Luft. Das Verhältniß des Geſichtes zum Gehör kann man nun dem des Geſchmacks zum Geruche, des Taſtgefühles zum Wärme- oder Lebensgefühl vergleichen. Geſicht, Geſchmack, Taſtgefühl verſchaffen Wahrnehmungen, welche leichter zu Vorſtellungen ſich geſtalten, — wir werden dieſen Ausdruck, den wir vorausnehmen, noch näher zu beſtimmen haben, — als es mit denen des Gehörs, Geruches und Wärmegefühles der Fall iſt, die bei Weitem mehr Stimmungen des Gemeingefühles verleihen, Stimmungen, die ja daſſelbe ſo heftig in Anſpruch nehmen können, daß Ohnmacht erfolgt. Bei den erſtgenannten drei Sinnen iſt die Thätigkeit der Seele, in Bezug auf das ihnen dargebotene Object eine freiere, als bei den letztgenannten, Unterſchiede, die für unſern gegenwärtigen Standpunkt nur inſofern Werth haben, als ſie die beiden edelſten, man nennt ſie auch theoretiſchen, Sinne des Menſchen, Geſicht und Gehör, ihrer Weſenheit nach erkennen lehren. Der Bezug Beider zur menſchlichen Seele iſt ſo beſchaffen, daß ſie einander in dem Bildungsprozeſſe derſelben ergänzen, wodurch es begreiflich wird, warum, wenn einer der beiden Sinne von Geburt ganz fehlt, jene Bildung immer lückenhaft bleibt. Das Weſen von jener Ergänzung iſt, daß die Activität der Seele durch den Sinn des Geſichtes, ihre Paſſivität aber durch den Sinn des Gehörs entwickelt und gefördert wird. Unſtreitig muß dieſe Aeußerung hier dunkel und ſogar willkührlich erſcheinen, ein Mangel, der bald verſchwinden wird, wenn die nach ihren Fähigkeiten und Kräften entwickelte Seele vor uns liegt. In dem Gebiete der einzelnen Künſte werden wir davon noch beſondere Anwendung zu machen haben. An anderen Eintheilungen der Sinne iſt kein Mangel. Schon Kant ſchlug vor, Geſicht, Gehör und Taſtſinn als Sinne der Wahrnehmung mit mechaniſchem Einfluſſe, Geruch und Geſchmack als Sinne des Genuſſes, der innigſten Einnehmung, alſo mit chemiſchem Einfluſſe zu beſtimmen,

aber auch er giebt zu, daß die Sinne, je stärker sie afficiren, deßto weniger lehren. Eben so wahr ist die Bemerkung der Naturforscher, daß für gewisse Seiten des Naturlebens dem Menschen der Sinn ganz fehlt. Wie Magnetismus und Galvanismus die Seele deſſelben beſtimmen, bleibt immer blos dunkel, aber der Sinn der Spinne für das Wetter, und der Sinn für die Ferne, den eine Brieftaube in verſchloſſenem Kaſten bewahrt, fehlt dem Menſchen ganz, wenn wir auch ſehen, daß der Inſtinkt gerade bei den ſogenannt Ungebildeten, oder den Wilden zu einer ähnlichen Schärfe, wie bei dem Thiere heranwächſt.

Wie Geruch und Geſchmack zunächſt den Zweck verrathen, das Gedeihen der Leiblichkeit, die Ernährung zu fördern, ſo haben Geſicht und Gehör die Entwickelung der Seele als Zweck vor ſich, und zwar haben wir dieſe mit dem Sichſelbſtunterſcheiden des Subjectes von der Außenwelt beginnen ſehen. Indem dafür der Ausdruck: „Anſchauen" gebraucht wurde, iſt zwar nicht unmittelbar an den Sinn des Geſichtes gedacht, aber das Licht bewährt auch in der That eine ſo ſtarke Macht, daß der Menſch mit der Begrüßung des Lichtes wirklich den erſten Schritt über das Gemeingefühl, den ſogenannten Vital-ſinn, hinaus thut. Der Wechſelbezug zwiſchen Empfindung und Anſchauung, durch die Aufmerkſamkeit in ſtetiger Folge erhalten, ließ Wahrnehmung entſtehen, worin der Menſch dahin gelangt, daß er nicht allein ſich ſelbſt als ein von den Außendingen im Allgemeinen, ſondern ein fremdes einzelnes Ding als ein ſolches, ein von der Mannigfaltigkeit der übrigen getrenntes aufzufaſſen vermag.

Neben dieſem Momente iſt aber gleichzeitig ein andres in dem Seelenleben aufgetreten, das in den engſten Bezug zu jenem kommt. Wäre die Kritik des bloßen Erkennens, nicht die des geſammten Seelenlebens unſer Zweck, ſo brauchten wir ſeiner noch nicht näher zu gedenken, wie dies nunmehr geſchehen muß. Thätig äußert ſich nämlich das Subject ſofort

auch hinſichtlich ſeiner Empfindung als einer Luſt oder Unluſt, inſofern im erſten Fall das Streben das Object zu ſich heranzuziehen, im zweiten ihm zu entfliehen, alſo ſich von der Außenwelt auf ſich ſelbſt zurückzuziehen eintritt. Verlangen und Flucht ſind die beiden Phänomene, welche zur Annahme des ſogenannten Begehrungsvermögens die Wiſſenſchaft nöthigen. Erſt in der Befriedigung, dem Genuſſe verſchwindet das Begehren, weil mit demſelben ſchon wieder das Loslaſſen des Objects durch das Subject erfolgt, und nur indem dann das Wahrnehmen unvermeidlich eintritt, erwacht die Begier immer wieder von Neuem. Ohne das Wahrnehmen bliebe das Begehren ein leeres, gegenſtandloſes, unbeſtimmtes, was es ſo lange wirklich nur iſt, als es in der bloßen allgemeinen Empfindung ſteckt. Wie die Aufmerkſamkeit das Wahrnehmen entſtehen läßt, ſo erzeugt der Selbſterhaltungstrieb, Luſt und Befriedigung, die Begier nach dem Wahrgenommenen. Wir kommen mithin immer wieder auf das Empfinden als gemeinſame Baſis des Wahrnehmens und Begehrens zurück. Dieſe letztern beiden Momente, die ſich gegenſeitig bedingen, bleiben dennoch weſentlich verſchieden, ein Unterſchied, — um dies vorläufig zu bemerken, — der erſt ganz ſcharf hervortreten kann, wenn er in einem höheren Stadium des Seelenlebens uns in dem Verhältniſſe des Denkens und Wollens begegnen wird. Das Empfinden aber, das wir, von der Leiblichkeit abſtrahirend, als geiſtiges Phänomen Gefühl genannt haben, hat jene Verſchiedenheit nicht in ſich, und es iſt vielmehr immer theoretiſch und praktiſch zugleich, keineswegs auf das Erkennen oder Begehren allein bezogen. Es iſt in ſeiner Einfachheit, obgleich das Denken, um dieſe zu begreifen, Unterſchiede hineinbringen muß, gerade dazu da, die beiden Seiten der geiſtigen Activität zuſammenzuhalten. Für Activität iſt das deutſche Wort: „Thätigkeit" ganz wohl zu gebrauchen, für Paſſivität haben Schleiermacher und namentlich der mit der deutſchen Sprache ewig ringende tiefſinnige C. F. Krauſe: „Leidentlich-

keit" gebraucht, welches etwas Unbehülfliches an sich hat, und außerdem einen Doppelsinn der Fähigkeit zu leiden, und gelitten zu werden, mit sich führt, daher wir bei dem fremden Worte es bewenden lassen. Nur davor ist zu warnen, daß man, wie es im täglichen Leben so oft geschieht, nicht auch in der Wissenschaft, Passivität mit Ruhe verwechsele. Ruhe ist der Indifferenzpunkt, mit dem sich als etwas immer nur Scheinbarem nichts anfangen läßt, und der den Begriff alles Seelenlebens vernichtet, durch die Einmischung eines Materiellen verdirbt. Leiden aber erinnert leicht an Unlust allein, obgleich der Gegensatz davon in dem Ausdrucke: „etwas leiden können," der in Süddeutschland sogar für „Jemand lieben" gebraucht wird, angedeutet ist. Passivität ist Fähigkeit, bestimmt zu werden und wenn wir diese Fähigkeit, als etwas nicht mehr blos Mögliches sondern Wirkliches der Seele, mit: Fühlen ausdrücken, so ergiebt sich das Fühlen als eine stetige Reihe von Zuständen. Selbst wenn wir nun ein bestimmtes Gefühl als Zustand auffassen, müssen wir diesen Zustand immer als eine Vielheit von Momenten denken. Diese lange Reihe von Zuständen dauert ununterbrochen durch das ganze menschliche Leben, wie gleichfalls die Activität der Seele, deren Doppelheit aber in dem gemeinsamen Ursprunge schon die Möglichkeit ihrer völligen Identität hat.

Alle Thätigkeit ist Erscheinung irgend eines Maaßes von Freiheit. Der schwache Schimmer derselben, wovon bis jetzt wir in Bezug auf die Seele reden können, verschwindet fast vor dem Uebermaaße der Abhängigkeit, vor der Despotie des bloßen Fühlens, welche auf der Stufe der Sinnlichkeit das Walten der Seele beherrscht. Ihre thätigen Momente erscheinen nur als Keime, deren Existenz ihre Zukunft aber in sich schließen, sie machen den Anfang des Bewußtseins aus, wodurch erst die völlige Unterscheidung des Ichs von den Gegenständen zu Stande kömmt. Zugleich aber ist der Ausgangspunkt für alle weiteren Stufen mit diesem Schimmer des Be-

wußtſeins, welches hier zuerſt als Selbſtgefühl auftritt, und darin ſeinen Boden hat, gegeben. Das Selbſt von den zahlreichen Producten ſeiner eignen Thätigkeit, den Wahrnehmungen und Begierden belaſtet, ſtößt ſie gleichſam in ſich ſelbſt von ſich zurück, wie dies im äußeren Anſchauen mit den ſinnlichen Eindrücken geſchah. Jetzt ſchaut es die nur in ſeinem Gefühle bewahrten, nicht äußerlich mehr exiſtirenden Wahrnehmungen als Geſtalten, die doch keine ſinnliche Exiſtenz haben, an, und ſtellt ſich dieſelben vor. Die Vorſtellung bildet die Gränze zwiſchen der ſinnlichen und der verſtändigen Sphäre des Geiſtes. Das Selbſt wird durch die ſinnlichen Wahrnehmungen noch fort und fort beſtimmt, aber es läßt ſie nicht mehr entſchlüpfen, ſondern hält ihr Bild für ſich feſt, ihr Bild, nämlich die Mannigfaltigkeit von wahrgenommenen Merkmalen, welche das Selbſt zu einer Einheit verbunden hat. Dieſes Feſthalten wäre nicht möglich, wenn jenes Bild nicht als in den Zuſtand des Subjects, in ſein Gefühl vorher übergegangen von der Thätigkeit des Geiſtes ergriffen werden könnte. Sie ergreift es, und läßt es wieder fahren, d. h. das Selbſt erinnert ſich an jene Bilder, oder vergißt ſie. Mit dieſem Ergreifen und Fahrenlaſſen unterſcheidet es ſich von den Außendingen nicht blos, wie es im Wahrnehmen geſchah, ſinnlich, ſondern es unterſcheidet ſein Ich von dem Bewußtſein der Dinge, das Selbſtbewußtſein keimt neben dem Bewußtſein von den in dem Selbſt bewahrten Bildern. Dieſer Grad des Selbſtbewußtſeins iſt hier erſt ein Sichſelbſtfeſthalten, die Erſcheinung der Kraft als Einzelnes in der Allheit ſich zu behaupten, den Werth der Individualität geltend zu machen. Mit vollem Rechte iſt jenes Feſthalten der Objecte in Bildern daher Einbilden genannt worden. Was nun die Seele mit dem Vorrathe des Eingebildeten unternimmt, iſt von doppelter Art.

Zunächſt werden Theile dieſes Vorrathes, einzelne Bilder, für ſich wieder hervorgerufen, lediglich zu der Seele ei-

genem Genuſſe, aber ſofort beweiſet ſich ihre thätige Kraft in den Veränderungen, die ſie damit vornimmt. Daß dies nicht zum Vortheile der Wahrheit geſchieht, liegt in jenem Egoismus des Subjects, der nach Willkühr mit den ihm gehörenden Bildern ſchaltet. Der Unterſchied von der bloßen Erinnerung liegt hier am Tage, und begründet ſich durch die aufdämmernde Freiheit des Geiſtes, welcher bisher ſich in Abhängigkeit befunden hat. Ein willkührliches Spiel von allerhand Zuſammenſetzungen beginnt und das Subject erzeugt aus ſeinem durchaus immateriellen Stoffe ſelbſtſtändige Gebilde, welchen die äußerliche Exiſtenz, die objective Wahrheit zunächſt ganz fehlt. Man hat dies *producirende* Einbildungskraft genannt, im Gegenſatze zu jener nur *reproducirenden*, weil hier ein freies Schaffen, dort lediglich ein Wiederholen ſtattfindet. Ferner hat man auch jenes freie Schaffen als Moment geltend gemacht, indem man von der Einbildungskraft die Phantaſie unterſchied, welche weſentlich innerliche Production iſt. Das Walten der Phantaſie iſt unſtreitig Thätigkeit des Geiſtes, jedoch an ſich die regelloſeſte, die es giebt, weil ſie, gegen die gewöhnliche Anſicht immer die unfreieſte, nämlich die von der Sinnlichkeit noch am meiſten gefeſſelte Thätigkeit bleibt. Geſetze für die Thätigkeit des Denkens giebt es, und laſſen ſich als Geſetze, die dem tiefſten Weſen der Dinge ſelbſt inwohnen, auffaſſen und nachweiſen; Geſetze der phantaſtiſchen Thätigkeit, nämlich die ihr immanent wären, giebt es ſchlechterdings nicht. Was ſie zügelt, ſind alsdann andre geiſtige Kräfte. Nirgends ſchlagen Paſſivität und Activität der Seele ſo unmittelbar und fortwährend in einander über als hier, wo der Boden berührt iſt, aus welchem die ununterbrochene *Ernährung* des Geiſtes ſtrömt. Das feinſte, gleichſam einſaugende Organ der Seele iſt die Phantaſie, daher auch gemeinhin von einem Verluſte an höherem geiſtigen Werthe bei dem geſprochen wird, deſſen Phantaſie vergiftet ſei. Das Dämoniſche der Phantaſie, welche

Göthe als die höchste der unsterblichen Mächte besang, birgt zugleich den Keim der herrlichsten geistigen Frucht. Die Seelenthätigkeit nun, die wir gewissermaaßen als Subject mit dem Namen Phantasie führen, nennt die deutsche Sprache Dichten, und erkennt den Keim des Künstlers, des Dichters zugleich in dem bekannten Ausspruche an: daß die Phantasie überhaupt verschönere, Sätze, die uns in der Darstellung der Aesthetik selbst von wesentlichem Nutzen sein werden. Jeder Mensch, wie wir nun sehen, dichtet und läßt dies sogleich auch zu äußrer Erscheinung gelangen, indem er nämlich spielt. Das Spielen der Kinder hat schon Leibnitz als ein höchst bedeutendes Phänomen erkannt, nicht minder in neuerer Zeit Schleiermacher, Krause, namentlich Braniß. Der künftige Lebensberuf verräth sich darin, wie in träumerischer Ahnung. Das Kind erzieht sich selbst im Spielen, von unsichtbarer Hand geleitet.

Von den äußeren Sinnen ist es wieder der des Gesichtes, welcher zunächst die Nahrung und Ausbildung der Phantasie befördert, wie auf der Stufe der Anschauung derselbe sich bereits als der wichtigste Sinn erwies. Die erste Antwort, die das Kind auf das Empfundene giebt, ist aber die Hervorbringung eines Hörbaren, eines Geschrei's. Dasselbe als eine Reihe von Interjectionen hat einen eben so vagen Inhalt, als die Empfindung selbst nur hat. Unvermeidlich ist, daß in diese sinnlichen Aeußerungen seiner Lebensthätigkeit mit den gestalteten Wahrnehmungen eine größere Bestimmtheit tritt, daß, so wie das Wahrnehmen selbst in einzelne Momente zerfällt, und Einzelnes von der Gesammtheit scheidet, auch jenes Geschrei in einzelne Laute zerfällt, die sich als Vocale von einander unterscheiden. Mit dem Eintritte der Vorstellung genügen die Vocale nicht mehr, denn es macht sich ein Streben geltend, die Vorstellungen auch durch hörbare Laute immer genauer von einander unterschieden festzuhalten, es bilden sich Worte, es entsteht die Sprache.

Jene alten Unterſuchungen über den Urſprung derſelben, ob ſie der Menſch etwa von den Thieren gelernt habe, u. ſ. w. ſind längſt unbrauchbar geworden, ſeitdem man darin übereingekommen, daß die Sprache als eine für die geiſtige Entwickelung des Menſchen weſentlich nothwendige Aeußerung, deren er ſich nicht etwa willkührlich entſchlagen kann, oder die ihm von Außen zugekommen iſt, betrachtet werden müſſe. Auf ein Tieferes, auf einen geiſtigen Vorgang, deſſen nothwendiges ſinnliches Abbild ſie iſt, weiſet ſie hin; ohne die Sprache entwickelte ſich kein Denken. Erſt in ſpäteren Momenten wird dies bis zur Ueberzeugung klar, und zugleich die Wahrheit des Hegel'ſchen Satzes (Logik, I, S. 11) „daß die Denkformen zunächſt in der Sprache des Menſchen herausgeſetzt und niedergelegt ſeien, die ſich in Alles, was zur Vorſtellung wird, eingedrängt habe.“ Wie nichts Inneres ohne ein Aeußerliches, das zugleich ein Anderes, und zugleich doch daſſelbe iſt, kein Inhalt ohne Form, nichts Geiſtiges ohne ein ihm entſprechendes Leibliches, ſo wird nun in und mit der Sprache, als ſinnlichem Ausdrucke des Denkens, dieſes ſelbſt erſt gezeitiget, entfaltet, und ununterbrochen bereichert. Erſt jetzt dürften wir eigentlich das Wort „Bewußtſein“ brauchen, denn nicht Andres ja drückt dieſes Wort aus, als ein Wiſſen von etwas, und Wiſſen überhaupt iſt das Erzeugniß des Denkens. Die bloße Vorſtellung wird nun nicht mehr allein durch das Einbilden feſtgehalten; die ihr von dem Subjecte gegebene Bezeichnung, das Wort, hält gleichfalls das Bild feſt, näher freilich nur als ein Symbol, welches jenes Bild bedeutet. Das Feſthalten dieſer Symbole iſt von dem jener Bilder verſchieden, Gedachtes trennt ſich von dem Eingebildeten, und das Gedächtniß tritt als beſondre Kraft der Einbildungskraft gegenüber. Das Gedächtniß hält den Namen, die Einbildungskraft die Geſtalt feſt, das Denken componirt Namen, Worte zu Sätzen, die Phantaſie die Geſtalten zu immer reicheren Bildern. Mit dem Worte: „Ich“ als der Aeußerung

des Sichselbstunterscheidens, — wer hat nicht bemerkt, wie langsam das Kind bis zu dieser Bezeichnung der Selbstvorstellung gelangt? — ist das Wissen von sich in einem sinnlichen Zeichen festgehalten worden, und ein Standpunkt erstiegen, von welchem aus das Subject sich den Außendingen gegenüber vollständiger orientirt als bisher möglich war. Jedes neue Wort erspart dem nach Erkenntniß immer begierigeren Geiste eine Arbeit, und unterstützt die Fähigkeit sich auf etwas den Sinnen nicht Gegenwärtiges zu besinnen. Wie die Einbildungskraft das Gedächtniß, den Vorrath von hörbaren Bezeichnungen in Bewegung setzt, so regt jedes einfallende Wort jene Kraft, das entsprechende Bild neu entstehen zu lassen an, unstreitig aber beginnt jede einzelne Erinnerung, so lange die Denkthätigkeit sich von der sinnlichen Herrschaft nicht befreit hat, mit dem Bilde, welchem dann erst dessen Bezeichnung, dessen Name folgt. Bis in die spätesten Stadien des Seelenlebens unterstützen sich gegenseitig beide Arten, die Vorstellungen festzuhalten, obgleich sie nach Maaßgabe individueller Organisation vorherrschen, wie man schon an dem Beispiele erkennen kann, daß der Eine sich in einer Straße leichter nach der Gestalt des Hauses, das er sucht, der Andere nach der Hausnummer selbst zurechtweiset. Je höher der Vorrath der Vorstellungen anwächst, desto schwerer wird es der Seele sich dieses ihres Reichthums wegen, seiner Einzelheiten in jedem Augenblicke zu bemächtigen, die Erscheinung des Vergessens sowohl der Bilder, als der Bezeichnungen derselben tritt ein, allein es ist nichts als diese augenblickliche Unzulänglichkeit des Subjects, den Schatz seines Inhalts vollständig zu beherrschen; indem Einbildungskraft und Gedächtniß einander unterstützen, Gestalt das Wort, und das Wort die Gestalt wieder hervorrufen, wird das Vergessen wieder beseitigt, und das Gesuchte fällt wie es heißt, Einem wieder ein, richtiger sollte man sagen, das Subject findet es aus sich selbst wieder heraus, obgleich in dem einen Falle das

Sichbesinnen fruchtlos bleibt, und eine zufällig scheinende sogenannte Ideenassociation (falscher Ausdruck für Verknüpfung der Vorstellungen) das Einfallen bewirkt.

In dem Gedächtniß ist das Denken, wie in der Einbildungskraft das Dichten gesetzt. Das Denken beginnt seinen Lauf zur Entwickelung des Verstandes, das Dichten entwickelt die Phantasie zum Wettkampfe mit der Wirklichkeit. Da die Vorstellung der Boden war, von dem beide ausgegangen sind, so begreift sich leicht, wie treu Dichten und Denken Hand in Hand fortschreiten. Das Kind darf nicht blos spielen, es muß lernen, d. i. die äußere Nothwendigkeit, die Erziehung zunächst zwingt es sein Gedächtniß zu üben. Alles Lernen ist zuerst ein Auswendiglernen, dem alsdann die Lehre des Gebrauchs, den das Denken mit seinem eigenen Vorrathe zu machen habe, zu folgen pflegt. Indem der Lehrer der Gedächtniß- die Verstandesübung folgen läßt, befördert er in der That nichts, als was die Natur des Denkens selbst erfordert, und vorzunehmen strebt. Die Sprache, als continuirliche Erscheinung des Denkens durchläuft eine lange Reihe von Veränderungen. Die Worte allein genügen dem Subject nicht mehr, sie streben sich zu verbinden, daher verändern sie einander indem sie in gegenseitige Beziehung treten. Das Ich bemächtigt sich der Gegenstände mittelst der Sprache, und wird selbst durch diese für Andre wieder ein Aeußerliches; der unmittelbare Verkehr der Geister beginnt durch sie, denn das eine Ich hat an dem anderen sein Object, das nicht mehr als bloßer Naturgegenstand, sondern gleichfalls mit Bewußtsein auf jenes Ich einwirkt. Die Sprache bildet sich nun in ihren Redetheilen, und bringt die innersten Gesetze des Denkens, welche man die logischen nennt, zur Erscheinung. Die sogenannten Kategorieen, die Grundelemente aller Denkthätigkeit, — nach Hegels schlagendem Urtheil — „sind in Allem, was der Mensch zur Sprache macht, entweder eingehüllter, vermischter, oder herausgearbeiteter enthalten.“ Gewiß,

wäre dies nicht der Fall, so könnte nichts aus einer Sprache in die andre übersetzt werden, weil dann das Gemeinsame, worauf sich die tausendfach verschiedenen Sprachen beziehen, fehlte. Die Wissenschaft der Logik hier abzuhandeln, ist nicht unsre Aufgabe; nur das psychologische Resultat geht uns hier an, daß mit den sich entwickelnden Denkgesetzen, welche am Naturgemäßesten, und daher Erfolgreichsten in der Grammatik geübt werden, das bloße Auswendiglernen dem wirklichen Lernen immer mehr Platz macht. Dieses Lernen ist Arbeit. An die Stelle des Auswendigwissens stellt die eigene Thätigkeit des Subjectes das abstracte Wissen, welches den einzelnen Gegenstand nicht mehr blos seiner auswendigen Form nach, sondern seinem Inhalte nach festhält, nicht blos das Wort, sondern dessen Sinn. Jenes Wissen, wodurch eine Masse von einzelnen Objecten auf solche Weise Besitzthum des Subjectes geworden ist, und nicht blos als einzelne nur bezeichnete Vorstellungen, sondern als Producte des Denkens, als Gedanken, in ihm verharrt, beschäftigt sich also nicht mit Vorstellungen, sondern mit Begriffen. Worte thun es nicht mehr, denn „ein Begriff muß bei dem Worte sein.“ Erst jedoch einer höheren Stufe ordnet sich der wachsende Schatz des Wissens wieder in einzelne Gebiete, die sich als Wissenschaften einführen, deren Einheit jedoch auf der Stufe, worauf wir uns zunächst befinden, noch nicht zu erörtern ist. Ein Moment, welches uns gerade hier begegnet, ist noch die Neigung des Ich's überhaupt etwas und immer mehr zu wissen, also durch sein eignes Denken sich immer mehr von dem Sinne und Wesen der früher nur vorgestellten Dinge anzueignen; es erscheint die sogenannte Wißbegier, ein Wort, welches uns an die früher behandelte Kraft des Begehrens überhaupt erinnert, von welcher durchaus wenigstens soviel gegenwärtig berichtet werden muß, daß offenbar werde, was mit ihr mit und während der Entwickelung des Verstandes vorgeht. — Gewiß ist zu vermuthen, daß auch das Begeh-

rin auf der blos ſinnlichen Stufe nicht ſtehen geblieben ſein wird. Wir blicken alſo auf jenen früheren Standpunkt zurück.

Die Stillung der Luſt und die Beſeitigung der Unluſt ſtellten die Zufriedenheit des Selbſt her, das durch die gemachte Erfahrung bereichert, mit Hülfe der gewonnenen Vorſtellung, von der ſchon geſprochen worden iſt, ſich von den Außendingen unterſcheiden lernte. Das Selbſtgefühl tritt ein, ſeiner Natur nach praktiſch und theoretiſch zugleich, ein Act des Sichſelbſtergreifens, worin das bloße ſinnliche Lebensgefühl, das ihm vorherging, zu etwas Höherem geläutert iſt. Roſenkranz hat ſehr zweckmäßig auf den Satz der Spinoziſtiſchen Ethik hingewieſen: „omne Ens in suo Esse perseverare conatur“, ein Satz, den man noch ſeltſamer Weiſe ſogar im Munde der Bauern in manchen deutſchen Landestheilen hören kann, welche von einem behäbigen, zufriedenen Zuſtand ſagen: „jetzt bin ich wieder ganz in meinem Esse.“ Die Individualität fängt an ſich dem Allgemeinen, das ſie zwar erſt in einer Menge von einzelnen Vorſtellungen zuſammenhanglos faßt, gegenüberzuſtellen, und in ſeinem eigenen Zuſtande Vergnügen und Schmerz, an den Dingen aber die ihm angenehmen von den unangenehmen zu unterſcheiden. Die Einbildungskraft erweiſet ſich auch hierbei ungleich mächtiger als das Gedächtniß; ſie ruft die vergangene Luſt zurück, die nun nicht mehr ſinnlich, als Wirkung, als geiſtige Heiterkeit hervortritt, aus welcher Verlangen und Erwartung der Wiederholung, ja Steigerung jenes angenehmen Zuſtandes entſteht, die man Hoffnung nennt. Eben ſo bewirkt das auftauchende Bild des Unangenehmen die Traurigkeit, und weiter die Angſt und Furcht. Die Wiederholung jener angenehmen oder unangenehmen Erfahrungen vermehrt die ſcharfe Unterſcheidung der Gefühle, Verlangen und Flucht werden zu feſtigem Gepräge in der Neigung und Abneigung gegen beſtimmte Objecte, als deren Wurzel man immer das Selbſtgefühl feſtzuhalten hat. Neigung und Abneigung ſind eben ſo verſchieden-

artig, als die Individualität der Menſchen. Es iſt nicht zu läugnen, daß wir hier das einzelne Selbſt auf einem völlig egoiſtiſchen Standpunkt erblicken, der ſich, während das Erkennen ſich bis zu dem Begreifen vorgearbeitet hat, nur immer mehr verfeſtigt. Das geiſtige Phänomen, welches auf dieſer Stufe an die Stelle des ſinnlichen Begehrens tritt, iſt der Wunſch. Im Wünſchen ſchließt ſich das Begehren des Geiſtes ganz eng an die von der Phantaſie hervorgerufene Geſtalt. Was das Subject wünſcht, iſt nicht ſowohl etwas Objectives, als deſſen Abbild in dem Spiegel des Geiſtes. Der Wunſch, der nie ſtärker als in der Jugend auftritt, hat eine prophetiſche Natur, weiſſagt die ſpätere Richtung der Thätigkeit; weshalb Göthe der vollſten Wahrheit gemäß behaupten durfte, was man in der Jugend wünſcht, das werde man im Alter in Fülle beſitzen. Je bläſſer das von der Phantaſie geſchaffene Abbild des Objects wird, deſto mehr ſinkt die Macht des Wunſches, und regiert um ſo despotiſcher, je farbenprächtiger jenes leuchtet. Sehnſucht nach demſelben iſt jetzt das ganze Seelenleben, und bildet ein übermächtiges Gegengewicht gegen die Verſtandeskraft, welche, ſo lange jenes Bild nicht verſchwunden und gleichſam in Nebel aufgelöſet iſt, deſſen Begriff nicht gewinnen kann. Die Paſſivität des Geiſtes äußert ſich nun in der Leidenſchaft, die man blind zu nennen pflegt, und mit vollem Rechte, weil die geſammte Erkenntnißkraft des Geiſtes gelähmt iſt, und die Phantaſie allein an der Stelle des Begriffes herrſcht. Sie iſt ſchuld daran, daß die Leidenſchaft den Gegenſtand nicht ſieht, wie er iſt, ſondern wie das Subject ihn ſich eben wünſcht. Dieſes iſt das Loos des Jünglingsalters. Die Thätigkeit der Phantaſie haben wir im Allgemeinen: dichten genannt, und bereits bei dem Kinde unter der Form des Spielens vorbereitet erſcheinen ſehen. Das Lernen führte es zum Wiſſen, womit die Symbolik des Spielzeuges vernichtet wurde, da nun bricht jene dichtende Macht der Seele von Neuem und mächtiger

hervor, denn an die Stelle des symbolischen Spielzeuges tritt das wirkliche Object selbst, dem aber die Phantasie eine Gestalt und einen Sinn beilegt, welchen das Subject eben darin zu sehen wünscht. Nunmehr hat das Object Werth, nur insofern es etwas bedeutet, wie dies schon bei dem bloßen Spielzeuge der Fall war. Das Erkennen der Dinge nicht blos wird durch diese Herrschaft der Phantasie bestimmt, sondern die Seele von der Macht des Wunsches, der Leidenschaft allein geleitet, treibt sogar den ganzen Menschen zum Handeln, d. h. die Außenwelt wirklich seinem Wunsche gemäß zu gestalten. Der Pfad der Wissenschaft wird vorläufig mit dem der Kunst vertauscht, die man, nur freilich in tieferem Sinne als der Alltagsverstand es thut, dem Spiele der Kinder vergleichen kann. Alle Handlungen des Subjects werden übrigens auf dieser Stufe seiner Entwickelung durch die Unmittelbarkeit, womit sie dem Wunsche der Seele den willkommnen sinnlichen Ausdruck zu geben suchen, ausgezeichnet. Das Selbstgefühl erscheint in aufwärts strebender Kraft, seines Sieges gewiß, als Muth, der in der Wahl der Mittel nicht zweifelhaft, und wegen der begegnenden Schwierigkeiten nicht verlegen ist. Auch hier wird nur die Individualität des Menschen sogleich entschieden geltend gemacht, indem eben die Wünsche des Jünglings Propheten seiner Zukunft sind. So groß aber ist die Macht der Subjectivität schlechthin, daß sie das Dämmerlicht, worin sie selbst schwelgt, auf alle Gegenstände wirft, so daß diese in der rosigen Beleuchtung sich freilich vortheilhafter ausnehmen, als später im hellen Tageslichte, welches die Umrisse scharf hervorhebt. Die innige Verknüpfung der Phantasie mit der nur den Sinnesreiz reproducirenden Einbildungskraft läßt nun die geistige Ausdehnung, die das Wesen des Wunsches ist, alle Augenblicke mit dem sinnlichen Begehren verwechseln, daher Mephistopheles bei Göthe spotten darf: „Du siehst mit diesem Trank im Leibe, Helenen bald in jedem Weibe.“ Und endlich ist die Gewalt

des Wunſches ſo groß, daß das Selbſt ſich ganz dem Gegenſtande gefangen giebt, oder richtiger dem Gebilde, das ſeine Phantaſie davon entworfen hat, und über der Ohnmacht, den eigenen wirklichen Zuſtand dem, der das Ziel ſeines Wunſches iſt, gleichzumachen, verzagt und auf ſich ſelbſt, wie Werther oder Taſſo verzichtet. Wenn man ſagt, daß leichter der Jüngling ſich ſelbſt aufopfere, als der Mann, ſo vergißt man, daß jener auch überhaupt leichter ſtirbt, als dieſer. Die Paſſivität des Geiſtes, die in der Leidenſchaft concrete Geſtalt gewonnen hat, möge dieſelbe nun auf Zuneigung oder Abneigung beruhen, Liebe oder Haß heißen, lähmt ſeine geſammte Activität, mithin ſowohl ſein Erkennen als ſein Wollen, ſo daß Beides nur als Phantaſie und Wunſch vorhanden das Selbſtgefühl bis auf den Gipfel führt, wo es als ein Einzelnes, das ſeine Beſchränkung nicht zu finden vermag, ſich dem Allgemeinen gegenüber nicht mehr behaupten kann, und ſomit erliegt. Den aus dem Widerſtande des All's gegen den Einzelnen entſpringenden Lebensüberdruß heilt zunächſt das Denken, das mit ſeiner Ausbreitung im Gebiete des Verſtandes glücklicherweiſe beſchäftigt, und zwar durch die an ſich auch noch ganz egoiſtiſche Wißbegier ſeiner Natur gemäß vorwärts getrieben wird. Aber dies würde nicht genügen, wenn in dem Selbſtgefühle nicht noch eine andere Hülfe geſetzt wäre. Stellt daſſelbe nämlich auch an die Außenwelt die Forderung, es nicht zu beeinträchtigen, oder zu verletzen, ſo ſtellt es zugleich an ſich die Forderung, als menſchliches Individuum vollkommen ſeiner Gattung zu entſprechen; ſeine Ausdehnung in den ungezügelten Wünſchen reißt es alle Augenblicke über den Standpunkt des Einzelnen zum Nachtheile der Anderen hinaus und ſtraft dieſe Mißgriffe durch Zorn über ſich ſelbſt, durch die Schaam, durch die Reue. Dieſer Zuſtand der Unluſt, den das Subject an ſich ſelbſt verſchuldet, iſt die erſte Manifeſtation des Gewiſſens. Das Subject erfährt durch ſich ſelbſt, was es thun ſoll. Ohne hier in das Gebiet der Ethik,

und damit allzuweit von unserm Ziele abzuschweifen, ist dieses Moment nicht weiter zu verfolgen möglich. Die hißorische Erwähnung, daß das Gewissen seine Existenz durch die Schaam, und weiter durch die Reue beweiset, wie man bereits an jedem Kinde, welches gelogen hat, bemerken kann, der bei Aristoteles so wichtige Gegensatz des Pathos und Ethos genügt uns. Die Mittel für das Selbstgefühl, das in seiner himmelanstrebenden Gewalt unbefriedigt, nicht mehr unlustig, unzufrieden, sondern unglücklich sich nennt, diese Mittel, sich mit sich und der Welt zu versöhnen, sind gegeben, obgleich es noch nicht weiß, wie es sie anwenden wird, denn dem freien Wünschen tritt von Außen ein beschränkendes Müssen, der Ahnung eines bestimmten Sollens die Ohnmacht des Könnens entgegen, — und doch soll das Subject in noch schlimmere Widersprüche verwickelt werden.

Wir kehren zur Betrachtung des Denkens zurück, welches seine Verstandesarbeit begonnen hat, indem es nämlich seine abstracte Thätigkeit, die Begriffsbildung, unermüdet fortsetzt. Auf diesem Wege reinigt sich das Denken immer mehr von der sinnlichen Gestalt, womit die Vorstellung behaftet war, es läßt sich mit der Bezeichnung, nämlich dem Worte, begnügen, es wird reines Denken. Seine Bildungen, die Begriffe, werden von allem Zufälligen durch den schärferen Unterschied immer sorgfältiger befreit, und heißen richtige, sobald sie dem Wesen der Dinge, so weit die sinnliche Erfahrung lehrt, entsprechen, werden festgehalten im sprachlichen Stoffe, der die Fähigkeit besitzt, ein Bild der mannigfaltigen Beziehungen, in welche die Begriffe zu einander treten, zu liefern. Dieses Festhalten ist so wichtig, daß wir die Sprache zum flüssigen Ausdruck der dem Denken von Natur angestammten Gesetze anwachsen sehen, Gesetze von großer Einfachheit, Kategorieen genannt, die aber dennoch bei den Philosophen in verschiedener Zahl, z. B. bei Aristoteles noch als zehn, bei Kant als nur vier auftreten. Unter den neueren Psychologen

haben äußerst Wenige auf das sinnliche Erscheinen der Verstandeskategorieen in der Sprache Rücksicht genommen, obgleich die Philologie nach der Aufstellung einer allgemeinen Sprachphilosophie ringt. Herbart und Benecke, welche sich in vielen anderen Kombinationen der geistigen und sinnlichen Phänomene verlieren, lassen uns hier im Stich. Mit vielem Scharfsinn hat Michelet, auf Aristoteles gestützt, diesen Weg verfolgt, womit denn freilich immer ein Theil der Logik in die Psychologie gezogen ist. — Um die Außendinge zu begreifen sehen wir das denkende Ich sich als ihren Mittelpunkt hinstellen und zunächst die Merkmale, die den einzelnen Dingen zukommen, so streng auf diese beziehen, daß es die Dinge als einzelne Substanzen unterscheidet und festhält. Dann erst zerlegt es die Substanzen in die in ihr selbst gesetzten Unterschiede, seine Accidenzien, zunächst seinen Stoff und seine Form, worauf es die Substanz wieder den anderen Substanzen nach Stoff sowohl, als nach Form vergleicht; der Logiker sagt, nach Qualität und Quantität, und die Sprachphilosophie weiset das entsprechende Verhältniß in der Sprache, im Hauptwort (Substanz), Beiwort (Qualität) und Zahlwort (Quantität) nach. Die ruhende Substanz zeigt nun unmittelbar an sich die Veränderung, als deren nächster Grund die Thätigkeit hervortritt. Ursache und Folge werden in allen Veränderungen von dem Begriffe herausgefunden, nämlich die Causalität, der das Zeitwort in der Sprache, das entweder als Thun oder als Leiden, Bestimmen oder Bestimmtwerden auftritt, entspricht. Die Sprache drückt sogleich die Wechselwirkung dieser Urbegriffe aus, indem sie es zu dem Satze bringt, welcher nichts anderes, als die sinnliche Erscheinung des Begriffes ist, wie das bloße Wort dies für die Vorstellung war. Aus diesen Begriffen erwächst allgemach ein Reichthum des Ich's, aus welchem es sich Raths erholen kann, wenn es der Einbildung oder der Anschauung zu vertrauen, scheu geworden, das Sein unter dem Schein, das Allgemeine aus der Masse des Beson-

deren herauszufinden, sich genöthiget fühlt. Die Wechselwirkung des Verstandes und der Einbildung tritt hervor, denn diese sucht Begriffe zu veranschaulichen, und führt wieder Anschauungen dem Begriffe zu, (s. Kants Nachlaß von Schubert. 1842 S. 263) ein Kampf, worin die Phantasie, der Geschichte des Seelenlebens gemäß, zu kurz kommt, denn ihre nur subjective Welt wird von dem Verstande endlich zertrümmert, der dafür behauptet, in seinen Begriffen dem Ich das Wissen des Wirklichen überliefert zu haben. Dieses Wissen ist das Erfahrungswissen. Der Verstand baut sich so aus den Begriffen seine eigene Erkenntnißwelt, und meint die Phantasie nicht mehr zu brauchen, weil er nämlich die reproducirten und producirten Bilder in Begriffe auszulösen sich mächtig genug weiß, und die gestaltende Phantasie für kindisches Spiel, das Dichten für niedriger als das Denken hält. Nur Eins macht das verständige Denken des Subjects an sich selbst irre, daß es nämlich wissen will, ob sein Begriff von den Dingen mit denen der übrigen Menschen wirklich übereinstimme, was doch, wie ihm scheint, der Fall sein müßte, weil allen Menschen dieselben Organe der Erkenntniß gegeben sind. Die Aussprüche der anderen stimmen dennoch zum Theil nicht mit den seinigen überein. Sind die Urbegriffe nun gar nichts Willkührliches, sondern die Gesetzmäßigkeit des Denkens selbst, denen die realen Objecte, die Dinge in Wirklichkeit entsprechen, so müßte in jenen Aussprüchen völlige Uebereinstimmung herrschen, und nicht Zwietracht in ihnen gesäet sein. Das Ich strengt sich an, eben seinen Begriff zu rechtfertigen, und spricht denselben als ein Urtheil aus, womit es zugleich die Ueberzeugung, daß gerade sein Begriff von einem bestimmten Dinge der richtige sei, ausspricht. Einer sagt z. B., dieses Haus ist baufällig, und ein Andrer verneint es; Beide stellen sich selbst in dem Urtheile zu dem Hause in ein Verhältniß; gehen Beide auf die Ursache ihres Urtheils zurück, so wird endlich vielleicht ein Punkt kommen, worin der eine Theil sein Urtheil als irrig

aufzugeben genöthigt ſein wird. Die Macht des Begriffes iſt hier vielleicht ſo groß, daß ſie die Urtheilskraft gewiſſermaaßen erſpart. Der Widerſprechende hat ſich z. B. überzeugt, daß die Ziegeln zerbröckelt, oder die Balken verfault ſind, und wenn jener auch ſelbſt dieſe durch Erfahrung zu begründenden Umſtände nicht zugiebt, ſo gilt er dem Andern nicht mehr blos als ein Menſch, der nicht urtheilsfähig iſt, ſondern auch der ſchwer begreift, alſo dumm iſt. Die Kenntniß von Urſache und Folge verſchafft die Verſtandes-Erfahrung, und dieſe ſetzt in Beſitz eines abſtracten allgemeinen Verhältniſſes, welches für viele einzelne Fälle gilt, und gewöhnlich Regel heißt. Vergleichung des beſondren Begriffes mit jenem allgemeinen, welchen ſich die Verſtandesthätigkeit ſelbſt erobert hat, iſt gerade das, was man Urtheilen nennt. Das Ich ſtellt den concreten Begriff darin jenem allgemeinen gegenüber, und begreift, daß dieſer jenem entſpricht, oder auch nicht. Was im ſinnlichen Gebiete das Aufmerken war, iſt nun das Beobachten. Das Ich gewinnt eine Meinung. — Seit Kant hat die Pſychologie die Urtheilskraft vom Verſtande unterſchieden, obgleich Kant, indem er ſie ſetzte, nur den beſondern Zweck vor Augen hatte, zwiſchen dem Erkennen und Wollen eine Verbindungsbrücke zu ſchlagen. Nimmt man eine beſondre Urtheilskraft an, ſo muß man allerdings ihr eine Faſſungskraft gegenüberſtellen; genau betrachtet, iſt eben die eine ſchlechterdings ohne die andere unmöglich, und eine nur die niedere, die andere die höhere Qualität des Verſtandes. Für die Aeſthetik von beſondrem Gewichte war Kant's Trennung der teleologiſchen Urtheile von den äſthetiſchen, von denen die erſten aus dem Verſtande, die anderen aus dem Gefühle quellen, jene die eines Zwecks bewußte, dieſe die unbewußte Billigung oder Mißbilligung eines Dinges durch das Subject ausdrücken ſollen. Bejahung oder Verneinung liegen überall dem Urtheil zu Grunde; Zuneigung und Abneigung aber wirken auf jene ein; ſie wurzeln in der Paſſivität des Geiſtes, im Gefühle,

äußern ſich, wie wir ſahen, im Begehren und Vermeiden, wirken, wie in der Leidenſchaft ſichtbar, auch auf das geſammte Erkennen, und hier nicht blos auf das Urtheilen, ſondern auch auf das Begreifen. Das Denken, vom Wiſſenstrieb, oder dem Triebe, alles Concrete ins Abſtracte zu erheben, gedrängt, iſt in dem Einzelnen mächtig genug, gegen ſein individuelles Urtheil zu reagiren, indem es den Zweifel an ſeiner Uebereinſtimmung mit dem geſuchten, den Dingen wirklich inwohnenden Begriffe in tauſend Fällen zuläßt. Das individuelle Urtheil ſoll das allgemeine, das abſolute ſein oder werden, denn das Ich verlangt, mittelſt des Denkens ſich der Wahrheit, des geſammten cauſalen Zuſammenhanges, der letzten Gründe der Dinge zu bemeiſtern; denn über dem Streite der Urtheile wächſt dieſes Verlangen, und ladet dem Denken die Widerlegung unzähliger Einwürfe auf. Es verwickelt ſich in Widerſprüchen, deren Löſung eine Zumuthung wird, beängſtigend für das ganze Selbſt, welches in ſeiner Einzelheit tauſendmal an der Möglichkeit den wahren Begriff, das abſolute Urtheil zu gewinnen, verzweifelt. Der Verſtand ſagt ſich ſelbſt, daß er die von dem Begehren, dem Wünſchen, dem geiſtigen Verlangen, das er mit dem Worte: Wollen bezeichnet, an ihn geſtellte Forderung nicht zu befriedigen die Macht hat, weil er gebunden iſt durch die beſchränkten Sinne und ohne ſie nichts vornehmen kann, ohne wieder ſeine eigene innere Geſetzmäßigkeit zu verletzen. Iſt er doch der Phantaſie feindlich, und hält ſie gefeſſelt, als eine geſetzloſe um die Wahrheit unbekümmert waltende Macht. Sein Standpunkt der Abſtraction verſchafft ihm nirgends freie Einſicht, die er, indem er dem Denken in die Dialektik folgt, erzwingen will; nach dem abſtracten Momente des Denkens, wie Hegel, getreu dem genetiſchen Wege des Geiſtes folgend, uns lehrt, folgt wirklich das dialektiſche Moment, auf welchem das Geſetz der Cauſalität, mit größter Strenge gehandhabt, das Denken in eine Cirkelbewegung treibt, die das ganze Selbſt nicht vorwärts bringt, nicht

befriedigt, und das bezeichnende Merkmal aller Sophistik ist. So vollkommen wahr dieses Alles in Hegels System dargelegt wird, so können wir ihn auf seinem nächsten Schritte nicht mehr begleiten, wo er mittelst der Dialektik selbst den letzten Fortschritt des Denkens wirklich zu Stande kommen läßt. Dies wird ihr allein nicht gelingen. Wir bestreiten vielmehr, nicht daß dieser Fortschritt überhaupt, aber daß er auf diesem Wege geschehe, und haben dieses später nachzuweisen. Ein Augenblick zu ruhigem Rückblicke ist uns hier nöthig.

So ist denn das Denken auf einem Punkte angelangt, wo es den nächsten Zweck, die Forderungen des Selbstgefühles zu erfüllen, sich fruchtlos abmüht, was sowohl hinsichtlich des Erkennens, als des nach Aeußerung des Subjects treibenden Wollens der Fall ist. Die Wirkungen der passiven Seite im Seelenleben sinken vor ihren Gegnern zurück, die Phantasie nämlich ist verachtet, und der dunkle praktische Trieb des Sollens, das Gewissen, wird den Kampf mit dem Verstande eben so wenig aushalten, sobald es zur Aeußerung, also zum Handeln kommt. Ein Gegengewicht bildet sich nur dadurch, daß noch immer der Mensch seine sinnliche Befriedigung, seine Selbsterhaltung, seine Lust will. Die Beschränkung, die jenes Sollen ihm auflegt, ist, so weit das verständige Denken, überall dienstbar, gern dialektisch ihm dies beweiset, nicht zu beachten, wodurch das Selbstgefühl, das sich ausdehnende Ich, sich nicht wenig geschmeichelt fühlt. Sich unter jenes Sollen zu fügen, bringt ja zunächst Unlust, nämlich Entsagung, wo nicht einmal äußrer Zwang zu sehn ist. Wir finden also, daß das verständige Denken keineswegs das Ich von seiner egoistischen Starrheit befreit, sondern vielmehr es darin durch Waffen des Geistes verschanzt und befestiget. Es hat einen Vorrath allgemeiner Begriffe, deren Anwendung ihm leicht ist, zu Gebote, und brüstet sich als Klugheit. Das Urtheil des Klugen hat mit der Stimme des Gewissens nichts mehr zu schaffen, es fördert schlechthin egoistische Zwecke, und bringt

die Spaltung des ganzen Menschen, die ursprünglich gar nicht vorhanden war, insofern hervor, als das sinnliche Dasein sowohl, als das Denken sich nebeneinander fortbewegen, und nur deswegen unterstützen, weil solches das Selbstgefühl verlangt. Nichts verräth dies nun mehr als das Handeln, welches willkührlich beschaffen, lediglich entweder von der Sinnlichkeit oder höchstens von der Klugheit bestimmt wird. Die erste verleitet zum Uebermaaße im Genusse, die letztere zur Eitelkeit oder zum Hochmuthe, in beiden Fällen zur Uebersättigung, zur Qual. Auch im angestrengten Handeln, in der Arbeit, die nur einen jener beiden Zwecke zu erreichen strebt, sieht jetzt das Ich nur einen äußern Zwang, die Beschränkung seiner Willkühr. Schmerz und Freude, die wir im Begehren gesetzt vorfanden, schlagen jetzt in Aerger, Neid und Schadenfreude um. Jene erwähnte Spaltung des ganzen Menschen drückt sich aber am deutlichsten in dem Widerspruche aus, der zwischen Reden und Handeln, den nothwendigen Manifestationen des Denkens und Wollens, sichtbar wird, und die Verirrung, die Schwächlichkeit, genauer die Lüge andeutet, welche sich in das Seelenleben selbst eingeschlichen hat. Die Passivität der Seele scheint ein beseitigtes, überflüssiges Moment geworden, das seinen Zweck, die Subjectivität herauszubilden, erfüllt hat, und nur auf dem einen Zustande, welchen wir das Selbstgefühl genannt haben, verharrt. Unstreitig verlebt das Ich, also zugerichtet, ein kümmerliches Dasein, bei aller leiblichen Gesundheit, und allem augenblicklichen Erfolge seines Strebens.

So, und nicht anders würde der Verlauf des menschlichen Seelenlebens ausfallen, wenn in seiner Organisation nicht nur die Möglichkeit sondern Nothwendigkeit einer Errettung aus diesem subjectiven Verschrumpfen ursprünglich gesetzt wäre. Im normalen Verlaufe ist diese Errettung wirklich schon längst eingetreten, und von uns nur um deshalb, weil sie uns auf ein höheres sogleich zu betretendes Gebiet hinweiset, und

weil gerade das Verfehlen des letzten Seelenzwecks bei nur einseitiger Ausbildung der niederen Geisteskräfte dadurch anschaulich wurde, in der bisherigen Darstellung kaum berührt worden. Für den Begriff muß man freilich die drei Stufen des Geistes, die sinnliche, verständige und vernünftige auseinanderhalten, so daß sie gleichsam getrennte Klassen ausmachen, ohne dabei jemals aus den Augen zu lassen, daß sie in der Wirklichkeit nur in und mittelst einander sind. So kann der Physiologe nicht bei der Totalität des leiblichen Organismus betrachtend verweilen, ohne zur besondren Betrachtung eines Blut-, Nerven-, Muskelsystems überzugehen, und hiermit wieder zu bewähren, daß alles Wissen nur durch das Unterscheiden zu Stande kommt.

III.

Die ganze bisherige Darstellung zeigte uns den Menschen in unfreiem Verhältnisse zur Welt, denn weder aus der immanenten Gesetzmäßigkeit des Verstandes, noch aus dem Drucke der Begier fand er sich heraus. Jene macht Anspruch, die gesammte Intelligenz sich zu unterwerfen, diese folgt den sinnlichen Affektionen, der leiblichen Natur, überall fehlt Befriedigung. Der Mensch wird in solchem Zwiespalte unsicher hin- und hergetrieben. Das menschliche Erkennen war bisher bei der Verarbeitung der Sinneswahrnehmungen nach gegebenen Verstandeskategorieen stehen geblieben, also unfrei; nur von dem Maaße der Fassungskraft hängt der hier mögliche Erkenntnißgrad ab, dessen höchster aber selbst nur bis zu der Kluft zwischen Geist und Leib gelangt, und weil der Verstand seiner Natur nach unfrei ist, nicht darüber hinwegkommen kann. Der menschliche Wille war gleichfalls unfrei, obgleich er den Schein der Freiheit hatte. Er ist vielmehr noch gar kein Wille.

ſondern reine Willkühr, und in dieſer ſeiner partikulären Beſtimmtheit entweder der Begier, näher der Sinnlichkeit oder der Klugheit, die gleichfalls nur das Begehren unterſtützt, unterthan. Auf dieſem Standpunkte kann man von der menſchlichen Seele recht eigentlich ſagen, daß nicht Jeder frei ſei, der ſeiner Feſſeln ſpotte.

Das Gemeinſame des Denkens und des Wollens iſt das thätige Moment, denn eben ſie ſind nur die doppelte Erſcheinung und Bedingung aller geiſtigen Activität. Die Frage nach dem weſentlichen Unterſchiede in dieſem doppelten Thun der Seele, als die nunmehr nächſtliegende, beantwortet ſich dahin, daß das Denken ſchlechterdings das auf ſich ſelbſt bezogene Thun der Seele, deſſen Frucht wieder ein ihr eigener Zuſtand iſt. Näher zeigt ſich im ſtetig fortlaufenden Entwickelungsprozeſſe dieſer Zuſtand als ununterbrochene Reihe von Zuſtänden, die nur Phänomene ihrer Geſtaltung ſind. Ganz richtig braucht die philoſophiſche Sprache für dieſe Geſtaltung, welche nichts Fixes, ſondern, wie alles Leben ein raſtlos Bewegtes iſt, das Wort: Bildung. Die Bildung hat an dem Denken ihre weſentlichſte Bedingung, kommt mittelſt derſelben zu Stande, weshalb Hegel darein das Kriterium des Unterſchiedes zwiſchen Menſch und Thier ſetzte. Wir ſehen darin unſtreitig ein wichtiges Merkmal dieſes Unterſchiedes, denn die Thierſeele kann, ſo wie die Sprachfähigkeit des Thieres eine bedingte iſt, auch zu keiner gedanklichen Bildung kommen, jedoch eben nur eines, das mithin nicht den ganzen Unterſchied begründen kann.

Die zweite Seite der geiſtigen Activität, das Wollen, iſt die nach Außen inſofern gewandte, als dieſelbe im Handeln, alſo im Verändern der Außendinge ihr Ziel hat, während das Denken dieſelben in ihrer Exiſtenz beließ, nur für die Seele daraus einen Inhalt, deſſen es fähig war, machte. Das Wollen war bisher dienſtbar, entweder dem Verſtande oder der Sinnlichkeit, weshalb in der Summe aller Thaten des Sub-

jedes vergeblich nach einer Einheit geſucht ward, denn ſie widerſprechen einander. Weder die Klugheit noch die Begier vermag aus dieſem Widerſpruche herauszuhelfen, denn die Außendinge wechſeln, und da das Subject zur Zeit unter den Objecten noch als unfreies Weſen daſteht, ſo müſſen ſeine Handlungen den Ausdruck jenes Wechſels an ſich tragen.

Wenn nun der genetiſche Fortſchritt in der Wiſſenſchaft von der Seele erfüllt werden ſoll, ſo wird die Duplicität, die wir an ihrer Natur, als welche ſowohl eine thätige, als eine leidende ſei, aufzeigten, uns den Schlüſſel liefern. Der Activität haben wir gleich urſprünglich eine Paſſivität gegenübergeſtellt, als die Seite ihres Zuſammenhanges, wenn dies mangelhafte ſinnliche Wort zu gebrauchen erlaubt iſt, mit der menſchlichen Leiblichkeit. Für beide Seiten der Activität, die wir nun kennen, iſt jene Paſſivität die Ernährerin und Erhalterin. Auf der ſinnlichen Stufe war ſie unumſchränkte Herrin, auf der verſtändigen machten ſich die weſentlichen Denkgeſetze, die Kategorieen, und die des Wollens, als eines Sollens (Gewiſſen), welches aber ſofort mit dem Verſtande und der ſinnlichen Begier in Streit gerathen war, geltend. Auf der ſinnlichen Stufe war das Subject den daſſelbe umgebenden Gegenſtänden gleichſam überlaſſen, und vor Allem durch ſeine Leiblichkeit beſtimmt; auf der verſtändigen trotzt es, als das von den Außendingen ſich ſelbſt unterſcheidende, als bewußtes Ich denſelben, und ſtellt an der Hand der Erfahrung für ſein Verhältniß zu ihnen Regeln über Regeln auf, welche zu keiner Einheit kommen, da Phantaſie und Wunſch dieſe immer wieder zu Schanden machen; ſo iſt es denn hier ſein eigener Sklave; der nächſte Schritt befreit das Subject aus dieſer Sklaverei, an deren Stelle nun keine neue mehr tritt, er leitet auf den Standpunkt der Vernunft, wo uns freier Gedanke und freier Wille begegnen, er verwandelt die Subjectivität in die Individualität. Die Darlegung der Art, wie dieſer wichtigſte Schritt, den die Geneſis der Seele aufzeigt,

geſchieht, iſt nun für die geſammte Wiſſenſchaft entſcheidend, da das Wort „Vernunft" zwar wohl in jedem Syſteme vorkommt, aber theils in verſchiedenem Sinne gebraucht wird, theils bei ſeinem Auftreten den wirklichen Grund dieſes höchſten pſychiſchen Momentes unerörtert läßt. Als wir an dem Momente der Anſchauung den ſinnlichen Impuls und die receptive, oder paſſive Fähigkeit der Seele unterſchieden, gewannen wir den Ausgangspunkt für das geiſtige Phänomen des Fühlens, das in ſeiner Totalität als Paſſivität ſchlechthin bezeichnet wurde. Ohne dieſe nun, behaupten wir weiter, würde der Menſch die Stufe der Vernunft nicht erreichen, daher wir das Gefühl minder nachläſſig, oder geringſchätzend, als zuweilen in der Wiſſenſchaft geſchehen iſt, betrachten müſſen. Wie hat ſich doch Jacobi, den ſelbſt Hegel vortrefflich als „einen großen einſamen Denker" bezeichnet hat, wie vielfach Herder um den wahren Begriff des ſo oft ſchmählich gemißbrauchten Wortes bemüht, und doch wie vergeblich geſchah dies den Kantianern gegenüber, welche das Gefühl höchſtens in der Ethik unterzubringen ſuchten. Schelling, der ſich auf genauere pſychologiſche Unterſchiede nicht einließ, vermied das Wort, indem er in ſeiner intellektuellen Anſchauung immer ein Aufgebot ſchon ſämmtlicher Seelenkräfte, des Denkens, Wollens und Fühlens vor Augen hatte. Krauſe ging zwar auf Betrachtung des Fühlens ein, hüllte ſich aber, wie dereinſt Hamann, in ſo viele durch Ungeſchick im ſprachlichen Ausdrucke vermehrte ſibylliniſche Räthſel, daß er mehr, was er meint, ahnen läßt, als wirklich einen Begriff überliefert. Schleiermacher, der unſterbliche Dialektiker, legte das ganze Gewicht ſeiner philoſophiſchen Methode in das ſo vieldeutige Wort; wie einſt Kant die Forderung ſtellte, daß durch die ſittliche Freiheit das wieder erobert werde, was durch die Selbſterkenntniß der beſchränkten Intelligenz verloren zu ſein ſchien, ſo beſtrebte ſich Schleiermacher durch die dem Gefühle zugeſprochene Qualität dem Geiſte die Brücke zu dem Abſoluten, welche

sein dialektischer Scharfsinn zerstört hatte, wieder aufzubauen. In entgegengesetzter Weise verfuhr Hegel, der von der Strenge des Systems in keinem einzelnen Momente ablassend, gegen das Gefühl gleichsam Krieg führte, nicht als solle dessen Existenz bestritten werden, aber weil dasselbe von der Wissenschaft immer in seiner bestimmten Gränze gehalten werden müsse. Für die Wissenschaft habe es hiernach nur Werth als eine niedere Stufe der Geistesentwickelung, welche überwunden werden muß; sein Inhalt sei der reichste, aber auch unterschiedsloseste; das Fühlen, als nur concentrirtes Denken, löse sich im Denken auf, das Gefühl sei, für die Wissenschaft wenigstens, hiernach schlechter als der Gedanke. Hegel mußte gerade so verfahren, wenn er die Wißbarkeit des Absoluten und zwar dessen vollständige Verwandlung in Gedanken, ohne den absoluten Gegensatz des Denkens und Seins aufzugeben, dem Menschen nicht absprechen, und damit sein System untergraben wollte. Denn das Gefühl, nur als ein niederes Wissen gefaßt, hatte kein andres Ziel vor sich, als das, gleichsam wie Eis zu Wasser zerschmilzt, in dem höchsten Wissen, dem des Absoluten, aufzugehen, oder um den bei Hegel so wichtigen Ausdruck zu brauchen, aufgehoben zu werden. Daß dem Gefühle als Ausgangspunkt des Wollens die nämliche Aufgabe gestellt sei, ergab sich von selbst daraus, daß auch der Wille auf dem höchsten Punkte mit dem Wissen identisch gefaßt wurde.

Diese geschichtlichen Andeutungen, hier freilich dem Gange der Untersuchung vorgreifend, sollen nur, wie wesentlich für alle Wissenschaft eine genaue Verständigung über den Begriff des Gefühles sei, augenscheinlich machen, zu welcher unverzüglich überzugehen, wir genöthigt sind.

Gefühl an sich ist Seelenzustand; Fühlen ist die Totalität der Seelenzustände, die man auch unter dem Worte „Zuständlichkeit" begreifen kann. Das oftgebrauchte Wort „Passivität" bezeichnet zugleich diese stets wechselvolle Zuständlichkeit

ſelbſt, und die Fähigkeit, dieſelbe zu durchleben. Hiernach bedeutet alſo „Fühlen" zunächſt durchaus nicht, wie man ſo oft will, das dunkle Wahrnehmen eines oder mehrer Zuſtände; freilich wird gerade in dieſem Sinne das Wort ſowohl in der Sprache des Umgangs, als der Wiſſenſchaft gebraucht, dies jedoch beweiſet lediglich nur der Sprache Armuth. Man kann allenfalls zugeben, daß es zugleich den Zuſtand ſelbſt und deſſen Wahrnehmung bezeichne, aber das Wahrnehmen iſt ja bereits etwas Andres, ein dunkles Wiſſen, alſo ein Denken; man wird daher immer wieder getrieben, zwiſchen dem Zuſtande und deſſen Wahrnehmung, zwiſchen Paſſivität und Activität zu unterſcheiden, ſobald man dem früheren Satze, daß das Ich, bevor es in einen Zuſtand zuerſt gelangte, damit weder etwas vornehmen, oder davon etwas, ſei dies noch ſo wenig, wiſſen könne, treu bleibt. Gerade nur für die Wiſſenſchaft iſt übrigens die Trennung nach dieſen Zeitmomenten vorhanden, und zwar ein Mittel, das ſie ſelbſt zuletzt nicht mehr braucht, da auf dem abſoluten Standpunkte ſie den Begriff der Zeit fallen läßt. Dann iſt Fühlen überhaupt nur Zuſtändlichkeit, die das Wiſſen möglich macht. Auch das mißliche Wort „Gefühlswiſſen" kommt in vielen Schriften vor; man erſieht leicht, daß es dunkles, keimendes Wiſſen bedeuten ſoll, leiſe Regung des Denkens. Auch Hegel hat es ſo gefaßt. Beſſer iſt es jedenfalls, das aus zwei Gegenſätzen komponirte Wort zu vermeiden, da es, ſobald das Gefühl auf das Erkennen bezogen wird, durch „Ahnen" ſich erſetzen läßt. So iſt denn auch das Fühlen, auf das Wollen bezogen, alſo als „Gewiſſen" keineswegs mehr Fühlen, ſondern dunkler, geheimnißvoller Trieb zu einer geſollten Handlung, den nun das Denken in ſeine Form, alſo in irgend ein Wiſſen kleidet. Das Fühlen, zunächſt allgemein und unterſchiedlos, daher aus Irrthum mit dem nur ſinnlichen Phänomen, dem Empfinden, verwechſelt, wird durch die Activität, durch das Denken erſt zum Unterſchiede getrieben; auf der verſtändigen Stufe

iſt es gegentheils ganz Selbſtgefühl, Iſolirung des Beſondren vom Allgemeinen geworden, Subjectivität, die ihre Vermittelung mit der Welt wieder ſucht; das dritte Stadium, welches das Fühlen erreicht, vollzieht dieſe Vermittelung und zwar, indem das Gefühl zur Liebe wird, — der philoſophiſche Sinn dieſes Worts wird ſogleich näher erörtert werden, — womit die vernünftige Sphäre des Geiſtes beginnt und ſich erfüllt.

Mehr als irgend ein in der Philoſophie gebrauchtes Wort bedarf das eben angewandte, von der häßlichſten Willkühr häufig verunehrte, der Erläuterung; wenn die Umgangs- und Bücherſprache noch alle Augenblicke Verſtand mit Vernunft, Glauben mit Meinen, Begriff mit Idee verwechſelt, ſo darf man ſich nicht einmal darüber wundern. Bei ſchärferer Beſtimmung jenes Wortes iſt alle rhetoriſche Wärme, wozu der Stoff verleiten kann, zu vermeiden, damit der Begriff nicht zum Schaden der Wiſſenſchaft mit unnützen Worten verkleidet werde. Ohnedies läge es nah, ſowohl aus Plato als aus den Evangeliſten, oder von neueren tiefſinnigen Schriftſtellern, wie Tauler und Franz von Sales, Böhme und Angelus Sileſius der begeiſterten Aeußerungen viele zu entlehnen, welche den Gang der Unterſuchung dadurch, daß ſie prophetiſche Worte an ihre Stelle ſetzen, unterbrechen und ſtören würden. Vor Allem aber fordert zur ſcharfen Unterſcheidung die Armuth des deutſchen ſprachlichen Ausdrucks auf, die dem römiſchen und griechiſchen Reichthume gegenüber von ſelbſt auffällt; die Griechen haben: Ἔρως, φιλία, ἀγάπη, εὔνοια; die Römer: amor, caritas, pietas, studium; der Deutſche wendet bewußtlos ſein bedeutungsſchwerſtes Wort mit der leichtſinnigſten Willkühr zehnfältig an.

Der Begriff des Wortes „Liebe“ im Altdeutſchen iſt mit „Freude“, „Glück“ ziemlich identiſch, Wirkung und Urſache in einem Ausdrucke, der nichts als den dem Menſchen allergemäßeſten, ſeinen wahren, poſitiven Zuſtand bezeichnet. Was davon abweicht, iſt Negation, Krankheit. Im Begehren

und Vermeiden fanden wir bereits die Entfernung davon, die erſten Spuren der Zu- und Abneigung, welche wieder die Wurzeln von Dank und Rache ſind, und die Fähigkeit, ſich zur Leidenſchaft zu ſteigern, beſitzen. Auf jenem Punkte kam nun ſchon einmal Liebe als Gegenſatz des Haſſes, als das relativ Poſitive im Gegenſatze zum Negativen vor; beides ſind leidenſchaftliche Zuſtände, die einander nothwendigerweiſe gegenſeitig bedingen. Jene jugendliche Begeiſterung der Liebe iſt das höchſte Selbſtgefühl, das die ganze Welt umfaſſen möchte, aller ſeiner Schranken, als der Gränzen eines Einzelnen ſpottet. Indem über dieſe natürlichen Schranken es ſich hinausbegiebt, geräth es in Gefahr, der Macht ſeiner eigenen Sehnſucht zu erliegen, ſeine Perſönlichkeit ſpurlos in dem Hingebungsdrange aufgehn zu laſſen, zu verflüchtigen, näher, ſie mit der des Einzelnen, das nun gerade Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft wird, zu verwechſeln, weil, wie ſchon der ältere Carus bemerkt, Liebe an ſich zwar keine Leidenſchaft iſt, aber dazu werden kann. Alle ſeine Thaten beweiſen dies, maaßlos, oft das Ungeheure erreichend, um eben ſo oft die eigene Wirkung aufzuheben. Dieſen Zuſtand meint das Sprichwort: „Die Liebe ſei blind.“ Denn das Denken iſt paralyſirt, die Phantaſie wirkt hier allein als Erkenntnißkraft; Hegel hat bemerkt, daß ſich auf dieſem Standpunkte jenes „Herzklopfen für die ganze Menſchheit einfinde, welches in das Toben des verrückten Eigendünkels übergehe,“ was die aus der Zertrümmerung der Jünglingsideale erwachſende Erbitterung, Verzweiflung oder Gleichgiltigkeit zugleich erläutert. Mit dem Haſſe hat es dann dieſelbe Bewandniß; welches der Grund iſt, weshalb er unter allen Umſtänden vernichten will, und im Furchtbaren ſchwelgt, Widerſtand zu finden meint, wo es keinen giebt, und über dieſem erträumten Widerſtande maaßlos und verderblich anſchwillt.

Daß dieſe Zuſtände nothwendige Stufen der Entwickelung ſind, daß der Mangel an Kraft zu ihrer Ueberwindung zur Folge hätte, daß das Subject in Abſtraction des Verſtandes

und üppigem Genuſſe der ſinnlichen Wirklichkeit gleichſam zerfahren würde, wäre in jenem Widerſpruche nicht auch bereits ſeine Löſung geſetzt, dies iſt bereits von uns im Allgemeinen aufgezeigt, endlich behauptet worden, daß dieſe Löſung in der „Liebe" geſetzt ſei. Die Umgeſtaltung, welche mit derſelben zu dieſem Ende vorgeht, iſt folgende:

Liebe, aus der ſcheinbar zufälligen Zuneigung zur Leidenſchaft angewachſen, war noch nichts Andres, als Unbefriedigung in der Einſamkeit der Subjectivität. Jenes dithyrambiſche Selbſtgefühl, welches das Subject zu deſſen eigenem Sklaven, nicht zu dem des Objects, wie man gewöhnlich annimmt, macht, jenes iſt ſelbſt dieſe fürchterliche Vereinſamung des Menſchen in der Welt. Aus dieſer Einſamkeit ſich zu befreien, dazu iſt die Fähigkeit in der Natur des Menſchen als eines individuellen Weſens, in ſeiner Beſtimmung, Perſon zu werden, geſetzt. Die Perſönlichkeit ſucht, was dieſelbe ergänzt, weil ſie ihrer Natur nach der Ergänzung bedarf, ein Satz, der vom ganzen Menſchen gilt, uns aber zunächſt nur in pſychiſcher Hinſicht angeht. Jenes Suchen erſchöpft, vollendet ſich endlich im Finden; jenes trotzige höchſte Selbſtgefühl unterwirft nämlich nothwendigerweiſe ſich ſelbſt einem einzelnen Objecte, — näher, es verſchließt ſich den übrigen, indem es ſich dieſem einzelnen eröffnet, dieſem einzelnen, welches es aus der Totalität der Objecte abſondert und fixirt, und tritt hiermit in den Zuſtand ein, der wirklich Liebe iſt, und allein ſo benannt werden darf. In dieſem Momente hat das Subject ſich ſelbſt zu Gunſten eines Andern beſchränkt, von ihm ſich abhängig gemacht, und ſich damit deſſelben bemächtiget. Dieſe Hingebung und dieſe Bemächtigung geſchehen unmittelbar, und ſind zuſammen die erſte wirkliche That, oder die erſte Manifeſtation der Freiheit. Die freiwillige Abhängigkeit iſt der bisherigen unfreien, nämlich willkührlichen, worin wir die Seele befangen ſahen, entgegengeſetzt. Nicht blos überhaupt frei zu werden, iſt Jeder beſtimmt, ſondern auch, weil

Jeder ein Besondrer ist, die Art, wie er es werden soll, das Object, das das Subject befreit, ist dazu bestimmt, die Befreiung zuzulassen; dies ist der Freiheit Anfang. Mit dem Sichselbstbeschränken, sich zu Gunsten des Objects Aufgeben, wirft das Subject gerade die Fessel, die es, sich für frei haltend, sich auflegte, fort, und beginnt kraft der Nothwendigkeit seiner weitern Existenz seinen freien Zustand. Sich durch sich selbst bestimmen, oder etwas anfangen können, dies nämlich nur heißt frei sein; das sich befreiende Subject fängt an, sich zum Grunde von Anderem, das wieder Freiheit zu athmen, Leben aufkeimen zu lassen, bestimmt ist, zu machen. Die Aufhebung des wichtigsten aller Gegensätze, die Indifferenz der Nothwendigkeit und Freiheit, dies ist im speculativen Sinne die Liebe. Die Gegenseitigkeit des Subjects und Objects, welche als deren äußeres Merkmal, namentlich wo von dem geschlechtlichen Verhältniß des Menschen zum Menschen die Rede ist, bemerkt zu werden pflegt, ist nun das tiefste Mysterium, über welches keine Forschung hinausgelangt, und dessen Betrachtung unstreitig der Naturphilosophie vorbehalten bleiben muß.

Mit der als höchste Nothwendigkeit unmittelbar auftretenden Freiheit der Seele wurde deren ganze Activität eine neue; ihre Doppelheit als: Denken und Wollen, die das Denken bisher nicht überwinden konnte, wird durch das Beiden zu Gute kommende Moment der Freiheit zur Einheit des Thuns. Das Denken erhebt sich über die Kategorieen, woran es bisher gefesselt war, das Wollen über den Wunsch, den Einzelwillen, zum freien Willen. Dieser tritt ins unmittelbare Bewußtsein, spricht sich erschöpfend im Denken aus, und macht dies zum vernünftigen Denken. Das erreichte höhere Selbstbewußtsein lehrt das Ich, sich nicht blos als Einzelwesen, sondern in seinem wahren Verhältnisse zur Gattung, zur Welt, zu Gott zu wissen, es wird Gottesbewußtsein. Die zweite größere Doppelheit, worin befangen wir die Seele fanden, die als Activität und Passivität, verschwindet gleichfalls

auf dem Standpunkte der Vernunft; aufgehoben erscheint der Widerspruch alles ihres Thuns und Leidens, als wechselnder Momente, in dem Moment ihrer Unmittelbarkeit, welchen wir durch ein Wort, das also ihr ganzes Wesen ausdrücke, zu bezeichnen haben. Gleich jetzt, wenn auch nur vorläufig, mag dies geschehn, und zwar durch das Wort „Leben.“ Bevor diese Bezeichnung gegen mögliche Mißverständnisse geschützt wird, ist die Trias des Fühlens, Denkens und Wollens, wie sie auf dieser höchsten Stufe sich entfaltet, und doch wieder zur Einheit wird, zu betrachten.

Die freiwillige Abhängigkeit, in welche die Seele trat, um ihren Beruf damit zu erfüllen, und die wir als höchstes Gefühl, oder höchsten Zustand mit dem Worte „Liebe“ bezeichneten, hat den Menschen zur Individualität erhoben, und vermittelt diese dreifach, mit der Menschheit, mit der Natur, mit Gott. In irgend welches Verhältniß zu Objecten die Seele trete, ohne Folgen freilich bleibt es niemals, denn das immanente Gesetz jeder Beziehung, wie dieselbe auch beschaffen sei, wirkt ruh- und rastlos weiter; Frucht aber sollte jene Folge nur heißen, wenn das Verhältniß das der Liebe ist. Was irgend vermittelst dieser ergriffen worden, dieses Object allein wird für das Subject wahrhaft ergiebig, und überliefert, was es bis dahin versagt hat; es wird von ihm nicht blos angeschaut, vorgestellt, begriffen, sondern erlebt, nicht blos besessen, sondern erworben, und macht seinerseits das Subject fruchtbar, eine Fruchtbarkeit, die wir sogleich in der Sphäre des Erkennens, wie der des Wollens nachweisen werden. Wohl durfte einst Göthe an Schiller schreiben: „Lust, Freude und Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle, und was wieder Realität hervorbringt; Alles Andre ist eitel und vereitelt.“ Was nämlich die Liebe giebt, nur dies ist Erleuchtung, oder, was dasselbe ist, Offenbarung, die sich im Willen und in der Erkenntniß manifestirt, dort dadurch, daß der Mensch nichts mehr Andres will, als was er soll, und hier

dadurch, daß er die Dinge nicht in Gedankenformeln, Gedankenskelette verwandelt, sondern ihr innerstes Wesen denkt, mit einem Worte vom Begriffe sich zur Idee aufschwingt, in Beidem zugleich dadurch, daß das sinnliche Moment mit dem abstracten überall zu organischer Einheit verbunden bleibt. Von der Idee ist zunächst zu handeln:

Die Idee ist Gedanke, freier Gedanke. Das Denken ist in jenem Etwas, das wir Leben nannten, als nothwendige Bedingung seines Seins gesetzt. Ohne Denken wäre kein selbstbewußtes Leben, deutlicher, ohne Idee bliebe die Seele unvollständig entwickelt; aber eben so wenig darf das Denken in Anspruch nehmen, noch dann lebendig zu sein, wenn es als einzelne Potenz im geistigen Organismus sich überschätzt; deutlicher: Idee ist nicht mehr Idee, (vielmehr meint nur der Hochmuth des Denkens, sie noch zu besitzen, während er sich in der That nur im Begriffe, oder dem leblosen Gedanken herumtreibt,) sobald sie selbst erstarrend, die Triebkraft des Fortbildens aufgiebt, und nicht in sich dieses unmittelbare Moment ihrer Abstammung aus der ganzen Fülle des Lebens befaßt. Sie tritt allerdings unter der Gestalt des Wortes, der Sprache in die Welt, aber sie weiß sich selbst zugleich nur als ein Inhalt, der sich in die Gestalt des Worts erst verwandelt hatte, der in andrer Gestalt, nämlich einer Bildlichkeit existirte. Diese Bildlichkeit ist, was man unter „Ideal" versteht, ein Seeleninhalt, von dem man zu sagen pflegt, daß er der Idee entspreche; dies ist falsch, die Idee entspricht vielmehr dem Ideale, dieses ist früher als jene, ist Stufe dazu. Der Hergang ist dieser: Die Liebe gebiert das Ideal, und setzt unmittelbar die ganze geistige Activität in volle Freiheit, um es festzuhalten. Diese Activität, primär Wille, tritt unmittelbar als Gedanke auf, nämlich als Idee. Die Idee ist nun dafür da, das Ideal festzuhalten und auszubilden. Man reiße doch Wissenschaft und Kunst nicht so leichtsinnig auseinander! Man verweist das Ideal in die Kunst; und doch steckt es auch

in der Wissenschaft. Reißt sich die Idee von dem Ideal hochmüthig los, so bleibt sie leere Form, also Formel, vertrocknet zur Mumie. Mit solcher sogenannten Idee läßt sich in Gespräch und Schrift trefflich Handel treiben, jener weltberühmte Handel der Sophistik, die Quaal aller Wahrheit, die Schnürbrust, worin alles menschliche Gedeihn verkümmert!

Die Idee ist Seele der Wissenschaft, Phänomen geistiger Fruchtbarkeit. Sie ist die Wahrheit der wechselnden sinnlichen Objecte, welche die blühende Gestalt der Phantasie sammt dem dürren Begriffe des Verstandes ungeschieden in sich enthält, wie Phantasie und Verstand erst in der Vernunft sich versöhnen. Die Idee, an sich freie Gedankenthat, hat zugleich in sich die Nothwendigkeit, äußerliche That zu werden, nämlich in Handlung überzugehen; ein unendliches Reich steht ihr offen, alles Besondre erhebt sie zum Allgemeinen, deutlicher, vom Vergänglichen hält sie etwas Bleibendes fest. Aus diesem Grunde ist sie sowohl wahres Wissen, als Keim jeder Wissenschaft, ohne den diese todte Maschinerie bleibt, und wozu vom Lernen und Selbstdurchdenken Keiner, dem die Liebe den Weg nicht erschloß, gelangen wird. Wahrlich, man sollte endlich aufhören, selbst das Wort „Philosophie" so schülerhaft als möglich, mit „Weltweisheit" zu übersetzen, da es doch einmal nur „Liebe zur Weisheit" heißt, mithin zugleich Ursache und Wirkung in sich befaßt. Weisheit ist Ziel der Philosophie, und aus Liebe geboren, trägt sie deren Natur, nämlich die freie und als solche allein wahre Selbstbeschränkung in sich, welche hier nicht als Verzagtheit und Schwäche, sondern als wirkliche Demuth, als Glaube auftritt. Bewährte Demuth, bewährter Glaube sind bei dem Weisen. Demuth ist der Muth, zu dienen, hier schlechthin Gott zu dienen, und nur, insofern der Mensch sein Verhältniß zu Gott als ein dienstbares weiß, dürfen wir ihn weise nennen. Daß die Heuchelei mit dem Worte „Demuth" so oft ein verwerfliches Spiel treibt, soll uns nicht irre machen. Der Streit, der seit

alten Zeiten immer wieder aufs Neue angefacht wird, ob nämlich der Glaube Quell des Wissens, oder dieses Quell des Glaubens sei, ist für uns ohne alle Bedeutung, da wir einen gemeinsamen Quell Beider, die Liebe anerkannt haben, — denn eben nur dadurch, daß er liebt, weiß und glaubt der Mensch wirklich, während die Selbstsucht es nur bis zur Klugheit bringt, und ebensowohl ungläubig als unvernünftig bleibt, — aber das in dem Munde der Unwissenden immer entweihte und uralte Wort, daß das Ziel der Philosophie die Einsicht sei, daß man nichts wisse, wird eben dadurch aus seinem sibyllinischen Dunkel zu reinerer Deutung erhoben. Der feurige Paulus hat es am Schärfsten ausgesprochen, worauf es bei der wahrhaft vernünftigen Entwickelung des Menschen ankommt, nämlich, „wenn ich alle Geheimnisse wüßte, und hätte allen Glauben, also, daß ich Berge versetzte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts.“ — Wenn nun weiter die Idee ihrer Natur nach, wie sie sich uns zeigte, zugleich theoretisch und praktisch ist, nämlich an sich Gedanke und zugleich eine nach äußerlicher Wirklichkeit strebende That, so kann es nicht auffallen, daß auch die philosophische Sprache diesen Unterschied zu fixiren suchte, der ursprünglich nicht vorhanden erst hineingebracht worden ist. So entstand das spätere abgeleitete Wort „Ideal“, dessen oben gedacht worden, welches sich besonders die praktische Philosophie zugeeignet hat, und wobei gewöhnlich an ein Ueberwiegen der Phantasie, wie bei der „Idee“ an das der Abstraction gedacht wird, obgleich bei den Griechen das in der Idee gesetzte bildliche Element durch die Abstammung des Wortes von einem andern, welches „Sehen“ bedeutet, sich von selbst versteht. Von dem Ideale wird im allgemeinen Theile der Aesthetik näher zu handeln sein. Durch Ideale bahnte sich der Mensch den Weg zur Idee, durch Ideale hindurch begiebt sich diese wieder in äußere Wirklichkeit. —

Mit dem Erkennen zugleich ward das Wollen durch die

von der Liebe ausſtrömende Macht in eine ideale Sphäre gehoben. Nur als Willkühr, die von dem ganz ſubjectiven Wunſche beſtimmt wurde, lernten wir bisher es kennen, und dieſer Wunſch ſtand zunächſt wieder im Dienſte der Phantaſie. Mit der freiwillig eingegangenen Abhängigkeit verſchwindet dieſe Subjectivität, indem an die Stelle der ſubjectiven Engherzigkeit der Wille tritt, welcher das Nothwendige, die Erfüllung der perſönlichen Beſtimmung und Aufgabe will, und dadurch ein freier iſt; der Menſch hat erkannt und will jetzt nur, was er ſoll, will nur was Gottes Wille iſt Die dunkle Mahnung des Gewiſſens iſt in keinem Widerſpruche mehr mit der Begier oder dem Gedanken, iſt in dem Gottesbewußtſein ſelbſt enthalten. Der freie Wille iſt die Macht, welche die Idee trägt, in ihr laut wird, und ſie ſelbſt zur Erſcheinung treibt, weshalb das Handeln des Menſchen jetzt adäquater Ausdruck dieſes freien Willens und der Vernunft iſt. So hat denn wieder die Liebe den Kampf mit dem Gewiſſen geſchlichtet, weil, wer ſie hat, nichts mehr Andres will, als was daſſelbe ihm ſagt. Sie iſt Wurzel der Kraft, und ohnmächtig iſt, wem ſie fehlt, ſeine Früchte ſind faul. Auch der alte Spruch, daß der Menſch könne, was er wolle, zeigt ſich als wahr erſt jetzt, da er eben nichts Andres mehr will, als was er ſoll, und dieſes Sollen zeigt ſich als Foderung deſſen, was er wirklich kann, Entfaltung ſeiner individuellen Kraft, ſeines wirklichen Berufes. Seine eigene Welt ſchafft ſich der freie Wille, dieſe iſt die Geſinnung, das letzte und höchſte Ziel, wohin die Seele ſtrebt. Die Bildung der Seele vollendet ſich erſt in der Geſinnung, die zugleich Keim und Frucht der Idee iſt. Für die Sphäre des Willens iſt ſie, was für das Denken die Vernunft; dieſe und die Geſinnung ſind in und mit einander geſetzt, womit die bisher doppelt erſchienene Activität der Seele zur Einheit gelangt iſt. Die Umgangsſprache ſagt daher von einem vernunftmäßig handelnden Manne: er weiß, was er will. Eben ſo wenig als Vernunft ohne den Glauben, beſteht

nun Gesinnung ohne die Hoffnung, wodurch jener Zuversicht und Vertrauen, dieser Kraft und Muth ununterbrochen zuströmt. Bei der Weisheit nur ist die höchste Stärke, aber ohne die Demuth würden Beide ihr innerstes Wesen aufgeben; so lernten die Weisen aller Zeiten bereitwillig von dem wahrhaft Gläubigen, so wird in Göthe's Novelle der Löwe von der Flöte des Kindes gebändigt. Daß man Gesinnung jeden Augenblick mit Eigensinn verwechselt, diesen für jene hält, geschieht aus Verkennung ihrer vernünftigen Natur. — Dieses führt uns auf die weitere Entfaltung auch der Passivität des menschlichen Geistes, insofern dieselbe auf dessen letzter oder vernünftigen Stufe vorgeht. Die Liebe hat die Affecte verklärt, den Wechsel von Abneigung und Zuneigung beseitigt, bewundern ohne zu beneiden, Widerstand leisten ohne zu hassen gelehrt, als Wurzel alles Positiven das Negative bezwungen, alles Mittelbare auf ein Unmittelbares zurückgeführt. Mit ihrem Auftreten hat eine Reihe von Zuständen begonnen, deren Gesammtheit mit dem deutschen Worte „Gemüth" bezeichnet wird, ein Wort, wofür eine andre Sprache nicht leicht einen erschöpfenden Ausdruck bietet, das aber, ohne Schuld der Philosophen, im täglichen Leben sowohl mit Gesinnung als mit weibischer Empfindsamkeit, oder geistiger Schwäche bis zum ekelhaften Mißbrauche verwechselt wird. Die freie Selbstbeschränkung, womit die Passivität als Liebe auftrat, und die Gemüthswelt eröffnet, hat das Merkmal, daß sie zu Gunsten eines Einzelnen, nicht blindlings noch willkührlich, sondern nothwendiglich und doch freiwillig erkorenen, geschieht, und versinnlicht dieses entscheidende Merkmal im freien Opfer, welches im Anfange das Wohl oder Glück des Einzelnen, und endlich bei erfüllter Reife des Gemüths das der Gattung zum Zwecke hat. Alle Tugenden, wie alle Einsichten des Menschen empfangen ihre letzte Weihe aus dem unbegreiflichen Reichthum des Gemüthes, welches z. B. die Dankbarkeit zur Großmuth erhöht, und über der Gerechtigkeit die Sonne der Gnade auf-

gehn läßt. Wenn von der Wiſſenſchaft verlangt wird, daß ſie das Unmittelbare als Eigenthum dem Geiſte überliefere, ſo iſt, inſofern wir die Liebe als dieſes Unmittelbare bezeichnet haben, nur eben der gegebene Begriff für das Denken hinzuſtellen möglich, überliefern läßt ſich der Inhalt des Worts nicht durch Lehre, eher durch Erziehung. Das Subject muß ſelbſt anfangen; denn frei werden kann man Keinem lehren, der nicht ſelbſt den Anfang macht. Indeſſen geſchieht dieſer Anfang früher, als dem in Philoſophie Ungeübten nach unſerer genetiſchen Darſtellung es ſcheinen könnte, und keineswegs etwa als ein Deus ex machina iſt die Liebe aufgetreten, um Verwirrung zu löſen, ſondern der genetiſche Gang nur giebt den Schein, als träten die verſchiedenen Momente nicht allein ſucceſſoriſch, ſondern gar in Abſchnitten des Seelenlebens auf. Dies iſt in der Natur nirgends der Fall, ſie macht keine Sprünge, und wo dergleichen vorzukommen ſcheinen, nimmt allein das kurzſichtige Auge des Verſtandes die Uebergänge nicht wahr, weil eben er für den Begriff arbeitet, und dies nur durch Trennung und Unterſchiede bewerkſtelligen kann. Gerade im geiſtigen Erkennen laſſen ſich frühzeitig Manifeſtationen des menſchlichen Berufes zur Liebe wahrnehmen; die Aufmerkſamkeit z. B. iſt ein ſolches geheimnißvolles Moment, das ſich ſogleich in dem Fleiße, alſo einem Opfer an Zeit und Kraft, der dem einzelnen Objecte zugewandt wird, bethätigt. (Daher bei den Römern diligentia: Fleiß von diligere: lieben.) Dieſe Beſonderung, die das Subject in der Verwendung ſeiner Kraft vornimmt, hat etwas Prophetiſches, und geſchieht zuerſt ſcheinbar zufällig, ſpäter, wo ſie als Beobachtung auftritt, willkührlich, um endlich als ein nothwendiges Sollen, durch den freien Willen, den es ſelbſt hervorruft, anerkannt zu werden. Der praktiſche Hausverſtand wird ſich hiergegen wahrſcheinlich auf ſeine ſogenannte Erfahrung berufen, daß der Menſch nämlich durch Gewohnheit Alles lieb gewinne. Immerhin! Wir mögen, da er zur philoſophiſchen Spekulation

einmal unfähig iſt, ihm das Vertrauen zu der Kraft und Zeit erſparenden für alle Unfreien höchſt wohlthätigen Gewohnheit nicht rauben, aber er muß uns geſtatten, auch deren nützliche Erzeugniſſe nicht als freie, folglich im höheren Sinne nicht als Früchte anzuerkennen.

Wir haben demnächſt die Forderung zu ſtellen, daß Paſſivität und Activität der Seele, die wir für den Begriff auseinander halten mußten, nicht mehr getrennt aufgefaßt werden, ſondern als Einheit, da die durch die Liebe eröffnete Vernünftigkeit jenen Unterſchied aufhebt. Daß die Seele kein Aggregat, keine Vielheit, ſondern eine Einheit ſei, darauf hat die Spekulation alles Gewicht zu legen, und bezeichnet das Weſen dieſes Einfachen, wie bereits oben angedeutet wurde, als Leben. Nur diejenigen ihrer Acte, welche dieſe Totalität ihres Weſens ausſtrömen, mithin zugleich vernünftiger Gedanke ſind, freie Willensäußerung, Gemüthsantheil in ſich tragen, ſind lebensvoll, und ſpenden Leben. Durch die Leiblichkeit ununterbrochen beſtimmt haben wir die Seele in allen Stadien gefunden, aber mit dem Unterſchiede, daß ſie jener zuerſt untergeben war, dann von ihr ſich abwendend, endlich zugleich von ihr ſich beſtimmen laſſend, und zugleich ſie frei beſtimmend. Dieſe ſtetige Verknüpfung alles Seeliſchen und Leiblichen, die Bedingung alles menſchlichen Lebensprozeſſes, erſcheint als einzelnes Leben, welches das allgemeine in ſich enthält, als ein Unendliches, das nur als Endliches in die Erſcheinung tritt, und dieſer Grundbedingung ſeines Sein's zwar anfangs entfliehen möchte, ſie aber zuletzt freiwillig anerkennt, kurz als ein Lebendiges, das als ſolches die Momente des Lebens und des Sein's in ſich enthält.

„Der Schein, was iſt er, dem das Weſen fehlt?
Das Weſen, wär es, wenn es nicht erſchiene?“

durfte, ſophiſtiſch genug, Göthe ſagen; er hätte ebenſowohl Leben für Weſen, Sein für Schein ſetzen dürfen, denn für

die philosophische Idee ist in diesen Worten kein Unterschied mehr. Sollte unsre Darstellung in ihrem Verlaufe die Besorgniß erregt haben, den Menschen zuletzt dualistisch zerfallen zu sehen, so wird dieselbe als ungegründet erwiesen, sobald die vernünftige Einheit des von dem Verstande dialektisch hervorgebrachten Gegensatzes von der Liebe aufgefunden und erworben worden ist. Alle jene ältren Eintheilungen des Unbedingten in der menschlichen Natur, die in Seele und Geist, oder Geist und Gemüth oder Vernunft und Willen ergeben sich jetzt als ungenügend; vielmehr dreifach aufzufassen hatten wir dasselbe, als: Denken, Wollen, Fühlen. Geist ist jenes Unbedingte, als Wesenheit mit dem Namen „Seele" Bezeichnete, insofern dasselbe als Denken auftritt, wobei es auf das einzelne Moment in dessen fürsichweise entfalteter Totalität nicht ankommt; man darf mithin das Unbedingte der Persönlichkeit für den Begriff selbst mit „Geist" bezeichnen; Wille, insofern es Macht ist, welche die Leiblichkeit zwingt, die Objectenwelt äußerlich zu bestimmen; Gefühl, insofern es nur als Zustand vorhanden ist, welcher unfreiwillig oder freiwillig mittelst der Leiblichkeit von den Objecten bestimmt wird. Hieraus ergiebt sich, daß die Geschichte des Geistes die des Denkens, folglich auch die des Wissens, mithin die in jeder einzelnen Wissenschaft sich darlegende ist. Zuerst nur Bewußtsein, dann Selbstbewußtsein, dann Gottesbewußtsein kam das Wissen zuerst nicht weiter als bis zur Meinung, dann stürzte es sich aus derselben in den Widerspruch, den Zweifel, um zuletzt zur Gewißheit zu gelangen, welche die Momente der bloßen Meinung und des Zweifels mit einander versöhnt, in freier Anerkenntniß des Glaubens durch die Vernunft als der in derselben gesetzten Bedingung. Diese Gewißheit ist Bemächtigung des Absoluten oder der Wahrheit, das Höchste, das der Geist zu erreichen strebt. Die hier ausgesprochene Ansicht steht zweien gegenüber, welche in der Wissenschaft ausgesprochen werden; einmal derjenigen,

welche fordert, daß der Glaube geradezu in Wiſſen verwandelt oder aufgelöſet werde, nicht blos in und mit demſelben in Läuterung fortbeſtehend ſei; andererſeits jener, welche alle Befruchtung des Denkens durch etwas Undenkbares als Myſtik verſpottet, weil ihre Anhänger deren Gedanken durch das Gemüth nicht befreit haben, und immer nur von dem an beſtimmte Kategorieen gebundenen Denken reden. Vergeblich leſen ſie, daß dereinſt bereits der freilich noch im Dualismus ſteckende Anaxagoras dem Thiere nur eine thätige, dem Menſchen aber auch eine leidende, zuſprach; vergeblich ſagt ihnen Göthe, der wahrlich nicht dualiſtiſch geſinnt heißen kann, ſondern immer den ganzen Menſchen vor Augen hatte, in einfach ausdrücklicher Weiſe: „wer ſich mit Einſicht für beſchränkt erkläre, ſei der Vollkommenheit am Nächſten;“ eine Behauptung, wodurch die Heuchelei der Denkfaulen, welche die Arbeit des Denkens, weil ſie ja dennoch nutzlos ſei, ſich erſparen wollen, und der Irrthum der Denküberwüthigen, welche nicht begreifen, daß eben durch die Einſicht in die eigene Beſchränkung dieſe ſelbſt ſchon aufgehoben wird, in gleichem Maaße abgewieſen iſt. Für den Philoſophen kann ſie ſoviel gelten, als: er möge durch die ihn erfüllende Macht der Idee, und den damit verbundenen ſeligen Rauſch ſich nicht darüber täuſchen laſſen, daß auch er ſeiner menſchlichen Partikularität nicht für lange entfliehen könne. Gerade nur durch den Irrthum iſt die Dauer und der unendliche Fortſchritt der Wiſſenſchaft von Geſchlecht zu Geſchlecht verburgt, und wer davon durchdrungen iſt, der erſt wird wahre freudige Zuverſicht, Kraft und Muth zur Forſchung behalten, wenn er gleich als ein „Reſignirter“ verdächtigt werden ſollte, der endliche Verſtand wird dieſe Demuth des Wiſſens nie anders, denn als ein „Sichbeſcheiden“ auffaſſen können. Sie ſteht aber gar nicht neben der Idee, wie Zweifel neben dem Begriffe, ſondern ſie ſteckt in der Idee ſelbſt, ſo daß dieſe ohne jene Demuth gar nicht wäre, was ſie iſt, ſondern wieder zum

bloßen Begriffe herabſänke. Es iſt die Demuth vor Gott, die allein den menſchlichen Geiſt vor dem Selbſtbetrug ſchützt, wie einſtens Kant bei ſeinem Grundſatze daß das „Ding an ſich“ vom Menſchen nicht erkannt werden könne.

Das Wort „Leben,“ welches zur Bezeichnung der Natur der Seele wir gewählt haben, ſo daß Denken, Wollen und Fühlen nur Manifeſtationen des Lebens waren, iſt in der deutſchen Sprache bereits von der empiriſchen Phyſiologie in Beſchlag genommen, die es in ihrem Sinne anwendet, nämlich als Grund und Urſache aller am animaliſchen, alſo auch im menſchlichen Organismus vorkommenden Funktionen. Auch iſt dagegen nichts weiter einzuwenden, daß ihre Analyſe, obgleich ſie nur von körperlichen Erſcheinungen und Bewegungen ausgeht, auf daſſelbe räthſelhafte Allgemeine, das unzähligen Einzelheiten, Arten und Gattungen zu Grunde liegt, kommt als die unſrige, die von unkörperlichen ausging. Sie ſtützt ſich immer auf das vorhergegangene anatomiſche Verfahren, das ihr bereits den lebloſen Körper kennen lehrte, und dieſes führt nur zu leicht rückwärts auf Mechanismus, todten Stoff, kurz auf den Gegenſatz alles Ueberſinnlichen, auf das bloße Sein. Jenes ihnen übriggebliebene Räthſel, das Leben, wird ſie der Unterſuchung des Philoſophen überliefern müſſen, der freilich die gemachten pſychiſchen Unterſchiede wieder eben darauf zurückführt, nur daß er dem Leben die Qualität ſelbſtſtändiger Potenz anſtatt der eines Produkts vindicirt, und dazu durch die Foderung der Vernunft ſich berechtigt findet, ohne dem ſkeptiſchen Verſtande das Verharren in der Negation verwehren zu können.

Auf dieſer höchſten Stufe ſeiner pſychiſchen Entwickelung, wo ſeine Bemächtigung des Objects nicht mittelſt der Sinne oder des Gedankens allein geſchieht, darf der Menſch, deſſen Seele ihrem Weſen nach Leben iſt, von ſich ſagen, daß er das Object erlebt, für ſich erwirbt; laſſen wir uns nicht irre machen dadurch, daß auch von Dingen, die gleichgiltig oder

mit flüchtigem Intereſſe an uns vorübergegangen ſind, über die wir irgend einmal nachgedacht oder die unſre Sinne augenblicklich beſchäftigt haben, es heißt, man habe ſie erlebt. Dies iſt ein Mißbrauch des tiefſinnigſten aller Worte. Weder allein die ſogenannte Erfahrung noch das in Begriffen, Urtheilen und Schlüſſen ſich fortſetzende abſtrahirende Denken allein bringen die Vermittelung zwiſchen Subject und Object zu Stande. Die Erfahrung, einem Geibalſe ähnlich, häuft nur unermeßlichen Stoff, den das Subject nicht verarbeiten kann, und wirft der Abſtraktion vor, daß ſie niemals anders als negativ verfahre; die Verwirrung von jener, die Leere von dieſer verſchwindet im lebendigen Gedanken; alles Wiſſen drängt hier nach einer Einheit, und die höchſte Wiſſenſchaft würde alſo das Leben in dem von uns gegebenen Sinne zum Gegenſtande haben, und Biotik genannt werden können; ſie würde allenfalls in der Form einer höheren Pädagogik auftreten, ſobald es ſie zu überliefern, zu lehren gälte. Plato hatte bei ſeiner Anwendung des Wortes „Politik“ etwas ganz Aehnliches vor Augen, doch ſieht man leicht, daß gerade die Lehre, die vom Denken ausgehend ſich an das Denken wendet, hier ihre Gränze findet. Sie beſchränkt ſich darauf den Weg zu zeigen, wie der Schüler ſelbſt zu den letzten Gründen der Dinge gelange. Mit jeder Erlebniß, in unſerm Sinne dieſes Worts, jeder wahrhaften geiſtigen Erwerbung iſt dem Subjecte der Eingang in die ſogenannte transcendentale Welt eröffnet. Die einmal in das Subject eingegangene Idee ruht nicht, denn in allen Objecten ſucht es die Idee, nämlich es philoſophirt ſelbſt; die Lehre findet Boden. Die Logik und Pſychologie können durch die Metaphyſik jetzt erſetzt werden, welche die Wiſſenſchaft von den Ideen, richtiger von der Idee iſt. Denn für das Denken in das Einzelne, in unſerm Sinne, Idee, die das Einzelne als Beſonderes und doch durchaus nicht anders als zuſammt dem darin enthaltenen Allgemeinen ergreift, oder: von dem Einzelnen auf den

letzten Grund von Allem zurückgeht. Die Philoſophie hat während ihres hiſtoriſchen Verlaufes dieſen in jedem Dinge zur Erſcheinung kommenden Gegenſatz mannigfach ausgedrückt, als Mittelbares und Unmittelbares, Bedingtes und Unbedingtes, Relatives und Abſolutes. Die Idee faßt die der unendlichen Mannigfaltigkeit zu Grunde liegende Einheit und behauptet ſich, wie ſchon geſagt iſt, durch dieſe ihre Natur in dem Rechte, immer und überall nur eine zu ſein, nämlich die Idee Gottes, wobei ſogleich ſie die Erſcheinung aus der ſie zum Weſen gelangte, trennt und indem ſie Beides für den Begriff auseinander hält, die Idee der Welt der Gottesidee gegenüber ſtellt. Indem das Subject, deſſen Selbſtbewußtſein auf dieſer Stufe das Wiſſen von ſich nicht mehr vom Wiſſen Gottes losreißt, ſondern nur für den Begriff die Idee Gottes von der des einzelnen Subjects ſondert, vermittelt es ſich mit der Natur nicht mehr auf blos empiriſche oder auf abſtracte Weiſe, und mit Gott nicht mehr durch ein dumpfes gedankenloſes alſo blindes Unterwerfen, als welches man die Religion oft auffaßt, ſondern dort durch Natur- hier durch Religionsphiloſophie. Es vermittelt ſich, das Einzelweſen, mit der Gattung, mit der Menſchheit, durch die Idee der von Gott erfüllten Geſchichte, und findet ihn in dieſer, wie in der Natur überall.

Indem das denkende Subject ſein eignes Verhältniß zur Welt und zu Gott zu erfaſſen ſtrebt, geht ihm dieſes in dem Verhältniſſe der Welt ſelbſt zu Gott wieder auf, welches letztere ihm als höchſtes Problem übrig bleibt. So nah liegt ihm, indem es an daſſelbe ſich heranwagt, die Analogie zwiſchen dieſem und dem in ſeinem Bewußtſein lebenden von Leib und Seele, daß die Gefahr bei der Gedankenoperation mit jenen unbedingten Potenzen in irgend anthropomorphiſche Vorſtellungen zu verfallen, die am Meiſten drohende iſt. Jene tiefſinnigen Meiſter in der Kunſt zu denken, welche ſolche Mißbräuche des abſtracten Verſtandes ſiegreich überwunden

haben, ſind auf neue Schwierigkeiten gerathen, ſobald ſie jenes weſentliche Attribut Gottes, das ſeiner Allgegenwart, in der Welt mit ſeiner außer- oder überweltlichen Weſenheit für den Begriff zu vereinigen ſtrebten. Der Umſtand, daß der erwähnte Gegenſatz für das Denken, aber immer auch nur dafür vorhanden iſt, während jede, auch die kleinſte Wirklichkeit ihn ſchon als aufgehoben zeigt, hat den wichtigen Lehrſatz der Identität herbeigeführt. Auch nach gegenwärtiger Entwickelung iſt für die Idee jener Gegenſatz wirklich aufgehoben, jeder Dualismus darin überwunden. Wird nun aber eben wieder jener Gegenſatz in ſeiner erſten Geſtalt ſchlechthin als der des Denkens und Seins gefaßt, wie dies Hegel gethan hat, ſo ſollte und mußte freilich das Denken ſelbſt dieſe Aufhebung, die Erkenntniß der Identität vollziehen, und iſt als ſolches „Denken des Denkens" genannt worden. Dieſes hat das Werden als die Identität oder das Abſolute, das Wahre von allem Entſtehenden und Vergehenden, in dem ewigen ſtetigen Proceſſe der Dinge vorgefunden und dargelegt. Wir nun beruhigen uns nicht bei dieſem ewigen Werden, dem das unbefangene Denken immer wieder eine ewige Ruhe entgegenſetzt, und zwar, weil wir das Immaterielle, das der Menſch auf die Welt bringt, nicht als bloßes Denken ſondern als ein für unſer Denken zwar Unbegreifliches, mittelſt der Totalität unſrer Seelenkräfte allerdings aber Wißbares als „Leben" aufgefaßt haben, in deſſen Organiſation wieder das Denken ſelbſt geſetzt iſt. Die Metaphyſik, welche ſich mit dem Gegenſatze des Lebens und Sein's hiernach auch bei dem Makrokosmus zu beſchäftigen, und zur Eröffnung dieſer Arbeit den Anfang der Philoſophie feſtzuſtellen und zu vertheidigen haben würde, dieſe iſt nicht mehr Aufgabe unſres Vortrages. Nur ſoviel ergiebt ſich ſchon hier, daß die Identität uns nicht das Letzte und Höchſte ſein könnte, daß wir den Gegenſatz nicht in einem ſtetigen Werden, ſondern in dem Weſen der Liebe aufgehoben wiſſen, welche als das Abſolute, als letzter

Grund der Dinge, deren Schöpfung, Beseelung und Erhaltung, kurz Ruhe im Werden, Dauer im Wechsel zu Stande bringt. Durch die Liebe, so würde das Resultat lauten, sind erst Leben und Sein identisch, durch die Liebe wird das Leben That und ist nicht nur Leben sondern ist ein Lebendiges. Im Leben nothwendig gesetzt, kommt so auch das Denken zum Sein, welches letztre dadurch in Gedanken verwandelt wird. Die Identitätslehre wird auf den Standpunkt der Atomistik zurückfallen, selbst wenn sie den Atomen Bewußtsein beilegt, insofern sie jenes verknüpfende Band, das wir Liebe nannten, nicht in seiner absoluten Bedeutung anerkennt. Die Art, wie der Mensch bis zur Idee gelange, zu entwickeln, oder nur anzudeuten war der leitende Zweck des vorbereitenden Theiles, den wir hiermit schließen dürfen. Nicht besser können wir es thun, als mit dem tiefsinnigen und oft verkannten Worte Göthe's: „Das Ewig Weibliche zieht uns hinan," welches nur in dichterischer Form einen unserem Vortrage nahe verwandten Inhalt überliefert. Denn, wo von Zukunft die Rede ist, verwandeln die Liebe wie der Glaube sich in die Gestalt der Hoffnung, jene geflügelte Macht, welche, während das abstracte Denken nur unter der Form des Schließens sich der Zukunft zu bemächtigen sucht, die Seele über die Fesseln aller Gedankenschlüsse emporträgt.

Allgemeiner Theil.

I.

Idee des Schönen.

Wer nicht einen eigenen philoſophiſchen Bildungsgang durchlebt hat, — eine aus Handbüchern über Geſchichte der Philoſophie erbeutete Sammlung von Reſultaten kann ihm nun einmal jene Arbeit nicht erſetzen, — wer alſo eben ſo ſehr die Einſamkeit der Abſtraction, als den Aufſchwung der Speculation ſcheut und daher viel auf nutzloſe Hirngeſpinnſte ſchilt, erſchrickt gemeiniglich vor den ſtarren Formeln, die jedes Syſtem an der Stirn trägt, weil er niemals dazu, mit ihnen etwas anzufangen, gelangt. Alle, die ſich der philoſophiſchen Arbeit entziehen, berufen entweder für die künſtleriſche oder überhaupt nur für die praktiſche, empfinden nicht minder lebhaft, als der Philoſoph ſelbſt, das Bedürfniß nach Vermittelung ihrer einzelnen Perſönlichkeit mit dem All', mit dem Unendlichen, dem Unermeßlichen, das ſie, mögen ſie es nun nach dem Begriffe der Zeit oder des Raums unter was immer für Namen aufzufaſſen ſuchen, umgiebt, und ſie an die Vergänglichkeit und Endlichkeit ihres eignen Leibes und aller irdiſchen Dinge und Zwecke unabweislich erinnert. Denn durchaus als unabweisbares menſchliches Bedürfniß macht ſich die Foderung nach jener Vermittelung, wie ſie nun auch immer befriedigt werden möge, geltend. Wäre dies nur auf philoſophiſchem Wege möglich, ſo würden Jene natürlich un-

befriedigt bleiben, eine Folgerung, welche die Philosophie weiter zu der Einsicht nöthigt, daß sie selbst nur einer der Wege zu jener Vermittelung, als einem allgemein menschlichen Ziele sein könne; der Umstand, daß gerade dies bei Weitem nicht von allen Philosophen zugegeben wird, entspringt aus einem Irrthume, der als solcher selbst wieder dazu beiträgt, daß das Philosophiren nicht aufhört, sondern sich dialektisch fortbewegt. Die Vollziehung jener Vermittelung ist die Religion, deren Wesen darin besteht, daß Allen, nicht blos dem sie in höheres Bewußtsein erhebenden Philosophen, geholfen werden soll. Unmittelbar den ganzen Organismus des Seelenlebens erfüllt sie; gleichmäßig sind Fühlen, Wollen und Denken an ihr betheiligt. Der vielfachen metaphysischen Ausdrücke, deren wir uns bisher bedient haben, für die erhabensten Gedanken, bedarf die Religion nicht. Die religiöse Andacht bringt sich die Abstractionen „Leben und Sein" näher durch die substantiellern Bezeichnungen „Gott und Welt". Das religiöse Bewußtsein bedarf nicht des im vorbereitenden Theile dieses Buchs gegebenen Ausdrucks für die Idee, sondern nimmt dafür die von Gott erschaffene und erfüllte Welt, unmittelbar das Mysterium der Liebe, als des letzten Grundes, als der Bürgschaft für die Gnade und Allgegenwart Gottes verehrend.

Die Philosophie erringt den metaphysischen Ausdruck für den höchsten Gedanken und gelangt auch zu der darin begriffenen Anerkennung jenes Mysteriums nur als Lohn ihrer beschwerlichen Arbeit. Vor nichts hat sie nach dieser Errungenschaft sich mehr zu hüten, als daß sie den in Gestalt einer Wortformel ihr übriggebliebenen Kern, gleichsam den mechanischen Schlüssel zu der geheimen Werkstätte der Dinge, nicht mit deren Wesen selbst verwechsle. Daß im wirklichen Erleben, nicht im bloßen Begriffen-haben, noch im bloßen Erfahren das Wissen der Wahrheit gegeben sei, daß aber ohne die Liebe kein Erleben möglich ist, diese Ueberzeugung soll die For-

mel selbst jeden Augenblick, wo von ihr Gebrauch gemacht wird, lebendig erhalten; sie ist in ihrem tiefsten Sinne inbegriffen, und wird vor jenem Mißbrauche schützen, indem sie den mächtigen Trost enthält, daß die aus der einzelnen Erlebniß, also aus der durch die Liebe aufgehobenen Trennung des bloßen Begriffs und der Erfahrung, gewonnene Idee überhaupt die ewige Idee ist, deutlicher, daß das Allgemeine unter der Form des Besonderen erlebt, und damit gewußt wird.

Indem wir am Eingange der Aesthetik stehen, werden wir von der Idee, insofern sie die des Schönen heißt, zu handeln haben. Bevor dies mit Erfolg geschehen kann, muß noch einmal auf das Resultat des vorbereitenden Theils zurückgegangen werden. Die bisher gegebene Darstellung von dem Wachsthume der menschlichen Seele, deren stufenweise entwickeltes Wesen mit „Leben" bezeichnet wurde, hat bis zu dem ihr erreichbaren Gipfel des Gedankens, zu der „Idee" geführt, indem sie selbst den Weg, worauf die Seele zu demselben gelangt, befolgte. Die Idee ist überall, im Kleinsten wie im Größten, dem einzelnen Menschen durch die Grundbedingung seiner Persönlichkeit, die Liebe, welche deren Vereinsamung aufhebt, erworben, und damit zugleich der Eingang in das unendliche Reich der Idee erschlossen, in welchem heimisch zu werden, die Aufgabe des Philosophen ist. Ganz allgemein gefaßt, bezeichnet Idee das höchste, d. i. das vernünftige oder lebendige Denken, dessen Inhalt das Sein schlechthin ohne alle concrete Bestimmung ist. Da sich jene „Denken" genannte Activität des Ich's, insofern sie das vernünftige ist, also die sinnliche Vorstellung, wie den abstracten Begriff überwunden hat, sich selbst nur als die eine nothwendige Potenz des „Lebens" setzt, diejenige nämlich, kraft welcher die drei verschiedenen Grade des Bewußtseins aus demselben sich herausentwickeln, so beschränkt es sich zugleich dahin, daß es jenen Inhalt nur, insofern derselbe in die Totalität des individuellen Lebens, in das Wesen der

Seele übergegangen war, ſich zugeführt, und von ſich erfaßt weiß. Das Denken hat jenen Inhalt in lebendiges Wiſſen d. h. in das Wiſſen der Wahrheit verwandelt, eine Eroberung, die zunächſt nur für das Denken geſchieht, um unmittelbar das Wollen und Fühlen, mithin den ganzen Organismus des perſönlichen Geiſtes in gleichem Maaße zu bereichern. Leben und Sein durch die Liebe in und miteinander geſetzt, dies iſt der ſprachliche Ausdruck, womit das Weſen der Dinge, deren abſolute Wahrheit, welche Kant noch mit einer gewiſſen Scheu als nicht für die Erkenntniß, nur für den praktiſchen Geiſt erreichbar darſtellte, von dem Denken beſtimmt, und für daſſelbe zu weitrer Anwendung feſtgehalten wird.

Die philoſophiſche Idee nimmt, wie wir ſehen, den letzten Grund für die ſich dem Wiſſen unmittelbar darbietende Aufgehobenheit des Gegenſatzes von Leben und Sein mit in ſich auf; ſie anerkennt dieſen Grund, die Liebe, als ein Myſterium für das abſtracte Denken, welches in allem Wirklichen unvermittelte Widerſpruche findet. Im Vollbewußtſein ihres Werths weiß ſie ſich ſelbſt jenem Myſterium entſproſſen, und daran betheiligt. — Dies war das Ergebniß unſerer vorbereitenden zunächſt pſychologiſchen Unterſuchung, wovon für die beſondere Wiſſenſchaft der Aeſthetik nunmehr Gebrauch zu machen iſt.

Die in der Idee zugleich gegebenen und aufgehobenen Gegenſätze des Lebens und Seins begründen durch ihr gegenſeitiges Verhältniß eine nothwendige Triplizität, wonach die Idee ſich ſogleich verdreifacht, ohne darum aufzuhören, ihrem Weſen nach nur eine zu ſein. Nur um jenes Verhältniß handelt es ſich zunächſt, denn wieder kann das Leben an und für ſich beſondrer Inhalt der Idee werden, eben ſo das Sein, wo ſie alsdann immer wieder die Aufgabe haben wird, die von der Abſtraction in Jedem von Beiden aufgefundenen Gegenſätze zu verſöhnen, wie dies ja ſchon in der Pſychologie geſchah, wo actives und paſſives Leben, und das erſte wieder in Wol-

len und Denken zerlegt, zur Betrachtung kam. Jetzt aber handelt es sich um jenes Urverhältniß, das in der Idee gegeben ist, und dieses haben wir in seiner Dreiheit aufzuzeigen. Sein und Leben getrennt, einander gleichsam gegenüber gedacht, sind das überall unterscheidbare reelle und abstracte Moment. Für das ideelle, vernünftige, also das aus der Liebe entsprossene, und von ihr erfüllte Denken gilt Leben insofern es ist für lebenvolles Sein, als das absolut Lebendige. Im allgemeinen Begriffe des Sein's liegt das Moment der Beschränkung, oder der Nothwendigkeit, im Begriffe des Lebens das Moment der Freiheit, Momente, die in ihrer Durchdringung sich wechselseitig unmittelbar bestimmen. Wird nun das Universum als Unendlichkeit von Lebendigen aufgefaßt, so ist das Sein überall die den Sinnen dargebotene Seite der Dinge, d. i. die erscheinende Seite. Wenn nun auch, als absolut, also ohne alle Beziehung auf etwas Erfahrungsmäßiges gefaßt, jene beiden Urpotenzen aller Vorstellung entfliehen, nur eben für die wissenschaftliche Speculation erfaßbar, so wird immer das Sein die erscheinende Seite des Lebens, dieses aber den Inhalt des Sein's vertreten. Hierin liegt der Schlüssel zu den drei Ideen, von denen jeder Philosoph zu reden hat, die des Wahren, Schönen und Guten; die reine Idee ist nach dieser Dreiheit gestaltet zu betrachten. Sie ist ihrem Inhalt nach Idee des Wahren, ihrer Erscheinung nach Idee des Schönen, und nach der doppelten Beziehung des Wahren als des Inhalts, und des Schönen als der Form zu einander Idee des Guten; die in der Idee überhaupt gegebene Nothwendigkeit, nicht blos Gedankenthat, sondern die in der äußeren Erscheinungswelt offenbarte und sich in jedem Augenblicke offenbarende zu sein, ist mit dieser Dreiheit erfüllt.

In dem vorbereitenden Theile ist als Erzeugniß des menschlichen Geistes das „Ideal" genannt worden. Ideal ist die der Idee entsprechende Gestalt oder Bildlichkeit. Es ist

die Idee selbst, aber als deren Erscheinung. Die abstracte Geistesthätigkeit bringt es zu keinen Idealen; das Ideal ist nur die wieder hervortretende, und gleichsam neu befruchtete Vorstellung. Bei ihm ist immer die Phantasie betheiligt. Was in den niederen Sphären des Geistes bereits vorkam, der Unterschied zwischen Begriffsmäßigkeit und Bildlichkeit, das liegt freilich auch dem zwischen Idee und Ideal zu Grunde; nur ist er hier allein für den nach Unterschieden immer begierigen Verstand erst hineingebracht, da die Vernunft ihn in ihrem Gebiete aufgehoben weiß. Es wurde ausgeführt, daß dem genetischen Gesetze gemäß das Ich erst durch das Ideal und mittelst desselben zur reinen Idee sich aufschwinge, aus dem Ideal als der Form den Inhalt befreie; umgekehrt ruft eben so unmittelbar jener thätige Drang der Idee, zu erscheinen das ihr entsprechende Ideal wieder hervor. Es ist die schwierigste Forderung, die an speculatives Denken überhaupt gestellt werden kann, diese für die Abstraction, ohne welche nun doch überhaupt kein Begriff möglich ist, getrennten Momente als unmittelbar verbunden, nicht außereinander aufzufassen, und den Gipfel zu erklimmen, wo zwischen Idee und Ideal kein Unterschied zugelassen wird, eben so schwierig als die in der Vernunft vollzogene Versöhnung des Denkens mit der Phantasie. Der abstracte Gegensatz zwischen Leben und Sein, Unendlichem und Endlichem, der in der Wirklichkeit das Werden, in der Wissenschaft die Dialektik zur Folge hat, und als dessen Synthesis wir die Liebe wissen, welche dort im Werden die Ruhe, und in der dialektischen Arbeit den Lohn giebt, eben der liegt auch dem Unterschiede zwischen Idee und Ideal zum Grunde. Die Idee ist das Allgemeine im Gegensatze zum Ideal, als dem Besondren, und diesen Gegensatz haben wir schon als vermittelt aufgezeigt. Die Religionsphilosophie, welche jene metaphysischen Ausdrücke vermeidet, stellt ebenfalls in dieser Weise Gott und Welt einander gegenüber, so zwar, daß sie Gott als Idee und die Welt als Ideal

faßt. Die Liebe Gottes, welche seine Allgegenwart in der Welt verbürgt, ist in der Wahrheit und Wirklichkeit, was für die philosophische Spekulation das Verhältniß zwischen Idee und Ideal ist.

Gemäß der Genesis des menschlichen Seelenlebens, das nun einmal als Persönlichkeit die in der Idee vereinigten Momente successorisch durchleben muß, geht dasselbe vom Ideal zur Idee um sich aus dieser erst wieder ins Ideal zu begeben. In der Geschichte der Völker, aus welchen die der Menschheit sich zusammensetzt, wiederholt sich der Erfahrung nach, so weit nämlich diese reicht, dieselbe Nothwendigkeit. Die Idee wird bei dem einzelnen Menschen, ebensowohl als bei einem Volke nach diesem Gesetze Wirklichkeit, und äußere Erscheinung. Das Sein wurde eben die erscheinende Seite des Lebens, und als solches das Schöne genannt, Leben, als Inhalt des Sein's, das Wahre; so auch bekömmt der Mensch das Wahre zuerst nur unter der Gestalt des Schönen, aus welchem er es sich befreit, um aber freilich die schöne Erscheinung zu zerstören. Die Wahrheit will sich praktisch bethätigen, ein neues Ideal wird als Zweck errichtet, es ist das Gute. Der sinnliche Ausdruck für das Schöne ist die Kunst, für das Wahre die Wissenschaft, für das Gute die Geschichte. Das Leben des Einzelnen, wie das des Geschlechts verläuft in der That nach diesen drei Momenten, welche dem Nachkommen noch Kunde von ihm überliefern. Wunsch und Phantasie, Träumen und Schwärmen beginnt die Bahn (es wird sich später zeigen, daß ohne diese geistigen Vorgänge kein Kunstwerk entsteht); dann treten Zweifel, Grübelei und Forschung in ihre Rechte, es kommt zum Wissen, wenigstens zum Halbwissen. Endlich drängt es zur Anwendung des Wissens, zu praktischem Handeln, zu bewußten Thaten, zur Erreichung von Zwecken. Ideale folgen wieder dem Ideenleben, wie diesem welche vorangingen, aber wie verschieden sind diese von jenen! Ganz eben so verläuft das Leben eines Volkes. Es er-

schafft sich zuerst sein Schönes, nämlich seine Kunst. Dann seine Wissenschaft, die ewige Hüterin der Wahrheit, endlich sein Loos in der Geschichte. In dem einzelnen Menschenleben, wie in dem des einzelnen Volkes lassen sich ferner noch accessorische Momente, die Vorbereitung oder Nachklang jener drei sind, unterscheiden, das Kindes- und Greisenalter. Das Kind bestimmt die Außenwelt noch gar nicht, es spielt und lernt; der Greis, der in der Vergangenheit lebt, überliefert höchstens seine Erfahrung dem neuen Geschlechte, dem seine eigenen zu machen, dadurch nicht erspart bleiben kann, und hat übrigens die Ruhe zu seinem Theile. Nicht anders im Leben der Völker, welche ihr Werden und Vergehen haben, als den Rahmen, der die Jahrhunderte, worin sie Blüthen und Früchte tragen, einschließt. In den Zeiten der Rohheit und der Ueberkultur ist die Idee getrübt, ein dämmernder dort freudiger hier wehmüthiger Zukunftstraum.

Die Stelle, welche im Ideenreiche die Idee des Schönen einnimmt, ist in dem Vorigen nothwendiglich bestimmt. Wie die des Wahren die Seele der Logik, die des Guten die der Ethik, so ist die des Schönen die der Aesthetik. Nur beiläufig, da wir hier keine Encyklopädie der philosophischen Wissenschaft zu geben haben, sei erwähnt, daß die Logik wieder ihr bestimmtes Verhältniß zur Metaphysik, wie die Ethik zur Religionsphilosophie, die Aesthetik zur Physik hat. Von dem letztren Verhältnisse wird daher in der Behandlung derjenigen Wissenschaft, die uns beschäftigt, namentlich in dem besondren Theile, wo wir die ästhetische Idee in bestimmte physische Stoffe versenkt vorfinden werden, zuweilen gehandelt werden müssen.

Man findet häufig, altem Herkommen zu Gefallen, an der Spitze eines wissenschaftlichen Systems eine Definition, nämlich eine Formel, die den Kern der Wissenschaft in sich schließt, und im Verlaufe weitrer Darlegung nähere Rechtfertigung erhält. Ganz abgesehen von dem Mißbrauche, den diese der analytischen Methode ganz entgegengesetzte Art bei der

Lehre zu verfahren, durch die Sucht das Gedächtniß auf Kosten lebendigeren Verständnisses zu belasten, erlitten hat, darf man zugeben, daß das Ziel, wohin eine Lehre führen soll, schon bei dem Anfange zu erfahren, dem Lernenden immer willkommen sein muß. Nur trägt das Nachholen unzähliger Voraussetzungen zur Aufklärung immer nur nothdürftig bei, wenigstens wird sich, wenn das Maaß des Vorausgesetzten vorsichtig beschränkt worden, der Lernende bei dem ersten Auftreten der Definition weit weniger, als sonst geschehen müßte, von ihrem geheimnißvollen Ansehen beängstigt fühlen. Die ganze frühere Untersuchung, die uns noch oft von Nutzen sein wird, setzt Jeden, der ihr aufmerksam nachgefolgt ist, jetzt ohne Weitres in den Stand, den gegebenen metaphysischen Bestimmungen gemäß das Schöne zu definiren, d. h. durch einen wissenschaftlichen Ausdruck zu bestimmen, und es mag ihm wohl zur Genugthuung gereichen, daß derselbe denen, welche etwa bei ihm zu lernen anfangen wollten, den unwillkommensten aller Leser, unverständlich bleiben muß. Die Frucht unsrer Arbeit ist Folgendes: Das Schöne ist Idee, und deren Definition bereits gewonnen. Wir bezeichnen also nunmehr näher die Idee des Schönen mit dem wissenschaftlichen Ausdrucke, als: das geistige Leben in seiner unmittelbaren sinnlichen Erscheinung. Das Wort „schön" ergiebt sich von „scheinen" abgeleitet wie das lateinische „speciosus" von „species." Von selbst schließt das Wort „unmittelbar" alle Mittelbarkeit aus. Jedes einzelne Ding, sei es das herrlichste Werk der Natur oder der Kunst, ist etwas Endliches, etwas Bedingtes, dem jener allgemeine Ausdruck, der es mit der unendlichen, unbedingten Idee zu thun hat, nur als der Spiegel, der ihm seine Schwäche und Vergänglichkeit zeigt, vorzuhalten ist, weshalb auch Schelling das Schöne als Idee das mangellose Dasein nannte. Denn die in der Idee gegebene Synthesis des Unendlichen und Endlichen, welche der Makrokosmus ist, findet zwar in jedem endlichen Dinge sich als Mi-

krokosmus wieder, aber eben deshalb mit der Nothwendigkeit behaftet, diese Endlichkeit dem Geiste nicht verbergen zu können, die Endlichkeit, welche die Idee, weil sie die Liebe in sich hat, wieder aufgehoben weiß. Für die Sinne nur ist die Zeit, für die leblose Abstraktion die Ewigkeit, für die Idee nur die Versöhnung der Zeit mit der Ewigkeit. Was auch in der Welt existirt hat, sei es Geschöpf Gottes, oder des Menschen, seiner endlichen Erscheinung nach zerfällt es, sein Begriff wandelt wie ein todtes Gespenst herum, der philosophischen Wissenschaft aber läßt es die Idee zurück, die in ihm lebte. In solchem Bewußtsein hält die Wissenschaft die Idee fest, deren völlige Realisation, unbedingte Manifestation nur das Ideal, aber kein Ding in der Welt sein kann. Wie tief ist das Dichterwort, „das Schöne muß sterben!“ denn es ist ja das Ideal, das von der reinen Idee immer wieder bekämpft ein neues Ideal wird. Wir haben bereits das Verhältniß des schönen und des guten Ideals berührt. Es enthält den Grund für den Untergang der Kunst in dem geschichtlichen Prozesse. Das Schöne ist verwirklicht als unmittelbare Erscheinung, das Gute ist von dem freien Willen, der Zweck auf Zwecke stellt, der sich niemals genug thut, erfüllt, wie denn auch Göthe seinen Faust gerade da sterben läßt, wo er sich am Augenblicke begnügt erklärt. Das Schöne ist in dem Guten enthalten, es ist das eine Moment darin, während das ewiglich das Schöne bekämpfende Wahre das Andre ist. Das Schöne ist die Blüthe, welche der Hauch der Wahrheit entblättert, damit die Frucht des Guten reife. Ein herrlicher Traum des Plato setzt in seinem idealen Staate wohl Blüthe und Frucht als identisch, weshalb er keine Dichter darin mehr brauchen kann, wahrlich ein Ideal, das beim Vergleiche mit dem geschichtlichen Leben der Völker wehmüthig stimmt! Für die Poesie aller Völker ist diese wehmüthige Stimmung ein ergiebiger Boden gewesen, die Wissenschaft darf ihren Blick nicht von ihr trüben lassen, sondern muß die Gesetzmäßigkeit der im Laufe der Weltge-

schichte geschehenden Explication der reinen Idee zu ihrem eigenen Inhalte machen, d. i. in Wissen verwandeln. Der Gang dieser Geschichte menschlicher Bestrebungen, das Schöne wirklich werden zu lassen, welches die Kunstgeschichte ist, verknüpft sich unmittelbar mit der der gesammten Menschheit. Denn aus den Kunstwerken selbst hat das Wissen erst die Idee des Schönen gewonnen, die in ihnen unmittelbar niedergelegt ist. Indem nun aber jene Idee auch in Dingen, die nicht Menschenhand gemacht hat, wiedergefunden wird, ist die bloße Anwendung der Idee des Schönen auf die Kunst allein nicht mehr zulässig. Die den Menschen umgebende Natur, seine liebende Mutter und Ernährerin, umfaßt eine zahllose Menge von Objecten, welche mit den Werken des Menschen verglichen sein wollen, und mit ihnen das Schicksal theilen, daß einige schlechthin gefallen, andere mißfallen, und schön oder unschön genannt werden. Unvermeidlich ist hiernach die Unterscheidung zwischen dem Naturschönen und dem Kunstschönen, die erste, welche die reine Idee des Schönen sich gefallen lassen muß.

Bevor bei Betrachtung dieses Unterschiedes verweilt werden kann, ist eine Bestimmung zu geben, die manche Lehrer der Aesthetik zum Schaden des Verständnisses sich ersparen, da sie bei Sonderung des Schönen in der Natur von dem in der Kunst mancher Verwirrung der Gedankenfäden schützend begegnet, nämlich die Bestimmung des absoluten Gegensatzes des Schönen. Unbedenklich wird Jeder antworten, dem Gefallen stehe Mißfallen gegenüber, jenem entspreche das Schöne, diesem das Häßliche. Indem man dies hinreichend geläufige Wort ausspricht, übernimmt man aber die Verpflichtung, es ganz allgemein, ohne Bezug auf irgend Concretes, zu bestimmen. Das Wort allein hilft uns nichts, um so mehr als in Ausdrücken anderer Sprachen der Zusammenhang mit Haß sich nicht nachweisen läßt. Das lateinische Wort „deformis" z. B. für häßlich gebraucht heißt „formlos". Haß er-

weckt auch das Schlechte, wo das Kriterium nicht, wie bei dem Gegenſatze des Schönen, in der Form, ſondern im Zweck zu ſuchen iſt.

Das Häßliche im philoſophiſchen Sinne wäre der abſolute Widerſpruch zwiſchen Form und Inhalt, inſofern er nämlich unmittelbar zur Erſcheinung kommt, folglich Erſcheinung des abſolut Unlebendigen. Allein es bietet ſich ſogleich ein wichtiger Einwurf, da nach unſerer Entwickelung die Idee ſelbſt die Aufhebung der Gegenſätze in ſich befaßt, — möge es auch ſo ſcheinen, als ſei nach unſrem Syſtem in der Idee, erſt als der des Guten, der Widerſpruch des Wahren und des Schönen aufgehoben, — ſo iſt ſie ſelbſt nothwendigerweiſe ohne Gegenſatz. Wenn die Liebe als das Abſolute gefaßt wird, ſo iſt ſie vielmehr die Vermittlerin des Gegenſatzes. Der Gegenſatz der Idee wäre Mangel aller Idealität, und da das Wahre, Schöne und Gute Jedes die Idee nur in andrer Manifeſtation ſind, ſo könnte Jedes derſelben nur eben jenen Mangel aller Idealität auf andre Weiſe manifeſtiren. Wirklich geſchieht dies in der Lüge, Häßlichkeit, Sünde. Man ſieht, daß die Philoſophie, da ſie ohne die Idee zu haben nicht Philoſophie wäre, auch die genannte Dreiheit nur als verſchiedene Manifeſtationen der Negation beſtimmen kann, was wir oben bei der Definition des Häßlichen bereits gethan haben. Die Lüge, Häßlichkeit, Sünde kann, eben weil ſie niemals aus der Negation herauskommt, nur relative Bedeutung haben; dieſe Trias iſt immer nur die durch das Weſen der Idee bezwungene, aber in ihr ſelbſt inbegriffene Negation, Vereinzelung, Tod, und als ſolcher nur wieder Grund des Lebens. Der alte perſiſche Religionsbegriff, der ausgebildete Dualismus, ſetzt zwei einander polar entgegenſtehende Urpotenzen als ein Letztes, ein höchſtes Gut und höchſtes Uebel. Nach dieſem Syſteme müßten Lüge, Häßlichkeit, Sünde freilich abſolute Bedeutung bekommen, ſie wären dann abſoluter Mangel aller Idealität, oder die Realität der Nichtidee. Ohne den Einfluß

des Christenthums auf das Philosophiren würde dieses auch wirklich sich nicht über jenen, in vielen weltgeschichtlichen Systemen vorkommenden Gegensatz erhoben haben. In der christlichen Religion nimmt Gott dem Teufel die Macht. Gleichwohl geht derselbe noch immer wie ein brüllender Löwe unter den Menschen herum, um sie zu verschlingen. Von unvergänglichem Werthe ist die Auffassung des Problems, welche der Göthischen Dichtung vom Faust zu Grunde liegt. Auch hier wird Mephistopheles, der Herr der Ratten und Mäuse, vom Herrn der Heerschaaren an den Menschen gewiesen, mit welchem, „so lange er auf der Erde lebe, Versuche zu machen, ihm nicht verboten sei"; in seinem dunklen Drange, heißt es, sei der Mensch sich des rechten Weges wohlbewußt, aber auch, „es irre der Mensch, so lange er strebe," was so verstanden sein will, daß der Mensch, insofern er streben solle, auch irren müsse. Wo kein Irrthum, wird auch kein Streben sein. Diese Aussprüche des Dichters können für unsre Untersuchung uns nur nützlich werden. Das Streben des Menschen bedeutet nichts andres, als seinen Beruf, die Idee, so weit dies an ihm liegt, zu erreichen und zu verwirklichen. Irrthum ist theoretisch und praktisch zu nehmen, als Abweichung von der Idee wie vom Ideal. Dieser Irrthum ist nun noch nicht die Lüge, das Häßliche, die Sünde selbst; so wenig ein Mensch in seiner Gebundenheit durch das Endliche, woran jener dunkle Drang wieder sich knüpft, selbst absolute Idee und absolutes Ideal werden kann, so wenig kann er eben in seiner Besonderheit und Einzelheit der absolute Gegensatz, also die absolute Lüge, Häßlichkeit und Sünde werden, aber er kann dieser furchtbaren Drei verfallen, insofern er im Nichtgebrauche seiner persönlichen Bedeutung, seiner Freiheit, zur Lüge, zum Häßlichen und Schlechten im relativen Sinne wird. Denn was sich an das Moment der Endlichkeit knüpft, dies eben ist für die Philosophie das Relative. Was er thut, wird lügenhaft, häßlich und sündhaft sein, wenn er, statt mittelst der Liebe die Freiheit

zu erobern, bei der Willkühr und Selbstsucht stehen bleibt; der Ichling kann weder Idee noch Ideal gebrauchen, denn sie zwängen ihn zur Selbstverläugnung, und würden ihm irgend eine Begeisterung zumuthen, die ihn geniren müßte. Die Wurzel der Lüge, Häßlichkeit und Sünde ist mithin keineswegs etwas Andres, als die Selbstsucht, welche an das Moment der Besonderheit fesselt, und von der Wissenschaft, die den Egoismus immer nur in relativer Bedeutung weiß, als das Negative, „den Geist, der stets verneint", als das in der Idee nothwendig Zugelassene, das zu keiner absoluten Bedeutung kommen kann, aufgefaßt wird. So ist das Negative in seiner dreifachen Manifestation, und eben so der einzelne Mensch, der sich zum Träger desselben macht, wirklich nur ein Theil von jener Kraft, die stets „das Böse will und doch das Gute schafft." —

Wie schon bemerkt, würde das Häßliche, mit der von dem Schönen gegebenen Definition verglichen, das unmittelbare Erscheinen des Unlebendigen sein. Absolutes Sein spricht ihm das vernünftige Denken zugleich damit, daß es in ihm ein nothwendiges Accidens alles Besonderen weiß, ab. In höherem oder geringerem Maaße tritt es als Negation des Schönen uns in Natur und Kunst mit Feindlichkeit entgegen, und hat, wo seine immanente Kraft der Negation es bis zur isolirten Wirkung bringt, den Ekel zur Folge. Umgekehrt, wo es vorhanden, aber durch seinen Gegensatz vollständig aufgehoben vorhanden ist, dient es dem ästhetischen Zwecke nach seiner Bestimmung, als Theil der ganzen Kraft, die von dem Objecte ausströmt. Das deutlichste Beispiel unter allen Künsten hierfür liefert die Tonkunst, welche ohne Dissonanzen, die an sich häßlich heißen, nicht bestehen kann, sondern sie wesentlich zur Erhöhung der Consonanzen anwendet. Indessen ist die Stellung des Häßlichen in der Natur die entgegengesetzte von der, welche es in der Kunst einnimmt, und kann in dieser Bedingtheit erst mit der Erörterung des Natur- und Kunstschönen

begriffen werden. Dieſe Doppelheit, worin das Schöne überhaupt ſich der Erkenntniß darbietet, wird den Inhalt der nächſtfolgenden Unterſuchungen abgeben. Eine ſprachliche Bemerkung iſt ſchließlich hier nicht zurückzuhalten. So tiefſinnig auch das Wort „häßlich" als Gegenſatz des Schönen erſcheint, weil dieſe die Liebe, dieſes den Haß erweckt, ſo iſt dennoch, wie Jedem einleuchten wird, häßlich, ſprachlich genommen, eigentlich der Gegenſatz von „lieblich". Wollen wir nun ein Wort aufſuchen, das unſern Zuſtand bei dem Begegnen des abſoluten Gegenſatzes von „ſchön" vollſtändig ausdrücke, ſo würde das Wort „ekelhaft" oder „eklich" unſtreitig richtiger als „häßlich" ſein. Langjähriger Sprachgebrauch, entſtanden in einer Zeit, wo die Deutſchen von Philoſophie noch nichts wußten, hat indeſſen das hier unterſuchte Wort aufgenommen, und legt auch uns die Pflicht auf, uns daran zu halten.

II.

Das Naturſchöne.

Mit dem Ausdrucke „Natur" im weiteſten Sinne pflegt man alles Gewordene, Geſchaffene als in einem totalen Inbegriffe vereinigt, zu belegen, der im Gegenſatze zu ſeinem göttlichen Urſprunge und Urheber Welt genannt wird. Unſerer früher gegebenen Beſtimmung gemäß iſt Natur das Sein ſchlechthin im Gegenſatze des Lebens, welches unmittelbar in jenem und durch jenes erſcheint, alſo die Welt als Gottes Erſcheinung. Den mächtigen, der Natur immanenten Geſetzen iſt auch der Menſch ſeiner Leiblichkeit nach unterworfen, nicht minder geiſtig mittelſt dieſer beſtimmt, ſo lange er nicht ſelbſt auf dem aufgezeigten Wege ſeine geiſtige Befreiung vollzieht, um nach dieſer Vollbringung ſeine Leiblichkeit deren Mutter

im Tode zurückzugeben. Der Kampf des Denkens mit der Leiblichkeit bringt den Unterschied zwischen Geist und Natur ins Bewußtsein, und gestattet die Sonderung der Geistigkeit, als eines nur dem Menschen zugänglichen Gebietes von der Natur, deren auch ganz isolirte Betrachtung nunmehr eine unerschöpfliche Menge von Erfahrungen zuläßt. Jedes Ding hat eine erscheinende, die natürliche Seite, woran allein sich das sinnliche Denken hält, um dem verständigen die Würdigung der Wechselbeziehung der einzelnen Dinge zu einander, und dem vernünftigen die Würdigung des darin manifestirten Lebens zu überlassen. So gelangt man zur Naturbeschreibung, weiter zur Physik, endlich zur Naturphilosophie. Da nun aber alle erscheinenden Dinge entweder Menschenwerke sind oder nicht, und gerade die es nicht sind, den stetigen Ausdruck immanenter Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit enthalten, während die es sind, an vielerlei Widersprüchen leiden und nur allzuhäufig den Ausdruck der Willkühr enthalten, die erst eine unsichtbare Hand wieder in das Gleis der Nothwendigkeit zurückweist, so kann die Beschreibung der Naturprodukte und der menschlichen Thaten nur in zwei besondren Disziplinen gelingen, nämlich in der Wissenschaft von der Natur und der Geschichte. — Die Aufsuchung des Schönen, soweit dies in der Natur vorkommt, macht einige Sätze der Naturwissenschaft vorauszuschicken nöthig.

An allen Naturprodukten werden von dem Verstande zwei Momente unterschieden, das des Daseins, das in die Kategorie des Raumes, und das der Veränderung, also des Wachsens oder Abnehmens, das in die der Zeit verwiesen wird. Veränderung zeigt sich den Sinnen als Bewegung, hervorgebracht entweder durch die den Dingen immanente, oder durch äußerlich herantretende Kraft und Thätigkeit, wonach man nun insgemein organische und anorganische Körper unterscheidet. Weiter wird die Bewegung selbst wieder als Erscheinung eines Substrats, nämlich des Lebens aufgefaßt. Die Spekn-

lation lehrt, daß daſſelbe auch in den anorganiſchen Dingen, wo es ſich nur der Wahrnehmung entzieht, weil das Geſetz der Veränderung nur zu langſam für die Wahrnehmung ſich vollzieht, vorhanden iſt, da das Leben die Beziehungen aller Dinge zu einander begründet und vermittelt; nichtsdeſtoweniger ſind für den auf das ſinnliche Denken allein geſtützten Verſtand lebloſe und lebendige Dinge zu trennen. Es wird ihm ſchon ſchwer, nicht blos dem Thiere, ſondern auch der in den Boden gewurzelten Pflanze Leben zuzugeſtehen, und er läßt dies nur zu, indem er es bis zu dem Doppelbegriffe bringt: des Lebens, einmal als der nur auf das eigene Sein bezogenen Thätigkeit, und dann als der der Außenwelt zugewandten, in Wechſelbeziehung mit dieſer ſich eigenmächtig begebenden. Der Begriff des vegetativen und animaliſchen Lebens iſt damit gewonnen. Die drei bekannten Reiche, worin alle irdiſchen Naturgegenſtände unterzubringen, ſind hiermit hinreichend für den Begriff getrennt, die irdiſchen, ſagen wir, weil eine kosmiſche Naturwiſſenſchaft, die alſo die Natur der übrigen uns unerreichbaren Weltkörper außer der Erde zum Gegenſtande hätte, unmöglich iſt. Die Geſetze, wonach, unſrem Auge nach, die Weltkörper ſich gegen einander bewegen, ſind allein als mathematiſche Wahrheiten erkannt, außerdem noch einige äußerliche Beziehungen als Lichtſpende und Lichtempfängniß; nur von dem Einfluſſe andrer Weltkörper auf unſre Erde weiß man viel, und vermuthet noch mehr, das eigene Leben der Geſtirne bleibt der Erfahrung, weil der Anſchauung des Menſchen, des an die Erde gebannten Geſchöpfes verborgen. Nur einer ſeiner Kräfte, der Phantaſie bleibt hier völlig freies Spiel geöffnet, die ſich vor den Widerſprüchen des Verſtandes häufig in jene Regionen wie zu einem Aſyle flüchtet. Die äſthetiſche Wirkung der Geſtirne auf den Menſchen wird durch die Hinderniſſe, welche bei ihrem Anblick ſeiner logiſchen Thätigkeit ſich darbieten, nur erhöht. Der Dichter ſagt daher mit vollem Recht: „die Sterne, ſie begehrt man nicht, man

freut sich ihres Scheins," und weiset in diesen Worten auf eines der reinsten unter allen ästhetischen Verhältnissen, den Genuß ohne alle Begier hin.

Die Gegenstände irdischer Natur, ob leblos, ob nur vegetativisch, ob animalisch lebendig, bieten in ihren äußeren Erscheinungen dem Verstande einen neuen Unterschied dar, der obgleich in jedem concreten Falle aufgehoben, für die Abstraction existirt, das substantielle und das formelle Moment, oder, den Stoff und dessen Gestalt. Wie immer kommt der Verstand auch hier durch den Unterschied dem Wissen zu Hülfe. Daß die Gestalt nur die Art und Weise, wie sich am bestimmten Stoffe das Leben zeigt, sei, dies zu erkennen ist erst der Vernunft möglich, weil der Verstand das Leben immer nur als den Gegensatz des Seins auffaßt. Für den Begriff werden Stoff und Form getrennt, welche die Vernunft durch einander bedingt weiß. Der Stoff wird schlechthin dem leeren Raume gegenübergestellt, wobei die Abstraction sich gar nicht darum kümmert, daß das spekulative Denken ihr sowohl die Existenz des leeren Raumes als die eines so dichten Stoffes, daß er nicht als noch verdichtbar gedacht werden könnte, abstreitet. Die ersichtliche Mannigfaltigkeit des Stoffs läßt die Frage nach der Einheit dieser Mannigfaltigkeit zu, oder die nach dem Urstoffe aller Dinge; sie führt uns auf die Elemente, in welche zerlegbar alles Körperliche befunden wird, und zwar auf die für uns genügende Annahme von vier Elementen; denn der Streit der speziellen Disziplinen, Physik und Chemie, beschäftigt uns nicht. Wir lassen es dahin gestellt sein, ob von jenen Elementen eines, etwa, wie Oken behauptet hat, das Feuer das Urelement sei, und müssen, wo wir den Stoff als Voraussetzung der Form betrachten, vor allen Dingen bei der Erde stehen bleiben, zu welcher alle sich darauf eine Zeitlang bewegenden Körper zurückkehren. Die zahlreichen festen Stoffe, woran das Schwerelement, so heißt billigerweise die Erde, irgend betheiligt ist, begegnen unsern Sinnen immer unter

einer gewiſſen Bildung, welche wir in der Vorſtellung feſthalten können, unter anſchaubarer Geſtalt. Nach den innern Lebensgeſetzen, inſofern nicht etwa Zertrümmerung von außen herbeigeführt wird, verändern ſich dieſe Geſtalten, ſie vergehen; ihr Inbegriff iſt inſofern das Naturſchöne, als daſſelbe es mit der den Sinnen dargebotenen Bildlichkeit zu thun hat. Nur inſofern als Erſcheinung, als Bildlichkeit auf den Menſchen ein Naturgegenſtand wirkt, iſt derſelbe in der Aeſthetik in Betracht zu ziehen, jede andre Art der Wirkung gehört in die Phyſik.

Aller Stoff iſt erſt Gegenſtand der Vorſtellung, inſofern er Form, Bildlichkeit iſt; die erſte Bedingung der Form iſt die Begränzung. Das zu Große, wie auch das zu Kleine iſt den Sinnen entzogen, iſt nur in der Idee, der ſich ſelbſt die Phantaſie, die gränzenloſe unterwirft, aufzufaſſen. Das naturſchöne Ideal überfliegt die den Sinnen geſteckten Gränzen, wie die Idee den Begriff überflog, und ſtrebt, ſich als Auffaſſung des Univerſums, das alles Einzelne, Beſondere, Individuelle in ſich vereinigt, zu vollenden. Die Unruhe der Phantaſie wird erſt von der vernünftigen Idee überwunden.

Bei dem engen Begriffe von dem Naturſchönen, der häufig aufgeſtellt worden, kann ſich die Vernunft nicht beruhigen. Der Drang der Phantaſie, die den Sinnen dargebotenen einzelnen Geſtalten zu verſchönern, — eine, wie wir ſpäter ſehen werden, weſentliche Fähigkeit des Künſtlers, — iſt für die Vernunft nichts als das Beſtreben, das bedingte Partikuläre auch als Geſtalt mit dem unbedingten Allgemeinen zu vermitteln. Die Vernunft weiß die Idee als Realität, und dieſe wieder näher als Idee des Schönen, als erſcheinende Realität; ſie weiß einen Prototypus für alles menſchliche Thun, mag dies nun in ethiſcher oder äſthetiſcher Bedeutung aufgefaßt werden, der, den menſchlichen Sinnen unzugänglich, nur für das Auge Gottes iſt. Wir dürfen dies den Prototypus für die Arbeit der Menſchheit, des idealen, nicht des einzelnen

Menſchen nennen, der zunächſt an das Beſondre gewieſen iſt, weil er als Individuum jene in der Liebe enthaltene Vermittelung mit dem Univerſum ſonſt nicht erreichen könnte, und der daher hierdurch wieder an der Arbeit der Menſchheit Theil hat. Die Mangelhaftigkeit, welche jedem Einzelweſen in der Natur anhaftet, iſt in der Hegel'ſchen Anſicht von dem Verhältniſſe der Kunſt zur Natur zur Hauptſache geworden. Das Naturſchöne im Allgemeinen wird dort mangelhaft genannt, weil an allen einzelnen ſchönen Naturgegenſtänden dieſe Mangelhaftigkeit, welche der nachbildende Künſtler zu überwinden ſucht, indem er zum Idealiſiren genöthigt wird, vorhanden iſt. Für uns ergiebt ſie ſich ſchlechthin als Bedingung des partikulären Naturgegenſtandes, als ein in der Idee überwundenes Moment, womit wir auch ein andres Geſammtreſultat gewinnen, nämlich dieſes: daß zwar für den Begriff das Kunſtſchöne, welches das Naturſchöne am beſondren dargeſtellten Objecte zur Vorausſetzung hat, nothwendig höher als dieſes ſtehen müſſe, für die Idee aber das Kunſtſchöne als unendliche hiſtoriſche Reihe von künſtleriſchen Hervorbringungen aufgefaßt, nichts als die einem unendlichen Prototypus der Natur nachſtrebende Arbeit der Weltgeſchichte iſt und hinter jenem eben ſo nothwendig zurückbleibt. Niemand hat auf die Auffaſſung des Weltganzen, des in ſeiner äſthetiſchen Einheit ſo tiefſinnig „Kosmos" (Schmuck) genannten unendlichen Organismus, beſtimmter gedrungen, als der große Naturforſcher A. v. Humboldt, der die Einbildungskraft „zu allem Entdecken und Schaffen nothwendig" nennt. Gewiß iſt ſie dies, denn der von ihr gänzlich verlaſſene Gedanke wird immer nur in das Gebiet des Begriffs, nicht der Idee gehören.

Man ſieht leicht, daß wir die von Hegel gerügte Mangelhaftigkeit des Naturſchönen nur als jedem Naturgegenſtande gerade deshalb immanent annehmen, weil darin das Vorrecht des Menſchen mittelſt des Ideals ſie zu überwinden ſeine Vorausſetzung hat, das Ideal ohne jene Mangelhaftigkeit gar

nicht zu Stande käme, und daß wir durch dieſes Zugeſtändniß keineswegs genöthigt ſind, ihr eine andre Bedeutung, als überhaupt der Mangelhaftigkeit aller Partikularität einzuräumen. Denn nothwendiglich fehlt dem menſchlichen Auge der Standpunkt, worauf die Aufhebung der Mängel alles Partikulären erſcheint. In Wirklichkeit wird der Mangel jedes einzelnen Naturſchönen durch die Beziehung, worin zu Andrem daſſelbe ſich befindet, aufgehoben, und der dann noch bleibende Mangel durch eine neue Beziehung, woraus progreſſiv eine endloſe Menge von Beziehungen entſteht, für deren totale Auffaſſung kein menſchliches Auge einen Standpunkt gewinnen kann. Ein ſchwaches aber hier brauchbares Beiſpiel liefert der Anblick ganzer Gegenden, welcher bekanntlich immer vom Standpunkt des Anſchauers bedingt wird. Dieſen zu wählen iſt bekanntlich eine der erſten Aufgaben des Landſchaftmalers. Der einzelne Gegenſtand, ein an ſich kümmerlicher Baum, ein unbedeutender Hügel u. ſ. w. wird durch das Verhältniß, das er zum Ganzen einnimmt, Mittel, das Naturſchöne erſcheinen zu laſſen, ohne daß man hier ſchon von dem bei dem Kunſtſchönen ſpäter zu erörternden Begriffe des Idealiſirens zu reden hätte, da die Wirkung hier noch gar nicht aus der Subjectivität des Zuſchauers herzuleiten, vielmehr an beſtimmte Verhältniſſe, alſo an eine Nothwendigkeit gebunden iſt. — Ferner iſt der wichtige Umſtand bei Beurtheilung des Naturſchönen nicht zu überſehen, daß die Idee des Wahren, Guten und Schönen von dem Menſchen in Wiſſenſchaft, praktiſcher Thätigkeit und Kunſt als in getrennten Gebieten angeſtrebt wird, wenn auch die Vernunft deren Vereinigung, die Vereinigung der Theorie mit der Praxis überhaupt als Idee lehrt und will; in jedem beſonderen Naturgegenſtande aber iſt die Idee bereits ohne jene Theilung enthalten.

Um das Gebiet des Naturſchönen nun genauer kennen zu lernen, ſtützen wir uns auf das Reſultat, daß jedes Naturobject in ſeiner Bedingung als Einzelnes die Mangelhaftig-

keit, welche sogleich auch in seiner Erscheinung nachgewiesen wird, mitbringt. Auch der als schön gepriesene Naturgegenstand ist unvollkommen schön, und diese Unvollkommenheit Gradverhältnissen unterworfen, die wir schon kennen. Dreifach, nach Stoff, Form und Lebendigkeit fassen wir den Gegenstand auf. Als Stoff ist er nur eben Einzelheit, als Form Partikularität, als Lebendigkeit Individuum. Nur die Form oder Leiblichkeit der Dinge bezeichnet das Moment der Partikularität, die beseelte Form oder die ihrem lebendigen Inhalte gemäße Form das der Individualität. Nach diesen Stufen auch richtet sich das Lob des Naturschönen.

Schon dem bloßen Stoffe von ganz unbestimmter äußerer Form wird jenes Lob beigelegt, insofern er dem, was er sein soll, seinem Begriffe in völliger Reinheit und Bestimmtheit entspricht; alles Unvermischte, Ungetrübte, so zu sagen, Elementarische gehört hieher. Zu diesem Urtheile können die Wahrnehmungen aller Sinne führen. Farben und Klänge, die in völliger Bestimmtheit der Qualität uns in der Natur begegnen, pflegt man schön zu nennen. Uebertreibung des Qualitativen verdirbt dasselbe und wird daher eben so unangenehm als es dessen unpassende Vermischung mit fremder Qualität werden kann. Sogar von Geruch, Geschmack, was auch Genäschigkeit dagegen sagen mag, und Tastsinn gilt dies. Die Naturschönheit, soweit sie den bloßen Stoff angeht, beschämt stündlich die menschlichen Bestrebungen, die mit der Natur wetteifern wollen. Die Glätte eines Bienenstachels, die Reinheit eines Spinnegewebes bleibt unter demselben Vergrößerungsglase, das uns eine englische Nähnadel höckricht, ein Stückchen Brüsseler Spitzen knotig und rauh zeigt, unveränderlich. Das Moment der Schönheit fällt hier nämlich mit dem der Vollkommenheit zusammen, wissenschaftlich gesprochen, Stoff und Form sind nicht mehr zu unterscheiden. Die Natur ist ungeachtet ihrer Schönheit dennoch auch vollkommen. Der Mensch will vollkommnen Stoff hervorbringen nach seinem Bedürfnisse,

und diesem dann schöne Form geben. Aber den Stoff für seine Arbeit muß er erst von der Natur entnehmen, wenn er in formeller Beziehung auch über sie hinauszukommen hofft. So zeigt seine Beschränkung ihm gerade am Ersten, Einfachsten sich am Deutlichsten. — Treten mehre Stoffe zugleich in Wirkung auf den menschlichen Sinn, so kann diese Zusammenwirkung schön oder nicht sein. Zwei verschiedene bestimmte Qualitäten, wie die sogenannten Alianottöne, oder gewisse Farben gleichzeitig hör- oder sichtbar, gefallen uns. Hier ist es nichts als das Verhältniß, das unsern Beifall findet, nicht dessen einzelne Faktoren, ein Verhältniß, welches man in solchen Fällen das der Harmonie zu nennen pflegt. Eben so ist es bei chemischen Mischungen für den Geruch oder Geschmack. Auch Bewegungen verschiedener Art können sich zu einem solchen vereinigen, das man dann Eurhythmie nennen muß. Die gewöhnlichste Erfahrung lehrt, daß zwei Dinge von verschiedenem Stoffe die nämliche Form zeigen oder daß sie der Qualität nach ungleich, der Quantität nach gleich sein, auch daß dieses Verhältniß umgekehrt werden könne. Mit der Quantität beschäftigt sich die Abstraktion, indem sie dieselbe als Zahl fixirt, und diese wieder auf Körper anwendend, deren Maaß findet. Die Beurtheilung der reinen Form eines Naturgegenstandes ist mithin Sache des abstrakten, d. i. des mathematischen Denkens, welches mit seinen fertigen Kategorieen an die Erscheinung herantritt, um diese mit jenen zu vergleichen. Die Natur haßt die Abstraktion, weil sie des Lebens voll, mithin auch in ihren Formen dem Verstande nur bis auf einen gewissen Grad Annäherung verstattet. Bei Werken der schönen Kunst, deren Form ebenfalls Leben athmet, und also nur in der Idee, nicht im Begriff festzuhalten, ist es derselbe Fall. Der Verstand stellt die Regel, den Kanon auf, den er selbst erst aus den Naturanschauungen abgeleitet hat, und vergleicht ihre Form nun mit jenen, wobei er sie natürlich mangelvoll findet, da die Formen der Mathematik nicht Bilder, sondern nur Gebilde des Ver-

standes sind. Was der Regel, dem Gleichmaaße, dem Gesetze entspreche, darnach allein frägt der Verstand, dem nur bei dem rein formellen Momente das Richteramt gebührt. Der Verstand wird daher gerade das umgekehrte Resultat als die Vernunft bei Beurtheilung des Schönen erreichen, da diese die Form nur als Erscheinung der Lebensqualität betrachtet, und abschätzt. Die niedrigsten Gestalten der Natur sind gerade die am Leichtesten meßbaren, sie mögen die vollkommensten sein aber sie sind auch die langweiligsten, womit die Stufenleiter der Formen angegeben ist.

Den schwankenden Bestimmungen über das Formelle am Naturschönen hat die Eintheilung Hegels ein Ende gemacht. Er stellt diejenigen höher als andre, welche nicht nur ein äußerliches Maaß, sondern ein inneres, das schon ein Schatte der Freiheit ist, zur Schau tragen. Die regelmäßigen und ebenmäßigen Formen stehen niedriger als die gesetzmäßigen.

Gleichheit aller Theile ist die einfachste aller formellen Regeln, und die derselben gemäße Gestalt ist die vollkommenste aber die am Wenigsten schöne. Diese Gestalt kommt in der Natur nicht vor, und ist nur für die Abstraction. Die Natur hält eine feine Unregelmäßigkeit bei ihren Erzeugnissen fest. Lieber ist ihr schon das Gleichmaaß, worin unterschiedene quantitative Regeln zu einer verbunden sind. Hier ist schon Mannigfaltigkeit zur Einheit verknüpft, letztre allein wird selbst in geometrischen Figuren so langweilig, daß wenn diese als Zierrathen etwa einer Zimmerwand angewandt werden sollen, man gleichmäßige den regelmäßigen gewiß vorzieht. Naturbeispiele liefert am Reichlichsten die anorganische Welt, das Mineralreich, namentlich die Krystalle. Der Pflanzenbau zeigt bei Weitem eher Ebenmaaß, als Regelmäßigkeit, denn hier verbinden sich die mannigfachsten Theile, Stengel, Blätter und Blüthe, zur Einheit ebenmäßiger Gestalt; und doch überwindet das organische Leben der Pflanze auch wieder die mathematische Form. Nur noch durch Verhüllung läßt das

animalische Leben die Grundbedingung des Gleichmaaßes hindurchscheinen, sie gleichsam nur ahnen. Der schönste menschliche Körper verräth sie, und wird daher von dem nachbildenden Schüler sogar mit dem Cirkel ausgemessen, während der Meister die feinen Abweichungen aller Linien und Verhältnisse von der mathematischen Foderung als schöne Manifestation des Lebens in der Gestalt verehrt. Am bloßen Knochenskelett selbst, welches die mathematische Auffassung des menschlichen Leibes mehr erleichtert, als die mit Fleisch und Haut bekleidete lebendige Gestalt, zeigen sich in jedem Theile jene feinen Abweichungen.

Schöner als Formen, die in ihren Theilen nur Regel- oder Gleichmaaß zeigen, sind solche, welche in ihrer Bildung ein bedingendes Gesetz erkennen lassen, weil eben deshalb es sich nicht blos um Quantität sondern um Qualität handelt, und die Form also auf einem inneren Grunde beruht. Es ist Mannigfaltigkeit da, und zwar vollständig zur Einheit verschmolzen, wie ähnliche geometrische Figuren bei verschiedener Größe nach einem und demselben Gesetz gebildet sind. Hier kann der Verstand das Gesetz noch auffinden, denn er selbst hat es gemacht. Krumme Linien, deren Bildung auf keinem ihm begreiflichen Gesetze beruht, wird er daher unvollkommen nennen, und daher auch fast sämmtliche von Naturgestalten aufgezeigte krumme Linien, etwa mit Ausnahme der von den Gestirnen in ihrem Laufe beschriebenen. Und doch belehren auch hier die Abweichungen gerade der richtigsten und vollkommensten Taschenuhr von der Sonnenuhr den Menschen, und nöthigen ihn zur Anerkenntniß der Differenz zwischen dem Verstandesgesetz und dem immanenten Gesetz des Naturlebens. Der länglich runde Umriß vieler Blätter, ebenso die des Ei's bleiben für mathematische Berechnung unlösbar. Die Natur spottet auch in diesen Erscheinungen der Abstraction, welche doch dem Menschen lehrt, den Umfangs-Raum eines Gebäudes genau nach einem der Kegelschnitte zu er-

bauen. Wie vielmehr iſt dies bei den Konturen des animaliſchen, inſonderheit menſchlichen Körpers der Fall. Als Hogarth ſeine ſogenannte Schönheitslinie, die Wellen- oder Schlangenlinie bekannt machte, meinte er das Geheimniß der Naturform fixirt zu haben, ein verfehlter Verſuch, der nur beweiſet, daß gerade ein geiſtreicher Künſtler am Leichteſten dem Irrthume, die Schönheit durch Abſtraction gewinnen zu wollen, verfallen kann.

So iſt denn der Verſtand der Naturſchönheit gegenüber auf bloße Annäherung beſchränkt, ohne ſie im Begriff auflöſen und darin feſthalten zu können. Erſt der vernünftigen Betrachtung gelingt dies letztre, da ihr die Naturform weder blos Vorſtellung, noch blos Begriff iſt; vielmehr iſt die Form ihr vom Stoff unzertrennlich, die Geſtalt wird aufgefaßt als Gebilde. Die Bildung, dies iſt das Werden des Gebildes, kommt bei der äſthetiſchen Beurtheilung nicht in Betracht, ſondern das Moment der Vollendung, das Erſcheinen des Gebildes. Im Gebilde erſcheint die Grundbedingung deſſelben, das Leben, und dies wird in der Erſcheinung des einzelnen Naturgegenſtandes, als die darin verkörperte Idee überliefert. Der Grad der ausgebildeten Lebendigkeit bedingt das Maaß des äſthetiſchen Beifalls, welchen die Naturgeſtalt erhält.

Das Alleben Gottes in der Natur wahrzunehmen, iſt den beſchränkten Sinnen des Menſchen unmöglich, und doch es zu wiſſen, es als Idee zu haben, dies, wie wir bereits ausgeführt haben, dieſe Fähigkeit iſt ihm durch die das individuelle Leben im einzelnen Gegenſtande erſchließende Liebe gegeben. Dieſes Alleben verſchließt ſich dem Verſtande, der nun einmal den Unterſchied von Inhalt und Form feſthalten muß, und die Verſöhnlichkeit zwiſchen Unendlichem und Endlichem, nachdem er den Unterſchied für ſich hervorgebracht hat, abläugnet, und wird alſo nur von höheren Geiſteskräften aufgefaßt. Naturerſcheinungen, welche jenes Alleben annähernd wahrnehmen laſſen, haben dies an ſich, daß ſie den Be- iſſ

gleichſam paralyſiren, und an ſeiner Stelle nur einen allgemeinen Zuſtand, das was man Stimmung nennt, in der Seele zurücklaſſen. Wer an einem klaren, warmen Sommertage das Flüſtern der Blätter, das Rauſchen des Bachs, die in der Luft zitternden Vögelſtimmen, das Wimmeln des einzelnen Sonnenſtrahles belauſcht, behält indem er dieſen Inbegriff von Erſcheinungen, ohne daß für Beobachtung der einzelnen Zeit wäre, erlebt, keinen Begriff, kaum eine Vorſtellung, nur eine allgemeine Stimmung, woraus die göttliche Idee ſich erhebt, übrig. Schon weil die Beſtimmtheit der ſinnlichen Eindrücke durch deren concentrirte Fülle aufgehoben bleibt, kann es zur Begriffsbildung nicht kommen. Es bleibt ihm aber die Idee des in Millionen von Geſtalten ſich herausbildenden Lebens. Die Mißgünſtigen ſprechen hiewon wohl wie von einem hohlen, unnützen Pantheismus; es geſchieht aber dies nur aus Verwechslung mit jener von dem abſtracten Denken durch Negation zuletzt zu Stande gebrachten leeren Formel. Aus der liebevollen Hingebung an die ihm überall Leben entgegenathmende Natur iſt dem Menſchen vielmehr die tröſtliche Gewißheit erwachſen, daß das Gemeinſame, welches alle Individuen ſchafft und verbindet, etwas Andres ſein müſſe, als die abſtracte Gedankenformel: ewiges, ruheloſes Werden, ewiger, zielloſer Prozeß, eine Formel, die nur durch die Negation des „Gewordenſeins“ erobert wird, und daher nicht das Abſolute ſelbſt ſein kann, welches dem Denken gerade ſo lange, als es ſich gegen ſeine Befruchtung aus dem innerſten Lebensquell der Seele verſchließt, unerreichbar bleibt.

Der Menſch begehrt nun aber die Idee der Lebendigkeit in der einzelnen Geſtalt wahrzunehmen, und fühlt ſich wo ſie ihm in individueller Beſtimmtheit erſcheint, mächtig angezogen; er ſucht ſich entſprechende Gebilde auf, denn ſie befreien ihn von dem Gefühle der Einſamkeit. Je vollſtändiger das Leben in die Geſtalt übergegangen iſt, je unmittelbarer dieſe ihre Qualität widerſtrahlt, deſto ſchöner erſcheint das Indi-

viduum, und der Kreis der Auswahl unter den Naturgegenständen wird durch jene Foderung schon bedeutend beschränkt. Weil der Mensch sein Urtheil nicht mehr nach abstracten, oder was dasselbe ist, mathematischen Formen abmißt, so läßt er gerade die denselben gemäßesten Naturformen, z. B. die Krystalle, zurück, er wendet sich zur organischen Welt, zum Pflanzenreiche, ohne doch Befriedigung zu finden, die ihm erst die animalische Welt, auf deren Stufenleiter er bis zur Menschengestalt selbst geführt wird, gewährt. Schon die Pflanzenwelt zeigt in ihrer Mannigfaltigkeit unendlich verschiedene Lebensäußerungen, so unendliche, daß zuletzt nicht zwei Rosenblätter gefunden werden, die einander völlig gleich sind. Die größere oder geringere Farbenharmonie erringt den Beifall leichter, als die geometrischen Linien des Krystalls, die nur dem Begriffe, während jene den Sinnen schmeicheln. Die Mannigfaltigkeit der Pflanzenformen beut nun zwar das mehr oder weniger Reizende neben einander, doch läßt sie, — ein höchst wichtiges Merkmal für ihre ästhetische Bedeutung, — in ihren niedrigsten Gebilden höchstens gleichgiltig, aber sie schlägt auch nicht in das Gegentheil, in Erregung des Ekels um. Das Interesse an der einzelnen Pflanze kommt eben so wenig zur vollen Reife, da die Art oder die Gattung vielmehr es ist, die in dem einzelnen Exemplar bewundert wird, mit einem Worte, das Leben ihres Organismus gelangt nicht zur individuellen Bedeutung.

Sobald das Gebiet der Thierwelt betreten wird, ist von diesem Umstande mehr oder weniger die Rede. Der animalische Organismus hat seine nothwendige Aeußerung in der nach Außen gerichteten Bewegung, die selbst wieder, als höheres oder niederes Abbild der Freiheit, Merkmal der Beurtheilung wird. Nicht blos die Gestalt, sondern auch deren Bewegung wird schön oder häßlich gefunden. Dem niederen Lebenszwecke mancher Thierklassen entspricht ihre oft klumpenmäßige oft aus lauter scheinbaren Widersprüchen zusammen-

geſetzte Geſtalt, und ihre Bewegung iſt oft ſo gering, oder ſo raſtlos und ſcheinbar verwirrt, daß die Unfreiheit des Thiers ſogleich in der Erſcheinung ſich darbietet, welche alſo ſo wenig befriedigt, daß Widerwille und Ekel, ja Furcht davon die Folge ſein kann. Hier iſt ſo wenig an Individualität zu denken, daß der Widerwille vielmehr der ganzen Gattung gilt. Miſchgattungen, deren Form dieſen Charakter ſchon zur Schau trägt, träge, ſchleichende Bewegung werden am meiſten häßlich geſcholten. Daß der Ausdruck „häßlich," wenn man von Naturerſcheinungen ſpricht, wiſſenſchaftlich betrachtet, falſch iſt, haben wir ſchon dargethan; aus der Umgangsſprache ihn in dieſer Hinſicht verbannen zu wollen, wäre aber unſinnig, denn man kann dem Menſchen, der bei dem Anblicke eines Thieres blos über deſſen Geſtalt zu urtheilen hat, den Gebrauch des Wortes „häßlich" nicht um deshalb verſagen, weil er die tröſtliche Idee, daß auch das an ſich häßliche Geſchöpf den Werth einer Diſſonanz in der Harmonie der Welt habe, nicht gegenwärtig hat, vielmehr wird er gerade zufolge ſeiner individuellen Natur hier die relative Häßlichkeit mit der abſoluten verwechſeln müſſen.

Je höhere Thierklaſſen betrachtet werden, deſto beſtimmter werden die Theile der Geſtalten Ausdruck ihres Lebenszwecks. Sie heißen am lebendigen Organismus überhaupt nicht mehr Theile, ſondern Glieder. Am gaukelnden Goldfiſch, am flatternden Vogel, am hüpfenden Reh erfreut dieſer Ausdruck der Lebendigkeit in der Geſtalt, wie in der Bewegung. Je höher die Gattung des Thiers deſto höher ſteigt nun auch ſein individueller Werth, die am Würdigſten die Gattung repräſentiren heißen nun erſt ſchön. Je näher der Menſch mit ihnen in Verkehr tritt, deſto mehr deutet er an, daß er in dem Repräſentanten zugleich die Gattung würdigt, und ſondert das einzelne Thier, das dann von ihm lernt, und dadurch im Werthe ſteigt, für ſeine Zwecke ab.

Daß das ſchönſte aller Geſchöpfe der Menſch ſei, iſt,

der Erfahrung gemäß, allgemein menſchliches Urtheil. Es iſt zunächſt dadurch motivirt, weil der Menſch ſich ſelbſt in dem allgemeinen Typus der menſchlichen Geſtalt wiederfindet; und dann weil eben dieſer Typus der ſinnliche Ausdruck der menſchlichen Beſtimmung, Individuum, bewußtes Leben, freie Perſönlichkeit zu werden, iſt. Der Beruf des Menſchen, ſich zum Träger der Idee zu erheben, mittelſt freier That die übrigen Geſchöpfe ungeachtet ihrer phyſiſchen Uebermacht zu beherrſchen liegt angedeutet in den Umriſſen der menſchlichen Geſtalt, in der Bildung und dem Verhältniſſe ihrer Glieder. Langſamer als die des Thiers geſchieht ihre Entwickelung, ihr Wachsthum; zuerſt hilflos iſt ſie auf die ernährende und ſchützende Macht, die Liebe, angewieſen; harmoniſcher als die Thiergeſtalt läßt ſie nicht, wie dieſe im Hervortreten einzelner Organe einen beſondren, ſondern den idealen Lebenszweck hervortreten. Denn die phyſiſchen Fähigkeiten des Menſchen ſind gleichfalls mannigfaltiger, als die eines Thieres. Ohne bei der Zweckmäßigkeit des Baues im Ganzen und Einzelnen, welche bei dem äſthetiſchen Eindruck nur die erſte Vorausſetzung iſt, uns aufzuhalten, faſſen wir die aufrechte Geſtalt, welche Haupt und Blick ſich zum Himmel erheben läßt, als Symbol der geiſtigen Macht, von den irdiſchen Erſcheinungen zu abſtrahiren. Das Gliederſpiel nun und die Geſichtszüge des Menſchen werden zum reellen Ausdrucke ſeines geſammten idealen Lebens. Gerade, was in deſſen Tiefe ruht, die Individualität, der Charakter ſcheint durch die Bewegung der Glieder ſchon hindurch, verräth dem geübten Beobachter ſich ſelbſt z. B. in Gang und Haltung. Aber auch die einzelnen Momente der Seele, Gefühl, Geſinnung, Gedanke, drängen ſich in der Erſcheinung und zwar vor Allem in dem Ausdrucke des Antlitzes zuſammen. Die wunderbare Sprache des Blickes, ein einzelnes Zucken des Mundes, das Erröthen der Schaam und des Zorns, das Erbleichen des Aergers und des Schmerzes, das Lachen und Weinen, die

tiefen Linien in der Stirn des Denkers, Alles dieses enthält eine unmittelbare Ueberlieferung geistigen Inhalts durch sinnliche Form. Am meisten für Gemüth und Gesinnung verrätherisch, zeigt das menschliche Antlitz doch auf die Stufen des Denkens. Der nur Aufmerksame, sagt man, sähe dumm, der Beobachter klug aus, der Begeisterte aber entfaltet erst die ganze Macht seiner sinnlichen Schönheit, während die Leidenschaft dieselbe herabzieht, und ihre Harmonie zerstört. Das ideale Leben erreicht oft so große Macht über die Gestalt, in welcher es erscheint, daß es selbst äußere geradezu hinderliche Bedingungen überwindet. Daher man selbst einen häßlichen Menschen, der im Augenblicke der Leidenschaft nur vielleicht lächerlich aussieht, in dem wahrer Begeisterung, wo die Allmacht der Idee die dürftige Hülle scheinbar durchbricht, schön findet. Die Dummheit raubt den schönsten Gesichtszügen das Interesse, die Bosheit macht sie widerwärtiger als häßliche es sind, ja, es ist bekannt, daß der unbefangene naturwahre Ausdruck der Liebenswürdigkeit den der Gefallsucht, welche auf Täuschung ausgeht, besiegt. Indessen erschwert der Kampf des ethischen mit dem ästhetischen Interesse, der bei der Beurtheilung des Ausdrucks entsteht, die scharfe Sonderung des Antheils, welchen Sittlichkeit und Sinnlichkeit an dem Gesammteindrucke haben; das Gefühl wird der Erscheinung gegenüber, indem es deren ungetheilte Wirkung aufnimmt, bevor der Verstand sie in ihre Unterschiede zersetzt, meistens die Hauptsache treffen, doch wird es erst auf der vernünftigen Stufe, wo es uns nochmals als Gefühl, nur in höherer Potenz, begegnet, die Gewißheit seines ästhetischen Urtheils behaupten können.

Die an sich schöne und von idealem Ausdrucke belebte Menschengestalt ist dem Menschen die seiner Idee des Schönen am Meisten entsprechende Realität. Als individuelles Naturgeschöpf kann sie sogar von einer dem nachbildenden Künstler unerreichbaren Schönheit sein; obgleich die Idee

ausschließt, daß eine vollkommenste menschliche Schönheit, bei dem an Bedingungen nothwendig geknüpften Wesen der Individualität, existire. Wir brauchen, nachdem bisher nur von dem Sinne des Gesichts die Beispiele hergenommen worden, nicht dabei stehen zu bleiben; auch der des Gehörs führt zu demselben Urtheil. Auch die menschliche Stimme ist mehr als die irgend eines Geschöpfes befähigt, idealen Ausdruck zu überliefern, und vollzieht dies in dem lauten Worte, welches laut geworden, von der jedes Begriffs spottenden Macht des Tones getragen ist. Doch dürfen wir in das Gebiet des menschlichen Thuns und Handelns, das sich in bewußter Bewegung kund giebt, uns hier nicht begeben. Indem Handlung überhaupt als schöne Gegenständlichkeit aufgefaßt wird, darf man nicht vergessen, daß die Handlung eben zugleich die Gestalt aus der Sphäre der bloßen Naturschönheit entrückt, und indem sie selbst in das Gebiet der Geschichte gehört, hier, wo nur die Sphäre des Naturschönen zu erörtern war, der Betrachtung entzogen bleiben muß.

III.

Das Kunstschöne. Der Künstler.

Wir haben bisher die Idee des Schönen in Naturgegenständen aufgesucht, und gefunden; auch in menschlichen Werken ist sie enthalten, deren Inbegriff als „Kunst" bezeichnet wird. Die naheliegende Ableitung dieses Wortes von „Können" lehrt sogleich, daß der Inbegriff Alles dessen, was der Mensch irgend hervorbringen kann im weitesten Sinne damit gemeint werde, eine weite Ausdehnung des Begriffs, woraus sich die Nothwendigkeit bestimmter Unterschiede in demselben ergeben wird. Die gesammte Thätigkeit des Menschen bringt

Dinge hervor, welche nach ihrem Inhalte, oder ihrer Form beurtheilt, und darnach gut oder schön genannt werden. Daß in der Idee dieser Unterschied aufgehoben sei, darum kümmert sich das praktische Urtheil nicht, denn nach seiner verständigen Natur hält es sich an die gewiß richtige Erfahrung, daß manches Ding von unschöner Form seinem Wesen, Inhalte, Zwecke nach gut sein könne, während ein andres eben zu nichts gut sei, als schön auszusehn. Der Name „schöne Kunst," welchem ein klägliches Mißverständniß sogar noch schöne Wissenschaften zugesellt hat, ist daher, als jenen empirischen Unterschied bezeichnend, brauchbar, obgleich die Idealphilosophie darin einen Pleonasmus erblicken muß.

Erst nachdem die Betrachtung des Naturschönen erfolgt ist, dürfen wir die des Kunstschönen, als welches eben jenes zu seiner Voraussetzung hat, vornehmen, und weiter untersuchen, wie der Mensch zu dem Vorzuge kommt, es hervorzubringen. Zunächst, da das Schöne, wie wir wissen, Idee ist, gewiß nur insofern er selbst zur Idee gelangt ist, wobei sich sogleich folgende wesentliche Beschränkung ergiebt. Die Idee wird, dies war unser früheres Resultat, dem Menschen aus der Liebe geboren, und zwar aus der Liebe zu einem besondren Objecte, wodurch die Einsamkeit seiner Individualität überwunden, und diese mit der Allgemeinheit zuerst vermittelt wurde. Die Idee war ihm aber selbst in dem Einzelnen als zu einer besondren Form herausgebildet erschienen, und die Liebe war es, wodurch er die Idee aus dieser Form befreite, um sie als Gedanke endlich festzuhalten. Bevor er aber dies vermag wird sein geistiges Besitzthum etwas Andres, nämlich ein geistiges Gebilde sein, und ist als solches in seiner Phantasie vorhanden, die Phantasie tritt vermittelnd zwischen das Object und das Denken, und enthält in ihrer ungeheuren Fülle reichen Stoff für das Letztre. Das geistige Gebilde nun, aus welchem der ganz allgemeine Gedanke, die Idee, befreit werden soll, ist das Ideal, welches bei dem einzelnen Men-

schen zur Idee ein ähnliches Verhältniß hat, wie die Vorstellung zum Begriffe. Die Philosophen lehren gewöhnlich, daß das Ideal als ein Besondres und Späteres der Idee als dem Allgemeinen entspreche, aber sie verschweigen oft, daß dem genetischen Gange des Menschenlebens gemäß, die Idee nur durch das Ideal erreicht wird, und daß man den logischen Begriff allzuleicht mit der Idee verwechseln kann, woraus jene Täuschung entstehen muß.

Auf dem absoluten Standpunkte ging, wie wir gesehen haben, das Ideal in der Idee auf, aber die der Idee gemäße Form, die Welt als Erscheinung Gottes oder das absolute Ideal sinnlich zu schauen, dies blieb den begränzten Organen des Menschen versagt, und alle Versuche der Phantasie über die von den endlichen Sinnen gegebene Vorstellung hinauszufliegen, die Bildlichkeit Gottes zu gewinnen, mißlingen in gleichem Maaße, als die Versuche des abstracten Denkens Gott im Begriffe zu fassen mißlangen, denn die dem Menschen offenbare Manifestation des Absoluten, die Liebe, ist ein fortdauerndes Erscheinen, nicht Erscheinung, und wird am einzelnen Objecte erlebt um als Zeichen dieses Erlebnisses das Ideal in der menschlichen Seele zurückzulassen. Das Ideal ist mithin immer relativer Natur; mit dem absoluten Ideale kann die Wissenschaft nichts weiter anfangen, wohl aber mit dem relativen, woraus sie sich selbst, als Tochter der Idee befreit hat. In der Gestalt des besondren Ideales die allgemeine Idee zu erleben, sie in der individuellen Form zu schauen, dies ist das Vorrecht der geistigen Qualität des Menschen vor allen lebenden Geschöpfen dieser Erde.

Es liegt nun ganz nah, daß der Unterschied zwischen der individuellen Form eines Naturobjects und der Idee betrachtet wird. Die Kluft des Allgemeinen und Besondren ist zwar in der Idee aufgehoben, aber nicht in jener concreten Erscheinung, und wäre sie auch so schön, daß sie die würdigste Vertreterin einer ganzen Gattung zu sein schiene. Eben die Gat-

tung hat und bestimmt schon wieder dem Einzelnen die Gränze. Jene Vergleichung der Idee mit dem einzelnen Gegenstande weiset das Loos desselben, die Mangelhaftigkeit, unabweislich auf, gleichwohl hat die Liebe, wie sie der Ursprung der Idee oder der Aufhebung jener Mangelhaftigkeit im Gedanken ist, eben so den Wunsch wach gehalten, dieselbe überwunden zu sehn, den Wunsch zugleich, daß das reale Object ohne seine Form aufzugeben, dennoch Träger der Idee werden möge. Jene geistige Macht, die wir längst als Feindin des abstracten Denkens kennen gelernt haben, die Phantasie, ist die treue Gehülfin des Wunsches. Sie schafft und erhält jene individuelle Form in einer geläuterten Gestalt, die sie zunächst zum Typus für die Gattung erhöht, die keine objective Wirklichkeit hat, nicht dem leiblichen, sondern nur dem geistigen Auge sichtbar. So entspringt das Ideal, welches sich von allen andern Phantasiegebilden durch das Moment unterscheidet, daß in ihm der Widerspruch zwischen der Idee und dem concreten Gegenstande augenblicklich gelöset ist.

Hieraus ergiebt sich zweierlei; zuerst, daß das Ideal ein Gebilde sei, dessen Inhalt die Idee ist, und dann daß das Ideal, da es nach einem besondren Gegenstand, welchen das Auge der Liebe angeblickt hat, gebildet ist, auch nothwendig die Natur der Besonderheit haben müsse. Der Wunsch nach dem Ideale wächst, nachdem er in demselben sein Ziel, seine Befriedigung erhalten, zum freien Willen, welcher eine dem Ideale entsprechende Wirklichkeit fordert. Es soll ein sinnlich wahrnehmbarer Gegenstand geschaffen werden, der die Verkörperung des Ideales und nichts Andres sei. So gebieterisch, so allmächtig tritt diese, die ganze geistige Activität des Menschen in sich concentrirende Foderung auf, daß sie die leiblichen Kräfte desselben sich vollständig, zu unweigerlicher Dienstbarkeit unterwirft, und zur gemäßen Handlung treibt. Dies ist die Thätigkeit der Kunst. Zugleich ist nun klar, daß die nothwendige Besonderheit des Ideals auch die Besonderheit

des Kunstwerks zur Folge haben muß, und durch seine Nothwendigkeit auch die gesammte Kunst in verschiedene Künste zertheilt, deren gemeinsames Band allein in der Idee des Schönen besteht. Wie das Ideal in der Brust des Menschen, so auch tritt die Kunst in der Welt nur unter dem Momente der Besonderheit, nur als einzelne Kunst, und diese wieder nur als einzelnes Kunstwerk auf.

Das Doppel-Verhältniß der Kunst zur Natur und zur Idee ist, seitdem überhaupt ästhetisches Studium getrieben wird, der wesentlichste Gegenstand des Streites geblieben. Die Natur, die Ernährerin und Lehrerin des Menschen, ist sich gleich geblieben in ihren individuellen Bildungen, insofern deren unendliche Mannigfaltigkeit sich immer wieder einem umfassenden Typus unterwirft. Die Kunst aber hat zu verschiedenen Zeiten verschiedene Auffassung der Natur gezeigt, und sich in ihren Produktionen mehr oder weniger an sie gehalten. Die Untersuchungen über Nachahmung der Natur durch die Kunst, und die Abstufungen dieser Nachahmung werden daher den Kunstphilosophen eben so unaufhörlich beschäftigen. Am Einfachsten hat sich Aristoteles, dessen „μίμησις" man fälschlich mit Nachahmung übersetzt hat, da es eher „Darstellung" heißt, hierüber im zweiten Buche der Physik geäußert und das Richtige vollkommen mit den Worten ausgedrückt: „Theils vollendet die Kunst, was die Natur nicht vollenden kann, theils ahmt jene diese nach." Theils über, theils unter der Natur steht in der That das Kunstwerk, entweder dem Ideale oder dem realen Naturgegenstande näher. Verirrungen der künstlerischen Thätigkeit, wie sie sich, seitdem es überhaupt welche giebt, in derselben Schwankung ewig wiederholen, liefern am Ersten den Schlüssel zur Wahrheit. Sie will eine Wirklichkeit schaffen und darin das Ideal verkörpern, zugleich aber auch die individuelle Form des concreten Naturobjectes nicht aufgeben, und bringt ein der Idee des Schönen entsprechendes Werk zu Stande, erst wenn ihr,

beiderlei Ansprüche zu befriedigen gelingt. Mißlingt das künstlerische Bestreben, so kann dies aus doppeltem Grunde geschehn, entweder weil gerade die Naturnachahmung den Künstler zur Entfernung, zum Abfall von seinem ursprünglichen Ideale verleitet hat, oder, weil er demselben allein vertrauend die individuelle Wahrheit des Gegenstandes, dessen Realität verletzt hat. Zwei Richtungen der Kunst, die einander bekämpfen, und durch ihren Gegensatz den Fortschritt der Kunst bedingen, sind in jener Doppelheit begründet. Das Einzelne, das ein Besondres geworden, erreicht den Werth der Individualität damit, daß seine gesammte lebendige Organisation Ausdruck des Charakters wird; ja, es verdient nichts Charakterloses den Namen eines Individuums. Die eine jener beiden Richtungen ist mithin, die sich den charakteristischen Ausdruck zum Ziele wählt. Da ferner das Wesen der Idee nichts als Aufhebung der Unterschiede zwischen dem Allgemeinen und Besondren ist, so wird die ihr entsprechende Richtung die idealisirende genannt. Der Konflikt dieser Gegensätze führt zu ihrer Uebertreibung, und darin zugleich zur Entfernung von der Schönheit, die eben so sehr die Verzerrung als die Bedeutungslosigkeit vermeidet. Das Ideal, unmittelbar zur Realität geworden, dies ist das schöne Kunstwerk, das, wie selten es auch in seiner göttlichen Natur ausgeprägt in der Geschichte der Menschheit auftritt, dann auch die herrliche Blüthenzeit eines Volkes bezeichnet und lange Zeit hindurch die Menschen, unmittelbarer als es die Wissenschaft vermag, belehrt, bis seine Sprache, die Sprache der unmittelbaren Erscheinung des Lebens, immer weniger verstanden wird, bis das Geschlecht und mit ihm die Kunst sich endlich hin und her schwankend theils im Leeren und Charakterlosen, theils in dem Verwirrten und Häßlichen verliert.

Die Idee des Kunstschönen erfordert weitere Erörterung nach dreifacher Beziehung. Die Frage, wie das jene Idee in concreter Realität enthaltende Kunstwerk entstehe, führt zur Be-

trachtung der Wesenheit des Künstlers. Dieser muß die nähere Untersuchung von der Natur des Kunstwerks, dieser endlich die Lehre von dessen Wirkung folgen.

Es liegt uns zuvörderst ob, den Abriß von der allgemeinen Organisation des menschlichen Geistes, der im vorbereitenden Theile mit Rücksicht auf gegenwärtigen Zweck aufgezeichnet worden, zu befragen, um die specielle Organisation eines auserwählten, dessen, der das Kunstschöne hervorzubringen hat, durch jene allgemeinen Grundsätze zu bestimmen. Denn einen ursprünglichen Beruf zur Kunstthätigkeit, freilich ohne sein tieferes Verständniß, fordert auch das nur erfahrungsmäßige Urtheil von Jedem, der Künstler heißen soll. Beruf ist nichts weiter, als individuelle Bestimmtheit, welche auf keinem andren, als gerade dem derselben gemäßen Wege bis zur Freiheit sich aufschwingen kann. Beruf ist jene Nothwendigkeit, welche für die menschliche Thätigkeit die unerläßliche Form ist, insofern nämlich diese Thätigkeit eine wahrhaft lebendige, d. i. freie werden soll. Wir unterscheiden den Künstler von dem Gelehrten, und diesen vom praktischen Geschäftsmanne, und suchen zuvörderst Bestimmtheit dieses Unterschiedes zu gewinnen.

Man hört wohl sagen, daß der Künstler der in der Welt des Ideals, der Gelehrte der in der Ideenwelt, der praktische Geschäftsmann der in der reellen und wirklichen Welt heimische Mensch sei, kann aber nicht umhin, in so flüchtigen Bezeichnungen viel Widersprechendes zu finden. Allerdings ist das Ideal der reiche Inhalt der Künstlerseele, welcher objectiv, im Kunstwerke verwirklicht zu werden strebt und drängt. Wir wissen längst, daß das Ideal überhaupt unmittelbaren Bezug zur Idee hat, ja, nichts als dessen Form ist; ferner, daß das Ideal auf Besonderheit dringt, während in der Idee alles Besondere in der Allgemeinheit aufgehoben ist, aber wir begegnen zugleich der Schwierigkeit, daß das Ideal doppelter Natur ist, nämlich als Träger der Idee des Schönen und der des

Guten. Keinerlei Praxis ist im philosophischen Sinne ohne Ideal, wissenschaftlich soll nichts schön genannt werden, das nicht auch gut ist, und umgekehrt ist es derselbe Fall. Die Erfahrung bestreitet dies gewöhnlich. Dieser Schwierigkeit ist bereits früher durch die Bestimmung von der Idee des Guten begegnet worden. Wir haben die Versöhnung der in der Welt täglich sich darbietenden Feindschaft zwischen Schönheit und Wahrheit das Gute genannt. Die Geschichte an sich, nicht die Geschichtswissenschaft, denn diese ist nur ein Theil der Wissenschaft überhaupt, enthält die Versöhnung der Wissenschaft mit der Kunst, enthält sie in wirklichen praktischen Resultaten. Wenden wir dies auf die That des Künstlers an. Da das Schöne in der Idee einen unmittelbaren Bezug zum Wahren und dadurch zugleich wieder zum Guten hat, so wird, was er hervorbringt, jenen unmittelbaren Zusammenhang erscheinen lassen müssen. Dies geschähe doch nicht, wenn es nur die Lüge oder die Sünde in schöner Form vorführte, dieselbe wird dann nicht mehr schön sein, höchstens den Unkundigen auf kurze Zeit täuschen. Vielmehr hat der Künstler durch seine schönen Gestalten nicht allein ohne daß er es weiß eine Wahrheit zu lehren, sondern Beides, die Schönheit als die Form und die Wahrheit als den Sinn seines Werks in solch' einem gegenseitigen Verhältnisse der Welt zu überliefern, daß auch der Idee des Guten seine That gemäß sei. Müßte der Künstler an alle diese Foderungen denken, sie sich dialektisch auseinander legen, so wäre er sammt seinem Werke verloren, er erfüllt sie aber wirklich, indem er allein seinem individuellen Berufe zur Künstlerschaft, der Foderung seines Gemüths folgt. Sehen wir zu, inwiefern die Erfüllung jener idealen Foderungen an die Aufgabe des Künstlers in dem künstlerischen Berufe selbst gesetzt ist.

Wir haben als die allgemeine Lehrerin der Menschen, als die Vermittlerin des mit dem Loose der Vergänglichkeit behafteten Einzelnen mit dem Ewigen bereits die Religion genannt,

in welcher alle menſchlichen Beſtrebungen ihren Mittelpunkt finden, und worin mithin der Künſtler, der Gelehrte und der auf praktiſche Zwecke Bedachte zuſammentreffen. Das Wiſſen der Wahrheit iſt religiöſes Bewußtſein, das in dreifacher Manifeſtation ſich bewährt. Zuerſt in dem Bilden ſinnlicher Formen, dann im Kampfe des Gedankens, dann in der geſinnungsvollen That. So iſt ſie denn gemeinſame Sonne für Kunſt, Wiſſenſchaft und praktiſches Leben. Jenes im religiöſen Bewußtſein unmittelbar enthaltene Wiſſen der Wahrheit iſt die einzige Weisheit, welche die Kunſt zu überliefern hat, iſt der Sinn ihrer Erzeugniſſe; jenes Bewußtſein, da es unmittelbar der Liebe entſproſſen, und von ihr getragen iſt, iſt der Inhalt, der nur in der ſchönen Form ſeine adäquate Erſcheinung findet. Wo jemals die Kunſt Nebenbuhlerin der Wiſſenſchaft werden wollte, hat ſie ihre Freiheit immer ſelbſt vernichtet, iſt Dienerin der Wiſſenſchaft geworden. Wie wäre es anders möglich; dieſe kann ohne den Kampf, alſo ohne Dialektik nicht beſtehen, ihr Leben iſt Unruhe, durch welche hindurch ſie ſich erſt zur Ruhe hinauf arbeitet, ſie gelangt zur Erkenntniß des Unmittelbaren nur, indem ſie das Mittelbare, deſſen Vermittelung ſie aufſucht, ſelbſt im Gedanken anerkennt. Die Kunſt aber, wo ſie den Boden der Liebe verläßt, iſt ohne Nahrung und muß daher verkümmern und unvernünftig werden. Wo ihr Auftritt in der Weltgeſchichte uns begegnet, iſt ſie zuerſt unmittelbarer Ausdruck der Gottesverehrung, und ihre Ausübung iſt dieſe ſelbſt, um in ihrem weitren hiſtoriſchen Verlaufe nur gleiches Schickſal mit dem religiöſen Bewußtſein zu theilen. Erſt, wenn von den einzelnen Künſten, deren Individualität von der des Kultus abhängt, gehandelt werden wird, kann auch dieſer Zuſammenhang näher nachgewieſen werden, da die einzelnen Künſte durch ihre geſonderte Exiſtenz, durch ihr ſucceſſoriſches Auftreten in der Weltgeſchichte nur Zeugniß für verſchiedene Stufen des religiöſen Bewußtſeins geben.

In den Zeiten des Kunstverfalls ist die angedeutete Trübung des künstlerischen Geistes durch den abstracten Gedanken, der für die Wissenschaft unentbehrliches Mittel ist, nicht das einzige sich darbietende Merkmal. Der Künstler hat einen zweiten Kampf, den mit der Idee der Sittlichkeit zu bestehen. Das praktische Interesse überwiegt, die Foderung des nützlichen Momentes an jeder Handlung ist die herrschende und bringt eine Spaltung zwischen dem Schönen und Nützlichen hervor, wovon der wahre Künstler noch nichts wußte und nichts wissen darf, während er jetzt Zwecken des besonnenen, freien Willens zu dienen sich bestrebt. Damit fällt er nun in das Gebiet der Prosa, und opfert äußrem Zwecke zu Liebe sein Wesen auf, durch den Kitzel, in irgend einer Beziehung Nutzen zu stiften, eben so weit, als durch den, zu lehren, vom rechten Wege abgeführt. Ist denn nun aber, wird man fragen, hiermit nicht ein Widerspruch gegeben, daß der Künstler nur das Schöne hervorbringen soll, und daß, da dieses einmal keinen praktischen Nutzen gewährt, sein Streben von der Idee des Guten doch also ausgeschlossen werden müßte? Wenigstens erblicken diesen Widerspruch die, welche das Nützliche mit dem Guten, das Besondre mit dem Allgemeinen verwechseln. Nur in der empirischen Welt aber existirt der Widerspruch, in der Idee ist er überwunden. Denn wir haben den Lehrsatz bereits gewonnen, daß die Idee als die des Guten den Gegensatz des Wahren als des Inhalts und des Schönen als der Form in sich versöhne, daß also das Gute ohne das Schöne nicht zu Stande käme. Bildlich zu reden, wo keine Blüthe war, giebt es keine Frucht. So im Leben des einzelnen Menschen ist die Schwärmerei der Jugend für die energische That des Mannes weissagerisch. Nicht anders ist bei den Völkern die Kunst die Form, womit die Bildung beginnt, nicht aber sich vollendet. In der Idee ist nun, was in der Erfahrung aus einander tritt, vereinigt; und der Künstler, der nichts andres, als das Ideal in die Wirklichkeit zu stellen, also das Schöne

hervorzubringen geſtrebt, und wieder geſtrebt, der hat mithin, indem ihm dies gelang, indem er die ſchöne That vollbrachte, auch das Gute gethan. Die Aeſthetik wird ihre Belehrung vorzugsweiſe in denjenigen Perioden der Geſchichte finden, worin jene Begriffsverwirrung noch dadurch unmöglich wird, daß die Idee des Schönen im geſammten Leben des Volkes ihren vollen Ausdruck gewonnen hat, und daher das Schöne ſelbſt zugleich das Wahre, wie das Gute vertritt. Erſt in den Zeiträumen der vielſeitigen Bildung, der Civiliſation, entzweit der Künſtler ſich leicht mit ſich ſelbſt, und vernimmt die warnende Stimme des in ſein Weſen geſetzten eigenthümlichen Gewiſſens. Denn ein ſolches, das man das künſtleriſche nennen kann, giebt es eben ſo wohl, als eines für Wahrheit und Sittlichkeit, das bei der Lüge oder der Sünde ſich regt. Es wird ihm zuflüſtern, daß je abſtracter, alſo je regelmäßiger die Form ſeines Werks gerathen iſt, daſſelbe um ſo ärmer an unmittelbarem Leben ſei, daß er Maaß und Zahl zu Hülfe genommen habe, anſtatt ſich unmittelbar in den Naturgegenſtand zu verſenken, daß ihm, mit einem Worte, die wahre Liebe gemangelt habe. Er wird die Strafe darin empfangen, daß ſchlechte Kritiker ſein Werk gerade um jener abſtracten Regelmäßigkeit willen loben, während der einfache geſunde Sinn vor demſelben kalt bleibt. Jenes äſthetiſche Gewiſſen ferner wird ihm ſagen, wenn er aus ſittlich ſonſt ganz guter Abſicht, um die Achtung vor moraliſchen Grundſätzen zu vermehren, ein Kunſtwerk gemacht hat, das nicht aus dem unmittelbaren Drange das ſchöne Ideal herauszubilden, ſondern nur als Mittel zu einem andern an ſich vielleicht guten Zweck entſtanden iſt. Es braucht hier noch nicht an Egoismus gedacht zu werden. Die Sittlichkeit hat den Kampf mit übereinkömmlichen Formen, welche von der Idee des Guten durchaus nicht belebt ſind, zu beſtehen, Formen, die aber für das Weſen genommen, in ihrer Erſcheinung das Erlogene, mithin Schlechte ſogleich zur Schau tragen, wenn ſie ſich in das Kunſtwerk

verirren. Sie vernichten nun die Schönheit, während die Sittlichkeit, bevor sie der Abstraction und der Gewohnheit ihre Freiheit verkaufte, nur als Schönheit erscheinen konnte. Das ästhetische Gewissen des Künstlers wird dagegen gerade schweigen, sobald in dem Kunstwerke selbst nur ein wissenschaftlicher, ja vielleicht selbst sittlicher Irrthum von dem unpoetischen Beobachter wahrgenommen wird; denn diesem fehlt die Naivetät des Künstlers, der sich einen Irrthum in der Bildung der Gestalt, als Beleidigung des Ideals, weit weniger verzeihen würde, da er ihn unmittelbar wahrnimmt, während er auf seinem Standpunkte jenen noch gar nicht einsieht. Der Verstand mit seiner lästigen Frage nach Wahrscheinlichkeit, oder der Nachweisung chronologischer Irrthümer, oder irrationaler Rhythmen bekennt nur, daß er die Werke Shakespeares, Raphaels oder Mozarts nicht begreifen kann. Wenn endlich aber der Künstler in seinen Erzeugnissen die sinnliche Form, die zu bilden ihm gegeben ist, mißbraucht, um damit der Lüge oder der Sünde zu dienen und sie ins Leben zu rufen, so kann seine Vergebung selbst nicht mehr nach der Idee des Schönen, sondern muß nach der des Wahren oder des Guten gerichtet werden, wie ihn dann auch, wenn er noch nicht überhaupt gewissenlos ist, nicht mehr das ästhetische, sondern das ethische Gewissen selbst warnen wird. Solche Kunstwerke haben ein Scheinleben, und täuschen nur kurze Zeit durch die erborgte Form, wodurch ein wesentlich negativer, folglich häßlicher Inhalt verkleidet wird.

Nachdem nunmehr bestimmt worden, wie sich der Künstler zum Manne der Wissenschaft, und dem des praktischen Lebens verhalte, gelangen wir zu der andern Frage, wie sich seine besondre psychische Organisation zu der allgemein menschlichen verhalte, oder wie die Bedingungen seines geistigen Berufs beschaffen sind, es ist die Entstehung des Kunstwerks, die wir, auch hier der genetischen Darstellungsweise getreu, zuerst untersuchen, um ihr die Betrachtung des Kunstwerks selbst, und dann die von dessen Wirkung folgen zu lassen.

Da das Wort „Kunst" im weitesten Sinne Alles bezeichnet, was eine Frucht des menschlichen Können ist, so kann sie auch für die äußerliche Erscheinung der menschlichen Activität überhaupt genommen werden; ihre Erzeugung setzt zunächst die volle Energie des menschlichen Willens voraus, ohne welchen die Productivität des Menschen sich von der instinktmäßigen des Thieres nicht unterschiede. Diese Energie des Willens ist allerdings der Träger auch der künstlerischen, weil überhaupt aller menschlichen Thätigkeit, aber, da wir längst ein ästhetisches und ein praktisches Ideal unterschieden haben, so können wir uns bei jener Auskunft nicht begnügen, sondern dringen auf besondere Bestimmung des Seelenzustandes, woraus das ästhetische Ideal, sammt der Energie des Willens, es zu verwirklichen, hervorgeht. Dieser Seelenzustand ist nun der Zustand der Liebe, ganz unmittelbar genommen; er ist das Erfülltsein von dem ganzen Gegenstande, wobei noch von gar keiner Trennung nach Inhalt und Form desselben die Rede ist, sondern derselbe unmittelbar durch das höchste Aufgebot der Seelenkraft in das Reich der Vernunft und zwar unter der besondern Gestalt des Ideals gehoben wird. Diese Gestalt ist Inhalt der künstlerischen Erfindung. Das aufs höchste ergriffene Gemüth, das über der Macht der Empfängniß erlegen wäre, hat die gesammte Seelenthätigkeit zu ihrer Befreiung gerufen, und die Phantasie hat zuerst der sinnlichen Vorstellung die Gestalt entrissen, sie in jenes höhere Gebiet, wo die Gestalt die Idee zu ihrem Inhalte bekommt, um sich derselben gemäß, also zum Ideal zu gestalten, emporgehoben, — ein Zustand der Entrückung, des unmittelbaren Schauens der Wahrheit unter der Gestalt der Schönheit, kurz des Erfindens — den die Griechen, in Anerkennung seiner göttlichen Natur, Enthusiasmus nennen. Den von Gott Ergriffenen, Erfüllten nannten sie ἔνθεος, während vom deutschen Gebrauche nur wieder das von dem den Zustand selbst bezeichnenden ἐνθουσίασις, oder ἐνθουσιασμός abgeleitete Wort ἐνθουσιαστής, noch

dazu häufig im trivialſten Sinne, aufgenommen worden iſt. Durch gedankenloſen Gebrauch iſt das tiefbedeutſame Wort „enthuſiaſtiſch“ mit „leidenſchaftlich“ verwechſelt worden, weil die äußere Aehnlichkeit in der Erſcheinung beider von einander weſentlich unterſchiedenen Zuſtände den Verſtand, der an das Ideenreich einmal nicht herankommt, jeden Augenblick irre leitet. Die Leidenſchaft iſt, nach früher mitgetheilter Beſtimmung, der ſchlechthin unfreie Zuſtand, der der Sklaverei, der durch die beiden Pole „Liebe und Haß“ ſich näher beſtimmt; die Liebe auf dieſer Stufe iſt eben ſo blind, als der Haß; indem wir ſie als das Abſolute, als das Poſitive, das ſeinen Gegenſatz überwunden hat, beſtimmten, iſt die Foderung gegeben, den Enthuſiasmus als Freiheit und Nothwendigkeit zugleich zu faſſen, als den Augenblick, worin das Ideal geboren wird. Die Lateiner haben kein dem griechiſchen entſprechendes Wort, da inspiratio nur den Act des Einhauchens, oder Entflammens, nicht den Zuſtand bezeichnet. Das deutſche „Begeiſterung“ iſt ſehr ſpät entſtanden, während das Zeitwort „geiſten“ auch „begeiſten“ ſich ſchon am Ende des Mittelalters findet, wo es „Mittheilung des Geiſtes“ bedeutet. Indeſſen iſt immer durch „Begeiſterung“ der Zuſtand, auf welchen es uns ankommt, fixirt. Das Wort heißt ſo viel, als des göttlichen Geiſtes voll ſein, und wenn man davon wieder das Zeitwort „ſich begeiſtern“ gemacht hat, ſo kann daſſelbe nur ſo viel heißen, als der eigenen Begeiſterung nicht durch Willkühr in den Weg treten. Denn daß dieſelbe das Moment der Paſſivität und Activität zugleich in ſich befaßt, dies eben iſt ihr Weſen, welches ausſchließt, daß ſie nicht Erzeugniß der menſchlichen Spontaneität ſein könne. Die Receptivität des Menſchen iſt durch ſeine Individualität beſtimmt, mithin an die Beſonderheit gebunden, ſie iſt die beſtimmte Seite, von der aus ihm das Reich der Liebe eröffnet, und damit ſeine wahrhaft freie Thätigkeit zugleich verwirklicht wird. Begeiſterung iſt hiernach der freie Zuſtand, womit die göttliche Natur des

Menſchen ſich zuerſt entfaltet, ein Zuſtand, deſſen Erzeugung zwar nicht, wohl aber deſſen Verwendung, ſo wie deſſen Zerſtörung in ſeiner eigenen Macht ſteht.

Das Ideal, die Blüthe der Begeiſterung, iſt zunächſt als Phantaſiegebilde vorhanden, jedoch in ſeiner Bildung zugleich Ausdruck der Vernunft; wenn es dies nicht iſt, ſo ſoll man den Namen des Ideals nicht daran verſchwenden, es iſt vielmehr ein unter der Macht der Willkühr ſtehendes, nicht der Begeiſterung entſprungenes Gebilde, das ſogar geradehin unvernünftig ſein kann. In der Begeiſterung iſt das Häßliche ebenſowohl, als die Lüge und das Schlechte überwunden, in den Zeiten des Kunſtverfalls tritt der Abfall von dem Abſoluten, von der Liebe, bald in dieſer bald in jener Form der Verneinung hervor. Wie nun aber das Aufgebot der ganzen Kraft der Seele in der Begeiſterung, woran Gemüth, Geſinnung und Geiſt gleichmäßig betheiligt ſind, Statt findet, ſo treibt ſie in unmittelbarer Herrſchaft über die leibliche Natur des Menſchen, zur äußerlichen That, zur ſinnlichen ihr entſprechenden Productivität. Nicht allein das geiſtige, auch das leibliche Auge verlangt das Ideal zu ſchauen. Die Hand bemächtigt ſich demgemäß des ſinnlichen Stoffs, der dem Ideale entſpricht, den daſſelbe bewältigen kann, und ſchafft die Wirklichkeit des Ideales, das Kunſtwerk. Der todte Stoff nimmt das Ideal in ſich auf, und erhält, da das Ideal ſelbſt das Leben iſt, den Schein des Lebens, er wird zur ſchönen Geſtalt. Für den Künſtler ſelbſt iſt ſie nicht blos ſcheinlebendig, ſondern wirklich lebendig, und dies der Sinn des griechiſchen Mythus vom Pygmalion.

In dem Zuſtande der Begeiſtrung erlebt alſo, nach der früher gegebenen Beſtimmung des Wortes, der Menſch zuerſt etwas, und durch dieſes beſtimmte Erlebniß iſt die Idee, unter der Geſtalt des Ideals in ſeine Seele gezogen. Hieraus folgt, daß die Begeiſterung für den Menſchen überhaupt, nicht nur für den Künſtler den Eingang zur Sphäre der Vernunft vermittelt.

Sie ist, ganz allgemein gefaßt, Basis, nicht allein der Kunst, sondern auch der Religion, ebenso der Wissenschaft und der Sitte. Mithin liegt die Frage nah, warum dennoch die künstlerische Thätigkeit nicht bei Jedem hervorbreche, und wodurch nun näher die besondere künstlerische Begeisterung sich von dem allgemeinen, nach ihr benannten Zustande unterscheide. Hierauf ist zunächst zu erwidern, daß hierbei auf das Festhalten des Ideals, als eines Phantasiegebildes, welches der Künstler durch die That zu objectiviren strebt, Alles ankommt. Wir wissen längst, daß die unter der Form des Ideals gegebene Idee, aus jener Form zur Reinheit des Gedankens sich loszureißen Streben und Macht hat, und daß die Wissenschaft dies wirklich vollzieht. Jenes Festhalten des Ideals gelingt dem Wißbegierigen schon deshalb nicht, weil er den Muth hat, die dieser Form zum Grunde liegende Gesetzmäßigkeit aufzusuchen, den Versuch zu wagen, das Ideal in Begriff zu verwandeln, und doch dabei lebendig zu erhalten. Seine Construction will er kennen lernen, wie man bei einer Maschine, nicht aber bei organischen Formen, es wohl vermag, und bedarf also des abstracten Denkens, des Verstandes. Daß er aber einmal das Object erlebt, dessen Ideal flüchtig besessen hat, dies bestimmt seine weitere wissenschaftliche Arbeit, und schützt sie vor der Verirrung derer, die mit dem Verstande allein an das Object, ohne es erst durch die Liebe zum Ideal erhoben zu haben, herantreten, und mithin niemals die im Object darliegende Idee, sondern nur dessen todten Begriff erobern. Die wahre Wissenschaft verdankt ihren Ursprung gleichfalls dem Ideale, das sie aber als solches nicht brauchen konnte, sondern in die Idee verwandelt hat. Man kann in diesem Sinne das System jeder Wissenschaft in seinen ersten Anfängen „Ideal" nennen, das mit Blitzesschnelle unter der Form eines bloßen Einfalls in der Seele des Schöpfers auftrat, und das der Geist nun nicht mehr loslassen konnte. Auch das wahre Wissen ist Erfinden, nicht erlernen. Die Erfindung geschieht nur in einem Momente der Begeisterung,

wie er oben geschildert worden, sie ist Offenbarung, und zugleich eigenes Erzeugniß, liefert gleichsam nur den Embryo, woraus die ganze Gliederung einer Wissenschaft hervorgeht. Gar viele Denker sind reich an Einfällen, ohne die Kraft zu ihrer Ausbildung und Entwickelung zu haben, wie dies z. B. bei Hamann der Fall war; gar viele, die niemals die Liebe besessen, und diese durch die Gewohnheit des Denkens zu ersetzen suchen, täuschen die Welt durch das Erlernte und Ersonnene, das niemals Lebenskeim hatte. Aber keine einzige Wissenschaft, und sei sie die abstracteste, kann des glücklichen Augenblicks der Begeisterung, wo die Liebe selbst den sprödesten Stoff, etwa mathematische Formen oder Zahlen, fruchtbar gemacht hat, daß er den fruchtbaren glücklichen Einfall gewährte, entbehren. Aus solchen Augenblicken bildet sich die Reihe von Marksteinen für ihren geschichtlichen Gang. Und was man zur Erklärung des psychischen Phänomens „Einfall" genannt, welcher eben die Erfindung bezeichnet, vorgebracht hat, die schwankenden Berichte über die Ideenassociation, oder die Hülfsmittel der sogenannten Erfindungskunst, ohne welche die im Formalismus untergegangenen Rhetoriker nicht von der Stelle können, Alles dieses kann den Grund des Ursprungs für den Begriff nicht überliefern. Es geht dem Worte „Einfall" wie dem Worte „Liebe", es muß sich dazu hergeben, das Höchste und das Tiefste, das Absolute und das Relative zu bezeichnen. Jene Fünkchen des Erfindens, die man wohl Einfälle nennt, und die gänzlich unvernünftig sein können, mag man, aus der an todten Mechanismus erinnernden Ansicht von einer sogenannten Association der Vorstellungen, oder Beziehungen des Subjects zum Object immerhin zu erläutern suchen. Die Verwechselung der Vorstellung mit der Idee ist die unvermeidliche Schuld, womit sich gewisse Philosophen zu belasten nicht aufhören. Der Einfall κατ' ἐξοχήν aber ist der Blitz der göttlichen Idee, welche die Seele erleuchtet. Gemeinsamen Ursprung hat die Wissenschaft mit der Kunst, näm-

lich das Ideal, welches nur dort unmittelbar zur reinen Idee wird, hier aber seiner Form nach festgehalten, und durch die Energie der äußerlichen That zur sinnlichen, näher zur schönen Gestalt wird; die Begeisterung erkennen Beide als den Zustand an, worin sie das Ideal empfangen, und damit ihren vernünftigen Anfang nehmen.

Ursprünglichkeit ist das höchste Lob, das irgend einem Menschenwerke beigelegt werden kann; ihren Begriff haben wir bereits gewonnen, ihren näheren Bezug auf den Künstler finden wir nun leicht: sie muß, was diesen betrifft, zum unmittelbaren Kriterium die Form haben. Das Festhalten des Ideals, als der besondren Form, worin die Idee ihm erschien, bis es zur objectiven Kunstgestalt herausgebildet worden, ist der Act, dessen nur er fähig ist; ungeachtet der an gewissen Zeitverlauf gebundenen Arbeit, enthält während derselben die unmittelbare, unangetastete Gegenwart des Ideals allein die Bürgschaft dafür, daß das Kunstwerk in Wirklichkeit dessen Spiegelbild, und als solches wieder Spiegelbild der Idee für die Menschen werde. Ursprünglichkeit der Production überhaupt, wofür gewöhnlich das Wort Originalität gebraucht wird, verbürgt allein jene höchste Entwickelung einer Individualität zur vollkommnen persönlichen Freiheit, welche fruchtbar im wahren Sinne des Worts sein kann; eine solche nennen wir Genie (ingenium, εὐφυία), und da wir es hier mit der Kunst zunächst zu thun haben, so läßt sich nicht hindern, daß sogleich, indem an jene Fähigkeit ursprüngliche Gebilde zu erzeugen gedacht wird, man künstlerisches vom wissenschaftlichen, oder politischen Genie für den Begriff absondert. Die Naturbestimmtheit eines Individuums dehnt sich nun allerdings bis zu diesem höchsten Berufe einzelner Menschen aus. Denn das Genie setzt reichliche ursprüngliche Begünstigung in seiner Organisation voraus, eine solche, eine in so seltenen Fällen erfolgende, daß mit Recht gesagt wird, nur wenige Menschen, und zwar eben die in solcher Weise Bevor-

zugten, machten die Weltgeschichte a[illegible] Das Genie ist Blüthe des Geschlechts, das nur seine U[illegible]ache und Bedingung zu sein scheint, Blüthe eines Zeitraums, der in ihm dem nächstfolgenden sich bleibend offenbart. Es ist prophetisch, weil es für diesen spätren Zeitraum arbeitet, welchem erst das Räthselhafte, das tiefe Mysterium, welches die Mitwelt höchstens mit scheuer Bewunderung ahnungsvoll anstaunt, zur Klarheit wird. Das Genie ist endlich Offenbarung Gottes im einzelnen Menschen, die das in der Geschichte der Menschheit sich entfaltende göttliche Leben zum einzelnen Phänomen werden läßt. Die vollständige Harmonie aller Seelenkräfte ist bei dem Genie wesentliches Merkmal, eine Harmonie, welche neben dem in Gemäßheit seiner individuellen Aufgabe bestimmten Verhältnisse dieser Kräfte besteht, und in allen Aeußerungen die ungestörteste Sicherheit zur Folge hat. Die Unentschiedenheit, das mittelbare Verfahren minder begünstigter Naturen tritt neben der Unwiderstehlichkeit, womit das Genie die gewaltigsten äußeren Hindernisse überwindet, ins volle Licht. Die Hellenen legten solchen Naturen das Dämonische bei, in Anerkennung jener geheimnißvollen Macht der Ursprünglichkeit, zu welcher die geringeren und schwankenden Geister sich in abhängigem Verhältnisse zeigen.

Ueber die besondre psychische Organisation des künstlerischen Genies haben die Aesthetiker sich vielfach vernehmen lassen; Beschreibungen, medizinischen Rezepten nicht unähnlich, von der bei demselben vorkommenden Mischung der Seelenkräfte, oder, wie man es früher nannte, Seelenvermögen, sind dabei zum Vorschein gekommen. Uns ergiebt sich als erste Bedingung die ideale Empfänglichkeit, oder, nach gewöhnlicher Redeweise, Reichthum des Gemüths, als dessen Dienerin und Begleiterin wir die Phantasie erkannten. Der Weg durch die derselben feindliche Abstraction hindurch bleibt dem künstlerischen Genie fremd, ist ihm auch überflüssig, weil es auf jenem andern unmittelbar in das Gebiet der Idee durch

die Liebe selbst eindringt. Der Lebenslauf des Genies läßt Stufen wahrnehmen, welche ein Werden, Blüh'n und Vergeh'n bezeichnen; aber die Reihe aller seiner Werke trägt ein gemeinsames Gepräge, den Ausdruck der Individualität ihres Schöpfers, nothwendigen Ausdruck, welcher sie vor unzählbaren anderen unterscheidet und nach ihrem Ursprung erkennbar macht. Dieser Ausdruck des Genies ist der Styl. Nicht niedriger nämlich darf die Philosophie den Begriff dieses Wortes stellen, welches durch die Lehrer der Sprach- und Redekunst oft in seiner Bedeutung herabgewürdigt wird. Dennoch ist, auch wenn vom Style nur auf die Sprache Anwendung geschieht, seine Bedeutung immer dieselbe, als wenn man an Kunststyl im Allgemeinen denkt. Die beiden einander bekämpfenden Ansichten lassen sich auf den wesentlichen Unterschied zurückführen, daß den Einen der Styl etwas streng Subjectives sei, ein Sinn, der dem bekannten Ausspruche, „der Styl sei der Mensch selbst" zu Grunde liegt. Die Andern kehren das Verhältniß um, und meinen, der Styl sei vielmehr die Sache, der Gegenstand, den der Künstler behandeln, darstellen will, er sei durch die Natur des Gegenstandes bedingt, und mithin etwas ganz Objectives. Hiervon wird in dem Abschnitte von der Poetik, wo wir den Gegensatz von Lyrik und Epik antreffen, näher die Rede sein. Schon hier aber ist klar, daß in höherem Sinne gefaßt die Bestimmung des Kunststyls nicht an irgend welchen Gegensatz gebunden sein kann, vielmehr dessen Aufhebung an sich selbst ausdrücken muß. Der Styl als äußeres Merkmal des Genies ist weder allein die Freiheit, noch allein die Nothwendigkeit des Ausdrucks, er ist Beides, er enthält nicht allein das lebendige Ideal, sondern ist zugleich dessen Versenkung in einen besondern Stoff. Nur von demjenigen menschlichen Erzeugnisse, das organisch heißen darf, weil seine Lebendigkeit mittelst seiner Form vollständig zu Tage liegt, darf man sagen, daß es Styl besitze, und daß es mithin Ausdruck der Macht des Genies sei.

Nun begegnet nichts häufiger, als daß die Ausdrucksweise des Genies gerade um ihrer Unwiderſtehlichkeit willen ſich vielen aufdringt, welchen die Autokratie der Urſprünglichkeit fehlt, weil ihnen das weſentliche Moment des künſtleriſchen Berufes, das Feſthalten des Ideals verſagt iſt. Es drängt ſie, neben jenen Erzeugniſſen, die der Stempel der Auserwähltheit ſchmückt, ſelbſt zu produziren. Sie werden Nachahmer, und zwar nicht mehr der Natur, ſondern des Kunſtwerks. Der Styl aber, nachgeahmt, iſt nicht mehr wirklich Styl, der Nachahmer des Genies iſt ſelbſt etwas Andres als dieſes, er iſt nur mit Talent begabt. Das Genie macht überall die Ereigniſſe, die das Talent benutzt. Sobald die Einheit, der Standpunkt der gleichzeitigen Freiheit und Nothwendigkeit verlaſſen iſt, ſchwankt die Ausdrucksweiſe des Künſtlers zwiſchen der Subjectivität und Objectivität. Im erſtern Falle gewinnt allerdings die Reihe ſeiner Erzeugniſſe ein gemeinſames Merkmal, welches der Unwiſſende leicht mit Styl verwechſelt, obgleich jene ganz ſubjective Ausdrucksweiſe von demſelben dadurch, daß ſie nur das eine der im Style verbundenen Elemente feſthält, ſich unterſcheidet. Das Wort „Manier" bezeichnet die Leiſtungen dieſes einen Theils der Talente, während ein Andrer, gerade umgekehrt verfahrend, ohne alles Feſthalten des ſubjectiven Werths eine chamäleontiſche Biegſamkeit, eine Zerſplitterung in tauſend Objecten zu Tage legt. Dieſe letztern Talente laſſen ſich von dem Aeußerlichen beherrſchen und zeigen in ihrem Ausdrucke das Conventionelle; ſie ſind die unfreiſten von allen Künſtlern, allein abhängig von dem wechſelnden Geſchmack, dem beliebigen Uebereinkommen der Menge; ſie bringen es nur bis zu der leichteſten Herrſchaft über den Stoff, den ſie formell nach Jedes Belieben verarbeiten. Dieſe äußerliche Seite der Kunſt wird als Vielſeitigkeit und Geſchicklichkeit geprieſen, obgleich ſie eben, weil ſie nur Fertigkeit iſt, nicht mehr Kunſtübung heißen ſollte. Es iſt an ein wahres Hervorbringen hier nicht mehr zu denken, an kein Erzeu-

gen, wie es die Griechen ihrem alle Kunstschöpfung überhaupt bezeichnenden Worte „Poesie" unterlegten, sondern nur von der schon bei ihnen der Poesie gegenübergestellten Technik die Rede. Gewohnheit der menschlichen Gliedmaaßen an gewisse Dienste, und Erfahrung in dem, was durch das Gesetz irgend eines Herkommens in Geschmacksachen verlangt wird, bestimmen allein das Werk nach Inhalt und Form, so daß der Verfertiger, weil seine Thätigkeit unlebendig war, auch wirklich etwas, das gar nicht mehr der Idee des Schönen entspricht, hervorbringt. Talente schwanken immer zwischen engbegränzter Manier und verwirrten Forderungen fremder Launen, nämlich völliger Swllosigkeit. Manier, wie gesagt, pflegt sehr häufig, insbesondre in ihren ersten Anfängen, von Jugendfrische begleitet, wie ja auch Jugend mit Schönheit häufig verwechselt wird, für Stwl gehalten zu werden, weil die Grade des Talents unendlich fein unterschieden sind. Von der höchsten Stufe, wo man es dem Genie verwandt findet, und daher noch als genial lobpreiset, bis zu der niedrigsten, wo nur von dem natürlichen Momente, von der Anlage zur Auffassung der Naturformen sich Spuren zeigen, giebt es, wie in dem weiten Reiche der Natur nirgends Uebergänge anders als in einer gewissen Vermittelung geschehn, so viele gradweise abgestufte Bedingungen des künstlerischen Berufes, daß der Unkundige, der die Wirkung des wahren Kunstwerks nie erlebt hat, in dem höchsten Talente sehr leicht den höchsten Kunstberuf zu sehen meint. Verzeihlicher Irrthum! Das reine Sonnenlicht des Genies steht ihm bereits zu fern, es blendet ihn mehr als es ihn erfreut, das getrübte ist ihm lieber; mehr hierüber wird zu sagen sein, wenn wir die Wirkung des Kunstwerks überhaupt abzuhandeln haben werden.

Der Beruf des Künstlers pflegt sich früh schon in dem Finden und Ergreifen desjenigen sinnlichen Stoffes, welcher einst Träger des Ideals werden soll, zu verrathen. Die Liebe, welche das Ideal in dem Künstler entstehen läßt, ihn erfinde-

risch macht, ist zuerst nur in Andeutungen vorhanden. Anlage und Neigung bereiten indessen so viele Täuschungen, daß die Mangelhaftigkeit aller Erfahrung nirgends so sehr hervortritt, als wo es gilt, die Bahn des Genies vorauszubestimmen. In seiner göttlichen Natur liegt zugleich, daß es aller Voraussicht des Verstandes spottet, und sich selbst Gesetze giebt, deren Wesen und Anwendbarkeit später zu erforschen, der Wissenschaft vorbehalten bleibt.

IV.

Das Kunstwerk und dessen Wirkung.

Nachdem von der geistigen Organisation des Künstlers, als des Urhebers des Kunstwerks gehandelt worden ist, betrachten wir das Kunstwerk selbst, das: dem Künstler ein ähnliches Verhältniß wie das Kind zum Vater einnimmt. Das Kunstwerk ist zunächst sinnliches Object, näher das zu sinnlicher Existenz gebrachte Ideal, welches im Kunstwerke zur Erscheinung gelangt ist. Es ist also ein menschliches Werk, welches den Schein des Lebens hat und eben deshalb schön heißt.

Der Verstand unterscheidet an diesem Dinge, wie er an den Naturobjecten that, sofort Stoff und Form. Wird es als Stoff betrachtet, so kommt auf die menschliche Bearbeitung, wodurch er zur Form gebildet wurde, noch gar nichts an; die natürliche Seite des erhabensten und vortrefflichsten Kunstwerks liefert nur ein ganz geringes oder gar kein Interesse; abgesehn von dem Scheine des Lebens ist es werthlos. Um dies zuzugeben, braucht man sich nur an Zeiten und Zustände der Barbarei zu erinnern, wo die Idee des Schönen in den

Menſchen nicht lebte, das Kunſtwerk, das von ihr allein belebt war, daher einſam unter den Menſchen ſtand, und mithin nur ſtoffliche Gültigkeit hatte. Gemälde auf Leinwand oder Blech werden vernichtet, Leinwand oder Blech ſelbſt aber zu Fenſtervorhängen oder Ladenſchildern verwandt, Marmorſtatuen werden zerſchlagen um Blöcke zu gewinnen, Handſchriften auf Pergament werden übertüncht, weil man gerade Pergaments bedarf. Indem nun aber der Verſtand das Kunſtwerk nicht nur als Stoff, ſondern als gebildeten Stoff, mithin als die vom Menſchen dieſem gegebene Form betrachtet, hält er allein die Vorſtellung der Form feſt, und frägt nach dem durch dieſelbe überlieferten Begriffe. Die Form nämlich, ſo verlangt er mit Recht, ſoll einen Inhalt überliefern, aber indem es ihm nur um dieſen zu thun iſt, muß ihm die den Sinnen dargebotene Form als unnützer Aufhalt vorkommen, er betrachtet ſie höchſtens als ein Räthſel, das man wegwirft, wenn die Auflöſung gefunden iſt. Nicht anders werden täglich — und Aehnliches mag wohl auch in geprieſenen vergangenen Zeiten vorgekommen ſein, — von Vielen Gedichte und Gemälde beurtheilt, und der endloſe Jammer des kritiſchen Widerſpruchs hervorgebracht. Bald heißt es, der Gedanke, nämlich der Begriff ſei mangelhaft durch die Form ausgeſprochen, bald wieder, die Form an ſich könne nicht getadelt werden, nur der durch ſie überwieſene Gedanke ſei allzugewöhnlich. Auch wird dieſes verſtandesmäßige kritiſche Treiben dahin ausgedehnt, daß die Form nach mathematiſchen, der Gedanke nach logiſchen Geſetzen beurtheilt wird. Widerſprüche ohne Zahl entſtehen, ſo daß der Verſtand ſich endlich lieber zu andern als zu Kunſtgegenſtänden wendet, da er von dem Kunſtwerke nicht befriedigt werden kann.

Die philoſophiſche, und dieſe nur iſt wirklich äſthetiſche Kritik, läßt ſolche Trennungen, welche dem Begriffe zu Hülfe kommen, nicht zu, und verlangt in dem Kunſtwerk die Vergegenwärtigung des Ideals, mithin, daß die Form, wie ſie den

Sinnen erscheint, nothwendiger Ausdruck der Idee sei; die Freiheit des menschlichen Geistes hat sich der Nothwendigkeit der Form gefügt, mit ihr versöhnt. Dies ist es, was das Kunstwerk aufsteigt, und wodurch es den Schein des Lebens besitzt. Die erscheinende Seite des Kunstwerks oder die Form hat also zum Inhalt das Ideal, wie dieses selbst wieder zu dem seinigen die Idee hat; man darf daher kürzer die Idee selbst als den Inhalt der Kunstform bezeichnen. Diese Form ist eine durch den in ihr waltenden Lebenskeim, die Idee, zugleich in freier Weise und zugleich nach den Gesetzen der Nothwendigkeit hervorgetriebene Gestalt; sie ist zugleich Gepräge der Individualität und zugleich von typischer Giltigkeit. Die Form ist hiernach Erscheinung eines Organismus, und das Kunstwerk hat daher den Schein nicht blos des Lebens, sondern organischer Lebendigkeit, — ein Umstand, welcher das Kunstwerk von andern Menschenwerken unterscheidet. Diese andern sind solche, die ohne jenen Lebenskeim der Idee des Schönen, ihrer Form nach lediglich die in sinnliche Wirklichkeit übergegangene abstracte Regel sind, sie dürfen als von Außen zusammengesetzt, aller Regelmäßigkeit ungeachtet, nicht organisch lebendig heißen. Sie sind in das von der Idee des Guten erleuchtete Gebiet des Handwerks, nicht der Kunst, gehörig, folglich nach der Idee des Guten, nicht des Schönen, nur nach Vergleichung mit dem Zwecke ihres Daseins, nicht unmittelbar zu beurtheilen. Sie sind technische, nicht poetische Erzeugnisse und ihrer Form wie ihrem Inhalte nach von ungleich mehr abstracter Vollendung als die poetischen, deren Erscheinung zugleich über und zugleich unter der abstracten Vollkommenheit, die der Verstand aufstellt, sind. Der Lebenskeim, der die künstlerische Form bestimmt, war es ja auch, der in Naturgeschöpfen als scheinbare Unvollkommenheit der Form für den analysirenden Verstand sich ergab. Der Künstler, der das sinnliche Object zum Ideal erhob, hat diesen Mangel keineswegs vervischt, denn dieser ist eben die Lebensbedingung

alles Concreten, und das Ideal ſelbſt der Idee gegenüber immer genöthigt, das Moment der Beſonderheit feſtzuhalten.

Das Verhältniß des Techniſchen zum Poetiſchen iſt, der aufgezeigten Trennung in der Wirklichkeit ungeachtet, kein feindliches ſo wenig als auf dem Standpunkte der Idee das Schöne und Gute ſich trennen. Wenn nämlich immerhin das Kunſtwerk den Schein des organiſchen Lebens hat, ſo iſt gänzliche Unmittelbarkeit des idealen Schaffens in Wirklichkeit dem Künſtler dennoch durch die Gränzen ſeiner endlichen an den Zeitverlauf gebundenen Natur verſagt. Es iſt immer zunächſt Frucht der Arbeit, welche das ſinnliche Erſcheinen bewußter Thätigkeit iſt, freilich aber diesmal keinen andern Zweck, als den das Ideal in die Wirklichkeit hinauszuſtellen hat, und Zweck wird ſtets nur mittelbar erreicht, nämlich durch das Mittel der Arbeit. Die techniſche Seite am Kunſtwerke iſt die der Bewältigung des Stoffes, welcher Form werden ſoll. Man ſieht leicht, daß bei dieſem Eindringen des organiſchen Lebens in den bisher todten Stoff die techniſche Arbeit nothwendige Bedingung der idealen Arbeit, welche das Kunſtwerk hervorbringt, kurz, daß jene in dieſer inbegriffen iſt; die Technik wird von der Idee des Schönen beſeelt. Der Fleiß des Künſtlers iſt nichts als der fortgeſetzte Drang, dieſer zu genügen, das Ideal zu verwirklichen, weil kein einzelnes ſeiner Werke dieſen Drang ſtillt.

Der Unterſchied zwiſchen techniſcher und idealer Arbeit — von dem ein älterer Kunſtphiloſoph ſagt, es ſei damit wie mit Tagen und Feſttagen, indem jeder Feſttag ein Tag, aber nicht jeder Tag ein Feſttag ſei, — dieſer Unterſchied beſeitigt die oftgehörte Frage nach dem Zwecke des Kunſtwerks. Es hat keinen, als den, das Ideal zu verwirklichen, es zeigt daſſelbe den Sinnen, es iſt mithin ſich ſelbſt Zweck; während die vollkommenſte techniſche Arbeit, etwa eine Uhr, durch ihre Form für einen Augenblick Wohlgefallen erwecken kann, weil die ſchöne Form, hier das acceſſoriſche Moment, zuerſt ins Auge

fällt, aber nicht hierdurch, sondern durch den Umstand, ob sie richtig geht, ihren Werth empfängt.

Ferner ergiebt sich aus dem der Poesie und Technik gemeinsamen Momente der Arbeit, welche dort von der Idee, hier vom Begriffe bestimmt wird, daß die beiden von menschlichen Werken dargebotenen Formen, — wir nannten sie organisch und unorganisch belebt, — einen gemeinsamen Gegensatz, die Formlosigkeit schlechthin, zulassen. Das Wesen derselben ist Negation der Technik. Das Werk ist dann unverständig, mithin auch unvernünftig, da die Idee den Begriff nicht ausschließt, sondern in sich befaßt. Ungeschicklichkeit des Handwerkers, Willkührlichkeit der Phantasie bei dem Künstler bringen beide das Chaotische, Verwirrte, Formlose hervor. Um die ideelle Verwandtschaft des Handwerks mit dem schönen Kunstwerk anzudeuten, hat Göthe ganz zweckmäßig vorgeschlagen, den letztren Ausdruck fallen zu lassen, und nur strenge Künste von freien Künsten zu unterscheiden.

Wenn nun, nach allen hier ausgesprochnen Sätzen, Form und Idee in dem Kunstwerke in so vollständiger Durchdringung zugleich vorhanden sind, daß die ästhetische Kritik sie zu trennen keine Befugniß zu haben scheint, so ergiebt sich sogleich, daß sie, anstatt das Kunstwerk wie eine Leiche zu anatomisiren, vielmehr es, wie die Physiologie den Menschen, als Lebendigkeit aufzufassen hat, womit aber zugleich gegeben ist, daß die Anatomie als Mittel und Träger für jene höhere Betrachtung dienen werde, gerade, wie der Verstand sich zur Vernunft dienstbar verhält. Die Beurtheilung des Werks setzt dessen erfolgte Wirkung voraus, deren sich vollständig bewußt zu werden, der Mensch durch seinen Wissenstrieb aufgefordert ist. Die Frage darnach, wie das Kunstwerk auf den Menschen wirke, liegt mithin jetzt zunächst vor.

Diese Wirkung geschieht unmittelbar, wie auch die Arbeit des Künstlers als ideale, mithin unmittelbare bezeichnet wurde. Wie nun aber dieses unmittelbare Thun des Künstlers

das Moment der Arbeit, mithin der Mittelbarkeit schon in sich befaßt, so bleibt jene Wirkung gleichfalls nicht eine unmittelbare, sondern fordert die Arbeit des Denkens heraus, welches sogleich dialektisch verfährt, indem es Idee und Erscheinung trennt, mit einander vergleicht, und wieder kombinirt. Begeisterung erzeugte das Ideal, und belebte die Arbeit des Künstlers, wodurch sogleich der Zustand der höchsten Freiheit sich selbst in den der Nothwendigkeit begab; Begeisterung erzeugt wieder zunächst das Werk in dem, dessen Sinnen es dargeboten ist, und läutert sich dadurch, daß er mittelst des Gedankens sich selbst wieder das in dem Werke ausgesprochene Ideal zu eigen macht. Liebe, der absolute Quell aller Begeisterung, begründet mithin das wahre Verhältniß des Kunstwerks zum Menschen; jedes andre solche Verhältniß ist ein gleichgiltiges. Die Wirkung, weil sie unmittelbar auf die Sinne sich bezieht, ist zunächst sinnlich, mithin Genuß; wir machen in diesem Genusse eine Erfahrung, deren sich der Verstand bemächtigt, um den darin überlieferten Begriff festzuhalten, aber die Phantasie, die treue Botin der Liebe, duldet diese Trennung nicht, sondern hält vielmehr das Kunstwerk für den Schatz des menschlichen Gemüthes als Ideal fest. Als solches wird es nicht blos erfahren, oder begriffen, sondern erworben, d. h. sein innerstes Leben strömt über in das des Empfängers. Die absolute Wirkung des Kunstwerks ist die, daß dasselbe *erlebt* wird. Diese Bereicherung setzt jene Unmittelbarkeit der ersten Beziehung zu dem Werke als nothwendigen Anfang voraus, gerade wie die Vernunft die Liebe voraussetzt. Wem diese fehlt, der versenkt sich nicht in das Werk, das vielmehr neben ihm in seiner Eigenlebigkeit besteht, ohne sein Leben ihm jemals mittheilen zu können. Bei Weitem die Meisten fassen den ersten Genuß eines Kunstwerks nur als sinnliches Moment, Viele nur als Stoff für den Gedanken, Wenige empfangen in dem ersten Keime sogleich die künftige Frucht. Daß Jugend häufig für Schönheit genommen wird,

iſt bekannt, daß aber eben ſo oft der Reiz der Neuheit mit der Macht wirklicher Belebung verwechſelt wird, ſehen nur Wenige ein, weil ſie nicht begreifen, daß der Geiſt ſeinem Weſen nach Leben iſt, und in ſeiner concreten Erſcheinung, als einzelne Lebendigkeit die Beſtimmung hat, wieder in Leben verwandelt zu werden, etwa, um ein naheliegendes Gleichniß zu brauchen, wie die verſchiedenſten Nahrungsmittel in Blut. Das Neue an ſich regt an, und bleibt trotz der ſcheinbar erregten Theilnahme dem Subject etwas Aeußerliches, das hierauf durch Gewohnheit Gleichgiltigkeit, Ueberdruß, Ekel erwecken wird. Diejenige Erfahrung, welche in ſich den Keim der Lebendigkeit hatte, die alſo von der Liebe getragen war, nimmt den entgegengeſetzten Verlauf, und zwar in der bereits aufgezeigten Weiſe, indem ſie vom Gefühl zum Gedanken und zur Geſinnung den Weg findet.

Die Natur des Kunſtwerks, und der menſchliche Geiſt, der aus ihr Nahrung ſchöpft, begründen einen ſtetigen Prozeß der Gegenſeitigkeit. Der Kunſtgegenſtand dringt ein auf den Geiſt, und ergreift dieſen, damit er ihn feſthalte und ſich aneigne; die Wirkung der Kunſt kann ſich nur erfüllen, indem ſie die geſammte Thätigkeit, die Energie ſeines Seelenlebens hervorruft, und dieſe auf ſolchen Ruf ſich ſelbſt befreit, eine Befreiung von den Banden ſeiner ſelbſtiſchen Willkühr, welche der Menſch zugleich dem Kunſtwerke und ſich ſelbſt verdankt. Auch auf dieſem Gebiete iſt die Paſſivität nur Anfang und Bedingung des Erlebens, nicht dieſes ſelbſt; es handelt ſich hier gleichſam um ein Geſchenk, deſſen Annahme dem Menſchen freiſteht. Betrachten wir dieſen nun als Glied der Menſchheit, und das einzelne Kunſtwerk als Glied der geſammten Kunſtwelt, ſo erhalten wir eine höhere Beziehung, woraus die philoſophiſche Idee in ihrer vollen Reinheit uns entgegenſtrahlt. Die Geſchlechter der Menſchheit kommen und vergehen nicht, ohne in ihren Beiträgen zu der großen Kette der Kunſt zu dem ihnen nächſtfolgenden Geſchlechte zu reden.

In allen ihren Ringen bildet diese Kette den stetigen Ausdruck menschlicher Geistesbildung, und zwar den vollständigsten. Die Zwecke der Geschlechter wechseln, und mit ihnen die Werke, die Mittel, wodurch nützliche Zwecke erreicht werden sollen, so zwar, daß diese Werke nicht, wie die Kunstwerke in ihrer Abgeschlossenheit belassen werden, sondern daß die in der Geschichte rastlos fortwirkende Idee des Guten sie selbst nur wieder als Mittel zu neuen Zwecken aufnimmt, und weiter verwendet. Das Kunstwerk an sich hat dagegen monumentalen Sinn, welcher, wie die Memnonssäule den Sonnenstrahl, den Blick des menschlichen Geistes erwartet. Stumm, oft für Jahrhunderte, fängt es erst, wenn die Zeit dazu gekommen ist, wieder zu erklingen an. Und wann ist es dazu Zeit? Unstreitig sobald die an dem Werke in wechselnden Geschlechtern vorüberwallende Menschheit eine Bildung, einen Zustand mitbringt, verwandt jenem, aus welcher das Werk geboren wurde; dann ist die Möglichkeit gegenseitiger Beziehung wieder eingetreten, ein menschlicher Zustand, der die Befruchtung durch das Kunstwerk zuläßt. Während alsdann Werke der Wissenschaft allein zum Gedanken reden können, feiert das Kunstwerk den Triumph als lebendiges Spiegelbild einer geistigen Epoche durch unmittelbare sinnliche Macht zu wirken, und mittelst derselben seinen Inhalt dem späten Geschlechte zu überliefern. Ein Gespräch zwischen diesem und dem Genius der Vergangenheit entsteht, von ungleich höherer Lebendigkeit, als jenes mit dem nur in der Sprache niedergelegten Wissen, das in der Welt des reinen Gedankens verbleibt; eine unmittelbare Einwirkung der Vergangenheit auf die Gegenwart, damit diese von jener nicht nur erfahre, sondern sie erlebe und in sich für den Zweck der Zukunft aufnehme. So erhaben ist die Bedeutung der Kunstgeschichte, daß sie wirklich den unmittelbarsten Ausdruck des geschichtlichen Geistes enthält. Wenn man nun aber die lange chronologische Reihe von Kunstwerken, die Reihe von Thatsachen woraus die

Kunstgeschichte besteht, überschaut, so kann der Aesthetik an deren Aufzählung für das Gedächtniß, an der Fülle des von Jahrtausenden gesammelten Vorraths nur in sofern etwas liegen, als dieses Mittel die in den Werken aufbehaltene Geschichte des Ideals erkennen läßt, eine Erkenntniß, welche das Lebensprinzip der Wissenschaft ausmacht. Ohne antiquarischem Fleiße, und ernster Strenge in der Sonderung der Thatsachen zu zürnen, erkennt sie dieselben vielmehr als nothwendige Voraussetzung an, denn die Philosophie wird vor dem Verstande lächerlich, sobald sie die Geschichte in ihrer eigenthümlichen Bedeutung, nämlich in der, daß sie vor dem Wissen ein Geheimniß in sich verbirgt, welches im Wesen der Idee selbst enthalten ist, nicht anerkennt. Ohne über dem Mangel aller endlichen Dinge, daß Anfang und Ende derselben in Dunkel gehüllt bleiben, zu verzagen, arbeitet die Aesthetik dahin, in den schwankenden und wechselnden Erscheinungen der Kunst das geschichtliche Leben des Ideals für die Erkenntniß festzuhalten, und wird, weil in dem Parallelismus mancher durch Jahrhunderte getrennten Bildungsepochen die Sympathie für einzelne derselben auch Seitens des Aesthetikers geradezu wieder nothwendig eintritt, — so unabhängig von solcher äußeren Bestimmtheit viele Philosophen auch zu sein vorgeben, — sie wird damit selbst Geschichte; hat doch jedes philosophische System nur die Aufgabe, das Bewußtsein seiner eignen Zeitepoche auszusprechen, auf daß eine spätere damit wie der Erbe des Huts in der Gellert'schen Fabel verfahre. Die enge Verwandtschaft der Systeme einzelner deutscher Philosophen mit altgriechischen nachzuweisen, ist hier nicht erforderlich, der Einfluß dieser Verwandtschaft auch auf die Art der Kunstbetrachtung ergiebt sich aber schon aus dem Umstande, daß religiöse Weltansicht, Auffassung der göttlichen Idee für alle einzelnen Disziplinen, mithin auch für die Lehre von der Kunst maaßgebend sein mußte. Und wenn man wieder sich an den prophetischen Charakter der Kunst, an

den Umstand, daß deren Blüthe bei allen Völkern der der Philosophie vorherging, erinnert, so wird man genöthiget, zuzugeben, daß auch die unmittelbare Einwirkung der Vergangenheit auf die Gegenwart in der Kunst geschehen mußte, bevor in der Philosophie eine gleiche Gegenseitigkeit möglich war. In der That haben die Systeme Schellings und Hegels die Begeisterung Deutschlands für antike Kunst zum Vorläufer gehabt, einen Zustand fast schwärmerischer Bewunderung, der später tieferer Einsicht, genauerer Erkenntniß Platz gemacht hat, ohne deswegen in seinem eigenthümlichen Werthe ersetzt zu werden. Jene Begeisterung hatte auf die christliche Weltanschauung eingewirkt, und ließ folglich auch die griechische Philosophie den christlichen Philosophen in frischem Morgenlichte erscheinen.

Bevor die Grundzüge der Geschichte des Ideals gegeben werden können, ist nun noch eine andre Untersuchung zu erledigen. Da das Ideal selbst auf die Idee zurückgeführt werden muß, so liegt der Geschichte des Ideals die der Idee, oder der Erscheinung die Geschichte des Gedankens unmittelbar zum Grunde. Abgesehn aber von der historischen Entwickelung der Idee des Schönen, ist in derselben, durch Bedingungen wovon die menschliche Natur nicht loskommt, ein Unterschied, welcher in der concreten Wirklichkeit sich fortdauernd geltend macht, nothwendig gesetzt. Die Kunstwelt weiset ihn in ihren Erscheinungen als einen ewigen Unterschied, nicht etwa als einen nur im Verlaufe der Geschichte periodisch erscheinenden auf, wir nennen ihn einen ewigen, weil in allen geschichtlichen Zeiträumen die Menschen eben an ihre menschliche Natur gebunden sind. Um diesen Unterschied zu begreifen, wird die Psychologie abermals das sicherste Hilfsmittel darbieten, wie dieselbe uns bereits bis zur Idee des Schönen selbst geleitet hatte. Die Wirkung der Kunst auf den Menschen im Allgemeinen war uns die Befreiung von den Schranken, die seine Selbstsucht, daher seine Willkühr um ihn gezogen hatte, so daß

er, der ſich frei wähnte, vielmehr unfrei, ſein eigener Sklave blieb. Der Blitz der Idee, der in und mit dem von dem Kunſtwerke in ſeiner Seele entzündeten Kunſt-Ideale ihn erleuchtete, führte ihn aus der Nacht zum Tageslichte. Zum Erſtenmale glücklich, iſt ſein Selbſtgefühl ein höheres, ein Gefühl Gottes geworden. Nach erfolgter allgemeiner Unterſuchung dieſes erhöhten Zuſtandes gehen wir nun daran, die in der Idee des Schönen enthaltenen Unterſchiede mittelſt der an jenem erhöhten Zuſtande ſelbſt bemerklichen Verſchiedenheit aufzuſuchen. Die dem Schönen verdankte Entzückung, die Wirkung der Kunſt behält ihre abſolute Bedeutung, wenn wir gegenwärtig dieſe erhöhte Zuſtändlichkeit in einen wichtigen Gegenſatz zerlegen. Eben ſo wenig verliert die Idee des Schönen dadurch etwas an ihrer Einheit, daß eine tragiſche und komiſche Schönheit in der concreten Wirklichkeit unterſchieden werden müſſen.

V.

Das Erhabene und Rührende.

Die menſchliche Empfindung, welche ſich mit dem erſten Schrei des Kindes äußert und ſofort, wie im vorbereitenden Theile gezeigt worden, in den Gegenſatz der Luſt und Unluſt zerfährt, iſt endlich auf dem vernünftigen Standpunkte wieder zur Einheit eines höheren Zuſtandes geworden. Hier iſt von der Trennung des Schmerzes und der Freude nicht weiter die Rede, und die Idee des Schönen zeigt einen Zuſtand auf, der die Verſöhnung beider Seiten der Empfindung vollzieht. Allein auf jenem idealen Zuſtande vermag ſich der Menſch, ſeiner mit dem Moment der Endlichkeit behafteten Natur nach,

in der concreten Wirklichkeit niemals zu halten. Schmerz und Freude bemächtigen sich seiner, ehe er sich dessen versieht, auf dem Wege nach jener idealen Höhe, selbst der Philosoph muß jeden Augenblick diese Nothwendigkeit an sich selbst erfahren. Sobald nun der Künstler es übernimmt, in irgend einem den Sinnen zugänglichen Stoffe die Idee des Schönen zur Erscheinung zu bringen, so ist der erste Tribut, den er seiner menschlichen Natur darbringt, der, daß durch das von ihm hervorgebrachte Kunstwerk ein Seelenzustand in dem Genießenden erzeugt wird, welcher, sei dies noch so wenig, sich entweder mehr zum Schmerze oder mehr zur Freude hinüberneigen wird. Oft ist die Schwankung des Züngleins in der Waage sehr beträchtlich, oft unmerklich, genug, es erlebt die Idee des Schönen in Folge dieser Doppelheit der Kunstwerke, in denen sie Erscheinung wird, ihre erste Theilung, sie zerfällt in die Idee des Tragischen und des Komischen. Schon der sinnliche Ausdruck der Idee in der Kunst enthält den Beweis dafür, daß das tragische Ideal eben sowohl als das komische von dem Schönheitsideal abstamme. Beide, indem sie nach diesem gemeinschaftlichen Ziele streben, legen die Neigung sich zu versöhnen an den Tag. Für den Begriff ist zunächst die Feststellung des Unterschieds erforderlich.

Wie viel muß mit den Empfindungen des Schmerzes und der Freude vorgehen, bevor dieselben zum Gefühle des Tragischen oder des Komischen werden! Das Gefühl des Unangenehmen und Angenehmen, Verdruß und Zufriedenheit, Betrübniß und Heiterkeit, Ernst und Scherz sind sinnliche Momente des wechselvollen täglichen Lebens, die durchaus nichts Ideales an sich zu haben brauchen. Mit dem Ausbruche der Leidenschaft erst beginnt ein künstlerischer Zustand, wenn nämlich der Boden der Alltäglichkeit verlassen ist, und die Welt im Farbenlichte des erhöhten Gefühles wie durch ein zauberisches Prisma erleuchtet scheint. Der Mensch, in solchem erhöhten Zustande, giebt handelnd eben so Stoff zu Kunst-

werken, als er dieſen eben ſeinen Zuſtand verdanken kann; die Leidenſchaft, die in Thaten ſich ausſpricht, die Begeiſterung, die ein Kunſtwerk in uns entzündet, ſind einander nahe verwandt. Die Leidenſchaft iſt die Wurzel der Begeiſterung. Der Künſtler, der dieſe empfindet, iſt erſt durch jene hindurch gegangen, die Wirkung ſeines Kunſtwerkes begeiſtert indem es die Leidenſchaft entzündet, aber indem es dieſe zugleich beſchwichtigt.

Das tragiſche Ideal verhält ſich zum komiſchen als reiner Gegenſatz. Jenes beugt unſer Selbſtgefühl, um es dann wieder zu erheben, dieſes ſteigert daſſelbe zuerſt, um es zuletzt wieder herabzuſtimmen. Auf den erſten Blick erſcheint dies vermuthlich Manchem ungegründet. Aus einem Trauerſpiele geht man ja betrübt, heißt es, aus einem Luſtſpiele fröhlich nach Hauſe. Dieſem Einwande iſt nun mittelſt der Wiſſenſchaft zu begegnen. Es kann dies nur geſchehen, und die Wahrheit des aufgeſtellten Gegenſatzes einleuchten, indem wieder die Beſtandtheile des Tragiſchen und des Komiſchen aufgeſucht werden, und dadurch das Verſtändniß beider Ideen hervorgebracht wird. Denn ſchon von Ideen, die der allgemeinen Schönheitsidee untergeordnet ſind, dürfen wir reden. Wir ſehen, daß wir mit jener allgemeinen nicht ausreichen. Zu der Idee des Tragiſchen und Komiſchen ſind wir von der allgemeinen Idee des Schönen, die ſich uns mittelſt der Metaphyſik ergab, herabgeſtiegen; es wird ſich zeigen, daß auch von dieſen beiden jede einem Dualismus unterworfen iſt, der als die Bedingung ihrer idealen Exiſtenz, durch die Kritik als in ihr nothwendig geſetzt, entdeckt wird. Dieſe Unterſuchung, zuerſt mit dem Tragiſchen vorgenommen ergiebt, daß zwei Momente in demſelben enthalten ſind, die ſich als Gegenſätze zu einander verhalten. Wir bezeichnen ſie ſogleich als das Erhabene und das Rührende, und unterwerfen zuerſt das Erhabene einer genaueren Betrachtung, um dann zu der höheren Idee, worin es ſich mit ſeinem Gegenſatze vereinigt,

zurückzukehren. Es wird ſich auf dieſem Wege als Ergebniß die Beſtätigung jenes früheren Satzes, jedes Allgemeine werde nur durch die beſonderen Geſtalten begriffen, worin es erſcheint, einfinden.

Wir können nun auch wieder das Erhabene, wollen wir deſſen Begriff gewinnen, nicht in ſeiner Allgemeinheit belaſſen, ſondern müſſen es in ſeinen beſondern Erſcheinungen aufſuchen. Es tritt hier zunächſt eine Analogie mit der Idee des Schönen hervor, die wir in der Natur und der Kunſt in verſchiedener Art ausgeſprochen fanden. Wir finden auch das Erhabene in beiden Erſcheinungen. Das Gemeinſame derſelben iſt, daß das Selbſtgefühl des Einzelnen dadurch gebeugt wird. Dies geſchieht eben ſowohl durch das Erhabene, wie es in der Natur erſcheint, als durch Dasjenige, welches das Geiſtesleben uns offenbart. Hiermit iſt der nächſte Gang der Unterſuchung angegeben, welche mit dem Erhabenen in der Natur zu beginnen hat.

Wo die Natur uns einen erhabenen Gegenſtand aufzeigt, iſt es zunächſt nur ein ſinnlicher Eindruck, der dadurch hervorgebracht wird. Der Menſch vergißt es für gewöhnlich und zu ſeinem Glücke ſehr leicht, daß er ein ſchwaches, hinfälliges Weſen iſt, daß ungeheure, ſeiner phyſiſchen Kraft überlegene Kräfte ihn umgeben, zu ſeinem Glücke, ſage ich, denn wenn er deſſen in jedem Augenblicke ſeiner Exiſtenz ſich bewußt würde, ſo könnte er weder einen frohen noch glücklichen Augenblick erleben, ſeine Thatkraft wäre gebrochen, ſein Muth geſunken; er käme aus dem Zittern und Bangen nicht heraus. Darin liegt, daß das Gefühl, welches dem des Erhabenen zum Grunde liegt, die Furcht iſt. Dieſe iſt bei dem Kinde am leichteſten erregbar, und am Stärkſten an ſich, weil einmal das Kind in ſeiner überwiegend ſinnlichen Exiſtenz blos ſinnliche, alſo körperliche Kraft, nicht die geiſtige, den Muth kennt, und dann, weil viele Gegenſtände ihm neu, fremd, mithin unheimlich und gefährlich vorkommen müſſen,

bis seine Denkkraft eine hinreichende Masse des Wissens, die ihm den unnützen Wahn benehmen könnte, erzeugt hat. Aus diesem Grunde sucht das Kind andre Menschen auf, und mag nicht allein sein, denn seine Hülflosigkeit fühlt es, ohne davon zu wissen, mithin will es Hülfe in der Nähe sehn. Die Einsamkeit ist der erste Grund der Furcht. Er macht sich sogar bei Thieren, die viel um Menschen sind, bei den Hausthieren, besonders bei den Hunden, auch bei reissenden Thieren, welche gezähmt werden, geltend. Die Einsamkeit wird dem Menschen fürchterlich, je grösser der Raum ist, der ihn umschließt. Hier wirkt das größere Maaß so sehr, daß es selbst bei dem Erwachsenen dies Gefühl der Furcht zur Folge hat, und zwar vorzugsweise bei dem Ungebildeten, dem, der das Denken am Wenigsten ausgebildet hat, wenn nicht etwa wieder die Gewohnheit, die dem Menschen ihrer Natur nach das Denken so oft erspart, es auch hier etwa ersetzt. Dem Erwachsenen auch ist Einsamkeit in einem großen Gewölbe zuerst schauerlich, unheimlich, er hat ein Gefühl der wenigstens verkappten Furcht. Eben so entsteht dieses Gefühl in einer weiten öden Gegend, welche so weit das Auge reicht keinen Menschen, oder gar etwa kein thierisches Leben erblicken läßt; weshalb, um einen Blick in die Kunstwelt zu werfen, eine Landschaft, die gar kein lebendiges Wesen als Staffage zeigt, etwas Melancholisches an sich trägt. Noch stärker wird dieser Eindruck auf dem Meere, wenn ein Einzelner im leichten Nachen nur Himmel und Wasser, also die größte Einförmigkeit der elementarischen Erscheinungen um sich sieht. Da nun der Mensch von der Außenwelt nicht blos durch den Sinn des Gesichts, sondern auch des Gehörs erfährt, so wächst das Gefühl der Einsamkeit durch die Stille. Auch der Laut belebt, und kann die Furcht mildern. Der Schrei eines Vogels über dem Wasser, der Ton einer Orgel in weiter leerer Kirche, ja, das Flüstern in den Baumwipfeln, thut Ausserordentliches. Von Gefahr braucht gar nicht die Rede zu

ſein, jenes der Furcht entſtammende Gefühl beſteht ohne den Gedanken ihrer Möglichkeit. Es pflegt den Menſchen daran zu erinnern, daß ein Theil ſeines Selbſt überſinnlicher Art ſei, und erhebt ſo die Seele zu dem Unſichtbaren, der von dem Einſamen und Hülfloſen am Leichteſten gefunden wird, — der alte Spruch bewährt ſich: Timor facit Deos.

Die Furcht wird ferner auch bei keiner Einſamkeit durch Gegenſtände von rieſenhaften Verhältniſſen, welche die Gränzen der körperlichen Natur des Menſchen ins Bewußtſein rufen, hervorgebracht. Ein Kind zittert vor einem ſehr großen Menſchen, beſonders wenn deſſen menſchliche Geſtalt verhüllt iſt; ein Erwachſener wird vor einem tiefen Abgrunde ſchwindelnd; auch das Ohr läßt dieſe Furcht empfinden, denn das Kind bebt vor einem dumpfen Geheule, der Erwachſene eben ſo vielleicht vor dem Donner. Sie entſpringt naturgemäß aus Nähe wirklicher Gefahr, z. B. vor einem reiſſenden Thiere, vor einer vorgehaltenen Piſtole, die man für geladen hält, und dann iſt ſie eine Folge des Schrecklichen. Der Schreck hängt mit der Plötzlichkeit der Erſcheinung zuſammen, verliert bei der Dauer der Gefahr an Macht, und kann zur Furcht zurückſinken; er lähmt, während dieſe nur zittern macht, er erzeugt z. B. Nervenſchlag, dieſe aber Krämpfe. Das Schreckliche iſt nur ein Extrem des Furchtbaren.

Dieſe pſychologiſchen Zuſtände ſind ſehr nahe verwandt mit dem, welcher durch das Erhabene hervorgerufen wird. Furcht und Schreck verſetzen den Menſchen in einen leidenſchaftlichen Zuſtand, der ſich zum Gefühle des Erhabenen verklären kann, und dann erſt in das Gebiet der Aeſthetik gehört. Alle die angeführten Erſcheinungen verlieren an ihrer furchtbaren Macht, ſobald die Thätigkeit der Seele ihrem Eindrucke entgegen zu arbeiten begonnen hat, und erhöhen dann das gebeugte Selbſtgefühl, das ſich zuſammenrafft, um dem Eindrucke nicht zu erliegen. Ein gewiſſes Gleichgewicht zwiſchen dem Gegenſtande und dem empfindenden Subjecte

wird hergeſtellt, und bewirkt die Anerkenntniß jenes mächtigen Unterſchiedes zwiſchen den phyſiſchen Verhältniſſen des Menſchen und des Gegenſtandes. Die Bangigkeit, die Furcht, wird mittelſt jener Erkenntniß beruhigt, und zur Bewunderung veredelt, die bei niedriger Ausbildung der geiſtigen Kräfte auf dem Standpunkte des bloßen Staunens verbleibt. Als näheres Merkmal des Erhabenen ſtellt ſich nun die Einförmigkeit, das Zurückdrängen aller Mannigfaltigkeit durch überwiegende Einheit heraus. Die bloße Maſſe ſchon in der einfachſten Form bringt dieſen Eindruck hervor; die ununterbrochene Reihe hoher Berge, der unüberſehbare Spiegel des Meeres, eine zahlloſe Menſchenmenge auf weitem Platze, ein langes einförmiges Geräuſch des Windes oder der Wellen, mit einem Worte die ſcheinbare oder doch dieſelbe anſtrebende Unendlichkeit eines endlichen, ſinnlichen Stoffes. Der Schauer, den dieſe Mahnung an ein Unendliches in den Gliedern des Menſchen hervorruft, liefert den Beweis für das, was oben von dem gebeugten Selbſtgefühle geſagt worden iſt; er iſt von dem Schauer der Furcht weſentlich verſchieden, indem dieſer beharrt, jener vergeht. Was einmal Furcht erregt, ſchließt den ruhigen Eindruck der Erhabenheit vollſtändig aus; was den Schauer der Bewunderung in uns hervorruft, unterſcheidet ſich von jenem durch eine geiſtigere Macht. Der Uebergang beider Schauer mag freilich oft allmählich und ſehr unmerklich Statt finden. Das Erhabene jedoch, das unmittelbar uns mit Bewunderung erfüllt, erhält uns auch eine gewiſſe Zeit hindurch in dieſem Zuſtande, und bedarf keiner Läuterung mehr. Wirkliche Gefahr kann einen Augenblick Schreck, Furcht erregen, zur Bewunderung läßt ſie gar keine Zeit, ſie erweckt den geiſtigen Widerſtand in der Form des Trotzes und Muthes; dunkle Ahnung von Gefahr lag der Furcht des Einſamen zum Grunde; an ſich unbegründet, muß ſie vergehen und giebt, wie gezeigt ward, der Bewunderung Raum; frei tritt dieſe ein, wenn die menſchliche Natur

bei vollem Einklange geiſtiger und leiblicher Kräfte den Eindruck empfängt. Der Schauer findet ſich, ohne daß eine Spur von Furcht eingetreten wäre, wenn wir den Mont-blanc, oder die ägyptiſchen Pyramiden betrachten. Man hat von einer negativen und poſitiven, von einer mathematiſchen und dynamiſchen Erhabenheit geſprochen, Unterſchiede, welche zur Aufklärung des allgemeinen Begriffes nicht weſentlich beizutragen ſcheinen. Dagegen iſt nunmehr derjenigen Erhabenheit einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken, die ſich nicht in der Natur ſondern in menſchlichen Gedanken und Handlungen uns gegenüberſtellt.

Die Erhabenheit der Natur verliert durch Vergleichung an Anſehn, und Wirkung. Alles, was ihr angehört, hat ſeine Gränzen, und kann nicht mehr jene Wirkung auf uns vollſtändig ausüben, wenn wir die Gränze, mithin das Moment der Endlichkeit in unſer Bewußtſein aufgenommen haben. Was der Sinnenwahrnehmung verfällt, unterliegt jenem Geſetz. Das Unendliche nehmen unſre Sinne nicht wahr, aber unſre Gedanken beſtreben ſich, es zu faſſen, und verleihen ihm ſeine Exiſtenz, indem ſie es ſchlechthin als den Gegenſatz des Endlichen, als Ewiges dem Vergänglichen gegenüberſtellen. Für unſer Denken behält es immer jene abſtracte Natur; mittelſt unſeres Gefühles geben wir ihm ſeinen poſitiven Werth, durch den Glauben haben wir ſeiner Exiſtenz uns vergewiſſert. Für das Fühlen hat das Unendliche nichts Unheimliches, Fürchterliches, wohl aber für das Denken, weil dies ſeiner Ohnmacht unerwartet hier inne wird, und der Gedanke des Unendlichen ruft mithin jenen ſelbigen Schauer in unſern Nerven hervor, den ſonſt eine ſichtbare, eine ſinnliche Erſcheinung zu erzeugen vermochte. Der Menſch weiß ſich als Einzelweſen, und bebt vor dem Begriffe des Allgemeinen, das er doch immer wieder als ein Einzelnes aufzufaſſen ſtrebt. Dieſer Schauer würde nur mit der Vernichtung des Menſchen enden, wenn das Denken ſelbſt ſeine vernünftige Natur nicht

geltend machte, welche auf die Selbstbeschränkung als einen freien Act zur Erhaltung der Persönlichkeit dringt. Wir haben denn also als den Gipfel aller Erhabenheit den Gedanken Gottes zu betrachten. Gewiß, alles sinnlich Erhabene verliert durch Wiederkehr, durch Vergleichung; dieses geistig Erhabene behält seine Wirkung. Der Gebirgsbewohner wird gleichgiltig gegen die erhabenen Naturerscheinungen, die ihn umgeben, bis er selbst aus ihrer Nähe sich entfernt und in der Erinnerung ihre Macht desto gewaltiger hervorbricht; der Gedanke aber eines Unendlichen ist der Gewohnheit nicht unterworfen, weil der Mensch nur ein gewisses Maaß seiner Dauer ertragen kann, und immer wieder kraft des in ihm gesetzten Bedürfnisses in diejenige Sphäre, worin er mit den Verstandeskategorieen ausreicht, zurückflieht. Nur das Schreckliche, das jener Gedanke für Denjenigen hat, der sich mit seinen Geisteskräften an die Sinnenwelt anklammert, wird durch die Vernunft, die allein des Gedankens, den sie hervorgebracht, auch mächtig wird, beseitiget, und verwandelt sich in jenen Ernst, der mit feierlicher Stimmung die ganze Seele erfüllt. Hier erst kann nun also von dem Ernst des Todes die Rede sein, dessen Erscheinung in der Natur immer nur schrecklich ist, erst in der Verbindung mit dem Gedanken eines Unendlichen, das dem nothwendigen Loose alles Vergänglichen gegenübertritt, seine Furchtbarkeit verliert. In dem Gedanken des Todes, der als Unvermeidliches gewußt, als ein allgemeines Loos, das unserer Persönlichkeit, unserm Selbst als einem Einzelwesen feindlich erscheint, in diesem Gedanken ist also der eines Unendlichen auf uns selbst, der Gedanke der Unsterblichkeit auf uns, die wir sterben müssen, bezogen. Die Todesfurcht weicht nunmehr dem Gefühle der höchsten Erhabenheit; ein Gefühl, das am Schlusse der ganzen Abhandlung vom Tragischen durch einen besonderen Namen festzuhalten sein wird.

Der menschliche Wille, die unermeßliche Macht, die

der Schranken der Endlichkeit spottend sich hin nach unendlichem Ziele richtet, diese höchste Thätigkeit der Seele, die den stärksten Widerstand gegen die Abhängigkeit setzt, dieses gewaltige Moment der Freiheit in der durch eiserne Nothwendigkeit festgehaltenen menschlichen Natur, gewährt einen nicht minder erhabenen Eindruck als jener Gedanke des Unendlichen, der ohne jene unbegränzte Macht des Willens weder jemals in eines Menschen Kopf entstanden, noch festgehalten worden wäre. Wir sehen diesen Willen in der That des Menschen, mag diese nun in Worten oder Handlungen sich aussprechen, zur Erscheinung gelangen. Der Redner, der den Sinn einer versammelten Volksmenge zu einem kühnen Entschlusse leitet, der Kämpfer, der gegen Hunderte einen Engpaß vertheidigt, erscheint erhaben. Es kommt hierbei zunächst noch gar nicht auf den Beweggrund an, der diese Person leitet; derselbe kann an sich verwerflich, jener Redner ein fanatischer Schwärmer, dieser Kämpfer ein verfolgter Räuber sein. Es ist das Furchtbare wiederum, das Schreckliche, das für einen Augenblick den Eindruck der Erhabenheit gewährt, die über die endlichen Schranken der menschlichen Individualität hinausgehende Macht, welche eine einzelne Persönlichkeit gigantisch ausdehnt. Im wahren Sinne des Wortes jedoch ist von allen Aeußerungen des Willens nur der sittliche Wille erhaben, also die Tugend. Einen Unterschied der Bezeichnung in dieser Hinsicht durch die Worte „erhaben" und „groß" zu machen, ist höchst mißlich, denn dieser letztre Ausdruck, von den Geschichtschreibern zur Bezeichnung einzelner historischer Personen gewählt, wird leider nur zu häufig ohne Rücksicht auf die Triebfedern der Thaten gewählt, worauf bei wissenschaftlicher Beurtheilung es mehr als auf den Erfolg ankommen müßte. Tugend ist ein Allgemeines, ist sittliche Vollkommenheit überhaupt, und wenn sie also in der Handlungsweise eines Einzelnen zur Erscheinung kommt, so befreit sie diesen vor unserm Blicke von der Unvollkommenheit, von der menschlichen

Schwäche, und erhebt ihn über unzählige Geschöpfe seiner Gattung. Wir wissen, daß Tugend Kampf kostet, und setzen, auch wo wir dessen Verlauf nicht sahen, denselben voraus. Sehen wir aber denselben, so wächst der Eindruck mit den überwundenen Hindernissen, mögen diese nun Gefahren oder Verlockungen sein. Der ausgezeichnete Muth des Kriegers, an sich nur ein höheres Maaß des Pflichteifers, die schwere Entsagung aus Pflichtgefühl, die Ausdauer in schweren Leiden liefern Beispiele für das Gesagte. Marcus Curtius, Mucius Scävola, Sokrates, Kolumbus, van Speyck sind gewiß erhabene Charaktere, doch auch mancher Leidende, der viele Jahre hindurch dem Tode mit philosophischer Fassung entgegenging, wie z. B. Christian Garve, ist dazu zu zählen. Ein erhabener Charakter kann das Recht auf diesen Namen durch eine einzige Handlung erwerben, denn eine große Fülle kann in einen Moment zusammengedrängt erscheinen, obgleich dann wie z. B. bei dem freiwilligen Opfertode des Marcus Curtius die Plötzlichkeit derjenigen Ruhe schadet, die das Erhabene als Merkmal so gern in Anspruch nimmt. Nicht anders kann diese Ruhe erreicht werden, als durch Gleichmäßigkeit und Dauer durch eine Reihe von Handlungen, den stetigen Ausdruck der Gesinnung, wo denn Erhabenheit in den Begriff der Würde, — ein Ausdruck auf welchen Schiller so viel gab, — übergeht. Man bewundert sie eben, ohne zu staunen. —

Nachdem die beiden Seiten des Erhabenen, die sinnliche und die geistige oder sittliche betrachtet worden sind, ist der Uebergang zu dem andern Ende des Tragischen zu machen, und zwar zu dem Rührenden. Dasselbe ist gewöhnlich von den Aesthetikern mit einiger Nachlässigkeit, nämlich beiläufig betrachtet worden, was durchaus unwissenschaftlich ist, indem es zwar mit dem Erhabenen dies gemein hat, daß es ebenfalls unser Selbstgefühl beugt, indem aber dies auf die ganz entgegengesetzte Art geschieht.

Um sogleich in helles Licht zu stellen, worauf der Unterschied beruht, zunächst dies: das Rührende verhält sich zum Erhabenen wie die Liebe zur Bewunderung. Wir geben uns dem Eindrucke des Rührenden hin; vor dem Erhabenen, man mag sagen, was man will, halten wir uns in einer gewissen ehrerbietigen Entfernung. Einem äußeren Zwange unterliegen wir in beiden Fällen, aber dem der Rührung gehorchen wir mit geringerem Widerstande, wir geben nach, ohne dies zu wissen; unser Widerstand aber unterliegt der Lähmung, die das Erhabene uns gleichsam auferlegt. So hat denn an dem im Zuschauer hervorgebrachten Eindrucke, näher an der Entstehung seines Affectes bei dem Erhabenen, das Object, bei dem Rührenden das Subject selbst den überwiegenden Antheil.

Das, was Rührung hervorbringt, zeigt sich ebensowohl in dem Kreise der Sinnenwelt, also in der Natur, als in der des Geistes und Gemüthes. Wenn die endlose Fläche des Meeres erhaben war, so bringt der von Bäumen begränzte Spiegel eines klaren See's eher die Stimmung stiller Rührung hervor; die tiefe Nacht, das helle Sonnenlicht des Mittags wirken gänzlich anders auf unsre Seele, als Morgen- und Abenddämmerung, oder gar das Mondlicht, dessen ungewisses Kolorit von jeher die Sentimentalität — ein für Rührung oft beliebtes Wort, — begünstigt hat, und in den Zeiten der Empfindsamkeit in deutschen und englischen Romanen eine Hauptrolle spielte. Weil sich der Mensch der Rührung lieber überläßt, als dem Genusse des Erhabenen, welches ihn unsanfter erfaßt, so ist der Mißbrauch sehr leicht für das weibliche Geschlecht gefährlich, für Männer nun gar entkräftend, da sie, Greise geworden, ohnedies über Geringfügiges zu weinen wohl leicht geneigt werden. Diese Thränen der Rührung bedeuten einen Schmerz, der schon versteckt etwas Wollüstiges mit sich führt. Die reine Bewunderung aber hat gar keine Thränen. Die sentimentale Betrachtungsweise der Natur war

den Hellenen faſt ganz fremd, ſie nahmen dieſelbe, wie ſie iſt; wir Neueren legen etwas hinein, wir nämlich finden Etwas darin, das wir in uns tragen. Der kecke unbändige Koſack weint über ein kleines Kind, das ſich geduldig von ihm auf den Arm nehmen läßt; er vergießt gewiſſermaaßen Freudenthränen, ohne doch zu wiſſen, was ihm eigentlich Glückliches begegnet iſt. Die unbefangene Hülfloſigkeit bricht ſeinen Trotz, ſeine Rauhheit, der Anblick der Schwäche rührt den Krieger, der den Tod nicht fürchtet.

Hiermit wäre denn alſo ein wichtiges Moment des Rührenden angegeben. Die Erinnerung an unſre Endlichkeit, unſre Schwäche bewegt uns. Das Bild des Todes als ein Bild des Friedens, der ununterbrochenen Ruhe nach bewegtem Leben übt den Effect der Rührung. Darum begünſtigen wohl auch Abenddämmerung und Mondlicht, welche die ſcharfen Umriſſe der Gegenſtände verhüllen, eine ähnliche Stimmung. Einer ſolchen Erinnerung gegenüber übt das Gemüth Ergebung, es bekennt ſeine Schwäche freiwillig, nicht gezwungen, wie vor dem Erhabenen. Das weibliche Element unſrer Seele tritt hervor, die paſſive Macht, das Gemüthsleben, ein Umſtand, woraus ſich weiter erklärt, daß die weiblichen Tugenden mehr als die männlichen von rührender Wirkung ſind. Solcher weiblichen Tugenden nämlich iſt zwar auch der Mann fähig, nur ſind ſie die Hauptzier, ja die unerläßliche des weiblichen Geſchlechts. Dazu gehört namentlich das Mitleid, eine Rührung, deren Anblick dieſelbe auch wieder im Zuſchauer erregt, die Verzeihung und Nachſicht, die ſtille Ergebung in ein hartes Loos. Letzte kann in der Form ausdauernder Geduld, wie die Nachſicht in der Großmuth, ſich zum Erhabenen wieder emporſchwingen, weil ſie etwas Tranſitoriſches zu ſein aufhört, und Ausdruck der Geſinnung wird.

Bei dem Rührenden wie bei dem Erhabenen iſt der Bezug unſres Selbſt als eines Endlichen, Beſondren, auf ein Unendliches, Allgemeines das gemeinſchaftliche Moment,

worauf die Wirkung beruht. Jenes verdankt der Milde, dieſes der Kraft ſeine Macht. Beider Wirkung kann plötzlich und allmählich geſchehn, ja die Macht der Milde bedarf oft eines ganz kleinen Anſtoßes, um, wie ein Schneeflöckchen eine gigantiſche Lawine bewegt, ein Felſenherz zu erſchüttern. Darum durften wir ſagen, daß beide verwandt ſeien, wie Liebe und Bewunderung; beide erobern und greifen oft in einander über. Es giebt beſonders gewiſſe Erſcheinungen, wobei dieſes Uebergreifen recht ſichtbar wird, wozu namentlich das Wunderbare gehört. Jemehr Einer ein Wunder als ſolches im Herzen anerkennt, jemehr er daran glaubt, deſto mehr verliert es von ſeiner Furchtbarkeit, es erſchüttert nicht mehr, ſondern es rührt, denn er ergiebt ſich freiwillig, nicht gezwungen dem Zugeſtändniſſe, daß er etwas Uebernatürliches, das heißt, etwas nach den ihm bekannten Naturgeſetzen nicht Erklärliches, Begreifliches vor ſich habe. Er vermuthet alſo oder nimmt an, daß in die Sphäre der Endlichkeit, deren Geſetze er zu kennen meint, etwas über deren Geſetze Erhabenes, etwas Unendliches hereingebrochen ſei. Um ein Beiſpiel aus der modernen Zeit zu wählen, welche die Wunder gern bezweifelt, ſo hatte die Choleraepidemie an ſich etwas Wunderbares, da ihr Weſen, ihre Wanderung durch die Welt, ihr Kommen und Verſchwinden vor dem menſchlichen Denken, der Wiſſenſchaft, etwas Geheimnißvolles behielt. So ſchrecklich ihre Verheerung war, ſo hat für fromme Gemüther dergleichen überhaupt nichts Furchtbares. Denn das Wunderbare leitet ſogleich in die religiöſe Sphäre über, dem Leichtſinnigen, der in dieſelbe ſich niemals mit ſeinem Denken und Fühlen begeben mag, kann, wenn es ihm ja begegnet, daſſelbe nur furchtbar ſein. Für die Kunſt liegt hierin ein äußerſt ergiebiges Motiv, wie z. B. Mozart's Accorde bei der Begegnung Don Juans mit dem ſteinernen Gaſte beweiſen können. Ganz nahe mit dem Wunderbaren verbindet ſich denn auch das Feierliche, das auf die Menſchen verſchiedentlich, theils als Er-

habenes, theils als Rührendes wirkt. Wenn es zunächst überhaupt Sammlung der Seelenkräfte, also Ernst erzeugt, so ist dieser Zustand bei Manchen entweder so ungewöhnlich, oder so gewaltsam, daß sie sich selbst wie vernichtet vorkommen, wie Bauern, die, wenn sie Posaunen blasen hören, gleich an das jüngste Gericht denken. So relativ sind alle die angegebenen Bestimmungen, und wenn die Natur des Gegensatzes die getrennten Momente in einander überschlagen läßt, so erhöht dies die Schwierigkeit, jene streng festzuhalten. Es wird sich weiter unten zeigen, daß dieses Ueberschlagen der Gegensätze in einander in einem andern Gebiete, dem des Komischen von der höchsten Wichtigkeit ist. Vor der Hand ist diese Darstellung bereits von dem gewöhnlich betretenen Pfade sehr abgewichen, indem sie das Rührende und Erhabene als Gegensätze, allerdings relativer Art, d. h. in demselben Gebiete, nämlich dem tragischen fixirte. Man pflegt nämlich das Rührende nur als eine Abart oder niedere Klasse des Erhabenen zu betrachten, und hat eine gewisse Scheu dafür, weil sein Mißbrauch, die Empfindelei, die Kunst herabzieht. Der Mißbrauch kann nun dem Wesen der Sache nichts schaden. Das Extrem des Erhabenen ist einerseits, wie wir schon sahen, die Furchtbarkeit, andrerseits aber ist es die Langeweile, die Ermüdung. Das Rührende wird im Extreme weichlich, und schlägt sammt dem Erhabenen zuletzt ins Lächerliche über, von welcher Vernichtung des ganzen bereits abgehandelten Gebietes hier noch nicht die Rede sein darf.

Ueber das Rührende wie das Erhabene ist manches Irrige in vielen philosophischen Schriften zu finden, das seinen Ursprung von den in der Kantischen Zeit allgemeinen Ansicht herleitet, daß neben dem Schönen das Erhabene als dessen Gegensatz aufzufassen sei. Dies ist falsch. Der Engländer Burke, Kant, Schiller haben viele treffliche Bemerkungen über das wichtige Thema gemacht. Alle aber übersahen, daß das Erhabene, wenn es nicht schön ist, für die Kunst-

welt eben so wenig, als irgend ein Gegenstand niedrer Art zu brauchen ist. Unter den neueren Philosophen hat F. T. Vischer das bedeutende Verdienst, den erwähnten Irrthum in volles Licht gestellt zu haben. Dennoch bildet er, beiläufig gesagt, ebenfalls den absoluten Gegensatz zu dem Erhabenen nicht streng genug, indem er es dem Komischen gegenüberstellt. Diesem steht vielmehr das Tragische und folgerichtig dem Erhabenen nur das Lächerliche gegenüber.

VI.

Das Tragische.

Wir haben nunmehr die beiden Momente des Tragischen, das Erhabene und Rührende, kennen gelernt. Auch einzeln genommen finden sie, wie wir sahen, in der Kunstwelt ihren Platz. Ein gothischer Dom ist erhabener, ein Adagio rührender Art. Aber beide Momente haben ein Streben, sich zu vereinigen, und dies eben zu verwirklichen gelingt erst der tragischen Kunst, welche sich der Farben, Töne, des Marmors bedienen kann, aber erst in der Kunst der Gedanken, in der Poesie sich erfüllt. Die tragische Kunst braucht ferner menschliche Schicksale zu ihrem Motive, denn der Kampf des Endlichen mit dem Unendlichen, des Persönlichen mit dem Allgemeinen, worauf es bei ihr ankommt, und den die erhabene wie die rührende Erscheinung uns bereits ahnen ließ, dieser Kampf wird nicht von Naturgewalten, nur von Menschen durchgefochten. Es mögen jene die Seele noch so gewaltig erschüttern, noch so tief bewegen, erheben oder rühren, ein tragisches Interesse erregen sie dennoch nur, wo der Mensch mit ihnen in Verbindung tritt, denn in demjenigen,

was einen einzelnen Menschen angeht, ist die Gattung berührt, und jeder Einzelne vergleicht nothwendiglich sein eigenes Loos, seinen eigenen Zustand mit dem des Mitmenschen, auf welchen sein Blick gezogen wird.

Wir haben als Grundlage der Wirkung des Erhabenen die Furcht, als die des Rührenden das Mitleid bezeichnet, Seelenzustände, die, in ihren Anfängen rein sinnlicher Art, auf eine höhere Stufe gehoben zu den reineren der Bewunderung und Liebe verklärt wurden. Auch Aristoteles, der so dialektisch scharf zu trennen und den Bezug der Gegensätze herauszufinden weiß, nimmt als letzten Zweck der Tragödie an, Furcht und Mitleid zu erregen, jedoch, was wohl zu bemerken, dieselben auch zu reinigen. Diese Reinigung, jene in der Aesthetik so berühmte Katharsis, ist die große That des Künstlers, näher des Dichters, der, indem er sie zu leisten vermag, als Ebenbild Gottes dasteht, und sich über die wirren Getriebe menschlicher Leidenschaften und Schicksale aufschwingt, so daß sein Auge nicht blos deren Räthsel, sondern auch deren Sinn erschaut, und seine Thätigkeit Beides im Kunstwerke, im Gedichte zur Erscheinung zu bringen vermag. Trauriges erlebt Jeder, Tragisches Wenige, die eben dadurch über die Oberfläche der Menschheit emporgehoben werden; die Entscheidung darüber gebührt nur dem Künstler, und ein magnetischer Zug führt ihn zu jenen Wenigen, welche, wie er, sich auf idealen Standpunkt erhoben haben.

Es ist schon berührt worden, daß der Natur des menschlichen Willens gemäß ist, keine Gränzen noch Hindernisse anzuerkennen, vielmehr dadurch gereizt sein Ziel, seinen Zweck immer weiter hinauszudehnen, und in dieser Abneigung gegen alle Beschränkung sich eben für frei zu halten. Der Wille enthebt den Einzelnen seiner Besonderung und unterwirft den schwächeren eines Andern. In dieser allmählichen Ausbreitung seiner Herrschaft erreicht er endlich einen Punkt, wo entweder die Gränzen, welche dem Einzelnen von der Natur gesetzt sind,

oder die Uebermacht der vereinigten Willenskräfte mehrer Gegner ihm die Wirksamkeit abschneidet. Die menschliche Freiheit wird hier plötzlich auf eine grausame Weise an die Nothwendigkeit gemahnt, die sie nicht anerkennen wollte, und die dennoch eben so sehr Bedingung der menschlichen Natur ist, als die Freiheit selbst. Indem der Einzelne die Gränzen seiner Endlichkeit nicht anerkennen, und allein seine unendliche Natur geltend machen will, verwickelt er sich in einen Kampf, worin er zuletzt erliegt. Dieser Kampf ist die allgemeine Basis der tragischen Kunst. Der kühne Widerstand des Einzelnen gegen die Uebermacht begegnete uns bereits als ein erhabenes Moment, sein Untergang in diesem Kampfe macht dasselbe zum tragischen. Ist dieser Kampf nun ein blos physischer, kommen gar keine weiteren Motive des Kampfes in Erwägung, so gehört derselbe auf die erste, genauer die niedrigste Stufe des Tragischen. Es gilt davon ziemlich nur das, was von dem Schrecklichen, Furchtbaren gesagt worden ist. Soll sich die Kunst dieses Stoffes bemächtigen, so wird sie noch vieles hinzuthun müssen. Die Geschichte bietet ferner dergleichen Stoffe genug, worin das, was der Dichter zu jener Thatsache hinzuwünscht, schon enthalten ist. Der verzweifelte Kampf eines Räubers gegen einen Haufen Soldaten giebt mit seinem Tode den Eindruck eines unvollendeten Tragischen, der Untergang der Helden von Thermopylä den des vollkommnen; Zweck wie Veranlassung des Kampfes sind also für die Würdigung seiner tragischen Bedeutung die Hauptsache. Der Leidenschaft soll ein *sittliches* Motiv zu Grunde liegen.

Sobald der Kampf selbst zunächst geistiger Natur ist, steigt das tragische Interesse an den sinnlichen Erscheinungen, die er zur Folge hat, also an den Thaten des Kämpfers, dem die Aesthetik den Namen des tragischen *Helden* beizulegen pflegt. Er ist das tragische Ideal selbst. Jener Kampf kann einmal der des Geistes mit der Leidenschaft, also der des Individuums mit sich selbst, dann aber der mit fremden geistigen Mächten

sein; in beiden Fällen spricht er die Gränzen aus, die der Willenskraft des Einzelnen aufgenöthigt werden. Es heißt nunmehr, sein Schicksal oder Verhängniß habe ihn erreicht, und wenn man ihm Fehler, Schwächen u. s. w. nachweisen kann, drückt man es dahin aus: daß die göttliche Gerechtigkeit ihn getroffen habe. Gewiß ist, daß man sich ohne den vorhergegangenen Kampf für seinen Untergang gar nicht ästhetisch interessiren würde; jener erzeugte die Furcht, dieser das Mitleid, beide Momente seiner Erscheinung zusammen machten ihn erst zur tragischen Person. Wäre er siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen, so bliebe er blos eine erhabene, keine tragische Persönlichkeit. Die Bedeutung des Kampfes, dessen ästhetische Nothwendigkeit sich herausgestellt hat, wächst, wie wir bereits sahen, mit seinen Zwecken. Hängt das Loos eines Volkes von dem Kampfe des Einzelnen ab, so steigt sowohl dessen Ansehn als unser Antheil, denn der Einzelne scheint mehr als ein Einzelner zu sein, ist erhaben über die Uebrigen. Halten wir nun gar die Ursache des Kampfes für eine gerechte, für eine sogenannte gute Sache, so sehen wir in ihm ein Ideal gekränkt, so wächst dieser Antheil am Untergange bis zum Schmerze, der mit einer den Genuß des Tragischen vernichtenden Unzufriedenheit gepaart ist; wir sprechen von Ungerechtigkeit der höheren Mächte, deren Willkühr der Held verfallen scheine, denn in ihrer Gewalt habe es gestanden, die irdische Unvollkommenheit auszugleichen, und wirklich bietet das tägliche Leben von dergleichen Ereignissen so viele, daß ähnlicher Unmuth in dem Einzelnen entsteht, der ganz seine ihn der Gesammtübersicht der historischen Fäden beraubende Stellung vergißt, und voreilig Gott selbst anklagt. In der Kunst ist der Schein solcher Willkühr sogleich so mächtig, daß er das tragische, mithin das ästhetische Interesse, näher die Schönheit, das Leben des Kunstwerks, aufhebt. Nothwendig soll der Untergang des Helden erscheinen, nicht als ein Werk der Willkühr; das oft unverständig angewandte,

gemißbrauchte Wort „poetiſche Gerechtigkeit“ wird geltend gemacht. Was wird damit vom menſchlichen Gemüthe verlangt? Der Untergang ſoll als Folge einer Schuld ſich einfinden. Wo der herrliche Held menſchlich gefehlt habe, will man erſt wiſſen und danach ſeine Strafe abmeſſen. Jeder ſieht leicht, daß hier Gefahr iſt, aus der Aeſthetik in die Ethik, oder, was daſſelbe iſt, aus der Poeſie in die Proſa zu gerathen, allein eben ſo deutlich, daß in Aeſthetik und Ethik die höchſten Prinzipien, kraft der Einheit der Idee, in einander aufgehen. Die Frage iſt jetzt: Kann es nicht genug der Schuld ſein, daß der tragiſche Held kein Maaß ſeines Willens kannte, alſo nur deſſen unendliche Natur verwirklichen wollte? Muß er denn mit einer menſchlichen Schwäche nothwendig behaftet ſein, um Theilnahme zu erwecken? Mit dieſen Fragen treten wir ſogleich wieder in jene Sphäre, die bei dem geiſtig und ſittlich Erhabenen bereits berührt worden iſt. Wir ſtellen dabei das Beſondre dem Allgemeinen, den Einzelnen der Gattung, den Menſchen endlich Gott gegenüber, und wir können, ohne auf die Sätze der Religion einzugehen, über den ſo vielbeſtrittenen Punkt der tragiſchen Schuld zu keinem Urtheile gelangen.

Der Begriff der Schuld wird durch den, welchen man ſich von der menſchlichen Willenskraft macht, beſtimmt; denn wer keinen Willen hätte, könnte überhaupt an nichts Schuld ſein, wäre bloßes Werkzeug. Iſt nun aber der Wille des Einzelnen frei, ſo iſt er dem Willen Gottes gegenüber, der zugleich die Momente der Freiheit wie der Nothwendigkeit in ſich faßt, für Alles verantwortlich, was er gegen dieſe allewige Geſetzlichkeit und Nothwendigkeit Anſtrebendes will. Der Wille des Einzelnen, ſagt man, iſt nur inſofern frei und ohne Verantwortung, als er das Nothwendige, das Vernunftmäßige will, nach Andern, inſofern er auf das Gewiſſen hört. Beides aber, gemäß dem Willen Gottes, dem ewigen Geſetze, das auch den Größten unter den Einzelnen von dem Looſe, Indi-

viduum zu sein, nicht befreit, gemäß dieser gleichzeitig freien wie nothwendigen Bestimmung, Beides gebietet die Selbstbeschränkung. Daß der passive Geist, auf seiner höchsten Stufe die Liebe, eben diese Selbstbeschränkung, die vernünftige Freiheit allein finden lehre, ist oben gezeigt worden. Hiermit ist die Wurzel der tragischen Schuld, wie sie die christliche Kunst anschaut, gegeben. Völlig abweichend ist dagegen der Begriff davon, den die antike Kunst darbietet; wofür der Grund in der Vorstellung des Alterthums von den göttlichen Dingen in seinem religiösen Bewußtsein gesucht werden muß. Hellas verehrte die starre Nothwendigkeit als Gottheit, die selbst nunmehr nicht die Macht der Vergebung hatte, weil ihr die Liebe fehlen mußte. Alle seine Götter verfielen wie die Menschen jener höchsten Gesetzmäßigkeit, die auch auf die Erde herüberreichend gerade die bevorzugten Sterblichen mit eiserner Hand erfaßte, und zwar in der Gestalt des unerbittlichen Schicksals, das sich mit Einzelnen noch dazu nur abgab, insofern sie einem bestimmten Geschlechte angehörten. Und wie konnten sich diese beklagen, da jenes unabänderliche Gesetz sogar über dem ganzen Olymp schwebte, und jeden der Götter in seiner Besonderheit festhielt. Wenn der Sterbliche sich nun zur Freiheit des Willens so weit verirrte, daß er, mit Herodot zu reden, den Neid der Götter reizte, schon dann war er schuldig, und mußte büßen mit seinem ganzen Geschlechte. Weiter aber erscheint allerdings die Schuld auch bei den Hellenen schon als Sünde, nicht blos als Ueberschreitung endlicher Gränzen. Die Sünde faßt der gläubige Christ als die That auf, die gegen Gottes Gebot ist; die gegen die Offenbarungslehre Gleichgiltigen als die That, welche von dem Gewissen gemißbilligt wird, Hegel als das Unvernünftige, das, welches als individuelle Willkühr die absolute Nothwendigkeit stört. Diese letztre Ansicht kommt der der Hellenen wohl am Nächsten; obgleich in vielen Tragödien derselben diese Nothwendigkeit so versteckt ist, daß wir für einen Augenblick den bloßen Zufall,

der uns an jenen „Neid der Götter" erinnert, zu sehen glauben. Ein Held, dessen Eltern schon etwa den Haß der Götter auf sich geladen, kann etwas scheinbar Unschuldiges thun, und der Knoten der Tragödie von seinem Untergange ist schon damit geschürzt. Ein solcher Held ladet also, wegen des schlimmen Verhältnisses seiner Abstammung, die Schuld leichter auf sich, als ein andrer es thun würde. Ungestraft bei tausenden von diesen bleibt die That, welche jenem die fürchterlichste Strafe zuzieht. Genau betrachtet, hat es in der christlichen Welt um die ererbten bösen Neigungen, Sinnlichkeit, Habsucht u. s. w. eine sehr ähnliche Bewandniß, als bei den Hellenen um die vom Fatum gleichsam gebrandmarkte Abstammung. Bei beiden ist der Begriff der tragischen Schuld zuletzt nur die subjective That, welche dort das Schicksal, hier den Zorn Gottes herbeiruft, obgleich bei der gewöhnlichen Beurtheilung des Alterthums man nicht daran denkt, sondern den Untergang des Helden an das Unglück seiner Geburt unmittelbar geknüpft zu sehen behauptet. Sophokles, der zwischen der Rauhheit des Aeschylus und der Weichheit des Euripides die schöne Mitte hält, und dadurch in unvergänglichem Glanze das Ideal der Aristotelischen Reinigung von Furcht und Mitleid repräsentirt, liefert die besten Beispiele. Namentlich die subjective Schuld seiner Helden z. B. des Oedip, als aus Mangel an Selbstbewachung erwachsen, ist von der höheren Kritik hervorzuheben. In manchen Fällen jedoch ist sie dem modernen Standpunkte schwer zugänglich zu machen. Antigone namentlich muß sogar für eine Tugend, für eine That der Schwesterliebe büßen, die Liebesthat, daß sie den Leichnam des geächteten Bruders begrub. Dem Gefühle des heutigen Zuschauers kömmt es vor, als sei ihre Verurtheilung ein größeres Verbrechen, denn ihre eigene That. So weit verschieden ist er von dem antiken Standpunkte, daß er die unerschütterliche Nothwendigkeit, die als ein Allgemeines sich alles Besondere unterwirft, und jede Abweichung, die dasselbe sich von dem

ihm vorgezeigten Wege erlaubt, als Empörung unerbittlich züchtiget, nicht anders, denn mit Grauen betrachtet. Nach der griechischen Ansicht müßte z. B. der Churfürst in dem bekannten Schauspiele von Kleist: „Prinz Friedrich von Homburg" den Helden seines Ungehorsams wegen erschießen lassen, und dann sammt dessen Braut selbst untergehen. Dem hellenischen Alterthume würde er dann tragisch erhaben, dem modernen Zuschauer blos grausam erscheinen.

Dies nun läßt uns die Rechtfertigung der Behauptung, daß das Erhabene in dem tragischen Ideal von dem Rührenden oben als Gegensatz unterschieden worden ist, vornehmen. Jetzt erst läßt sich als unerläßlich nachweisen, was früher willkührlich geschienen haben kann. Wir stellten den Satz auf, daß Beides das Selbstgefühl des Subjectes, welches im Gegenstande Eines von Beiden wahrnimmt, beuge, also das Gefühl seiner Endlichkeit im Subjecte zunächst hervorrufe; als Unterschied ergab sich, daß die Unterwerfung unter das Unendliche bei dem Erhabenen eine erzwungene, bei dem Rührenden eine freiwillige sei. Wie Nothwendigkeit und Freiheit stehen sich beide gegenüber. Grundfalsch also ist in vielen Fällen eine Ausdrucksweise, die doch so gewöhnlich vernommen wird, daß nämlich die Macht des Rührenden, die man mit sinnlichen Affecten schwacher Nerven verwechselt, Einen bezwungen habe. Im Gegentheil hat sie nur eine Seite der Seele getroffen, welche nunmehr ihre ideale Eigenschaft, nämlich in ihre Unterwerfung vor dem absoluten Willen einzuwilligen, entfaltet. Diese Eigenschaft, diese höchste Fähigkeit des Individuums ist die Liebe, und damit ist sogleich ausgesprochen, daß das Rührende der niedrigsten Art hier ganz vergessen werden muß. Auf der niedrigsten Stufe fanden wir die Rührung eben sowohl als die Furcht nur als Schwäche, körperliche oder geistige; hier nur sind beide unterschieden durch das sonderbare Verhältniß, daß bei dem Rührenden das Object das Subject anzuziehen scheint, während bei dem Furchtbaren

dieſes ſich ſcheu zurückzieht. Auf dem höchſten, dem vernünftigen Standpunkte, wie wir ihn, von Hegel abweichend, auffaſſen, wo Wollen und Lieben nicht mehr getrennt ſind, begiebt ſich das Subject dem Gegenſtande, der es rührt, gleichſam entgegen, und duldet den Eindruck des Erhabenen, beides geſchieht freiwillig; Liebe und Bewunderung erſcheinen dann als verſchiedene Aeußerungen des höchſten menſchlichen Selbſtgefühles.

Bei dem Tragiſchen wird die eine oder die andre Seite dieſes Selbſtgefühls ſtärker ergriffen; in der griechiſchen Tragödie, von der erſt die Rede geweſen iſt, werden wir zum Standpunkte der Bewunderung unwandelbarer Nothwendigkeit gehoben. Sie erſcheint als abſolut erhaben. In der chriſtlichen Zeit iſt die Idee des Tragiſchen weſentlich umgeſtaltet, indem das Subject ein gänzlich andres Verhältniß zu der Idee des Unendlichen eingenommen hat, als der Religion des griechiſchen Alterthums es gelingen konnte. Dieſes Verhältniß iſt das der freien Perſönlichkeit des Einzelnen, einem einigen Gotte gegenüber, der zugleich als Allheit wie als Perſon, zugleich als Nothwendigkeit wie als Freiheit geglaubt, gewußt und erlebt wird. Dieſer Gott hat als freies Weſen die Macht, Gnade zu üben. Die menſchliche Schuld, als Störung der Geſetzlichkeit, woran die endlichen Dinge geknüpft ſind, betrachtet, wird im Reiche der Endlichkeit gebüßt, und wird das Unendliche, das der Menſch als Perſon beſitzt, das in ſeiner That Erſcheinung ward, kurz ſein geiſtiges Leben für jene Schuld nicht büßen laſſen. Dieſes Bewußtſein iſt die wahre Reinigung des chriſtlichen tragiſchen Schmerzes. Das wahre Weſen der chriſtlichen Tragik ferner iſt daran geknüpft, daß der Held als freie Perſon erſcheine, und daß ſeine Schuld aus dem Gebrauche gerade ſeiner edelſten Eigenſchaft, ſeiner Freiheit hervorgehe, daß aber durch dieſelbe Freiheit er auch unſrer Liebe ſich werth zeige. Wir müſſen ihn ſchuldig finden und ihm verzeihen können, und dies Letztre

wird nur geschehn, wenn bei seinem Untergange wir Mitleid empfinden; dann erst scheint er uns gleichermaaßen der Gnade Gottes würdig, dann ist der Sieg, den vor unsren Augen das Unendliche über das Endliche errungen hat, nicht mehr furchtbar.

Wenn die menschliche Kraft erhaben wirkt, und die Schwäche uns rührt, so ist nun klar, daß wir den tragischen Helden um seiner Kraft willen bewundern, und um seiner Schwäche willen lieben. Er ist doch, trotz seiner Größe, auch nicht mehr als ein Mensch. Wir finden aber seinen Untergang auch gerecht, also nothwendig, weil selbst die kleinste Schwäche gerade nur dem erhabenen Menschen als Schuld angerechnet wird. Bei leidenden, z. B. weiblichen Charakteren, besteht das Tragische dagegen darin, daß sie sich von der vorausgesetzten Schwäche vor unsern Augen zur Kraft erheben; so interessirt bei Schiller Maria Stuart durch die Kraft, womit sie ihr Loos, als ein geständig verschuldetes, nach langem Widerstande endlich trägt. Bei Männern wird diese rührende Ergebenheit in das Leiden leicht ermüdend erscheinen, wie z. B. in Oehlenschlägers Correggio, während der dem Leiden entgegengesetzte kühne Muth des Philoktet bei Sophokles uns erhebt.

Das Moment der Schwäche in erhabenen Charakteren liefert in der christlichen Kunst vollkommnen Ersatz für den Tribut, der in der antiken Kunst dem strengen Schicksale gezahlt wird. Sie selbst ist Bedingung der Persönlichkeit, die ohne innere Beschränkung eine solche zu sein aufhörte, und zu einer unendlichen Erscheinung sich ausdehnen würde. Das Unrecht Lear's gegen Cordelia, der Zweifel Hamlet's an der Aussage des Gespenstes, das einseitige Vertrauen Wallensteins in die Wahrheit der Astrologie, wie Macbeth's blinde Auslegung der Hexensprüche, bei beiden zu Gunsten eigner Neigung, die Vermessenheit des Göthe'schen Tasso, der Idealwelt das entreißen zu wollen, was doch in der sinnlichen zum Verbrechen

würde, — Alles dieſes ſind Aeußerungen der Schwäche, welche erhabene Charaktere zum Untergange fortreißt. Und dieſe Schwäche iſt keine zufällige, wie man ſie wohl in franzöſiſchen Melodramen, worin die Polizeidiener die göttliche Nemeſis vorſtellen, antrifft, ſondern ſie geht folgerichtig aus Demjenigen hervor, was die Charaktere eben groß macht. Deshalb bezeichnet dieſe Schwäche ihre Menſchlichkeit, ihre Perſönlichkeit im edelſten Sinne des Wortes, und deshalb iſt ſie ſelbſt nothwendig und entzieht den Helden nicht nur keineswegs unſre Liebe, ſondern begründet dieſelbe vielmehr, wie die Kraft derſelben uns mit dem Schauer der Bewunderung erfüllte. Das Poetiſche in der Weltgeſchichte iſt, daß große Helden durch ſcheinbar kleine Fehler, die ſie begehen, geſtürzt werden.

So weit von einander entfernt die Eindrücke des Erhabenen und des Rührenden überhaupt ſind, ſo weit unterſchieden iſt auch die Gattung der Tragik, welche aus jenem, von der, welche aus dieſem ihre Nahrung zieht. Wenn es oben hieß, daß in dem Tragiſchen Erhabenes und Rührendes in der vollkommenſten Durchdringung erſchienen, ſo iſt dies nur auf dem idealen Standpunkte der Fall, da auch die tragiſche Kunſt an ſich ſelbſt ſogleich wieder den Gegenſatz, deſſen Schlichtung ſie übernommen hatte, erleben muß. Dieſes wunderbare Geheimniß der Werke der Natur wie der Kunſt, daß das ewige Wechſelſpiel polarer Kräfte nur für Momente ſtill zu ſtehen ſcheint, bewährt ſich auch hier. Das tragiſche Kunſtwerk bringt eine höhere Wirkung hervor, als die des erhabenen oder des rührenden, die ferner beide in ſich enthält, — man denke nur wieder an des Ariſtoteles Lehre von Furcht und Mitleid, — und dennoch, kaum iſt das tragiſche Kunſtwerk geboren, ſo zeigt es ſich gleich wieder ſelbſt in jener Gattungsverſchiedenheit befangen, welche etwa durch ein Trauerſpiel des Sophokles und eines des Calderon oder Shakeſpeare ausgeſprochen iſt. Dies iſt die Bedingung, wovon nichts Individuelles loskommt. Die ſogenannte *abſolute* Tragik

können wir also anstreben, philosophisch gesprochen, setzen, aber wir werden ihre ideale Natur der Geschichte in dem Reiche der Erscheinungen nirgends vollständig verkörpert finden. Ein annäherndes Verhältniß wohl läßt sich wahrnehmen; ein solches läßt sich nachweisen in Kunstwerken ewiger Art. Der „standhafte Prinz" des Calderon ist unstreitig eines der christlichsten Trauerspiele, und dennoch schlägt hier die rührende Wirkung ganz ins Erhabene um. Die Iphigenien des Euripides sind gewiß erhabener Gattung, und bringen dennoch in uns die innigste Rührung hervor. Nichtsdestoweniger wird Niemand läugnen wollen, daß die Griechen den „standhaften Prinzen" ungenießbar und lange nicht so erhaben, als den Trotz des Prometheus gefunden haben würden, und daß wir uns erst durch Erziehung und Anstrengung die Fähigkeit erwerben, an dem Gedichte des Euripides auch noch eine andre Freude, als blos die des geschichtlichen Interesses zu erleben. Wenn wir der hellenischen Tragik einen erhabenen, der christlichen einen rührenden Charakter beigelegt haben, so geschah diese wissenschaftliche Sonderung zu dem Zwecke, um das gegenseitige Verhältniß begreiflich zu machen. Indem von tragischer Kunst überhaupt aber die Rede ist, wird eine allgemeinere Sphäre berührt, in welcher die besondre Eigenthümlichkeit durch die ideale Verklärung bereits von der bestimmten Zeitperiode in das Gebiet ewiger Dauer gehoben wird. Das tragische Kunstwerk steht also unter dem Einflusse irgend eines besondren Kunstcharakters, denn es ist durch seine concrete Bestimmtheit dazu genöthigt, die Idee des Tragischen aber läßt diese besondren Bedingungen, woran seine Erscheinung geknüpft ist, fallen. Wir werden bald in den Stand gesetzt sein, diese Idee selbst wieder als eine besondre zu fassen, und zwar, indem wir der Idee des Tragischen die des Komischen gegenüberstellen. Unter welcher besondren Modification jene Idee uns bisher begegnete, das allgemein Gültige an ihr, daß sie unser Selbstgefühl beugt, um es dann wieder zu

erheben, iſt nun anſchaulich gemacht, und in dieſer Beſtimmung ſogleich wieder der Ausgangspunkt für die nächſtfolgende Unterſuchung gewonnen worden. Für die gegenwärtige bleibt nur noch übrig, den beſchriebenen Seelenzuſtand, der als Wirkung der tragiſchen Kunſt behauptet wird, in ein einziges Wort zu faſſen. Daſſelbe enthält in ſich die Beſtätigung für die Lehre einer Unzertrennlichkeit der Kunſt überhaupt, wie der tragiſchen insbeſondere, von den religiöſen Vorſtellungen. In dieſem Bedachte bedienen wir uns des Wortes „Andacht," welches die Theologie gewöhnlich für ihre Sphäre ausſchließend in Anſpruch nimmt. Wenn man es mit „Aufmerkſamkeit" verwechſelt, weil es den Begriff „an etwas denken" in ſich ſchließt, ſo paßt es freilich nicht. Aber es iſt nicht dieſe, von den Griechen προσοχή genannte Seelenthätigkeit, es heißt ſo viel als εὐσέβεια Ehrfurcht vor dem Göttlichen, das uns erſcheint, ohne Zaghaftigkeit. Die Seele vergißt ihre Beſonderheit, ihre durch die körperliche Beſtimmtheit gegebene Schranke und geht auf in der Idee des allgemeinen, des ewigen Lebens. Auf den ſprachlichen Zuſammenhang des Wortes „Andacht" mit „denken" kommt es nicht mehr an, der Begriff des Wortes dehnt ſich aus zu einer Verſenkung aller Seelenkräfte in das Kunſtwerk, und den göttlichen Geiſt, der aus demſelben ſpricht.

VII.

Das Lächerliche und der Spott.

In der Beſtimmtheit, worin die Idee des Tragiſchen gefaßt worden iſt, liegt zugleich die der Idee des Komiſchen als eines reinen Gegenſatzes. Wenn jene unſer Selbſtgefühl

beugt, um daſſelbe dann zu erheben, ſo ſteigert dieſe zuerſt unſer Selbſtgefühl, um es ſpäter wieder herabzuſtimmen. Das ſinnliche Phänomen des Lachens gewährt den natürlichen und nothwendigen Ausgangspunkt für die Nachweiſung und Begründung dieſer Behauptung.

Man ſieht in dem Lachen ſchlechthin den Ausdruck der Luſt, Laune, Freude oder Heiterkeit, und iſt genöthigt, ſeine vielfachen Schattirungen als eben ſo viele naturgemäße Aeußerungen für die Stufen des heitren Gemüthszuſtandes zu betrachten. Schon von Flögel, dem fleißigen und verdienſtvollen Sammler im Gebiete der komiſchen Literatur, iſt ein Unterſchied gemacht worden, der für die wiſſenſchaftliche Eintheilung unſres Stoffes maaßgebend iſt. Wenn nämlich immer ein Gegenſtand als der Grund des Gelächters, welches erhoben wird, auf das Verhältniß zwiſchen Subject und Object wieder nothwendig hinweiſet, — von dummen Leuten ſagt man, daß ſie über ſich ſelbſt oder richtiger über nichts lachen — ſo ſcheidet ſich dem Beobachter bald das Lachen von dem Verlachen. In beiden Fällen lacht man über etwas; nur jenes Verhältniß iſt verſchieden beſchaffen. Das Subject giebt ſich im erſten Falle dem Gegenſtande unweigerlich hin, ſich ſelbſt gleichſam auf; das ganze Bewußtſein verſchwindet in einem erhöhten Lebensgefühle, es weiß nichts von ſich ſelbſt; im zweiten Falle trennt es ſich ſelbſtſtändig von dem Objecte, es bleibt bei ſich, und beherrſcht jenes mittelſt des eigenen Bewußtſeins. Hiernach dürfen wir in dem Gebiete der komiſchen Kunſt zwei Momente unterſcheiden, das des Lächerlichen und das des Spottes, obgleich die Sonderung derſelben oft ziemlich ſchwer iſt, da ſie beide leicht in einander übergreifen, und man vielleicht in einer Sekunde über etwas lacht, das man in der nächſten verlacht.

Das Lachen, als Aeußerung eines Zuſtandes der Luſt, iſt keinem andern animaliſchen Geſchöpfe, als dem Menſchen, gegeben, während doch immer noch behauptet wird, daß

manche Thiere wirklich zu weinen fähig sind. Es bewirkt, physiologisch betrachtet, durch Ausweitung der Lungen den rascheren Blutumlauf, erhöht das physische Lebensgefühl, und entsteht, wie jeder erhöhte Zustand des Menschen, in der Regel durch eine äußere Veranlassung, die, wie bei dem Kitzel, blos physischer Art sein kann. Das Object also, welches das Subject zum Lachen zwingt, ist seiner Beschaffenheit nach zuerst zu untersuchen. Wenn sich nachweisen ließ, daß Naturerscheinungen verschiedener Gattung den Eindruck der Erhabenheit hervorbringen, oder das Herz zu rühren vermögen, als riesenhafte Gebirgsmassen, die unendliche Meeresfläche, ein waldumkränzter mondbeglänzter See, so suchen wir in diesem Gebiete lange vergeblich nach Motiven für unsern Zweck; denn es scheint, daß weder Steinreich noch Pflanzenreich uns etwas bieten, das Lachen erweckte. Aber man nehme nur dieses Wort nicht in zu enger Bedeutung. Das stille Lächeln des Wohlgefallens bei dem Anblick einer heitern, weiten Bergesaussicht ist ein Ausdruck der Lust, und bezeichnet die erste Stufe aller der hier darzustellenden Empfindungen. Ja, bei genauer Prüfung des Eindrucks, den der Anblick jenes stillen mondbeglänzten See's hervorbringt, ergiebt sich, daß wie er einen zweideutigen physiognomischen Ausdruck erzeugt, er selbst gemischter Natur sein muß. Die Thräne der Rührung erscheint oft gleichzeitig mit einem mild lächelnden Zuge, der auf eine Mischung von Lust und Unlust, auf eine gewisse Verwandschaft des Rührenden und des Lächerlichen hindeutet. In der reinsten Gestalt erscheint diese Mischung in der Wehmuth, welche unendlicher Abschattungen nach ihrem ernsten und ihrem heitern Elemente hin fähig ist.

Soll es wirklich bis zum Lachen kommen, so ist die Erscheinung der Freiheit, also mindestens des animalischen Lebens, das erste Erforderniß. Ueber das, was ein Thier vornimmt, können wir schon lachen; wir vergessen nämlich dabei, daß es nach dem Gesetze der Nothwendigkeit, Instinkt ge-

nannt, ſich bewege, und legen einem Hunde, der den aufgehenden Mond anbellt, eine Abſicht bei, wir lachen über die ungewöhnlichen und ſeltſamen Sprünge, die er thut, um ein Stück Wurſt zu erreichen; ferner über ſein geſpreiztes Benehmen, wenn er etwa als Nachtwächter verkleidet, im Pelze mit Spieß und Laterne ſich mühſam auf zwei Beinen hält. Die Frage, warum wir in ſolchen Fällen lachen, liegt nun vor.

Vom menſchlichen Standpunkte aus iſt eine Unangemeſſenheit des Seitens des Hundes eingeſchlagenen Benehmens zu dem von uns errathenen Zwecke wahrnehmbar. Ariſtoteles wendet das Wort „Irrthum, Fehler," (ἁμάρτημα) an. Die menſchliche Einſicht geht weiter, als die des Hundes, der den Mond für ein feindliches Weſen hält; ihr ſcheint der Preis der Wurſt nicht der Mühe ſo gewaltiger Sprünge werth; ſie erkennt die hündiſche Natur unter der menſchlichen Verkappung. In weit höherem Grade als das Thier iſt der Menſch fähig, lächerliches Object zu werden, weil ſeine Freiheit ihn für die bei ſeiner Erſcheinung, oder Handlung bemerkliche Zweckwidrigkeit bei dem Beobachter verantwortlicher macht. Dies bedarf, als zuerſt dunkel, näherer Erläuterung.

Indem der Ausdruck „in höherem Grade" angewendet wird, iſt eine Stufenleiter des Lächerlichen zugegeben. Das Maaß der Einſicht des Lachenden beſtimmt die Stufe, denn das Kind, oder auch ein dummer Menſch, lachen über Dinge, die bei höherer Reife des geiſtigen Lebens ganz gleichgiltig angeſchaut werden. Jener als Nachtwächter verkleidete Hund wird von dem Kinde, jener andre, der den aufgehenden Mond anbellt, von dem Erwachſenen belacht. Ein dummer Menſch lacht ſogar über die Worte des tiefen Denkers, weil er ſie nicht verſteht, und von ſeinem Standpunkte aus für Unſinn hält. Mehr noch als von Worten und Handlungen gilt dies von Erſcheinungen, die, überhaupt ſinnlicher Art, bei niedrigerem Bildungsgrade ſtärker wirken als jene. Ein

Kind lacht vielleicht über einen buckligen Mann, und gelangt erſt durch Erziehung dahin, daß es dieſes unterläßt, weil man ihm ſagt, Schadenfreude verdiene Strafe, der Bucklige könne nichts für ſeine Mißgeſtalt, und verdiene Mitleid. Es dauert gewiß lange, bis das Kind dies begreift, denn das Lachen kommt ihm, ganz richtig, als nichts Böſes vor. Das Gewiſſen hält ab zu lügen, aber nicht zu lachen. Die beſte Abhülfe für den Zwieſpalt, worin ſich das Kind befindet, gewährt nun die Gewohnheit, denn, wenn es den Buckligen etwa dreimal geſehen hat, ſo lacht es nicht mehr.

Sowohl der Bildungsgrad, als der Reiz der Neuheit mußten auch bei der Beurtheilung des Erhabenen, und ſeiner Wirkung in Anſchlag gebracht werden. Der Bauer erſtaunt über Dinge, die einem Städter nicht im Geringſten imponiren, und der Bergbewohner wundert ſich, daß Fremde ſeine Alpen bewundern. Gerade ſo lacht der Schüler nur kurze Zeit über die ſchiefe Naſe ſeines Lehrers, und ein Theaterpublikum nur einmal über den aus dem Mehlkaſten heraus ſteigenden Pierrot; wenigſtens wenn ſich dieſe Scene im zweiten Acte wiederholen ſollte, ſo lacht gewiß nur die Hälfte der Zuſchauer. Aber als Unterſchied ſtellt ſich ſogleich heraus, daß, während die plötzliche Erſcheinung des Erhabenen zum Furchtbaren, Schrecklichen werden kann, das Lächerliche durch nähere Bekanntſchaft keineswegs verklärt wird, ſondern verliert. Der wahre Eindruck der Erhabenheit iſt nicht an das Moment des Unerwarteten gebunden, wohl aber der des Lächerlichen; jener erfordert ſogar vorhergehende Sammlung der Seelenkräfte, dieſem ſchadet eine ſolche. Hieraus dürfen wir ſchließen, daß die ſinnliche Seite des Menſchen bei dem Letztren mehr als die geiſtige berührt werde, eine Behauptung, die ſich auch dadurch unterſtützen läßt, daß Kinder das Erhabene zu genießen faſt unfähig ſind, ſondern ſich höchſtens davor fürchten, während ſie ſich für das Lächerliche empfänglicher zeigen, als der Erwachſene.

Mit diesem sinnlichen Momente des Lächerlichen hängt genau zusammen, was schon ausgesprochen wurde, daß bei dem Kinde Erscheinungen leichter Lachen erwecken, als dies Worte, oder Handlungen irgend vermögen. Worte entbehren des sinnlichen Reizes, Handlungen wollen schon beurtheilt sein, beide erfordern einige Zeit, können mithin auf das Kind nicht so unmittelbar als der Anblick der Erscheinung wirken. Das Gemeinsame der lächerlichen Erscheinung und der lächerlichen Handlung ist eine Unangemessenheit, dort der Theile zum Ganzen, hier der Mittel zum Zwecke. Ein kleines Männchen, das einen hohen Hut trägt, und Kasperl, der aus dem Schiffbruche sich rettend im Meere schwimmt, und weil es gerade regnet, den Regenschirm aufspannt, wirken in gleicher Weise auf den Zuschauer. Die Unangemessenheit wächst zum Contraste; er ist es, welcher über einen lautniesenden Leichenprediger lachen macht, über einen andern niesenden Menschen lacht man doch sonst nicht.

Das Verhältniß zwischen dem Lachenden und dem belachten Gegenstande ist, nach dem Vorhergegangenen, immer so beschaffen, daß das Subject die ihm vorkommende Unangemessenheit unmittelbar als eine solche erkennt. Wenn nicht gelacht wird, so kann die Schuld eben sowohl am Subject, als am Object liegen, wie bei allen ästhetischen Dingen. Das Subject kann mit seiner Einsicht gegen das Object zu hoch oder zu niedrig stehen, und lacht in beiden Fällen nicht; denn das Subject lacht nur, weil es sich freut, jene Unangemessenheit, die sich in dem sichtbaren Widerspruche, oder Contraste darlegt, errathen zu haben, was noch gar keine Schadenfreude ist, und die blitzesschnelle Erzeugung dieser Freude läßt gar kein Nachdenken zu, sondern läßt nur das Lachen deren unmittelbaren Ausdruck werden. Daher kömmt es, daß Niemand, wie J. Paul sehr fein bemerkt, über sich selbst lacht, es wäre denn, daß man dies in der Erinnerung an einen früheren Zustand thäte, wo sich Einer sogleich selbst

als ein zweites Ich vorkommt; eben ſo, daß die Einſamkeit dem Erhabenen Freund, dem Lächerlichen Feind iſt.

Bevor hieraus noch weitre Folgerungen gezogen werden, iſt die Menge der lächerlichen Objecte genauer einzutheilen. Wir haben von der ſinnlichen Macht der Erſcheinung geſprochen. Wie aber iſt es um die der Worte beſtellt, die doch auch Lachen erregen? eine Frage, womit ſogleich das Gebiet des Denkens, und näher das des Witzes, betreten wird. In der pſychologiſchen Einleitung iſt klar geworden, daß das Wort von ſeiner abſtracten Natur nie ganz loskommt, und nirgends iſt dies leichter zu bemerken, als hier, wo, nachdem wir bisher nur ſichtbare Gegenſtände als lächerlich kennen gelernt haben, wir auch von bloßen Gedanken, die Lachen erwecken ſollen, hören. Denn ein ausgeſprochener Witz wirkt, wie ein Sprung des Bajazzo, wenigſtens zunächſt und unmittelbar. Der Witz läßt das Kind gleichgiltig; er ſteht auf der Gränze zwiſchen der künſtleriſchen und philoſophiſchen Thätigkeit, zwiſchen Phantaſie und Verſtand; das Witzwort iſt ein Erzeugniß des menſchlichen Geiſtes, das der Schmuck eines Kunſtwerks ſein, aber nicht dieſes ſelbſt vorſtellen kann. Unter dem ſcharfen Schlaglicht des Witzes, bemerkt Ruge, leide die Schönheit. Fragmentariſche Genialität nannte ihn Schlegel, welcher dabei die lakoniſche Kürze ſibylliniſcher Sprüche im Sinne geführt zu haben ſcheint. Die Kraft des Witzes, Lachen zu erregen, ſeine Lebensbedingung, die blitzesſchnelle Entſtehung und Wirkung, weiſen ihm im Gebiete des Lächerlichen ſeine Stelle an. Dieſelbe rechtfertigt ſich ferner noch dadurch, daß die unmittelbare Erſcheinung eines unangemeſſenen Verhältniſſes, der Widerſpruch oder Contraſt, die wir als Wurzel des Lächerlichen erkannten, auch bei dem Witze die Hauptſache iſt. Bei dieſem nämlich iſt es der Geiſt, der zwei unter ſich in contraſtirendem Verhältniſſe befindliche Begriffe durch ſeine Gewalt für einen Augenblick vereinigt, was frühere Aeſthetiker dahin ausdrückten, daß der Witz Aehn-

lichkeit im Unähnlichen auffinde. Nur für einen Augenblick wirkt diese Vereinigung, wie dies auch bei der lächerlichen Erscheinung der Fall war, in dem nächsten zerfährt das in Wahrheit Unzusammengehörige, und erscheint wieder als ungereimt. Gelacht wird also bei dem Witzworte eigentlich über die Kraft des Geistes, die jene Vereinigung glücklich zu Stande brachte; näher drückt dieses Gelächter die eigene Freude darüber, daß man das Witzwort verstanden habe, mithin jene erhöhte Subjectivität aus, die sich ihres Daseins freut. In dem angeführten Umstande, daß der Witz auf der Gränze zwischen der Phantasie und dem Denken steht, liegt der Grund zu der Eintheilung in Sach- und Wortwitz, die man auch phantastischen und logischen Witz nennen kann. Jener kann auch durch bloße Anwendung der Worte, z. B. in der Dicht- und Redekunst, welche die Gleichnisse, Tropen, und Metaphern beide nicht entbehren wollen, zu Stande kommen. Dieser hat zum wesentlichen Merkmale, daß er nur bei der äußerlichsten Form stehen bleibt, z. B. Gleichklang zweier verschiedenen Worte, und das Wesen der Sache zu wenig berührt, um für die Kunst überhaupt ein Gewinn zu heißen. Im Sachwitze, auch bildlicher Witz genannt, waltet die gestaltende also künstlerische, im Wortwitze die abstracte wenn man will, philosophische Seite des Geistes vor, ja, man findet, daß gerade die recht unpoetischen Menschen an demselben am Reichsten sind; er ist gleichsam die kärgliche Poesie des Verstandes, und dessen Spielwerk; so war der Epigrammatist Kästner ein trefflicher Mathematiker. Dies ist nun durch Beispiele noch zu erläutern. Wenn ein Philosoph die Fortschritte der Menschheit mit denen eines Betrunkenen vergleicht, weil dieser rechts und links vom geraden Wege abbiegt, und dabei doch vorwärts kommt; wenn Jean Paul die Kunstkritik mit einem Kamme vergleicht, der zwar die Haare in Ordnung bringe aber auch die meisten ausreiße, — so ist dies Sachwitz; wenn aber Einer einen Advokaten,

der niemals zu einem Vergleiche zu bewegen war, einen unvergleichlichen Advokaten nennt, so bleibt dies, als nur scheinrichtig, Wortwitz. Der Sachwitz ist z. B. in Italien und Süddeutschland, der Wortwitz in Frankreich und Norddeutschland vorherrschend, der letzte ist die unerschöpfliche Quelle der Calembourgh's. Beide Arten des Witzes haben übrigens eine gewisse Neigung in die Sphäre des Spottes überzugehen, der nur nach Verhältniß ebenfalls mehr oder weniger harmlos sein kann; bevor dies geschieht, sollte er nur Scherz heißen.

Bevor davon gehandelt wird, ist das Widerspiel des Witzes, die Dummheit, zu betrachten, an welcher jener so gern zum Ritter wird, die aber auch an sich den meisten lächerlichen Stoff bietet. Fehler des Charakters als z. B. Habsucht und Eitelkeit, werden leichter dem wirklichen Spotte zum Opfer, aber Fehler des Denkens, wie Dummheit, oder auch wohl Zerstreuung, geben unerschöpfliche Motive zu allgemeinem und, worauf gerade hier noch Alles ankommt, unbefangenem Gelächter. Die Freude kennt hier den Spott noch nicht. Das Gelächter ist um so unbefangener, je leichter und schneller die Freude, daß die Beschränktheit oder Schwäche des Andern von uns übersehen wird, in uns entsteht. Handlungen, da sie sinnlicher Natur sind, werden auch in dieser Hinsicht wirksamer, als blos Worte sein. Das Verhältniß entspricht ganz dem des Sach- und Wortwitzes. Ein deutscher Bedienter sieht zum Erstenmale in einem Vorzimmer einen Mohren, und leitet ein Gespräch mit den Worten ein: „Entschuldigen Sie, Sie sind wohl nicht von hier?" — oder: Ein Geiziger, von einem Bettler verfolgt, sagt: „ich gäbe einen Louisd'or darum, wenn ich einen Groschen hier hätte." Man sieht das Lächerliche in solchen Fällen besteht darin, daß eine entfernte Andeutung dessen, was man sagen wollte und das Richtige gewesen wäre, durch den Gedanken hindurchscheint, ein Man-

gel, den die Engländer den Irländern vorzuwerfen pflegen. Daher braucht gar nicht Dummheit allein, sondern ein gewisses Ungeschick, vielleicht weniger im logischen Denken als im sprachlichen Ausdrucke, die Veranlassung zu sein. Z. B. ein Schauspieldirektor will seinem Censor versichern, daß er niemals auf der Bühne bekannte Persönlichkeiten kopiren lasse, sagt aber: „von meinen Schauspielern darf Keiner einem Menschen ähnlich sehen." Oft ist auch nur Zerstreuung Schuld daran, die überhaupt so vieles Lächerliche begehen läßt, z. B.: „wenn ich nur noch kriechen kann, gehe ich auf mein Bureau," oder: ein Lehrer erzählt den Schülern von der Schlacht bei Salamis; lebhaft gestikulirend beschreibt er, wie die Griechen und wie die Perser aufgestellt gewesen. Als nun die Griechen anrückten, sagt er, da schrieen plötzlich die Perser davon fliehend: „Herr Jesus, da kommen die Griechen!" — Endlich kann auch Mißverständniß in den Verdacht der Dummheit bringen, wie einen Schüler, der auf die Frage: wie viele Flüsse sind in Sizilien, und wie heißen sie? antwortete: In Sizilien sind sehr viele Flüsse, und ich heiße Christian.

Wenn ein Witzwort allzufein ist, lacht man nicht darüber; aber auch über die absolute Dummheit wird nicht gelacht, sondern nur über ein gewisses Maaß derselben. Jean Paul schon macht hierauf aufmerksam; der Grund dafür liegt indessen tief, und liefert unserer Untersuchung ein bedeutendes Merkmal. Ueber einen Blödsinnigen lachen nur Kinder und rohe Menschen, wie sie über einen Lahmen lachen, ein wirklich Gebildeter, also der nicht blos Verständige sondern Vernünftige, wird durch sittliches Gefühl davon abgehalten, das Mitleid steigt schneller in ihm auf, als die Lachlust sich entwickeln kann; bei dem Ungebildeten kommt dieses richtige Gefühl erst sehr allmählich nach. Unter schrecklichen Ereignissen, welche Einzelnen alle Fassung rauben, begegnen häufig Fälle, wobei auch der Edelste für einen Moment, durch die Macht

des plötzlichen Eindrucks bewältigt, der geheimnißvollen Gewalt des Lächerlichen seinen Tribut leistet; dies ist nur Symptom unvermeidlicher menschlicher Schwäche, wenn z. B. ein verzweifelter Mann, dessen gesammte Habe in Flammen steht, einen Thürflügel sorgfältig aushebt, und die Treppe hinabträgt, als habe er sein Kostbarstes gerettet. Diese Fälle weisen schon auf ein höheres Gebiet hin, das wir erst später beschreiben dürfen, aber auch schon die Feststellung des Satzes, daß das Mitleid die Lachlust aufhebt, führt uns zunächst darauf, daß die sinnliche Natur des Menschen von seiner sittlichen beherrscht wird. Die Freude am Dasein, die unbefangene Heiterkeit, welche ein schuldloser Egoismus in dem Lachenden entstehen läßt, zerrinnt, sobald nur eine leise Spur des Rührenden, welches der wahre Gegensatz des Lächerlichen ist, sich geltend macht. Erst auf einer höheren Stufe gleicht sich dies aus.

Ein schuldloser Egoismus, — auf dieses Beiwort ist aller Nachdruck zu legen, — allein läßt jenes gutmüthige Lachen entstehen, das alle die bisher angeführten Beispiele begleitet; nur noch ein Schritt, und wir befinden uns an der anderen Gränze des Komischen, in der Sphäre des Spottes. Dieses höchst wichtige Gebiet zeigt uns eine Art des Lachens, welche sich, ganz sinnlich betrachtet, höchst auffallend von jenem aus voller Brust ertönenden Gelächter unterscheidet. Wie die Grade des Spottes, sind die seines Lachens, von dem feinen Lächeln des Diplomaten bis zu dem verzweifelten Gelächter des seinen Vermögensrest verlierenden Spielers, verschieden. Das Lächerliche, das wir bisher kennen gelernt haben, war eine objective Macht, welche sich den Erfolg bei dem Zuschauer erzwang; das Gewicht seiner Bedeutung lag eben auf dem Objecte; wie ändert sich dies so ganz, wenn vom Spotte die Rede ist! Das Subject ist es, welches ein Lächerliches selbst erschafft, daher, indem es spottet, das Lächerliche an einem Gegenstande hervorhebt, ihn so erst wirklich

lächerlich macht, und indem es dies thut, Dritte zum Lachen bringt. Eine Spur davon fand sich schon bei dem Witze, zumal dem Wortwitze, wobei es ja begegnet, daß gerade derjenige selbst, der über einen Andern ein Witzwort äußert, einer heitern Nemesis zufolge lächerlich werden kann, indem dasselbe so trivial ist, daß Niemand darüber lacht, und der Spötter also in die selbstgegrabene Grube fällt. So liegt denn in Wahrheit bei dem Spotte das Gewicht auf dem Subjecte, wie wir ganz ähnlich dies schon bei dem Rührenden fanden, während das Erhabene, wie hier das Lächerliche, zunächst das objective Moment geltend machte. Der Aufmerksame lacht blos, der Beobachter verlacht.

Der Spott ist ein tiefeingeprägter Zug des Menschengeistes, und demselben so wesentlich und nothwendig, daß man ihn die leichteste Kriüs des Zornes nennen könnte. Hier an seinem Ursprunge nimmt er gleich seinen eigenthümlichen Weg; während der Zorn es nur mit sittlicher Macht zu thun hat, mengt jener sich auch in das Reich des Gedankens, als alter Erbfeind der Thorheit wie der Dummheit. Wo nun der Spott die Herrschaft über den Geist gewonnen hat, raubt der Liebloſe freilich diesem jeden Grad der Liebenswürdigkeit, und ruft den tiefen Haß als seinen Gegner hervor, er bestraft seinen sklavischen Diener durch einen widerlichen Zug um den Mund, der sogar für das ganze Leben stehen bleibt, und sich wie feste Brüche aus seinem Papiere, aus den Gesichtsmuskeln durch keine Kunstmittel der Verstellung herausbringen läßt. Wir haben oben ein wehmüthiges Lächeln kennen gelernt, das Hypochondristen oft ihr ganzes Leben zur Schau tragen; ihm etwas ähnlich ist das eckige Herabsinken der beiden Mundwinkel des Spötters, aber es wird fürchterlich in der sarkastischen (σαρκάζω, zerfleischen) Miene des Grausamen. Die belebende Erschütterung des Zwerchfelles hat einer krampfhaften Muskelzusammenziehung Platz gemacht. Eine

Entfernung von der Natur, die Verstellung, liegt dem Spotte immer zum Grunde.

Der Spott ist jedoch nur selten so schlimmer und boshafter Art, gewöhnlich mit der Wirkung des Lächerlichen verwandt, von diesem abhängig, so daß er eben nur etwas Tieferes darin findet, als das ganz unbefangene Lachen thut. Wo er schon selbstständig auftritt, legt man ihm einen gewählteren Namen bei, der insbesondere in der Kunstwelt ein großes Gewicht hat, und bis zum gänzlichen Mißverständnisse von manchen allzusubtilen Kritikern gedeutet worden ist. Das Wort „Ironie," bei Sokrates noch nichts als der angenommene Schein von Unwissenheit, später der erheuchelte Schein des Beifalles, ist bekanntlich in der Schlegel-Solger'schen Schule, die zunächst durch eine Aeußerung in Plato's Gastmahl geleitet wurde, bis zu einer der beiden Grundkräfte des Künstlers (die zweite soll der Enthusiasmus, die Begeisterung sein) erhoben worden. Durch diesen Umstand bekam sie, begünstigt durch die Fichte'sche Lehre ein wahrhaft furchtbares Ansehen bei den Kunstphilosophen, bis Hegel als Gegner des ganzen subjectiven Prinzips, dasselbe wieder erschütterte; sie sollte nämlich die gesammte sinnliche Wirklichkeit nur als einen an sich nichtigen Schein, der durch die hindurchscheinende Idee eben in sein Nichts wieder aufzulösen sei, erfassen. Dies ist nun keineswegs zuzugeben, vielmehr bleibt uns die Ironie nur das subjective Moment in dem Komischen, welches seiner Natur nach des objectiven Momentes, des Lächerlichen nicht entbehren kann, sie bleibt ein Spott, der einen Grund zur Aeußerung, ein Object haben muß, etwas an sich Lächerliches voraussetzt. Dies Object braucht vor dem Spotte noch Niemand lächerlich zu erscheinen, der Ironie gelingt es aber, es dazu zu machen; wenn sie sich in dem Stoffe vergreift, dieser für sie unfruchtbar bleibt, so gelingt ihr auch jene Wirkung nicht. Negativer, zerstörender Natur, kann die Ironie wie bei Hamlet zu einer Weltansicht

wachsen, die auf das Subject selbst zertrümmernd zurückwirken muß; davon wird bei dem Humor die Rede sein. Etwas weit Höheres ist nämlich die Selbstironie, worin das Subject sich wieder über sich selbst erhoben hat, als frei sich bethätigt.

Das Feld des Witzes, das wir bereits berührten, ist dem Spotte besonders willkommen, um sich zu verhüllen. Was wir vom Witze bis jetzt kennen lernten, war, genau genommen, nichts Andres als Scherz; und ein solcher kennt, wie J. Paul richtig bemerkt, kein andres Ziel als sein eignes Dasein. Sobald er nämlich feindlicher Natur wird, ist die Verwundung sein Zweck. Gerade im Witze sind die Momente des Spottes und des bloßen Scherzes höchst nah mit einander verbunden. Wenn auf die Frage, „ob Herr N.... wirklich Geister citiren könne," geantwortet wird, „o ja, aber sie kommen nicht," so steht dies noch auf der Gränze zwischen beiden, wenn aber der Prinz von Condé einem schlechten Poeten, der ihm eine Grabschrift auf Moliere brachte, antwortet: „ich wollte lieber, Moliere brächte mir die Eure," so blickt schon der bittre Ernst des Spottes hervor, was noch mehr der Fall ist, wenn auf die Aeußerung, „daß bei Herrn N.... der Witz zu Hause sei," die Antwort lautet, „warum nimmt er ihn denn nicht mit, wenn er in Gesellschaft geht?" Der Spott kann sich in das Gewand der Naivetät hüllen, z. B. als ein Prediger behauptete, auch die Nothlüge sei eine Sünde, fragte Einer, ob er niemals eine Grabrede gehalten habe?

Wie das Lächerliche sich in Erscheinung, Worten und Handlungen bemerken ließ, so ist dies auch mit dem Spotte der Fall, der Erscheinungen oder Handlungen eben sowohl als gezeigtermaaßen Gedanken lächerlich machen kann. Bei Kindern zeigt er sich so am Häufigsten; einem lahmen Manne hinken die Knaben nach, unstreitig, wie schon oben sich ergab, aus einem dunkeln Gefühl der Schadenfreude, oder der Freude

darüber, daß sie dies Gebrechen nicht an sich haben. Ganz eben so thut ein witziger Mann in seiner Verspottung eines Thoren durch die ironische Redeweise nur seinem Wohlbehagen darüber, daß er ihn übersieht, Genüge. Wenn Handlungen verspottet werden sollen, so geschieht dies dadurch, daß man sie in übertriebenem Verhältnisse nachahmt, woraus in der Literatur die Parodie, welche die Form, und die Travestie, die den Inhalt eines Gedichts angreift, wie aus dem Witze das Epigramm entstanden sind. Gilt es nun, sittliche Schwächen aufzudecken, so hilft dieses ironische Verfahren am Meisten, und macht sie mehr lächerlich, als verächtlich, was gerade dennoch am Meisten verwundet, und als Strafe gerecht heißen kann. Einem Lügner erzählt man die ausgesuchtesten Lügen, einem eitlen Manne sagt man übertriebne Lobsprüche über seine Kleider, einen reichen Habsüchtigen beklagt man seiner Sorgen wegen, wobei einem unbefangenen Zuhörer der sonderbare Ton der Stimme noch mehr als der Sinn der Worte die erlogene Meinung verräth. Auf solchem Boden ist die Satire entstanden, diejenige Dichtungsart, welche aus der komischen Kunstwelt nach der einen Seite eben so sehr in die Prosa schreitet, als nach der andern, nämlich nach der des Lächerlichen, dies die bloße und triviale Posse thut. Die Satire, die gegen das Laster gekehrte strenge Richterin, ruht nämlich immer schon auf einem ernsten Grunde, sie ist bereits über die Ironie hinaus, und gedeiht nur in Zeiten, die der Prosa günstiger, als der Poesie sind. Selbst in der bildenden Kunst ist die Karikatur, zu der der wahre Künstler sich [illegible]ten herabläßt, schon unschön, während eine eben nur versteckte Ironie, wie die versteckte Tabakspfeife des Bräutigams in Jordan's Bilde: „der Heirathsantrag auf Helgoland" gar wohl willkommen ist. Indem nämlich die Satire sich mit den sittlichen Gebrechen zu thun macht, setzt sie ein unkünstlerisches Volk wirklich schon voraus, und der beißende Spott eines Juvenal bezeichnet ebensowohl das grauenhafte Ende eines Zeitalters, als dies der würdige

Zorn eines Tacitus thut. Der Unterſchied der ſittlichen und der künſtleriſchen Begeiſterung wird klar, wenn man den ſatiriſchen Dichter überhaupt mit dem komiſchen vergleicht.

Spott, Ironie, Satire ſind ihrem Unterſchiede nach dahin zu beſtimmen, daß die Ironie den künſtleriſchen, alſo den veredelten Spott bedeutet, die Satire aber den ſchon wieder über die Kunſtgränzen hinausgegangenen. Die Ironie iſt es mithin allein, die in der folgenden, dem rein künſtleriſchen Momente, alſo dem Komiſchen gewidmeten Unterſuchung als ein weſentliches Merkmal und Mittel zu brauchen ſein wird.

VIII.

Das Komiſche.

Nichts geſchieht häufiger, als daß das Lächerliche mit dem Komiſchen verwechſelt wird. Gedankenloſigkeit der gewöhnlichen Redeweiſe hat die Philoſophie hier wieder ganz beſonders zu bekämpfen, denn die beiden Begriffe ſind eben ſo ſehr verſchieden, als alles Niedere von dem Höheren, als Theil vom Ganzen, als Stoff von dem daraus gebildeten Kunſtwerke. Eben darin beſteht der Unterſchied beider Begriffe, daß das Lächerliche zwar der Welt, das Komiſche aber der Kunſtwelt angehört. Vor der Verwechſelung hat bereits Hegel nachdrücklich gewarnt. „Lächerlich, ſo lehrt er, kann jeder Con„traſt des Weſentlichen und ſeiner Erſcheinung, des Zwecks „und der Mittel werden, ein Widerſpruch, durch den ſich die „Erſcheinung in ſich ſelber aufhebt und der Zweck in ſeiner „Realiſation ſich um ſein Ziel bringt. Die Laſter ſind nichts „Komiſches, Thorheiten, Unſinn, Albernheit brauchen an und „für ſich genommen, eben ſo wenig komiſch zu ſein, obſchon

„wir darüber lachen.“ Das Komische als einen künstlerischen Ausdruck festzuhalten, sind wir einigermaaßen schon durch die Abstammung genöthigt; auf die indessen gerade bei griechischen Kunstausdrücken man nicht allzuviel geben muß, da ihre sprachgeschichtliche Entstehung auf irgend einen Ursprung oft mehr zufälliger als nothwendiger Art hinweiset. *Κωμῳδία* (Komödie) leitet Böckh von *κῶμος* (festlicher Schmaus) und *ᾠδή* (Gesang) ab, wodurch die ursprünglich lyrische Natur der Komödie bewiesen werden soll. Wir ziehen diese Etymologie ebenfalls der andern, welche das Wort aus *κώμη* (Dorf) und *ᾠδή* entstehen läßt, vor, wodurch allein das bäurische Element als Wurzel der ganzen Kunstgattung bezeichnet würde. Dante zwar für seinen Zweck hat den Ausdruck „Commedia“, wie er sagt, gerade mit Rücksicht auf die letzte Etymologie gewählt.

Zwischen dem Lächerlichen und der Ironie waltet ein unvermittelter Widerspruch, sie ziehen einander an und stoßen einander ab. Wenn die Ironie einmal Platz gewonnen hat, ist es mit dem rechten Lachen vorbei, während oft, je nach der Persönlichkeit, der erreichten Stufe der Intelligenz, dem Temperamente, der Eine da noch aus vollem Halse lacht, wo der Andre bei ironischem Lächeln verharrt. Dort siegt das Object, so daß die Person, von ihm überwunden, sich selbst ganz vergißt, hier siegt das Subject, und unterwirft das Object seinem Bewußtsein. Dieser Widerspruch nun ist in dem Komischen ausgeglichen, da dasselbe kraft seiner künstlerischen Natur beide Elemente zu einem neuen Wesen verarbeitet und verschmilzt. Das Komische kommt freilich in der Geschichte vor, worin aber es zu bemerken, schon ein künstlerischer Geist erforderlich ist; vorzugsweise und als allgemein verständlich erscheint es erst in den Werken der Kunst, also als freies menschliches Erzeugniß. Das Lächerliche wird nämlich durch das hinzutretende Element der Ironie fixirt, zu etwas Höherem gemacht, worin die subjective Auffassung des Künstlers hindurchscheint.

Wenn sich die Ironie direkt gegen das Erhabene wendet, wird sie leicht trivial, bringt es nur zu einer untergeordneten Kunsterscheinung, wie die Travestie ist; Blumauers bekannte Travestie des Virgil'schen Heldengedichts ist z. B. gar kein selbstständiges Kunstwerk, sondern hat nur ein Leben, insofern wir sie mit der Aeneide vergleichen; umgekehrt erweckt aber gerade das Erhabene bei dem Hinzutritte einer Kleinigkeit die Ironie. Wenn dagegen das Lächerliche es ist, dessen sich die Ironie bemächtigt, so wird mit dem Komischen zugleich in dem Zuschauer eine Stimmung hervorgebracht, die eben so wenig mit rohem Gelächter, als mit dem egoistischen Spotte sich befriedigt, sondern eine erhöhte, freiere Stimmung ist. Hegel bezeichnet dieselbe als „eine unendliche Wohlgemuthheit und „Zuversicht, durchaus erhaben über seinen eigenen Widerspruch „und nicht etwa bitter und unglücklich, darin zu sein; als die „Seligkeit und Wohligkeit der Subjectivität, die, ihrer selbst „gewiß, die Auflösung ihrer Zwecke und Realisationen ertragen kann," — eine Bezeichnung, die, so wortreich sie ist, dafür auch kein wesentliches Merkmal unberührt läßt.

Wie denn nun hiernach das Komische an die Aufgabe gebunden scheint, uns das Erdenleben und die Gegenwart lieb und theuer zu machen, und uns den ganzen Werth der freien Persönlichkeit empfinden zu lassen, so flieht es Alles, was an deren Gränzen und Hinfälligkeit erinnert, und hat zunächst mit den Begriffen „Zukunft, Unendlichkeit, Ewigkeit" nichts zu schaffen. So bildet es den reinen Gegensatz zu dem Tragischen, das dem Endlichen, und sei dies die erhabenste Gestalt, ein Unendliches, das sein Recht an ihm fordert, gegenüberstellt. Wie aber das Tragische, je nach der Individualität des Künstlers mehr als Rührendes, oder mehr als Erhabenes in dem Kunstwerke sich ausspricht, so waltet in dem Komischen auch entweder die Macht des unbefangenen lächerlichen Stoffes, oder die der bewußten ironischen Auffassung vor. Man wird dies sehr deutlich einsehen, wenn man eine italiänische Posse,

die Streiche des Pulcinella, oder einen Schwank des Hans Sachs mit einer franzöſiſchen Komödie, etwa mit einem Stücke des Molière vergleicht, worin der Spott gerade ſo meiſterhaft geübt wird. Der Gegenſatz ſtellt ſich bis in die Gegenwart herein in den Komödien aller europäiſchen Nationen heraus, in welchen entweder die Laune, der durchaus ungebundene Seelenzuſtand oder der Witz regiert. Flögel hat das weite Gebiet des Burlesken literargeſchichtlich behandelt, und Beiſpiele genug geſammelt aus jener Sphäre der ſinnlichen und derben Luſtigkeit, die ſich ausgelaſſen eine Reihe von drolligen Erſcheinungen, Lagen und Begebenheiten erfindet, und ſich nur um einen tiefern Sinn, der etwa den Geſtalten eine unvergängliche Bedeutung ſichere, nicht weiter bekümmert. Die ſogenannte Poſſe, welche lange Zeit hindurch an dem Leopoldſtädter Theater in Wien mit beſtem Erfolge gepflegt wurde, worin der baare Zufall an die Stelle der tragiſchen Nothwendigkeit tritt, gehört in das Gebiet des Burlesken. In Luſtſpielen, die von feinerer Gattung ſein wollen, iſt gegenwärtig meiſtens nur noch der Witz, ſelten der wirklich ironiſche, das was Lachen erregt; dieſer ſetzt irgend eine Intrigue zuſammen, wodurch am Ende ein erfreuliches Ereigniß, eine Heirath glücklich zu Stande kommt, daher auch das Wort Komödie in Deutſchland faſt außer der Mode gerathen iſt. Oft wird ein ſolches Luſtſpiel zur reinen Verſtandesarbeit, die ſich wie alle nur ſubjective Auffaſſung des Lebens damit begnügen muß, nur Intereſſe zu erwecken, anſtatt wahre Luſt zu gewähren. Das Intereſſante iſt gewöhnlich gefallſüchtig, und kann daher nichts rein Künſtleriſches ſein.

In tieferer Bedeutung zeigt ſich der hier hervorgehobene Unterſchied der Arten des Komiſchen, wenn die antike Komödie, die helleniſche, der modernen oder romantiſchen gegenübergeſtellt wird. Der weſentliche Unterſchied zwiſchen der helleniſchen Tragik und der chriſtlichen beruhte auf der verſchiedenen Auffaſſung des Unendlichen, mithin dem religiöſen Leben; bei

dem Komischen beruht er auf der verschiedenen Ansicht der Endlichkeit aller irdischen Dinge. Das Bewußtsein der freien geistigen Persönlichkeit war es, welches den Christen die tragische Katastrophe anders als den Griechen motiviren ließ. In der Komödie ist der Staat, als irdischer Repräsentant der ewigen Nothwendigkeit bei dem einzigen uns übrig gebliebenen griechischen Komödiendichter, Aristophanes, das Ziel, wogegen der Stachel seines Witzes sich richtet. Die Komik hatte ihre Tendenz, und zwar die politische. Das ironische Treiben des Dichters ruht auf einem sittlichen Grunde, er will den Staat bessern, womit dessen Gesunkenheit bereits vorausgesetzt wird. Es gelingt ihm, die einzelnen Irrthümer, woran der Staat leidet, zu personificiren, und der vortrefflichste Sachwitz spricht sich aus in dem thörichten Treiben dieser einzelnen Charaktere, deren Gebrechen und Irrthum der Zuschauer übersieht. Griechenland, näher Athen, war die Welt des Dichters, der noch dazu von Einigen für einen der letzten Komödiendichter Athens gehalten wird, während Schlegel freilich behauptet hat, daß ihm noch trefflichere gefolgt sein müßten. Von dieser ironischen Richtung, in höherem Sinne politischer Art, läßt nun weder Hellas noch Rom, dessen letzte Satiriker das Alterthum begraben. Die Ironie, bis zur Satire gediehen, verliert dann ihre künstlerische Bedeutung, insofern nur die sittliche Gesinnung des Satirikers die Wurzel des von ihm erregten Wohlgefallens ist. Man darf in dieser Hinsicht behaupten, daß die Satire auf dieser Höhe politischer Bedeutsamkeit, wie bei Juvenal selbst in das Erhabne überschlägt, denn sie entspringt dort aus der Gesinnung.

Der Standpunkt des komischen Dichters bei den christlichen Völkern ist ein ganz andrer. Die phantastischen komischen Epiker der Italiäner, die alten englischen Lustspiele können dies beweisen; besonders die bunte Menge lächerlicher Begebenheiten, welche sich drängen, fesselt uns hier. Aber wenn auch die ironische Auffassung der komischen Charaktere, die

immer etwas zu thun sich anmaaßen, das ihnen nicht gelingt, durch den Reichthum des Stoffes hindurch sich geltend macht, so tritt die Tendenz auf ein bestimmtes Verhältniß, welche die Ironie so gern hegt und pflegt, darum nicht hervor, weil das Bewußtsein der freien Persönlichkeit den Dichter seine komischen Charaktere in einem Weltbezuge, in einer Bedeutung für die Menschheit, nicht in dem beschränkten Verhältnisse zu einem besondern, einem bestimmten Staatsleben auffaßt. Dadurch erhebt sich das Komische zu einer Höhe, wo es keinem weitern Zwecke dienstbar, eine Weltansicht begründet. Die volle und wahre Identität des Lächerlichen und des Spotts, wonach das Komische lange und vergebens ringt, so daß man Subject oder Object immer abwechselnd hindurchscheinen sieht, diese erreicht endlich der Humor. Er nimmt in dem Reiche des Komischen die nämliche Stelle ein, als in dem des Tragischen die Andacht. Wenn zuweilen behauptet worden ist, daß die griechische Tragödie eine Höhe erreicht habe, welche in der christlichen Zeit vergebens angestrebt worden, — gerade in der engen Verknüpfung mit dem religiösen Leben, wonach die dramatische Aufführung Act der Gottesverehrung war, und wonach sie eine mit dem sinkenden Volkscharakter verloren gegangene Weihe erhielt, läge dann dafür der Grund, — so hat doch die vorchristliche Zeit nichts Komisches, das sie dem Humor Shakespeare's zur Seite stellen könnte, aufzuweisen. In der christlichen Tragödie geschah die Läuterung des Schmerzes über den Untergang des Helden nicht durch die Bewunderung der erfüllten ewigen Nothwendigkeit, sondern durch die Liebe zu Gott, dessen Gnade die Person, die wir untergehen sehen, als geistige Persönlichkeit nicht untergehen lassen wird. Schon Dante scheint den Ausdruck „Commedia" für sein Gedicht von der Reise aus dem Diesseits in das Jenseits gewählt zu haben, weil der tiefere Sinn des Komischen, das ohne die verklärende Gewalt der Liebe, die wir als den Schlüssel zur Vernunft kennen lernten, keine höhere Bedeu-

tung erlangen würde, ihm dunkel vorschwebte. In der Komödie, wenn sie sich bis zum Humor erhebt, wie wir ihn bei Shakespeare in vollem Glanze erblicken, bildet die heitere Weltanschauung, worin der Schmerz über die irdische Vergänglichkeit aller Dinge, über das Loos, welches alles Einzelne betrifft, durch die Liebe versöhnt wird, die Grundlage. Der Uebermuth, bis zu welchem die Freude an der Gegenwart, an der Existenz anwächst, feiert seinen Triumph nur, weil er dem Loose der Vergänglichkeit sich fröhlich und getröstet unterwirft. Der Humor als Weltanschauung lächelt durch Thränen, und gelangt, erwachsen von dem Boden des Lächerlichen, eben dahin, wozu die Furchtbarkeit des Erhabenen durch die milde Rührung geläutert worden ist. Er birgt in sich Süßes, aber auch Bitteres, das durch jenes gemildert wird, und läßt den Ernst zurück, daß man ihn als Kern der süßen Schaale erst nach deren Genusse schmecke. Jenes Mißverständniß der Ironie, wovon oben bereits gesprochen worden, und vor dem wir zu warnen hatten, erklärt sich sehr leicht aus den genannten Eigenschaften des Humors. Als Shakespeare in Deutschland zuerst ein ungetheiltes Entzücken verbreitet hatte, ging man in der ästhetischen Erläuterung seines Geistesschatzes zu weit, und machte den Geist des Humors, überhaupt des Komischen, zur absoluten Willkühr im Gegensatze der tragischen Nothwendigkeit. Jene später oft persifflirte „ungeheure Ironie" wurde als ein Spiel des Subjects mit Allem und Jedem dargestellt, dessen endliche Strafe eine „unendliche Wehmuth" sein sollte. Dieser ganzen Auffassung des Humors lag insofern eine tiefe Wahrheit zum Grunde, als sich thatsächlich das laute Aufjauchzen des Humors in jene der Wehmuth verwandte Rührung auflöset. Hieran aber hat das Lächerliche, also das objective Moment des Humors eben so vielen Theil, als die Ironie, oder die immanente vergängliche Natur der komischen Erscheinung, eben so viel, als die Entdeckung und Auffassung dieser Schwäche Seitens des Sub-

jects. — Dieſes mit Humor begabte Subject hat nunmehr wirklich den Menſchen durch ſeine künſtleriſche Aeußerung die Augen geöffnet. Der Humor, ſeinem Weſen nach Syntheſis des Objectiven und Subjectiven, unterſcheidet ſich vom Witze ſogleich, indem er ſich nur immer an das, was ihm nicht mißlingen kann, wagt, er ſiegt, denn er iſt ſelbſt Blüthe eines gegebenen Verhältniſſes. Auch das Erhabenſte verſchont er nicht. Was iſt denn nun aber, fragt man, das Lächerliche, das ſich auch da noch finden kann, wo es ſich um humoriſtiſche Auffaſſung des Größten und Erhabenſten handelt? es iſt das polare Grundverhältniß, der ewige Gegenſatz, der überall wie mit Blitzesſchnelle nur von dem Humoriſten entdeckt wird. Dieſer bezieht das Einzelne und Vergängliche auf ein Allgemeines und Ewiges, indem er den nothwendigen Gegenſatz jenes Dinges, das über die Gränzen eines Einzelnen ſich zu erheben ſcheint, auffindet. Er verfährt alſo keineswegs nach ſubjectiver Willkühr, ſondern er entdeckt durch eine divinatoriſche Gabe. Weil der Humoriſt etwas Großes und Erhabenes liebt, will er es als ein menſchliches, gewiſſen Beſchränkungen unterworfenes Etwas betrachtet wiſſen, denn, dies haben wir bereits ausgeführt, die Liebe ſucht ſich die Beſchränkung. Gewiß iſt, daß der Humor gerade das Höchſte, ſogar das Heiligſte nicht verſchont, aber ganz und gar nicht, um, wie es der Spott allein thut, es lächerlich zu machen, d. i. es zu erniedrigen, zu ſchmähen, ſondern um ſeine Bedeutung durch den Weltcontraſt, an den es geknüpft iſt, recht anſchaulich zu machen. Jede Seite in Jean Paul, der oft zum völligen Cyniker wird, während er das Herrlichſte und Himmliſche vor Augen hat, der gerade die höchſte Idee am meiſten verherrlicht, indem er die niedrigſte Wirklichkeit an ſie knüpft, liefert uns den Beweis. Bei allen chriſtlichen Völkern findet ſich im Anfange ihrer dramatiſchen Literatur eine luſtige Perſon ein, die als wiederkehrender Charakter die ſtehende Aufgabe hat, das Pathetiſche, Erhabene an die Erde zu feſſeln,

dafür zu ſorgen, daß, mit Göthe zu reden, die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Das weltberühmte Beiſpiel in Shakeſpeare's Heinrich IV., wo Percy und Falſtaff in der Schlacht fallen, erſtrer aber, der tödtlich Getroffene, liegen bleibt, letzterer aufſteht und ſich den Staub abwiſcht, was enthält es anders als die Verherrlichung des Percy, welchen noch im Sterben „nicht der Verluſt des flücht'gen Lebens kränkt," während der Cyniker Falſtaff, der nichts als das Irdiſche kennt und liebt, nach ſeiner Meinung „das beſſere Theil der Tapferkeit, die Vorſicht" zum Wahlſpruch nimmt. Und wie viele Scenen im Lear, in Romeo und Julia könnten als Beiſpiele dienen! Der Narr im Lear verſchwindet, ſobald das Geſchick des Königs eine Wendung genommen hat, die ihn zu rächen beſtimmt iſt, und den Troſt des Humors entbehrlich macht. Mercutio, der perſonificirte Humor, ſtirbt, ſich ſelbſt ironiſirend. Kühner aber hat kein Dichter dieſe Göttergabe angewandt, als im Prologe im Himmel zu „Fauſt" Göthe es gethan. Dem Herrn der Heerſchaaren, dem Quell des Lebens, dem Inbegriff ewiger Ruhe wird Mephiſtopheles, der Geiſt der Verneinung, der unzufriedenen Unruhe gegenübergeſtellt, Symbole der Urphänomene, die ſich in dem Geiſte und in der Bruſt jedes Sterblichen geltend machen. Mephiſtopheles an ſich iſt eine durchaus ironiſche Geſtalt; im Conflicte mit dem das Erhabenſte anſtrebenden Fauſt, wie in jenem mit der Majeſtät Gottes ſelbſt, als Repräſentant des Princips der Endlichkeit dem der Unendlichkeit gegenüber, iſt er erſt humoriſtiſch. In dem gegenſeitigen Bezuge beider unendlichen Kräfte hat der Dichter ein unſterbliches Denkmal für die Gewalt des höchſten Humors aufgeſtellt. Hier zeigt ſich recht, wie die Ironie nur der eine Factor einer höhern dichteriſchen Anſchauung und Kraft iſt. Der Humor wagt ſich gern an die Klugheit, die menſchliche und gebrechliche, weil er über ihr ſteht, und war immer ein Freund der Weisheit, von der er ſelbſt ein Theil iſt.

Aus der Beziehung des Humors auf etwas Unendliches und dessen Gegensatz gegen ein Endliches ergiebt sich, warum er sich selbst eben in Wehmuth auflöset, oft das Furchtbare mildernd. Dieser gemilderte Schmerz ist sein Vermächtniß, wenn er nach kurzem Rausche, in welchen er einwiegt, entflieht. Im täglichen Leben treten Fälle hervor, die in sein Gebiet gehören, obgleich sie an sich furchtbar sind, und in eines Dichters Kopf schwerlich kommen würden. Folgendes Ereigniß, welches vor einigen Jahren aus einer deutschen Gebirgsgegend gemeldet wurde, mag als merkwürdiges Beispiel dienen: In einem Dorfe feierten Bauern ein Fest. Man bereitete in einer Ecke der Wirthsstube irgend ein heißes Getränk in einem riesengroßen Topfe. Ein dreijähriges Mädchen stieg auf eine Bank und bog sich über den Rand des Topfes, was ihm untersagt wurde. Aus Neugier aber wiederholte es dies Beginnen, verlor das Gleichgewicht und stürzte kopfüber in den Topf. Das Kind wurde halbverbrannt herausgezogen, die verzweifelte Mutter lag vor seinem Bette auf den Knieen, alle Mittel waren fruchtlos, da öffnet das Kind noch einmal die Augen und sagt: „liebe Mutter, sei nicht böse, ich will es nicht wieder thun," — und stirbt. Ein schmerzliches Lächeln bringt diese Geschichte bei Jedem hervor, der sie erfährt. Die Naivetät von Kindern überhaupt bietet dem Beobachter viele Scenen dar, worin sich der Humor mitten in die tiefste Rührung mengt, eine Auffassungsweise, die freilich der griechischen und römischen Sinnesart fremd war, und daher auch in den uns übrigen Kunstwerken jenes Alterthums fehlt. Jean Paul nennt mit vollem Rechte den Humor einen Abkömmling der Romantik, sein ganzes Wesen romantischer Natur.

Da sich der Humor vor dem Großen und Furchtbaren nicht scheut, sondern es auf seine Art lächerlich macht, nämlich die Seite seiner Endlichkeit herauskehrt, so kann der Widerwille auffallen, den er vor gewissen, dem Scheine nach günstigen Stoffen hat. Obgleich er selbst sich wie ein Cyniker benimmt,

namentlich allen irdischen Genüssen ihr gutes Recht läßt, und damit sogar prahlt, wie Falstaff, so hat er doch vor dem Schlechten, dem Laster, eine gewisse Scheu. Mit diesem zu kämpfen war, wie wir sahen, Sache der Ironie, die über dieser That in das Reich der Satire geräth, und damit in die äußerste Ecke der komischen Kunst sich drängt. Wunderlich! daß der Humor mit sittlichen Schwächen sehr gern sich abgiebt, aber das Schlechte, die erstarrte Unsittlichkeit, die Lüge, die Verworfenheit, die Sünde, welche mit Bewußtsein das Schlechte als Ziel und Zweck verfolgt, unangerührt läßt. Der Grund dafür liegt allein darin, daß der Humor sich überall nach dem polaren Gegensatze umsieht, und als ächter Kunstgenius keinem bestimmten Zwecke, sondern sich selbst lebend, diesen Gegensatz zur Erscheinung bringen, also in dem Kunstwerke selbst verkörpern will. Das Gute und Schlechte würdigen wir nach Zwecken; mit der bloßen guten That, mit dem bloßen Verbrecher ist künstlerisch schlechterdings nichts anzufangen, das liegt einmal in dem Unterschiede der Idee des Schönen und der des Guten. Der Humor *liebt*, und gerade dasjenige, das er bloß zu stellen scheint, am Meisten, er ist zu hassen unfähig, gerade das Große liebt er, und beweiset dies, indem er die Achillesferse auffindet, woran es verwundbar ist; an dem Laster ist nichts zu *lieben*, darum sieht er es, und überläßt seiner Magd, der Ironie, es zu züchtigen, was diese in sittlichem Zorne mit der Geißel der Satire thut. Wenn sich der Humor mit dem Laster abgäbe, so würde er es beschönigen, denn er erzeugt das Schöne, wenn er sich auch geringfügiger Mittel zu bedienen scheint; indem er aber den Gegensatz zu dem Laster aufsucht, erscheint dieses selbst ihm sogleich als das absolut Häßliche und Hassenswürdige, womit er nichts zu thun haben mag. Um dieser Divinationsgabe willen steht er eben höher als seine Dienerin, die Ironie, die von ihrem nur subjectiven Standpunkte aus die Elemente des Schönen und Guten, des Aesthetischen und Ethischen nicht ganz zu sondern

vermag. Damit nun fällt ein neues Licht auf das ganze Gebiet des Komiſchen, nämlich auf eine Seite deſſelben, wovon bisher hier nicht die Rede war. Wir gelangen zu dem Satze, daß das Komiſche ſich ſelbſt aufhebt, wenn es die Sittlichkeit gegen ſich aufruft. Wir ſahen, das Kind lacht noch über einen Krüppel, wohl aus einer dunkeln Schadenfreude, aus einem gewiſſen Egoismus; durch die Reiſe des Lebens lernt es bis auf einen gewiſſen Grad, auch dem Anſtande zu gefallen, dieſe Schadenfreude überwinden, indem es den ſinnlichen Eindruck dem Gemüth, der Geſinnung unterwirft. Erſt auf dem Standpunkte des Humors iſt jener, jeden komiſchen Eindruck begleitende Egoismus vollſtändig überwunden, weil die vollſtändige Freiheit des Geiſtes, die freie Perſönlichkeit, des wahren Humors allein fähig iſt. Es giebt unzählige Luſtſpiele, deren unangenehmer Eindruck auf den höhern Denker lediglich dadurch hervorgebracht wird, daß ſie nicht das Verkehrte, ſondern das Laſter, ſprichwörtlich zu reden, mit einem blauen Auge davon kommen laſſen. Die Kunſt iſt verloren, wenn ſie lehren will; ſie iſt es auch, wenn ſie überſieht, daß ſie die Idee des Schönen nicht zur Erſcheinung bringen kann, ſobald ſie die des Guten vernichten will. Nur ein Beiſpiel: Das ſchwächſte dramatiſche Stück von Göthe „die Mitſchuldigen" gefiel vor funfzig Jahren, und wurde auf einer großen deutſchen Bühne vor Kurzem ausgepocht. Iſt es die Form, die veraltet wäre, die Situationen, die das Intereſſe eingebüßt haben? Nichts weniger als dies; es iſt ſo geſchickt gemacht, als nur irgend ein franzöſiſches Luſtſpiel, aber der Dichter hat in jugendlichem Leichtſinn überſehen, daß der Diebſtahl aus Gewinnſucht niemals komiſch ſein kann, das herangereifte Bewußtſein des Geſchlechtes iſt dahinter gekommen, und bezeigt ſein gerechtes Mißfallen. Göthe ſelbſt hat einen ähnlichen Mißgriff niemals wieder begangen, denn das Geſchrei über die ſogenannte Immoralität ſeiner Dichtungen brauchen wir längſt nicht mehr zu widerlegen.

Hiermit ist nun die von Solger ungebührlich auf den Thron gesetzte Ironie in ihre Gränzen zurückgewiesen. Unsere Resultate sind folgende: Die kalte Subjectivität, oder die absolute Willkühr, an sich lieblos, vermag allein, ohne ein ihr zu Hülfe kommendes lächerliches Object, die höchste Idee des Komischen nicht zu realisiren, sie bringt es nur bis zum Witze. Im diesem, wie in dem blos Lächerlichen genügt der Contrast. Im Humor spiegelt der Contrast etwas Höheres, den ursprünglichen ewigen Gegensatz zwischen Endlichem und Unendlichem, zwischen Sein und Leben, Nothwendigkeit und Freiheit ab, so daß der irdische Contrast selbst wieder gegen jenen ewigen Gegensatz contrastirt. Wegen dieser ungeheuern Kluft wirkt er so stark, und wegen jener ernsten Mahnung schlägt er in Rührung über. Wenn er nun näher bestimmt werden soll, so bezeichnen wir ihn in Gemäßheit der vorgenommenen Darstellung als den höchsten Jubel der freien Persönlichkeit, welche in diesem seligen Momente das ewige Loos der Vergänglichkeit an jedem einzelnen Wesen getrostet erkennt und hinnimmt. Hier also ist diese Vergänglichkeit gerade das, was die Unangemessenheit, der Mangel in dem Lächerlichen nur bedeutete. Jenes Bewußtsein der Vergänglichkeit berührt so nahe den Rausch des Augenblicks, daß man einen Zustand der Auflösung im Jubel, des wirren Wechsels und Schwankens der Begriffe wahrnimmt, den das Subject kaum mehr ertragen kann. Von diesem Auflösen, Flüssigmachen alles Starren, Egoistischen in der menschlichen Brust kommt ja die ästhetische Bedeutung des Wortes, das eigentlich „Flüssigkeit" bedeutet, her.

Die Beispiele, welche aus der Kunstwelt bisher gewählt worden sind, gehörten sämmtlich dem Gebiete der Poesie an, deren Erzeugnisse die psychologischen Unterschiede deutlicher hervortreten lassen, als es denen der bildenden Kunst oder der Musik möglich ist. Wenn es sich z. B. darum handelt, den Widerwillen des Humors gegen das Schlechte mit Beispielen

zu belegen, so ist dies an einem Gedichte nachzuweisen leichter, als an einem Gemälde, worin sich der ganze Gedanke in eine augenblickliche Erscheinung drängt, und bei der Uebermacht des sinnlichen Eindrucks zu so feinen Unterschieden nicht Zeit läßt, vielmehr wird vor allen Dingen das Häßliche hier an die Stelle des Schlechten treten, der ästhetische Eindruck den ethischen überwiegen, und der gemeinsame Ursprung dieser beiden Begriffe auf diese Weise sich darthun. Der Humor ist auch für den bildenden Künstler darstellbar, wir erinnern statt vieler Beispiele nur an die Todtentänze des Mittelalters. Ueberhaupt aber bleibt für den Maler keine Aufgabe schwieriger, als in einem komischen Bilde noch den Adel der Schönheit zu bewahren; ebenfalls bei dem Musiker wird dies schwer, und doch ist ohne den Begriff des Humors z. B. Beethoven unbegreiflich. Es kann, bevor das Wesen und die Gränzen aller einzelnen Künste erörtert worden sind, von näherer Nachweisung dieser Sätze in speziellen Gebieten nicht die Rede sein. Die gesammte komische Literatur führt darauf, daß auch in ihr die volle Erscheinung des Humors, — wie schmählich mißbraucht man täglich dieses Wort! — höchst selten ist, so daß er ewig, wie das Ideal des Schönen selbst, bei weitem mehr erstrebt, als erreicht wird. Das Komische, anstatt zu jener idealen Höhe sich zu erheben, bleibt gewöhnlich entweder der Ironie, oder dem Lächerlichen zugeneigt, entweder, genau beleuchtet, näher dem Witze, oder der Posse verwandt. Denn nur auf Momente spendet der Geist der Kunst in der Geschichte seine höchsten Gaben, die sich durch Gleichmaaß geistiger wie sinnlicher Macht ihr unsterbliches Recht schaffen.

Die Möglichkeit, die Analogie des Ganges, welchen das Komische in seiner Entwickelung beobachtet, mit dem des Tragischen nachzuweisen, ist erst jetzt vorhanden, nachdem die in jeder der beiden Ideen enthaltenen und versöhnten Gegensätze einzeln abgelöset worden sind. Das Verhältniß, das diese

Gegenſätze zu einander einnehmen, entſpricht vollkommen dem der beiden Ideen unter einander ſelbſt. Urſprünglich war als weſentlicher Unterſchied feſtgehalten worden, daß im Tragiſchen das perſönliche Selbſtgefühl zuerſt gebeugt und dann erhoben, im Komiſchen zuerſt erhöht und dann gebeugt werde. Die Nachweiſung dieſer Sätze gelang dadurch, daß wir in jedem von Beiden ein ſubjectives und ein objectives Moment unterſchieden. Im Tragiſchen waren dies Rührung und Erhabenheit, im Komiſchen Ironie und Lächerliches. Der Eindruck des Rührenden gelingt nur dadurch, daß das Subject ſich ſelbſt ihm hingiebt, der des Erhabenen dadurch, daß das Subject ihm unterworfen wird. Das Lächerliche erzwingt ſich dagegen das Gelächter, es unterwirft ſich mithin das Subject, wie dies gleichfalls das Erhabene thut. Das Gemeinſame des Erhabenen und des Lächerlichen iſt hiernach, daß Beide objective Mächte ſind. Die Ironie, welche nicht lacht, ſondern verlacht, alſo auf Koſten eines Andern lacht, iſt rein ſubjectiver Beſchaffenheit, wie die Sentimentalität. Das Gemeinſame Beider iſt alſo, daß die ganze Wirkung hier der Macht des Subjects zuzuſchreiben iſt. Das Subject nimmt nur in der Rührung eine abhängige, in der Ironie eine trotzige Stellung, beides kraft ſeiner Individualität ein, deren künſtleriſche Vermittelung mit dem Allgemeinen, mit der lebendigen Idee erſt durch Verbindung mit einem objectiven Momente zu Stande kommt. Wiſſenſchaftlich genommen verhalten ſich daher Ironie und Lächerliches, oder Rührung und Erhabenheit nicht ſowohl als abſolute Gegenſätze, denn als relative, da ſie mit einander durch gemeinſamen Bezug jener auf das Komiſche, dieſer auf das Tragiſche gar ſo nahe verwandt ſind. Abſolute Gegenſätze ſind aber Rührung und Lächerliches, Ironie und Erhabenheit. Dieſe ſchlagen in einander über, ohne ſich jemals zu verſöhnen, ſie ſtoßen einander ab, und ziehen einander an, ein für die Entſtehung des Kunſtwerks hinderlicher Kampf. Anders geſtaltet ſich das Verhältniß, wenn der

Gegensatz selbst der höheren Ideen, des Komischen und des Tragischen, und um es auf die Spitze zu treiben, des Humors und der tragischen Andacht zur Sprache kommt. In diesem idealen Gebiete ahnet man die Verwandschaft mit einer gemeinsamen leuchtenden und wärmenden Flamme, welche nichts Anderes, als die Idee des Schönen, der Mittelpunkt der gesammten Sphäre des künstlerischen Geistes ist. Trotz dieser Verwandschaft bleibt eine factische Trennung zwischen den beiden von der allgemeinen Idee des Schönen abhängigen Ideen, die einmal keine mehr die ungestörte göttliche Einheit der Mutter besitzen, sondern des Gegensatzes, jede in ihrer Weise bedürfen, um ihre Besonderheit zu behaupten. So strömt die Idee des Schönen selbst mit der des Wahren in der des Guten wieder zusammen, und wird darin nur in Momenten des höhern Seelenlebens, worin alles Einzelne aus seiner Isolirung auf einen göttlichen Ursprung zurückgeführt wird, in jener Ungeschiedenheit, die für den nach Unterschieden suchenden Verstand unbegreiflich bleibt, erkannt und festgehalten.

In den meisten Lehrbüchern der Aesthetik ist der Weg zur Bestimmung des Komischen und Tragischen dergestalt eingeschlagen, daß diese Bestimmung nicht erst von der der Wirkung ausgeht, sondern andrerseits in ganz objectiver Weise, ohne Rücksicht auf das empfangende Subject geschieht. Leider läuft man leicht Gefahr, hierbei ins Leere und Bodenlose zu gerathen. Wenn wir oben das Schöne als unmittelbare Erscheinung des Lebens definirten, so werden wir demgemäß das Komische und Tragische als die Repräsentanten der beiden in jener Definition gegebenen Gegensätze auffassen müssen. Ferner wenn von jedem Kunstwerke die lebendige Durchdringung des geistigen und sinnlichen Moments, als darin enthalten, gefordert wird, so wird zuletzt das Tragische als das, worin das geistige, und das Komische als das, worin das sinnliche Moment überwiegt, bestimmt, und der tragische Dichter zum Priester, der komische zum Cyniker gesellt werden. Bei diesem Verfahren überliefert man mit der Wahrheit unvermeidlich die

Unwahrheit, oder mit dem Weſen der Sache ſogleich deren Mißverſtändniß. Ueber der Meinung, die reine Wiſſenſchaftlichkeit zu bewahren, wird man ſo unpraktiſch, daß der Zweck, nämlich die Belehrung unerreicht bleibt. Aus ſolcher Befürchtung haben wir hier den entgegengeſetzten Weg, der ſchlechthin von der ſubjectiven Wirkung ausging, eingeſchlagen, und ſind auf demſelben zu der allgemeinen Idee des Schönen, die nur ſcheinbar aus dem Auge gelaſſen blieb, wieder zurückgelangt.

IX.

Geſchichtliche Entwickelung des Ideals.

Der Unterſchied, welchen die vorhandenen Kunſtwerke in dem Maaße, als die Idee des Schönen darin näher als die des Tragiſchen oder als die des Komiſchen befunden wird, darbieten, iſt an der Idee unmittelbar, ohne Rückſicht auf ein concretes Ideal, nachgewieſen worden. Da nun aber die Idee des Schönen nicht ohne zugleich Ideal zu ſein, wirklich iſt, indem zunächſt dieſes, nicht die Idee, wie wir wiſſen, im Kunſtwerke erſcheint, ſo kann man allenfalls auch von tragiſchem oder komiſchem Ideale, alſo etwa irgend einer menſchlichen Individualität im Zuſammentreffen mit Ereigniſſen, ſprechen. Nur ergab bereits die Unterſuchung ſelbſt, daß ebenfalls weder ein abſolut tragiſches oder komiſches ſo wenig als ein abſolutes Ideal des Schönen jemals zur Wirklichkeit gelange; vielmehr erlebt es geſchichtliche Umbildungen, deren Nothwendigkeit darin beſteht, daß Ideal nichts Andres, als das concrete geiſtige Bild iſt, worin die Idee des Schönen ſich offenbart.

Wenn wir nun die Geſchichte der Kunſt als Geſchichte

des zu ſinnlicher Wirklichkeit gelangten Ideals, dieſes letztre aber als das Phantaſiegebilde, als jene lediglich für den Künſtler objective Geſtalt, worunter die Idee ſelbſt zuerſt in deſſen Seele eintritt, auffaſſen, ſo ergiebt ſich, daß der immanente Grund für die geſchichtliche Fortbewegung der Kunſt die Geſchichte der Idee, deren Erſcheinung, ja, wenn man will, deren Viſion, das Ideal iſt. Die Wiſſenſchaft iſt Gedankenthat, muß daher das Ideal als das Bild und die Idee als den Gedanken dialektiſch auseinanderhalten, wenn ſie ihrer Aufgabe gemäß deren concretes Verhältniß begreifen ſoll. Der Gedanke Gottes, für den Philoſophen die Idee, hat ſeine Geſchichte, deren Erſcheinung überhaupt die Thaten der Menſchen ſind, die aber zunächſt in der Religionsgeſchichte, näher in der des Cultus, äußerlich wird. Die Geſchichte der Kunſt hat an der des Cultus, wie die des Ideals an der der Idee ihre Baſis.

Frägt man demnächſt nach dem wiſſenſchaftlichen, nicht nach dem zufälligen Unterſchiede, welchen die Ideale, genauer das Ideal in verſchiedenen geſchichtlichen Zeiträumen, darbieten, ſo kann er nur in dem Unterſchiede gefunden werden, welchen der Gedanke zur ſinnlichen Geſtalt, worunter er der Phantaſie erſchien, hat. Hier ergiebt ſich folgender Gegenſatz: entweder das Ideal iſt erſchöpfende Manifeſtation der Idee, oder nicht; alſo entweder die Idee exiſtirt mehr als Bild oder mehr als Gedanke, iſt mehr an das Moment der Nothwendigkeit oder der Freiheit gebunden. Die Seele hat das Abſolute mehr von der *idealen* oder mehr von der *ideellen* Seite aufgefaßt.

Dieſer Differenzpunkt iſt für die Auffaſſung der Kunſtgeſchichte in ihren wichtigſten Zeiträumen entſcheidend. Seine nähere Unterſuchung wird den Gebrauch einiger der Aeſthetik bereits eigenthümlichen techniſchen Ausdrücke nicht vermeiden können, da ſie das Mittel ſind, die unentbehrlichſten Begriffsbeſtimmungen, woran man bei der Beurtheilung von Kunſtwerken ſich zu halten hat, dem Gedächtniſſe zu

bewahren. Wir würden sie, als fremden Ursprungs, mit deutschen Ausdrücken zu vertauschen suchen, denn mit der schnödesten Willkühr werden sie bereits im täglichen Leben durcheinandergeworfen, und selbst von Männern der Wissenschaft, — wie denn auf vielen Worten das traurige Geschick ruht, äußerlich unverändert stehen zu bleiben, aber ihren Sinn zu ändern, — ganz verschiedentlich bestimmt und angewandt; doch warnt das Beispiel manches verdienten und bedeutenden Denkers, z. B. K. C. F. Krause's, und beweiset, daß gewaltsame Verdeutschungen nur die Verwirrung vermehren. Diese Ausdrücke sind: „symbolisch und allegorisch, classisch und romantisch," und beziehen sich sämmtlich auf jenes Verhältniß zwischen der Idee und deren Erscheinung. Zum Verständniß desjenigen Sinnes, worin man sie gebrauchen soll, ist es angemessen, daß wir einen Blick in die Geschichte der neueren Aesthetik, welche sich um jene vier Ausdrücke viel gestritten hat, werfen und daran unsre Feststellung knüpfen. Die Lehren Schleiermachers und Schellings geben sich mit jener Nomenclatur weniger, als die Lehre Solgers ab, der gerade hier für die spätre Hegel'sche Schule Stoff zur heftigsten Entgegnung gab, ja, an der verschiedenen Bedeutung, die Beide jenen Worten beilegen, ist die Verschiedenheit der ganzen Kunstansicht Solgers und Hegels am Deutlichsten zu erkennen. Beiden liegt die gemeinsame Ansicht zum Grunde, daß ohne Sichtung der in der Geschichte der Kunst dargelegten Unterschiede des Ideals, wie man doch in der Kantischen Periode vermeinte, kein Kunstverständniß gedeihen könne. Zunächst zu dem wichtigen, in vielen Disziplinen, in Theologie, Rechtswissenschaft u. s. w. angewandten, der Philosophie vor Allen unentbehrlichen Worte „Symbol" haben wir uns zu wenden. Symbol bezeichnet, nach Solger, eine sinnliche Existenz, worin die Idee auf irgend eine Weise erkannt wird, und ist mithin kein bloßes Bild oder Zeichen der Idee, sondern diese selbst, nur eben als deren Erscheinung. Der Künstler hat seine Thätigkeit in der Vollendung des sym-

bolischen Kunstwerks, welches die Idee nicht blos bedeutet, sondern wirklich ist, — erschöpft. Der Geist des Künstlers ist in dem Symbol ganz objectiv geworden. Der Gegensatz des Symbols ist nun die Allegorie. Diese ist eine sinnliche Existenz, worin wir die Idee als fortgesetztes Wirken, nicht als ein bereits vollendetes, wie bei dem Symbol wahrnehmen; das Symbol interessirt also, als Werk, als vollendete That, die Allegorie als Wirken, als fortgesetztes Thun des Geistes, in jenem ist das objective, in diesem das subjective Moment vorherrschend. So weit Solger. Vorschreitend und diesen Kategorieen gemäß legte er, bei Betrachtung der Kunstperioden, der griechischen Kunst den symbolischen, der christlichen den allegorischen Charakter bei. Von den Ausdrücken „classisch und romantisch" machte er noch weiter keinen Gebrauch, dieselben wurden erst von Hegel in entscheidende Bedeutung gesetzt.

Die Hegel'sche Lehre wirft nämlich diese ganze Theorie um. Sie unterscheidet das Verhältniß zwischen der Idee und deren Erscheinung in dreifacher Weise, und nimmt daher auch statt einer zweifachen, wie Solger thut, eine dreifache Kunstform, die symbolische, classische und romantische an. „In der symbolischen sucht die Idee noch nach ihrem ächten Kunstausdrucke, weil sie in sich selbst noch abstract und unbestimmt ist, und deshalb die angemessene äußere Erscheinung nicht an sich und in sich selbst hat." So läßt denn das symbolische Kunstwerk in seiner Gestalt deren Bedeutung nur ahnen. Bei dieser symbolischen Form bleibt aber die Kunst in ihrem geschichtlichen Verlaufe nicht stehen. Die Idee läßt sich damit, in der Erscheinung nur ihren unvollständigen Ausdruck gefunden zu haben, nicht begnügen, sie treibt zur Ausgleichung des Mißverhältnisses und erreicht sie, indem die Einheit von Inhalt und Form, von Idee und deren Erscheinung wirklich zu Stande kommt. Dieses ist nach Hegel die classische Kunstform. Die leibliche Realität des Werks stimmt mit ihrer geistigen Individualität völlig zusammen. Endlich aber über-

ſchreitet die Idee wieder die ſinnliche Gränze, welche alle Erſcheinung fordert, die Idee erfaßt ſich als „der für ſich ſelber freie Geiſt," der ſich daher in der Aeußerlichkeit niemals mehr vollſtändig realiſirt finden kann. Dies bedingt den Grundtypus der romantiſchen Kunſtform. — Es ergiebt ſich ſogleich, daß dieſer Anſchauung der Kunſt die von deren Geſchichte zum Grunde liegt. Die ſymboliſche Form wird in der vorgriechiſchen, die claſſiſche in der griechiſchen, die romantiſche in der chriſtlichen Kunſt gefunden. Die Allegorie verliert alle Bedeutung, die ſie bei Solger hatte. Hegel weiſet ihr nur eine ganz vorübergehende Stellung in der Entwickelung des Symbols ſelbſt an, ungeachtet er die Verwandſchaft, welche nach ſeiner Anſicht von dem Romantiſchen dieſes mit der Symbolik hat, — er findet allerdings bei beiden Trennung von Inhalt und Form, aber in entgegengeſetzter, das iſt umgekehrter Weiſe, — ungeachtet, ſagen wir, er dieſe anerkennt. Er fühlt, daß er faſt genöthiget wäre, der romantiſchen Kunſt den allegoriſchen Charakter zuzuſprechen, und bemüht ſich doch, dies zu vermeiden. Er behauptet: „die Allegorie gehöre überhaupt weniger der antiken, als der mittelaltrigen romantiſchen Kunſt an, aber ſie ſei als Allegorie nichts eigentlich Romantiſches." Dies iſt eine ſchwache Stelle des ganzen, mit bewundernswerthem Scharfſinne entworfenen Syſtems, welches an der Zurückhaltung des Eingeſtändniſſes, daß wir von der vorgriechiſchen Kunſt viel zu wenig wirklich wiſſen, nämlich erlebt haben, um ihre abſolute Stellung zur Weltgeſchichte unbefangen zu beurtheilen, leidet. Es wird hierdurch beſtätigt, daß nichts gefährlicher iſt, als der Univerſalgeſchichte fertige Kategorieen aufzuzwingen. Das Kleid wird alle Augenblicke dem lebendigen Leibe zu eng. Weiter aber liegt der Eintheilung die Anſicht zum Grunde, daß in der chriſtlichen Bildung die Kunſt ein untergeordnetes Moment ſei, und daß ſich jene Bildung vielmehr im Geiſte, im Gedanken erſt vollziehe. Die ſinnliche Erſcheinung des Gedankens entſpricht ja bereits demſelben nicht mehr, iſt mithin

nur lästige Fessel, welche weggeworfen werden muß. Die griechische Kunst muß dann freilich höher zu stehen kommen, als die christliche, weil bei jener der Gedanke in der Erscheinung aufging, und die gesammte Kunst steht dann sogleich in einem niedrigen Verhältnisse zum reinen Gedanken, d. i. zur Philosophie. Die höhere welthistorische Stellung, welche Hegel überhaupt für die Philosophie der Kunst gegenüber in Anspruch nimmt, ist in der That der letzte Grund für jene systematische Anordnung. Die Kunst ist alsdann nur da, um begriffen zu werden. Indem wir aber in entgegengesetzter Weise behaupteten, die Kunst sei nur da, um erlebt zu werden, da ihr Begriff etwas Anderes, als ihre Realität, nur ein Schema gegenüber der lebendigen Form sei, und weiter, daß das Denken allein von dem Kunstwerke nichts als den darin manifestirten Gedanken erhalten könne, mithin nicht ohne das Wesen des Kunstwerkes zu zerreißen, weisen wir auch der Kunst gegenüber der Philosophie eine andre Stellung im absoluten Sinne an. Das Ideal steht nicht niedriger als die Idee, obgleich es geschichtlich jene vorbereitet, und diese zuerst nur im Ideal sich offenbart, sondern Kunst und Wissenschaft werden von der Geschichte, die mehr ist als Beide, nämlich das stetige Fortwirken des göttlichen Geistes in dem menschlichen, wieder verschmolzen. Das dreifache Verhältniß des Menschen zur Religion ist hierin enthalten, und die allgemein menschliche Bedeutung der Religion damit zugleich hervorgehoben, während künstlerische, wissenschaftliche, und zweckvolle praktische Thätigkeit sogleich als individuelle Momente in der Geschichte der Menschheit erscheinen. Was ist, hat den Zweck als Thatsache in der Geschichte zu leben, deren Idee zugleich deren Unbegreiflichkeit in sich schließt; daß die Geschichte aber unbegreiflich sei, dies eben zu begreifen, ist von jeher das Ziel gewesen, wohin die Philosophie gelangt ist, und wohin sie, indem sie dennoch den Kampf um die unbedingte Wahrheit immer wieder ihrer Aufgabe gemäß eingeht, auch immer wieder gelangen wird.

Die der Hegel'schen vorangeschickte Solger'sche Lehre genügt schon deshalb nicht, weil sie auf die einmal existirenden vorgriechischen Kunstperioden keine Rücksicht nimmt, und noch weniger ist die ausgedehnte Bedeutung, welche dem Symbol und der Allegorie beigelegt werden, annehmbar. Beides sind unentbehrliche Ausdrücke, wovon auch wir sogleich Gebrauch machen wollen, jedoch, wie die That zeigen wird, in gänzlich anderem Sinne. Dies schließt nicht aus, anzuerkennen, daß Solger den wesentlichen Unterschied zwischen griechischer und christlicher Kunst immer vor Augen hatte, wenn dieser auch sich mit jenen beiden von ihm angewandten Kategorieen nicht erschöpfen läßt.

Die Geschichte des Ideals ist allerdings die des Verhältnisses zwischen der Idee und deren Erscheinung. Sie wird von einer jeden besondren Kunst, einem Volke, einem einzelnen Künstler erlebt. Denn das Einzelne, insofern es seine Individualität zu entwickeln und darzulegen hat, erlebt jene geschichtliche Nothwendigkeit, und zwar in den drei Momenten des Werdens, des Blühn's und Vergehens, Momente, welche nur auf das Besondre, nicht auf das Allgemeine, worin vielmehr sich der einfache in dem Naturgesetze der Polarität vorgefundene Wechsel wiederholt, zu beziehen sind. Die Form irgend einer besondren Kunst ist anfänglich symbolisch, sie bedeutet den Inhalt vielmehr als daß sie ihn ausspricht. Der Gedanke ist zu unreif, zu allgemein, um die entsprechende Erscheinung zu finden. Endlich erhebt er sich dazu in der Erscheinung zur Wirklichkeit zu gelangen, die Form ist der vollständigste Ausdruck des Inhalts; weder auf der sinnlichen noch der geistigen Seite ist mehr ein Uebergewicht. Für diesen Blüthepunkt der Form, auf welchem das Kunstwerk über alle relative Bedeutung erhaben, in unvergänglicher Schönheit dasteht, ist die Bezeichnung „classisch" allein deshalb, weil der allgemein übliche Ausdruck nicht zum Nachtheil des Verständnisses mit irgend einem andern vertauscht werden soll, gebührlich. Daß man diesen, bekanntlich, wenn man die

Etymologie des Worts in Anſchlag bringt, ganz zufälligen Ausdruck ausſchließend für die griechiſche Kunſt im Gegenſatze zur chriſtlichen, welche die romantiſche heißt, anwendet, iſt um ſo weniger einzuräumen, als darin eine unverdiente Beeinträchtigung der romantiſchen Kunſt liegt. Von einer claſſiſchen welthiſtoriſchen Kunſtperiode, zu der die Vergangenheit und Zukunft nur als Werden und Vergehen ſich verhalte, hat die Philoſophie nicht zu reden, weil ſie dann dem Verdachte der Willkühr und Vorliebe nicht entgeht, wohl aber dient uns der Ausdruck zur Bezeichnung des Höhepunktes inmitten einzelner Kunſtperioden, die wir ganz überblicken können, und in dieſer Hinſicht iſt Shakeſpeare eben ſo claſſiſch als Sophokles, die Romantik hat ihre claſſiſchen Momente ebenſowohl als die Antike ſie hatte. — Nach jenem Höhepunkte gewinnt der Gedanke die Oberhand, und ſucht nach dem Mittel ſeiner Darſtellung, die Form wird Dienerin des Gedankens, ſie verhält ſich zu ihrem Inhalt, der ihrer eigentlich nicht mehr bedürfte, mehr zufällig, ſie beengt denſelben, ſtatt ihm gemäß zu ſein. Auf dieſer Stufe iſt die Form allegoriſch, die Periode des Vergehens der Kunſt iſt eingetreten, denn der abſtracte Geiſt, der Verſtand hat die Phantaſie bezwungen, und ſchlägt ſie in Feſſeln. Die Unmittelbarkeit der Begeiſterung hat der Ueberlegung Platz gemacht, welche ſich bei der Erfahrung Raths erholt. Das Leben des einzelnen Künſtlers, — wenn es nicht für die Wiſſenſchaft ſehr bedeutungsvoll an dem Blüthepunkte abbricht, — wie dies bei Raphael und Mozart der Fall war, dieſes Leben zeigt jene Stufen des Werdens, Blühens und Vergehens. Das Andeutende, noch Ungeſchickte in den erſten Anfängen, die reife Schönheit der ganz entfalteten für eine Generation bedeutſamen Individualität, endlich die auf Koſten der Unmittelbarkeit waltende Reflexion und Geſchicklichkeit, welche Erfolge erzwingen möchte, und nur ſolche erreicht die den früheren nicht gleichkommen, Alles dieſes iſt in der nothwendigen Art der Entwickelung jeder menſchlichen Individualität begründet, nach welcher zuerſt das Können, zuletzt

das Wissen überwiegt. Es giebt einen Höhepunkt des Lebens zwischen Jünglings- und Mannesalter, gleichsam den Indifferenzpunkt zwischen Blüthen- und Fruchtzeit, wozu Anfang und Ende der Lebensbahn sich wie Symbol und Allegorie verhalten. Das Kindesleben ist ganz symbolisch, ganz Phantasie, das Spiel des Kindes weissagerisch für den Beruf; das Greisenalter ist ganz das umgekehrte Kindesleben, phantasielos, an Erfahrung reich, jenes sanguinisch, dieses phlegmatisch, jenes bedeutet ohne es zu wissen die Zukunft, dieses lebt nur als Bedeutung der Vergangenheit.

Das Verhältniß des Symbols zur Allegorie wird durch den auf die vier Menschenalter genommenen Bezug wesentlich erläutert. Das Symbol deutet auf einen Sinn, ohne daß sein Urheber den Sinn, den es bedeutet, wüßte. Die Allegorie aber soll einen Sinn bedeuten, wofür der Urheber die Gestalt willkührlich erwählt hat. Dort haben wir dunkle Ahnung, hier nüchternes Bewußtsein bei der Hervorbringung, während die Begeisterung der zwischen und über jenen beiden Zuständen befindliche Zustand ist; zuerst herrscht allein die Phantasie, zuletzt der Verstand. Wir erblicken Räthsel, nur dadurch unterschieden, daß der Künstler, der sie uns aufgiebt, die Auflösung bei der Allegorie kennt, bei dem Symbol aber nicht, bei jener egoistisch, bei dieser in blinder Abhängigkeit handelt.

Gehen wir nunmehr daran, von den hiermit gegebenen Begriffen und Unterschieden dahin Anwendung zu machen, daß sie in einzelnen Perioden der gesammten Kunstgeschichte als die das Verständniß dieser Perioden überliefernden Grundbegriffe nachgewiesen werden, wie dies sowohl in dem Solger'schen, als in dem Hegel'schen System mit Erfolg geschehen ist. Die christliche Kunst hat die des griechischen Alterthums zu ihrem Gegensatze, und hat ihre Umbildungen in der modernen Zeit dadurch erfahren, daß das Christenthum den mächtigen Einfluß, welchen das Heidenthum vergangener Zeit, als es aus langem Schlafe wieder erwachte, auf die all-

gemein menſchliche Bildung gewann und ausübte, nicht abwies, ſondern dieſes Bildungsmittel vielmehr in ſich aufnahm. Hierdurch wird für die moderne Anſchauung die Erkenntniß und Sonderung der vielfach vermittelten Gegenſätze in der Kunſt erſchwert. Der reine Offenbarungsglaube ſchaut die Natur nur an in Gott, den er als ſchlechterdings überſinnlich, und daher als wahre Freiheit, welche die Nothwendigkeit belebt, weiß, und hat ſich künſtleriſch in der romantiſchen Kunſt bethätigt. In ihrer Reinheit exiſtirt dieſelbe gegenwärtig nicht mehr, eben weil nach dem Ende des Mittelalters die Macht jenes neuen Einfluſſes begonnen hat. Die helleniſche Kunſt, wir bezeichnen ſie ſchlechthin mit dem Namen der antiken, wie die chriſtliche äußerer Ausdruck religiöſer Weltanſicht, ſchaut die Götter, die ſelbſt nicht unbedingt, an das allgemeine Moment der Nothwendigkeit geknüpft ſind, in der Natur. Der einzelne Gott iſt Individualität. Hierdurch iſt das antike Ideal als Gegenſatz zu dem romantiſchen beſtimmt. Da der antike Gott Individualität iſt, ſo wird er in dem beſondren Naturgebilde geſchaut, und der Künſtler erhebt dieſe Beſonderheit in ſeiner Nachahmung bis zum Schönheitstypus für die Gattung. Der Gott kommt von dem Anthropomorphismus nicht los. Aller Freiheit ungeachtet, welche nun in der ſchönen Individualität, die das Kunſtwerk zeigt, lebendig iſt, verweiſet doch eben die Gränze der ſchönen ſinnlichen Erſcheinung die Idee an die Nothwendigkeit, ſich über dieſe Gränze nicht hinauszuwagen. Mit einem Worte, die antike Kunſt erhebt ſich von der Erſcheinung zum Ideal und davon zur Idee, wie die antike Religion von der Natur ausgehend die Götter findet. Das romantiſche Ideal wird umgekehrt von der Idee beſtimmt, welche die Freiheit iſt, und daher auch das Ideal von dem demſelbem ſofort anhängenden Momente der Beſonderung, das iſt der Nothwendigkeit, befreien möchte. Das Ideal iſt ja ein unendliches, die von Gott beſeelte Welt. Der gottbeſeelte Künſtler ſucht ſich die weichſten Naturſtoffe, um jener Unendlichkeit der Idee bei ihrer Erſchei-

nung im sinnlichen Stoffe die möglichst leisen Beschränkungen aufzulegen. Er sucht den Geist zu versinnlichen, wie der antike Künstler die Sinnlichkeit vergeistigte. Der schönen gemessenen Tanzbewegung steht die unendliche Weichheit des verklingenden Tones, der festen Bestimmtheit des Marmorbildes der geistige Ausdruck den die Farbe überliefert, gegenüber. Wir durften mithin behaupten, daß die romantische Kunst ein ideelles, die antike ein ideales Gepräge habe, eine Schärfe des Begriffs, welche wie alle Bestimmungen des Verstandes durch den früheren Lehrsatz, daß die Idee nicht ohne Ideal, und dieses nicht ohne die Idee wirklich ist, sich sogleich zwar als einseitig erweiset, doch für die Auffassung des wesentlichen Unterschiedes nützlich ist. Dieser Unterschied ist nur so zu verstehen, daß er an dem Ideale selbst, da alle und jede schöne Kunst nichts andres, als sinnliche Verwirklichung des Ideals ist, sich zeigen muß; nicht darf man hier irgendwie Ideal mit Vorstellung und Idee mit Begriff, wie die Unphilosophischen täglich thun, verwechseln. Ideal haben wir aufgefaßt als das vom Gedanken getragene Phantasiebild, und dies verleitet schnell zu der Behauptung, daß bei der Antike also die Bildlichkeit, bei der Romantik der Gedanke das Uebergewicht habe. Wenn wir aber erwägen, daß das Bild selbst nur Form des Gedankens ist, so müssen wir die letzte Bestimmung des Unterschiedes zwischen Antik und Romantisch demgemäß weit genauer fassen. Es geschieht in folgendem Lehrsatze: bei dem antiken Ideal begränzt der Gedanke sich durch die Form, bei dem romantischen wächst die Form mit dem Gedanken.

Der am Ideal nachgewiesene Gegensatz enthält die Grundbedingung für die geschichtliche Fortbewegung aller Kunst; er hat Aehnlichkeit mit dem in steiger Gegenseitigkeit wurzelnden Naturgesetze der Polarität, welches in der Naturerkenntniß freilich zu wirklichen Aufschlüssen verhilft, und das in der psychologischen Einleitung schon als Activität und Passivität angewandt wurde. Er erinnert an den geschichtlichen Dualismus der organischen Welt, der die Gattung vor

dem Untergange schützt, wie man denn auch oft genug darauf hingewiesen hat, daß männliche Schärfe des Denkens und Energie der That in eben so hohem Maaße dem antiken, als weibliche Empfänglichkeit, Phantasie und Gemüthstiefe dem romantischen Künstler zugehöre. Indem man aber zur einseitigen Verstandesauffassung des in einem einzelnen geschichtlichen Zeitraume wurzelnden Geistes treibt, verdirbt man alle unbefangene Erkenntniß der Wahrheit. Es ist ganz unwissenschaftlich, sich mit der oberflächlichen Bestimmung, daß die Antike zur Romantik sich wie Geist zum Gemüth verhalte, zu behelfen. Unabweislich ist dann der Einwand, daß die hinreißende Macht der griechischen Tragiker gerade durch die tiefe Mitleidenschaft an dem unwandelbaren Geschicke ihrer Heroen begründet wird. Man soll niemals unterlassen in Anschlag zu bringen, daß das Kunstwerk einer längst vergangnen Zeit zu einem der neueren insofern im Nachtheile steht, als der geschichtliche Boden, der unter seinen Füßen hinweggeschwunden, für uns nur Gedanke ist, und sich das im Kunstwerke ruhende Mysterium schlechterdings nicht durch beliebiges Nachdenken erobern läßt. Man sollte, wo es sich um das Verständniß weltgeschichtlicher Phänomene handelt, einer dem Gedächtniß bequemen Formel zu Liebe, womit der Verstand dann weiter operiren könne, die lebendige Wahrheit des Kunstwerks nicht beeinträchtigen, da diese nun einmal die Versenkung des Geistes in das einzelne Kunstwerk zur nothwendigen Voraussetzung hat.

Je weiter unserer Erkenntniß vergangene Zeiträume entrückt sind, desto bescheidener soll das philosophische Urtheil über sie beschaffen sein. Denn die aus jenen übriggebliebenen Menschenwerke reden dann nur noch eine dunkle Zeichensprache zu uns. Ist unsre Erkenntniß der Antike schon lückenhaft genug, so ist dies noch unendlich mehr bei den Produkten der vor der griechischen Zeit liegenden Jahrtausende der Fall. Räthselhaft und geheimnißvoll stehen sie vor uns, und sprechen nicht sowohl mehr zu unserem gesammten geistigen Leben,

als vielmehr zu unserem Verstande, der, kaum durch einen augenblicklichen Schauer der Andacht gestört, sein Interesse daran findet, aus der Hülle den Begriff zu befreien. Wenn wir Hegels Auffassung, wonach jener großentheils zertrümmerte Kunstvorrath der vorgriechischen Zeit nur als Symbol Geltung haben soll, bei der Dürftigkeit unseres Wissens von ihr, eben so wenig als der Behauptung Solgers, daß die Antike symbolisch, die Romantik aber allegorisch sei, beigetreten sind, sondern Symbol und Allegorie als untergeordnete Momente im Verlaufe der Kunstgeschichte aufgefaßt haben, so läßt der Umstand, daß dem Symbol und der Allegorie gemeinsam die Räthselhaftigkeit ist, uns diese Begriffe gerade auf die räthselvolle vorgriechische Zeit, und zwar also anwenden, daß dieselben in jenen nebelreichen Epochen uns den Gegensatz, wie wir ihn zwischen Antike und Romantik bestimmt haben, ahnungsvoll bedeuten. Viele Werke der Menschen, die, als sie hervorgebracht wurden, nicht im absoluten Sinne des Worts symbolisch oder allegorisch gewesen sein müssen, sind es durch das nothwendige Loos der Geschichte für uns geworden, und nur in dieser Voraussetzung darf die Philosophie es wagen, der Kunst altersgrauer Zeiten und abgelebter Völker ohne Weiteres symbolischen oder allegorischen Charakter beizulegen. Die gesammte vorgriechische Zeit giebt unserem Geiste Räthsel auf, und reizt den Gedanken sich ihrer zu bemächtigen, indem zwischen dem Sinn, den sie uns überliefert, und der sinnlichen Wirkung, die ihre Erscheinung auf uns übt, eine Kluft obwaltet, welche auszufüllen eben die ewige Aufgabe bleibt. Dennoch ist sogleich die Möglichkeit, ja die Nothwendigkeit gegeben, auch an dieser dunklen Beziehung des Inhalts zur Form, an dieser Räthselhaftigkeit Unterschiede zu machen, und zwar wird der oben aufgestellte Unterschied zwischen Symbol und Allegorie an der Kunst des indischen und des ägyptischen Volkes sichtbar. Das in sinnliche Träumerei versunkene, phantasievolle und träge Indien spricht in seinen Kunstwerken symbolisch zu uns, während das ernster Abstraction zuge-

wandte, thätige und verständige Aegypten in seiner Kunst allegorische Formen als Hülle des abstracten Gedankens überliefert. Dies scheint auf den in der Weltgeschichte sich geltend machenden Gegensatz zwischen orientalischem und occidentalischem Geiste hinzuweisen, wenn auch Einige sogar der Ansicht sind, daß selbst die ägyptische Cultur ihren Ursprung in Indien habe. So zuversichtlich über jene entfernten Zeiträume poetisirende oder philosophirende Geschichtsforscher auch urtheilen, so gewiß ist doch alles angebliche Wissen davon nur Vermuthung. Für den Begriff liefert die Geschichte der Menschheit nur eine durch stetigen Gegensatz bedingte Fortbewegung. Die höhere Spekulation, die aus der Liebe geborene Idee gewinnt das Wissen von einer Vermittlung, von der Ruhe in der Bewegung. Es bleibt nicht minder, als der Versuch der vorgriechischen Kunst ihren räthselhaften Charakter zu rauben, fruchtlos, die Zukunft der Kunst vorhersagen zu wollen. Die Gewißheit, daß, wie immer wieder auf Erden der Frühling einkehren, so auch die Kunst irgendwo immer wieder neugeboren werden wird, ist allein die Frucht der Liebe. Wer derselben entbehrt, dem bleibt nur übrig, in die Zukunft, als in eine für alle Gedankenschlüsse undurchdringliche Finsterniß hinauszustarren, und mit Gleichgiltigkeit, wo nicht mit Schrecken das Ergebniß seiner Berechnung, wonach die künstlerische Schöpfungskraft sich erschöpft haben müsse, zu betrachten.

Der Gegensatz zwischen antiker und romantischer Kunst, welcher also die Vermuthung zuläßt, daß er in der vorgriechischen Zeit bereits in irgend verwandter Weise bestanden habe, hat einzelne Aesthetiker (namentlich Weiße) zu der Behauptung geführt, daß ein Ideal existire, worin jener Gegensatz bereits aufgehoben sei, nämlich das moderne Ideal, eine Construction der Kunstgeschichte, welche, auch wenn wir sie nicht annehmen, in Betrachtung gezogen zu werden verdient. Diese moderne Kunst würde dann die welthistorische Classicität, deren Existenz wir schon gegen Hegel in Betreff der antiken Kunst bestritten haben, sein. Die moderne Kunst würde

dann höher zu ſtehen kommen, als die irgend eines geſchichtlichen Zeitraums. Nach Weiße ſoll das moderne Kunſtideal das volle Bewußtſein über die Idee der Schönheit zu ſeinem Urſprunge haben. Unſtreitig iſt man zu dieſer Annahme durch den geſchichtlichen Kampf, in welchen das romantiſche Ideal gerieth, das, um ſich zu entwickeln, ſeinen Gegenſatz ſuchte, geleitet worden. Die chriſtliche Kunſt hat durch Aufnahme antiker Weltanſchauung ihre weitere Entfaltung ſelbſt begründet. Halten wir uns in dieſer Hinſicht an die Religionsgeſchichte, die wir bereits als Mutter der Kunſtgeſchichte kennen lernten, ſo finden wir in der konfeſſionellen Spaltung der chriſtlichen Kirche wirklich den näheren Grund für jene Erſcheinung. Aber auch hier hat man ſich vor Uebereilung zu hüten, in welche man ſofort verfallen würde, wollte man die proteſtantiſche Kirche mit der antiken, die katholiſche mit der romantiſchen Kunſt ohne Weiteres paaren. Denn mit dem Unterſchiede der chriſtlichen Konfeſſionen reichen wir durchaus nicht mehr aus, wenn wir den in der ſogenanten modernen Kunſt erweckten Gegenſatz begreifen wollen. Um dies zu vermögen, müſſen wir den charakteriſtiſchen Unterſchied der Völker, die zu Trägern jenes Gegenſatzes in der Kunſt und jenes kirchlichen Zerwürfniſſes wurden, zur Baſis nehmen. Wir müſſen mithin die romaniſchen und germaniſchen Völker einander gegenüberſtellen. Die Auffaſſung der Romantik wie der Antike, oder des Reizes der im Wunder wie in der vollendeten ſinnlichen Geſtalt liegt, wird ſo wie die des Glaubens und Wiſſens durch Katholicismus und Proteſtantismus in entgegengeſetzter Weiſe geſtaltet, aber der letzte Grund für dieſe Wirkung liegt in dem ethnologiſchen Unterſchiede zwiſchen romaniſcher und germaniſcher Volksgeſinnung. Die chriſtliche Lehre von dem geoffenbarten Gotte hat die große That vollbracht, dieſen Unterſchied bis zu einem gewiſſen Grade zu vermitteln, ohne daß jedoch das ewige Saatkorn des göttlichen Wortes deswegen auf beiderlei Boden ſolche Früchte hervorgebracht hätte, welche nicht noch verſchiedene Individualität an ſich

trügen. Denn ein andres Heidenthum bei den Romanen, ein andres bei den Germanen wurde von dem Christenthume besiegt. Auch in der Kunst kommt diese Verschiedenheit der Frucht, als bereits in der Volksindividualität begründet, zum Vorscheine.

Das moderne Kunstleben ist nach Allem diesem ein Bild des Kampfes. Von einem modernen Kunstideal kann, so lange die Ruhe, das Ergebniß jenes Kampfes, nicht selbst wieder Thatsache geworden ist, auch nicht die Rede sein, wenigstens nicht insofern verlangt wird, daß jenes Ideal allgemeine Gültigkeit haben solle. Die Ausbreitung des Christenthums schreitet theils noch ununterbrochen vor, theils haben Völker, welche sich eben so lange als die germanischen dazu bekennen, namentlich die slavischen es noch zu keiner künstlerischen Bedeutung in welthistorischem Sinne gebracht. Wie sollte man die Kunstgeschichte also für reif halten zu einem Abschlusse, wie ihn die Existenz eines modernen Kunstideals begründen müßte? Die Annahme derselben hat ihren Grund darin, daß einzelne Künste in ihrem Verlaufe einen Punkt erreicht haben, auf welchem allerdings die Vermittelung des Gegensatzes erfüllt zu sein scheint, ein Umstand, der für die Geschichte eben der einzelnen Künste von großer Wichtigkeit ist, z. B. in der Musik ist Mozart diejenige Erscheinung, welche die Vermittelung des romanischen und germanischen Kunstcharakters repräsentirt. Aus andern Künsten, namentlich der Poesie, ließen sich Beispiele für die Möglichkeit der von enger Durchdringung antiker und romantischer Natur- und Weltanschauung, philosophisch gesprochen, Beispiele für die vollzogene Aufhebung jenes Gegensatzes beibringen. Aber diese einzelnen Erscheinungen haben immer unmittelbar wieder ihren geschichtlichen Gegensatz hervorgerufen. Das sogenannte moderne Ideal tritt immer wieder in eine relative Stellung, daher wir im absoluten Sinne die Existenz desselben verneinen,

und der künſtleriſchen Schöpfungskraft der Zukunft überlaſſen müſſen, ob es ein ſolches ins Leben rufen wird.

Wenn wir nun endlich uns nochmals daran erinnern, daß dem Symbol der Charakter des Räthſelhaften mit der beſondren Beſtimmung beigelegt wurde, daß der Urheber des Symbols ſich des überlieferten Sinnes ſelbſt nicht bewußt geweſen ſei, ſo iſt die Kunſt, ganz allgemein gefaßt, überhaupt ſymboliſch, und hat dann zu ihrem Gegenſatze das reine Wiſſen. Nicht von dem Kriterium irgend einer einzelnen Weltperiode handelt es ſich hier mehr; die antike ſowohl als die romantiſche Kunſt ſind Symbole, dort Bild der unwandelbaren Nothwendigkeit, hier Bild der erlöſenden Freiheit, welche von dem Individuum angebetet werden. Der beſchränkte Sinn, worin wir bisher das Wort „Symbol" aufgefaßt haben, fällt auf dieſem idealen Standpunkte, wo die Kunſt zu ihrem Gegenſatze das reine Wiſſen hat, weg, vielmehr iſt alles Schaffen dem reinen Wiſſen gegenüber ſymboliſch, und die Verſöhnung des ewigen Gegenſatzes, die Geſchichte, läßt demgemäß dann wieder eine doppelte Auffaſſung für den einzelnen Menſchen zu. Ein näheres Eingehen auf dieſe ſpeculativen Sätze gehört nicht hieher, wo es vielmehr darauf ankommt, das allgemeine Kunſtgebiet zu verlaſſen, um in den Gebieten der beſondren Künſte von den bisher gewonnenen Ergebniſſen nähere Anwendung zu machen.

Besonderer Theil.

I.

Die einzelnen Künste.

Die große Mannigfaltigkeit derjenigen Gegenstände, welche die Wissenschaft mit voller Befugniß, oder der Sprachgebrauch zufolge gedankenloser Gewohnheit in das Kunstgebiet verweiset, macht das Bedürfniß, eine systematische Anordnung so bunten Stoffes vorzunehmen, fühlbar. Man verlangt, das Gleichartige unter gemeinsamen Gesichtspunkt zusammenzurücken, und mit Ober- und Unterabtheilungen, die man Gattungen, Arten oder Classen zu nennen pflegt, das nähere wissenschaftliche Verständniß der Kunst selbst zu begründen und zu befördern. Denn nicht anders geht es hier dem Aesthetiker als dem Naturforscher, der den Unkundigen immer wieder daran erinnern muß, daß er z. B. den Begriff einer Blume nicht gewinnen könne, es sei denn daß er sich entschlösse, mit der Untersuchung einer einzelnen Art, wie Nelke, Lilie, Rose anzufangen, und daß wieder die Blume nur die Erscheinung einer bestimmten Entwickelungsstufe im Leben einer einzelnen Pflanze ist, die mit anderen Pflanzen Vieles gemein hat, und in Vielem sich von ihnen unterscheidet. Das organische Leben, das, wie die Pflanze, so auch das Kunstwerk vor unsern Sinnen entfaltet, ist etwas allen Pflanzen, allen Kunstwerken Gemeinsames; so haben eine Symphonie und eine Komödie,

die jede für schön erklärt worden sind, etwas mit einander gemein, nämlich die Schönheitsidee, und dennoch fällt es dem Unkundigen schwer, ihre geistige Verwandschaft zu erkennen und einzuräumen.

Die Forderung liegt nahe, die Eintheilung des Gesammtgebietes der Kunst auf wissenschaftliche Gründe gestützt vorzunehmen, da sonst der Willkühr, welche jede Fertigkeit mit dem Namen „Kunst" beehrt, Raum gegeben wird. Lange, bevor die Philosophie jene Eintheilung auf systematischem Wege vorzunehmen begann, sprach man von sieben freien Künsten; die Zahl hat später sich manche willkührliche Aenderung gefallen lassen müssen, wie ihr selbst noch nothwendige Rechtfertigung fehlte. Auch als schon der Begriff der gemeinsamen Kunstidee fest und fester gestellt worden war, dehnte man aus oder beschränkte die Z... Der Gebrauch, sich des Begriffes einer Mehrzahl von Künsten zu bedienen, ist z. B. in Deutschland um deshalb ungleich älter, als der, von einer Kunst als etwas Allgemeinem zu reden, weil dies Letztere Metaphysik voraussetzt und erst vom Besondern zur Idee sich zu erheben, der Menschheit gelingt. Die Franzosen, die immer statt theoretisch lieber praktisch verfahren, mit ihrem Wahlspruch: Savoir faire vaut mieux que le savoir même, sich ihren Ausdruck „les beaux arts" nicht nehmen lassen, wurden in der Jugendzeit der deutschen Aesthetik aufmerksam angehört, bis Kant (in der Kritik der Urtheilskraft) das Schwankende des Begriffes beseitigte, und das Gebiet der Kunst in das der Dichtkunst, Tonkunst und das der bildenden Künste, unter welchen er der Malerei den ersten Rang einräumte, eintheilte. Indem er freilich jede Kunst mit moralischen Ideen in Verbindung gesetzt wissen wollte, blieb seine Eintheilung, die doch aber das Wesentliche trifft, ohne tiefere Begründung. Andre theilten nach den Kategorieen des Raumes und der Zeit. Solger theilt die Künste in zwei Gruppen; auf der einen steht die Dichtkunst allein, auf der andern Plastik, Ma-

lerei, Architektur, Musik. Seine Auffassung des Symbolischen und Allegorischen, gegen welche wir uns oben erklärten, war die Ursache davon, daß er für die alte Kunst nur Plastik und Malerei, für die unsrige nur Architektur und Musik für selbstständig erklärte, eine Ansicht, die freilich nirgends mehr Stand hält, und so brachte er, wenn auch keine absolute, doch eine relative Dreizahl heraus. Auch die Herbart'sche Aesthetik, als deren Repräsentanten man wohl am Ersten Griepenkerl betrachten kann, nimmt Wort, Ton und Bild als Grundlage der Dreitheilung an. Viele, die über Einzelnes ganz Treffliches gesagt haben, verrathen den Mangel philosophischer Reife, sobald sie classificiren wollen, und bewähren, daß die bloße Erfahrung auf einem höhern Standpunkte uns jeden Augenblick im Stiche läßt.

Einen von den angeführten verschiedenen Weg der Untersuchung ist auch hier Hegel gegangen. Vor allen Dingen verwirft er die Maaßregeln, welche bei jener Classification der einseitige Verstand genommen habe, wofür unstreitig aus angesehenen Lehrbüchern abschreckende Beispiele aufgestellt werden könnten. Die sinnliche Realität bildet ihm den Ausgangspunkt. Indem er den Tastsinn, (welchen Böttiger für das Kriterium der plastischen Kunst empfahl) so wie Geruch und Geschmack in niedere Sphäre verweiset, gelangt auch er zu der Dreizahl, die er nach dem Medium des Gesichts, Gehörs und der Vorstellung in dem Reiche der Kunstwerke begründet findet. Das System der einzelnen Künste gliedert sich ihm nun so, daß die Dichtkunst die Identität der bildenden Kunst und der Musik darstellt; indem von den bildenden Künsten die Architektur als symbolische, die Idee nur andeutende Kunst überhaupt, die Plastik als Repräsentantin des classischen Prinzips auftritt, hat die Malerei die Aufgabe, den Uebergang zu der Musik zu bezeichnen. Die Plastik nämlich nimmt diesen hohen Rang um deshalb ein, weil es ihr am Meisten gelungen, das Objective als solches zu einer schönen Naturumge-

bung des Geistes heraufzuarbeiten, die Musik aber erkennt das Innere des Menschen, das Subjective als solches, als ihr Element. Indem er aber weiter zu Repräsentanten der romantischen Kunst die Musik sowohl als die Malerei macht, nimmt die Malerei zu dieser ein ähnliches Verhältniß ein, als die Architektur zur Plastik; jede der letzten beiden bezeichnet eine der drei großen Kunstformen Hegels, die erste die symbolische, die zweite die classische; innerhalb des Reiches der romantischen reicht er plötzlich mit einer nicht mehr aus, sondern theilt dasselbe in die Malerei, Musik und Poesie. Dieses Verfahren ist, ungeachtet seiner dialektischen Feinheit, nicht anzuerkennen. Die Poesie, als Kunst der Vorstellungen, kann nicht in den romantischen Künsten allein eingeordnet werden, ungeachtet der (Vorlesungen üb. Aesth. III. S. 222) versuchten Rechtfertigung. Es bleibt dies, wenn man die Gesammtansicht Hegels von der Dichtkunst mit dieser Stellung vergleicht, immer ein äußerlicher Mangel, der sich allein aus dem Bemühen, die Dreiheit der Symbolik, Classicität und Romantik auch hier festzuhalten, erklärt. Nachdem wir oben bereits diese Dreiheit nur für das Besondre, die Zweiheit aber, welche durch die Liebe vermittelt ist, für das Allgemeine als Grundlage angenommen haben, ist hier nicht erst weiter nachzuweisen, welcher heftige Zwang in diesem einzelnen Falle der Strenge des Systems zu Gefallen geschieht.

Hegel hat, wie wir sehen, mit der Dreizahl der Künste nicht ausgereicht, er hat wider seinen Willen die Fünfzahl anwenden müssen, und will nachweisen, daß drei dieser Künste zusammen einer Kunstform in verschiedener Weise angehören. Den geschichtlichen Entstehungsprozeß, das historisch-chronologische Moment hat er nur in dem Verhältnisse der Plastik zur Musik, die durch die Farbenkunst, die Malerei vermittelt ist, für sich. Bei den andern Künsten würde sie nicht passen. Dieses nun hat er allerdings auch nicht geltend gemacht, sondern das Prinzip seiner systematischen Anordnung ist allein,

die allmähliche Vergeistigung des Kunstideales anschaulich zu machen. Daher macht diejenige Kunst, worin das Stoffliche am Meisten in Betracht kommt, den Anfang, deswegen macht die geistigste aller Künste, die Dichtkunst, den Beschluß. Wenn unbefangen dieses Motiv zur Rechtfertigung angegeben würde, und nicht jene gewaltsame Anpassung an die drei allgemeinen Kunstformen, welche Hegel annimmt, so ließe sich weiter nichts gegen diese Eintheilung nach der Fünfzahl, die indessen immer den Schein der Willkührlichkeit an sich trägt, einwenden.

So ist denn für unsern Zweck auch die Hegel'sche Eintheilung des Kunstgebietes in besondre Künste nicht befriedigend ausgefallen, und soll hier mit einer andern vertauscht werden.

Von der Frage, wie sich ein bestimmtes Kunstwerk zu bestimmten Sinnen des Menschen verhalte, von der Hegel ausging, ist allerdings immer auszugehen. Es ist sogleich zuzugeben, daß die eine der Künste, nämlich die Dichtkunst, als ihr Element nur die sinnliche Vorstellung benutzt. Hierdurch nun unterscheidet sie sich von allen übrigen, und darf deshalb mit keiner andern in eine Kategorie kommen. Alle übrigen sprechen nur mittelst eines Sinnes zu dem menschlichen Geiste, auch die Poesie kann man nur lesend oder anhörend kennen lernen, aber welche unendliche Kluft liegt zwischen dem Antheil, den der Anblick des Buchstabens, oder das Anhören der Laute gesprochener Verse an dem Eindrucke des Kunstwerkes, — hier einem Gedichte, — und dem Antheile, welchen der Anblick einer Bildsäule, das Anhören einer Arie an dem Eindrucke hat, den diese Kunstwerke zu machen vermögen! So groß ist dieser Unterschied, daß er dort gar wenig, hier vor allen Dingen in Betracht kommt. Die äußeren Sinnen werden dort gar nicht, nur die Phantasie wird mittelst derselben angeregt, bei den übrigen Künsten ist der geistige Eindruck unmittelbar an den sinnlichen geknüpft. Mit dem vollsten Rechte darf man sagen, daß in der Poesie der Geist zum

Geiste, der Gedanke zum Gedanken rede, und daß in allen übrigen Künsten dies nur mittelst der Sinnenwelt geschehe. Das Kunstideal steht in der Poesie als ein verklärtes vor uns; unbedrückt von aller Last des sinnlichen Eindrucks sehen wir die Idee des Schönen in dem bildsamsten und reichhaltigsten aller Stoffe, in der Wortsprache zur Erscheinung kommen. Da aber die Wortsprache nichts Aeußerliches, kein willkührlich erwählter Stoff, sondern die das Denken selbst bedingende, also nothwendige Erscheinung des Denkens ist, so darf die Poesie als Kunst der Gedanken, oder wie Hegel schärfer unterschieden hat, der Vorstellungen bezeichnet werden. Die frühere Ansicht, welche die Poesie mit der Musik in einer Classe, nämlich der der tonischen Künste vereinigte, weil doch auch die Poesie zunächst durch das Ohr vernommen werde, ist bereits von Solger sowohl als von Hegel als rein vom Aeußerlichsten hergenommen beseitigt worden.

Hiermit ist nun für uns die Poesie als die eine Hauptgattung der gesammten Kunst bezeichnet. Da ihr die Welt der Vorstellungen gehört, so bleibt für sämmtliche übrige Künste die der äußeren Sinneseindrücke; jene wendet sich an den Geist, alle übrigen zunächst an die Sinnlichkeit, jene bewacht gleichsam alle übrigen, da sie in ihrem Gedankenleben der Idee der Schönheit zur unmittelbarsten Dienerin zugesellt ist. Ihre Schicksale sind prophetisch für die aller übrigen.

Nach dieser Haupteintheilung ist die Unterabtheilung der übrigen verschiedenen Künste vorzunehmen, für welche als Gemeinsames sich herausgestellt hat, daß sie die Idee des Schönen uns mittelst der äußeren Sinne erleben lassen. Der gewöhnlichste Unterschied, welcher hier gemacht zu werden pflegt, hält sich an die Welt des Auges und die des Ohres, — ein unzureichendes Verfahren, das von etwas nur Empirischem unmittelbar auf den Inhalt, das Ideal zu schließen versucht. Wir heben statt dessen dies Merkmal hervor: daß unter allen

menschlichen Erzeugnissen solche, die zur Bedingung ihrer Existenz eine abgeschlossene Thätigkeit (ἔργον) haben, wesentlich von denen, deren Existenz an den Verlauf der Thätigkeit gebunden ist, geschieden werden müssen (ἐνέργεια). Ein geschickter Tischler beweiset uns seine Fähigkeit, indem er uns einen fertigen Tisch zeigt, ein geschickter Reiter muß seine Fähigkeit oder Fertigkeit vor unseren Augen selbst entwickeln. Der Begriff der Vollendung knüpft sich dort an das Object, hier an die subjective Fähigkeit. Dieser Begriff eines objectiv- und eines subjectiv-Fertigen oder Vollendeten auf die Kunstwelt angewandt, läßt uns Kunstwerke, die als fertige, vollendete, abgeschlossene vor uns erscheinen, von denen unterscheiden, welche in dieser ihrer Eigenschaft erst mittelst menschlicher Thätigkeit vor uns entstehen und allmählich entwickelt werden, — Kunstwerke, bei denen das Moment der Ruhe, des Seins, und solche, bei denen das der Bewegung, des Werdens das Gesetz bestimmt. Ruhe und Bewegung sind hier nur niederes Abbild eines idealen Gegensatzes. Nach den Kategorieen von Raum und Zeit, an welche man vielleicht erinnert wird, fragen wir hierbei nicht, da sie nicht von der innersten Natur des Werkes, sondern von seinen äußerlichsten Merkmalen abgeleitet sind. Wir unterscheiden nur das objectiv-Lebendige von dem subjectiv-Lebendigen, indem wir die weitere Anordnung dahin treffen, daß die bildenden Künste von denen der Bewegung gesondert werden. Zu jenen gehören nach einer alten und bewährten Eintheilung, deren speculativer Grund sich später darlegen wird, Baukunst, Bildhauerei, Malerei; zu diesen Tonkunst, Tanzkunst und Darstellungskunst (die auch Schauspielkunst genannt wird). Die Werke der bildenden Kunst sind für das Auge oder den Tastsinn, die der bewegenden entweder für das Ohr, oder für das Auge, denn Bewegung läßt sich sowohl sehen als hören, auch, da beides zu gleicher Zeit Statt finden kann, für Aug' und Ohr zugleich, wie dies bei der Schauspielkunst

der Fall ist. Unter dieser letzten Rubrik werden wir indessen manche Unterabtheilung der darstellenden Künste, die sich allmählich in der der bloßen Reproduction, also in dem Range des Dienens verlieren, kennen lernen.

Unter den neueren Systematikern hat C. H. Weiße in seinem mehrfach erwähnten, viel Selbstständigkeit bekundenden Systeme eine Eintheilung der Künste gegeben, womit die hier vorgeschlagene einige Aehnlichkeit hat, obgleich sie wesentlich auch von ihr abweicht. Er theilt nämlich ein in: Tonkunst, bildende Kunst, Dichtkunst, jedoch mit der Maaßgabe, daß erstre in Instrumental-, Vocal und dramatische Musik, die zweite in Architektur, Sculptur, Malerei, die dritte in epische, lyrische und dramatische Poesie zerlegt werden, so daß neun Künste herauskommen. Daß nach solchem äußerlichen Grundrisse Unterarten mit Hauptarten verwechselt werden müssen, ist unzweifelhaft; die Gränzen, welche die einzelnen der drei bildenden Künste von einander trennen, sind ungleich mächtiger und vom Stoffe bedingter, als die, welche in dem Gebiete der Ton- und Dichtkunst die drei Unterabtheilungen von einander sondern. Die Analogie der Zahl der Künste zu der der Musen erscheint durchaus nicht im Wesen der Sache begründet, und die Zahl „Sieben", welche Schiller in seiner „Huldigung" festgehalten hat, der hier gegebenen Entwickelung gemäß, nichts weniger als eine bloße Laune des Dichters. Denn diese sieben Regenbogenstrahlen sahen wir entstehen, indem wir die Kunst der freien Geistigkeit, die Dichtkunst, den sämmtlichen Künsten der sinnlichen Wirklichkeit gegenüberstellten. Strebt jene den Fesseln der Logik, so streben alle diese denen der Mathematik zu entfliehen, und die Freiheit der Idee wird dort mehr im Gedanken, hier mehr in der Erscheinung bewährt. Diese Fesseln der Mathematik machen sich geltend, es mag nun von einem ruhenden oder bewegten Bilden die Rede sein, als die den inneren Gesetzen des unendlichen Lebens entsprechenden Gesetze des endlichen Seins. Je freier von diesen Gesetzen der

von der Hand des Künstlers verarbeitete Stoff seiner Natur nach ist, desto mehr erleichtert wird es eben dem Künstler, ihm seinen Geist, seine subjective Wesenheit einzuhauchen, daher ist unter den bildenden Künsten die Malerei, die sich der Farbe, unter den bewegenden Künsten die Musik, die sich des Tones bedient, am Wenigsten durch irdischen Stoff beschwert; dagegen am Meisten von den stofflichen Schranken und dem praktischen Bedürfnisse eingeengt erscheint die Baukunst, und unter den bewegenden Künsten die Darstellungskunst, deren Stoff selbst wieder ein Kunstwerk ist, das sie nur reproducirt, daher sie immer von ihm abhängt. Diese Andeutungen überheben uns der Verbindlichkeit, eine Rangordnung der Künste vorzunehmen; die Poesie, als die unendlichste von allen, die am Freisten dahinschwebt und jeden Stoff veredelt, weil sie ihn zu verschönern vermag, indem sie ihn die Läuterung des Gedankens durch die Phantasie erfahren läßt, wird man gern als die geistig mächtigste, die in ihrer Einsamkeit, den sechs Schwestern gegenüber, Vermittlerin wird zwischen der Wissenschaft und der Kunst, anerkennen. Und doch in ihrer abstracten Eigenthümlichkeit, so arm an concreten Kunstmitteln, wie oft muß sie die Schwestern beneiden, und dieser oder jener wegen deren größeren sinnlichen Macht weichen! Mit aller Rangordnung, gegen welche auch Weiße sich nachdrücklich erklärt hat, verfehlt man gerade den speculativen Standpunkt, den Begriff des Wesens, der alle als Strahlen derselben einen Sonne erkennt. Warum streitet man nicht über den Vorrang irgend einer der sieben Farben, oder der sieben Töne, da doch gerade in diesen Naturphänomenen auch eine gewisse geistige Stufenleiter sich nicht wegläugnen läßt? Der Werth der Farben oder Töne wird subjectiv bestimmt nach individueller Neigung; um den absoluten Vorrang einer einzelnen Kunst bestimmen zu wollen, müßte man gerade dem höchsten Grundsatze der Wissenschaft, welche das Einzelne in seiner nothwendigen Beziehung zum Ganzen auffaßt und festhält, entsagen.

In der Wissenschaft giebt es keinen Rangstreit der sieben Künste mehr, wie ihn der sogenannte praktische Menschenverstand herauszudeuteln sich angemaaßt hat, also auch keinen absoluten Vorrang, — denn die Wissenschaft erkennt in jeder einzelnen Kunst das Geheimniß der Schönheit an ein bestimmtes physisches Material geknüpft, und dadurch nothwendiglich individualisirt, — wohl aber giebt es einen relativen Vorrang, nämlich einen von der Gunst einzelner gewisser Zeiträume und gewisser Völker abhängigen. Die Untersuchung der Bestimmungen „antik und romantisch" hat bereits darauf geführt, daß nicht alle Künste gleichzeitig und überall, sondern daß sie in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern geblüht haben, so die Plastik bei den alten Griechen, die Musik in den christlichen Völkern. Die große Arbeit des weltgeschichtlichen Geistes ist, überall die Blüthe der Kunst hervorzutreiben, damit ihr Früchte folgen mögen; denn unendlich mannigfaltig ist der Boden, aus dem sie sich ans Sonnenlicht wagt. Nur von Einer Kunst darf man sagen, daß sie sich überall, wo überhaupt Kunst gedeihen sollte, zu Anfange eingefunden hat, nämlich die Dichtkunst, — Grund genug, die Darstellung der einzelnen sieben Gebiete mit dem ihrigen zu beginnen. Es würde, dem oben gegebenen Systeme nach, da die übrigen sechs erst zusammen den Gegensatz zu der Poesie ausmachen, nichts in der wissenschaftlichen Consequenz ändern, wenn wir mit der Baukunst anfingen und mit der Poesie schlössen, was Hegel gethan hat. Gewiß steht es frei, eben sowohl mit dem Allgemeinsten, als mit dem Besondersten den Anfang zu machen. Aber ein Gewinn für die Darstellung wird uns aus unserm Verfahren erwachsen, indem Begriffe in der Poetik zu erörtern sind, deren Feststellung der spätern Betrachtung anderer Künste zum Nutzen ist, und wie überdies der allgemeine Theil dieses Werks dem besondern einmal vorangeschickt worden, so kann, indem dieses Verfahren in dem besondern Theile

selbst wieder nur festgehalten wird, dies um so leichter sich rechtfertigen.

Solche nähere Rechtfertigung wird auch für die übrige Anordnung der einzelnen Künste, wie sie hier getroffen worden ist, sich ergeben. Es ist nichts weniger als in willkührlicher Weise geschehen, daß die Baukunst der Musik, die Plastik der Tanzkunst, die Malerei der darstellenden Kunst gegenübergestellt ist. Die ersten beiden Künste, auf deren nahe Verwandschaft die Schelling-Schlegel'sche Schule, vor allen Dingen Solger, mit dem vollsten Rechte hingewiesen hat, haben mit einander dies gemein, daß ihre Werke sich an das Gefühl unmittelbar wenden, und Begriffe zu überliefern nicht bestimmt sind. Daß jede dies in eigner Weise erfüllt, wird, als durch das ihnen angewiesene Verhältniß zu zwei verschiedenen Gattungen bedingt, mittelst Rücksicht auf ihren mathematischen Theil klar werden. Die Plastik sowohl als die Pantomimik lassen beide in ihren Bildern, jene in ruhender, diese in bewegter Gestalt, den entschiedenen Begriff eines Charakters oder einer Handlung zur vollständigen Erscheinung gelangen. Sie wenden sich damit an den denkenden Geist. Die Malerei und die darstellende Kunst liefern die vollsten Bilder des Lebens, das, in dem schönen Scheine sich manifestirend, sich an das Leben selbst wendet, also alle Seelenkräfte zugleich in Anspruch nimmt. Bei solcher wissenschaftlichen Eintheilung ist unvermeidlich, daß Alle, die überhaupt in dem Verfahren, erst scharfe Unterschiede zu machen, um dann eben mittelst des Unterschiedes das Wesen des Einzelnen selbst zu erfassen, eine Ungerechtigkeit gegen das Einzelne finden, daß Alle diese, sage ich, je nachdem sie diese oder jene Kunst näher kennen, sofort über ein Verkennen ihres Wesens Klage führen werden. Ihre Vorliebe macht sie ungerecht. Ihnen ist zu entgegnen, daß eben das Leben, das den Unterschied, als der Natur des Besondern wesentlich, nicht entbehren kann, zugleich denselben haßt und

verkleidet; weshalb wirklich die Natur so unendlich reich an Uebergangserscheinungen in allen Gebieten ist; wie viele Weiber z. B. sind mit männlicher Geisteskraft und Entschlossenheit, wie viele Männer mit weiblichem Zartgefühl ausgestattet! Auch in der Kunst vermittelt sich die Kluft, sobald die ersten Entwickelungsstufen vorüber sind, wie von selbst, und erschwert es eben der Wissenschaft, die ohne Negation, das Mittel der Unterscheidung, nicht zu Stande kommt, ihre Arbeit. Indem die Wissenschaft erst selbst wieder zu der Einsicht gelangt, daß alles Abstrahiren nur Mittel für die wahre Einsicht in die Nothwendigkeit der Begränzung ist, eine Fessel, die sie sich selbst auflegt, überwindet sie jenen Standpunkt des Unterschiedes, und weiß sich selbst wieder in unendlicher Fortentwickelung begriffen, wie das Leben, mit dem sie zugleich fortschreitet, unendlich ist. Es darf also bei dem Eingange in die Wissenschaft nicht befremden, wenn die von ihr gesetzten Unterschiede im Leben selbst wieder aufgehoben erscheinen. Der alte Streit zwischen Theorie und Leben gründet sich darauf, ein Streit, welchen sich die Schwankenden so leicht durch leichtsinnigen Mißbrauch des beliebten „Keine Regel ohne Ausnahme" zu Nutze machen. Die Gebrechlichkeit aller Regel giebt die Wissenschaft ohnedies zu.

Was hier ferner über die einzelnen Künste zu sagen sein wird, bezeichnete man früher mit dem Namen der angewandten Aesthetik, ein Name, der insofern zu mißbilligen ist, als gegenwärtig das gesammte idealistische Verfahren, die höchsten Lehrsätze der Kunstwissenschaft im Kopfe zu ersinnen, gleichsam aus der Luft zu greifen, und dann den einzelnen Künsten gleichsam ihre Gesetze vorzuschreiben, nicht mehr brauchbar ist. Alle Wissenschaft hat unter diesem Verfahren zu leiden gehabt, denn der erwähnte Bruch zwischen Theorie und Praxis ist dadurch verschuldet worden. Sicherer ohne Zweifel geht, wer von der Sache ausgehend zum System sich erhebt, und steht gegen den Einwurf mangelnder Erfahrung von vorn-

herein gerüstet. In jenen Zeiten der idealistischen Aesthetik herrschte indessen noch ein Bruch zwischen den philosophirenden Kunstlehrern und den erfahrenen; jene stellten ohne Ausnahme die Aesthetiker vor, diese nannten sich Theoretiker; jene verriethen ihre Armuth an Erfahrung, sobald sie in eine einzelne Kunst sich mitten hineinwagten, daher sie sich vorzugsweise mit den allgemeinen Definitionen des Schönen, Angenehmen, Rührenden, Niedlichen und wie diese überflüssigen Unterschiede weiter hießen, beschäftigten, diese schrieben einen Haufen von Regeln, nach denen man das einzelne Material zu einem Kunstwerke benutzen müsse, zusammen. In den sogenannten „Theorieen der schönen Künste" suchten sie sich zu vereinigen, daher in der Sulzer'schen, welche die lexikalische Form hat, Aufsätze eines Philosophen, wie Sulzer, hart neben Aufsätzen eines bloßen Technikers, wie der Musiker Kirnberger, zu stehen kommen. Neuerlich ist ein ästhetisches Lexikon von Zeitteles erschienen, welches über diesen Mangel auch nicht hinauskommt. Solche Bücher können unstreitig sehr brauchbare Einzelheiten enthalten, aber sie schaden der Ueberzeugung, daß das Allgemeine nicht ohne das Besondere, das Ideelle nicht ohne das Sinnliche zu begreifen ist. Die Aesthetik hat an der Technik ihre Voraussetzung, ja, ohne Ausübung irgend einer einzelnen Kunst (dann aber auch macht die Wahl derselben keinen Unterschied) wird jeder Aesthetiker leicht in vage und unbestimmte Empfindungen, jene so häufige Anempfindelei, die sich berühmte Namen aufsucht und dann ihre Werke schön zu finden sich zwingt, hineingerathen. Der Mann des Lebens, der That, der Kraft, Göthe, hatte einen unauslöschlichen Haß gegen diese sich selbst belügenden Personen, die eben so häufig in der Gesellschaft als in der Literatur begegnen. Wer nun weiter wieder die Kenntniß der Technik aller besondren Künste bei dem voraussetzen wollte, der der höchsten Idee der Kunst sich zu bemächtigen bestrebt, bliebe gleichfalls im Unrecht, und zwar in überspannter Foderung haftend, denn mehr als hun-

derte von Menschenleben wären nicht hinreichend, sie zu erfüllen; die Theilung der Arbeit ist an die Natur des Menschen als zugleich Gattung und Einzelnen gebunden. Weil aber jede besondre Kunst das Allgemeine, davon alle sich nähren, und das sie alle ausstrahlen, in sich trägt, so ist jene Kenntniß der Technik auch nur Einer der Künste immer ein Hülfsmittel, an die übrigen heranzukommen; die meisten Kunstphilosophen sind ihrer ersten Anlage nach Dichter gewesen, haben mit Poesie sich mehr oder weniger beschäftigt, ja bei Plato scheint der Dichter fortwährend durch den Philosophen hindurch. Um die höhere Technik der übrigen Künste hat man sich erst dann genauer erkundigt, als Schelling mit Macht und Erfolg darauf drang, von dem Besondren zum Allgemeinen auch in der Kunstphilosophie sich zu erheben, nicht von diesem zu jenem herabzusteigen. Bei manchen Künsten, wie z. B. in der Musik, ist daher die ästhetische Durchdringung des Materials noch sehr jung.

Die fernere Aufgabe unserer Untersuchung ist, daß wir uns des Geistes der besondren Künste zu bemächtigen suchen, und wenn darum auf Einzelheiten zuweilen einzugehen nöthig scheint, die hier unerwartet zwischen allgemeinere Sätze treten, so wird der Grund dafür in der Sprödigkeit manches einzelnen Kunstmaterials für philosophische Betrachtung zu suchen sein. Man wird endlich noch die Frage aufwerfen, warum nach den aufgestellten Grundsätzen nicht wirklich eine Umstellung der Theile dieses Systems dahin vorgenommen worden, so daß dieser besondre Theil dann dem allgemeinen voranginge. Sogar Hegel hat dies nicht zu thun gewagt, sondern macht im Lehrvortrage mit dem Allgemeinen den Anfang, und wenn in dieser Hinsicht seine Methode auch hier beibehalten worden, so liegt für uns der Grund in der unmittelbaren und nothwendigen Ableitung der Idee des Schönen aus dem psychologischen Eingange. Hätten wir mit der Kunstgeschichte den Anfang gemacht, so hätte jene tiefere Verknüpfung unterbleiben müssen.

Manche haben es zweckmäßig genannt, die Kunst im Laufe der Weltgeschichte (wie A. Wendt 1831) darzustellen und in ihren Verlauf die Philosophie zu mischen. Hierbei nun giebt es nur ein unerläßliches, störendes Abbrechen bei einzelnen Momenten, indem die Künste denn doch miteinander parallel fortgegangen sind, das bei schärferer Sonderung ihrer einzelnen Gebiete vermieden bleibt. Will man eine Uebersicht jenes Parallelismus gewinnen, so lege man allenfalls Tabellen an, die eine dankenswerthe, obwohl höchst mühselige Arbeit verursachen würden, und bis heut noch nicht geliefert sind.

II.

Die Dichtkunst.

Die geistigste aller Künste, welcher kein anderer sinnlicher Stoff als die Sprache des Menschen selbst, worin ihre Gebilde äußerlich erscheinen, zu Gebote steht, heißt im Deutschen „Dichtkunst", ein Ausdruck, welcher, wie sogleich näher dargethan werden soll, das Wesen der Sache ungleich mangelhafter als der griechische, „Poesie" bezeichnet. Das Stammwort ποιεῖν bezeichnet überhaupt unmittelbares Schaffen, Erzeugen, mithin ποίησις nicht allein dichterische, sondern künstlerische Thätigkeit im Allgemeinen, während πράττειν das zweckbewußte Handeln, die nach einem bestimmten Ziele hingewandte Thätigkeit ist, so daß, wenn man μανθάνειν (Forschen, Begreifen) zwischen jene beiden Ausdrücke stellt, das künstlerische, wissenschaftliche und historische Moment durch jene Ausdrücke vertreten werden. Der Gegensatz zwischen ποιεῖν und μανθάνειν, welchen man gern als überhaupt den zwischen Theorie und Praxis auffaßt, ist vielmehr der zwischen Poesie und

Philosophie, der erst in der Geschichte versöhnt wird, gerade wie die reife praktische Wirksamkeit des Mannes an der schwärmerischen Begeisterung und dem eifrigen Ringen nach Erkenntniß in seinen Bildungsjahren ihre Voraussetzung hat. Hiermit wird klar, daß das griechische Wort einen umfassenderen Sinn, als das deutsche „dichten", derjenigen Kunst, deren Gebilde in der Sprache äußerlich werden, beilegt. Dichten heißt bei älteren deutschen Schriftstellern nur soviel, als etwas ersinnen und kund geben, das nicht der Wahrheit gemäß ist, ferner auch Pläne machen, wo es dem „Trachten" wie das Innerliche dem Aeußerlichen gegenübersteht. Erst das später eintretende philosophische Bewußtsein hat dem Phantasiebilde, dem Begriffe gegenüber, oder dem Dichten neben dem Denken sein Recht eingeräumt. Die höhere Wahrheit im Gedichte, welche dem sichtenden Verstande schlechthin als Lüge, wenigstens als Wahn vorkommt, ward damit anerkannt. Das Wort „Dichtkunst" wurde nun gemacht, während man die Bildung eines analogen Wortes, wie etwa „Denkkunst" gewesen wäre, schon deshalb unterließ, weil „dichten" selbst wohl von „dünken" (meinen) und dieses wieder von „denken" herstammt. Weitere Ableitungen, wie sie ältere Lexikographen versucht haben, wie z. B. daß „dichten" oder „dünken" vom griechischen δοκεῖν herkommen soll, können wir, als fruchtlose Spielerei, füglich auf sich beruhen lassen.

Für die Feststellung des Begriffs von Poesie oder Dichtkunst hat der bekannte Schiller'sche Ausspruch: „ihr unermeßlich Reich ist der Gedanke, und ihr unendlich Werkzeug ist das Wort", aller seiner rhetorischen Fülle ungeachtet, nicht sonderlich genützt. Das Reich der Philosophie ist der Gedanke; wenn mithin Schiller auch zunächst die Poesie nur von den übrigen sechs Künsten unterscheiden wollte, so hätte er nach jener andern Seite hin die Definition schärfer gestalten müssen. Doch vergessen wir nicht, daß Schiller überhaupt keine philosophische Definition geben wollte, daß bei jenem Aus-

ſpruche er ſelbſt dichtete, obwohl eben das der Verherrlichung der Kunſt gewidmete und hier in Betracht kommende Gedicht eigentlich dogmatiſchen Inhalt hat. Ungleich ſchärfer und das Weſen erſchöpfend hat Hegel als das Reich der Poeſie nicht den Gedanken überhaupt, ſondern näher die „Vorſtellung" bezeichnet. Die Pſychologie lehrt, daß in der Vorſtellung ſowohl das Moment der Anſchauung, als der Wahrnehmung enthalten ſei, ſie iſt bildlicher Gedanke, daher der Ausgangspunkt eben ſowohl für die bildende Kraft, die Phantaſie, als für die abſtracte, den Verſtand, bis endlich dieſe Doppelheit im Weſen der Idee verſchwindet, obgleich dieſelbe zugleich ihre Exiſtenz an die des Ideals gebunden weiß und damit die Bildlichkeit ſelbſt wieder in ihre Rechte ſetzt. Der Dichter hat mithin als Stoff die Vorſtellungen zu bearbeiten, ein ungleich weiteres und freieres Reich, als das eines andern Künſtlers, deſſen Wirkſamkeit immer durch einen erſt zu belebenden ſinnlichen Stoff unmittelbar bedingt iſt.

Wenn aber jene Freiheit des Dichters nicht verloren gehen, wenn die Vorſtellung nicht ſogleich wieder ſich zu einem andern, als dem dichteriſchen Kunſtideale geſtalten und darin verfeſtigen ſoll, ſo muß ſie ſelbſt den unmittelbaren äußerlichen Ausdruck, wonach ſie, ihrer Natur dem Gedanken gemäß, ſtrebt, finden; die Bildlichkeit, die in der Vorſtellung enthalten iſt, wird im Worte feſtgehalten. Jedes Kunſtwerk muß eine den Sinnen erſcheinende Seite haben; die des Gedichtes nun iſt die Sprache, jene unmittelbare Aeußerung des Denkens, welche nicht in der menſchlichen Willkühr ſteht, ſondern aus dem Bedürfniſſe des Menſchen, ſich Menſchen mitzutheilen entſproſſen, als nothwendige Bedingung aller Entwickelung des Denkens geſchieht. Das Wort iſt Bild des Gedankens und zugleich Bezeichnung deſſelben zu weiterem Gebrauch, aber hörbares, nicht ſichtbares Bild. Auch wenn die Stufe der Naivetät, wo das Reden nichts weiter als lautes Denken iſt, überwunden worden, wenn wir unſre Gedanken verſchweigen

gelernt haben, hören wir die Sprache innerlich. Wo noch einfache Gefühlsäußerung genügt, da bildet ſich noch kein Wort, die Interjection, der Vocal genügt; ſobald es zur Bezeichnung für die gewonnene Vorſtellung kommen ſoll, genügt der Selbſtlauter nicht mehr, der Mitlauter tritt dazu und vollendet die Wortbildung. Man hat dies durch Gleichniſſe zu verdeutlichen geſucht, die Vocale das Fleiſch, die Conſonanten die Knochen der Sprache genannt, in dem Vocale ein muſikaliſches, im Conſonanten ein plaſtiſches Element gefunden. Wichtiger iſt, daß wir den Vocal als unmittelbare Aeußerung des Gefühls, den Conſonanten als die des Begriffs anffaſſen, womit wir ein lyriſches und ein logiſches Element in der Sprache anzunehmen genöthiget ſind. Faſſen wir dies in weiterm Sinne, ſo muß das Wort erſtlich ſeiner ſinnlichen Natur nach als Hörbares überhaupt, wo der Conſonant dem Laute, zu dem er tritt, nähere Beſtimmung giebt, zweitens aber nur als Aeußerung, als Bezeichnung einer Vorſtellung, als etwas geiſtig Belebtes aufgefaßt werden. Je weiter freilich unſre geiſtige Entwickelung, gemäß der pſychiſchen Geneſis, wie ſie oben gezeichnet worden iſt, vorſchreitet, deſto mehr überflügelt der Begriff die Vorſtellung. Der Kreis der Vorſtellungen und der dieſelben bezeichnenden Worte iſt umfaſſend genug geworden; ſie bilden gleichſam einen Vorrath von Bauſteinen. Die neuhinzugebildeten ſind weniger ſinnlich und immer mehr Bezeichnungen abſtracter Begriffe. Verbindung und Wechſelbeziehung der Worte, dies iſt es, worin das Charakteriſtiſche von dem äußerlichen ſprachlichen Bilde der Gedankenbewegung hauptſächlich zu ſuchen iſt. Die Geſchichte jeder einzelnen Sprache enthält Beweiſe hiefür, zugleich aber auch, daß die Fortbildung des Kerns der Sprache, der einzelnen Worte, immer noch geſchieht, wenn auch langſamer als die Bildung weiterer Wechſelbeziehungen derſelben unter einander, ja, es begiebt ſich dann, daß alle Worte ſtehen bleiben, die Vorſtellungen ſelbſt aber, welche ſie bezeichnen, wechſeln. Bei der hörbaren

Sprache bleibt der Mensch nicht stehen, er besitzt außer ihr eine zweite, welche auszubilden ihm weit weniger geistige Anstrengung kostet, dies ist die Sprache sichtbarer Zeichen, wozu seine Gliedmaaßen ihm die Mittel geben. Bei Naturvölkern, bei welchen die Entwickelung des Denkens unvollständig geblieben ist, erreicht jene eine bewundernswerthe Höhe, so daß auch sie Boden einer besondern Kunst werden kann, nämlich der Mimik, wovon an seinem Orte zu handeln sein wird. Die hörbare Sprache aber auch soll sichtbar werden, das gesprochene Wort, wie es den Gedanken in hörbarem Bilde festhält, soll selbst in einem sichtbaren Bilde dauernd erscheinen, ein Verlangen, welchem die Schrift Genüge leistet, um damit für die weitere Ausbildung der abstracten Thätigkeit des menschlichen Geistes ein neues, bedeutendes Mittel zu werden.

In dem Umstande, daß das Wort unmittelbar hörbares Bild der Vorstellung ist, liegt die Nothwendigkeit, daß die Sprache dem menschlichen Geiste, sobald er sich anstatt in das Reich des Verstandes in das der Einbildungskraft begiebt, — und beide Wege stehen ihm offen, — andre Dienste als dort, wo sie sich dem Begriffe fügte, leisten wird. Die Phantasie befruchtet nämlich jetzt die Vorstellung und entwickelt die darin enthaltene Bildlichkeit, oder das Moment der Anschauung, während der Verstand sich an das Moment der Wahrnehmung hält. Das freie Phantasiebild will in der Sprache erscheinen, wie der abstracte Begriff es will; Phantasie ist Jugend, dies gilt vom einzelnen Menschen und einzelnen Volke, daher erreicht zunächst sie den Sieg, um aber freilich ihn demnächst dem Verstande zu überlassen. Wir haben damit ein doppeltes Sprachgebiet vor uns, das der Poesie und der Prosa, und zugleich den Grund, weshalb jene geschichtlich früher als diese auftritt, gerade wie das Schöne immer der Wahrheit den Weg bahnt. Mit der Prosa und deren Stufen haben wir es hier nicht zu thun, und übergehen auch die sogenannte Redekunst, welche in das dritte Gebiet des menschlichen Geistes, in

die Sphäre des Guten gehört; denn nicht aus der dichterischen, nicht aus der philosophischen, sondern aus der sittlichen Begeisterung, aus der Gesinnung als aus ihrem Lebensquell schöpft die Beredsamkeit. Die Vermischung der Rhetorik mit der Poetik hat bereits unvermeidliche Mißverständnisse hervorgebracht, denn es ward dereinst viel beliebt, Dicht- und Redekunst als unzertrennlich abzuhandeln, während sie sich zu einander wie die Idee des Schönen und die des Guten verhalten. Die Prosa aber hat es mit dem reinen Denken zu thun, das abstract oder speculativ, empirisch oder philosophisch sein, den Begriff oder die Idee behandeln kann. In die Aesthetik gehört deren Abhandlung in keinem Falle, da für die richtige Einsicht Sonderung der verschiedenen Gebiete des Wissens überall das wichtigste Mittel ist, und im gegenwärtigen Falle darf uns die Bemerkung, daß der Dichter dem Redner so oft seine Mittel leiht, nicht an der Schärfe der Bestimmungen irre machen.

Es liegt nahe, das Verhältniß des Dichters zum Prosaisten, mit welchem er dasselbe äußerliche Mittel gemein hat, zu bezeichnen, und zwar zunächst so einfach als möglich. Jener hat sich der Vorstellung, insofern sie Anschauung, dieser, insofern sie Wahrnehmung enthält, bemächtigt, jener das Bild, dieser den Begriff für sich. Der Dichter folglich wird auch in der Sprache die Bildlichkeit dem nackten Begriffe vorziehen, und zwar lediglich unter dem Bilde den Begriff überliefern. Die logische Natur wird er, weil der Geist von ihr nicht lassen kann, in seinem Bilde anerkennen, ohne dies selbst zu wissen, erst später, wenn die Wissenschaft sich des Gedichts bemächtigt, wird sie den Begriff aus seiner schönen Hülle herausschälen. Daß, wie erwähnt, die Rhetoren dem Dichter diese wirksamen Hülfsmittel ablauschen, die Bilder, deren besondre Natur sogleich dargelegt werden wird, diese Thatsache hebt unsern Satz nicht auf, denn gerade wenn sie ohne sittliche Begeisterung reden, sind sie von Aristoteles, Cicero und Quinc-

tilian beſchuldigt, ſich auf das Studium der Ueberredung, nämlich der Lüge, zu legen, und weil erſt in der wahren Beredſamkeit Schönheit und Wahrheit in unmittelbarer Durchdringung ſich verſöhnen, ſo begehen jene der Poeſie wie der Philoſophie gefährlichen weil gleißneriſchen Feinde an der Kunſt wie an der Wiſſenſchaft treuloſen Raub, indem ſie einmal durch Reiz die Sinne, dann durch Sophiſtik den Verſtand gefangen zu nehmen trachten. Sie machen es dann eben ſo wie ſchlechte Schauſpieler, oder überhaupt wie unbegeiſterte Künſtler, deren verderbliches Treiben erſt die wahre philoſophiſche Kritik aufdeckt.

Die beſondren Mittel, welche für den Dichter die Sprache darbietet, ſind vielfach, und da wir das Wort nur als nothwendige äußerliche Erſcheinung des Gedankens auffaſſen, nach dieſer Doppelheit von Inhalt und Form zu würdigen. Wie das Wort äußeres Bild, ſo iſt ſein Inhalt ſelbſt innerliches Bild oder bildlicher Gedanke. Die Beſchaffenheit des letztren, womit wir, als dem wichtigeren Theile, beginnen, zu erläutern, dazu hilft das auch in unkünſtleriſchen Dingen, im täglichen Leben häufig angewandte Mittel des Beiſpiels. Das Weſen des Beiſpiels nämlich, welches uns übrigens hier nur den Ausgangspunkt für die Unterſuchung gewährt, beſteht darin, daß für einen abſtracten Gedanken, einen allgemeinen Satz eine concrete Wirklichkeit, welche ſein vollſtändiger ſinnlicher Ausdruck ſei, aufgeſucht wird. Der Theoretiker will nicht vereinſamt daſtehen, ſondern ruft die Praxis zu Hülfe, um aus derſelben zu beweiſen, daß für ſeinen aus der Erfahrung abſtrahirten allgemeinen Lehrſatz die entſprechende Realität vielfältig vorhanden ſei. Der dogmatiſche Vortrag greift zu dieſem willkommnen Mittel, um die trockne Theorie zu beleben, und nimmt den Vorwurf, daß jedes Beiſpiel zu hinken pflege, deshalb, weil alles Beſondre, ſeiner endlichen Natur gemäß, das Allgemeine nur in gewiſſer Unvollſtändigkeit widerſpiegele, geduldig hin. Sein Verfahren iſt verſtandesmäßig

und zweckdienlich, aber nichts weniger als künſtleriſch; für das Verſtändniß der bildlichen Natur des dichteriſchen Gedankens ſelbſt iſt es gegenwärtig ſehr lehrreich. Der Dichter überliefert unmittelbar das Bild, welches den Gedanken enthält, für den Verſtand, mithin den Gedanken, nur mittelbar, denn für dieſen ſcheint er in eine gewiſſe Dunkelheit gehüllt und allzu concentrirt, der Auflöſung in eine Fülle von Worten bedürftig. Wirklich kann der Verſtand jedes Gedicht zerſtören, und wenn auch die Vernunft, alſo die Philoſophie dieſe Zerſtörung unterläßt, ſo gelangt doch auch ſie nur zum Verſtändniß des Dichterworts durch dialektiſche Auflöſung, um hierauf aber die Elemente wieder in ihr Recht innigſter Vereinigung, woran die Exiſtenz des Dichterworts gebunden iſt, einzuſetzen. Nennt doch ſelbſt Jean Paul die Poeſie den elektriſchen Condenſator der Philoſophie. Der Unterſchied der verſtändigen und der vernünftigen Betrachtung eines Gedichts iſt weſentlich der, daß Jene die künſtleriſche Wirkung deſſelben gar nicht, Dieſe aber wirklich zuerſt erlebt, um ihrer ſich dann bewußt zu werden. Die ganz naive Kritik bleibt auf dem Standpunkte des Dichters ſelbſt ſtehen; ſie ſpricht Befriedigung oder Mißbilligung über ihr Erlebniß unmittelbar aus, ohne ſich weiter auf Beweis einzulaſſen. Der bildliche Gedanke des Dichters muß nun aber nach ſeinen Graden unterſucht werden, denn er iſt an Rang und Bedeutung ungleich, wie die Vergleichung einer einzelnen Metapher mit der in einem ganzen Gedichte niedergelegten, zum ſchönen Ideale herausgebildeten Idee hinreichend beweiſet.

Zunächſt gehört überhaupt hieher, daß die Poeſie es liebt, das Beſondre für das Allgemeine zu wählen, das individuelle Moment durch alle Mittel hervorzuheben, daher z. B. Thron für Herrſchaft, der Pelide ſtatt Achilles, Mäcen ſtatt überhaupt Gönner geſetzt wird. Der Dichter ſagt für: Wer niemals Elend erlitten, — „wer nie ſein Brod mit Thränen aß". Das Beiwort hebt bei ihm gern eine ſinnliche Eigen-

thümlichkeit hervor, z. B. die blauäugige Athene. „Die Rose blüht" heißt: es ist Frühling; „Tausend Jahre" bedeutet einen ungemessenen Zeitraum. Weil nun die Poesie die anfängliche Bildnerin der Sprache, so ist natürlich, daß diese versinnlichende Ausdrucksweise theilweise der später sich entwickelnden Prosa zu Gute kommt, und gewisse Bilder in dieser stehen bleiben, und dadurch so sehr abgenutzt werden, daß man sie weiter nicht mehr poetisch findet, z. B. „mit frecher Stirn" statt: mit Dreistigkeit. Dies gilt insbesondre von der eigentlichen Metapher, denn die bisher angeführten Beispiele, von den alten Sprachlehrern Metonymie, Synekdoche u. s. w. genannt, sind nur vorbereitender Art. Die Metapher selbst ist ein kurzes Gleichniß, Bezeichnung der Vorstellung unmittelbar durch ein Bild. Der Schnee heißt das Gewand des Winters, ein tüchtiger Beamter Stütze des Staats, der geschickte Arzt Schutzengel des Leidenden; man sagt: die Schönheit verblüht, das Schwert des Geistes, der Helm des Heils u. s. w. Mehr als nach irgend andren Merkmalen kann man nach der Beschaffenheit der Metaphern den Grad poetischer Lebendigkeit, deren Schein anzunehmen der ihrer eigenen Trockenheit sich bewußten Prosa gelingt, würdigen. Aufsammlung der vom Dichter geschaffenen tropischen Ausdrücke verschafft dem Unbegeisterten eine Vorrathskammer von Mitteln zur Täuschung, verleitet ihn aber sogleich zum Mißbrauche, zum Schwulst der Rede, welche man z. B. in den Zeiten Hoffmannswaldau's für Poesie hinnahm. Man spricht vom guten Geschmack als dem sichersten Rathgeber für die Auswahl, ohne zu bedenken, daß dieser gerade bei dem Aeußerlichsten stehen bleibt und an den innersten Lebensquell alles Metaphorischen nicht hindringt. Die Unmittelbarkeit des Bildes, welches den Gedanken umhüllt, verschafft ihm den gewissen Sieg; es ist der ewig schaffenden Phantasie entsprungen noch ganz naiver Art, im Munde des Dichters Symbol und hört erst in dem Munde des Denkers auf es zu sein, vielmehr schlägt es dann um in

die Allegorie. Hegel, welcher anstatt in der Poetik, in dem Abschnitte von den besondren Kunstformen auch die tropische Redeweise abhandelt, will den Geist metaphorischer Diktion überhaupt „als das Bedürfniß und die Macht des Geistes und Gemüths, welche sich nicht mit dem Einfachen, Gewohnten, Schlichten befriedigt, sondern sich darüber stellt, um zu Anderem fortzugehen, in Verschiedenem zu verweilen und Zwiefaches in Eins zu fügen", aufgefaßt wissen. Späterhin erkennt er freilich die schwelgerische Lust der Phantasie, die überall auf Anschauungen hindrängt, als den wahren Boden. Wenn wir uns aber ganz einfach auf unsere alte Thesis, daß das Wesen des Geistes Leben ist, welches sowohl im Denken als im Bilden sich kund giebt, berufen, wenn wir dem Künstler überhaupt den Drang und die Macht, unmittelbar im todten Stoffe Leben hervorzurufen, zugesprochen haben, so ist die Phantasie des Dichters, die sich im metaphorischen Worte ausspricht, nur schlechthin Dienerin jenes Wunsches, alle Erscheinungen, die sich ihm in die Vorstellung gedrängt haben, zu beleben. Auch das todte Gestein, der stumme Fliederbusch, Sonne und Sterne, Bach und Sturm werden vom Dichter mit Freiheit begabt, mit Lebensthätigkeit geschmückt, und zum Wechselgespräche gezwungen. So muß er sich der Bildersprache bedienen, und treibt diese bis zur wirklichen Personification. Der Baum spricht, der Duft der Rose ist Bote eines Liebesgrußes, der Mond sieht das Leid, und so geht es stufenweise fort, bis in der Fabel das Thier zum Menschen erhöht, zum Repräsentanten menschlicher Vollkommenheit und Schwäche wird. Die wahre Fabel, — denn in Zeiten der Civilisation kann sie nicht mehr entstehen, und wird höchstens nur noch von Kindern in ihrem wirklichen Wesen, nämlich nicht als Exemplification, sondern als Gedicht begriffen, — die wahre Fabel breitet sich bis zum Thierepos (wie Reineke Fuchs) aus, wovon erst später die Rede sein kann. Dem Menschen selbst endlich legt, jenem belebenden Drange gehorchend, der Dichter

höhere, ja übermenſchliche Eigenſchaften bei; er wächſt zum Heros, zum idealen Menſchen.

Ganz wie das Metaphoriſche überhaupt, unterliegt auch die Perſonification dem unvermeidlichen Looſe, der Allegorie zu verfallen. Der ſelige Traum, welcher nirgends Tod, ſondern überall Leben, Empfänglichkeit für das Dichterherz ſah, verſchwindet, nur ſein Denkmal, das Gedicht bleibt. Jetzt beginnt der Verſtand das Geſchäft, Gedichte zu machen, auch er perſonificirt; und zwar zunächſt, was ihm das Liebſte iſt, ſeine abſtracten Begriffe. Geſtaltlos, wie dieſe ſind, ſollen ſie dennoch Erſcheinungen werden, auf den ſandigen Boden der Abſtraction werden Blumen geſteckt, ein Verlangen, das zur Allegorie nöthigt. Der Dichter erhob die concrete ſinnliche Geſtalt zu höherem Leben, zur Perſönlichkeit, der Denker quält ſich ab, ſeinem Begriff ein entſprechendes Kleid, den gewinnenden Schein der Perſönlichkeit zu verleihen, und bringt auf dieſem Wege es nur bis zum Scheinleben. Die deutſchen Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts, durch die verſtändigen Franzoſen verführt, auch berühmte lateiniſche Dichter, litten an dieſer Unfähigkeit, lebendige Geſtalten zu ſchaffen. Wenn Wald und Quelle durch Götter in menſchlicher Geſtalt mit Laub oder Schilf geſchmückt, vertreten werden, Sommer und Herbſt als weibliche Geſtalten mit Garben oder Früchten erſcheinen, endlich gar Tugenden und Laſter mittelſt proſaiſcher Attribute erkennbar ſein ſollen, ſo ſieht man nur ein müßiges, aus Mißverſtändniß des Geiſtes der Antike hervorgegangenes Spiel, und ein um ſo wirkungsloſeres, je gewiſſer der Dichter ſelbſt nicht an die Wahrheit ſeiner Perſonen glaubt, weshalb zwiſchen ihm und dem Zuſchauer und Zuhörer ein gegenſeitiges ſtillſchweigendes Uebereinkommen zu täuſchen und getäuſcht zu werden, beſteht. Was bei Homer und Oſſian, bei Heſiod und in der Edda Aeußerung zugleich der Poeſie und der Religion war, wird von der kühlen Verſtändigkeit zum Behuf des Zeitvertreibes angewandt. Die

Fabel, die uns oben in hoher Bedeutung begegnete, sinkt auf diesem Standpunkte zum leeren Beispiele für einen Lehrsatz; dort entsprang sie aus dem vertrauten Studium des Thieres, hier aus dem Wunsche, mittelst der Unterhaltung dem Kinde einen Lehrbegriff in den Sinn zu spielen. Der in dem allegorischen Wesen befangene Dichter behandelt endlich menschliche Charaktere eben nicht anders; auch ihnen legt er, wie der Symboliker, übermenschliche Eigenschaften bei, aber sie sind nicht organisch gewachsen, sondern willkührlich übertrieben, und reden dann in der sogenannten Emphase, in Hyperbeln, wodurch sie lächerlich statt erhaben werden.

Das Metaphorische ist immer ein Einzelnes, dessen Bestandtheile aber wieder in einzelne Theile zerlegt werden können, so daß Gedanke und Bild gleichmäßig zerlegt, und in den einzelnen Theilen auf einander bezogen werden. Dieses Verfahren ist das Parabolische. Die Ausdauer des Dichters im parallelen Fortspinnen beider Fäden bewährt sich bald bei der Personification als Auflösung in die Glieder des persönlichen Bildes, wie wir dies zumal im Oriente, z. B. im Hohenliede Salomonis finden, bald als Handlung und Bezug zu Andrem, welche der erdichteten Person angedichtet werden, wovon das neue Testament unsterbliche Beispiele enthält. Die Parabel, ursprünglich symbolischer Natur, ist gleichfalls in den Händen der Allegorie ähnlichem Geschick wie die Fabel nicht entgangen, und zum Räthsel zusammengeschrumpft. Allein sie ist in der That einer Höhe fähig, wo sie Manchen mit dem höchsten dichterischen Ideale übereinzustimmen scheint. Wenn man nämlich die Ausleger großer Dichter lieset, so findet man nichts häufiger, als die Neigung, sie parabolisch aufzufassen. Am Meisten hierzu Gelegenheit haben Dante's göttliche Komödie, und Göthe's Faust gegeben. Auch ist diese Auffassung immer noch so lange eine würdige, als sie nicht der sogenannten „Absicht" des Dichters den ersten Platz einräumt, und damit die Unmittelbarkeit seiner Begeisterung,

seinen Seherblick wegläugnet. Noch weiter vetirren sich jene, welche sogar griechischen Tragikern den parabolischen Sinn unterschieben, wonach Sophokles unter diesem oder jenem Heros einen seiner Zeitgenossen gemeint haben soll. Es geht dem Parabolischen zuletzt so, wie dem Symbolischen überhaupt, daß nämlich jenes in der Poesie, dieses in der gesammten Kunst einen Rang einnimmt, wo es das individuelle lebendige Kunstwerk in ein Doppelleben zerfallen läßt, ein Standpunkt der Kritik, der aller unmittelbaren Auffassung des Gedichts Hohn spricht, und welchen die Wissenschaft längst überwunden hat.

Das Metaphorische und Parabolische erschöpfen die Natur des poetischen Kunstwerks nicht. Untergeordnetes Moment, hat Beides die Bestimmung, als Mittel dem Ideal, welches die Seele des Gedichts, wie überhaupt jedes Kunstwerks ist, zu dienen. Das Ideal, die Gestalt, unter und mit welcher die lebendige Idee empfangen wird, ist dem Dichter die freie geistige Persönlichkeit, mithin unmittelbares Bild von deren Thun und Leiden, also nicht blos von derselben als ruhender Existenz, sondern von deren Leben. Diese besondre Gestalt ist Träger der Idee, welche in dem, was jene erfährt oder unternimmt, in allen Wechselbeziehungen, zu Natur oder Menschen, die jene erlebt, zur Erscheinung kommt. Das dichterische Ideal ist, wie wir sehen, allerdings Bild, aber ein weit höheres, als Metapher und Gleichniß. Die Metapher hat ihr Verhältniß zur Vorstellung, das Gleichniß zum Phantasiegebilde, welches von dem seine Umrisse überwachenden Begriffe gezügelt wird. Das Ideal, die Erscheinung der Idee ist bildliche Aeußerung der Vernunft, und wir sehen in dem poetischen Gebiete hiemit wiederkehren, was auf dem logischen wir nur anzudeuten hatten, daß ein ähnliches Verhältniß in den Stufen, welche die bildende, und denen, welche die denkende Thätigkeit des Geistes durchläuft, Statt finde. Wer es unternimmt, über einen allgemeinen, einen abstracten Satz ein Gedicht bauen zu

wollen, der wird sich die Gestalt, die dessen Träger werden soll, vergeblich in seiner Phantasie zusammensetzen, sie ist keine lebendige Empfängniß der Wahrheit unter der Gestalt der Schönheit, folglich ist sie überhaupt kein lebensfähiges Gebilde, welches durch die Sprache zur weiteren lebendigen Wirkung dargestellt werden könnte. Er wird höchstens Allegoriker werden, sein Gedicht wird allenfalls ein parabolisches Verhältniß zu seinem Gedanken haben. Tausende von Leuten, welche das Prädikat der Bildung für sich in Anspruch nehmen, wird er vollständig täuschen, ein Geist, wie der Lessings, oder im Gegentheile und vielleicht noch sicherer, ein schlichtes am Busen der frischen Natur gereiftes Gemüth wird ohne Mühe die Scheinlebendigkeit seines weder philosophischen noch poetischen Erzeugnisses erkennen, und entlarven. Das Gebiet der Poesie und Prosa von einander zu scheiden wird, je mehr auf das Bedürfniß vermittelnder Bildung die Mittel des einen mit denen des andern vermengt werden, immer schwierigere, und daher immer wichtigere Pflicht der Kunstphilosophie. Dieselbe ist bei ihrer concreten Anwendung auf die Werke von ganzen Geschlechtern, welche auf künstlerisch beseelte und philosophisch erleuchtete Zeiträume zurückblicken, Concessionen zu machen oft genug aufgefodert; sie sieht Geistreiches ungleich häufiger als Enthusiastisches, und daher den Kampf der Reflexion mit der Phantasie häufiger als die freie Idealität.

Das poetische Ideal soll seiner Natur nach in keinem andern Stoffe, als der Sprache zur äußern Erscheinung gelangen. Obgleich ein unmittelbarer Act, ist diese Geburt des Gedichts doch sogleich an die nothwendigste Bedingung der Sprache, nämlich die, als ein successorisch Erscheinendes in die Welt zu treten, geknüpft. Wer es genießt, muß die ganze Reihe von Zeitmomenten, welche das Wesen des Gedichts darlegen, durchlaufen, die Entstehung des Werks gleichsam mit dem Dichter erleben. Das dichterische Ideal ist erst

Embryo, Keim eines lebendigen Organismus, deſſen vollſtändige Entfaltung das Gedicht ſelbſt iſt. Dieſes Wachsthum von Innen heraus kommt durch die organiſche Gliederung für uns zur Anſchauung, welche Gliederung ſofort das poetiſche Werk von der proſaiſchen Abhandlung, als dem durch logiſche Geſetze eingetheilten Vortrage, unterſcheidet. Das Ideal, indem es ſucceſſoriſch in die Erſcheinung tritt, löſet ſich in eine Reihe von Vorſtellungen und Bildern auf, welche nicht willkührlich verknüpft, ſondern wie die Glieder eines organiſchen Leibes durch gemeinſames Lebensprinzip ernährt und gegenſeitig bedingt ſind. Das Gedicht, erſt wieder als Ganzes aufgefaßt, iſt in Wahrheit Erſcheinung des Ideals, und zwar des zur vollen Lebensreife durch ſeine äußere Verwirklichung in der Sprache gelangten. Jetzt erſt überliefert es ſeine Frucht, die Idee. Dieſe war keineswegs der Zweck der Arbeit des Dichters, nur das Gedicht ſelbſt, als erſchöpfenden Ausdruck des Ideals bis zur Reife zu Stande zu bringen, war ſein Zweck. Das poetiſche Werk, wie jedes andre Kunſtwerk, hat an ſich keinen andern Zweck als ſein eignes lebenvolles Daſein. Was der dichteriſche Dilettantismus, welcher viel übermüthiger und täuſchender als der in einer andern Kunſt iſt, die irgend einen dem Menſchen nicht ſo unmittelbar dienenden Stoff als die Sprache bearbeitet, was jene dichteriſche Halbheit hervorbringt, iſt kein freies Kunſtwerk, es verwelkt in der friſchen Luft, ſtatt darin zu gedeihen. Aber gerade der dichteriſche Dilettantismus iſt an nichts ſo genau zu erkennen, als an dem Zweck, der mittelſt des Gedichts gefördert werden ſollte. Die unmittelbare Begeiſterung, mithin der Boden des Ideals fehlte; was dafür ausgegeben wird, iſt ganz und gar keines, in ihm ſchläft nicht der Lebenskeim, die Idee. Der Pſeudo-Dichter hat deshalb gerade Zeit genug übrig behalten, ſeinen Zweck nicht aus den Augen zu verlieren. Wie mag derſelbe beſchaffen ſein? was kann, ſollte man meinen, ein Gedicht, außer dem, wie die Blume im Garten ſich des Son-

nenlichts zu freuen, für einen Zweck haben? Soviel hierauf als Beispiel zu entgegnen wäre, so genügt es, die Natur des dichterischen Nebenzwecks als an das Moment der Zweiheit gebunden nachzuweisen. Zwiefach ist dieser Zweck, einmal Gefallen zu erwecken, also die Sinnlichkeit zu befriedigen, und dann die Menschen zu belehren. Jene erste Art des Nebenzwecks kommt in allen Künsten, nicht nur in der Poesie vor; sie ist Folge der eigenen Unfreiheit des Künstlers, der dann zur Dienstbarkeit, zur Gefallsucht getrieben wird, der zum Egoisten zusammengeschrumpft, die Liebe verloren hat, mithin keine Ideale mehr empfangen kann. Hierüber ist im vorbereitenden und allgemeinen Theile, wo die Frage, wie der Mensch zu Ideal und Idee gelange, zu erledigen oblag, hinreichend gesprochen worden. Die zweite Art des Nebenzwecks, welche wir als der Poesie nicht minder verderblich verwerfen, ist der die Menschen zu belehren, worin aber sofort zwei Richtungen, die der theoretischen und praktischen Lehre sich unterscheiden. Sowohl Wissenschaft als Sittlichkeit hat sich des dichterischen Gewandes bedient; die reine Lehre, und die auf Besserung hinzielende, also auf praktischen Nutzen gerichtete Lehre, und letztre besonders häufig, nehmen sich, wenn sie nicht einmal das geistige Kleid, also das Bild, sondern nur das äußerlichste, den Vers, von der Poesie entlehnen, ungleich gefälliger als in der logischen Trockenheit der Prosa aus. Nur von poetischer Idealität sollte man bei Lehrgedichten nicht reden! Es ist kein Schönheitsideal in ihnen verkörpert, mithin ist ihr Lebensquell nicht die Idee des Schönen; man mag sie sogar eher nach der des Wahren, oder nach der des Guten würdigen, sich nur nicht durch das von der Schönheit geliehene Gewand täuschen lassen. Um nur ein Beispiel anzuführen, ist Horaz in bei Weitem den meisten seiner Gedichte von dem was wir Nebenzweck nannten, bestimmt, nur in wenigen unmittelbar schöpferisch oder wirklich Dichter. Selbst sein Lehrsatz in der berühmten Epistel an die Pisonen, daß das Höchste erreiche,

wer das Angenehme mit dem Nützlichen (in der Poesie) verbinde, der in andrer Form bei ihm mehrmals wiederkehrt, spricht die ganz unvollständige Erkenntniß der Poesie und der Kunst überhaupt, die ihm zu Gebote stand, aus. Der Begriff des freien Bildens fehlt ihm, des Bildens, das um den Erfolg oder Beifall, also auch um den Nutzen schlechterdings sich nicht bekümmert. Verständig und kühl, höchstens zuweilen sentimental bei der Erinnerung an die Vergänglichkeit des Genusses, bleibt er in seinen Dichtungen unfrei, und dient mithin Nebenzwecken, auf deren besondre Würdigung wir uns gar nicht einzulassen brauchen. Genug, sie sind seine Fesseln. Bringt man nun den bedeutenden Bildungsgrad des Mannes, den Glanz der Verhältnisse, worin er sich bewegte, in Anschlag; so wird er überhaupt zum Repräsentanten der Poesie in denjenigen geschichtlichen Zeiträumen, wo der Mensch durch die Last herkömmlicher und unabweislicher Gebräuche, Verhältnisse und Eindrücke, verwöhnt wird, und in demselben Maaße als er mehr und mehr Gedanken aufnimmt, anstatt, wie man vermuthen sollte, reicher zu werden, an Poesie immer mehr verarmt. Das rhetorische Gepräge wird in solchen Perioden für das Flammenzeichen auf der Stirn des Genius gehalten, und die des Glanzes und Schmuckes gern entbehrende Schönheit für Ueberrest aus barbarischen Zuständen, eine Ansicht, welche den Bemerkungen z. B. Friedrichs des Großen über die Dichter seiner Zeit zu Grunde liegt, und namentlich von Gelehrten der Poesie gegenüber häufig in Anwendung gebracht wird, selbst wenn sie über dieselbe hinausgelangt zu sein meinen. Göthe durfte wahrlich behaupten, daß die Menschen seltner des Schönen, als des Guten fähig sind; so paradox dieser Ausspruch auch scheinen mag.

Nachdem hiermit von dem dichterischen Ideale entfernt worden ist, was nicht zu demselben gehört und doch sich damit zu vermischen Neigung hat, bleibt es uns in seiner Reinheit als unmittelbares Bild des Gedankens, als die in

der Persönlichkeit erscheinende Freiheit, als die in dem menschlichen Einzelleben erscheinende Idee. Zwei Gebiete in der gesammten Objectenwelt stehen dem Dichter offen, das der Natur und das der Geschichte; das Gebiet der Naturgegenstände, und das der menschlichen Thaten bieten ihm eine unendliche Fülle des Stoffs, unterschieden durch Bedingungen, welche aus den Begriffen von Natur und Geist herzuleiten sind. Beiden fühlt sich der Dichter, in dessen menschlicher Organisation selbst jener Gegensatz zur Einheit vermittelt ist, verwandt, das Naturobject wird er zum idealen Gebilde erheben, und indem er es, durch seine sprachlichen Mittel vor die Sinne zu führen strebt, beschreiben; an der menschlichen That interessirt ihn zunächst deren ganzer Verlauf; Beweggrund und Erfolg nur indirect; er wird dieselbe erzählend darstellen. Beschreibung und Erzählung geschehen nur in stetiger Reihenfolge der Vorstellungen, mit der näheren Maaßgabe, daß dort der ruhende Gegenstand in seine einzelnen Momente zerlegt wird, hier die Darstellung der Momente sich an den Verlauf der Begebenheit knüpft. Bei der Beschreibung hält der Dichter das ruhende Bild in der Phantasie fest, um es zerlegen zu können, da er dessen unmittelbaren Genuß der Welt sonst nicht verschaffen könnte. Er ist Maler, ohne der Vortheile des Malers zu genießen, der sich direct an die Sinne, während der Dichter nur an die Phantasie wendet. Bei der Erzählung folgt die Phantasie den Begebenheiten, und nimmt die Beschreibung nur als Hülfsmittel hinzu, um die einzelnen sich begebenden Momente zur Anschauung zu bringen. Die Beschreibung entwickelt hierbei ihre Fähigkeit und Aufgabe, dienendes Mittel für die Poesie überhaupt zu sein, indem sie an sich nur Surrogat für das ist, was die bildenden Künste vollständiger leisten können. Mittel für die Erzählung, ist sie dies aber in doppeltem Sinne, für die Erzählung äußerlicher Begebenheiten, und Zweitens insofern diese nichts anderes als Aeußerung des gegenwärtigen Gemüthslebens des

Dichters, also des Verlaufes seiner eigenen Zustände ist. Denn auch die innere Welt des Dichters, seine Zuständlichkeit will äußerliches Bild werden. Dies bedingt Gattungsunterschiede der Poesie, welche man dereinst irrthümlich in der Erzählung und Beschreibung fand, da doch beide nur Mittel bezeichnen; vielmehr ist Schilderung des äußeren und innern Lebens, Darstellung der gegenständlichen Begebenheit oder Aeußerung der subjectiven Zuständlichkeit des Dichters das Kriterium für die beiden Gattungen der Poesie, welche Epik und Lyrik genannt werden. Des Mittels der Beschreibung bedürfen Beide, da diese allein Anschaulichkeit gewährt, der Epiker aber wird die Farben seiner Beschreibung dem Gegenstande unmittelbar, der Lyriker dem Reflex des Gegenstandes in seiner Brust entnehmen, jener mithin sein Bild durch die Objectivität, dieser durch die Subjectivität bestimmen lassen. Beide Gattungen haben mit einander gemein, daß der Dichter selbst uns unmittelbar sein Kunstwerk überliefert, nämlich daß er als Erzähler der Begebenheit oder indem er seinen eigenen Zustand lyrisch äußert, immer selbst in dem Gedichte zu uns redet; sogleich aber sind sie dadurch getrennt und unterschieden, daß die Erzählung die Begebenheit zur Voraussetzung hat, die uns mithin nur durch den Dichter zukommt, in dem lyrischen Gedichte aber die Entäußerung des Gefühls, des gesteigerten Zustandes, des Erleichterung suchenden Gemüths in unmittelbarer Weise vor sich geht, so daß dort Vergangenheit in die Gegenwart gerückt wird, hier aber etwas Gegenwärtiges sich unmittelbar zum Kunstgebilde gestaltet. Die genaue Wechseldurchdringung beider Gattungen schafft nun eine dritte, welche sich von beiden andern zunächst dadurch unterscheidet, daß die Person des Dichters von dem Gedichte selbst völlig zurücktritt, indem er die Begebenheit nicht mehr erzählt, sondern sie als wirklich gegenwärtiges Produkt handelnder Personen vor unsre Sinne stellt, so daß diese Personen es sind, mit denen wir es zunächst zu thun haben. Ihre

eigenen Gefühle, nicht die des Dichters, theilen sie uns mit, was nur Erzählung war, wird Wirklichkeit. Dies ist die dramatische Gattung. Was irgend im wahren Sinne des Worts Gedicht, also Kunstwerk ist, gehört einer dieser drei an, und die große Zahl der die Gattungen vermittelnden, den Uebergang von einer zur andern, endlich zur Prosa selbst bildenden Erscheinungen nöthigt durchaus nicht von der Strenge dieser Eintheilung abzugehen. Jede derselben genauer zu betrachten, und näher nachzuweisen, in welcher Weise in jeder das poetische Ideal zur Erscheinung kommt, ist unsre nächste Aufgabe.

Wir haben das poetische Ideal ein Bild genannt, mit welchem in der Seele des Künstlers zugleich unmittelbar die Idee, der Gedanke entsteht, der es zum freien Bilde stempelt, und damit den Dichter vom Denker unterschieden, der unmittelbar den Gedanken hervorbringt, und dem die Bildlichkeit Nebensache ist. Die Macht des Gedankens in dem Bilde, das wir Ideal nennen, ist bei dem Dichter gewaltiger als bei irgend einem andern Künstler, da die äußerliche Seite alles Denkens, die Sprache, zugleich der Stoff ist, welchen er bearbeitet. Je mehr er daher Gefahr läuft, sich von dem rein künstlerischen Boden gerade durch die vielfache Verwendbarkeit seines Materials verlocken zu lassen, desto höher steht, wenn er diese Versuchung überwindet, sein Verdienst, und desto allgemeiner ist dann seine Bedeutung. Unmittelbarer als die andern Künstler verkehrt er mit der Idee, welche ihm unter der Gestalt freier Persönlichkeit, unter der des idealen Menschen offenbar worden ist. Was er mit der letztren auch vornimmt, er legt in ihrem Thun und Leiden die Idee dar, welche solchergestalt der Menschheit in der Hülle des Dichterworts eben sowohl als in der dialektisch gegliederten Abhandlung des Denkers überliefert wird; die ewige Wahrheit, die Idee, erleben die Menschen zugleich, indem sie dem Ideale des Dichters ihren liebevollen Antheil schenken. Dem aufgezeigten Verhältnisse der drei Gattungen der Poesie gemäß, betrachten wir

nunmehr das Ideal, insofern es in jeder einzelnen derselben sich kund giebt.

Das besondre Ideal, welches der Dichter im Epos verwirklicht, ist an das Moment der Sichtbarkeit, — ein Ausdruck, der hier dem unbestimmteren psychologischen: „Anschauung, vorgezogen wird, — geknüpft. Der Epiker schaut sein Ideal, die freie Persönlichkeit, wie sie eine Reihe von Schicksalen erfährt, in mannigfachen Conflict mit Begebenheiten kommt, mit geistigem Auge, und so lebendig, daß seine erzählenden Worte die Begebenheit den Menschen sichtbarlich vergegenwärtigen. Mit vollem Rechte ist auf diesen Umstand die Behauptung von der Verwandschaft des Epos mit der bildenden Kunst gegründet worden. So hoch steht dieses Gedicht über dem prosaischen Berichte, der keinen weiteren Zweck hat, als abstracte Kenntniß zu verschaffen, daß an die Stelle des Erfahrens das Erleben des Ereignisses tritt, wie der Erzähler selbst dessen unmittelbarer Zeuge zu sein scheint. So versenkt ist sein Geist in den Verlauf des Stoffes, daß dieser Verlauf so eben vor seinen Sinnen zu geschehen scheint. Der Begriff der Vergangenheit existirt nicht mehr, er ist durch die Begeisterung des Dichters, dessen Worte die Begebenheit vor den Blick hinzaubern, vernichtet. Diese Begeisterung besitzt er, weil er in die Liebe zu dem Stoffe versenkt, diesen in das Reich der Wahrheit, der Idee emporgehoben hat, wo er lebendiges Bild wurde, das nun im Gedichte den Schein der Wirklichkeit annimmt. Wie für ihn Wahrheit und Wirklichkeit noch nicht getrennt sind und kein Unterschied zwischen Sage und Geschichte existirt, so befruchtet er, indem er das freie epische Gedicht selbst producirt, die Gemüther der Mitlebenden durch das Bild von vergangener Herrlichkeit, welches in seiner Seele lebendig worden, durch das zum Kunstwerk gewordene Ideal, als göttlichem Hauche. Die vergangene Begebenheit wäre für die Mitwelt des Epikers nicht da, wenn er sie nicht im Bilde aufbewahrt und ihr überlie-

fert hätte, woraus zugleich folgt, daß sie nunmehr zwar, aber nur im dichterischen Gebilde zum Ideal erhoben, vorhanden ist. Wer nicht moderne Zustände vergessen kann, worin das epische Gedicht nichts mehr als überdichtete Geschichte ist, begreift die einfache und wahre Bedeutung des Epos nicht. Es hat seine nothwendige Entstehung in dem ersten Erwachen eines Volkes aus der kindischen Traumwelt, und trägt noch deren Spur, es ist der erste Ansatz zu geschichtlichem Wissen, ist aber noch nicht Wissen, denn es ist Vergangenheit im Lichte der Phantasie vergegenwärtigt, es ist Sage, ein Ausdruck, der dem griechischen Worte „Epos" auch am Meisten entspricht. Das epische Ideal ist die erste Aeußerung des Volksgeistes davon, daß er über das bloße Naturdasein hinauswolle, es ist Träger seines dämmernden religiösen Gefühles, menschlich, aber über die Gränzen menschlicher Persönlichkeit hinaus, zum Gotte anstrebend. Göttliche Freiheit erscheint in ihm an menschliche Nothwendigkeit gebunden, und legt sich in Thaten und Leiden dar, wovon der Epiker Kunde auf Kunde, die einen unerschöpflichen Schatz ahnen läßt, ertheilt. Die eine Gestalt ruft die andre hervor, das Ideal bildet seinen Gegensatz aus sich heraus, der Kampf, worin es seine Kraft bewährt, entwickelt sich, und wird, je mehr die Beziehungen sich häufen, Quelle immer reicherer epischer Fortbewegung. Der Schatz der Sage, einmal erschlossen, spendet seine unermeßlichen Gaben, gewöhnlich mit dem Namen „Abenteuer" belegt. Aber auf eine Einheit bezieht sich die Mannigfaltigkeit, auf das Ideal des Dichters, welches nichts andres als der Held des lauschenden Volkes, *der ideale Mensch* ist. Die Thaten seiner Vorfahren erlebt dasselbe mit, zum Muth zu ähnlichen dadurch entflammt; aus dem Volkskreise erheben sich, dem ersten folgend, andre Sänger, und bereichern mit neuen Gestalten, neuen Abenteuern seine Phantasie. So wird allmählich das Abenteuer selbst, die Begebenheit, anstatt des Helden, dessen Feier zuerst das Ge-

dicht galt, in den Vordergrund treten. Held, epiſches Ideal, wird die Maſſe, wird das Volk ſelbſt, als freie Perſönlichkeit, als die Einheit, worauf ſich die Begebenheiten ſämmtlich beziehen. Der Gegenſtand des Epos iſt eine nationelle That.

Dieſes Intereſſe an Begebenheiten von phantaſtiſchem Gepräge, überhaupt außerordentlicher Art, welches in der Periode des erwachenden Bewußtſeins eines Volkes das Epos mit der Luſt an demſelben ins Leben ruft und gedeihen läßt, entſpricht ganz der Theilnahme, welche wir jedes Kind Erzählungen, nicht eben von abgeſchloſſener Form, aber anſchaulicher Färbung ſchenken ſehen. Es dürſtet nach einer Fülle von Thatſachen, ſelbſt noch für Schilderungen ſubjectiven Gefühls gleichgiltig, und deutet ſeinen Trieb durch die ſtets wiederholte Frage, was weiter geſchehen ſei, an. Bei der Reizbarkeit ſeiner Einbildungskraft ruft ihm das einfache Wort, welches der Erwachſene in abſtracter Bedeutung aufzufaſſen geneigt iſt, immer zunächſt das Bild vor die Seele. Vorzüglich das Wunderbare, während die logiſch geordnete geſchichtliche Darſtellung ihm Langeweile macht, iſt ihm willkommen; dem bunten Mährchen ſchenkt es ſeine Theilnahme, und kümmert ſich noch durchaus nicht um die Wahrſcheinlichkeit, weil ihm die Bedingung zur Prüfung, die Erfahrung, fehlt. Ganz ſo verhält ſich das Volk zu den aus ſeinem Schooße aufſteigenden Epen, und nothwendiglich ſind dieſe zuerſt fragmentariſch, über die Natur hinausgehend, Götter bildend, welche mit den Menſchen in Verkehr treten und Gegenſtand der Verehrung werden. Das ganze Reich der Natur wird mit ihnen angefüllt, die einzelne Naturerſcheinung wird zum Kleide eines göttlichen Lebens, und der innige Zuſammenhang der Kunſt mit der Religion bethätigt ſich.

Erſt wenn dieſe Reihe von idealen Perſönlichkeiten gebildet worden, können ſie Träger epiſcher Begebenheiten werden, welche mit reifendem Bewußtſein immer mehr Ausdruck

der Idee werden, und sich in dem künstlerisch gegliederten Epos zusammenschließen, welches nun dem Volke als heiliges Vermächtniß der Vergangenheit, als nationaler Besitz, Quelle und Urkunde göttlicher Lehre wird. Hier zeigt sich zuerst die wahre Aufgabe der Dichtkunst, als eines göttlichen Geschenks, die erste Lehrerin der Menschen zu werden, und der Grund des alten Ausspruchs, daß der Dichter ein Seher sei. Daß die trockne Verständigkeit so hohe Bedeutung des Epos für die Cultur des Volks nicht begreift, wie z. B. aus dem betreffenden Artikel in Krugs philosophischem Lexikon hervorgeht, ist nicht zu verwundern, weil der abstracte Verstand mit Idee und Ideal überhaupt nichts anzufangen weiß. Der Epiker hat nicht allein aus den im Volke lebenden mythologischen Vorstellungen seinen Stoff genommen, sondern er hat sie durch seine Macht zur wirklichen Mythologie ausgebildet, und für Jahrhunderte festgehalten, wie dies vor Allen Homer beweiset. Der Mythus ist bei seinem Auftreten mit dem Kunstwerke vollkommen identisch.

Schon in der Forderung der Anschaulichkeit liegt die nach breiter, ausführlicher Darstellung. Der Erzähler verweilt bei den Einzelheiten, wiederholt sie, je theurer sie ihm selbst sind, je lebendiger sie vor seiner Seele stehen. Jene Abrundung des Vortrags, welche dem über den Stoff bereits zum Standpunkte nüchterner Ansicht erhobenen Erzähler zu Gebote steht, kann nicht Sache des Epikers sein, für welchen das plastische Hervortreten der Begebenheiten wichtiger, als deren causaler Zusammenhang ist. Schon in dem bildlichen Worte „Abrundung" liegt, daß der Gegensatz der gerade n Linie vergleichbar sein müsse, und in der That ist jenes zirkelmäßige Zusammenschließen der Begebenheiten weit mehr Aufgabe erst jener höheren Dichtungsgattung, nämlich des Drama's, wovon später zu reden ist. Die dramatische Begebenheit erscheint durchaus als Handlung, mithin als thätige Aeußerung der freien Persönlichkeit, die den Mittelpunkt

bildet, alſo des Helden. Die epiſche Begebenheit iſt, genau genommen, das, was ihm widerfährt; nicht als ob er dabei paſſiv eingeführt, unthätig geſchildert würde, aber er repräſentirt nur die Maſſe, das Volk, wodurch er deſſen Geſchick als göttliche Fügung in ſeine Perſönlichkeit aufnimmt. Endlos kann die Breite des Epos nicht ſein, obgleich gerade die erſten die Muſter dieſer Gattung im Anfange einen Anfang vorausſetzen, und über das Ende hinaus weitere Schickſale ahnen laſſen. Aber eine gewiſſe Analogie mit dem ſucceſſoriſchen Verlaufe eines Menſchenlebens wird man leicht herausfinden, ohne daß der Epiker deswegen mit dem Biographen wird verwechſelt werden dürfen.

Die unmittelbare Schöpfung des Epos geſchieht indeſſen nicht ohne daß ein andres als das rein epiſche Element in der Bruſt des Rhapſoden, welcher es verkündigt, hervortritt. Dies iſt der Affect, welchen gleichſam der Reflex des Stoffs in ſeiner eigenen Seele hervorrief, und der bereits lyriſches Element iſt, die ewige Grundlage alles Geſanges. Der Rhapſode äußert bereits ſein eigenes Gefühl gleichzeitig mit der Verkündigung ſeines zum Ideal erhobenen Stoffes. Daher ſtammt der unmittelbare Vortrag, und derſelbe iſt bei dem Geſchlechte, das noch im epiſchen Lebensalter ſteht, von der gedanklichen Erzeugung noch nicht zu trennen, wir müſſen den Anfang wenigſtens als Improviſation denken. Hieraus ergiebt ſich der Grund für den Hauptunterſchied der großen nationalen Epen, die wir beſitzen. Die bildende, plaſtiſche Natur des griechiſchen, wobei die lebendige Anſchaulichkeit das Weſen der Schönheit ausmacht, ſteht der farbigen Pracht und muſikaliſchen Weichheit des indiſchen gegenüber. Dort iſt feſte Gliederung und Abſchluß zum Ganzen, hier Willkühr in fragmentariſchen Bildern, dort ſonnenheller Tag am Strande des im Aetherblau leuchtenden Meeres, hier ahnungsvolle Dämmerung im Palmenwalde. Auf dem Unterſchiede des Plaſtiſchen und Muſikaliſchen beruht ferner der zwiſchen dem

griechischen und germanischen Epos. Wie viel mehr ein Ganzes ist das Gedicht vom Zorn des Achilleus, als das von dem Helden Siegfried, obgleich beiden nur das Geschick ganzer Völker und Geschlechter zum Grunde liegt! Die Theile des letztren sind aber weit mehr Romanzen oder Lieder, vielleicht zur Unterlage für abgeschlossene Melodie bestimmt, als die im gleichmäßigem Wellenschlage des Hexameters hinrauschenden Abschnitte des griechischen Epos.

So sind wir von selbst aus der epischen Gattung zu der durch dieselbe herausgefoderten lyrischen Gattung der Poesie herübergeleitet. Der für das Verständniß aller unmittelbaren Gegensätze so wichtige Ausdruck „Fordern" ist aller philosophischen Kenntniß überhaupt eben so unentbehrlich als er es auf ganz anderm Gebiete, als das ästhetische, nämlich dem der Physik geworden; man sagt z. B. daß eine Farbe die andre, nämlich Roth das Grün, ein Ton den andern, nämlich ein Grundton seine Quinte, fordere, obgleich hier von etwas Elementarischem, durchaus noch von keinem geistigen Erzeugnisse gesprochen wird. Und doch bezeichnet es in physischen wie in psychischen Dingen den sich selbst als unabweisliches Bedürfniß der Fortentwickelung manifestirenden Gegensatz. So ist das Epos Voraussezung der Lyrik, es ruft dieselbe hervor. Der Dichter zieht sich von den Objecten, in welche er sich versenkt hatte, in sich selbst zurück, und entfaltet den Reichthum, der in der Tiefe seines Gemüthes ruht. Dieser Schatz wird in einer Reihe von Zuständen, von Gefühlen offenbar, und soll nun mittelst der Sprache gleichfalls zum sinnlichen, zum dichterischen Kunstwerke werden. Indem wir nun aber jedes Kunstwerk auf ein in des Künstlers Busen erzeugtes Ideal, dessen Verwirklichung jenes nur ist, zu beziehen haben, so müssen wir zunächst die Beschaffenheit des im lyrischen Gedichte erscheinenden Ideals genauer bestimmen. Das epische Ideal fanden wir an das Moment der Sichtbarkeit gebunden; es war dabei von einem inneren Anschauen

ſichtbarer Geſtalten und Begebenheiten die Rede, ein Zuſammenhang mit der bildenden Kunſt ergab ſich von ſelbſt. Das lyriſche Ideal nun hat es ſtatt deſſen mit dem Momente der Hörbarkeit zu thun, und wenn das Wort „Anſchauung" auch hierauf angewandt wird, ſo iſt dies gänzlich nur im figürlichen Sinne zu nehmen, man ſollte hier ſtatt von einem Anſchauen nur von einem Anhören in geiſtigem Sinne ſprechen, obgleich die Pſychologie bis heute dieſen Ausdruck, welcher mit der lediglich auf die ſich entwickelnde Intellectualität näher zu beziehenden Anſchauung, als erſtes Moment der Gefühlsentwickelung parallel zu ſtellen wäre, nicht benutzt hat. An die Stelle des ſichtbaren Bildes tritt das Tonbild, welchem das geiſtige Ohr lauſcht, um darin die Hülle, worin die Idee des Schönen zur Erſcheinung kommt, zu vernehmen. Hiermit liegt am Tage, daß ſo wie die epiſche Dichtkunſt mit der bildenden, ſo die lyriſche mit der muſikaliſchen Kunſt zuſammenhange. Indem aber dieſe innerlich hörbare Wahrnehmung zur Vorſtellung geworden iſt, und ſich zum Worte verkörpert hat, wodurch erſt die Möglichkeit der lyriſchen Poeſie gegeben wird, iſt auch das ganze weitere Verhältniß des lyriſchen Ideals zur Idee gegeben. Der Begriff findet als unabweisliche Nothwendigkeit, als logiſche Verfeſtigung des Gefühls, das ſich zum Inhalte des Gedichts gemacht hat, ſich nur ſcheinbar als acceſſoriſches Moment ein, denn nicht von ihm aus, ſondern vom Gefühl aus iſt der Dichter zu dem lyriſchen Ideal gelangt. Er iſt aber, wiewohl die Abſtraction ihn aus ſeiner Hülle für ſich herausſchält, um nachzuſehen, ob der Lyriker nicht etwa logiſchen Unſinn bekannt habe, er iſt in dieſer Erſcheinung gar nicht mehr Begriff, ſondern iſt mit dem Gefühle, das ihn allein trägt, eben zum Ideale vereinigt. Bei der Lyrik nimmt das Kriterium des Logiſchen den Platz des bei dem Epos zugezogenen Kriteriums der Wahrſcheinlichkeit ein, in beiden Gattungen ein ſicheres Zeichen, daß die Genießenden bereits die unmittelbare Wirkung des Gedichts

hinter ſich haben, von derſelben zu ſich gekommen ſind. Die Begebenheiten, welche der Epiker erzählt, werden dann aus ihrer Höhe herab in das Gebiet der Cauſalität, auf welchem der Verſtand ſich zeitlebens herumtreibt, gezogen, und was die Begeiſterung ohne Weitres nicht etwa nur als möglich, ſondern als wirklich hinnahm, wird danach geprüft, ob es den Schein der Wahrheit an ſich habe. Im philoſophiſchen Sinne iſt, wie wir wiſſen, jedes Kunſtwerk unmittelbare Erſcheinung des Lebens, oder die abſolute Wahrheit, inſofern ſie zu vollſtändiger Erſcheinung gelangt. Aus dieſer ideellen Auffaſſung iſt aber das ganz proſaiſche Wort „wahrſcheinlich" nicht entſtanden, ſondern es bedeutet nur ein erfahrungsmäßiges Urtheil, das ſofort alles Poetiſche nach den Foderungen proſaiſcher Wirklichkeit richtet. Ganz eben ſo ſtößt der Verſtand bei dem lyriſchen Gedichte, das uns keine Begebenheiten erzählt, ſondern einen Gemüthszuſtand offenbart, auf Verdunkelungen, wo nicht gar auf Verrückungen ſeiner Geſetze. Es iſt, um den wahren Begriff einer Kunſtgattung zu gewinnen, förderlich, dergleichen Blicke auf die beſondre Art und Weiſe, wie ſich ihr die künſtleriſche Negation nähert, zu thun; der Verſtand findet an der Poeſie ſchon deshalb immer etwas zu negiren, weil ihm im beſten Falle von ſeinem Standpunkte ſie, wo nicht fehlerhaft, doch überflüſſig vorkommt, indem ihre Erzeugniſſe den realen Dingen nicht zu entſprechen ſcheinen.

Die tiefſte Innerlichkeit des Menſchen iſt ergriffen, ſein geſammtes Gemüthsleben erzittert, ſein Zuſtand will ſich ſelbſt zum alleinigen Inhalt eines Kunſtwerks machen. Auf dieſem Wege entſteht das lyriſche Gedicht, der reine Abdruck der Subjectivität, wie das Epos den des Objects darbot. Jener Zuſtand erhält die beſtimmtere von der Muſik, dem Saitenſpiele hergenommene Bezeichnung „Stimmung". Stimmung, das innerliche Erzittern des Gemüths in beſtimmter Weiſe, iſt nun das, was wir oben hörbares Ideal nannten. Das poetiſche Ideal iſt oben im Allgemeinen die freie Perſön-

lichkeit genannt worden; bei dem Epos war dieſe die anſchauliche Vertreterin des ſich erfüllenden Volksgeſchicks; bei der Lyrik iſt zunächſt kein objectiver Held vorhanden, ſondern des Dichters eigenſte Perſönlichkeit befreit ſich in der Liedesthat von der Fülle ſeines Gefühles, von dem gebeugten oder erhöhten Zuſtande, worin ſie ſich befindet. Das Lied rettet den Dichter vor ſich ſelbſt. Der zarte Keim deſſelben, zuerſt rein muſikaliſcher Art, dann geſungenes Wort, alſo eine von der Empfindung getragene Vorſtellung, wächſt zum tönenden Ideale, d. h. zur höchſten Gefühlsäußerung, worin unmittelbar die Idee Erſcheinung wird. Wenn nun aber die Lyrik aus der Subjectivität entſpringt, zunächſt dieſer zum Organ dient, wie kommt ſie, ſo wird man fragen, doch zu einem allgemeinen Inhalt, wie ihn das Wort „Idee" doch bezeichnet? Sie gelangt dazu, weil das Allgemeine nicht ohne das Beſondre, die Individualität nicht ohne ideelle Bedeutung iſt. Das Epos ſchilderte das äußerliche Geſchick des Volks, die Begebenheiten einer Totalität von Individuen, deren Held nur von ihr getragen, mit ihr ſteht und fällt, die Lyrik verkündet die Innerlichkeit des Einzelnen, deren Reizbarkeit leicht in beſondren Zuſtand, als Seligkeit, Zorn, Wehmuth, Leidenſchaft übergeht. Wenn nun dieſer Zuſtand als nächſte Folge des ihn hervorrufenden Objects erſcheint, ſo täuſche man ſich über deſſen Bedeutung nicht. Dieſes Object betrachtet man gewöhnlich als den Inhalt des lyriſchen Gedichts. Falſch! Der durch daſſelbe geſtaltete eigenſte Gemüthszuſtand des Dichters, die Stimmung deſſelben, die durch jenes zur Entwickelung gelangte, iſt der wahre Inhalt. Man vergeſſe nicht, was in der pſychologiſchen Einleitung von dem allgemeinen Charakter des von Wunſch und Leidenſchaft bewegten Jünglings geſagt wurde; derſelbe iſt ein lyriſcher. Er ſehnt ſich nach Geſang. Das Object, der Inhalt iſt leicht gefunden, ſogar an ſich unbedeutend, wird er mittelſt der lyriſchen Begeiſterung zu etwas Idealem. So hat man ſich auch den Charakter

der Lyrik überhaupt zu denken, den das individuelle Bedürfniß des Subjects, nicht das besungene Object zunächst bedingt. Der Lyriker sucht und findet, was er wünscht. Ein Beispiel dient vielleicht dies zu erläutern, das von Funke und Zündstoff. Bei dem Epos wirft der Dichter den Funken in den Zündstoff, bei dem lyrischen Gedichte trägt er den Zündstoff in sich selbst, und empfängt nur den Funken von außen. Vergleicht man nun das Gedicht überhaupt mit einer Flamme, so wird man in Erwägung dessen, daß die Beschaffenheit der Flamme vom Zündstoffe abhänge, wohl einsehen, warum bei dem Epos das Object, bei der Lyrik das dichtende Subject das Charakteristische des Gedichts bedingen müsse. Man kommt, je genauer man die beiden mit einander oft in Conflict gerathenen Begriffe bestimmt wissen will, zuletzt dazu, daß dort das „Was" und hier das „Wie" der poetischen Ueberlieferung, dort das Quantitative, hier das Qualitative das Uebergewicht habe, um aber sogleich auch bei diesem wichtigen ästhetischen Unterschiede bestätigt zu finden, daß die ganze Schärfe logischer Extreme, auf Kunsterscheinungen angewandt, zwar den Maaßstab zur Beurtheilung ihres Verhältnisses an die Hand gebe, aber auch zugleich aus ihnen das Leben heraustreibe, und die Wahrheit in den Irrthum, die lebendige Idee zum Begriffskelett herabsinken lasse, denn so wie nirgend das „Was" ohne das „Wie", die Quantität ohne die Qualität, und umgekehrt, so mischt sich unmittelbar mit dem Epos der lyrische, mit dem lyrischen Gedichte der epische Zusatz. Ja, es giebt Gedichte, welche man geradezu lyrisch-episch nennen möchte, weil sie weder der einen noch der andern Gattung sich entschieden zuneigen, z. B. die Romanze und Ballade; überhaupt ist das romantische Epos von lyrischem Charakter so durchdrungen, daß es diese Mitte zu halten scheint. Man vergleiche die Gesänge Ossians mit denen des Homer, und man wird dort die Auflösung alles Stofflichen in der lyrischen Klage als das unterscheidende Merkmal neben der naiven Anschau-

lichkeit Homeriſcher Begebenheiten vorfinden. Auch der Lyriker zwar erzählt uns etwas, aber nirgend verweilt er in der Darlegung der Momente, ſondern drängt dieſelben zuſammen, während der Epiker ſie auseinanderbreitet; auch der Lyriker beſchreibt den Stoff, den er beſingt, aber er leiht ihm erſt die Farben ſeines Selbſt, er entnimmt ſie nicht dem Stoffe, ohne ſie durch das Prisma ſeines eigenſten Gemüthslebens zu brechen, er beſchreibt vielmehr die Wirkung, die der beſungene Gegenſtand in ihm hervorbringt. Ihm genügt oft mit Verzichtung auf alle jene Redetheile, worin die nähere Beſtimmung und Flexion des Begriffs geſchieht, ſich des einfachen Vocals, der Interjection zu bedienen und dabei gerade mit Vorliebe zu verweilen, was man an den Refrains vieler Volkslieder beſtätigt ſieht.

Das Volkslied, ein Geſang, der wie die Blüthe einer Volksſtimmung, eines allgemeinen Zuſtandes aus der Maſſe emporſteigt, bringt eben in dieſem nothwendigen Bezuge auf die Maſſe es mit ſich, daß der Name ſeines Urhebers, ſeines Dichters verloren geht, wenn er nicht, durch beſondre Gunſt der Umſtände aufbewahrt, gerade als Repräſentant eines Volkszuſtandes Unſterblichkeit erwirbt. Denn ſeine Individualität iſt, gerade wie bei dem nationalen Epos der Fall war, noch nicht von der allgemeinen Volksindividualität gelöſet, hat nur als ſolche wirklich Bedeutung. In der Geſchichte der Lyrik liegt nun das Bedürfniß zu Tage, ſich vom Ausdrucke der Volksſtimmung, die als ſolche immer die einer einzelnen Nation, mithin einer Beſonderheit iſt, immer mehr zum Ausdrucke der Perſönlichkeit des Dichters zu machen, und damit einen höhern, einen allgemein menſchlichen Inhalt in ſich aufzunehmen. Die Lyrik durchbricht die Schranken der Volkseigenthümlichkeit, um die ewigen Gemüthszuſtände reiner Menſchlichkeit zu offenbaren. Die freie Perſönlichkeit des Dichterlebens iſt in dem lyriſchen Gedichte niedergelegt, und erweckt Sympathie bis zu dem Grade, daß Jeder, der ihm lauſcht,

weil auch er an dieſem allgemein Menſchlichen Theil hat, ſich ſelbſt im Genuſſe des Kunſtwerks an die Stelle des Dichters ſchiebt. Man miſsverſtehe nur nicht, durch Ueberſetzerungeſchick verführt, das Wort Sympathie, als bedeute daſſelbe ſchlechthin Mitleid; es bedeutet vollkommen eben ſo vollſtändig auch Mitfreude, überhaupt Miterlebniß des Pathos, welches ja nur als der abnorme, erhöhte, außerordentliche Zuſtand des Gemüths dem Ethos, als dem beharrlichen, dem normalen Zuſtande deſſelben, wie er zuletzt in der Geſinnung verfeſtigt wird, bedeutet. So theilt alſo der lyriſche Dichter das zur Idealität erhobene eigene Selbſt den Menſchen mit, indem er die durch individuelle Unterſchiede zwiſchen ihm und ihnen beſtehenden Gränzen wegräumt, und jenen allgemeinen Zuſtand der Begeiſterung, des lyriſchen Pathos um ſich verbreitet. —

Durch das innerſte Weſen der Lyrik, ein innerſtes Erklingen des Gemüths, iſt auch ihre Form von der der Epik, welche dieſelbe dem äußerlichen Stoffe, den ſie vorträgt, unmittelbar entnimmt, und daher als ein anſchauliches Bild hinſtellt, verſchieden. Jene Form iſt an die Forderungen der Hörbarkeit, der Muſik geknüpft. Sie deutet dem Ohre bereits jenen muſikaliſchen Wohlklang an, ſie fordert Geſang, um in ihrer wahren Lebendigkeit zu erſcheinen, während das Epos nur des recitirenden Vortrags bedarf. Die Betrachtung des äußerlichſten Theiles der Poetik, nämlich der ſprachlichen Formen, der Verskunſt, erfolgt am Schluſſe dieſer Abhandlung und wird das Nähere zum Verſtändniſſe auch dieſes Verhältniſſes enthalten.

Die dritte und höchſte Gattung der Poeſie, von Vielen nicht allein in dieſem Gebiete für die höchſte, ſondern auch für die von allen Kunſterzeugniſſen die höchſten umfaſſende gehalten, iſt die dramatiſche. Sie entſteht aus der Vereinigung der epiſchen mit der lyriſchen, aus der Aufhebung des in dieſen noch unmittelbar hervortretenden Unterſchiedes zwiſchen Object und Subject, oder dem vom Dichter vorgetra-

genen Gegenſtande und dem Dichter ſelbſt. Derſelbe nämlich übt eine größere Selbſtverläugnung, als bei irgend einer andern Gattung, ſo groß, daß er ſelbſt von ſeinem Werke völlig gelöſt erſcheint, daſſelbe ganz frei wirken läßt, ſo daß ſein Antheil an dem Erfolge, den es erringt, gleichſam ein unſichtbarer iſt. Höheres kann die Poeſie nicht erreichen. Die Stufenleiter von Kind, Jüngling und Mann iſt vollendet; denn an die Stelle der erzählten Begebenheit und der Gefühlsäußerung tritt die Handlung, welche das Element der dramatiſchen Gattung, wie die bewußte That das des Manneslebens iſt. Das Drama iſt eine Dichtung, deren Inhalt die durch Handlungen unmittelbar gegenwärtiger Perſonen hervorgebrachte Begebenheit iſt. Die Begebenheit wird nicht mehr vermittelt durch den Erzähler, ſie wird zur Wirklichkeit. Die Verwandſchaft des Epos mit dem Drama beruht darauf, daß beide Gattungen unſern Sinnen eine Begebenheit vorführen, der Unterſchied aber, der weſentlichſte, — denn unendlich vielfach iſt ſeit Ariſtoteles bis zum Göthe-Schiller'ſchen Briefwechſel herab dieſer Punkt erörtert worden, und faſt unerſchöpflich zu nennen, — er iſt der, daß das äſthetiſche Intereſſe bei dem Epos vorzugsweiſe an der Totalität der Begebenheit, bei dem Drama an der Handlung, welche dieſelbe zu Stande bringt, haftet. Das Maſſenhafte des Epos, die endloſe Breite, das Verweilen an Einzelnem, alles dies fordert nun Beſchränkung. Es ſoll zuſammengedrängt werden in Gränzen, welche ſich ſämmtlich auf die eines unmittelbar gegenwärtigen lebendigen Bildes zurückführen laſſen. Indem wir handelnden Perſonen, ihrem Thun und Leiden Antheil ſchenken ſollen (denn nur inſofern es eben ſie betrifft, nehmen wir an der ganzen Begebenheit Antheil) liegt es nahe, daß die Zahl dieſer Perſonen ſich, weil ſonſt unſer Intereſſe zerſplitterte, beſchränken müſſe. Aber dieſe wenigen Perſonen vertreten nun auch durch ihr Thun und Leiden das der Volksmaſſe, wir erblicken in dem, was ihnen widerfuhr und was ſie vor uns handelnd erreichen, nicht

nur jene höhere nationelle, ſondern die allgemein menſchliche Bedeutung. Wir fragen nach der Conſequenz, die zwiſchen dem Thun und dem endlichen Looſe des aus den handelnden Perſonen hervorragenden Helden ſich uns zeigt; denn weil er ein Einzelner iſt, weckt er perſönliche Sympathie, eine bleibende, während die an dem Schickſale des epiſchen Heros, wegen der der ganzen Begebenheit, als einem nationellen Ereigniſſe geſchenkten, nur tranſitoriſch ſein konnte. Das Thun des dramatiſchen Helden erleben wir mit, während das des epiſchen ſogleich als That ihren untergeordneten Platz in der Begebenheit einnimmt, die wir vor allen Dingen erfahren wollen.

Das Drama hat ſeinen nothwendigen Entſtehungsgrund in der fortſchreitenden Volksbildung. Die Phantaſie des Kindes, wie die des Volks in der Kindheit iſt ſo reizbar, daß das Wort mächtig genug iſt, Bilder als gegenwärtig vor die Seele zu zaubern. Mit der ſinkenden Illuſion machen die Sinne dieſes ihr Recht geltend, in wirklichem Bilde als gegenwärtig zu ſchauen, was früher als Erzählung genügte. Ferner wurde, dieſem Bedürfniſſe zu genügen, überhaupt nur durch die durchlebte, der epiſchen gefolgte lyriſche Entwickelungsperiode möglich. In der Lyrik hat das innerſte menſchliche Gemüth ſeinen Ausdruck gefunden. Das Recht der Perſönlichkeit will auch bei der Darſtellung von Begebenheiten in den Perſonen, welche dieſe Begebenheiten ſchaffen und erfahren, befriedigt ſein. Die Lyrik durchdringt die objectiven Geſtalten. Die Skizze des epiſchen Helden empfängt durch den lyriſchen Athem höhere Lebendigkeit, zuletzt ideale Bedeutung als freie Perſon, als Charakter. Unter dieſem Ausdrucke verſteht die Philoſophie etwas Höheres, als der gemeine Sprachgebrauch, welcher gewöhnlich damit die Energie des Wollens ſchlechthin bezeichnet. Er bedeutet nicht blos dieſe beſondre Kraft des Willens, die den Einzelnen vor Menge unterſcheidet, wobei es auf den Inhalt des Willens gar nicht an-

kommt, sondern die Wurzel aller Energie, die zum idealen, d. i. freien Willen heraufgebildete Individualität. Die Grundzüge der Individualität sind in dieser idealen Läuterung nicht verflacht, noch in ihrer Bedeutung herabgesetzt, sondern sie sind zu höherer Lebendigkeit gelangt in der Gesinnung. Wie der Mensch zu dieser idealen Höhe des Willens und in dessen Folge zum energischen Handeln gelange, daß dies durch die von den engen Gränzen einseitiger Subjectivität befreiende ideale Liebe vollbracht werde, hat die psychologische Einleitung gezeigt. Im Drama erblicken wir nun in den Handlungen des nach dieser idealen Höhe anstrebenden Charakters einen unvermeidlichen Kampf, den Kampf einer Individualität, welche ihr höheres Recht, das der Freiheit, in Anspruch nimmt und behaupten will. Das Ideal der Poesie erscheint in dieser Persönlichkeit, welche in der beschränkten menschlichen Hülle ein Bild göttlichen Lebens darbietet. Jener Kampf ist der organische Keim, aus welchem Alles, was in dem Drama sich begiebt, näher oder ferner sich entwickelt; dieser Bezug begründet die Existenz eines Mittelpunktes der Handlung, zugleich aber die mehrer mit dem Träger des Ideals in Beziehung tretender Charaktere. Die Unterschiede derselben geben den Reichthum dieser Bezüge, die Veranlassung zum scheinbaren Aufhalt, wirklich aber zu dem Fortschritte der Handlung, welche an die Grundbedingungen alles Einzelnen, die Momente des Werdens, Blühens und Vergehens sich knüpft. Es begiebt sich vor unserm Auge das Steigen und Fallen, die Annäherung und Entfernung von einem Ziele, unvermeidliches Loos aller Menschlichkeit. Verglichen wir das Epos einer geraden, so müssen wir das Drama einer Kreislinie vergleichen, als deren Mittelpunkt, unsichtbar und doch jeden Punkt der Peripherie bestimmend, das dichterische vom Ideal erfüllte Gemüth zu denken wäre. Der sichtbare Mittelpunkt, der Heros des Drama's, bringt aber sichtbarlich dessen Verlauf hervor, während der Dichter sich verbirgt. Wenn die Handlung durch Charak-

tete, deren individuelle Unterschiede dem ganzen Bilde Mannigfaltigkeit geben, betrieben wird, so kann kein Zweifel obwalten, daß die gegenseitigen Bezüge, in welche zu einander sie gerathen, nur mittelbares Interesse hervorbringen. Im modernen Sprachgebrauch pflegt man diese Bezüge Situationen zu nennen, und stellt diese den Charakteren ganz richtig als das zweite, das untergeordnete Moment des Drama's gegenüber, da sie nichts Zufälliges, sondern Wirkung von Jenen sind. Die epische Dichtung, weil sie diese Situationen erst durch das Mittel der Beschreibung vor die Sinne bringen kann, wird im Fortschritt ihrer Erzählung wesentlich durch sie zum Verweilen gezwungen. Sie sind auch im Drama Ruhepunkte, doch flüchtig vorüberziehende, und wo sie, wie im indischen Drama, sich als Hauptsache vordrängen, dem wahren dramatischen Leben nachtheilig. Sie begünstigen das lyrische Element auf Kosten des epischen, und doch nur aus vollständiger Durchdringung Beider ergiebt sich die rein dramatische Gattung. Alle wahrnehmbaren Schwankungen in der Geschichte dramatischer Literatur sind Folge des Steigens und Fallens der epischen und lyrischen Wagschaale. Wer kann an den historischen Schauspielen Shakespeare's, oder an Göthe's Götz von Berlichingen verkennen, daß sie epische, wer an vielen spanischen Dramen, daß sie lyrische Basis haben? Das vollständigste Bild des Verlaufes einer Nationalpoesie in Epos, Lyrik und Drama bietet die alte hellenische Literatur, deren Studium daher von dem Verhältnisse der Gattungen reinere und genauere Kenntniß gewährt, als das der romantischen, aus deren Spaltung in romanische und germanische Dichtung und deren Wechselbeziehung schon manche Vermischung der Gattungen entspringt.

Die nothwendige Beschränkung, die, im Gegensatze zu der epischen Breite, dem dramatischen Gedichte durch die Beziehung aller Theile auf einen Mittelpunkt, als den organischen Keim, woraus alle Glieder ihr Leben empfangen, gebo-

ten iſt, betrifft nicht blos die Zahl der handelnden Perſonen oder Charaktere, ſondern drängt deren Handlung nach zeitlichen und räumlichen Geſetzen zuſammen. Die Foderung des Dichters, daß man ſein Gedicht für unmittelbare Gegenwart und Wirklichkeit annehme, nöthigt ihn, indem er den Flug der Phantaſie ſeines Zuhörers und Zuſchauers durch ſinnliche Gegenwart feſthält und zügelt, auf die Willkühr zu verzichten, welche ſonſt im Reiche der ungebundenen Phantaſie keinen Anſtoß giebt. Ein Träumender überſpringt in einem Augenblicke unzählige Meilen oder Jahre. Der Wachende dagegen frägt überall nach der Möglichkeit deſſen, was ſich ſeinen Sinnen darbietet. Die Kategorieen des Raumes und der Zeit betrachtet unſer Bewußtſein als allen Erſcheinungen immanent, und, wie denn der Genuß des Drama's mit Selbſtbewußtſein geſchieht, ſo verlangt man, daß auch der Dichter jene Kategorieen einigermaaßen anerkenne. Hieraus entſprang die berühmte Ariſtoteliſche Lehre von der Einheit des Orts und der Zeit. Wenn die Franzoſen dieſelbe nicht mißverſtanden hätten, ſo würde viel des unnützen Hin- und Hergeredes erſpart worden ſein. Das Wahre iſt, daß Ariſtoteles eben ſo weit als die helleniſchen Tragiker, aus denen er ſeine Poetik abſtrahirte, von dem Pedantismus, der von dem Publikum gar keine Illuſion verlangt, ſondern ihm nur die nackte Wirklichkeit geboten wiſſen will, entfernt war. Jene Einheit der dramatiſchen Handlung in Bezug auf Zeit will er gar nicht ſo verſtanden wiſſen, daß eben in zwei oder drei Stunden, welche die Vorſtellung dauert, auch der vorgeſtellte Inhalt ſich begeben können müſſe, — ganz ausdrücklich räth er nur, in letzter Hinſicht die Zeit von Sonnenaufgang bis zum Untergang nicht zu überſchreiten, — ſondern es iſt dieſelbe nur als Andeutung für den Gegenſatz, den in dieſer Hinſicht das Drama gegen das Epos behaupten ſoll, zu nehmen. Dies beweiſen einzelne griechiſche Tragödien thatſächlich, wie denn auch Wechſel des Orts der Handlung ausnahmsweiſe vorkommt. Die Freiheit

und Kühnheit des romantiſchen Drama's hat ſtärkere Foderungen an die Illuſion des Publikums geſtellt, indem ſie ſich häufigen Wechſel der Scene und Ausdehnung des zu durchlebenden Zeitraums geſtattet. Der Unterſchied der plaſtiſchen Ruhe in der Antike und der lyriſchen Bewegung in der Romantik begründet dieſes Mehr oder Weniger in der Obſervanz der zwar nur abſtracten, aber gleichſam als Warnung für den dramatiſchen Dichter nützlichen Regel.

Der im Drama aufgehobene Gegenſatz des epiſchen und lyriſchen Elementes dient uns zu noch weiterer Erkenntniß des dramatiſchen Weſens. Bisher nämlich iſt der Unterſchied der Wirkung jener beiden Elemente noch nicht näher unterſucht worden. Zu dieſem Ende iſt auf die unterſchiedliche Wirkung des Erhabenen und Rührenden, wovon im allgemeinen Theile gehandelt worden, zurückzugehen, da dieſe zu jener den Schlüſſel enthält. Wir ſtellten dort feſt, daß das Erhabene ſich den Beifall des Subjects erzwingt, gewaltſam erobert, und daß das Rührende die freiwillige Hingebung des Subjects erreicht, wonach das Reſultat des Erhabenen Bewunderung, das des Rührenden Liebe genannt wurde. Der Charakter des Epos iſt Erhabenheit, der der Lyrik Sentimentalität. Haben wir nun ferner dort als Aufhebung jenes Gegenſatzes das Tragiſche erhalten, ſo kommen wir nunmehr zu der Conſequenz, das Drama, wovon wir bisher gehandelt haben, als das Gedicht, welches die Idee des Tragiſchen als ſeinen Inhalt zur Erſcheinung bringt, aufzufaſſen. Und in der That iſt dies dem weltgeſchichtlichen Gange der Poeſie gemäß, wovon die griechiſche Literatur uns wieder das beſte Beiſpiel giebt. Das Drama tritt als Träger der ernſteſten, heiligſten Intereſſen eines Volks, im innigſten Zuſammenhang mit deſſen religiöſer Weltanſchauung in deſſen Geſchichte ein. Der Kampf und Untergang der Heroen vergegenwärtigt das Verhältniß der Sterblichen zu den Götteridealen; die Aufführung des Drama's war Gottesdienſt. Selbſt bei den chriſtlichen Völkern iſt

seine Entstehung an die religiösen Ueberlieferungen geknüpft, wie der Eintritt der Mysterien in die Volkslustbarkeiten überall darthut. Die Idee des Dramatischen und Tragischen ist hier noch völlig identisch. Aber es bleibt nicht so, denn das Tragische löset sich ab, indem es einen dramatischen Gegensatz selbst hervorruft, und zwar der Entfaltung der allgemeinen Idee des Schönen gemäß.

Wir haben diese Entfaltung des Schönen im allgemeinen Theile unsrer Wissenschaft als die Auflösung in die Gegensätze des Tragischen und Komischen dargelegt, ein Verfahren, wobei wir von dem der meisten Kunstphilosophen abweichen, indem diese nur im besondern Gebiete, nämlich dem des Drama's, diesen Gegensatz gestatten. Was er dort noch Befremdendes haben konnte, wird nun also hier nicht mehr vorhanden sein. Der Ernst, das heilige Moment in der Kunst ist das Ursprüngliche, welchem dessen Gegensatz erst mit der behaglicheren, aber auch von der Idee des Schönen nicht mehr durchdrungenen Volksexistenz nachfolgt. Das Irdische löset sich im Volksbewußtsein als Gegensatz des Himmlischen. Der sinnliche Genuß treibt zum Festhalten der Realität und macht diese selbst zum Inhalte der Poesie, erhebt also die alltägliche Wirklichkeit zur Idealität. Dieser Gegensatz, der zugleich Ursprung des philosophischen Bedürfnisses, des Wissenstriebes wird, fodert nun dem tragischen Drama gegenüber das komische Drama. Welche Gegensätze in der Idee des Komischen überhaupt vermittelt sind, nämlich das objective Moment, das Lächerliche, und das subjective, die Ironie, dies ist gleichfalls im allgemeinen Theile erörtert worden, wobei sich das Komische selbst als das künstlerisch Lächerliche, und dessen Gipfel, der Humor, als die der tragischen Andacht entgegengesetzte Weltansicht für uns als Ergebniß herausstellte. Gewiß ist die vollständigste Darlegung dieser Ideen in sinnlichem Stoffe unter allen Künsten der Poesie möglich, was jedoch, wie Manche irrig bestritten, ihre Erscheinung in der bildenden und in der musikalischen Kunst ganz

und gar nicht ausschließt, weshalb auch jene Erörterung nicht im besondren, sondern im allgemeinen Theile geschehen mußte. In der Poesie erscheint dieser Gegensatz erst an der dramatischen Gattung, weil erst diese das vollständige Ideal der Poesie aufzeigt. Die welthistorische Bedeutung des Volkes, die menschliche Innerlichkeit wurden in Epos und Lyrik enthüllt, die wahre Bedeutung des Individuums, der freien Persönlichkeit, als die durch den Einzelnen sich offenbarende menschliche Idealität, diese konnte erst im Drama zur Erscheinung gelangen. Hier aber angelangt, ist der Punkt der Reife für die Poesie da, und bedingt deren Weiterbildung durch jenen angegebenen Gegensatz, der sich nun aus ihr herausbildet. Die Komödie des Aristophanes hat noch das hellenische Volksleben als Ganzes zu ihrem Inhalte. Die spätere des Menander zeigt uns das Privatinteresse als das vorherrschende. Die geschichtliche Entwickelung des Drama's in der romantischen Kunst, welche uns die ideale Bedeutung des Humors zeigt, ist freilich andre und bei den verschiedenen christlichen Völkern verschiedene Wege gegangen. Doch zeigt sich uns überall, daß in Perioden, wo ein großes, von Thatkraft unterstütztes Volksinteresse vorhanden ist, das tragische Pathos sich einfindet und lebendiges Echo in jedes Einzelnen Brust hervorruft, während in Perioden öffentlicher Ruhe oder langsam sich entwickelnder Krisen die Komödie die reichste Nahrung erhält.

Haben erst Epos, Lyrik, Drama successorisch sich völlig ausgebildet, so beginnt die Vermischung der Gattungen. Die Beschreibung einzelner ruhiger Bilder des Friedens macht sich zum Inhalte des Idylls, welches wieder der Lyrik zur malerischen Naturschilderung als geeignetem Ausdrucke für unbestimmte gemischte Gefühle Stoff leiht. Die Lyrik zersplittert sich in Kleinigkeiten, vermischt sich mit dem Witze oder philosophischem Elemente, Epigramm und didaktisches Gedicht entstehen, gleichsam die Verwässerung jener tiefsinnigen Gnomen,

die in den Zeiten des Epos, Blitze ahnungsvoller Weisheit, ähnlich den Sprichwörtern in der Kindheit eines Volkes, durch die Gedankendämmerung hindurchleuchteten. Die Bildlichkeit in der Poesie erblaßt, die Abstraction tritt hervor, die Idee des Schönen wird von der des Wahren, dann der des Guten abgelöset, und die Poesie verwandelt sich immer mehr in Rhetorik, vor deren täuschendem Gewande wir oben gewarnt haben. Die Vermischung der drei poetischen Gattungen bringt die mannigfaltigsten Erscheinungen hervor. Das Epos versucht dem Drama seine Vortheile abzugewinnen, wie dies an modernen Epopöen, noch mehr aber in den Romanen sich bemerken läßt. Das Drama sucht sein Recht, auf die Sinne unmittelbar zu wirken, zu behaupten, und ruft bildende Kunst wie Musik zu Hülfe. Die Lyrik namentlich dringt in das Drama ein, das lyrische Drama, die Oper, kommt zu Stande. So fodert die Poesie die übrigen Künste, welche von ihr gleichsam getragen, genährt werden, zu höherer Entfaltung immer mehr heraus. Eine besondre Kunst, nämlich die der dramatischen Darstellung war unmittelbar durch die dramatische Poesie ins Leben gerufen worden. Sie ist, als eine besondre, am Schlusse dieses Systems zu betrachten, weil sie, als die reproducirende, hinter den producirenden Künsten, die sie voraussetzt, ihren Platz haben muß.

Diese Andeutungen über die poetischen Mischgattungen genügen hier, wo nicht eine praktische Anweisung zur Dichtkunst zu geben, sondern den organischen Keim, woraus der Baum der Poesie erwächst, darzulegen und das Wachsthum dieses Baums naturgemäß zu schildern die Aufgabe war. Was uns nunmehr obliegt, ist die ästhetische Würdigung des äußerlichsten Theiles der Poesie, des Gewandes, welches der poetische Gedanke sich aus dem sprachlichen Stoffe webt. Wir haben das Dichterwort äußeres Bild des Gedankens, den Inhalt des Worts innerliches Bild oder bildlichen Gedanken genannt, und diese geistige Bildlichkeit auf drei Stufen ent-

wickelt. Jene äußere Bildlichkeit ist nicht geringer anzuschlagen, weil sie an der Poesie das unmittelbar zu den Sinnen sprechende Merkmal, der am Meisten technische, mithin erlernbare Theil der Dichtkunst ist. Liest man manche schätzbare Schriften über die sogenannte Verskunst, nicht selten als Anhang zum syntaktischen Theile einer Grammatik, so kann man leicht zur Ansicht verleitet werden, als sei diese Verskunst Gegenstand eines von dem der Dichtkunst trennbaren Studiums. Und leider ist sie es geworden, sobald man durch die abstracte Thätigkeit des Geistes am Gedichte Inhalt und Form von einander zu sondern begonnen hatte, wodurch man dazu gelangte, jenen nach logischen und diesen nach mathematischen, nämlich nach den sogenannten metrischen Gesetzen zu beurtheilen, ein in allen Künsten von unvorsichtigen Kritikern gemißbrauchtes Verfahren, welches die Hauptsache, daß an einem ächten Kunstwerke nichts unwesentlich, daß die sinnliche Hülle nur die nothwendige Erscheinung des geistigen Inhalts sei, nicht beachtet. Das Werk des Dichters wird unsren Sinnen durch die Sprache offenbar, welche daher mit einem sinnlichen Schmucke, dessen der Prosaist nicht bedarf, angethan, den Inhalt schon durch die Form nicht nur verräth, sondern verkündigt.

So gewiß die Sprache überhaupt nothwendiges Mittel der menschlichen Gedankenmittheilung, so gewiß diese aber nur die den Inhalt, den Gedanken selbst entwickelnde, also die nothwendige sinnliche Erscheinung des Gedankens ist, so gewiß wird die Dichtersprache auch an ihrer äußerlichsten Seite sich von der Sprache der Wissenschaft oder des gemeinen Lebens unterscheiden müssen. Die grammatischen, d. i. die logischen Gesetze sind in dieser klar und unzweideutig dargelegt, das Dichterwort, das den Gedanken in bildlicher Schönheit überliefert, verbirgt jene Gesetze als gleichsam im Keime schlummernde, und überläßt ihre feinen Fäden auseinanderzulegen dem Denker. Das sibyllinische Dunkel des Satzes leistet dem

Verſtande einigen Widerſtand, weil ihm alles Ahnungsvolle unvollſtändig, der Ergänzung bedürftig vorkommt. Höchſtens läßt er mit Achſelzucken die ſogenannte poetiſche Licenz als unvermeidliches Uebel gelten. Schiller trieb die Foderung der Vorrechte des Dichters einſt auf die Spitze, als er ſagte: „Warum kann der lebendige Geiſt dem Geiſt nicht erſcheinen? Spricht die Seele, ſo ſpricht, ach, ſchon die Seele nicht mehr!“ Er meint, indem er in dichteriſchem Enthuſiasmus allzuſchroffe pſychologiſche Unterſchiede macht, in und mit der Sprache gehe das Leben, das Seeliſche, das ſich mittheilen will, ſchon verloren. Dieſe Uebertreibung mag man einem Dichter verzeihen, aber ſoll zugleich, daß eine Wahrheit ſeinem harten Ausſpruche zum Grunde lag, nicht verkennen. Dem Ausdruck „poetiſche Licenz“ wird indeſſen noch ganz beſonders die Anſicht, daß die Schwierigkeit des Versbaues Wortſtellungen, Auslaſſungen u. ſ. w. herbeiführe, zu Grunde gelegt, und dann geht er aus dem Irrthume hervor, daß der Versbau eine beſondre Mühe und Arbeit ſei, da derſelbe doch dem wahren Dichter die allein gemäße Ausdrucksweiſe iſt. Der Gelehrte ſpricht von ihm als von der „gebundenen Rede“, weil er, ſobald er Verſe machen will, nicht aber der Dichter in ſolchem Falle gebunden iſt. Richtig betrachtet, iſt der abſtracte Denker an der Dichterſprache nichts zu tadeln, folglich auch nichts zu entſchuldigen befugt. Was er poetiſche Licenz nennt, iſt nicht wirklich, ſondern nur in ſeinen Augen ein Mangel.

Die äußere Geſtalt der Dichterſprache als Erſcheinung des Ideals wird durch deſſen nähere Beſchaffenheit beſtimmt; ſichtbares, hörbares Ideal wurden bereits unterſchieden, jenes der epiſchen, dieſes der lyriſchen Dichtkunſt als immanent nachgewieſen. Näher äußern ſie ſich als plaſtiſche und muſikaliſche Gebilde in der dichteriſchen Rede, die plaſtiſche Vollkommenheit in dem antiken, die muſikaliſche in dem romantiſchen Verſe wird durch verſchiedene, beide jedoch

werden durch Geſetze bedingt. Auf dieſen Unterſchied wenden wir zunächſt den Blick.

Die Sprache, ihrer Natur nach an das Werden gebunden, lebt in der Zeit, ſie geht an uns vorüber, ihre Gebilde beharren nur ſcheinbar vor unſrem Blicke. Die Geſetze, denen ihre Aeußerlichkeit unterliegt, ſind immer durch das Ohr wahrnehmbar, jedoch ergiebt ſich hierbei der Unterſchied, daß ſie entweder die Sprache als ſchnell oder langſam vorübergehend, oder nach ihrem Klange beſtimmen. Der Klang iſt ein phyſikaliſches Phänomen, das das natürliche Element aller Muſik ausmacht, und daher in dem dieſe behandelnden Abſchnitte genauer zu erörtern iſt, die Geſetze der Bewegung aber, durchs Auge ſowohl als durchs Ohr wahrnehmbar, ſind bei der Muſik alſo acceſſoriſcher Natur und verdienen einen beſondren Namen; ſie ſind nämlich rhythmiſche Geſetze. Die Rede des Dichters braucht nun zu ihrem Schmucke, mit größerer oder geringerer Zuneigung, entweder die rhythmiſche Geſetzmäßigkeit oder die des Klanges. Jene ſtreift an die Geſetze der bildenden Kunſt, an die des äußeren Umriſſes, und verkündet uns daher ein plaſtiſches Element. Dieſe mahnt uns an die Geſetze der Muſik, deren Element wir ſolchergeſtalt auch in der äußeren Seite der Dichtkunſt aufbewahrt finden; jene hat das Sylbenmaaß, dieſe den Reim zu ihrem weſentlichſten Mittel.

Die ausgeſprochene Sylbe hat einen Zeitgehalt, der ſeinem Werthe nach beſtimmt ſein muß, ſobald die Rede, welche aus einer Maſſe von Sylben beſteht, nach dem Maaße, d. i. metriſch geordnet erſcheinen ſoll. Dieſer Zeitgehalt kann von äußeren oder von inneren Geſetzen abhängen, ein quantitativer oder qualitativer ſein, je nachdem nämlich jener Gehalt durch das Gewicht der die Sylbe zuſammenſetzenden Buchſtaben, oder durch den geiſtigen Sinn der Sylbe beſtimmt wird. Jenes quantitative Geſetz bindet den Vortrag des Verſes an die Beachtung des äußerlichen Gewichts, das qualitative an die der Bedeutung, welche die einzelnen Sylben für den In-

halt haben. Die Schwere und Leichtigkeit derſelben durch den Accent hervorzuheben, fodert hier innere Nothwendigkeit, welche geiſtiger Freiheit gleich zu achten iſt, dort beruht die Anerkennung des Gewichts auf äußerer, dem geſammten Sylbengewebe eingeprägter Nothwendigkeit. So bildet ſich in der Metrik eine doppelte Baſis, auf welcher entweder die antiken oder die romantiſchen Versmaaße beruhen. Der antike Vers, aus Sylben beſtehend, deren einzelnes Gewicht zwar ungleich, deren Verhältniß aber durch den Schlüſſel der Zahl darſtellbar iſt, dient wieder als Stoff eines gleichfalls nach arithmetiſchem Verhältniſſe ſich ordnenden Gebäudes, der Strophe. Das ganze ſtrophiſche Gedicht in ſeinem äußeren Umriſſe gleicht einer Zeichnung, deren Form, bei aller Regelmäßigkeit, welche die Kritik darin entdeckte, doch eine gewiſſe Freiheit athmet. Das Geheimniß des ſchönen Rhythmus in den antiken Gedichten ahnen wir mehr, als daß wir uns anmaaßen könnten, es vollkommen zu begreifen. Alle Metrik iſt Arbeit des Verſtandes, mathematiſche Arbeit, wodurch das wirkliche Erleben der ſchönen Form irgend eines Kunſtwerks niemals erſetzt werden kann. Die griechiſchen und lateiniſchen Versrhythmen ſind für uns gleichſam nur cryſtalliſirt vorhanden, und ſollten daher nicht mit jener ſo häufigen Zuverſicht, die ſich auf das Werthverhältniß der Sylben von 1 : 2, als dem durchgreifenden ſtützt, gewürdigt werden; denn die Wiſſenſchaft bringt in künſtleriſchen Dingen, bei denen das Erlebniß fehlt, es überall nur zu Vermuthungen.

Die romantiſche Dichtung bewährte das ihr inwohnende muſikaliſche Leben auch in ihren Formen, und ſchied ſich auch äußerlich von der antiken. Ohne alles Maaß der Sylben, wie der Verſe und Strophen, würde alles dichteriſche Gewand zerriſſen werden, der Unterſchied des Sylbenwerthes durfte nicht ganz verloren gehen; da er jedoch nicht mehr von äußeren Bedingungen, nämlich den die Sylbe zuſammenſetzenden Buchſtaben, ſondern von dem geiſtigen Gewicht, dem Sinne der

Sylbe abhing, so trat an die Stelle der immanenten Quantität der qualitative Werth, welchen der Accent bemerkbar macht. Der Nachdruck, den die Stimme einzelnen Sylben verleiht, trennt Haupt- und Nebensylben. Das Gewicht der Buchstaben, als etwas ganz Aeußerliches, entscheidet nicht mehr über das der Sylbe, wenn auch der sprachliche Bildungsprozeß selbst nunmehr jenen geistigen Nachdruck auch in der Bildung der Sylben anerkennt. Die rhythmische Fülle und Präcision, der Flügelschlag der antiken Versmaaße verliert sich in einer gewissen Einförmigkeit des Versmaaßes, welches dem lauten Vortrage eben um seiner größeren Einfachheit willen größere Freiheit gestattet. Die Bedeutsamkeit des Accents, charakteristisch für die romantischen Versmaaße, erschafft sich an der Stelle jener sich verlierenden rhythmischen Fülle, plastischen Versbildung, ein andres sinnliches Hülfsmittel, und damit das Werkzeug neuer sprachlichen Schönheit, den Reim. Sein musikalischer Ursprung liegt am Tage, denn der ähnliche Klang zweier Endsylben, durch gleiche Vocale, gleiche Endconsonanten, aber verschiedene Anfangsconsonanten bewirkt, erinnert an ein harmonisches Element. Seinem Aeußern nach den Griechen und Römern nicht unbekannt, befreit der Reim, welchem von Jenen höchstens komischer Effect zugestanden wurde, sich aus zwei ihn vorbereitenden Elementen, und erhebt sich zur Selbstständigkeit. Der Gleichklang des Vocals neben unterschiedenen Consonanten zweier Sylben, die Assonanz, findet sich bei den romanischen, der Gleichklang der Consonanten neben unterschiedenen Vocalen, die Alliteration, bei den nordischen Völkern als niedere Gattung jenes höheren harmonischen Reizes. Vergeblich strebten die Mönche des Mittelalters in ihren lateinischen Gedichten mittelst des leoninischen Verses beide Gattungen sinnlichen Schmuckes, antike Rhythmik und romantische Klangfülle, zu vereinigen; ihre Versuche sind als leere Experimente, als formelle Spielereien bedeutungslos geblieben. Als die Wissenschaft die

verborgenen Schätze der griechischen Kunstwelt ans Licht zog und allen Völkern zugänglich gemacht hatte, als der Einfluß derselben auf die neuere Bildung erfolgt war, konnten wohl Schwankungen in der Wahl der beiden reichen Gebiete sprachlicher Form entstehen, die jedoch, weil der Inhalt häufig zu der aufgezwungenen Form nicht paßte, nur dazu dienten, die Bedeutsamkeit der Versbildungen überhaupt für das in ihnen ausgesprochene concrete Ideal in immerlebendigeres Bewußtsein zu rufen. Der quantitative Werth der Sylben eines Verses, gegenüber dem Wohlklange des Reimes, Beides enthält nur den Grund für die gesammte äußere Gestalt der Gedichte. Das Material, woraus die beiden Gattungen der Versgebäude aufzuführt werden, ist bereits ein verschiedenes. Die antike Strophe und Gegenstrophe, die romantische Mannigfaltigkeit der einander gegenübertretenden, sich verschlingenden Reimpaare, oder gar dreifache Reime, Beides liefert dem Lehrer der Verskunst reichlichen Stoff zu analytischen Erörterungen. Für uns ist dabei die rückwirkende Macht, die die ausgebildete Form auf den Inhalt, der sie erzeugt hatte, ausübt, das Wichtigste. In keiner Kunst bleibt auf einem gewissen Standpunkte der Entwickelung eine solche Rückwirkung aus; in der Dichtkunst können die Reimspiele der südlichen Völker, das Sonnett, Triolett u. s. w. am Ersten als Beispiele für die Herrschaft dienen, welche eine gleichsam zur festen Schaale crystallisirte, den ihr anzuvertrauenden Gedanken aufzunehmen bestimmte Form ausübt. Der sinkende Bildungstrieb läßt sich zuletzt an vorhandenen Formen begnügen, und läßt die Kunstübung zu etwas Conventionellem werden, was so lange unmöglich ist, als die Kraft, die Lust an neuen organisch lebendigen Bildungen sich geltend macht. Jenes Sinken ist nur der Verräther sinkender Macht des Ideals, sinkender Begeisterung, wechselnden reflectirenden Bewußtseins. Gerade für die Reflexion zwar scheint das Formenstudium das wesentlichste Mittel, um sich des Geheimnisses aller künstlerischen Produc-

tion zu bemächtigen; Muſter ſind vorhanden, deren Nachbildung erlernbar iſt. Das kritiſche Bewußtſein unterwirft ſich zuerſt gerade den äußerlichen Theil der Kunſt. Die Leichtigkeit des formellen Bildens, zur Fertigkeit, zur Virtuoſität erhoben, wird nun aber ſogleich zum Hinderniſſe für alles urſprüngliche Bilden, das doch nur ein Auseinanderlegen der im Keime ſchlummernden Theile, der Pflanzenentwickelung ähnlich, war, und zurückbleiben muß, ſobald der Lebenskeim vertrocknet. Die Täuſchung über die wahre Bedeutung der Form für den Inhalt iſt in den über ihre Aufgabe ungewiſſen Zeiten in der Dichtkunſt ſo leicht, daß ſie oft Menſchenalter hindurch unentdeckt ihr Weſen treibt. Die Sprache, die für den Versmacher „dichtet und denkt", beſchöniget ſo willig die Nachempfindelei, den Selbſtbetrug! und da, ſo unkünſtleriſch ein Zeitalter ſein möge, es doch ſelbſt ſich dieſen Mangel nicht eingeſtehen, vielmehr auch ſeine eigene Poeſie haben möchte, ſo helfen die Zeitgenoſſen nur zur Selbſttäuſchung des Dichters durch ihre Theilnahme, ja durch den Vorzug, den ſie vielleicht ſeinen Arbeiten vor denen früherer Zeiträume geben. Die Spielerei mit Verſen und Reimen, müſſige Beſchäftigung Einzelner, bedeutungslos für das Geſchlecht, manifeſtirt nur, daß dichteriſcher Enthuſiasmus ſich in ganz ſubjective Liebhaberei aufgelöſet habe. Hier angelangt, reicht die von der Kunſt immer mit ſcheuem Auge betrachtete Wiſſenſchaft ihr die rettende Hand, indem ſie ihre eigene feindliche Gegenwirkung ſelbſtbewußt aufgiebt, und das Weſen des dichteriſchen Schaffens ſelbſt zum Inhalte ihrer Forſchung macht. Die Philoſophie und Geſchichte der Kunſt werden zu Wächtern von deren verkannten Heiligthümern.

III.

Die bildenden Künste. — Die Baukunst.

Wenn wir an dem Ideale der Poesie den Unterschied des Epischen und Lyrischen dadurch, daß wir ihn an die sinnlichen Momente der Sichtbarkeit und Hörbarkeit knüpften, zu erläutern suchten, so sollte das eben nur aus der sinnlichen Welt genommene Gleichniß dem immanenten geistigen Gegensatz der Objectivität und Subjectivität zur Erläuterung dienen. Die Phantasie ruft sichtbare und hörbare Bilder vor die Seele, die beide durch das Wort äußerlich zu werden suchen, beide zu Gedichten, wenn auch verschiedener Gattung, werden. Damit zugleich ist das Bild Gedanke geworden, und hat es aufgegeben, zunächst den Sinnen unmittelbar zu erscheinen. Im Gedichte theilt sich vielmehr der Geist dem Geiste, die Phantasie der Phantasie durch den dienstbaren und willigen Stoff der Sprache mit. Anders verhält es sich, wenn jenes sichtbare oder hörbare Bild unmittelbar in äußerliche Wirklichkeit überzugehen, nämlich sinnliche Gestalt zu werden strebt. Es vermeidet nun zwar die im Gebiete der Sprache drohende Gefahr über der abstracten Beimischung, die das Wort immer enthält, an seiner bildlichen Natur etwas einzubüßen, begegnet aber größeren Hindernissen, welche ihm nunmehr andre, das Phantasiebild aufzunehmen, zu verwirklichen bestimmte sinnlichere Stoffe entgegensetzen. Physische Eigenthümlichkeiten wollen überwunden sein; ungleich spröder zeigt sich der todte Stoff, welcher des Ideals Träger werden soll; denn die Sinne des Menschen, Aug' und Ohr, wollen nach ihrer natürlichen Gesetzmäßigkeit befriedigt sein. Die künstlerische Production, der Kampf des Ideals mit der Wirklichkeit bedarf, um zum Ende zu gelangen, schon rein materieller Arbeit, und die Kunstthätigkeit kann ohne eine dem Handwerke verwandte Seite, —

wir haben im allgemeinen Theile ſie als techniſche bezeichnet und charakteriſirt, — nicht mehr gelingen.

Das Verlangen, das künſtleriſche Ideal, wie es dem geiſtigen Auge als ſichtbares Bild vorſchwebt, dem leiblichen Auge unmittelbar zu zeigen, gebietet, daß ein räumlicher Stoff bewältiget werde, daß er ſich zu jenem Bilde umgeſtalte. Gelingt dies, ſo iſt ein Kunſtwerk von körperlicher Ausdehnung, wir meinen ein ſolches, das irgend einen beſtimmten Raum einnimmt, und deshalb mittelſt des Auges von den Menſchen genoſſen werden kann, vorhanden, ein Begriff, unter welchen alle Werke der ſogenannten bildenden Kunſt fallen; es liegt am Tage, daß dieſe Bezeichnung deshalb, weil wir ſowohl ſichtbare als hörbare Gebilde annehmen, nicht ganz ſtreng iſt, doch behalten wir ſie als eine übereinkömmlich und üblich gewordene bei, und ſehen dabei von dem Tonbilde oder dem bewegten Tanzbilde völlig ab, um dieſe Erſcheinungen in einer andern Kategorie zuſammenzufaſſen.

Die bildenden Künſte ſchaffen alſo eine Welt von körperlichen Gegenſtänden, von beſtimmter räumlicher Ausdehnung, welche vor dem in ſtetiger Entwickelung fortlebenden Geſchlechte der Menſchen in Ruhe verharren. Ein materieller Körper hat das Ideal des Künſtlers aufgenommen und zeigt es dem ſpäteren von andrem Ideale erfüllten Geſchlechte auf. Der bildende Künſtler hat es mit der Objectivität zu thun, und beſiegt ſelbſt ſeine Meiſterin, die Natur, dadurch, daß er ein einzelnes Moment aus dem Leben des an Werden, Blüh'n und Vergehn gebundenen Naturgegenſtandes zur bleibenden objectiven Erſcheinung zwingt. Das Vergängliche zum Unvergänglichen zu erheben, die Dauer im Wechſel als bleibende Erſcheinung feſtzuhalten, iſt nur der vom Geiſte belebten menſchlichen Hand möglich. Die wunderbar werkthätige, alles menſchliche Handwerk durch Vollkommenheit ihrer Producte beſchämende Natur in der Fülle ihrer Objecte iſt daher die niemals ſchweigende Lehrerin des bildenden Künſtlers, der

in seinen Nachbildungen hinter ihr einerseits zurückbleibt, um auf der andern ihre aus dem Loose der Vergänglichkeit stammenden Mängel zu besiegen.

Bei diesem innigen Verhältnisse zwischen Natur und bildender Kunst müssen wir auf das früher entwickelte Wesen des Naturschönen zurückgehen. Die Naturerscheinungen zeigten uns verschiedene Grade der Schönheit auf. Reinheit des Stoffes oder der Farbe fanden wir für Tastsinn und Auge angenehmer als getrübte Stoffe, Vermischung des Elementarischen, Regelmäßigkeit einer Crystallform gefiel, jedoch die Freiheit athmende Harmonie der lebendigen Erscheinung ungleich mehr. Mathematische Vollendung begründete nur Interesse des Verstandes, aber den niedrigsten Grad des ästhetischen Beifalls, wie sich denn auch sogleich zeigte, daß die Natur selbst sie auf eine oftmals fast unmerkliche Weise vermeidet. Verhüllt in der organischen Welt durch lebendige Formbildungen, am Wenigsten in den pflanzlichen, am Meisten in den thierischen Organismen, fanden wir sie am Offensten in der unorganischen Welt dargelegt.

Benutzen wir diesen von der Natur selbst in der Stufenreihe ihrer Bildungen uns geliehenen Maaßstab zur Würdigung der Erzeugnisse bildender Kunst, so muß auch hier derjenigen Gattung, worin die mathematischen Gesetze am Unverhülltesten zur Schau liegen, der unterste Grad, der vorbereitende Werth eingeräumt werden. Anerkennung der Gesetze des Maaßes ist Beschäftigung des Sinnes für Ordnung, Anfang aller geistigen Cultur, mithin erste Aeußerung der menschlichen Bestimmung, denn jene Anerkennung ist an sich nichts als Anwendung der dem Menschen immanenten Denkgesetze auf äußerliche Handlungen. Entsprungen aus dem Bedürfnisse des Menschen, sich der Natur gegenüber zu schützen, zu erhalten, beginnt jene Anerkennung zugleich die selbstständige Haltung des Menschen im Verkehr mit der Natur, zu welcher im Verhältnisse blinder Abhängigkeit zu verbleiben er

nicht berufen ist. Indem nun näher die in der ganzen Körperwelt wahrgenommene Erscheinung der Gravitation, wonach jeder stützlose Körper aus der Luft zur Erde fällt, als Gesetz von dem Geiste anerkannt wird, findet dieser zugleich Mittel dasselbe sich und seinen Zwecken zu unterwerfen, und bewährt in diesem Anfange seiner Thätigkeit sogleich das Wesen der Idee, daß nämlich erst durch Anerkennung der Nothwendigkeit sich der Geist befreit. Die Anwendung jenes Gesetzes ist zugleich Anfang der menschlichen praktischen Thätigkeit. Kraft der idealen Natur des Geistes wird aber jenes Gesetz unmittelbar zu idealen Zwecken verwandt. Es entfaltet sich die Kunst unmittelbar in und mit dem Handwerke, ungetrennt von ihm, als Manifestation der in der Menschenbrust erwachenden Idee Gottes, die zuerst als die des Schönen in die Wirklichkeit tritt. Die Baukunst, die erste der bildenden Künste und zugleich Anfang aller praktischen Thätigkeit des Menschen, entwickelt sich nämlich zunächst nicht den Anfoderungen des Nutzens, sondern idealem Bedürfnisse dienstbar. Auf dieser ersten Stufe liegt es dem Menschen näher, dem Göttlichen als dem Menschlichen durch die Kunst zu dienen; er selbst behilft und begnügt sich in seinen persönlichen Ansprüchen noch auf's Dürftigste, während seine ganze geistige Kraft auf den für den Cultus bestimmten Bau, auf das seinem Gotte geweihte Haus gewandt ist. Was er hat, was er kann der Idee zum Dienste zum Opfer zu bringen, dieser Trieb bethätigt seine höhere menschliche Bestimmung, lange bevor diese selbst in sein Bewußtsein getreten ist, und mit diesem Triebe wachsen seine Mittel und Kräfte.

Die Baukunst ist von einigen Philosophen die abstracteste aller Künste, von andern geradehin die symbolische Kunst genannt worden. Aus dem Vorigen ergiebt sich der Grund für beide Arten der Betrachtung. Abstract ist, was sich allein nach Verstandesgesetzen richtet, da dieselben in der Natur nirgends nackt vorliegen, sondern aus der lebendigen Hülle

gleichſam herausgeſchält ſind. Die Geſetze der Mathematik ſind dergleichen Geſetze; die Baukunſt von allen Künſten legt ſie am Offenſten zur Schau; der rohe Stoff, Stein, Holz oder gebrannte Erde, iſt jenen Geſetzen, alſo dem Verſtande hier ſichtbarlich unterworfen. Inſofern feiert der Verſtand in ihr ſichtlich einen Sieg über den rohen Naturſtoff, denn es ſtellen ſich die reinen Verſtandesbegriffe in dem Baue ſichtlich und ſinnlich dar, während in den Naturformen jene von dem Verſtande begehrte Vollkommenheit ſich nicht findet. Auf dieſem Umſtande beruht auch die bekannte Behauptung, daß die Baukunſt die Natur nicht nachahme, ſondern abſtracte Bilder verwirkliche; was übrigens falſch iſt, da die unorganiſche Welt allerdings Muſter liefert. Wenn nun aber weiter eine ſymboliſche Natur der Baukunſt von Andern geltend gemacht wird, ſo beruht dies auf jener andern unbeſtreitbaren Wahrnehmung, daß die kaum entſtandene Technik des Bauens in ihrer abſtracten Vollkommenheit nicht verbleibt, ſondern idealem Bedürfniſſe des Menſchen ſich unterwirft. Nur das Ideal iſt die Seele des Kunſtwerks, da aber der Verſtand es zu keinen Ideen noch Idealen bringt, ſondern dieſe letztren aus der Phantaſie entſpringen, ſo würde allerdings gar nicht von architektoniſcher Schönheit geſprochen werden können, wenn die Phantaſie ſich nicht der mathematiſchen Formen bemächtigte, und aus ihnen eine ſinnliche Hülle für die göttliche Idee geſtaltete. Das Ideal der Architektur iſt hiernach die belebte mathematiſche Form. Der nach nothwendigen Geſetzen erſchaffene Raum hat den Schein der Freiheit, und iſt deshalb nicht nur regelmäßig, ſondern ſchön. Jene Bedingung der Nothwendigkeit iſt durch den Zweck, dem er dienen ſoll, gegeben; dieſe Freiheit der Beherrſchung abſtracter Formen ſtammt aus der Ahnung des Menſchen, daß die abſtracten Geſetze ſeines Denkens einem höheren Leben des Geiſtes unterworfen ſind. Das architektoniſche Ideal ſpricht ſchlechthin den Drang aus, durch die Nothwendigkeit zur Frei-

heit zu bringen. Man hat eine poetische Sage von einem Baumeister, der eine Kuppel von bisher unbekannter riesiger Höhe und Breite aufgeführt hatte, und als er die Stützen wegnehmen sollte, von der Furcht des Einsturzes befallen die Stimme des bösen Geistes zu vernehmen meinte, der ihm vorwürfe Gott versucht zu haben; und als die Gesellen gerufen: „Meister, das Gewölbe hält," habe er verstanden, „es fällt," und sich wahnsinnig in den vorüberrauschenden Strom gestürzt; der Bau aber habe gehalten, und stehe noch heute. Diese Sage deutet den Drang des begeisterten Architekten an, das Unendliche durch endliche Mittel zu preisen, der Bedingung der Gränze, die jeder endliche Raum hat, zu entfliehen Das architektonische Ideal ist nun wirklich das Unbestimmteste, dem Begriffe völlig entgegen. Es hat keinen Inhalt, mit dem sich sonst etwas anfangen ließe, dieser Inhalt ist nur Ahnung der Idee, ist allein im Gefühl vorhanden, und mit dem ganz allgemeinen Ausdruck „Stimmung" zu bezeichnen. Auch die Wirkung ist dem gemäß; was wir von dem äußern oder innern Anblicke des Gebäudes haben, ist zunächst ein allgemeines Gefühl, Stimmung der Seele, ein Ausdruck, der die ganz nahe, mit Recht oftmals hervorgehobene Verwandschaft der Bau- und Tonkunst ins rechte Licht stellt. Von dem Bauwerke kann man nur durch Linien, von dem Tonstücke durch Zahlen, dem dieser Sprache Mächtigen eine dürftige Vorstellung verschaffen, von allen übrigen Kunstwerken können Worte den Inhalt angeben. Hat die Architektur nun auch den materiellsten, die Musik den immateriellsten aller Elementarstoffe zur Verfügung, so zeigt sich doch in jenem Umstande sogleich als das Gemeinsame mathematisches Fundament; und in noch höherem Grade ist jene Verwandschaft offenbar, wenn die Hervorbringung einer Stimmung, also eines mehr oder weniger determinirten Gefühles als das gemeinsame Ideal beider Künste angetroffen wird. Das deutsche Wort „Stimmung" für psychischen Zustand, ein bestimmtes Ge-

fühl gebraucht, iſt ſelbſt augenſcheinlich der Muſik, inſonderheit dem Saitenſpiele entnommen. Die Griechen verfahren hier anders. Ariſtoteles wendet dafür ἕξις, welches das Feſthalten eines Seelenzuſtandes ausdrückt, an. Der Reichthum der deutſchen Sprache an Ausdrücken für verſchiedene Beſchaffenheit des Hörbaren macht es erklärlich, daß er auch für philoſophiſchen Sinn ausgedeutet wurde, während die Griechen die Ausdrücke von mehr anſchaulicher, plaſtiſcher Art vorzogen.

Wie jedes Kunſtwerk ein lebendiger Organismus, woran nichts Unweſentliches, iſt, ſo auch das des Architekten; die abſtracten Formen verwandeln ſich, ohne ihre Geſetze des Maaßes zu verläugnen, in idealſchöne, die Theile werden dadurch zu Gliedern, und ſind von der Phantaſie, die mit den abſtracten Geſetzen zu ſpielen ſcheint, belebt. Daß das Ideal der Baukunſt ein ſymboliſches genannt worden iſt, rechtfertigt ſich durch das Ahnungsvolle, Prophetiſche des idealem Zwecke beſtimmten Werkes. Daſſelbe iſt erwartungsvoll, und läßt durch die Stimmung, die es gebar, und auch hervorbringt, ſeinen vorbereitenden Beruf ahnen. Zu Verirrungen verführt nur dies, daß jene ſymboliſche Natur bis im Kleinſten zu verfolgen, ſogar zwiſchen den angewandten mathematiſchen Verhältniſſen und beſtimmten Religions-Begriffen nachzuweiſen, menſchlicher Scharfſinn verſucht hat. Die tiefe Bedeutung der mathematiſchen Linien, der Gegenſatz und das Verhältniß der geraden und krummen leitet uns auf ein Myſterium, das ſogar die Wiſſenſchaft als Problem in der Quadratur des Cirkels anerkennt. Ein Symbol wird zerſtört, wenn man es in einen adäquaten Begriff verwandeln will, es wird nicht erlebt, und eben ſo die Schönheit eines Gebäudes, deſſen phantaſtiſche Freiheit abgeſtreift, und auf abſtracte Verſtandesgeſetze zurückgeführt werden ſoll. So darf man denn bei der Deutung nur annäherungsweiſe verfahren.

Die Stimmungen des menſchlichen Gemüths einzuthei-

len, gelingt am Leichtesten, sobald man den an der Idee des Schönen aufgezeigten Gegensatz des Tragischen und Komischen zu Rathe zieht, in welchem wir den verborgenen des Ernstes und der Heiterkeit fanden. Die mannigfachen Schattirungen dieser Grundstimmungen gruppiren sich dann auf's Natürlichste; Feierlichkeit, Würde, Wehmuth einerseits, Anmuth, Lieblichkeit, Lust andrerseits, lassen sich zurückführen auf die Hingebung unseres Gemüthes an die in der Idee vermittelten Gegensätze des Unbedingten oder Bedingten, Unendlichen oder Endlichen. Die Baukunst, Gebieterin nur in der unorganischen Welt, verzichtet, ihren Mitteln zufolge, auf Realisation der Ideen des Tragischen und Komischen, sie begnügt sich vielmehr, Erscheinungen hervorzubringen, die der Ausdruck entweder der Erhabenheit oder der Heiterkeit, überhaupt einer der unzähligen von uns unter jene allgemeinen Begriffe subsumirten Stimmungen sind. Die architektonische Schönheit ladet hier zum geistigen, dort zum sinnlichen Genusse des Lebens ein, bereitet ihn, indem sie das Gemüth für ihn empfänglich macht und es vor Störung sichert, vor. Das Bauwerk, zufolge seiner idealen Natur, dient also zwar einem Zwecke, aber einem allgemeinen, volksthümlichen, den seine Form schon symbolisch verkündet, und wird erst, wenn die Kunst abblüht, partikulären Zwecken dienstbar. Jener volksthümliche Zweck wieder ist zuerst aus dem Bedürfnisse, das Absolute, den dunkel geahnten Urgrund aller sinnlichen Dinge, zu verehren, entsprungen; er ist mithin kein andrer, als zur Anbetung, zur Religionsübung aufzurufen, zu versammeln, und durch die Beschaffenheit des Werkes selbst den volksthümlichen Cultus zu befördern. Geheiligte Räume entstehen auf diesem Wege, an deren Anblick sich die noch als Keim vorhandene göttliche Idee, und deren ganze stetige Entwickelung knüpft. Mit beginnender Gleichgiltigkeit gegen seine Heiligthümer beginnt die Begeisterung des Volkes sich auf die Bedeutung seiner irdischen Existenz hinzuwenden. Politische

Zwecke lösen die religiösen ab, und geben, wie sie den Inhalt der Volksversammlungen ausmachen, auch den Gebäuden ein andres Gepräge, bis mit der Zersplitterung des Volksgeistes in vielen vereinzelten und selbstsüchtigen Bestrebungen auch die Symbolik der Architektur über deren abstracter Ausbildung zu Grunde geht.

Es geht hieraus hervor, wie eng das ästhetische Verständniß der Bauwerke an die Kenntniß der sie hervorrufenden historischen Bedingungen geknüpft ist; wie denn ohne das Studium der Kunstgeschichte bei allen einzelnen künstlerischen Erscheinungen das wissenschaftliche Urtheil unvollkommen bleiben muß. Jene historische Basis führt in Betreff der Baukunst zur Erwägung eines doppelten Moments; einmal der Naturbedingungen, woran das Leben eines Volks sich knüpfte, also der besondren materiellen Stoffe, die den Bauenden zur Verfügung standen, und an welchen das Phantasiebild eine wichtige Voraussetzung hatte, dann aber der geistigen Individualität des Volks, und des von dieser eingeschlagenen Entwickelungsprozesses. Daß hier aus Holz, dort aus Stein, dort aus gebrannter Erde Häuser errichtet werden, geschah nicht willkührlich, sondern ging wie das individuelle Pflanzenleben des Landes aus der Naturnothwendigkeit hervor. Der Styl der Kunst hing mithin zuerst hiervon ab, denn die abstracten Gesetze von Schwere und Cohärenz vermögen der eigenthümlichen Bedingungen nicht zu spotten, welche das besondre zu verarbeitende Material bietet. Ohne diesen Umstand gering zu achten, darf man aber doch nicht verkennen, daß die Macht des Geistes in der Bewältigung des rohen Stoffs überhaupt in der Kunst so bedeutsam ist, daß die Beurtheilung einzelner Kunstepochen vielmehr nach den Formen als den zur Form gebildeten materiellen Stoffen sich richten wird.

Der Reichthum vorhandener Kunst-Denkmäler, dessen Kenntniß durch aufsammelnde Kunsthistoriker fortwährend erweitert wird, legt der philosophischen Betrachtung die Nöthi-

gung auf, die für Entwickelung der Schönheits-Idee entscheidenden Formen aus dem unerschöpflichen Vorrathe herauszunehmen, und in jeder Kunst, insbesondre der Architektur, die Existenz vieler Werke von einer für das heutige philosophische Bewußtsein zweifelhaften Bedeutung einzugestehen. Am Meisten von der vorgriechischen Zeit gilt dies, welche in ihren Kunstwerken theils symbolisches, theils allegorisches Gepräge darbietet. Das Wesentlichste dieses Verhältnisses, bereits angegeben, tritt vornämlich in der Baukunst ans Licht. Die Gebilde dieser Kunst überhaupt haben vor anderen das Vorrecht der Dauerhaftigkeit, und daher, wenn auch als Ausdruck des Geistes untergeordnete, doch in physischer Hinsicht überwiegende monumentale Bedeutung. Die Bauwerke Indiens und Aegyptens, durch mehre Jahrtausende dem zerstörenden Einflusse der Zeit Trotz bietend, sind, die einen von symbolischer, die andern von allegorischer Räthselhaftigkeit, und zeigen in ihrer Erscheinung vollständiger als irgend andre Ueberreste von der Bildung jener Völker den genannten Gegensatz auf.

Indien ist das Land der Phantasie, eine unerschöpfliche vegetative Wunderwelt. Die staunenswerthe Mannigfaltigkeit des Pflanzenlebens übertrifft in der Wirklichkeit die mit ihr wetteifernde Bilder-Fruchtbarkeit des träumerischen menschlichen Geistes. Nicht nach Außen sich auszubreiten, nach Innen sich zu ziehen fordert die Stille der unermeßlichen Urwälder den Geist auf, und ruft ein göttliches Ideal in demselben hervor, dessen Anbetung in visionärer Beschaulichkeit, unthätigem Vegetiren als dem höchsten zu leistenden Opfer, Einsamkeit und einer bis zur körperlichen Selbstmarter anwachsenden Passivität vollzogen wird. Diesem Cultus entsprechen die ältesten Bauten der Indier, Felsengrotten, zu Grottentempeln, wie sie auf Elephante, Salsette, bei Ellora u. s. w. angetroffen werden. Ohne typische mathematische Form, bald geradlinigt, bald gewölbt, liefern sie insgesammt nur das Bild des Dranges, in das Innerste der Erde vor deren ge-

räuschvollem Treiben sich zurückzuziehen. Als die älteste indische Religionslehre, der Brahmanendienst, die Reform des Buddha erfahren hatte, entstanden freilich Bauten andrer Art mit meistens kuppelförmiger Spitze, ohne daß bis heute jene Neigung gänzlich aufgegeben worden wäre. Dieser, wenn irgend ein Kunstcharakter, muß symbolisch genannt werden. Kindlich und ahnungsvoll, unmittelbar an die Naturform, die Höhle, angeschmiegt ist dieses Kunsttreiben, völlig entgegengesetzt dem bei einem zweiten uralten Volke, den Aegyptern vorgefundenen, einem Volke, das, wie uns Indien ein Bild träumerischer, subjectiver Willkühr, gedankenloser Vereinsamung und abgetödteter Thätigkeitslust, uns das Bild strenger, durch die Foderungen des regelmäßigen periodischen Naturlebens seines Landes abgenöthigter abstracter Regelmäßigkeit bietet. Die abstracteste Wissenschaft, die Mathematik muß sich ausbilden, wo die nächste Aufgabe die Heranbildung einer Volksmasse zur gesetzlichen strengsten Ordnung ist, und befindet sich unmittelbar in den Händen der Priester, deren Religionslehre dem indischen Monotheismus gegenüber eine polytheistische ist. Gab in Indien das Pflanzenleben das Motiv zu den göttlichen Vorstellungen, so liefert es hier das Thierleben, aber in merkwürdiger Erstarrung. Alles deutet auf Abstraction, wie in Indien Alles auf schwelgerische Phantasie. Nicht Reichthum an Erfindung der Bildungen, sondern Umfang der, bestimmten wiederkehrenden Bildungen beigelegten Gedanken wird bemerkt. Sehen wir uns nach den Bauten um, wie dürfte es uns bei solcher Beschaffenheit des Volksgeistes wundern, daß die mathematische, die abstracte Form in ihnen vorwaltet. Vor allen Dingen wichtig sind uns die in crystallinischer Abgeschlossenheit sich erhebenden Pyramiden. Auch riesenhafte Verhältnisse müssen, wie sich hier zeigt, das abstracte Gesetz anerkennen, der Bau ist verkörperter Gedanke, als Bild dürftig, durch abstracte Qualität und sinnliche Masse imponirend. Ihre Bedeutung

für den Religonsbegriff des Volkes wird durch den Umstand daß sie Aufbewahrungsorte einbalsamirter Leichen sind, unzweifelhaft. Das gedankenreiche Aegypten kennt nicht die indische Vorstellung, wonach der Geist des Menschen Ausfluß der Gottheit in Sehnsucht nach dem Tode als der Rückkehr zu Gott hinlebt, sondern will in sinnlicher Weise den todten Menschen bewahren, die Verwesung der Leiche verhüten, die Individualität nicht untergehen lassen. Dem weichen weiblichen Fühlen des Indiers tritt männlicher selbstbewußter Stolz des Aegypters gegenüber. Je weiter von den ältesten Denkmälern jedoch man sich entfernt, je mehr nämlich die *späteren* Erzeugnisse dieser Völker in Betracht gezogen werden, die freien Tempel, Säulen, Obelisken u. s. w., desto mehr vermischt sich das symbolische oder allegorische Element mit Rücksichten auf bestimmte äußerliche Zwecke. Zwar giebt man zu, daß z. B. die schräge Seitenwand an fast allen ägyptischen Bauten sich nachweisen lasse, will diesen Umstand jedoch lieber aus der gegen wiederkehrende Ueberschwemmung zu treffenden Sicherung, als aus tieferem Sinne ableiten. Bei der nahen Berührung der beiden architektonischen Erfordernisse des symbolischen und praktischen wird in dieser Hinsicht Feststellung der Deutungsweise immer höchst schwierig bleiben, und sich entweder durch ästhetischen oder durch praktischen Sinn statt gleichzeitig durch beide erreichen lassen. Bei erobernden, mithin kriegführenden Völkern geht die politische Bedeutung ihrer praktischen Einrichtungen auch auf die Bauwerke über, deren Form aus dem Zwecke der Gebäude hergeleitet sein will, wie ja in der Sage vom Thurmbau zu Babel der Zweck der Volksvereinigung hervorleuchtet. Die angegebenen Unterschiede des religiösen Mysteriums, dessen Andeutung Indiens und Aegyptens älteste Gebäude in ihren Formen uns überliefern, diese Unterschiede bringen wir allerdings nur durch die Reflexion, durch Vergleich dieser Formen mit dem nationalen und religiösen Leben der Völker selbst ins Be-

wußtſein; denn ſprechen wir von der allgemeinen Stimmung, die beider Nähe im Beſchauer erweckt, ſo wird dieſelbe bei dieſen rieſigen Formen immer die des Schauers, der Feierlichkeit ſein, ohne an ſich nähere Unterſchiede zuzulaſſen. Je entfernter der Zeitraum, worin ein Kunſtwerk entſtand, uns iſt, deſto eher iſt man es abſtract zu beurtheilen geneigt, da über dem ehrfurchtgebietenden Anſehn eines Denkmals ſo uralter Vorzeit ſchlechthin das äſthetiſche Gefühl unterſchiedslos bleibt. Auf feſterem Boden befinden wir uns, wenn wir die Denkmale antiker oder griechiſcher, und romantiſcher oder chriſtlicher Baukunſt vergleichen.

Der geheimnißvolle Schauer der rieſenhaften Dimenſionen genügt nicht mehr; beſtimmtere Unterſchiede der Empfindung bieten ſich dar, wir fühlen ein entſchiedenes Uebergewicht des heitern oder des ernſten Moments. Bevor noch nach Gründen, nach Symbolik der mathematiſchen Geſetze gefragt wird, bemächtigt ſich das Bild des Gebäudes unſerer Seele in beſtimmter Weiſe. Wer möchte läugnen, daß der griechiſche Tempel einen freundlichen, beruhigenden, der gothiſche Dom den Eindruck tiefen Ernſtes hervorrufe? an jenem fällt die ins Breite ſtrebende, an der Erde haftende Form, an dieſem die Richtung nach der Höhe, das Streben der Erde zu entfliehen, ſogleich auf. Genauere Unterſuchung der mathematiſchen Verhältniſſe aber liefert erſt den wiſſenſchaftlichen Grund jenes verſchiedenen äſthetiſchen Eindrucks, der, an ſich vieldeutig und unbeſtimmt, reiferer Einſicht nunmehr Raum geben muß. Das tiefe Symbol der geraden und krummen Linie macht ſich in dem Gegenſatze jener beiden Gattungen architektoniſchen Styles geltend.

Bei den Griechen ſehen wir die volle Autorität des rechten Winkels in der Säule, worauf das Gebälk ruht, anerkannt; jene, in irgend welcher Zahl, in gerader Linie fortlaufend, vervielfältigt, trägt dieſes, jene Mehrheit iſt nur da, um dieſer Einheit zu dienen, nämlich ſie zu tragen. Der

äußere Umfang iſt das meiſt längliche Viereck, rund[illegible]empel ſind Seltenheiten. Das Gebälk ſowohl, als die [illegible]le hat in der Zweckmäßigkeit des Baues, dem Bedürfniſſe [illegible] Haltbarkeit ſeinen Urſprung. Es wird darin das Anſehn [illegible] mathematiſchen Figur öffentlich anerkannt. Weitere Ab[illegible]erungen der Form laſſen beide zu, und bieten der Phantaſie damit reichen Stoff. Die Säule, einfacher oder verzierter, wird für die Kunſtepochen typiſch, an ihr wird der Charakter derſelben, wie ſich bald zeigen wird, als dreifach erkannt; das Gebälk bietet den Unterſchied des Unterbalkens, der Borte, des Geſimſes, (auch Architrav, Fries und Kranz genannt) je nachdem der Theil deſſelben der ſtützenden Säule oder dem über ihm ſich erhebenden Dache näher, mithin zugehöriger iſt. Das ſchräge Giebeldach, ſo wie die innerhalb der Säulen laufende, den innern Raum umſchließende Mauer, durch Rückſicht auf Klima, mithin durch Foderung der Zweckmäßigkeit geboten, ſind dem Blick durch jene äußere Form, durch die niedrigere Bedingungen gern verhüllende Schönheit, einigermaaßen entrückt. Der ganze Tempel, wegen ſeiner Ausdehnung nach der Breite, bedarf des Unterbaues, der, um die Zugänglichkeit zu fördern, aus Stufen beſteht, auch wohl auf erhobenem Boden, auf dem Hügel ruht.

Betrachten wir nun die Säule, die Stütze, das Merkmal des griechiſchen Styls, wovon derſelbe ſein Gepräge ſo deutlich empfängt, daß der Tempel ganz eigentlich Säulenhaus genannt zu werden verdient, mit genauerer Rückſicht auf die daran erſcheinenden Veränderungen, ſo verlangt dies die Beachtung der nothwendigen an der Säule unterſcheidbaren Glieder, des Säulenſtammes, des Ober- und Unterbaues, nämlich des Kapitäls und Fußgeſtelles. Am Wichtigſten iſt der Umſtand, daß der Säulenſtamm durchaus runde, wenn auch nach Oben verjüngte, nicht eckige Form hat, wodurch ein Gegenſatz zu den übrigen geradlinigen Verhältniſſen, Mannigfaltigkeit in die Einheit des Ganzen gebracht wird,

ohne die Harmonie durch irgend welche Aufdringlichkeit zu stören. An allen Theilen des ganzen Gebäudes erkennbar, sind die Perioden des Styls an keinem es mehr als an der Säule. Die dorische hat den Charakter der Strenge, Einfachheit, Dauer; verräth am Meisten ihre Bestimmung, zu tragen; daher ist sie kürzer, stämmiger, nach oben verjüngt, steht unmittelbar auf dem Boden, nicht auf einem Untersatze, und hat als Kapitäl eine breite, viereckige, durch kesselförmige Ausladung des Stammes mit diesem verbundene, hervorragende Platte. Solche mathematische Nüchternheit wich dem Reize, der lebensvollen Schönheit der ionischen Säule. Ein weicheres Element vereint sich hier mit der Strenge. Der Zweck, zu stützen, den die kegelähnliche dorische Form andeutete, wird durch leise Schwellung in der Mitte des Cylinders verhüllt. Die Nothwendigkeit nimmt das Gewand der Freiheit an. Streifen heben für den Blick die leichte Gestalt des Stammes hervor, der seiner scheinbar geringeren Festigkeit wegen sich auf einem viereckigen Fußgestell erhebt, mittelst anschwellender Polster und Hohlkehle verbunden. Auf mathematische Berechnung des Verhältnisses, welches die Höhe zur Dicke der Säule hat, ist viel gegeben worden. Die Herbart'sche Aesthetik geht dabei bis zur Nachweisung der Uebereinstimmung jenes Verhältnisses mit manchem in der Tonkunst bei gewissen Intervallen vorkommenden, worauf besonders Griepenkerl großes Gewicht gelegt hat, obgleich doch immer nur von einer sehr bedeutenden Annäherung, nicht von einer haarscharfen Uebereinstimmung die Rede sein kann. Die Ansicht ist ohne Zweifel zu berücksichtigen, indessen auch sogleich dahin zu beschränken, daß die Zahl immer nur das Mittel zur Kritik, nicht zur Erfindung der schönen Form sein kann. Gerade die feine Unregelmäßigkeit, die wir in Naturformen mittelst unsres abstracten Denkens herausfinden können, ist ja Bedingung ihres Reizes, ein deutlicher Wink für den Künstler, seine gottähnliche Schöpferkraft nicht von vorn herein durch

Feſſel des Verſtandes herabzuziehen und zu vernichten. Was der Verſtand hervorbringt, iſt nun einmal unlebendig. Auch in der Baukunſt ſind die ſchönen, freien Formen, wie die ioniſche Säule, nicht als Producte des Verſtandes zu betrachten, ſondern ſind von der Phantaſie unmittelbar hervorgerufene Ideale. Der Charakter der ioniſchen Säule, ſein Unterſchied von dem doriſchen und dem ſpäteren korinthiſchen tritt nun noch näher an der Beſchaffenheit des Kapitäls hervor, welches ſeinen Zweck das Gebälk zu tragen gleichſam verhüllt, und namentlich durch zwei ſchneckenartige einander gegenüberſtehende Verzierungen den Unterſchied einer Haupt- und Seitenanſicht erzwingt. Schlanker, und prächtiger geſchmückt, in allen Theilen iſt die korinthiſche Säule, ſo daß ſie mehr Ornament des Gebäudes als Stütze zu ſein ſcheint. Das Kapitäl zeigt neben vielen andern Unterſchieden die Eigenthümlichkeit, daß es dem Pflanzenreiche in dem Akanthusblatte das Motiv ſeiner Zier entnimmt. Die Deutung auf ſpäteres Hinneigen zu willkührlicher Häufung des Schmuckes, auf das Verlaſſen edler Einfachheit liegt bereits in dieſer blendenden, ſchimmernden Pracht. Noch iſt das Weſen der ſchönen Baukunſt, Uebereinſtimmung der Verhältniſſe in Ehren gehalten, doch iſt zugleich der Uebergang von freier Behandlung der mathematiſchen Form zu willkührlichem Spiel mit denſelben vorausſichtlich.

Dieſe Grundzüge genügen für unſern Zweck, das Charakteriſtiſche der griechiſchen Architektur hervorzuheben. Die Herrſchaft gerader Linien, mögen ſie noch ſo ſehr umkleidet ſein, iſt Symbol der heiteren, klaren Weltanſchauung; die Idee des Gränzenloſen, Unendlichen tritt noch nicht in die bildende Kunſt herein. Wollen wir nun die architektoniſchen Symbole bei den chriſtlichen Völkern aufſuchen, ſo dürfen wir gleichfalls nur die Form der Gotteshäuſer, nicht die der Paläſte, Theater oder anderer politiſcher Gebäude in Be-

tracht ziehen, da nur sie in demselben Verhältnisse zum Volke, als die griechischen Tempel stehen.

Wenn bei dem griechischen Cultus das Volk außerhalb des Tempels blieb, während nur die Priester hineingingen, so hat das christliche Gotteshaus den Zweck, die ganze Gemeinde in sich aufzunehmen und von der Außenwelt abzusondern. Größerer Umfang, bedeutendere Höhe waren mithin geboten. Zuerst genügten lange Säle, mit oben einfallendem Lichte (Basiliken). Bald aber drängt sich auch in die Architektur das Ideal eines einigen, unendlichen übersinnlichen Gottes. Die dem Oriente entlehnte krumme Linie, der Halbkreisbogen bestimmt bei den Byzantinern die Form der Decke; die Kuppel entsteht, deren Stütze nun auch nicht mehr offene Säulenreihen, sondern Wände sein mußten. Bei andern Völkern lange vor der christlichen Zeit angewandt, läßt die Existenz der Wölbung wohl einen uralten Gegensatz in der religiösen Gefühlsweise ahnen. Bei den Römern, dem durchaus praktischen Volke, das erst auf einer gewissen Stufe der Entwicklung griechische Bildung aufnahm, findet sie sich früh, unstreitig als Erbtheil von den uralten Etruskern. Wo freilich dieses räthselvolle Volk hergekommen, wer mag dies mit Gewißheit bestimmen? Aber bei den Römern diente in Brücken, Kanälen und anderen mit bewundernswerther Energie ausgeführten praktischen Bauten die krumme Linie dem Bedürfnisse, mithin einem andern als idealen Zwecke, wenn sie gleich dann auch für ihre Tempel maaßgebend wurde. Die griechische Mythologie, auf fremden Boden verpflanzt, rief einen Cultus hervor, der als ein nicht ursprünglicher, nicht wahrhaft nationaler überhaupt nicht Wurzel eines architektonischen Symbols werden konnte, sondern an Vorhandenes sich anschloß. Als das Christenthum in Italien eingedrungen, festen Fuß gefaßt hatte, entsprachen die vorhandenen Wölbungen, die tiefsinnige krumme Linie der religiösen Gefühlsweise ungleich mehr, als der geradwinklige altgriechische Säulentempel.

Bramante's Rieſenkuppel der Peterskirche, das ſpäte Denkmal kirchlicher Herrſchaft über die Erde, zeigt noch die Beſtrebung, den Styl des heidniſchen Roms als Symbol für das chriſtliche feſtzuhalten, und anzudeuten, daß Rom abermals, wie dereinſt durch irdiſche ſo jetzt durch geiſtige Macht unendliche Gewalt ausübe.

Es ergiebt ſich aus dieſen wenigen Thatſachen, daß wegen der Benutzung fremder Elemente die chriſtlichen Bauten in Byzanz und Italien nur in bedingtem Maaße für die neue religiöſe Weltanſicht ſymboliſch heißen dürfen. Dieſen Ruhm in weit höherem Grade verdienen die Werke der germaniſchen Völker, gewöhnlich, obwohl nicht unbeſtritten, gothiſche Bauten genannt. Mit ihnen, in der Zeit Karls des Großen, beginnt eine neue Culturperiode und zwar die der germaniſchen Stämme, der ſpäter ſo wichtige Gegenſatz germaniſcher und romaniſcher Kunſt. Nicht die Erfindung und Kunſtfertigkeit des Einzelnen, ſondern das geiſtige Eigenthum von Korporationen, Verbrüderungen liegt in den gothiſchen Domen zu Tage. Die krumme Linie, die Wölbung der Decke, erfährt eine Veränderung, deren ſymboliſcher Sinn leicht anzugeben iſt. Statt des Rundbogens erblicken wir den Spitzbogen, der ganze Bau ſtrebt empor, ſucht der Erde zu entfliehen, wie der helleniſche ſich gleichſam derſelben anſchmiegte. Die lothrechte Linie tritt an die Stelle der wagerechten, die Höhe an die Stelle der Breite, die Spitze iſt das Ziel des ganzen Baues, und alle Theile, zumal die ſich im Winkel durchſchneidenden Bogen der hohen Fenſter, der Decke, endlich der hoch in die Wolken ragende Thurm verkündigen, daß alles Menſchenwerk, an die Erde gebannt, dennoch von dem Streben nach dem Himmel, nach dem Vaterlande des Geiſtes beſeelt ſein müſſe. So gewaltige Baupläne entſtanden, ſo kühne Ideale, daß ihre Verwirklichung endlich unterbleiben mußte, und noch viele unvollendete Gebäude ſtehen als Zeugen für den unendlichen, der Beſiegung übermächtiger irdi-

scher Hindernisse nicht gewachsenen Aufschwung der Phantasie. In diesem Umstande wurzelt der wesentlichste Unterschied der romantischen von der antiken Kunst, die nie das Unmögliche wollte und sich selbst in ihrem Werke befriedigte, während die romantische Kunst in keiner Erscheinung zur Sättigung gelangt.

Die Säule, das Merkmal des hellenischen Baustyls, hat in dem gothischen keine Bedeutung mehr. Der Unterschied des Tragens und Getragenwerdens ist durch den das ganze Haus beherrschenden Spitzbogen aufgehoben. Die an die Stelle der Säulen getretenen Pfeiler gehen allmählich in die Decke, gleichsam in ihre Fortsetzung über. Die Bedeutung dieser Form wird dadurch hervorgehoben, daß sie sich in allen einzelnen Theilen wiederholt. Das Hauptschiff, wie die beiden Seitenschiffe lassen jene Grundform erscheinen, und zugleich die für die christliche Weltansicht entscheidende Zahl drei. Untersucht man den Spitzbogen genauer, so findet man diese Zahl auch in ihm selbst; er ergiebt sich als verkleidetes gleichschenklichtes Dreieck. Auch der Thurm läßt sich auf dieses tiefsinnige Symbol zurückführen, und auch seine Gestalt wiederholt sich in vielen kleinen Thürmchen, Spitzen und Ornamenten. Der spitze Winkel ist überall an die Stelle des bei den Griechen herrschenden rechten Winkels getreten. Das Festhalten und Wiederholen der Grundform in den einzelnen Theilen ist wieder durchaus symbolisch für den germanischen Kunstgeist, der sich gern in sich selbst zurückzieht, in Beschaulichkeit mit dem Unendlichen, mit der sich im Kleinsten wie im Größten der menschlichen Werke und irdischen Dinge offenbarenden Idee beschäftigt. In manchen Einzelheiten wird dies noch viel deutlicher. Die Zierrathen sind directe Anspielungen auf das christliche Dogma, z. B. das Kreuz auf den Märtyrertod, die Rose auf die im Christenthum verwirklichte Idee der Liebe.

Wer geneigt ist, das symbolische Element der Baukunst zu ignoriren und die andre Deutungsweise, wonach die Form

des Gebäudes als Befriedigung des Bedürfnisses, als einem bestimmten Zwecke gemäß und dienstbar aufzufassen ist, vorzieht, findet in dem germanischen Style eben so viele Nahrung für seine Ansicht, als er im griechischen fand. Wie könnte dies anders sein, da, bereits zugegebenermaaßen, die architektonischen, die mathematischen Formen überhaupt eben so sehr eine praktische, als eine ideale Bedeutung haben? Der griechische Tempel diente zur Umschließung des Götterbildes, die christliche Kirche soll erfüllt werden von religiösen Klängen, den unmittelbaren Aeußerungen der dem unsichtbaren Gotte dienenden Gemeinde. Der Ton bedarf des gewölbten, mindestens des hohen Raumes. Jener Tempel nahm den Priester, der christliche Dom nimmt das Volk selbst auf, das er von der Zerstreuung der Welt abzieht und an sein innerstes Geistes- und Gemüthsleben verweist. Geht man ins Einzelne des Baues, der Stellung des Chors, der Kanzel, der Orgel, so findet man in ihnen immer deutlicher irgend einen bestimmten Zweck repräsentirt, häufig aber auch die Grundform des Spitzenbaues z. B. an manchen Taufsteinen, Sacramentsbehältern festgehalten, auch wohl geradezu den Uebertritt in die Allegorie durch Annahme der Formen der Rose, des Kreuzes und andrer für das christliche Dogma bedeutsamer Bildungen.

Der Grundtypus der germanischen Baukunst, das Streben nach der Höhe, ging eben sowohl als der der hellenischen, das Streben nach der Breite, auf weltliche Gebäude über, die wir unter dem allgemeinen Namen der politischen Bauten zusammengefaßt haben. Hier tritt das symbolische Element vor dem praktischen Zwecke zurück und wird accessorisch; es ordnet sich diesem Zwecke unter, mit dem es früher gleichzeitig erfüllt wurde und existirte. Die Wiederaufnahme antiker Kenntnisse und Ansichten hat keinen neuen Baustyl hervorgerufen. Die Vermischung des idealen griechischen mit dem praktischen römischen Style, unzählige verschiedenartige Nachahmungen fanden sich ein. Die Form ward willkührlich für

den Zweck, folglich den zufälligen Launen des Geſchmacks unterthan.

Möge man ſich immer mit der Hoffnung ſchmeicheln, in der ſogenannten modernen Kunſt die abſolute Wechſeldurchdringung des antiken und romantiſchen Weſens aufzufinden und verwirklicht zu ſehen, die Architektur wenigſtens iſt nicht diejenige beſondre Kunſt, wodurch dieſes Räthſel gelöſt worden wäre, eine Behauptung, wofür ſich allerdings nur durch das Studium ihrer Geſchichte hinreichende Beweiſe verſchaffen laſſen.

Die lehrreiche Geſchichte der Baukunſt, ein an mannigfachen Thatſachen reicher Verlauf, iſt von Stieglitz in deſſen bekanntem und geachteten Werke erzählt worden. In neueſter Zeit hat man eingeſehen, daß dieſelbe in allzu enger Verbindung mit den anderen bildenden Künſten ſtehe, als daß deren Sonderung der vollſtändigen Einſicht in die Schickſale der Architektur dienlich ſein könnte. Die Geſchichte der bildenden Künſte, worin auch ſie ihre Würdigung fand, ſchrieben Franz Kugler mit rühmlichem Streben nach Vollſtändigkeit des reichen Stoffs, und dann Carl Schnaaſe mit beſonders ſinnigem Eingehen auf die den Erſcheinungen zum Grunde liegenden Ideale. Das Studium mindeſtens eines dieſer beiden Werke kann durch das keines äſthetiſchen Syſtems erſetzt werden, weshalb darauf auch in Betreff der nächſtfolgenden beiden Abſchnitte hier verwieſen werden muß.

VI.

Die Bildhauerei.

Der Zweck der Baukunſt, dem Menſchen einen Raum zum Schutze gegen die Macht der Elemente zu bilden, erwei-

tert sich dahin, daß auch die Werke des Menschen, näher die Kunstwerke darin Schutz finden. Schon aus diesem Grunde verdiente sie den Anfang der bildenden Künste zu machen, wenn dies nicht schon durch den geistigen Inhalt der architektonischen Form erfordert wäre. Dieselbe erkannten wir als sinnliche Wirklichkeit einer abstracten, nämlich mathematischen Form. Die Gegenstände der Natur sind es nicht, woraus sie immer neuen Stoff, neue Muster gewinnt, woran sie sich erkräftigt und heranbildet, sondern unmittelbar aus dem menschlichen Geiste steigen die architektonischen Bildungen auf. Anders ist das Ziel der Sculptur und Malerei beschaffen, die den Stoff ihrer Bildungen in den Naturgestalten selbst finden, um diese zu Trägern der Idee, zu Idealen zu erhöhen. Hierdurch sind diese beiden Künste von der Baukunst sogleich völlig gesondert, und erheben sich über dieselbe, indem sie einen ungleich reineren künstlerischen Zweck in sich tragen als diese, den nämlich, daß ihre Werke allein ihren Zweck in sich selbst, in ihrer Existenz als lebendiger Organisation tragen, da doch die Gebäude, bei aller tiefen Symbolik ihrer Form, einen praktischen, mithin einen außerhalb der Kunst liegenden Zweck zu befriedigen haben. Unter sich nun wieder bilden jene beiden Künste einen Gegensatz, und zwar tritt an ihnen der ewige Gegensatz, welchen die wissenschaftliche Kritik in jeder lebensvollen Bildung vermittelt, aufgehoben antrifft, in voller Schärfe auf, so daß ihre Verbindung zu irgend einem Dritten unmöglich scheint. Wenn wir in der Poesie die dramatische Gattung als die Verbindung des epischen und lyrischen Momentes, d. i. der Objectivität und Subjectivität erkannten, so ist diese Verbindung wohl in jeder einzelnen der beiden Künste zur Erscheinung zu bringen möglich, nur gelingt die Vereinigung der Bildhauer- und Malerkunst zu einer dritten nicht. Dieses schließt nicht aus, daß sie von einander Vieles entlehnten, und daß namentlich die Malerei an der Sculptur ihre Voraussetzung, wie denn auch geschichtlich an derselben ihre Vorgän-

gerin hatte, da in dem Gebiete der Romantik eben ſo ſehr ſie, als in dem der Antike die Plaſtik (von πλάττω geſtalten) für bildende Kunſt überhaupt maaßgebend iſt.

Die Natur des plaſtiſchen und die des maleriſchen Kunſtwerks iſt dadurch unterſchieden, daß jenes wirklich Körperlichkeit, dieſe aber der auf der Fläche hervorgerufene Schein der Körperlichkeit iſt. Jene hat die Objectivität, die volle Wirklichkeit des Gegenſtandes, dieſe die Subjectivität, die in der Seele bewirkte Illuſion, für ſich, jene hat daher nothwendig ungleich beſtimmtere Gränzen, iſt ungleich beſchränkter als dieſe, aber ſie genießt unter allen Künſten auch ſogleich des Vorrechts, daß ihre Werke allein es ſind, die mittelſt des Taſtſinnes wahrgenommen werden können. Die Erkenntniß der plaſtiſchen Form iſt, wie das Beiſpiel erblindeter Künſtler beweiſet, ſogar durch die Fingerſpitzen erreichbar, und wenn auch dieſe Erkenntniß nur als Surrogat für die vollſtändigere des Auges gelten mag, ſo iſt doch, daß ſie exiſtirt, für die Beſtimmung der Natur des plaſtiſchen Kunſtwerks ein entſcheidendes Argument. Das plaſtiſche Gebilde ſteht neben der Naturgeſtalt als deſſen Nebenbuhlerin, als die vollſtändigſte Verkörperung des Ideals.

Der animaliſche Körper und vor allen übrigen thieriſchen Geſtalten die vom geiſtigen Leben beſeelte leibliche Geſtalt des Menſchen iſt Gegenſtand der Sculptur; der unorganiſchen Welt entnimmt ſie nur das phyſiſche Material zur Bearbeitung, auf daß daſſelbe zur idealen Geſtalt werde, wie die Architektur bereits daſſelbe Material abſtracten Formen unterwarf. Die Gebilde der Pflanzenwelt bieten in ihren Umriſſen allzu wenig Beſtimmtheit, um zu plaſtiſcher Nachbildung aufzufordern. Die Pflanzenwelt bildet zu den ſteinernen Bildern vielmehr gerade einen willkommnen Gegenſatz, ſie umgiebt ſie, gleichſam als Zierrath, wie jene wieder als Gartenſchmuck dieſen Dienſt erwidern. Der menſchliche Körper, für den ho-

den menſchlichen Beruf durch innere und äußere Organiſation vorgebildet, leiht alle ſeine Glieder willig zum Ausdrucke des Geiſtes. In der Knochenbildung und noch mehr im Muskelſpiele verräth ſich der innere Menſch. Dieſes Umſtandes bemächtigt ſich die Sculptur, und wenn ſie nun auch auf die Möglichkeit, das durch die Hautfarbe und den Glanz des Auges hindurchſcheinende Seelenleben wiederzugeben verzichten muß, ſo entſchädigt ſie ſich durch die in ihrem entſcheidendſten Augenblicke als Stellung feſtgehaltene Bewegung des ganzen Körpers. Jenen Vortheil überläßt ſie der Malerei, die dafür nur im Scheine, nicht in realer Exiſtenz jene Stellung feſthalten und überliefern kann. Wir werden ſpäter von einer Kunſt der Gebehrden, einer pantomimiſchen Beredſamkeit zu reden haben, hier nur ſo viel, daß dieſe Kunſt der Sculptur nahe verwandt iſt, indem beide den ganzen menſchlichen Körper als Ausdrucksmittel für deſſen geiſtiges Leben benutzen, ſo daß man von erſtarrter Mimik oder bewegter Plaſtik reden könnte, wie man ein ähnliches Gleichniß zur Bezeichnung des Wechſelbezugs zwiſchen Architektur und Muſik gewählt hat.

Das willkommenſte Material der Sculptur (ein umfaſſenderer Ausdruck, als die griechiſchen: Toreutik und Glyptik) iſt der Stein, und insbeſondre der körnigſte, der die längſte Dauer verſpricht, und der auf der Oberfläche klarſte, welcher den ſcharfen Umriſſen die geringſten Hinderniſſe entgegenſetzt, Foderungen, die vor Allem der Marmor, in geringerem Maaße Granit, Sandſtein, oder Surrogate, wie im Feuer gehärtete Thonerde, oder gar der zerbrechliche Gyps befriedigen. Auch die Pflanzenwelt hat denjenigen ihrer Theile, welcher die meiſte Hinneigung zur unorganiſchen Welt verräth, das Holz dem Bildhauer dargeboten, nur ein dürftiges Hülfsmittel, wo größere Gegenſtände die Aufgabe ſind, doch für ſeine Schnitzerei in kleinen Verhältniſſen um ſo günſtiger. Das Thierreich bietet in dem Knochenvorrath, zumal in dem Elfenbein für ſeine Ausführung der Einzelheiten gleichfalls

vortrefflichen Stoff. Kein andres Material jedoch erſetzt ſo ſehr den Marmor, deſſen Vorzüge es allerdings nicht erreicht, als gegoſſenes Metall, und noch mehr würde dies der Fall ſein, wenn die glänzende Oberfläche der daraus gebildeten Geſtalten nicht die Einheit der Beleuchtung, mithin für das Auge die Deutlichkeit der Umriſſe beeinträchtigte. Auf demjenigen Standpunkte der Plaſtik, wo ſie dem Schmucke dient, vervielfältigt ſich die Maſſe des zu wählenden Materials. Der farbig durchſichtige Edelſtein, das nachgiebige, vor äußerm Einfluſſe zu ſchützende Wachs, ſelbſt das ſpröde Glas werden dann dem Zwecke der Sculptur dienſtbar und vereinigen ihn mit den Anſprüchen des Privatlebens.

Gegenſtand und Material dieſer Kunſt, im Allgemeinen hier angegeben, verlangen nun deren tiefere äſthetiſche Würdigung und Rechtfertigung. Weil alle Kunſt die Idee des Schönen als belebendes Prinzip in ſich trägt und den Sinnen vorführt, durch die beſondere Foderung des Sinnes aber jede einzelne Kunſt genöthigt iſt, die Idee unter der Geſtalt eines beſondren Ideals in ihren Werken zur Erſcheinung zu bringen, ſo haben wir gegenwärtig das Weſen des plaſtiſchen Ideals feſtzuſtellen. Die Körperlichkeit, und zwar unter allen Körpern, welche der Erdball aufzeigt, die am Meiſten äußerlicher Ausdruck geiſtigen Lebens iſt, die menſchliche Körperlichkeit iſt der gegebene Gegenſtand, den der Geiſt des Bildhauers zum Ideal erhöht, um daſſelbe als Steingebilde in die Wirklichkeit hinzuſtellen. Erinnern wir uns an das Ideal der Poeſie, ſo bietet ſich ſofort Verwandſchaft und Unterſchied. Als jenes Ideal wurde die freie Perſönlichkeit bezeichnet, und als Mittel, es zu ſinnlicher Erſcheinung zu bringen, diente die Sprache. In der durch die Gränzen dieſes Mittels gebotenen Nothwendigkeit ſchon liegt, daß die Poeſie ihr Ideal zwar in Gefühlen, Schickſalen und Handlungen vergegenwärtigen kann, daß ſie aber, wenn ſie den Menſchen nicht nur hiernach, ſondern nach ſeiner äußerlichen, ſichtbaren Geſtalt ſchildern will, den Man-

gel empfindet, dieſelbe nur in ſucceſſoriſcher Weiſe vor der Phantaſie entſtehen laſſen, nicht aber jene Geſtalt in realer Exiſtenz vor die Sinne hinſtellen zu können. Das Leben der freien Perſönlichkeit iſt ſelbſt ein Verlauf, ihr Aeußeres, ihre körperliche Geſtalt erſcheint als Ganzes in einen Moment zuſammengedrängt. Dieſer Seite des Ideals bemächtigt ſich nur die Sculptur, welche das in der äußerlichen Geſtalt des Menſchen verſinnlichte geiſtige Leben deſſelben feſthält, und dem Phyſiologen Trotz bietet, ſollte er daran erinnern, daß auch dieſe Realität nur Schein ſei, daß vielmehr die menſchliche Geſtalt dem Waſſerfalle gleiche, der ein Ganzes, ein Silberband zu ſein ſcheine, während in jeder Secunde nur tauſend neue Waſſertropfen es erneuern. Die Sculptur verewigt den Ausdruck eines flüchtigen Moments in der erſcheinenden Seite des Menſchen, eben das Moment aber, das als idealer Ausdruck für den Ausdruck ſeiner Perſönlichkeit überhaupt entſcheidet.

Die unmittelbare Vorausſetzung des plaſtiſchen Bildwerkes, die Naturgeſtalt, iſt an gewiſſe beſondre Bedingungen, Gattung, Art, Einzelweſen gebunden. Es wurde bereits im Abſchnitte vom Naturſchönen, und noch früher in der pſychologiſchen Einleitung von der natürlichen Beſtimmtheit ſowohl der körperlichen Erſcheinung, als auch der Seele des einzelnen Menſchen gehandelt; die ſichtbaren, in der Erſcheinung dargebotenen Unterſchiede des menſchlichen Leibes, etwa bei Vergleichung einer Römerin mit einer Grönländerin, dieſe anzuerkennen ſind die Naturforſcher eben ſo ſehr genöthigt, als ihrerſeits die Philoſophen immer wieder uneins werden, wenn die Macht des geiſtigen Lebens, ſeine individuelle Beſtimmtheit zu reinigen, zu verklären, behauptet wird. Jene haben den ſinnlichen Beweis für ſich, und werden auch dem Bildhauer mit demſelben leicht gefährlich werden, indem ſie auf die genaueſte Nachbildung aller, auch der kleinſten Unterſchiede der menſchlichen Geſtalten dringen. Sie halten, und mit vol-

lem Rechte, auch das kleinste Merkmal in Bezug auf das Wesen für bedeutsam, und nennen die Uebergehung auch des geringsten Untreue gegen das Urbild. Hätten sie allein zu befehlen, so würde Nachbildung durch Maschinen, durch Fertigkeiten, wie die Galvanoplastik, ein gewisser Vorzug vor der freien Kunst eingeräumt werden, und damit die gesammte Kunstphilosophie vernichtet sein. Wir entgegnen ihnen, daß die Kunstgestalt kein Spiegelbild der Naturgestalt ist, insofern nämlich der einzelne menschliche Geist kraft seiner thätigen Natur genöthigt wird, das aufgenommene Bild sofort zu seinem Eigenthume zu machen, und es daher nicht anders, denn von seiner Eigenthümlichkeit befruchtet, wieder loszulassen und als Erscheinung wiederzugeben. Der Indifferentismus eines gemeinen Spiegels kann der Seele des Künstlers nur von Unwissenden zugemuthet werden. Es liegt in der Idee der Liebe, dem absoluten Quell aller künstlerischen Production begründet, daß das Kunstwerk nur als Frucht der Vermählung des Subjects mit dem Object aufgefaßt werden darf. Dies nun bestätigt sich auch in den Werken der Sculptur.

Niemals wird die besondre Naturgestalt, an welcher die Phantasie des Bildners sich bis zur Schöpfung des Ideals entzündet, als Wesen und Grund desselben zu verläugnen sein, soll nicht dieses Ideal sich den Vorwurf subjectiver Willkühr zuziehen. Eine Gränze giebt es, bis wohin jenes Verklären, jenes Ringen der Form von dem Mangel und der Zufälligkeit des Einzelwesens, kurz das Idealisiren der Naturgestalt vorschreiten darf. Sie nicht anerkennen heißt das Wesen des Ideals verkennen. Was heißt Idealisiren? Unstreitig die besondre Naturgestalt zu dem unbedingten, in der concreten Wirklichkeit nicht vorkommenden mangellosen Urbilde verklären. Dieses Urbild selbst aber schließt bereits Bedingungen in sich, wodurch es ein absolutes zu sein aufhört, sich vervielfältigt, und daher von der Idee, dem reinen, alles sinnlichen Beiwerkes sich entkleidenden Gedanken sich lostrennt. Deutlicher

als irgendwo zeigt ſich dies an der Form des menſchlichen Körpers, deren Ideal vor allen Dingen eine, nämlich die durch die geſchlechtlichen Grundbedingungen gegebene Beſchränkung anerkennen muß. Das polare Verhältniß, der Gegenſatz, die Urbedingung alles Lebens, verwirklicht ſich in der körperlichen Erſcheinung der Geſchlechter. Der Bildner läßt dem Philoſophen die Idee des Menſchen als heiliges Beſitzthum, ein einiges Ideal menſchlicher Geſtalt erkennt er nicht an, ſondern ein zwiefaches, das des ſchönſten Weibes und des ſchönſten Mannes. Erſt unter der Bedingung, daß die geſchlechtliche Beſtimmtheit der körperlichen Form anerkannt werde, kann dieſelbe ſich zur Schönheit erheben. Das plaſtiſche Ideal bliebe unwahr, unvollkommen, wenn es jene Vorausſetzung verläugnete, denn Ausnahmen, wie in der Fülle griechiſcher Kunſtdenkmale ſie allerdings enthalten ſind, aus dem Studium vereinzelter Naturbildungen, die ſelbſt nur Ausnahmen von Naturgeſetzen ſind, entſtanden, entkräften jenen Satz nicht.

Die beſondre Eigenthümlichkeit der männlichen und der weiblichen Körperbildung, nicht blos in ihrer Ganzheit, ihrer harmoniſchen Einheit aufgefaßt, ſondern mit dem reflectirenden Bewußtſein auf ſichtliche, nämlich mathematiſche Grundſätze zurückgeführt, löſet ſich in abſtracten Linien auf, ſcheinbar bedeutungslos für ideale Auffaſſung, und doch nicht zu überſehen, da wir bereits an der Architektur die Symbolik mathematiſcher Grundverhältniſſe hervorzuheben hatten. Wir gelangen mittelſt der Abſtraction dazu, den männlichen Körper auf die Geſtalt des gleichſchenklichen Dreiecks, deſſen Baſis die Linie über Rücken und Schultern bildet, zurückzuführen. Die Bildung des weiblichen Körpers aber liefert die Contur des Ovals, deſſen breiteſter Querdurchmeſſer die Entfernung der Hüftknochen bezeichnet. Weiter ins Einzelne verfolgt, tritt der Grundſatz, daß bei dem männlichen überhaupt die gerade Linie, mithin die ſchärferen Ecken, bei dem weiblichen die krumme Linie

vorherrſche, immer unzweideutiger hervor. Damit aber ſtehen wir auch wieder vor dem kahlen, lebloſen Gegenſatze, deſſen Bedeutung für das individuelle Leben wir nur ahnen, ohne ſeinen cauſalen Zuſammenhang mit den geiſtigen Unterſchieden der Individuen irgend wiſſenſchaftlich darthun zu können. Das Leben der Erſcheinung iſt durch jene abſtracte Betrachtungsweiſe zerſtört worden, und wenn die letztere ſchon bei der Architektur nicht ausreichte, um das Geheimniß ihrer ſchönen Formen uns anzueignen, ſo iſt dies erſt gar nicht bei der Sculptur, deren Ideal die Naturgeſtalt vorausſetzt, der Fall. Das Moment der Zweckmäßigkeit, bei der Beurtheilung der architektoniſchen Form unabweislich, mag auch auf dem Gebiete der Plaſtik zur Erwägung kommen. Die Einzelheiten der männlichen wie der weiblichen Körperform ſind nicht allein ſymboliſch für die Aufgabe und Beſtimmung des Geſchlechts, ſondern ſind ſichtbare Mittel zur Erreichung des geſchlechtlichen Naturzwecks, und zwar Mittel voll unerſchöpflicher, unergründlicher Weisheit. Hier der Zweck der Arbeit, der Ueberwindung kräftiger Hinderniſſe, dort der der Fruchtbarkeit und Ernährung, der lebendigen Frucht, hier die Stärke, dort die Milde, hier das producirende, dort das empfangende Element. Indem nun aber wieder das Ganze der Körperform als Mittel für den Zweck des Geſchlechts aufgefaßt wird, zeigt dieſer Zweck ſich als ein idealer, näher, als die Idee des Lebens, deren nothwendiges Mittel die körperliche Geſtalt iſt, und dieſe Geſtalt nunmehr ſelbſt ſowohl als ideales Mittel, denn als unmittelbare Erſcheinung der Idee. Das Moment der Zweckdienlichkeit geht in dem des Erſcheinens, d. i. der Schönheit auf, ſobald die Totalität der menſchlichen Geſtalt, nicht deren einzelne Gliedmaaßen geſondert betrachtet werden, und beſtätiget den im allgemeinen Theile unſrer Wiſſenſchaft erörterten Satz der Einheit des Guten und des Schönen in der Idee.

Innerhalb der Beſtimmtheit durch die natürliche geſchlecht-

liche Form bewegt sich nun eine Fülle verschiedenen Ausdrucks, sowohl nationaler als persönlicher Art. Die von dem Bildner geforderte Reinigung des nationalen Typus bis zu dem vollendeter menschlicher Schönheit setzt Naturgestalten voraus, welche an sich dem allgemeinen menschlichen Typus schon möglichst nahe kommen, der Bildner müßte sonst verläugnen, was die Natur ihm zeigt. Hierin liegt der erste Grund dafür, daß von allen Völkern gerade das griechische, ein wahrhaft schöner Menschenschlag, die Entwickelung der Sculptur als Lebensaufgabe pflegen und fördern durfte. Klima und Lebensweise, glückliche Anlagen des Geistes und Gemüthes, günstiges Temperament, Alles vereinigte sich, um die harmonische Entwickelung der geistigen wie leiblichen Persönlichkeit des Menschen zu befördern. An eine Trennung beider Aufgaben, woraus ein Uebergewicht einzelner Kräfte hätte entstehen müssen, wurde noch nicht gedacht, sondern wie der einzelne Mensch sich als Gesammtwesen organisch entfaltete, so ordneten sich Alle als freie Bürger des Vaterlandes zusammen zum kräftigen, gesunden menschheitlichen Organismus. Die Pflege, Uebung, Erziehung des Leibes, dessen Schönheit nicht blos als etwa willkommnes Attribut des Menschen, sondern als Erscheinung seines geistigen Lebens gewürdigt wurde, empfing eine so hohe Bedeutung, wie nirgend sie dieselbe wiedererhalten hat, und zunächst Basis einer weiter unten zu betrachtenden Kunst, nämlich der Gymnastik und Mimik, wurde sie zugleich Wurzel der Begeisterung für schöne menschliche Körperform, Urgrund der plastischen Kunst. Die Höhe, welche dieselbe erreichte, die Würde, das Ansehn des bildenden Meisters im Staate, macht uns weiter aufmerksam auf den Einfluß jener Freude an körperlicher Schönheit auf die gesammte griechische Weltanschauung. Jene Freude wurde Inhalt religiöser Vorstellungen, Inhalt der Religion und damit zugleich des Cultus. Das Ideal, das an der menschlichen Naturgestalt seine Voraussetzung hatte, und diese nicht verläugnete, war das Mensch-

thum, gereinigt, geläutert, aber nirgends in ſeinen Grundzügen verwiſcht, ſo daß der Olymp nur als eine höhere Stufe des menſchlichen Staats, wozu derſelbe als zu ſeinem Ideale aufblickt, erſcheint. Was ſich von dem Menſchen den Sinnen darbietet, wurde als nothwendiger Ausdruck ſeines Geiſtes erfaßt, und geiſtige Eigenſchaften waren es daher, welche unter der Geſtalt der Götterideale angebetet und verehrt wurden. Dieſelben blieben den Menſchen eben deshalb verwandt, um ihrer Schwächen willen geliebt und wegen ihrer erhabenen Tugenden bewundert. Das Häßliche und das Böſe, als Entfernung von der menſchlichen Natur, als Störung des Ebenmaaßes, der Ruhe in allen geiſtigen und leiblichen Verhältniſſen fand keine Stelle unter den heiteren herrlichen Geſtalten, womit die Phantaſie die überirdiſche Welt bevölkerte, und welche die Kunſt des Meißels in ihren Werken verewigte.

Es ergiebt ſich hieraus, daß die Blüthe der helleniſchen Sculptur ſich auf doppelter Grundlage, einmal derjenigen gegebener günſtiger Naturbedingungen und dann der eines aus denſelben entſtandenen Religionsſyſtems erhob, daß dies mithin als keine zufällige, ſondern aus den natürlichen und geiſtigen Bedingungen des Volks herſtammende nothwendige, mithin weltgeſchichtliche Blüthe anzuſehen iſt, ferner, daß dieſe welthiſtoriſche Stellung der Sculptur eben deswegen eine andre als die der Baukunſt werden mußte. Der unmittelbare Zuſammenhang der letztren mit dem praktiſchen Bedürfniſſe, an deſſen Befriedigung auch die des religiöſen, alſo des idealen Bedürfniſſes ſich knüpfte, ſicherte der Baukunſt, bei aller Verſchiedenheit der architektoniſchen Formen, doch ſtets ihre eigene Wiedergeburt. Die Sculptur aber erſchien nur bei einem Volke nothwendig, bei einem Volke, das ſeine Götter in menſchlich natürlicher Weiſe lebend dachte, und daher auch in menſchlicher Körperlichkeit zu ſehen verlangte, in menſchlicher, jedoch — und hierin lag der Ausdruck der Verehrung — in ſchöner, in idealer Körperlichkeit.

Die Betrachtungsweise der helleniſchen Sculptur war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine enthuſiaſtiſche; ſo hinreißend einflußreich ſie auf die Gemüther gewirkt und ſo nöthig zur Befreiung des Geſchmacks von ſchwerfälligem Herkommen ſie war, ſo ſehr verletzte ſie häufig die Unbefangenheit der Erkenntniß. Winckelmanns hiſtoriſche Darſtellungen und kritiſche Betrachtungen, Heyne's Erläuterungen zu den alten Claſſikern, viele hierhergehörige Gedichte von Schiller athmen das Gefühl idealer Freiheit, die in den Kunſtwerken des alten Hellas als gegenwärtig und wirklich angetroffen wurde. Dieſe Männer athmeten in dem Genuſſe jener Herrlichkeit tiefer auf, wie Gefangene, die ſich aus der Kerkerluft befreit haben. Sie bereiteten die richtige Betrachtungsweiſe, die Erkenntniß der Wahrheit der helleniſchen Kunſt, welche an die richtige Betrachtung und Erkenntniß der Natur, an die ideale Belebung der Naturwiſſenſchaft geknüpft ſein mußte, vor; die Rede Schellings über das Verhältniß der bildenden Künſte zur Natur, ſelbſt ein unvergängliches philoſophiſches Kunſtwerk, worin wie in einem Kern zuſammengedrängt ein ganzes Syſtem ruht, vollbrachte dieſe richtige Anſchauung der helleniſchen Kunſt, und ſomit der Plaſtik im Allgemeinen. Wie überhaupt nunmehr offenbar wurde, daß es ein Irrthum geweſen, in dem Stofflichen eine Schranke des Geiſtes finden zu wollen, ſo ergab ſich ſogleich weiter, daß man Form nicht als feindſelig gegen das Weſen zu betrachten habe, ſondern daß in der ganzen Natur überall die Form unmittelbar aus dem Weſen fließe, dieſem ihr Daſein verdanke. Hiermit ſtürzte jene frühere Kunſtanſicht, die gleichfalls bisher über dem Enthuſiasmus für den Inhalt des Kunſtwerks die wahre Bedeutung der künſtleriſchen Form verſäumt hatte, und machte der richtigeren Platz, wonach der Inhalt des Kunſtwerks, die Idee ſelbſt unreif iſt, wenn ſie nicht in der Form offenbar wird. Der Begriff des Ideals, als eines Phantaſiebildes, deſſen Inhalt die Idee iſt, ſchließt ja bereits Inhalt und Form in ſich, wie ſollte nun

dem ſinnlichen Kunſtwerk, als lediglich Erſcheinung des Ideals, nicht gleichfalls die Form das Recht gleicher Bedeutung mit dem durch ſie offenbarten Gedanken haben? Kunſt im Allgemeinen, und bildende insbeſondre errang dadurch erſt ihre vollſtändige Würdigung, denn das höchſte Prinzip der Kritik änderte ſich dahin, daß es nun von dem einzelnen Werke individuelle Schönheit, anſtatt einer abſtracten, den Werth aller concreten Wirklichkeit negirenden Schönheit, die man nur irrthümlich ideale Schönheit genannt hatte, forderte; hatten die Aeſthetiker bisher der Charakterloſigkeit, der unbeſtimmten, ſich mit dem allgemeinen Typus der Geſtalt begnügenden Form das Wort geredet, ſo drang man jetzt überall auf das Charakteriſtiſche, auf Hervorhebung jener Momente in der Erſcheinung, welche ſie von der allgemeinen Gattung als Beſonderheit unterſcheiden.

Kein mit den antiken Bildwerken Vertrauter kann mehr läugnen, daß in jedem von ihnen der Reiz der Individualität waltet, daß ihre Formen nicht blos ſchön, ſondern charakteriſtiſch ſchön ſind. Unter Charakter nämlich ſollte man niemals ein Inneres an ſich, ſondern, dem Sinne des Wortes gemäß, immer das Innere, inſofern es im Aeußern ausgeprägt erſcheint, gleichviel, ob dies Aeußere Körperform, oder Handlungen, ja ſelbſt Gedanken ſind, verſtehen. Charakter iſt ſchlechthin Erſcheinung der Individualität, oder des einfachen Grundweſens, iſt irgend äußere Ausprägung deſſelben. Indem nun aber das Charakteriſtiſche in der bildenden Kunſt als Gegenſatz zu dem Idealiſtiſchen aufgefaßt wurde, erlitt jeder dieſer Ausdrücke, dadurch daß er eines ihrer Extreme bezeichnen ſollte, vielfaches Mißverſtändniß, vor welchem die Wiſſenſchaft zu warnen hat. Ideale Charakteriſtik, nur dies iſt die Eigenſchaft des ächt künſtleriſchen Gebildes; das Perſönliche hat darin ſeine volle Geltung, aber in gleichem Maaße hat ſie auch das Gattungsmäßige. Am Deutlichſten zeigt ſich dies an dem Zuſtande der Leidenſchaft, worin das Gepräge der Individua-

lität deren maaßloseſter Ausdruck wird; ihr großer Werth für die Kunſt, näher für die bildende Kunſt, wird von derſelben gern anerkannt, aber nur, damit ihr Ausdruck auf ſeine allgemeinen Kennzeichen zurückgeführt werde, nicht um ihn mit ſeinen beſonderſten, zuletzt Ekel erweckenden Gebrechen wiederzugeben. Für immer giltig iſt die Ausführung dieſer Lehre in Leſſings „Laokoon", wo ſich aufs Klarſte herausſtellt, wie viel engere Gränzen dem bildenden Künſtler als dem dramatiſchen Dichter, und wie viel engere wieder dieſem als dem auf Sichtbarkeit ſeiner Geſtalten verzichtenden epiſchen Dichter gegeben ſind. Nur einer der Millionen von Zeitpunkten, worin das individuelle Leben an ſeiner äußerſten Oberfläche, an ſeiner körperlichen Geſtalt dem Auge erſcheint, iſt der wichtigſte im ganzen Verlaufe ſeines Erſcheinens. Es iſt der Zeitpunkt, worin alles Zufällige, nur Subjective, mithin Willkührliche von der Erſcheinung abgeſtreift iſt, und mit der freien Perſönlichkeit die Gattung, der ideale Menſch dem Auge ſich zeigt. Nur dieſen einzigen Zeitpunkt greift der Bildhauer heraus und hält ihn im Marmorbilde feſt, gerade wie der dramatiſche Dichter aus der Reihe von Handlungen ſeines Helden die entſcheidendſte Handlung, worauf ſich Alles im Drama zu beziehen hat, herausgreift. Wahrlich, die Aufgabe der bildenden Kunſt wäre leicht, wenn jener Zeitpunkt in der Wirklichkeit nicht ein ſo flüchtiger wäre, daß ſeine Erſcheinung in der Seele auch nur in einem Augenblicke feſtgehalten ſein will. Von allen Menſchen allein der bildende Künſtler, der berufene und wahre, genießt ſeiner, und zugleich eine Empfängniß, die für die Menſchheit eine Frucht, nämlich das Kunſtwerk gewähren wird. Die Kluft zwiſchen Natur und Kunſt exiſtirt nicht mehr in jenem Zeitpunkte, aber auch nur in dieſem einen Augenblicke nicht. Der Streit über das Idealiſiren und Charakteriſiren in der bildenden Kunſt erwächſt eben aus dem Ringen des Künſtlers darnach, jenen flüchtigen Zeitpunkt nicht blos in der Phantaſie feſtzuhalten, ſondern mittelſt der

Arbeit zu verwirklichen; iſt das Werk zu Stande gekommen, ſo ſieht er ſelbſt deutlicher als Alle den Unterſchied zwiſchen Ideal und Wirklichkeit, und wird oft über Lob und Tadel lächeln müſſen, um ſich hierauf einſam mit ſeinem Schmerze zu fühlen, und in neuer Arbeit ſeine Heilung zu ſuchen.

Solche Mangelhaftigkeit muß in Geſchichtsperioden, wo irgend eine beſondere Kunſt von dem Geiſte der Nation nicht gefordert, mithin ohne tiefere hiſtoriſche Bedeutung iſt, unvermeidlich eintreten. Was nun die Sculptur betrifft, ſo wurde ſie aber in Griechenland, wie wir bereits geſehen, vom allgemeinen Geiſte der Nation getragen, und lieferte die Verwirklichung des nationellen Gottesbewußtſeins. Nur bei einem Volke, welches in der Naturgeſtalt das göttliche Leben erblickte, vermochte ſie dies, nur bei einem in Geſtalten, in ſichtbaren Idealen denkenden Volke konnte die Sculptur ſelbſt als Gottesverehrung aufgefaßt werden. Den Olympiſchen Zeus des von der Leſung des Homer begeiſterten Phidias vor dem Tode geſehen zu haben, pries ſich der Grieche eben ſo glücklich, als der Muhamedaner, wenn er Mekka erreicht hat. Die männliche Erhabenheit der Gebilde des Phidias, die weiche Form der Jünglings- und Mädchengeſtalten des Polyklet bezeichnen mit einander das Zeitalter der höchſten Entwickelung der Sculptur, daſſelbe, worin für die Architektur die ioniſche Säule maaßgebend iſt, daſſelbe, worin durch Siege erkämpft, die Blüthe der Staatsverfaſſung, Freiheit und Ordnung in Athen zur lebendigen Wirklichkeit geworden war. Ein unendlicher Reichthum von Bildungen liegt zu Tage, ein Reichthum von allmählich durch Griffel und Meißel verwirklichten, ſeit einem halben Jahrtauſend in den Gemüthern lebenden Idealen. Alle Tiefen menſchlicher Eigenthümlichkeit ſind äußerlich geworden, haben ihren bildlichen erſchöpfenden Ausdruck, ihre ideale, d. i. göttliche Form erreicht. Der Olymp exiſtirt unter den Sterblichen und vor deren Augen. Das ſchöne Maaß, die weiſe Selbſtbeſchränkung der Kunſt erſcheint

im Herrn aller Musen, dem Apoll, der Genuß des Weins und der Liebe in Dionysos und der Aphrodite; die Wurzel des Staatslebens, die sorgsame Pflege des Erdbodens, Ceres; Tapferkeit im Kriege, Ares; weltliche Klugheit, Hermes; technische Geschicklichkeit, Hephästos; Strenge der Weisheit und Keuschheit, Athene und Diana, — und wie unzählige andre Gestalten sind als Vertreter charakteristischer Unterschiede der Persönlichkeit vorhanden. Je reichere Mythen von dem Verkehr der Götter unter einander die Poesie erschaffen hatte, desto mehr war der Vorrath einzelner Gestalten angeschwellen, desto weiter hatte sich die Aufgabe der Sculptur ausgedehnt. Gegen die Poesie stand sie durch ihre Macht der concreten Wirklichkeit im Vortheile, sonst aber vielfach im Nachtheil. Mit der Aufgabe des Rundbildes, der freien körperlichen Gestalt hängt schon die Bedingung zusammen, daß die Sculptur die einzelne Gestalt, nicht den Reichthum des Bezugs mehrer Gestalten als Hauptaufgabe erkenne. Die Gruppe, wenn sie handelnden und leidenden Bezug darstellen soll, kann, wenigstens ohne Gefahr die plastische Würde zu verläugnen, das Moment der Ruhe nicht von sich stoßen. Als einen ferneren Vorzug der Epik vor der Sculptur darf man nicht übersehen, daß diese gleichsam nur die Summe des Einzellebens als in einen Moment zusammengedrängt, mithin nicht die Auslegung der Persönlichkeit in dem stetigen Verlaufe ihrer Thaten darstellen kann; folglich erscheint sie leicht als einseitige Auffassung des individuellen Ideals. Sie kann eben nur positiv verfahren, während alle jene genannten Ideale in sich selbst jene bedeutende menschliche Eigenthümlichkeit an sich tragen, daß nämlich ihre Tugend selbst Quell der Schuld wird, und zu Irrthum und Fehler verleitet, ein Umstand, wodurch die vielbewunderte reiche Bewegung in die griechische Götterwelt kommt. So tiefsinnig der Bau, die Verbindung der Mythen ist, so hat doch gerade die ihrer Ergründung gewidmete Wissenschaft, die Mythologie, sehr oft durch das Bestreben, ihnen

ein System aufzuzwingen, das Verständniß der Wahrheit beeinträchtigt. Beherzigenswerth bleibt in dieser Hinsicht die Aeußerung Hegels, die man vielleicht von ihm nicht erwartet, „daß der griechische Polytheismus keine in sich systematisch gegliederte Totalität ausmache". Man übersehe hier nur nicht den Beisatz „systematisch". Die Gliederung der Mythen als eines Ganzen bestreitet Hegel nicht; er vindicirt ihnen nur ihre Unendlichkeit und Unerschöpflichkeit, indem er den ganzen Kreis natürlicher und sittlicher Mächte zu ihrem Gebote stellt.

Die Darstellung des Werdens, Blühens und Vergehens des plastischen Ideals, übereinstimmend mit den Epochen der dorischen, ionischen, korinthischen Säule ist Arbeit der Kunstgeschichte. Ungemilderte Kraft, ja Härte des Umrisses verräth dem Historiker den äginetischen Ursprung; solche Statuen tragen den bildlichen Ausdruck dorischer Strenge an sich; Rohheit der Arbeit giebt Zeugniß für ein Uebergewicht des Willens gegen das Können, Ueberschwenglichkeit des Ideals ohne Selbstbeschränkung. Als aber der Gipfel der Kunst erstiegen war, unter der milden Leitung des Staates durch Perikles, theilt sich alsbald der Kunsttrieb in viele Wege. Erweckten Phidias, Polykleitos und der naturwahre Myron Bewunderung und Ehrfurcht, so kam den zarten lieblichen Gestalten des Praxiteles und Scopas Liebe entgegen. Der Grundtypus beider Geschlechter, Stärke des Mannes, weibliche Grazie war zum Ideal erhoben, künstlerisch verwirklicht. Uebergewicht der technischen Fertigkeit über die Begeisterung, namentlich die religiöse, legen endlich die zahllosen Künstler aus der Zeit von Alexanders Nachkommen an den Tag. Weichlichkeit und Sucht, durch üppigen Reiz oder Uebertreibung zu bestechen oder zu überraschen, herrscht in dieser bis zur späten Römerzeit sich erstreckenden Periode, und manches Herrliche wird in seiner geschichtlichen Bedeutung durch den Zweifel, ob es nicht Kopie eines frühern Urbildes

ſei, wie man dies neuerlich von dem berühmten Apoll von Belvedere behauptet hat, geſchmälert.

Der Vorrath des theils ganz unbeſchädigt, theils in werthvollen Fragmenten aus dieſen drei Zeiträumen Geretteten iſt glücklicherweiſe groß genug, um der archäologiſchen Wiſſenſchaft mit Hülfe der alten Schriftſteller die Sichtung und Veranſchaulichung der Unterſchiede im Styl möglich zu machen. Die höchſte plaſtiſche Aufgabe iſt überall der nackte menſchliche Körper, doch findet ſich bald auch der bekleidete; und um ſo eher konnte dies eintreten, als die griechiſche Bekleidung durch ein in weiten Falten umgeworfenes Gewand, wobei Hände und Füße frei blieben, den Umriß des Körpers zwar verhüllte, doch nicht, wie in Zeiten unnatürlicher Gebräuche geſchehen iſt, entſtellte. Das Kleid, an ſich ohne nothwendigen und ſtarren Schnitt, empfängt ſo erſt von dem Körper und deſſen Bewegung ſeine wechſelnde Form, bietet durch die Mannigfaltigkeit des Faltenwurfs dem Auge ein lebensvolles Bild. Indem alſo die Bekleidung auf das einfachſte Naturbedürfniß zurückgeführt iſt, muß ihre plaſtiſche Darſtellung das Schickſal aller Naturauffaſſung theilen, und in den drei Perioden der griechiſchen Sculptur ſich unterſcheiden. Der Faltenwurf iſt wahrhaft ungezwungen nur in der Blüthezeit der Kunſt, vorher meiſtens von ſteifer Regelmäßigkeit, ſpäter oft von geſuchter Unordnung. Das plaſtiſche Kunſtwerk in ſeiner freien, ſelbſtſtändigen Körperlichkeit bedarf geringer äußerer Hülfsmittel, um ſeinen Zweck zu erfüllen. Da es als Rundbild von allen Seiten geſehen ſein will, ſo verlangt es, völlig frei, und um von der gemeinen Wirklichkeit des Lebens losgehoben zu ſein, auf irgend einem es von der Erde trennenden Unterſatze zu ſtehen, Gründe genug, um die ſchweſterliche Hülfe der Architektur in Anſpruch zu nehmen. Der griechiſche Säulentempel, das für das plaſtiſche Bild recht eigentlich errichtete Haus, erfüllte beide Foderungen. In ſpäterer Zeit, wo die Architektur praktiſchen Zwecken dienſtbar

wurde, drückte sie die plastische Kunst bis zur Zierrath für ihre Werke herab, machte sie mithin zum Beiwerke. Das nahe Verhältniß beider Künste hat aber noch besondere, an bestimmten geschichtlichen Verlauf geknüpfte Erscheinungen hervorgebracht, woran man leicht erkennt, wie sich die eine aus der andern herausentwickelt hat. Am Wichtigsten hiefür ist der in Aegypten heimische Obelisk, die durch Zuspitzung sich selbstständig machende Säule. Der Zweck des Tragens ist hiermit aufgegeben. Der Obelisk an sich bedeutet etwas, d. h. er ist nur etwas durch Bezug auf einen Gedanken, er ist allegorisch. Die Hellenen, in ihrer ältesten Zeit, wie man sagt, nach dem Beispiele der ihnen befreundeten Phönizier, setzten einzelne Merksteine an die Straßen, auf welche sie dann einen Kopf setzten, — Anfang ihrer plastischen Kunst, — die sogenannten Hermenbilder. Hervorbildung eng anliegender Arme und Beine fand sich dazu, bis die Gestalt des ganzen Körpers durch die Allgewalt des Ideals sich frei machte. Dies ist eine Art des angedeuteten verwandschaftlichen Verhältnisses, wonach die Bildnerei der Baukunst wie die Tochter der Mutter folgt. Die zweite Art aber ist die, wo sich der Griffel und Meißel nur der vom Architekten errichteten Wand bedient, um die sich ihm darbietende Dimension der Breite zur Darstellung einer fortlaufenden Reihe von höher oder niedriger aus ihr hervorragenden, immer aber mit der Fläche zusammenhangenden körperlichen Gestalten zu benutzen, nämlich das Relief. Indem hier nicht mehr die freie Körperlichkeit des Individuums, sondern die Zusammenstellung einer Vielheit Zweck ist, ändert sich die ganze Aufgabe des Künstlers, bildet sich eine neue Kunst, oder wird mindestens vorbereitet. Die Anwendung der Fläche als Träger des Bildes wird nämlich Vorbereitung für die Malerei. Zwischen dieser und der reinen Plastik steht nun das Relief, nicht etwa eine Erfindung der letzten plastischen Periode, sondern von den Hellenen bereits in der ersten gepflegt, so daß es, obgleich an die Geschichte der Plastik geknüpft, doch

auch seine besondren Schicksale gehabt hat. An der dorischen Säulenordnung durch das Verlangen, dem Fries einen Schmuck zu gewähren, hervorgerufen, ist es flach, im Laufe der Geschichte aber bald sehr, bald weniger stark über die Grundfläche erhaben. Für den Grad seines Hervortretens stellte sich ein bestimmtes Schönheitsmaaß heraus. Je mehr es sich aber über seine erste Aufgabe, nur Zierrath eines Theils des Bau's zu sein, zu freier Selbstständigkeit erhob, desto deutlicher wurde seine allgemeine künstlerische Bedeutung, die Gränzen des plastisch-Darstellbaren zu erweitern. Nicht mehr die schöne Individualität, wie sie in menschlicher Körperform zur Erscheinung kommt, sondern Darstellung der durch Zusammentreten verschiedener menschlicher Gestalten in wechselseitiger Handlung sichtbaren bildlichen Beziehung, Darstellung der Begebenheit wird dem Relief möglich; ein Ereigniß tritt uns in dem Bilde entgegen. Durch Ausdehnung in die Länge der Wand wird Theilung des Ereignisses in mehre aus einander hervorgehende Ereignisse, ein Nacheinander der Zeitmomente, worin sich das Darzustellende begiebt, darstellbar, und die räumliche Reihe wird zur Allegorie für die Reihe geschichtlicher Zeitmomente. Die sichtbarliche Darstellung des Epos gelingt am Leichtesten dem Relief, worin wir den Verlauf, welchen der Epiker an unserer Phantasie vorüberführt, vergegenwärtigt sehen. Denkt man sich das Relief immer mehr verflacht, gleichsam so lange bis es in die Wand selbst hineingeht, so bleibt es als fortlaufende Reihe von nur noch dem Auge, nicht mehr dem Tastsinne wahrnehmbaren Umrissen, abstracten Bezeichnungen der Gränzen der einzelnen Gestalten, womit dann die Sculptur ihr Ende erreicht hat, und die Malerei beginnt.

Allerdings nicht nur bei den Hellenen, sondern bei allen Völkern treffen wir plastische Kunstwerke an, nur ist die Sculptur bei keinem andern nothwendiger Ausdruck der nationalen Natur- und Weltanschauung, vielmehr gerade im offenen Widerspruche mit dem, was die Natur aufzeigt, und wenn in

der modernen Zeit die wiederverſtandene Lehre antiker Kunſtdenkmäler die herrlichſten Früchte, wie die Werke eines Thorwaldſon erzeugt hat, ſo haben die vereinzelten Meiſter ihre Kunſt doch nicht wieder zur Volksſache machen, ſie noch nicht im nationalen Bewußtſein wieder auferſtehen laſſen können. Die aſiatiſchen Religionen, auch die chriſtliche Religion, bedingen nicht den Cultus der ſchönen Körperlichkeit, dem allein die plaſtiſche Kunſt Ausdruck werden kann.

Was die vorgriechiſche Plaſtik betrifft, ſo legt ſie zwar das Beſtreben dar, irgend eine Körperlichkeit zu ſchaffen, welche dem göttlichen Ideale entſpreche, es in ſinnlicher Gegenwart enthalte, aber wir nehmen nur Beziehung des Bildes zum Gedanken wahr, nicht ſehen wir dieſen aus räthſelhafter ſinnlicher Hülle mehr zu unſerer Ahnung als zu unſerm Begriffe redenden Gedanken wirklich in der Geſtalt aufgehen. Sie ſtehen mit den lebendigen Naturgeſchöpfen im Widerſpruche. Die phantaſtiſchen Indier brüten wunderliche Geſtalten aus, denen ſie göttliche Anbetung zollen. Dreizehn bis ſechszehn Fuß hoch, mit mehren Köpfen, mehren Armen, einzelnen nicht dem Menſchenleibe ſondern der Thierwelt angehörigen Gliedern, nicht freiſtehend, ſondern mit dem Rücken in die Wand des Felſentempels eingehend, ſo beſchaffen bieten ſie weder charakteriſchen Ausdruck noch Schönheit in den Geſichtszügen und Verhältniſſen, und machen nur im Allgemeinen die Wirkung des Maaßloſen und Ungeheuerlichen. Die reflectirenden Aegypter, voll Ehrfurcht für das thieriſche Leben, ſprechen dieſelbe in vielen allegoriſchen Bildwerken aus; z. B. in den Sphynxen, — Löwenleibern mit Weiberköpfen, — umgekehrt in Menſchenleibern mit Thierköpfen, überall mit größerem Erfolge die thieriſche als die menſchliche Leiblichkeit behandelnd. Gemeinſam iſt der indiſchen, wie ägyptiſchen Plaſtik der enge Zuſammenhang mit der Architektur, der Mangel aller Selbſtſtändigkeit, ein Zug der durch die ganze vorgriechiſche Sculptur geht. Selbſt bei den, ihren re-

ligiöſen Anſichten nach, wie ſchon Herodot lehrt, allem Bilderdienſte feindlichen Perſern gab es eine Sculptur, natürlich nur zur Feier der politiſchen Macht ihrer Fürſten und ebenfalls in Verbindung mit der Baukunſt, wie uns die Ruinen von Perſepolis beweiſen. Die aus dem Oriente nach Europa vordringende Idee eines über alle Abbildung erhabenen, nur im Geiſte anzubetenden Gottes war es, welche die Menſchen eine andre Betrachtungsweiſe der Natur als die bei den Hellenen herrſchende lehrte, und die ideale Auffaſſung der ſchönen Körperlichkeit vernichtete. Der chriſtliche Gottesdienſt bedurfte der Plaſtik nicht mehr, ſondern fand ſeinen nothwendigen Ausdruck nicht in objectiver Bildlichkeit, ſondern in ſubjectiver Entäußerung, mithin am Vollſtändigſten in der Tonkunſt. Die Geſchichte der Plaſtik bei den chriſtlichen Völkern hängt mit der des Studiums helleniſcher Kunſtüberreſte genau zuſammen, und liefert um ſo edlere Erſcheinungen, je mehr ſich die Meiſter durch die aus jenen gewonnene Belehrung dazu leiten ließen, daß ſie ſich den liebevollen, unbefangenen Blick für die vom Geiſte belebte Körperlichkeit des Menſchen rein bewahrten. Vereinzelt mußten ihre Leiſtungen bleiben, geknüpft an die Verewigung etwa des Andenkens einer politiſch bedeutenden oder ſonſt verdienſtvollen Perſon, da ihrer Kunſt ſowohl die ganze Lebensweiſe als das religiöſe Bewußtſein der chriſtlichen Völker nicht förderlich waren, die Theilnahme der durch Wiſſenſchaft Gebildeten nicht mit Volksintereſſe zu verwechſeln iſt.

V.

Die Malerei.

So lange die Werke der bildenden Kunſt einen beſtimmten Raum wirklich ausfüllen, ein rein ſubſtantielles Daſein

haben, ſo lange folglich wir ſogar durch den Taſtſinn uns von ihrer Beſchaffenheit Kenntniß verſchaffen können, ſo lange dürfen wir ihnen eine plaſtiſche, oder körperliche Natur beimeſſen. Wir ſahen bei dem Relief bereits dieſelbe inſofern beſchränkt, als die Reliefgeſtalt nur zum Theil wirklich körperlich exiſtirt, der Zuſammenhang mit der Fläche der Wand aber unſrer Phantaſie die Möglichkeit eröffnet, den nicht exiſtirenden Theil für ſich zu ſuppliren. Bleibt endlich nur der dunkle Umriß auf der hellen Wand, ohne alles körperliche Hervortreten, zurück, ſo ſind wir auf die Wahrnehmung des Auges, welches kraft ſeiner Reizbarkeit für das Licht den dunklen Umriß, die ſogenannte Zeichnung, als Gegenſatz der lichten Fläche zu unterſcheiden vermag, beſchränkt. Hiermit betreten wir ein neues Kunſtgebiet, das der Malerei, welche nicht mehr die Körper wirklich, ſondern nur den Schein der Körperlichkeit darſtellt. Sie giebt einen Vorzug auf, um einen anderen nicht blos ſcheinbaren, ſondern in der That höheren dafür zu gewinnen, nämlich den, für einen Sinn allein, nur für den des Geſichts zu ſein. Dieſer ſetzt uns mit dem Kunſtwerke nicht unmittelbar wie der Taſtſinn in Berührung, ſondern bedarf dazu eines Mediums, des Lichtes, deſſen Gegenſatz, die Finſterniß jede Wirkung und Beziehung des Gemäldes auf unſer Gemüth unmöglich macht. Es exiſtirt dann nicht für uns, wie es ja ſelbſt dem Lichte ſein Daſein verdankt, ohne daſſelbe überhaupt nicht exiſtiren würde. So iſt denn das Weſen der Malerei dem der Plaſtik entgegengeſetzt, wie Schein dem Sein. Eine zarte Gränze verbindet ſie, eben jener auf der Fläche darſtellbare, in der Malerei Zeichnung genannte Umriß, allerdings die faſt abſtracte Geſtalt, worauf die Fülle der dreifachen körperlichen Ausdehnung einer Bildſäule ſich zuletzt concentrirt. Der Betrachtende nun iſt von dem Gemälde einen einzelnen beſtimmten Standpunkt zu nehmen genöthigt, während er, aufgefordert und begünſtigt durch die ganz freie Stellung der Bildſäule, denſelben

vor ihr unendlich wechseln mußte, um allmählich deren wahren und ganzen Genuß zu erreichen. Der erwähnte Gegensatz aber, worin ihrem Wesen nach beide Künste beharren, läßt sich auf den allgemeinen zwischen Form und Farbe zurückführen, ein Gegensatz, zunächst rein sinnlicher Art, tiefer aufgefaßt symbolisch für den des plastischen und des malerischen Ideals.

Farbe an sich ist nicht Eigenschaft des uns als damit behaftet erscheinenden Gegenstandes, noch des diesen berührenden Lichtes, sondern unmittelbare Wirkung des zwischen dem Lichte und dem Gegenstande befindlichen durchsichtigen aber trüben Stoffes, und zwar Wirkung auf das menschliche Auge, welches überhaupt vom Lichte erregbar, doch in verschiedenem Grade, je nachdem das Licht durch seinen natürlichen Gegensatz, das Dunkel, gehemmt, gebrochen ist, erregt wird. An diese verschiedene Erregung ist der Unterschied der Farbe gebunden. Reines Licht erregt bis zur Tödtung, blendet wenigstens nur anstatt dem Auge ein concretes Erleuchtetes zu zeigen, Mangel alles Lichts Finsterniß, mithin der absolute Gegensatz von jenem, ist auch Mangel aller Erregung. Die zu schwache sowohl als die zu starke Reaktion unseres der Erregung bedürftigen Gesichtssinnes stumpfen denselben ab. Auf die Farbenlehre angewandt, giebt das hier geltend gemachte polare Gesetz die Belehrung, daß zwischen Weiß und Schwarz in der Mitte die höchste aller Farben, das Roth, zu suchen sei, welches wieder mit dem Weiß durch das Gelb, mit dem Schwarz durch das Blau vermittelt wird. Ohne die auf solchem Wege erreichte Farbenscala weiter zu verfolgen, da uns deren physikalische Natur hier nicht näher angeht, gewinnen wir aus dem Angeführten die Gewißheit, daß die Farben als Erregungsgrade, ihr Wechsel, ihre Mischung als Erregungsspiel für unsern Sinn unmittelbare Bedeutung haben. Nun aber bietet das Farbenmaterial unendliche Unterschiede, die auf objective Bestimmtheit zurückzuführen durch die verschie-

dene Beschaffenheit, nämlich Erregbarkeit des Gesichtssinnes der einzelnen Menschen selbst erschwert wird. Die Subjectivität mischt sich immer in das Urtheil, ja, einige, obgleich wenige Individuen entbehren des Farbensinnes gänzlich, andere schwanken wenigstens in ganz gewöhnlichen Bestimmungen. Der das Farbenmittel zu seinen Darstellungen erwählende Künstler leidet und gewinnt bei solcher Eigenthümlichkeit. Er vermag unstreitig jenes Mittel weit leichter zum unmittelbaren Ausdruck des innersten Gemüthszustandes im Bilde zu verwenden, als der Bildhauer seinen spröden Stein; zwar nicht wirklich raumerfüllend ist die vom Pinsel hervorgezauberte menschliche Gestalt, wie die des Meißels es ist, aber indem sie diesen Vortheil entbehrt, gewinnt sie mit dem Scheine der wirklichen Form einen höhern, den Schein des wirklichen pulsirenden Lebens; sie gewinnt ihn durch die Farbe, den Verräther des feinsten Gefühlswechsels im Glanze des Auges, in allen durch den Blutumlauf der Haut verliehenen Schattirungen. Andrerseits aber wächst die Aufgabe des Malers durch die Schwierigkeit, den zarten Wechsel des Seelenausdrucks in der Färbung der Haut für einen entscheidenden Augenblick festzuhalten, und dabei seinem subjectiven Blicke nicht zum Schaden des im Scheine darzustellenden wirklichen Lebens allzuviel zu vertrauen.

Dies vorausgeschickt, gehen wir zu den näheren Unterschieden am Gemälde über, und führen sie angegebenermaaßen auf den darin vermittelten Gegensatz zwischen Zeichnung und Färbung zurück. Die Zeichnung ergiebt sich sogleich als Beschränkung, als Gränze, als Trennung der einzelnen Gestalt von dem Hintergrunde, oder von der neben ihr hingestellten. Wie die Zeichnung zwischen Sculptur und Malerei schwebt — der Aesthetiker Weiße, von dem Wortbegriffe ausgehend, sagt von ihr aus, daß sie nicht das Schöne selbst, sondern nur das Zeichen des Schönen liefere, — so ist sie auch wohl Beider Mutter, denn schon die alten Griechen erzählten, daß ein

Mädchen die Silhouette ihres Geliebten auf der Wand abgezeichnet habe, worauf ihr Vater hiernach eine Büste aus Thon gefertigt, und solchergestalt der erste Bildhauer geworden sei. Das Zeichnen kann sich selbstständig machen, ohne die Farbe zu Hülfe zu rufen, indem es den in ihm selbst gesetzten Unterschied von Schwarz und Weiß weiter zur Schraffirung verwendet, doch entfernt es sich dann von seiner ursprünglichen Bestimmung nur den Umriß festzuhalten. Wie wir hier die Zeichnung auffassen, ist sie etwas Abstractes, nichts als der im Gemälde vermittelt vorkommende Gegensatz zur Farbe, der sich als solcher nicht besonders geltend zu machen hat, indem illuminirte Zeichnungen keine wirklichen Kunstwerke, keine Gemälde sind. — Die Farbe eines Bildes, in ihrer Totalität richtiger Färbung Colorit genannt, bildet für die Wissenschaft den abstracten Gegensatz zu der Zeichnung, das Unendliche dem Endlichen, das Freie dem Nothwendigen gegenüber. Kinder und Wilde äußern das lebhafteste Vergnügen an der Farbe schlechthin, zumal an der lebhaften, und am grellen Wechsel derselben, an dem Bunten. Das Schicksal der Farbe ist dem des Tones höchst ähnlich, wie auch, physikalisch genommen, beiderlei Kunstmaterial ähnliche, verwandschaftliche Verhältnisse und Phänomene darbietet, ja, besondre Farben wie besondre Tonarten werden als symbolische Aeußerungen eines Gemüthszustandes angesehen, und künstlerisch benutzt. Wie das Licht überhaupt als Belebungs- und Erregungsmittel im Weltall wirkt, so auch dessen bestimmte Trübung in der Farbe. Das Studium der Natur lehrt nun aber diesem Wohlgefallen an dem von bestimmter, wie man sagt reiner Farbe bewirkten Sinnesreize nicht allzusehr zu vertrauen; an sich geistlos, sättigt es sich und endet wie aller rein sinnliche Genuß mit Ekel. Die Farbe am Naturgegenstande bietet wesentliche Unterschiede dar, insofern sie dem Gegenstande eigen, oder durch Beleuchtung hervorgebracht ist, weiter, insofern sie verschiedentlich getrübt mit dem eingenommenen Stand-

punkte des Beſchauers wechſelt. Soll der Beſchauer ſeinen Eindruck im Gemälde wiedergeben, ſo muß er ſich entſchließen, dieſen ſeinen Standpunkt zu fixiren, und hat nun eine beſtimmte Totalität vielfach unter einander vermittelter Farben vor ſich. Seine perſönliche Auffaſſung dieſer Totalität macht er im Gemälde objectiv, und fordert vom Beſchauer des Bildes nunmehr das Eingehen in den Gemüthszuſtand ſeiner, des Künſtlers, der aus dem Bilde herausſcheint, und am Deutlichſten erkennbar ſein wird, wenn ein andrer Maler denſelben Naturgegenſtand malt; am Meiſten zum Verräther dieſer ſubjectiven künſtleriſchen Unterſchiedenheit wird eben das Colorit des Bildes werden, während die an äußerlichſte Nothwendigkeit weit mehr gebundene Zeichnung jene ſubjectiven Unterſchiede durch beſtimmte objective Geſetze ungleich mehr verhüllt. Das Colorit mithin wird die ſtärkſte Vermittlung zwiſchen der Subjectivität des Malers und der des Beſchauers und enthält den Grund, daß bei den Werken der Malerei der Einzelne mit dem einzelnen Menſchen es mehr, als bei den Werken andrer bildenden Künſte geſchieht, zu thun hat, daß das Kunſtwerk zum Mittel eines innigeren Geſpräches des Künſtlers mit dem Genießenden wird.

Zeichnung und Colorit, in der Abſtraction getrennt, gehen im wirklichen Gemälde ſo innig in einander auf, daß jedes einzelne der beiden Momente darin aufgehoben ſcheint. Der Gegenſtand, z. B. eine menſchliche Geſtalt iſt durch die Farbe mit dem Hintergrunde vermittelt, durch den Umriß von ihm abgetrennt. Das Zuſammenwirken des Colorits und des Umriſſes hebt dieſe Trennung auf, ſo daß ſie nur der Schein körperlicher Löſung von dem Hintergrunde wird, daß ſich das wirklich nur als Fläche exiſtirende Bild zu vertiefen und die Geſtalt frei zu ſtehen, während in beſtimmter Entfernung von dieſer der begränzende Hintergrund erſt ſich zu befinden ſcheint. Denn auch in der Wirklichkeit löſet eine Naturgeſtalt ſich durch ihre eigene Lichtatmoſphäre, einen helleren Umriß, von

dem hinter ihr befindlichen Grunde. Je weniger jener Vermittlung der Maler gewachsen iſt, deſto eher wird er, daß ſeine Geſtalt nun auf der Wand aufgeklebt nicht frei zu exiſtiren ſcheine, Gefahr laufen, durch das Zuſammenwirken von Umriß und Colorit ergiebt ſich das wichtigſte Mittel der Malerei, die Perſpective, der Fernſchein. Weil Architektur und Sculptur Wirklichkeit hervorbringen, ſo ging ſie die Perſpective nur als Mittel zum Zwecke, nämlich bei ihren Entwürfen an; weil Malerei nur den Schein der lebendigen Wirklichkeit giebt, ſo nimmt ſie jenen bei jeder Anſicht und Betrachtung eines Naturgegenſtandes bereits vorkommenden, dann alſo wirklichen Schein, in ihr Werk mit auf. Die Perſpective nun iſt ſelbſt doppelt, in Zeichnung und Colorit begründet, Linear- und Luftperſpective. Jene iſt vorzugsweiſe abſtracter Art, wiſſenſchaftliches Reſultat; ihre Grundſätze laſſen ſich ermitteln und feſtſtellen, ihre Regeln praktiſch mit Sicherheit anwenden, und deren Erfüllung mathematiſch beweiſen. Die Umriſſe jedes Körpers, als abſtracte Linien aufgefaßt, zeigen, je nachdem der Körper ganz oder theilweiſe ſeine Lage verändert, dem auf ſeiner Stelle beharrenden Auge gewiſſe Veränderungen, Verkürzungen genannt, die ſich wiſſenſchaftlich beſtimmen laſſen. Ebenfalls wenn der Körper des Gegenſtandes ruht, der Betrachtende aber den Standpunkt wechſelt, findet dies Statt. Tritt der ganze Gegenſtand von uns, oder wir von ihm zurück, ſo beſteht jene Veränderung in totaler Verkleinerung. Da nun das Gemälde verlangt, nicht als Fläche ſondern als tiefer Raum zu erſcheinen, indem ſein Gegenſtand als Körper wirklich Raum nach der Tiefe einnehmen müßte, ſo iſt die Linearperſpective unerläßliche Bedingung für das Bild, ohne darum die andre Art der Perſpective, nämlich die der Luft irgend erſetzen zu können. Erſt dieſe nämlich vollendet die Täuſchung, während die erſte es nicht weiter bringt als daß wir verſtehen, was mit der Zeichnung gemeint iſt. Jeder freie Körper iſt wirklich mit

Luft umgeben, der gemalte muß ſcheinen es zu ſein, und daher verſchieden erſcheinen, je nachdem die Luftſchicht zwiſchen ihm und dem Auge bedeutender angenommen wird, was auszudrücken nur der Farbe möglich iſt, wie uns ſelbſt in der Wirklichkeit der fernere Gegenſtand nicht blos in kleineren Linienverhältniſſen ſondern auch in undeutlicheren, mehr in der Luft verſchwimmenden getrübten Umriſſen, überhaupt von einer alle einzelnen Unterſchiede mehr und mehr verſchmelzenden Färbung erſcheint. Durch die Farbe wird die Wirkung hervorgebracht, daß die vom Lichte durchſtrömte Luft über den dargeſtellten Gegenſtand ausgegoſſen und die Einheit des ganzen Bildes, die Harmonie der Beleuchtung hergeſtellt wird. Die Farbe bringt es dahin, daß man ſie als Mittel vergißt, und nur mehr oder weniger getrübtes, oder, wie Andre ſagen, gebrochenes Licht wahrnimmt. Auf mathematiſchem Wege ſind ſolche Reſultate nicht zu erreichen. Das ſubjective Gefühl wird, nachdem der Maler die Beherrſchung ſeiner Mittel, die chemiſche Natur der Farben erkannt hat, den Ausſchlag geben.

Die im Allgemeinen angegebenen ſinnlichen Mittel der Malerei unterliegen in der Praxis den verſchiedenſten Bedingungen, abhängig von dem Stoffe, worauf, oder womit gemalt wird. Urſprünglich Ausſchmückung eines unmittelbaren Theils des Hauſes, der Wand, trat ſie noch als Nebenbuhlerin der Sculptur auf, während eine engere Verbindung beider Künſte, in bemalten Statuen, unſerer heutigen Gefühlsweiſe etwas Fremdes, für höhere Idealität Unbrauchbares zu ſein ſcheint. Als die Oelmalerei auffam, wovon Michael Angelo noch behauptete, daß ſie ſich nur für Frauen und Kinder ſchicke, beſaß man freilich das Mittel, heftiger zu täuſchen und mehr den Sinn zu beſtechen, als durch Waſſerfarben möglich war; es war aber zugleich dem Spiele mit dem Aeußerlichen zum Nachtheile für die Energie des Ideals, dem Sinn für das Kleine und Beſondre zum Nachtheile des Sinnes für

das Große und Ideelle Vorſchub geleiſtet. Ohne daß der philoſophiſche Inhalt der Malerkunſt, das maleriſche Ideal erfaßt wird, gelangt man bei dem über Fresken und Oelbilder obwaltenden Streite nicht zur Erkenntniß der Wahrheit. Zunächſt alſo nach jenem Inhalte haben wir zu forſchen, das maleriſche Ideal haben wir, nachdem die ſinnlichen Mittel und die in denſelben geſetzte Möglichkeit erkannt iſt, im Unterſchiede von dem plaſtiſchen zu beſtimmen.

Die Sculptur hatte es mit der wirklichen Darſtellung der ganzen menſchlichen Leiblichkeit zu thun. Den Geiſt, inſofern er in der äußern Form des Körpers, gleichſam cryſtalliſirt erſcheint, hält ſie feſt. Gleichwohl kommt ſie über jenes cryſtalliniſche Moment nicht hinaus. Im Ideale der Malerei iſt daſſelbe überwunden, und nicht blos die Geſtalt, ſondern die lebendige Geſtalt der freien Perſönlichkeit erſchienen. Das innerſte Leben des Menſchen, das wir im allgemeinen Theile als bewußtes Leben Geiſt nannten, faßt unſre Kunſt nicht als fertige räumliche Erſcheinung, ſondern als ein zeitlich Erſcheinendes, d. h. ſie überwindet die Bedingung der Ruhe, der Starrheit, ſie giebt der Geſtalt den vollkommnen Schein geiſtiger Thätigkeit, zarter Gemüthsbewegung. In dem maleriſchen wie dem plaſtiſchen Ideale iſt die Perſönlichkeit des Menſchen, aber in dem plaſtiſchen insbeſondre deren leibliche, in dem maleriſchen deren geiſtige Vollkommenheit unſerm Auge vergegenwärtigt, dort das Moment der Nothwendigkeit, hier das der Freiheit das entſcheidende Merkmal. Mit vollem Rechte hat man daher die lebendige Sprache des Auges, als die nur der Malerei darſtellbare, den weſentlichſten Vorzug dieſer Kunſt vor der Plaſtik genannt.

Das Gemüth des Menſchen, den Kern ſeiner Individualität im ſichtbaren Ausdrucke darzuſtellen, dieſer Drang vermochte erſt dann eine Kunſt ins Leben zu rufen, als die Gemüthstiefe in einer religiöſen Weltanſicht ihre dauernde Pflege, ihren ſichern Hort gefunden hatte; diejenige bildende Kunſt,

die durch das Chriſtenthum zum nothwendigen Mittel ſeines Cultus erhoben, gepflegt und entwickelt wurde, war die Malerei. Wenn deren Weſen romantiſch genannt wird, ſo geſchieht dies lediglich in Gemäßheit der innigen Verwandſchaft des romantiſchen mit dem chriſtlichen Prinzip, wovon bei Entwickelung des romantiſchen Kunſtideals gegenüber dem antiken gehandelt wurde. Die farbigen Bildungen waren denſelben angemeſſener, für Aufnahme des Gemüthsausdrucks geeigneter, als die plaſtiſchen. Der Drang chriſtlicher Begeiſterung und Andacht forderte zuerſt das Bild des Welterlöſers, des Gottmenſchen, als des Vermittlers zwiſchen Gott und der Menſchheit, ſodann das der Vermittlerin zwiſchen dem Chriſtus und der Menſchheit, das Bild der heiligen Jungfrau, die ihn geboren. Das Ideal des Weibes und des Kindes wird zum lebendigen Ausdruck für die chriſtliche Religionsidee, welche, ſobald ſie ſelbſt zu einiger Reife gelangt iſt, es vollſtändig verwirft, Gott den Vater in ſichtbarer Geſtalt ſich vorzuſtellen. Jener innige Bezug des Weibes zu dem Kinde enthält den tiefſinnigen Bezug Gottes zur Welt, den ewigen Ausdruck unwandelbarer Liebe, der abſoluten Idee des Chriſtenthums. Wie dieſe ſelbſt ein unerſchöpfliches Myſterium, ſo iſt ſie auch der unerſchöpfliche Quell für immer neue Auffaſſungen und Bildungen, und die geſammte romantiſche Kunſt nichts Anderes als die unendliche Arbeit dieſen Urzuſtand des Gemüths zur ſinnlichen Erſcheinung zu bringen. Das Leben des für die chriſtliche Idee ſterbenden Heilands, nach den entſcheidenden Momenten ſeines Verlaufs, vor Allem der Tod Chriſti, als die größte Liebesthat, boten Jahrhunderten immer neue, zu neuer Löſung drängende maleriſche Aufgaben. Der Kreis der Gegenſtände erweiterte ſich durch die Schüler, Nachahmer des Gottmenſchen, die Verkündiger und furchtloſen Vertheidiger ſeines Worts und Berufs, des göttlichen Urſprungs des Chriſtenthums. Ueberall aber kehrt das Eine wieder, die Beſtrebung, den ganzen inneren Reich-

thum des Gemüthes in seinem leiblichen Ausdrucke vollständig empfunden im Gemälde darzustellen; vorzüglich also das menschliche Antlitz wurde als Träger desselben erkannt, und angewandt. Die Verhüllung der übrigen Glieder des menschlichen Leibes durch Gewänder, deren bestimmte Farbe bald zu symbolischer Bedeutung gelangte, erwies, wie eben dem für geistigen und Gemüthsausdruck am Meisten berufenen Theil, dem Antlitz sein besonderer überwiegender Werth gesichert bleiben sollte.

Die einzelne menschliche Gestalt, als Ganzes aufgefaßt, darzustellen, haben wir als Hauptaufgabe der Plastik gefunden, ein Problem, wobei die Malerei, den Vortheil ihres dem Scheine günstigen Mittels, der Perspective benutzend, nicht stehen bleibt; sie macht vielmehr die Beziehung mehrer Figuren, mehrer Individualitäten sichtbar, so daß die sowohl thätige als leidende Beziehung des Menschen zur Natur und Menschheit selbst wirklicher Inhalt ihrer Darstellungen wird. Das deutsche Wort „Zusammenstellung," einfach und erschöpfend, wird zur Bezeichnung dafür wenig gebraucht, vielmehr insgemein mit dem Ausdrucke „Composition" vertauscht. So vielbedeutend, so ist der Sinn des in allen Künsten wiederkehrenden und anwendbaren Ausdrucks „Composition" doch immer einer und derselbe; das Wort bedeutet überall denjenigen sinnlichen Act, wodurch individuelle Unterschiede in etwas Höherem aufgehoben erscheinen, also in idealer Vermittlung vorhanden sind. Nur annähernd vermochte die Sculptur diesen Act in der Gruppe zu vollziehen, die Realität ihrer Gestalten verhinderte dieselben in so hohem Maaße in einander zu gehen, so vollständig Eins zu sein und zu scheinen, als die perspectivischen Compositionen der Malerei. Durch das Mittel der Linien- und in höherem Grade der Farbenperspective wird eine freiere Idealität über das Kunstwerk ausgegossen. Die Composition, nicht die Darstellung des Einzellebens, die höchste Aufgabe der Malerei, zeigt die

Gränzen und Schranken des Einzelnen in dem Ganzen anerkannt und doch überwunden, eine ſo gewaltige Aufgabe, daß ihre Löſung ſich erſt in langer hiſtoriſcher Entwickelung vollziehen konnte. Anfangs iſt die Compoſition nur das Nebeneinander des Mehreren, die abſtracte Reihe, gänzlich an die Natur des Reliefs gebunden. Dann tritt Einzelnes zurück, um dem Bedeutſameren Vorrang und Uebergewicht zu verſtatten. Die Anordnung zeigt Einfluß der mathematiſchen, architektoniſchen Regel. Das Pyramidaliſche insbeſondre, ſymboliſch für jene höhere Freiheit, kehrt wieder. Mit der Mannigfaltigkeit der componirten Einzelheiten wächſt auch die Macht der Idee über den zu beſiegenden Stoff. Zählung, und geſetzmäßige Ein- und Abtheilung des Chaotiſchen, an ſich praktiſch brauchbar, iſt keine poetiſche Löſung. Auch dieſe erfolgt. Die ideale Einheit der Maſſe, durch das Genie entdeckt und hervorgebracht, tritt im Gemälde in die Wirklichkeit. Die fernen und nahen Geſtalten ſchließen ſich ſcheinbar von ſelbſt zu einem künſtleriſchen Ganzen.

Es liegt nunmehr nahe, den Zuſammenhang der Malerei mit der Dichtkunſt zu ergreifen. Bei jeder der übrigen Künſte erkennbar, wie ja die Poeſie als Aller Mutter zu betrachten iſt, darf dennoch jener beſondre Zuſammenhang ſich des Vorzugs rühmen, daß er die Malerei unmittelbar mit der höchſten Gattung der Dichtkunſt in Verbindung bringe, mit der höchſten, nämlich der dramatiſchen Gattung. Der einfache Unterſchied zwiſchen Ereigniß oder Begebenheit und lebendiger Handlung half uns zur Trennung der Gebiete epiſcher und dramatiſcher Dichtkunſt. Was ſich im Drama begiebt, iſt weſentlich Frucht und Folge der Handlung, von dem Individuum hervorgebracht und erlitten. Der dramatiſche Held, das Ideal des Dichters iſt Mittelpunkt des Ganzen. Im Epos haben wir das Volk, die Maſſe, als den Helden bezeichnet, daher in der äußerlichen Form ſchon die naive

Reihenfolge der Ereigniſſe, den nach der Länge hinſtrebenden Verlauf der ganzen Begebenheit als dem Epos weſentlich hervorgehoben, während das Drama, der Kreislinie ähnlich, in allen einzelnen Punkten der Peripherie ſich auf einen Mittelpunkt bezieht. Vergleichen wir nun das hiſtoriſche Gemälde mit dem hiſtoriſchen Relief, ſo bietet ſich unſtreitig ein höchſt ähnliches Verhältniß als das des Drama's zum Epos dar. Der Vortheil der perſpectiviſchen Darſtellung überwiegt den Mangel der Länge, da der einzelne räumliche Punkt nun erfolgreicher ausgebeutet werden kann. Die Bedingungen des Raumes erweiſen ſich hier als Abbild für die der Zeit; die Foderung der Gleichzeitigkeit, der unmittelbaren Gegenwart aller Theile des Gemäldes bleibt unerbittlich, während das Relief für das Nacheinander der Momente, wenn auch immer nur in allegoriſcher Weiſe Darſtellungsmittel iſt. Der Augenblick der ſichtbaren Handlung, des daraus unmittelbar hervorgehenden Bezugs der in ihr begriffenen, oder davon betroffenen Perſonen iſt in den Rahmen gebannt, und wie dieſer das Bild räumlich von der Außenwelt, ſo ſchließt das Bild ſeinen eignen Gegenſtand zeitlich ab. Daß es nur ein Augenblick, und etwas Tranſitoriſches iſt, dies läßt uns der Schein des Lebens im Gemälde vergeſſen; wir laſſen uns gern in dieſer Hinſicht täuſchen, wenn die Sculptur dagegen ihre Hauptaufgabe, den Augenblick der Ruhe zu ergreifen, uns überall empfinden läßt. Das Jetzt der maleriſchen Handlung ſchließt das Vor und Nach ſo lebhaft in ſich, daß wir es im Gemälde zugleich mit überliefert erhalten. Wende man nicht ein, daß große Meiſter, wie ſogar Rafael in der Verklärung Chriſti jene Foderung unbeachtet gelaſſen habe, indem er zwei getrennte Zeitmomente in Eins verband, auch bei ihm gehört ein ſolcher Fall zu den Ausnahmen.

Das Zuſammendrängen des Gegenſtands in eine einzige momentane Handlung, und zwar gerade in eine entſcheidende augenblickliche Erſcheinung gelingt dem von der geiſtigen Be-

deutung eines Individuums, das nun in der Erscheinung dieser Handlung seinen ganzen idealen Werth vollständig enthüllt, dem davon ganz erfüllten und begeisterten Künstler. Gerade wenn er es wagt, eine Fülle von Gestalten in einen Rahmen zu zwingen, wird deren Zusammenschließen um die Träger der Handlung den Beruf des Malers am Ersten verrathen. Die malerische Gruppe aus innerer Nothwendigkeit erwachsen, nicht aus äußerlichen Bestandtheilen zusammengesetzt, ist eine ideale Erscheinung, eine solche nämlich, die in allen Einzelheiten von der Idee durchdrungen und gesättigt ist. Sie gliedert sich von selbst nach den in den erscheinenden Zeitmomenten zusammengedrängten charakteristischen Gestalten, als nach Gegensätzen, und zeigt dieselben doch als Ganzes, in höherer Vermittlung, sie verkündigt darin, was der Dichter erst in einer Reihe von Zeitmomenten entwickeln kann. Dramatische Dichtkunst und Malerei stehen auch geschichtlich in so enger Wechselwirkung, daß das nationelle Bedürfniß mit der Freude an Bildern Hand in Hand geht. Auf dem weiteren Lebenswege trennen sie sich, und so entschieden, daß das Streben des Drama's nach immer geistigeren und erweiterten Zwecken seinen Anfang als lebendiges Bild vergessen läßt, und dem Worte oft zum Schaden der bildlichen Natur des Drama's überwiegende Ausdehnung einräumt. Seinerseits dagegen kann dasselbe der Malerei wenig nützen, da diese ihre Motive weit sicherer aus dem tieferen Ursprung, aus der Natur selbst, als von der Bühne herholen wird, wie schon der Unterschied jeder ächt malerischen und einer sogenannten theatralischen Gruppe beweisen kann. Die Wahrnehmung der Absicht kühlt dann den Zuschauer ab.

Das unmittelbare Band zwischen christlicher Religionsidee und Malerei läßt sich in der Geschichte dieser Kunst ununterbrochen verfolgen. Die ersten, oben bezeichneten Gegenstände dieser Kunst, die heiligen Individualitäten wurden nach der ganzen Fülle ihrer Thaten und Schicksale, nach immer

reicheren Bezügen zu der Menschheit Gegenstand, Inhalt der Kunst. Die Anbetung, die Handlungen der Andacht Seitens der Gläubigen erweitern den Kreis auf natürliche Weise. Einmal in den Reichthum menschlichen Verkehrs eingetreten, sucht die Kunst in dem Menschenleben selbst den Widerschein christlicher Gesinnung auf, und zieht die Geschichte der Menschheit, den unerschöpflichen Quell von malerischen Motiven herbei, womit sie von dem Heiligen, dem Religiösen sich immer mehr den Stoffen des irdischen Daseins zuwendet. Geschichtliche Ereignisse ergreifen nach ihrer ganzen Bedeutung die Seele des Künstlers. Das Nationalgefühl, die Volksehre wird durch einzelne der Erinnerung aufzubewahrende Thaten befriedigt. Indem der Maler ihre Verewigung übernimmt, liefert er ein geschichtliches Monument, denn in der erblickten Handlung ist ein ausgedehnter, reicher Inhalt gegeben, die Blüthe des Volkslebens. Das Individuum ist ein Punkt in der Masse des Volks, wenn auch ein hell hervorleuchtender, eben so jene augenblickliche Handlung des Helden nur ein Punkt in der Geschichte, die zwar aus unzähligen solchen besteht, doch aber nur in wenigen vollzogen wird. Solche reife Augenblicke sind mit jenen für den unpoetischen Maler oft verführerischen Anekdoten nicht zu verwechseln, worin die Vereinzelung, die episodische Natur das charakterische Merkmal ausmacht. Erst in Perioden gesunkenen Nationalgefühles, wachsender Gleichgiltigkeit gegen geschichtliche Bedeutung giebt sich die Historienmalerei mit so geringen Vorwürfen ab, und selten zum wahren Gewinn der Kunst. Hieraus ist manches ästhetische Mißverständniß erwachsen. Selbst sehr gewissenhafte Kenner der Wissenschaft haben die Ansicht geltend gemacht, daß das historische Bild in allegorischer Weise aufgefaßt werden müsse, weil die malerische Darstellung der Geschichte nicht eine eigentliche sei, sondern die Gestaltengruppe nur gleichsam die Geschichte selbst bedeuten solle. Bei der Solger'schen Schule, welche in der ganzen romantischen Kunst

einen allegoriſchen, wie in der antiken einen ſymboliſchen Charakter finden will, kann eben nur dieſes Reſultat herauskommen. Aber auch der tiefſinnige Weiße hat für die Geſchichtsmalerei das allegoriſche Moment vindicirt, obgleich er die Härte dieſes Urtheils dadurch, daß er von einer „idealen" Allegorie ſpricht, mildern will. Nach unſern gegebenen allgemeinen Grundſätzen iſt dieſe Auffaſſung des Gegenſtandes unſtatthaft. Wir haben das Symboliſche das Kindesalter, das Allegoriſche das Greiſenalter aller Kunſt genannt. In der Allegorie manifeſtirt ſich nur abgekühltes Bewußtſein, erbleichte Phantaſie, Wille der nach Kraft und Mitteln ſucht, oder wenigſtens ängſtlich haushälteriſch damit umgeht. Die Romantik, das lehrt allerdings die Kunſtgeſchichte, verfällt ſehr leicht in allegoriſche Unnatur, nämlich in ſinnliche Darſtellung der Abſtracta, aber ſie ſelbſt iſt noch nicht dieſe; wir haben die romantiſche der antiken Kunſt als weibliches, dem männlichen Prinzip gegenüber aufgefaßt; iſt ihr hiernach das Moment der Schwäche gegenüber dem der Kraft zugeſprochen, ſo wird im idealen Sinne die Schwäche ſelbſt zur Kraft, zum Grunde der Fruchtbarkeit. Dieſe Kraft des Gemüthes wagt den künſtleriſchen Weltkampf mit der Kraft des Geiſtes, und bewährt ſich in der Verwirklichung des von uns oben näher geſchilderten romantiſchen Ideals, das, inſofern es überhaupt in der Farbe ſichtbar gewordene Seelenſtimmung, mit dem maleriſchen Ideal Eins und daſſelbe iſt. Auch das hiſtoriſche Bild hat ſeine volle künſtleriſche Bedeutung nur dadurch, daß der Beſchauer das Mitgefühl des Malers für die zur geſchichtlichen That gewordene Gemüthsäußerung menſchlicher Charaktere zu theilen ſich entſchließt. Er erlebt aber dann mit ihm wirklich Weltgeſchichte, und wird nicht durch ein allegoriſches Zeichen etwa blos an dieſelbe erinnert.

Das Mitgefühl für nationales Wohl, nationale Ehre, die Grundlage aller Hiſtorienmalerei ſinkt in dem Maaße als das Privatintereſſe die Glieder des Volks erfüllt, und die

Liebe des Einzelnen bei dem Einzelnen ſtehen bleibend, anſtatt darüber hinaus ſich zur Umfaſſung einer Totalität auszudehnen, auch den Handlungen der Menſchen dieſes Gepräge verleiht. Die Zerſplitterung der für die Malerei als Inhalt gegebenen Gegenſtände iſt unvermeidlich, und begann geſchichtlich unmittelbar nach der mit dem Namen „Renaiſſance" belegten Periode, ein Ausdruck, deſſen über Gebühr ausgedehnter Begriff eigentlich die Befruchtung der Malerkunſt durch Kenntnißnahme von den künſtleriſchen Ueberreſten der Antike bezeichnen ſoll. Obgleich ſelbſt Rafael in ſeinem merkwürdigen Ausſpruch über Dürers Zeichnungen: „wahrlich, dieſer Mann würde uns Alle übertroffen haben, wenn er, wie wir, die Meiſterſtücke der Kunſt vor Augen gehabt hätte," die Macht der plaſtiſchen Muſter über das Herz des Malers anerkennt, obgleich er, alle Widerſprüche zu löſen berufen, von einer noch durchaus unbefangnen und freien Auffaſſung jener Muſter das beſte Beiſpiel in ſeiner, doch auch erſt, wie die Geſchichte meldet, in Folge äußern päbſtlichen Auftrages gemalten „Schule von Athen" geliefert hat, ſo hat doch jene Einwirkung auf die Malerei dazu beigetragen, dieſelbe ſpäter in ihren Aufgaben unſicher zu machen. Täuſchung über den tiefen Unterſchied des Plaſtiſchen und Pittoresken hätte dies zur unvermeidlichen Folge gehabt, wenn auch nicht übrigens das Staatsleben in Europa die Künſtler immer mehr zur Auffaſſung des Einzelnen, von der Geſammtheit Abgetrennten getrieben hätte. Die geſchichtliche Compoſition verlief ſich in der Willkühr, während das ſogenannte „Genre" für ſubjective, alſo lyriſche Empfindung, aber auch für leere Virtuoſität als günſtiges Gebiet ſich öffnete. Das Genrebild findet im Einzelnen, ja ſelbſt Unbedeutenden noch poetiſchen Gehalt, und gefällt, indem es die Liebe des Künſtlers zu dem kleinen Stoffe durch die Treue der Naturnachahmung zu Tage legt. Der Stoff fodert eben in ſeiner Einzelheit nun auch ein gewiſſes allgemeines Recht. Weil Alle Einzelne

sind, so ist der Stoff auch für Alle, ein genereller Stoff, für Jeden verständlich, ohne viele Anstrengung des Denkens; im Generellen finden die Menschen sich leichter zusammen, als im Ideellen. Der Maler hält sich nun so gewissenhaft an das natürliche in lebendiger Wirklichkeit vor seinem Sinne befindliche Muster, daß er gar nicht dazu, es zum Ideal zu erheben, gelangt. Vielmehr scheint das Idealisiren ihm kaum nöthig, indem durch die unmittelbare Gegenwart des Naturobjects die Wirksamkeit der Phantasie erspart wird. Künstlerische Idealität überhaupt, wie sich im allgemeinen Theil unzweifelhaft ergab, wird jedoch nur durch die Phantasie als die geheimnißvolle Gebärerin aller idealen d. i. freien Bildungen erreicht, und wird um so weniger vorhanden sein, je unmittelbarer der Künstler die Natur zu Rathe gezogen hat. Das poetische Element, die Schönheit verliert dabei in dem Maaße als die Geschicklichkeit im Nachbilden der Natur wächst. Der beträchtliche Vorrath ausgezeichneter Genrebilder in den Hallen der Kunstgeschichte hat den Streit über Schönheit und Wahrheit in der Kunst, der anders ausgedrückt das ideale und charakteristische Prinzip zur Discussion bringt, genährt. Man sollte sich vor allen Dingen hüten, die Wahrheit der Schönheit gegenüber zu stellen, um nicht zu einem schiefen Resultate zu gelangen. Statt Wahrheit sage man lieber „Wirklichkeit," und man wird dann den Unterschied schlagend bezeichnet haben. Nicht von der höheren Wahrheit, von der Idee, sprechen die eifrigen Vertreter der unmittelbaren Naturnachahmung, sondern von jener begreiflichen Wahrheit, oder der nackten Wirklichkeit, worin das Häßliche eben so wohl als das Schöne als nothwendiges Moment gesetzt ist. Jenes unmittelbare Hereinziehen der Wirklichkeit in die Kunst heißt also den nothwendigen Läuterungsprozeß des Gegenstands in der Phantasie, oder das Heraufheben desselben in die vernünftige Sphäre, wo sein idealer Inhalt sich entwickelt, aufgeben, und hiermit der Kunst ihr Lebenselement, die Frei-

heit rauben. — Auch das Wesen des Portraits, der malerischen Auffassung einer individuellen menschlichen Gestalt oder Physiognomie, so sehr es der Aufgabe der Malerei, das menschliche Gemüth in äußrem Abglanze erscheinen zu lassen, entspricht, hat in jener ideenlosen Naturnachahmung seinen schlimmsten Feind.

Am Deutlichsten zeigt sich die malerische Unfreiheit, wenn sie todte Gegenstände nachbildet, wenn sie die Abbildung von Geräthen, Kleidern u. s. w. nicht etwa nur als Mittel, sondern als Zweck sich vornimmt, wie dies in den sogenannten „Stillleben" oft geschieht. Rechnen wir Blumen- und Fruchtstücke nicht vorteilig hieher; das Naturleben, in ihnen offenbart, behauptet sofort sein Recht, und noch entschiedener in Nachbildungen eines Inbegriffs von Naturgegenständen, eines Stückes Land mit diesem zugehörigen Vorrathe von Steinen und Pflanzen. Wir betreten damit ein besondres und wichtiges Gebiet der Malerei, dasjenige, welches die reichste Gelegenheit zur Enthüllung der Subjectivität des Künstlers bildet, schon deshalb, weil der ihm dargebotene Gegenstand, eine freie Gegend, eine große von menschlicher Anschauung erst zur Einheit zu verknüpfende Mannigfaltigkeit enthält. Der Mensch überträgt seinen Gemüthsinhalt diesem stillen, vom Erdleben durchströmten Inbegriff von Felsen, Wiesen, Bäumen. Am Deutlichsten zeigt diese, ihrer Natur nach ächt lyrische Macht des Landschaftsmalers uns dieses Empfinden der den Menschen umgebenden Naturgeheimnisse, wo die einfachen elementarischen Erscheinungen, Luft und Wasser, zu Wolken und Wogen gestaltet, all ihrer leichten Beweglichkeit ungeachtet vom geübten Pinsel im Bilde fixirt werden, ohne den Schein dieser Bewegung einzubüßen. Das sinnliche Mittel der Farbe erweiset sich hier zu nicht geringerem Dienste willig, als wo es die vom Durchschein des Bluts gefärbte Menschenhaut darzustellen hat; das innerlich wirkende Leben der Natur sowohl als das Leben des menschlichen Indivi-

dunms ſichtbarlich darzuſtellen, vermag von allen Künſtlern nur der Maler. Durch ſein Auge in ſeine Seele dringt jenes Leben, das göttliche Wirken im Sonnenſtäubchen und Grashalm, ein, und ruft einen durchaus lyriſchen Gemüthszuſtand hervor. Dieſes lyriſche Ideal, das dem Baume und der Quelle Sprache giebt, zeigt ſich in der Landſchaftsmalerei ungleich freier, als in dem früher entwickelten Gebiete der Kunſt, wo die plaſtiſche Beſtimmtheit der menſchlichen Leibesform jenen Gemüthserguß des Künſtlers beſchränkte, möglich war. Was wir in dem Landſchaftsbilde überkommen, iſt Ausdruck einer durch das Naturleben hervorgerufenen Gemüthsſtimmung, woraus die nahe Verwandſchaft mit der, auch geſchichtlich mit der Landſchaftsmalerei ziemlich gleichzeitig zu freier Entwickelung gelangten Tonkunſt ſich ergiebt. Die Befreiung der Subjectivität bewährt ſich in dieſen verwandten Kunſtleiſtungen, die Befreiung derſelben, ſagen wir, weil ſie ſich in der Liebe zu dem über die ganze Erde ausgegoſſenen göttlichen Geiſte ſelbſt befreit. Wie lange war die Landſchaft nichts als der nothwendigſte um die menſchlichen Geſtalten gelegte Hintergrund! Die künſtleriſche Naivetät vermochte nicht das Ineinanderfließen der landſchaftlichen Beſtandtheile, ihre luftdurchzogene Natur zu bewältigen. Jene lyriſche Seelenſtimmung des Künſtlers nur, fälſchlich Sentimentalität genannt, hält die Landſchaft auf der Stufe künſtleriſcher Idealität; iſt ihr Ton verklungen, ſo ſinkt auch dieſes Bild zum bloßen, nur für neugieriges Intereſſe geſchaffenen Proſpect herab. Die Auffaſſung einer und derſelben Gegend durch mehre Künſtler wird zwiſchen dieſer Trockenheit und ganz unbeſtimmter Behandlung ſchwanken, nur dem Meiſter ihre Erhebung zum idealen Landſchaftsbilde gelingen, das Abbild des gegebenen Naturbildes im magiſchen Spiegel des menſchlichen Gemüths wird dann Zeugniß geben von dem nur dem Menſchen wahrnehmbar die Naturelemente durchſtrömenden göttlichen Geiſte.

Die landſchaftliche Kunſt konnte ſich erſt in den Zeiten, wo die künſtleriſche Begeiſterung viel mehr auf den Erguß ſubjectiven Gefühls, als auf objective Geſtaltung hindrängte, frei entwickeln, und tritt in der Geſchichte der Malerei, die als Ganzes der Sculptur gegenüber geſtellt überhaupt ſchon jenen Beruf an den Tag legt, gewiſſermaaßen als Gegenſatz zu der Verherrlichung der Offenbarungsreligion in deren geheiligten Perſönlichkeiten, auf. Die moderne Malerei hob den Werth der ſubjectiven Stimmung vor der Bemächtigung der objectiven Geſtalt hervor. Dieſe lyriſche Stimmung durchdrang und erhöhte auch das oben erwähnte „Genre," indem ſie die Farbe als ihr williges und vielſeitigſtes Ausdrucksmittel verwandte, und den in ihr beruhenden Vorzug der pittoresken Kunſt in vollem Maaße geltend machte.

Von der Landſchaftsmalerei kann nicht geſprochen werden, ohne einer mit ihr in nächſter Verwandſchaft ſtehenden Art des menſchlichen Hervorbringens zu gedenken, nämlich der ſogenannten Gartenkunſt. In älteren Lehrbüchern nur in einen Anhang der Aeſthetik verwieſen, wurde ſie und ihre Berechtigung auf irgend eine beſtimmte Stelle im Syſtem der Künſte ſowohl durch Hegel als Schleiermacher erſt völlig anerkannt. Beide haben ſie in eine und dieſelbe Kategorie, nämlich mit der Baukunſt gebracht, wofür der Umſtand zu ſprechen ſcheint, daß ſowohl die Architektur als die Gartenkunſt zu ihren Erzeugniſſen das natürliche Material, jene den Stein, dieſe die Pflanze in natürlicher Wirklichkeit benutzt und verwendet. Auch daß beide Künſte aus praktiſchem Bedürfniſſe, dem Wohnungsbau und dem Landbau entſprungen ſind, zeigt ſie verwandt. Die abſtracte Regel iſt ihr gemeinſamer Urſprung, die mathematiſche Linie bewältigt den Stein, und die wild durcheinanderwachſenden Bäume. Die architektoniſche Despotie hat wirklich lange die Gartenkunſt beherrſcht, und die ganze altfranzöſiſche Theorie dieſer Kunſt begründet. Als aber die engliſche Theorie in lebendiger Wirk-

lichkeit auftretend jene verdrängte, ergab sich erst, daß das Ideal der Garten- und Baukunst ein verschiedenes, daß die Aufgabe vielmehr sei, mit Pflanzen zu malen, als gleichsam zu bauen, daß das Pflanzenbild, und so darf man den Garten als Ganzes benennen, nicht ein mathematisches, sondern ein pittoreskes sein müsse. Die abstracte Regelmäßigkeit eines Gartens von Le Nôtre imponirt nur als Zeichen der vom Verstande über die Natur ausgeübten Tyrannei. Die malerische Gartenkunst, und diese erkennen wir als die ideale an, beläßt ihrem Werke den Schein der Natur, verbirgt sich selbst, und ist deshalb in um so höherem Maaße vorhanden. Die beiden Theorieen liefern ein merkwürdiges Beispiel für die veränderte Ansicht der gesammten Natur, als eines großen, lebendigen Organismus. So lange der menschliche Geist jene seine große und ewige Lehrerin nicht mit idealem Auge betrachtete, eben so lange hielt er sie nur als Material zur Darstellung abstracter Gesetze tauglich; als er sich aber als ihren Schüler bekannte, bestrebte er sich die lebendige Vermittelung des durch das Denken hervorgesuchten Gegensatzes zwischen Natur und Geist auch auf dem Gebiete der Agricultur künstlerisch zu verwirklichen. Die Geschichte der Landschaftsmalerei bietet einen ähnlichen Parallelismus, obgleich schon ihr Anfang eine Befreiung von jener architektonischen Gartenkunst andeutete.

Die Verbindung von menschlichen Gestalten mit Landschaft oder Architectur erweiset sich in der Malerei an zarte Gränzen gebunden; entweder jene haben dieser, oder diese jenen zu dienen, entweder die Figuren begnügen sich mit dem Range der Staffage, oder Landschaft wie Architectur mit dem des Hintergrundes. Das historische Bild wie die Landschaft offenbaren freilich beide das durch das Geheimniß der Farbe hindurchscheinende Gemüthsleben; jenes offenbart nur in überwiegender Weise das objective, dieses das subjective, jene das auf menschliche Individuen concentrirte, diese das in

unermeßliche Weiten des Weltalls sich ausdehnende. Hier nun hat die Farbe ihre so bestimmte Gränze, daß ein andres natürliches Material jenem lautgewordenen Seelenbedürfnisse zum Ausdrucke gefordert wurde. Der Ton ist es, welcher in der angegebenen Hinsicht mehr als die Farbe zu leisten vermag; die Luft ist ein noch willigerer Träger für die zartesten Aeußerungen des Gemüthslebens als das Licht.

VII.

Die Künste der Bewegung.

Die drei Künste, wovon bisher gehandelt worden ist, und die unter dem gemeinschaftlichen Begriffe der bildenden Künste in allen Lehrbüchern zusammengefaßt werden, haben mit einander dies gemein, daß die ihnen angehörenden Werke in einem ruhenden Sein verharren; indem sie in diesem einen bestimmten Moment des Lebens, welches sie zum Inhalte haben, festhalten, strahlen sie das werdende Leben selbst, nur unter der Form eines ruhenden Seins aus. An diese Bestimmtheit ist das Ideal des Schönen bei den bildenden Künsten gebunden. Der Prozeß des Entstehens verschwindet bei solchen Kunstwerken mit deren Vollendung. Ihr Reiz ist durch den Umstand bedingt, daß sie in einem einzigen Momente der Wirklichkeit ihren vollen geistigen Inhalt offenbaren müssen, und daß während der sich in sie versenkende Zuschauer Stunden vor ihnen verlebt, sie fortdauernd durch die Macht jenes gegenwärtigen einen Momentes, aus dem sie vielleicht nur seine Phantasie befreit, den Geist des Zuschauers selbst fesseln und bestimmen.

Das Verhältniß, welches die nunmehr zu beleuchtenden Künste zu Dem, der sich ihrem Genusse hingiebt, einnehmen, ist jenem entgegengesetzt. Die Künste, welche wir die der Bewegung genannt haben, sprechen dies bereits durch ihren Namen aus. Vielleicht wird es vorgezogen, sie bewegende Künste gemäß den bildenden zu nennen, doch ist diese Bezeichnung so wenig erschöpfend, daß sie sich sogar als eine Einseitigkeit kund giebt. Die hier gemeinten Künste bewegen keineswegs einen todten Stoff; derselbe, an sich mannigfaltiger Art, wie sich zeigen wird, ist vielmehr durch seine Natur, seine Qualität an die Bewegung selbst geknüpft, und diese ist Bedingung seiner Existenz. Während in den bildenden Künsten ein Moment des ruhenden Seins bezeichnend ist, der erst dem beobachtenden lebendigen Geiste selbst das darin waltende Leben erschließt, tritt bei denen der Bewegung der andere Fall ein, daß eine Reihe von Momenten, also ein Zeitraum erforderlich ist, um das ganze Kunstwerk vor dem beobachtenden Geiste erscheinen zu lassen, welches dann erst wieder in einem einzigen Momente, in dem der vollendeten Wirkung auf denselben sich erschöpft. Von einem Entstehen und Vergehen ist hier die Rede, dessen Sinn, als dessen Grundwesen, uns als Gewinn zurückbleibt, da wir doch bei den Werken der bildenden Kunst mit diesem Gewinn anfingen, und ihn uns erst durch Anfesselung unseres Lebens an einen Moment der Wirklichkeit zu sichern bemühten. Die Künste der Bewegung entfalten vor uns ihr organisches Leben, die bildenden verschleiern ihren Organismus; der Sinn von jenen ist, das Sein unter der Form des Lebens, der Sinn von diesen, das Leben unter der Form des Seins zur Erscheinung zu bringen. Dem Standpunkte der gewöhnlichen Verstandeserfahrung mag es ganz genügend erscheinen, an die Stelle von Leben und Sein die Worte „Zeit und Raum" zu stellen, welche den Begriffen „Bewegung und Ruhe" bequem entsprechen. Weil wir nun aber von der speculativen

Forderung, Raum und Zeit im absoluten Sinne als nur verschiedene Manifestationen desselben Inhaltes zu fassen, nicht ablassen können, dürfen wir auch jene höheren Bezeichnungen, die sie auf einen letzten Grund zurückführen, hier anwenden. Nicht blos auf Zeitdauer oder Raumesausdehnung, sondern auf das Verhältniß des Ichs zum Gegenstande kommt es hier an. Das Subjective macht sich geltend in der Form der Zeit, das Objective unter der des Raumes, jenes, das überall das Leben aufsucht, will die Freiheit, das Ewige, dieses hält sich an das Sein, an die Beschränkung, den Moment.

Bewegung, wo sie immer den Sinnen erscheine, in der Rotation der Himmelskörper oder des Bluts im menschlichen Organismus ist Aeußerung des Lebens; sie zeigt uns ein Etwas, ein räumliches Ding, das sich in Beziehung auf seine räumliche Bestimmtheit verändert, und die Vorstellung faßt sogleich das Gesetz der Bewegung als getrennt von dem Körper an sich, welcher jenem Gesetze der Veränderung gehorcht. Die Veränderung führt darauf, den sie erzeugenden Grund aufzusuchen, welcher am Schicklichsten als Kraft bezeichnet wird. Sogleich liegt am Tage, daß diese Kraft entweder eine dem Körper, welcher eine Veränderung seines räumlichen Verhältnisses erleidet, wesentliche sei, in welchem Falle er die Bewegung also aus eigner Kraft vornimmt, oder daß eine fremde Kraft den Körper trotz seines größeren oder geringeren Widerstandes, welcher durch das Maaß der Schwere sich bestimmen läßt, bewege. Die Fähigkeit sich von selbst zu bewegen ist nur den organischen Körpern eigen, welche man ja auch bekanntlich dadurch bestimmt, daß nur sie ihr Wachsthum durch sich selbst bedingen, während bei den unorganischen es von außenher zu Wege gebracht wird. Alles Wachsthum ist Veränderung der räumlichen Ausdehnung, gehört in das Reich der Bewegung, und man erkennt dies dadurch an, daß man zugiebt, es gehöre eine gewisse Zeitdauer dazu. Die räumliche Veränderung ist aber ferner nicht an die

der Ausdehnung eines Körpers gebunden, sie kann auch blos eine Veränderung seines Ortes bedeuten, denn die solcherweise bestimmte Art der Bewegung, ein Vorrecht des animalischen Lebens, kann von denjenigen organischen Körpern, die dem Pflanzenreiche angehören, nicht vorgenommen werden. Der Unterschied in der bewegenden Kraft, welche die örtliche Veränderung eines Körpers hervorbringt, zeigt sich an dem Hunde, der von selbst in den Fluß springt, und dem Steine, der hineingeworfen werden muß, einem flatternden Vogel und einem fliegenden Pfeile. Spricht man von Bewegung schlechthin, so meint man eben diese Veränderung eines Körpers, also eines räumlichen Dinges, hinsichtlich seiner Lage und nennt sie schnell oder langsam, je nachdem sie wenig oder viel Zeit erfordert; die Zeit selbst gewissen Verstandesbedingungen zu unterwerfen gelingt dem abstracten Denken, das gewöhnlich gänzlich vergißt, daß keine Bewegung wahrzunehmen wäre, wenn es keine Körper gäbe, die sich bewegen können, und also keine Zeit, wenn es keinen Raum gäbe. Kant, der von der Unerkennbarkeit des innersten Wesens der Dinge für das menschliche Denken nicht abließ, machte daher Zeit und Raum zu bloßen Formen unserer Anschauung. Die Sophisten des Mittelalters, wie die Philosophen der alten eleatischen Schule fanden in den Widersprüchen, die sich aus dem gegenseitigen Verhältnisse des Körpers und der Bewegung entwickeln, Stoff genug zu manchem scharfsinnigen Gedankenspiele. Wenn der bloße Verstand sich an dieses Außereinander von Raum und Zeit, Bewegung und Ruhe wagt, und es gleichsam firiren will, so schlagen ihm die Begriffe unter der Behandlung um, und er findet Widersprüche, weil er seiner Natur gemäß auseinander reißt, was wesentlich zusammen gehört. In der Lehre von den Antinomieen der reinen Vernunft hat Kant hinreichend dargethan, daß das abstracte Denken ebensowohl für einen Satz, als für dessen Gegensatz Beweise führen könne. Sinnliche Gewißheit der Bewegung

ist dem Verstande nicht genug, er möchte ihren letzten Grund gar zu gern erfassen, daher trennt er sie als nur ein einzelnes Moment in etwas Wirklichem ab, und unterscheidet z. B. bei einer Pendeluhr den Pendel selbst, nämlich dessen Gestalt, und das besondere Gesetz, wonach er sich bewegt. Erst auf dem speculativen Standpunkte erscheinen die Ideen des Lebens und des Seins als höhere Vorbilder der niederen Begriffe von Zeit und Raum; daß jene sich durcheinander bedingen und bestimmen, dies läßt auch für die Metaphysik erst jene höhere Auffassung von Zeit und Raum wirklich zu, bis zu welcher dereinst ein Zeno aus der selbstgemachten Fessel des Widerspruches sich nicht erheben konnte.

Indem wir die Bewegung überhaupt als Aeußerung des Lebens auffassen, ist die nahe Verknüpfung aller ihr angehörigen Erscheinungen mit der ihnen zum Grunde liegenden Lebensthätigkeit gegeben. Der Sinn wodurch eine solche Erscheinung wahrgenommen wird, ändert in dieser Hinsicht nichts; Bewegung kann durch Tastsinn, Gesicht, Gehör, durch letztre beide Sinne gemeinsam wahrgenommen werden. Das Gesetz eines bestimmten Zeitmaaßes nimmt der Geist auf, wenn es etwa durch Berührung an der Hand empfunden wird; an einer unsichtbaren Musik wird es durch das Gehör, an einem maaßgebenden Taktstabe durch das Gesicht allein, an einer aufgezogenen Pendeluhr durch beide Sinne vernommen. Das nächste und unmittelbarste Bild des Lebens unter der Gestalt der Bewegung gewährt der Pulsschlag, dessen physiologische Betrachtung wir uns freilich hier versagen müssen.

Es hat Aesthetiker gegeben, welche die Bewegung sogar als ein drittes Gebiet zu denen der Zeit und des Raumes aufgefaßt haben, insbesondere hat K. C. F. Krause dies gethan, allein eben die höhere Ansicht der Bewegung, welche dieselbe nur als eine Erscheinungsweise des Wahren und des Wesens der Dinge, als eine von deren beiden Grundkräften

betrachtet, läßt durchaus nicht zu, daß das Räumliche und Zeitliche irgend getrennt werden. Im abstracten Denken mag dies dem Begriff zu Gefallen geschehn, sobald aber von Sinneseindrücken gesprochen wird, ist sogleich diese Doppelheit in irgend welcher Einheit aufgehoben. Die reine Bewegung kann gar nicht erscheinen, sie muß als eine besondre, und daher sogleich als ein einzelnes Ding erscheinen, welches sich bewegt; nur wird entweder das stoffliche, oder das Bewegungsmoment dem Sinne als Hauptsache entgegentreten, so daß dann immer das untergeordnete Moment ihn weniger anzieht. Ihr Gegensatz ist die Ruhe, in welche dieser ihr Stoff zurücksinkt. Allerdings ergiebt sich hier noch ein wichtiger Unterschied; während die Werke bildender Kunst vor unseren Sinnen in Ruhe, d. h. einer nicht wahrnehmbaren Veränderung verharren, geht ein Kunstwerk der Bewegung, wie ein Musikstück ist, mit der beendeten Bewegung selbst spurlos zu Ende. Der sinnliche Stoff von jenen, sagt man nun, ist an den Raum, der Sinn von diesen an die Zeit, die Bewegung gebunden. Ein Marmorblock, eine bemalte Fläche, ist dauernd, ein Ton ist an sich schon ein Vergehendes. Aber, wer weiß es nicht, daß z. B. ein Gemälde selbst in ganz geschütztem Raume der sogenannten Gewalt der Zeit, richtiger dem immanenten Grunde der Veränderung, Zerstörung endlich erliegt, wer weiß es nicht, daß an dem Tone auch dessen stoffliche Beschaffenheit an sich, abgesehen von seiner Zeitdauer, also eine gewisse Körperlichkeit sogleich bemerkt wird. Krause verstand unter der von ihm sogenannten Kunst der Bewegung nur die Tanzkunst, oder Orchestik, weil Stellung und Bewegung hier als doppeltes Moment die Beachtung auf sich ziehen, er meint, daß hier bildende und bewegende Kunst vereinigt sei. Damit erschöpft er die Sache keineswegs und häuft nur das Mißverständniß. Die höhere darstellende, nämlich die Schauspielkunst reicht wieder weder mit Stellung noch mit Bewegung aus, sondern bedarf eines dritten Momentes, des

tönenden Wortes, welches also ein musikalisches Element in sich hat. Die Bewegung in der Musik ist nur hörbar, in der Tanzkunst nur sichtbar, in der Schauspielkunst ist sie Beides. Wer käme bei solcher Gliederung mit den abstracten Bestimmungen „Zeit und Raum" noch aus?

Bereits ist oben als gemeinsames Merkmal für die Künste der Bewegung hervorgehoben, daß die Subjectivität in ihrer stetigen Entwickelung sich mittelst des Kunstwerkes selbst uns darlegt. Hierauf näher einzugehen, ist jetzt erst möglich. Subjectivität im höchsten Sinne ist soviel als geistige Persönlichkeit, Leben insofern es an ein Einzelwesen gebunden, in einem Lebendigen sich darlegt.*) Das Fühlen, Denken und Wollen des Subjects ist zuerst individuell und hat dann die nothwendige Richtung und Fähigkeit dazu, sich über diesen Standpunkt der Einzelheit zu erheben, mit dem Unbedingten, mit dem Absoluten sich zu versöhnen. In dieser Bestimmtheit gefaßt, ist es an den Fortschritt gebunden, ist in seinem Erscheinen Bewegung im wahren Sinne des Worts, und bedarf zur Erfüllung seiner Aufgabe der Zeit. Was nun seine künstlerische Erscheinung betrifft, so muß dieselbe nothwendig auch dieser Forderung unterliegen, und kann sich nur in der Zeit erfüllen. Das Kunstwerk selbst ist aus einer Reihe von Momenten zusammengesetzt, mag es sichtbar oder hörbar sein, und jedes derselben spiegelt ein Moment des subjectiven Lebens ab. Nothwendig folgt hieraus, daß der Genießende ein Stück dieses künstlerischen Lebens mitzudurchleben gezwungen wird. Ferner ist nun die Freiheit das Element des lebendigen Geistes, welcher seinen Athem in einen todten Stoff ausströmend denselben, wie wir sahen, zum Kunstwerke bildet; bei den Künsten der Bewegung wird nun dieses freie künst-

*) Sie geht in der Individualität auf, die dem All gegenüber gedacht immer wieder in ein ähnliches Verhältniß, als das zwischen Subject und Object, tritt.

leriſche Schaffen in ſeinem Verlaufe von uns mit durchlebt, geht in uns über, ſo daß unſre Subjectivität für einen beſtimmten Zeitabſchnitt mit der des Künſtlers in die nächſte Verbindung tritt, ſich durch dieſelbe ſtetig beſtimmen läßt. So groß iſt dieſe Beherrſchung des Geiſtes durch den Geiſt, daß ſie uns wie eine unmittelbare vorkommt, wir mit ihm ſelbſt uns zu unterreden meinen, und der die Geiſter vermittelnde ſinnliche Stoff, die objective Seite des Kunſtwerkes gänzlich und unbeſchränkt dem damit gleichſam ſpielenden Geiſte unterworfen zu ſein ſcheint. Daß dies nur zum Schein ſo iſt, daß vielmehr auch hier der ſchaffende Geiſt in dem zu ſeinem ſtetigen lebendigen Ausdrucke allerdings wirkſigſten Stoffe ſich ſelbſt ſeine Beſchränkung ſucht, da er nur mittelſt der Beſchränkung auch eine Reihe von Zeitmomenten zu einer künſtleriſchen Form zu fixiren vermag, gerade wie es der bildende Künſtler mit einer räumlich unförmlichen Maſſe that, — dies lehrt die Kenntniß des einzelnen Kunſtmaterials. Insbeſondre zeigt ſich dies an dem zarteſten aller ſinnlichen Stoffe, dem Tone, der für die Geſetze der Bewegung der gehorſamſte iſt. Der lebendige Geiſt, der ſich in Tönen ausſpricht, iſt, ſo frei er zu verfahren ſcheint, immer an die ſinnliche Natur alles Hörbaren, an die Klanggeſetze gebunden, dieſe haften an ihm, und bewachen ihn eiferſüchtig, wenn er von ſeinem göttlichen Standpunkte zu dem der Willkühr herabſinkend ihrer ſpotten will, durch den Untergang des Kunſtwerkes ſelbſt. So ſtrebt im mimiſchen Tanze übermächtige Fülle des Lebensgefühles, der bachiſchen Luſt, alles Maaß der Bewegung zu überſchreiten; ſelbſt hier aber, wenn der künſtleriſche Geiſt in ihm ſich ausſpricht, entſteht das Kunſtwerk erſt durch freiwillige Anerkenntniß des Maaßes und Geſetzes, ohne welche es keine ſchöne Kunſtbewegung giebt. Daß dieſe objective Seite des Kunſtwerkes aber, gleichſam zurückgedrängt, uns das fortſchreitende unmittelbare Walten des Geiſtes zunächſt miterleben läßt, dies eben bezeichnet das tiefe Geheimniß der

physischen Bewegung, die als der stetige Ausdruck des Lebens mit diesem selbst für eins und dasselbe genommen wird. Es ist Sache der Naturphilosophie, nicht der Aesthetik, dies weiter zu verfolgen, für welche letztre Wissenschaft aber die Aufgabe übrig bleibt, die Gesetze der physischen Bewegung, soweit dieselben irgendwie in der Kunst angewandt werden, in ihrer unmittelbaren Verknüpfung mit der Gesetzmäßigkeit des schaffenden Geistes festzuhalten. Die Bewegung in concreter Wirklichkeit tritt auch hier als mit der Beschränkung des Seins behaftet auf, welcher das Leben selbst sich fügt, um so ein Lebendiges zu sein; sie wird nur in bestimmten unterschiedenen Stoffen künstlerische Erscheinung.

Alles von dem Wesen der Bewegung hier Ausgesagte thut dar, daß wenn die Dichtkunst an die Spitze einer der beiden Gruppen, entweder der bildenden Künste, oder derer der Bewegung nothwendig gestellt werden müßte, sie freilich hieher gehören würde. Der transitorische Charakter der sinnlichen Erscheinung eines Gedichts hat die meisten Aesthetiker bestimmt, wirklich sie hieher zu stellen. Insbesondre verleitet die nahe Verwandschaft der Lyrik mit der Tonkunst dazu. Wir müssen aber hier nochmals uns auf dasjenige berufen, was zur Rechtfertigung unsers Verfahrens, die Dichtkunst als ein selbstständiges Reich den sechs andern Künsten gegenüberzustellen, oben ausgesagt worden ist, daß nämlich die Begriffe von Ruhe und Bewegung, Raum und Zeit in der reinen Gedankenwelt aufgehoben sind. Der sinnliche Reiz der Versmaaße und des Reimes, die freilich an die Musik erinnern, ist immer nur ein schwaches Band, welches die Gestalten der Phantasie, die das Wort in uns herauf beschwört, an die Sinnenwelt fesselt. Indem aber das Gedicht die Phantasie zwingt, selbst ruhende Gestalten anzuschauen, die keine wirkliche Existenz haben, kann man eben sowohl von einem ruhenden, als von einem bewegten Gebilde sprechen. Die beschreibende Kunst des Dichters verfährt freilich successorisch,

aber die beſchriebenen Geſtalten und Verhältniſſe beharren gleichſam räumlich als Ganzes in unſerer Phantaſie, wovon jedes Epos Zeugniß geben kann. Gerade, wenn die Tonkunſt mit der Poeſie, deren nächſte Schweſter ſie genannt worden, verglichen wird, ſtellt ſich als Unterſchied Beider aufs Unzweideutigſte heraus, daß bei jener auf der gewaltigen ſinnlichen Macht des Tones, bei dieſer auf der geiſtigen Macht des Wortes alles Gewicht liegt. Und ſo allmächtig herrſcht, auch in anderer Weiſe denn hörbar ausgeſprochen, dieſe letzte Macht geheimnißvoll ſchaffend in den Gebieten aller Künſte, daß man unwiſſenſchaftlich verführe, wenn man die Dichtkunſt, die nächſte Vermittlerin der Idee des Schönen mit der des Wahren oder des Guten, zu einer einzelnen Gruppe von Künſten, deren gemeinſames äußeres Merkmal die Bewegung iſt, ſtellen wollte. Kann man denn, wie uns die Meiſter aller Zeiten bewieſen haben, ein Gedicht ſeinem Inhalte nach nicht durch ein Gemälde oder eine Marmorgeſtalt in die ſinnliche Welt gleichſam überſetzen, ebenſowohl als man ſeinen Inhalt durch Töne hervorheben und lebendiger machen kann? Die Künſte, die es mit ſinnlichen Stoffen zu thun haben, mögen unter ſich neidiſch ſein, die geiſtigſte Kunſt, die Poeſie beneidet keine von jenen, da ſie ſich zu ihr, wie Kinder zu ihrer Mutter flüchten.

VII.

Die Tonkunſt.

Jener berühmte Ausſpruch des Platon im dritten Buche vom Staate, daß die Muſik auf die Gemüthsverfaſſung der Menſchen von großem Einfluſſe ſei, daß namentlich gewiſſe

Tonarten, die er die ionische und lydische nennt als erschlaffend, für kriegerische Männer unbrauchbar scheinen, hat immer wieder die tieferen Denker, welche in jenem Werke das Ideal einer Erziehungskunst erkennen, zur Prüfung der unstreitig mächtigen Wirkung getrieben, welche die Kunst oder schon die Natur der Töne auf den leiblichen Organismus und, wie sich durch tausend Beispiele nachweisen läßt, unmittelbar auf die menschliche Seele ausübt. Gewisse Geschichten werden immer wieder angeführt, als die von dem schwermüthigen iranischen König, den das Lied eines begabten Sängers heilte, andrerseits von dem Schweizersoldaten, der bei dem Klange des Alpenhorns in tiefe Traurigkeit versinkend sich selbst das Leben raubt. Insbesondre die Aerzte haben über die Musik als Heilmittel seit hundert Jahren viel geschrieben, weil sie an jeder bei dem Klange der Harmonika ohnmächtig werdenden schwächlichen Frau den deutlichsten Beweis für die Gewalt wenigstens des physischen Einflusses, den der Ton ausübt, erhalten. Von den Thieren wissen fleißige Beobachter gar manches Beispiel anzuführen; und wer die Kircher'sche Erzählung von dem Rattenfänger zu Hameln, oder des Plinius Bericht von der Aufmerksamkeit, welche die stummen Fische dem Saiten- und Flötenspiele geschenkt haben sollen, eben so die Aussagen von Naturforschern über musikalische Spinnen und Eidechsen bezweifelt, der kann an jedem Kavalleriepferde, das bei dem Trompetensignal stutzt, oder bei vielen Hunden, die ihren Widerwillen gegen Musik überhaupt, wo nicht gar gegen bestimmte Melodieen durch Heulen und Zittern an den Tag legen, sich überzeugen. Ueber den Zusammenhang solcher Erscheinungen hat die Wissenschaft dennoch kaum nothdürftigen Aufschluß zu geben vermocht. Die medizinischen Dissertationen, welche von der Anwendung des Tones als eines Heilmittels reden, bleiben in der Aufsammlung von Thatsachen als Beispielen stecken, und die trefflichsten Irrenärzte, einig darüber, daß bei Geisteskranken jenes Mittel

sehr zu beachten sei, haben niemals entschieden, ob mehr eine psychische, mehr eine materielle Einwirkung hier Statt finde, diese Wirkungen daher als doppelte, und identische aufgefaßt.

Was jedoch die ästhetische Bedeutung der Musik betrifft, so sind es die englischen Philosophen, welche vor allen Dingen die erfahrungsmäßige Einwirkung des Tones auf das Nervensystem zum Beweise ihrer gesammten, sensualistisch genannten Kunstansicht herangezogen haben. Webb, der über die Verwandschaft der Musik und Poesie schrieb, sagt geradezu: „die Leidenschaften erschüttern die Nerven, die Musik gleichfalls; wenn die Erschütterungen der Musik den Erschütterungen der Leidenschaften ähnlich oder gleich sind, so entsteht in der Seele die Leidenschaft, welche eben diese Erschütterungen hervorzubringen pflegt.“ Es ist glücklicherweise nicht mehr nöthig, dergleichen Schlüsse zu widerlegen, da die Philosophie jene Systeme längst überwunden hat. Dennoch hat die Anwendung der Aesthetik auf die einzelne Tonkunst immer sehr langsamen Fortgang genommen, und hat Urtheile, die nicht minder schief als das von Webb sind, fortwährend zu bekämpfen. Der wesentlichste Grund dafür ist darin zu suchen, daß die letzten Fortschritte, welche geschichtlich die Tonkunst zurückgelegt hat, gerade von dem deutschen Volke, das zugleich im Philosophiren die übrigen Nationen hinter sich ließ, vollbracht worden sind. Daß von Aesthetik überhaupt erst die Rede sein könne, wenn die Kunstgeschichte bei einem dem erwachenden Bewußtsein günstigen Zeitpunkte angelangt ist, daß erst etwas hervorgebracht worden sein muß, bevor darüber philosophirt werden kann, ist uns längst klar geworden. Keine Kunst nun erreichte jenen Standpunkt später als die Tonkunst. Die universalgeschichtliche Bedeutung der größten deutschen Dichter ist nämlich immer noch nicht so gewaltig gewesen, als die der größten deutschen Tonmeister, welche nicht ihrem Vaterlande sondern der Welt Gesetze vorschrieben; ist doch die Musik mit vollem Rechte eine Weltsprache genannt

worden, die jedes Volk nur unmittelbar, nicht erst durch Ueberſetzung kennen lernen kann. Was nun alſo im vorigen Jahrhundert die Philoſophen über Muſik dachten, und äußerten, ſchwebt, da es ihnen an Kunſt-Stoff, der mit dem Gedanken zu durchdringen geweſen wäre, noch fehlte, in der Luft. Die „Phantaſieen" von Dalberg, ſo wie die ſpätren des „kunſtliebenden Kloſterbruders" von Wackenroder bleiben im Unbeſtimmten ſtehen; nicht weniger die mit großer Begeiſterung bei mangelnder poſitiver Kenntniß geſchriebenen Aufſätze von Herder, der dem Kantiſchen Standpunkte gegenüber wohl ahnte, worauf es bei der Muſik ankomme. Der ſchwerfällige Aeſthetiker Heidenreich dagegen, ein Kantiſcher Schüler, ſuchte vergeblich mit den Kantiſchen Kategorieen auch die Tonkunſt zu durchdringen. Kant ſelbſt, jeder Schwärmerei abhold, wozu die Muſik ſo leicht verleitet, hatte nämlich in der Kritik der Urtheilskraft das harte Urtheil ausgeſprochen, die Muſik habe geringeren Werth, als jede andere der ſchönen Künſte, weil ſie mehr Genuß als Cultur (Gedankenentwickelung) befördere, und ſich dadurch den Verdacht eines gefühlloſen Menſchen bei der Herder'ſchen Partei zugezogen. Das Wort „Gefühl" wurde ja damals vielfach gemißbraucht. Seine Schüler, wozu wir für Kunſtphiloſophie vor Allen den über ihn hinausgehenden Schiller rechnen müſſen, wiſſen gleichfalls mit der Muſik nichts anzufangen, während der Herdern ſo ſehr zugeneigte Jean Paul, auch Schubart, bei jeder Gelegenheit gerade für dieſe Kunſt ſchwärmen. Nach beſten Kräften zur Vermittelung wollte Rochlitz beitragen, der aber weit mehr als Kenner der Tongeſetze, oder dem gewöhnlichen Ausdrucke nach als Theoretiker, denn als irgend befähigter Philoſoph an den Kunſtſtoff herantrat. Dieſe Kenntniß der muſikaliſchen Theorie war durch viele mathematiſche Vorarbeiten allmählich höher gediehen; ſie, als ſyſtematiſche Ordnung der Naturgeſetze des Tones und ſeiner Bewegung, war ein Wiſſen geworden, während die Philoſophie bei der

Ahnung, die einmal nicht ihre Sphäre ist, stehen geblieben war. Jenes Wissen erst ersetzt aber ferner so vieles, das bei andern Künsten, namentlich der Poesie sich fast von selbst ergiebt, nämlich das äußerliche Verständniß des Kunstwerkes, daß man endlich darauf kam, die musikalische Theorie mit der Grammatik der Wort-Sprache zu vergleichen, und als das wesentliche Mittel, als die nothwendige Vorbereitungsstufe anzuerkennen, der erst die wahre ästhetische Beurtheilung folgen könne. Dies war ein wesentlicher Fortschritt. Seitdem nun sich immer allgemeiner feststellte, daß ein musikalischer Aesthetiker ohne Kenntniß der musikalischen Grammatik immer im Finstern tappe, ergab sich als günstige Folge, daß die theoretische Forschung von dem philosophischen Geiste ihrerseits befruchtet wurde, und Beide Hand in Hand vorschritten, ein Vortheil, der durch die Wendung, welche die Geschichte der Tonschöpfungen genommen hat, und welche gegenwärtig der Forschung bei Weitem mehr Zeit läßt, noch befördert wurde. Außerdem galt es, nachdem die naturphilosophische Ansicht Schellings viele abstracte, oder, wenn man will, leere Theorieen zurückgedrängt hatte, in allen Zweigen des Wissens, sich tiefer in die Betrachtung der Naturphänomene selbst zu verlieren. Die mathematische Behandlung des philosophischen Wissens, welche Herbart übte, hat gerade die Aesthetik der von ihm sonst gründlich studirten Tonkunst nicht wesentlich gefördert, während in den Schriften des mit Schelling nahe verwandten K. C. F. Krause sich sehr bedeutende, tiefe Blicke in das innerste Wesen der Tonkunst finden, die eben so sehr von Selbstausübung der Kunst, als von deren philosophischer Erkenntniß Zeugniß geben. Unstreitig mehr mit systematischer Strenge und daher wirksamer ist bei der Redaction der Hegel'schen Vorlesungen über Aesthetik durch Hotho, was Musik betrifft, verfahren worden, denn Hegel selbst, — was Berücksichtigung verdient, — mit den inneren Gesetzen dieser Kunst durchaus nicht näher vertraut, hatte nur im Allgemeinen die

richtige Stellung dieſer Kunſt, nämlich deren Bedeutung für die ganze Romantik, herausgefühlt. Es iſt hier nicht erforderlich, auf die neueren werthvollen Beiträge in dieſem beſondren Gebiete von F. G. Hand, L. Seidel, u. A. einzugehen, da die Grundzüge des Entwickelungsganges in Obigem gegeben und wir mit Rückſicht auf die vielen hier noch zu löſenden Zweifel ſchon weitläufiger geworden ſind, als unſerem Zwecke gemäß iſt. Wir wenden uns nun zur Betrachtung des Gegenſtandes ſelbſt, und beginnen die Unterſuchung deſſelben mit der phyſikaliſchen Seite des muſikaliſchen Kunſtwerks. Das Exiſtiren eines Körpers wird durch das Ohr wahrgenommen, ſobald ein Medium, ein vermittelndes Element zwiſchen beiden eine Verbindung herſtellt. Am Sicherſten thut dies die Luft. Schwingungen, Wellen derſelben, welche in einer gewiſſen Anzahl die Hörnerven berühren, bringen, ſo lehrt die Phyſik, die Empfindung des Schalls hervor, eine Empfindung höchſt mannigfacher Art; die Regelmäßigkeit jener Luftſchwingungen iſt es, die dem Schalle eine beſondre Natur verleiht, welche in dem Worte „Klang" feſtgehalten iſt, und weil denn wieder die Klänge ſehr mannigfach ſind, was ſich nach dem verſchiedenen Maaße von Elaſticität derjenigen Körper richtet, welche Luftſchwingungen erzeugend den Klingſtoff in ſich enthalten, ſo ſpricht man von „Klangfarbe," die z. B. bei einer Saite, einem Kork, oder einer Metalltafel verſchieden iſt. (Die an Ausdrücken für das Hörbare ſehr reiche deutſche Sprache unterſcheidet Klangfarben in den Worten: flüſtern, zirpen, ſchmettern, donnern, brauſen, ſäuſeln, heulen, brüllen, gellen, u. ſ. w.) An dem Klange entwickelt ſich eine beſondre Beſtimmbarkeit, nach der Höhe und Tiefe, zunächſt abhängig von einer geſetzmäßig unterſchiedenen Geſchwindigkeit der Schwingungen, und die nach derſelben unterſchiedenen Klänge heißen nun Töne. Schall, Klang und Ton haben mit einander nur die Verhältniſſe der Stärke und der Dauer gemein, obgleich der Ton, als ein ſchon genau begränztes

Etwas nicht jedes Maaß der Kraft verträgt. In einem Orcheſter geben die Violinen Töne, die türkiſchen Becken Klänge, die Trommel nur einen Schall von ſich, Unterſchiede, die leicht begreiflich ſind, während die Akuſtik gerade den zwiſchen der Entſtehung des Klanges und der Tons nach phyſikaliſchen Geſetzen ſtreng zu beſtimmen und zu unterſcheiden, noch nicht gänzlich genügend vermocht hat.

Das weite Reich der Natur erzeugt vielfache Art des Schalls, Geräuſch, das oft Klänge entwickelt; ja, dieſelben runden ſich bis zu beſtimmten Tönen, wie in der Windsbraut, an den Luftſtimmen, die Reiſende in Indien vernommen haben, ſich zeigt. Der Ton jedoch im wahren Sinne des Worts iſt ein Vorrecht, ein Geſchöpf des Menſchen, der ihn entweder mit den Athemwerkzeugen ſeines Leibes oder mittelſt Inſtrumenten, die er erſt gefertiget hat, hervorbringt. Was man von dem Vogelgeſange ſagt, iſt immer dahin zu beſchränken, daß derſelbe bei Weitem eher dem Reiche des Klanges als des Tones angehört, ſo nahe dieſem auch eine Nachtigall kommt. In ihren Tönen bleibt etwas Unbeſtimmtes, welches eben die thieriſche Stufe des Lebens bezeichnet. Was die Natur dem Menſchen für muſikaliſchen Gebrauch darbietet, iſt immer nur Klingſtoff, der ſeine höhere Geſtaltung von ihm erwartet. Dieſes Gegebene hat er in doppelter Weiſe zu benutzen, einmal zur Tonbildung, — der Klang iſt der Stoff, dem er im Tone eine Form giebt, — dann zur Tonfügung, welche letztre wieder entweder in gleichzeitiger oder ſucceſſoriſcher Weiſe geſchehen kann; hiermit, ganz abgeſehen von dem Klange, woraus der Ton entſtand, ſind zugleich zwei Grundbeſtimmungen gegeben, der Ton an ſich, d. i. ſeine Eigenſchaft als hoch oder niedrig, und die Bewegung des Tones, d. i. ſeine zeitliche Dauer. In der Wirklichkeit ſind beide Grundbedingungen ſeines Daſeins völlig ungetrennt, nur für die Wiſſenſchaft muß dieſe Trennung durch Abſtraction hervorgebracht werden, womit ſich der Gegenſtand der Be-

trachtung verdoppelt, nämlich nach seiner harmonischen und rhythmischen Natur.

Man pflegt zu sagen, wenn zwei Töne gleichzeitig hörbar werden, und dies das Ohr angenehm berührt, dies sei ein harmonischer Klang. Dies setzt voraus, daß jeder der beiden Töne die Fähigkeit habe, sich mit dem andern zu verbinden; daß nun in seinem Wesen wirklich eine solche Fähigkeit enthalten ist, daß ohne diese der Ton seine Qualität als solcher überhaupt einbüßen würde, dies ist es, was von allen Tönen gilt, und uns berechtigt, dem Ton im Allgemeinen eine harmonische Natur beizulegen; bloße Klänge werden sich nie zur Harmonie vereinigen, geben nur ein unbestimmtes Geräusch. Nach der Beschaffenheit jener Fähigkeit sehen wir uns zuerst um.

Von etwas Körperlichem, welches erzittert, mithin sich und damit zugleich die Luft bewegt, hing schon der Klang, mithin auch der Ton ab, dieser aber, sobald er ins Leben tritt, wirkt selbstständig als Ton; er wirkt noch bei seinem Verschwinden nach, nämlich durch Erzeugung andrer, die man mitklingende, auch Aliquot- oder Theiltöne genannt hat. Seine Macht als Klang, seine räumliche Bedeutung verringert sich, die Luftschwingungen, die er nach sich zieht, ändern die Qualität und Quantität der ersten großen Schwingung, oder man hört ungleich leisere, aber der Höhe nach verschiedene Töne dem ersten sofort nachklingen, der Ton selbst wird also wesentlich zu einem andern. Die Physik lehrt, daß diese anderen Töne durch Zahlen zu bestimmen sind, und nennt die dem ersten, als Grundtone folgenden, oder nachklingenden: Octave, Quinte, Terz, Septime, ja, sie erkennt die räumliche Natur des Tones, worin die Unterschiede aller dieser Töne wurzeln, dadurch an, daß sie das Verhältniß jedes derselben zum Grundtone „Zwischenraum" (Intervall) nennt. Die Wissenschaft hat sich zu dieser Feststellung eines Instrumentes, des Monochords bedient, einer Saite, die dem Auge

ſichtbarlich abgetheilt, verſchiedene Schwingungen der Luft, nämlich Töne hervorbrachte. Dieſe Töne haben ein beſtimmtes Verhältniß zu dem Tone der ganzen Saite, das ſich nun nach den Maaßverhältniſſen der Theile der Saite durch Zahlen feſthalten läßt. Dieſes abſtracte Verfahren unterſtützte nun jene aus dem Myſterium der Natur entnommene Erfahrung des Mitklingens gewiſſer Töne, und geſtattete weitere Entdeckungen, die Anordnung des geſammten für die künſtleriſche Thätigkeit disponiblen Materials. Weiter nämlich hat die Wiſſenſchaft mit ſo wenigen und großen Tonſtufen ſich nicht begnügend, den ganzen großen Raum, den der einmal in die Welt geſchickte Ton durchläuft, in kleinere Stufen, nach beſtimmten Zahlengeſetzen gemeſſen eingetheilt, und damit die ſogenannte Tonleiter beſtimmt. Die ſo entſtandene lange Tonreihe, aufgebaut aus mehren ſolchen über einander geſtellten Leitern von ſieben Tönen (Octaven), deren jede das geſammte qualitative Geſetz der vorigen, bei quantitativem Unterſchiede feſthält, liefert einen unendlich mannigfaltigen Stoff für die künſtleriſche Bearbeitung. Jene mitklingenden Töne beweiſen empiriſch, daß gewiſſe Zuſammenklänge befriedigen, und ſogar der Natur des menſchlichen Sinnes gemäß begehrt werden, weitre Unterſuchung ergiebt, daß nicht jedes der bekannt gewordenen Intervalle befriedigt, ſondern nur ein Verlangen darnach zu Tage legt, wonach ſie in Konſonanzen und Diſſonanzen, das Gefühl der Luſt oder der Unluſt erweckende, eingetheilt werden. Jenes Mitklingen zunächſt verräth die weſentlichſte Foderung der Natur in harmoniſcher Hinſicht, ein ähnliches Verhältniß der Töne wie der Farben, die in beiden Gebieten waltende Idee des Dreiklanges. Wie Roth Grün, ſo fordert der Grundton ſeine Quinte, als den naturgemäßen Gegenſatz, den ſich Alles, was iſt, ſchafft, als die Bedingung der Bewegung. Jene Quinte aber, obwohl nicht das Gefühl der Unluſt erweckend, iſt doch erwartungsvoll, und empfängt erſt durch die nachklingende Terz ihre hö-

here Bedeutung; der Dreiklang erscheint, und damit ein höheres Gebiet als das der bloßen Intervalle, das der Akkorde. Ein neues Intervall, die Septime tritt hinzu, auflösend, zerstörend, die nothwendige Endlichkeit alles Existirenden verkündend; und hiermit eine zweite Gattung von Akkorden, die der Vierklänge, die sich bald als die der ersten untergeordnete erweiset. In den einzelnen Intervallen und Akkorden, in dem Wechsel bei Beiden verräth sich ahnungsvoll ein tieferer Sinn; vor Allem in dem Streben des Grundtones nach seiner Quinte (Dominante) und dem Zurückkehren von derselben ist dies der Fall, weil kein Musikstück diesen von der Natur symbolisch angedeuteten Gang unbefolgt lassen darf, — wird es dadurch doch selbst Symbol eines einzelnen Lebenslaufs! die Umkehrung der in den Aliquottönen angedeuteten Intervalle, wodurch die Quinte zur Quarte, die Terz zur Serte, die Septime zur Secunde wird, liefert die Erfahrung, daß eine zwar nicht gleiche, aber doch ähnliche Wirkung diesen anderen Intervallen inwohne.

Der menschliche Geist will mitten in der von der Natur ausgesprochenen Nothwendigkeit seine Freiheit behaupten, daher hat er sich eine von der ihr dargebotenen verschiedene Tonleiter geschaffen, indem er das natürliche Intervall der Terz um einen sogenannten halben Ton verringerte, die kleine Terz an die Stelle der großen, den sogenannten Molldreiklang für den in den Aliquottönen überlieferten Durdreiklang stellte. Die Tonleitern theilen sich nun in zwei Geschlechter, deren Grundcharakter dem Dualismus aller irdischen Dinge entspricht, sie bestehen jede aus sieben Tonstufen, sind nur nach deren einzelner Beschaffenheit verschieden; und wenn man anführt, daß der Raum einer Octave, womit jede Tonleiter ihr Ende erreicht, noch nach vielen anderen arithmetischen Gesetzen eingetheilt werden könne, daß die Chinesen und Schotten, daß die alten Griechen andre Tonstufen als die nach ganzen und halben Tönen gemessenen haben und gehabt haben

ſollen, ſo hat die Aeſthetik nach dem gegenwärtigen Stande der Unterſuchungen doch noch davon keinen Gebrauch zu machen. Ein neues Moment bietet ſich ihr aber dar, erwägt ſie die Veränderung in der Wirkung jener Tonleitern, die aus dem Umſtande entſpringt, daß ihr Charakter ihre Wirkung, je nachdem ſie auf verſchiedenen Tonſtufen als neu gewähltem Grundtone beginnen, ſich weſentlich verändert. Der äſthetiſche Unterſchied der Tonarten, (mit dieſem Ausdrucke bezeichnet man jene Differenz) iſt nicht zu läugnen, obgleich damit viel zu viel Umſtände gemacht worden ſind. Man hat D dur kriegeriſch, Es dur heroiſch, G dur idylliſch, As dur ſchwärmeriſch, Fis moll dämoniſch, u. ſ. w. genannt. Am Leichteſten läßt ſich noch vertheidigen, daß die vermehrten Vorzeichnungen, als Zeichen größerer Entfernung von dem einen Urquell alles Lebens, auch immer komplicirteren Seelenzuſtänden zum Ausdrucke zu dienen geſchickt ſind.

Nach dieſem Blicke auf die harmoniſche Natur des Tones betrachten wir die Geſetze, wonach Töne in ſucceſſoriſcher Reihe ſich bewegen. Daß überhaupt kein Ton ohne Bewegung leben kann, hat ſich bereits ergeben, aber da einer den andern ablöſt, ſo laſſen ſich, wenn nicht ein unverſtändliches Ineinanderfließen aller einander folgenden Statt findet, dieſe zeitig geregelten Ablöſungen auf Geſetze zurückführen, und dieſe heißen rhythmiſche. Rhythmus kann auch geſehen, empfunden werden, den Ton kann man nur mittelſt des Ohres wahrnehmen, daher die Franzoſen richtig ſagen: c'est le son, qui fait la musique, das heißt ſo viel als: das harmoniſche Element iſt der Muſik weſentlicher als das rhythmiſche, welches ſie mit anderen Künſten gemein hat.

Wir haben davon bereits oben, als von den Versmaaßen geſprochen wurde, gehandelt, reicher freilich iſt das Gebiet, das ſich hier eröffnet. Die Sprache vermag eine ungleich kleinere Anzahl von Unterſchieden in den Zeitmomenten wahrnehmbar zu machen, als die Muſik, für die der Zeit-

werth der Töne noch ungleich wichtiger ist, als der der Silben für die Sprache. Die dort angeführten allgemeinen Grundsätze sind auch hier normativ. Die Wahrnehmung einer Reihe völlig gleicher Zeitmomente giebt dem Ich allzuwenig zu thun, da die Einheit aller im Selbstgefühle festzuhalten, allzuleicht wird, und erzeugt Langeweile. Der Gegensatz, die ewige Lebensquelle, wird nicht wahrgenommen, erst wenn je zwei Zeitmomente zusammengefaßt werden, gewinnt die Einheit an Mannigfaltigkeit. Dieses Verhältniß von Eins zu Zwei wird festgehalten in vier, acht, sechszehn Momenten, ja in allen, die durch eine Potenzzahl der Zwei bezeichnet sind, und bestimmt den Zeitwerth des Tonzeichens. Gruppen von Tönen, deren gesammter Zeitinhalt gleich ist, ordnen sich, und wieder nach jenem Verhältnisse, womit die erste Bändigung des Rhythmus, die Beschränkung des Freien durch das Nothwendige, wie des Klanges durch den Ton, oder die Einführung des Taktes, geschieht. Die Freiheit fügt sich der Nothwendigkeit, der endlose Stoff dem Gesetze, und zwar dem einfachsten aller Zahlengesetze, welches nun sogleich den Gegensatz, die Polarität, das Urgesetz, aller Dinge repräsentirt. Dieses Gesetz als Thesis und Antithesis, Satz und Gegensatz auch in der Rhythmik Wurzel aller reicheren Kombinationen, begegnete uns in der Versknnst als Arsis und Thesis, und entspricht wesentlich der Bedingung des Steigens und Fallens, die im Dasein jedes Endlichen (jeder Synthesis,) bemerkbar wird. Dieses Gesetz zeigt sich im Zweivierteltakte, sobald jeder Takt nur eine Viertel- und eine Achtelnote enthält, welcher eine Achtelpause folgt, indem durch diese Pause sich jenes Gesetz hervorhebt; stünde statt des Achtels und der Pause ebenfalls ein Viertel, so würde das Gesetz verschwinden, was in solchen Fällen zu vermeiden der Accent, die auf die erste Note geworfene größere intensive Kraft, bezweckt. Auch hiervon ist in den Bemerkungen über Versknnst bereits gehandelt; Ausdruck der freien Subjectivität, welche sich selbst das Ge-

ſetz der Nothwendigkeit ins Bewußtſein rufen will, liegt im Accente, den die Tonkunſt als guten und ſchlechten Taktheil unterſcheidet.

Wenn nun auch wirklich das Geſetz der Theſis und Antitheſis die Welt des Rhythmus beherrſcht, ſo zeigt die Muſik doch ſogleich daneben ein zweites auf, das Verhältniß von Eins zu Drei. Es iſt dieſes nicht Produkt von jenem, wie es das von 1 zu 4 war, das aus dem von 1 zu 2, und von 2 zu 4 entſtand, es iſt abſoluter Gegenſatz von jenem ganzen Verhältniſſe, aber ein ohnmächtigeres, denn es muß ſich jenem mächtigeren unterwerfen. In einer Reihe von Takten, deren einzelner Zeitinhalt als das Geſetz von 1 zu 3 ausgeſprochen iſt, ſtellt ſich das von 1 zu 2 von ſelbſt her; z. B. Ein Walzer iſt im dreitheiligen Takte geſchrieben, die Geſammtzahl der Takte iſt aber acht, ſechszehn, nicht neun, oder ein und zwanzig, eine Eigenthümlichkeit, die noch deutlicher wird durch die im Viervierteltakte vorkommenden Triolen. Nur ausnahmsweiſe kommt das Verhältniß von 1 : 5 oder 1 : 7 vor, und bewährt dann, daß dieſe aus den beiden entgegengeſetzten Verhältniſſen 1 : 2 und 1 : 3 zuſammengeſetzten Verhältniſſe der Subjectivität es immer mehr erſchweren, die Regel, oder die Einheit einer Mannigfaltigkeit feſtzuhalten.

Die harmoniſchen und die rhythmiſchen Geſetze, deren nähere Beſchaffenheit alle Lehrbücher des muſikaliſchen Satzes darlegen, ſind von einander getrennt und unterſchieden, ſind nur mittelſt der Abſtraction ins menſchliche Bewußtſein gekommen, da in jedem concreten Falle ſich beiderlei Geſetzmäßigkeit zugleich geltend macht; näher, da jedes Tonſtück, oder ſchon jede Tonreihe in jener doppelten Weiſe bedingt iſt. Die Syntheſis harmoniſcher und rhythmiſcher Forderungen iſt nämlich die Melodie, eine Reihe von Tönen, deren einzelne unter einander ſowohl in rhythmiſchem als in harmoniſchem Verhältniſſe ſtehen, mag daſſelbe nun in dieſer oder jener

Hinſicht einfacher oder zuſammengeſetzter ſein. Die Melodie iſt denn ein organiſch Lebendiges, welches immerhin der Kriticismus in ſeine beiden Grundbedingungen wieder zerlegen mag, um mittelſt dieſes analytiſchen Verfahrens die einzelnen Theile in ſeine Gewalt zu bekommen. Die Abſtraction wird die auf jenem Wege gewonnenen Regeln eine Melodie zuſammenzuſetzen anwenden, dabei jedoch ſogleich nur den Unterſchied veranſchaulichen, der zwiſchen allem wirklichen und ſcheinbaren Leben obwaltet. Dieſe Verſuche, oft genug von mathematiſchem Scharfſinne angeſtellt, beweiſen dem Kunſtphiloſophen, daß die künſtleriſche Schöpfungskraft im Gebiete der Töne ſich lediglich an der Melodie bewähre, die leblos bleibt und für das Leben ſelbſt daher wirkungslos, ſobald ſie nicht das Erzeugniß des freien Geiſtes iſt. Im praktiſchen Verkehr wird dies durch den abgenutzten Satz, daß ſich nun einmal Erfindung nicht erlernen laſſe, oder den Göthe'ſchen Spruch: „Das iſt eine von den alten Sünden, ſie meinen, Rechnen das ſei Erfinden," anerkannt.

Wenn nun die Melodie ein organiſch Lebendiges iſt, ſo wird ſie naturgemäß Momente des Werdens, Blühens und Vergehens zu durchlaufen haben, welche denn auch wirklich den natürlichen Bedingungen entſprechen, die ſich in allem Harmoniſchen und Rhythmiſchen uns darlegten. Auf einem Tone fußend, deſſen naturgemäßer Bezug zu anderen Tönen, die jenen zum Dreiklang ergänzen, ſie vor vagem Herumirren behütet, und an eine beſtimmte Tonart weiſet, iſt ſie durch dieſe zunächſt in ihren harmoniſchen Schritten geleitet. Der nächſte Bezug zur Quinte des Grundtons, der als erſte Naturforderung aufgeſtellt wurde, wird auch die Melodie, dieſes Geſetz anzuerkennen treiben. Wenn die Theoretiker von dem Schritte aus der Tonika in die Dominante reden, ſo verräth ſich uns daraus das Streben zur Blüthe zu gelangen, welcher eine mehr oder minder verhüllte Rückbewegung, ein Vergehen, wiederum folgt. Vor rhythmiſcher Willkühr ſichert

dagegen das bestimmte Taktgesetz, wozu die Melodie sich sofort bekennt, und dem sie, bei aller Freiheit der Bewegung, als einer Naturnothwendigkeit sich im ganzen Verlaufe fügt. So könnte es sogar scheinen, als wäre die melodische Freiheit nicht weit her, vielmehr so sehr beschränkt, daß sich alle mögliche Melodieen wie Permutationen von bunten Kugeln berechnen ließen; trockene Sensualisten haben dies auch in der That behauptet, und damit gleichsam ein Ende der musikalischen Erfindung weissagen wollen, eben damit aber nur bewiesen, daß die mathematischen Wissenschaften sogleich irre führen, wenn sie sich aus dem Reiche der Quantitäten heraus das der Qualitäten zu bestimmen wagen. Und von der Qualität, die auf einen höheren geistigen Grund des Künstlers hinweiset, hängt die Freiheit der Melodie, und daher auch die melodische Unendlichkeit ab. Von diesem ästhetischen Werthe der Melodik haben wir baldigst nähere Kenntniß zu nehmen, schon jetzt ist bereits wenigstens die außerordentliche Mannigfaltigkeit, welche die verschiedenen harmonischen und rhythmischen Verhältnisse der einzelnen Töne einer Reihe als möglich setzen lassen, einzusehen.

Die Sehnsucht jedes Tones mit einem andern zugleich zu erklingen, seine harmonische Natur zu bewähren, begründet die Möglichkeit, daß zwei Tonreihen, oder zwei Melodieen zugleich erklingen. Unterscheiden sie sich rhythmisch oder harmonisch gar nicht, so sind beide eben eins und dasselbe, vielleicht nur durch verschiedene Klangfarbe getrennt. Unterscheiden sie sich nur in harmonischer Hinsicht bei rhythmischer Gleichförmigkeit, so bewegen sie sich neben einander und werden zusammen als Octaven, Serten, Terzen vom Gehör, das sich an der Gesammtwirkung oder an der Einheit des doppelten Lebens erfreut, gefaßt. Sind ihre Bewegungen nicht parallel, sondern verschieden gerichtet, und dennoch zu einer harmonischen Einheit gefaßt, so wächst die Theilnahme des Hörers, der dies um so mehr erfährt, wenn sich rhythmische

Verschiedenheiten, die dennoch durch das Gesetz des Taktes zur Einheit verknüpft sind, dazugesellen. Hier ist nun der Sieg des Geistes über den selbstgeschaffenen Gegensatz die Wurzel der Freude, die durch die von glücklicher Beherrschung wachsender Differenzen hervorgerufene Befriedigung gesteigert werden kann. Es tritt noch die Differenz der Klangfarbe hinzu, ferner die einer dritten, einer vierten Tonreihe, und immer weiter dehnt sich dann die Macht der geistigen Herrschaft, die Alles dieses bewältigt, daß es ein ganzes Kunstwerk, ein organisches Musikstück werde, aus.

Die gleichzeitige Hörbarkeit von mehren Tonreihen bedingt, daß jede hinreichenden Raum zu ihrer Ausdehnung nach Höhe und Tiefe behalte, und daß alle zusammen wieder durch gewisse Gränzen nach der Tiefe wie nach der Höhe hin beschränkt seien; allzuenges Zusammendrängen würde nur chaotisches Geräusch geben, und allzuweite Ausdehnung alle sinnliche Wirkung aufheben. Die Lage der Tonreihen findet ihre Gesetzlichkeit in der des natürlichsten Instrumentes, in der menschlichen Stimme, die zunächst durch den Geschlechtsunterschied bedingt, eine Doppelheit der Lage darbietet. Auch die Stimme der einzelnen Geschlechter ist wieder dieser Doppelheit unterworfen, woraus sich die Unterschiede des Sopran's und Alt's, des Tenor's und Basses ergeben, die unter einander etwa eine Quinte weit entfernt liegen, und zusammen einen Raum von drei Octaven einnehmen. Die einzelnen Tonreihen eines Musikstücks heißen daher auch Stimmen, und folgen nur der Naturforderung, wenn sie sich zu vieren zusammenthun. Der Vierklang erst gewährt einen Abschluß, welchen der Dreiklang noch entbehrt, ist Ruhe, Bestimmtheit, während jener Bewegung, Streben ausdrückt. Man sieht hieraus, daß wie in der Rhythmik die Triplicität sich der Duplicität unterwerfen mußte, dies auch in der Harmonik der Fall ist. Wesentlich bedingt ist nun weiter das ganze Musikstück durch das Verhältniß, das diese einzelnen vier Stim-

men, Tonreihen, oder Melodieen zu einander in Betreff ihrer einzelnen Macht einnehmen, dadurch, wie sie sich an rhythmischem oder harmonischem Gewicht unterscheiden, wie sie einzeln genommen mehr oder weniger eine selbstständige Melodie vorstellen. Der Genius des Künstlers, der alle erschuf, schwebt auch über Allen, und läßt das Ideal seines Kunstwerkes nicht durch jenen Streit vernichten, sondern sorgt, daß jeder Theil wesentlich dem Ganzen diene. Die Geschichte der musikalischen Kunst lehrt an dem verschiedenen Gebrauche von den unzähligen gegenseitigen Verhältnissen der zugleich in Bewegung gesetzten Stimmen die Entwickelungsstufen der künstlerischen Genien, welche die Geschichte selbst ausmachen, erkennen. Wie in den Reichen der Völker die Alleinherrschaft oder die Volkssouveränetät, so herrschen in den Tonstücken als Träger des Ideals entweder nur eine Stimme, der dann die übrigen nur dienen, oder aber mehre oder alle Stimmen, sämmtlich nur eben dem Ideale selbst dienstbar.

Beispielsweise seien sogleich hier das Lied und die Fuge als Vertreter der monophonischen und polyphonischen Ausdrucksweise genannt. Im Liede ist nur von einer Tonreihe die Rede, welche durch andre von unselbstständiger Beschaffenheit unterstützt sein, aber auch ohne diese (ohne Begleitung,) bestehen kann; in der Fuge ist keine einzelne Stimme nur begleitend, allen gehört abwechselnd die in einer zuerst allein auftretende Melodie; Beides, Gesammtwirkung und Einzelwerth weiß der Meister gleichzeitig zu erfüllen.

Die Entwickelung des melodischen Stromes zeigt von selbst eine Analogie mit der Wortsprache. Satz und Gegensatz, Periodenbau, und redneriſche Disposition lassen sich auch in einer einzelnen Tonreihe also auf musikalischem Gebiete nachweisen. Dem Redner liefert die Logik die Mittel, seine Gedanken systematisch zu ordnen, dem Tonkünstler liefert sie die Mathematik. Nach der Gestaltung einer in der Zeit verlaufenden Form streben Beide; nur überliefert jener Begriffe,

während dieſer, wie es ſcheint, nur ſinnliche Eindrücke ſchafft. Der Dichter erhebt ſich über den Redner, indem er die logiſchen Stützen ſeines ſprachlichen Gebäudes, die auch er nicht entbehren kann, gar nicht mehr wahrnehmen läßt. Auch der Tonkünſtler, der in Tönen nicht nur redet, ſondern dichtet, läßt ſeine mathematiſchen Grundzüge nicht mehr wahrnehmen. Erſt die Kritik findet ſie durch den Schlüſſel der Abſtraction geleitet heraus.

Bei der großen Aehnlichkeit, die er mit dem Dichter zu haben ſcheint, und die in unzähligen Schriften Gegenſtand der Unterſuchung geweſen iſt, dürfen wir dem wichtigen Unterſchiede, der beide von einander trennt, ſchon hier nicht mehr aus dem Wege gehn. Jedes Gedicht läßt ſich in Proſa auflöſen, ſein Inhalt läßt ſich erzählen. Wie anders bei einem Muſikſtück! Jede Veränderung, die man damit vornimmt, zerſtört das Kunſt-Werk, ohne es, wie bei dem Gedicht geſchah, in etwas Anderes zu verwandeln; ein treffliches Sonnett kann man durch Wegwerfung der Reime, einzelner Versfüße, Auflöſung der Gleichniſſe, die in einzelnen Beiwörtern ſtecken, zu dem nüchternſten Aufſatz umſchaffen, aus einer Mozart'ſchen Sonate, deren ſämmtliche Rhythmen und Harmonieen man umwandeln wollte, würde man nichtiges Geräuſch bilden. So läßt ſich ſelbſt von einem Gemälde, einer Statue eine Wortbeſchreibung liefern, die bei einem Muſikſtücke auch dem beſten Theoretiker nur eine klägliche, oder gar keine Abhülfe für den fehlenden Kunſtgenuß ſein wird. Der Philoſoph zieht aus dem Angeführten die Lehre, daß die Tonkunſt unvermögend ſei, andre Begriffe als die von Zahlenverhältniſſen zu überliefern, und daß ſie zu der Dichtkunſt ſich allenfalls wie Mathematik zur Logik verhalte; er bleibt hierbei nicht ſtehen, ſondern frägt ſofort weiter, ob ſie bei dieſer Unfähigkeit überhaupt noch einen Inhalt und welchen unter ihrer Form, mit deren naturgemäßer Entfaltung wir uns bisher beſchäftigt haben, verberge? er hat dies zu beja-

hen, und dieſen Inhalt, welchen die Materialiſten und Senſualiſten, indem ſie den Zweck der Tonkunſt nur im Nervenkitzel ſuchen, wegläugnen, zu entſchleiern. Wir ſind auf dem Punkte, das Ideal der Muſik feſtzuſtellen.

Das muſikaliſche Kunſtwerk, als ein ideales Produkt, birgt unter ſeiner äußeren Erſcheinung einen geiſtigen Inhalt, d. h. es iſt lebensvoll, es hat dem Menſchen einen Lebensgrund in und mittelſt ſeiner Erſcheinung zu überliefern, wie ſchon alles organiſch Lebendige ſich hierdurch eben vom unorganiſchen Sein unterſcheidet. Was iſt es nun aber, das der Wortſprache entflieht, und ſtatt deſſen harmoniſche und rhythmiſche Mittel ergreift, was eine Melodie geſtaltet, um ſich zu äußern? Da ohne Worte keine Gedanken ſind, ſo iſt es auch wirklich kein Gedanke, ſondern es iſt ein beſtimmter Zuſtand des Gemüths. Schon in den Bemerkungen über den logiſchen und muſikaliſchen Theil der Wortſprache wurde darauf hingedeutet, daß die Wallungen des Gemüthslebens, möge es nun als tranſitoriſches Gefühl oder als verzehrende Leidenſchaft exiſtiren, die geſammte Vermittlung des Subjectes mit den Gegenſtänden durch das Denken zurückweiſet. Der ſinnliche Ausdruck, den das Gemüth ſucht, verlangt das willigſte, weichſte Material; welches gäbe es, das dieſen Vorzug in höherem Maaße beſäße, als der in der Luft verhallende Ton! Die Beſchränkung, welche deſſen Naturbedingungen dem Gemüthsleben auflegen, iſt die mildeſte, die es ſuchen kann, und die Freiheit hat hier gegen keine harte Nothwendigkeit anzukämpfen, obſchon ſie unter deren Form auftritt, indem ſie es iſt, die den tönenden Organismus, welchen man Melodie nennt, herausbildet. Die Melodie auf ſolchem Wege iſt zum Träger eines menſchlichen Gefühles geworden, ihre Exiſtenz ſelber iſt keine zufällige, ſondern eine nothwendige, und eben ſo wenig eine ſklaviſche, ſondern eine freie. Das Gemüth geht nicht erſt durch das Denken hindurch, bevor es den ſinnlichen Stoff, den Ton ergreift, ſondern ge-

staltet dieses Material, indem es seiner sich lediglich mittelst der Phantasie bemächtigt, indem es hörbares Ideal wird. Wer von musikalischen Gedanken spricht, übersehe nur nicht, daß erst das abstracte Denken mittelst der Erfindung von Tonzeichen ein der Wortsprache gewissermaaßen verwandtes Mittel, auch auf abstracte Weise mit den Tönen zu verkehren, eingeführt hat. Nichts ist gewöhnlicher, als daß dieses abstracte Mittel mit der Sache selbst verwechselt wird, weil die Uebung in dem abstracten Verkehr mit den Noten so Manchen zur künstlerischen That treibt, der in indifferentem Gemüthszustande doch nichts zu offenbaren hat, und daher bei kaltem Formenspiele stehen bleibt. Der musikalische Gedanke, richtiger, das musikalische Ideal, ist eine lebendige Tongestalt, wobei der schaffende Künstler zu der Notenschrift erst greift, um jene, die er noch ohne Bewußtsein von dieser erzeugte, zu fixiren; die musikalische Improvisation liefert den sichersten Beweis dafür, daß eben jene abstracte Seite der Kunst bei dem gotterfüllten Schaffen zuerst gar noch nicht gefragt wird. Das musikalische Ideal ist hiernach ganz innig mit dem der lyrischen Dichtkunst verwandt, das wir gleichfalls als hörbares, im Gegensatze zu dem im Epos lebendigen sichtbaren, bezeichneten.

Alles, was im psychologischen Theile dieses Buches über das menschliche Gemüthsleben ausgesagt worden ist, dessen Naturbestimmtheit durch Temperament, wie dessen Ausbildung zur freien Persönlichkeit, zum Charakter, dieses Alles liefert den unendlichen Lebensstoff, der die Tonkunst erfüllt, und gleichsam in die Luft organische Gebilde zeichnet. Der Charakter des Menschen, seine ethische und pathetische Individualität, wonach er die Außenwelt handelnd bestimmt und von ihr bestimmt wird, leiht seinen Melodieen ein individuelles Gepräge, der Kampf jener sittlichen Macht mit der Gluth der Leidenschaft, Größe und Schwäche, Zorn und Vertrauen, Klage und Jubel, Laune und Sorge, Verzweiflung und Andacht ziehen in der flüchtigen Existenz der Töne

an uns vorüber, und bemächtigen sich unsres Gemüthes, sobald wir uns jener uns nahenden Gewalt nicht unwillig entziehen. Was das musikalische Kunstwerk überliefert, fortpflanzt, ist also nur Gemüths-Zustand; dies zu leisten, ist das Höchste, was es vermag. Die Mittheilung einer bestimmten Phase des Gemüthslebens wird in dem Empfänger sich freilich sofort in Gedanken verwandeln, welche aber gar nicht unmittelbarer Inhalt des Musikwerks zu sein brauchen.

Hier sogleich ist dem Haupteinwande, welcher gegen die Möglichkeit einer unzweifelhaften Charakteristik durch nur melodische Mittheilung erhoben worden ist, zu begegnen. Sehr alt nämlich ist die Behauptung, daß Tonkünste ihrem Inhalte nach immer mehrdeutig seien, und zwar ist sie aus der Beobachtung der allerdings höchst mannigfaltigen Wirkung hervorgegangen, die das sinnliche Material dieser Kunst ausübt. Von dieser nur sinnlichen Wirkung gilt das Meiste von dem, was man von den Wundern der Tonkunst, von deren unläugbaren medicinischen Bedeutung erzählt. Das Material keiner andern Kunst wirkt unmittelbar auf das Nervensystem, beherrscht die ganze thierische Natur so stark als das der Musik es thut. Sie hat etwas von der Kraft des Weines, des Opiums, sie wirkt schlechthin als sinnliches Reizmittel. Jene Halbwisser, die sich durch diese primäre Macht beim Urtheile bestimmen lassen, sind es, welche den gesammten *objectiven* Inhalt des Tonstückes läugnen. Sie lassen ihm nur *subjective* Wirkung, die natürlich nach der Mannigfaltigkeit der Subjectivität, nach der Reizbarkeit der Hörer mannigfach ausfallen muß, sie lassen ihm nur die Macht angenehmer oder unangenehmer Anregung der ganzen menschlichen Persönlichkeit. Nehmen wir etwa die allgemeinsten durch die bloße Erfahrung zu beherrschenden und oft mit drastischer Wirksamkeit versehenen Naturgesetze der Töne und des Rhythmus aus, so befinden wir uns bei dieser Ansicht wirklich im Reiche des Zufalls, denn das eine Volk singt die freudigsten

Lieder in Moll, das andere in Dur, gerade wie bei der Bedeutung oder subjectiven Wirksamkeit der Farben nichts Allgemeines, Unumstößliches sich behaupten läßt; ferner, ein Musikstück, welches vor hundert Jahren sehr komisch und erheiternd gewirkt haben soll, kömmt heutiger Welt höchst ernsthaft vor; ja auch dies noch stellt sich heraus, daß, wie der menschliche Organismus sich gegen berauschende Getränke abstumpft, er auch immer lautere, schneidendere, heftigere Töne und Tonverhältnisse begehrt. Man sieht, daß der natürliche, rohe Stoff den Sieg über das aus demselben herausscheinende geistige Leben behauptet, für den concreten Fall soviel, als der Sieg des Klanges über den des Tones, der der sinnlichen über die geistige Macht.

Da wir bereits wissen, daß der Ton erst aus dem Klange geboren wird, ja an sich nichts ist, als belebter Klang, folglich die Tonkunst selbst nur durch beide Potenzen besteht, so macht uns der berichtete Einwand, als nur aus einseitiger Auffassung des Gegenstandes hervorgegangen, keine Schwierigkeit. Das Wahre, das ihm zu Grunde liegt, benutzen wir sogleich für unser Wissen von dem Gesammtwesen der Tonkunst. Wir haben einen objectiven Inhalt der Melodie, der ein Gemüthszustand sei, behauptet, und halten dies fest, wir ahmen aber das Beispiel der gegnerischen Einseitigkeit nicht nach, sondern geben jene Mehrdeutigkeit des Inhalts insofern zu, als wir die subjective mithin schwankende Wirkung sogleich *neben* jener objectiven Ueberlieferung anerkennen.

Diese subjective Wirkung ist in der That die primäre der Tonkunst, aus welcher diese erst bis zur Ueberlieferung eines objectiven Inhaltes sich erhebt; erst im Laufe ihrer Geschichte ist ihr diese Erhebung gelungen, wie der einzelne Tonkünstler, ja der einzelne Hörer in seinem Leben dasselbe Geschick durchläuft. Zu dieser historischen Entwickelung irgend welcher Kunst haben die Genießenden jenes doppelte Verhältniß; bei der Musik ist es ein zufälliges, wenn nach dem größeren oder

geringeren Wohlgefallen am vernommenen Klange allein gefragt wird, es iſt ein nothwendiges, inſofern es durch den Grad der eigenen muſikaliſchen Bildung bedingt wird. Jenes Wohlgefallen am Klange kann ſich conventionellem Einfluſſe nicht entziehen, daher ſich das Ohr an die wunderlichſten Forderungen der Tonſetzer gewöhnt; was zuerſt mißfiel, gefällt endlich, was zuerſt gefiel, deſſen wird man überdrüſſig. Das andere durch die individuelle muſikaliſche Bildung bedingte Verhältniß leidet dagegen leicht an einer gewiſſen Tyrannei des Geiſtes, der den Tönen größeren objectiven Gehalt als ſie vertragen können, nämlich abſtracte Gedanken aufdringt, oder in vorhandenen Meiſterwerken Specialitäten des Inhalts ſehen will, die dem Komponiſten fremd waren. Die Geſchichte liefert in den Erzeugniſſen genialer Künſtler den Beweis, daß deren freiſchaffende Kraft beiderlei Forderungen zugleich erfüllt habe; z. B. Don Juans Schreck bei der Antwort des Geiſtes auf ſeine Einladung, der Trauermarſch in Beethovens heroiſcher Symphonie, der Choral: „Wenn ich einmal ſoll ſcheiden" in Bachs Paſſionsmuſik wirken auf die Zuhörer in durchaus pſychiſch beſtimmter und nicht blos in ſinnlich wohlgefälliger Weiſe. Das Verhältniß derſelben zum Muſikſtücke iſt kein zufälliges, kein willkührliches mehr, ſondern ein freies, und doch nothwendiges, weil jedes Erzeugniß des freien Geiſtes ſelbſt wieder Freiheit ſpendet, indem der Genießende ſich ihm freiwillig hingiebt. Für den unphiloſophiſchen Kopf ſcheint hier ein Widerſpruch obzuwalten, aber auch nur für ihn. Wer freilich immer wieder mit der verbrauchten Anſicht, daß das vollkommenſte Muſikſtück für alle Menſchen gleichen Werth haben müſſe, vortritt, fordert Thörichtes, da ſo wenig ein Malaie oder Hottentotte die Perſpective einer Ruysdael'ſchen Landſchaft erkennen wird, die ihm vielleicht wie eine fleckige Tafel vorkommt, eben ſo wenig er an einem Gluck'ſchen Chore oder Mozart'ſchen Adagio irgend einen Genuß haben kann, bis die Läuterung ſeiner Subjecti-

vität soweit gediehen ist, daß von einem geschichtlichen Verhältnisse zwischen ihm und dem Kunstwerke die Rede sein kann. Jede Wortsprache liefert den Schlüssel zu einer andern, die Sprache der Töne hat durchaus kein solches Surrogat, ist unübersetzbar, aber für jeden, der zu ihren Produkten in ein näheres Verhältniß tritt, zu erlernen, da ihr Schlüssel im menschlichen Gemüthe liegt. Dieses Erlernen ist hier weiter nichts als persönliche Theilnahme an der Geschichte der Tonkunst, da diese selbst immer nur ein Stück menschlicher Geschichte ist.

Jene Duplicität der Forderungen an ein Tonstück ist die Wurzel alles ästhetischen Streites, der diese Kunst betrifft. Näher betrachtet, zerfällt sie nun selbst wieder zwiefach:

Wir wissen, daß ein Musikstück nicht blos Töne, sondern geordnete Töne darbietet. Diese Ordnung heißt schlechthin seine Form, und unterliegt den physikalischen Gesetzen, über die bereits berichtet wurde. Die Natur der Töne beut gleichsam eine Urform dar, wie die Botaniker von einer Urpflanze sprechen, auf die sich Alles, was Pflanze heißt, bezieht, und zu jener Urform hat jedes Tonstück ein gewisses Verhältniß. Das blos sinnliche Wohlgefallen an Musik bezieht sich nun vielleicht nur auf den Klang, oder nur auf die Tongestalt, näher nur auf den Stoff oder nur auf die Form. Diese letztre ist ein nach mathematischen Gesetzen darzustellendes Gebäude, das ob es gleich nur aus Luft gebaut ist, feste Begründung, Symmetrie in allen Theilen an sich haben muß. Hat man nun auch, namentlich in der Naturphilosophie (z. B. Schelling in der „Weltseele") die Identität von Form und Stoff bei organischen Körpern nachdrücklich behauptet, und nannten wir auch ein musikalisches Kunstwerk ein organisches Ding, so kann man doch bei einem Tonstück Beides scheiden, da einmal die Gattung des Klanges und dann die aus den einzelnen Tönen zusammengesetzte Form, wie Stoff und Gestalt einer Bildsäule, sich nach verschiedenen Kategorieen beurthei-

len lassen; jene ist etwas Gegebenes, diese etwas Hervorgebrachtes; jene gefällt oder mißfällt ohne Weiteres, diese weil man mehr oder weniger Regelmäßigkeit wahrnimmt; bei jenem urtheilen nur die Sinne, bei diesem schon das abstracte Denken, das sich hier zur Ungebühr in die Kunst einschleicht, und besonders von der Kritik bis zum Mißbrauche angewandt wird. Diese ist sogar zu entschuldigen, denn viele Musikstücke sind auch nur Rechnungsexempel, abgemessene Formen, hohle Gefäße; je freier, nicht willkührlicher die Form sich ausdehnt, desto mehr verdient das Musikstück den Ruhm organischer Lebendigkeit, desto sichrer darf er eher ein Dichter als ein Redner heißen. Je mehr er aber die Zahlengesetze, also die äußerlichste Nothwendigkeit sich beherrschen läßt, desto sichrer trifft ihn der Vorwurf, daß man nur ein Skelett, kein blühendes Fleisch sehe, daß man das Walten des Verstandes, nicht das der Phantasie wahrnehme, kurz, daß er sich als Knecht, nicht als Gebieter seines Materiales zeige. Ihre Gränzen hat und kennt diese Herrschaft, und weiß sie zu ehren, denn nur wer Gehorsam gelernt hat, wird zur Herrschaft gelangen; der Mangel dieser Anerkenntniß, möge er nun von Unfähigkeit oder von eitlem Trotze herrühren, beraubt das Tonstück, das dann aus zusammengenähten Bruchstücken, oder wüstem Gewirre glücklicher Einfälle besteht, alles Erfolges, hebt seine Wirkung auf. Die musikalische Form ist ihrer Natur nach die idealste die es in den Künsten giebt, der Plastiker, der Maler haben die Muster der ihrigen in der menschlichen Gestalt vor sich, der Tonkünstler muß jene Urform in seinem Gemüthe hegen, daß sie ihn vor Verirrung warne. Wenn man daher von Nachahmung der Natur auch in der Tonkunst spricht, so übersieht man meistens, daß die Natur nur Klänge darbietet, der Ton aber erst als menschliches Erzeugniß aus dem Klingstoffe hervorgeht, daß also nichts Aeußerliches, es wären denn etwa jene Urforderungen, die der erzeugte Ton in den frei mitklingenden ausspricht, in der Ton-

kunſt nachzuahmen iſt, ſondern ein Innerliches, das ſich im Tone als einem Symbol kund giebt. Auch die ſogenannte Tonmalerei als Naturnachahmung kann immer nur als Attribut, als Beiwerk, Schmuck, Mittel des Ausdrucks gelten, und vernichtet, wo ſie zur Hauptſache wird, die freie Schönheit, die des Kunſtwerks Bedingung iſt. Von Hörbarem, wie Donnergetöſe und Vogelgeſang oder Bachesrauſchen, iſt es daher noch leichter zu rechtfertigen als von Nachahmung des Sichtbaren, wie der zackige Blitz, oder die aufgehende Sonne, wobei der kühle Witz es iſt, der ſich an die Stelle des Gemüthslebens ſchiebt, und der ſogleich zu Kleinlichkeiten verführt. So giebt es in Haydns Meiſterwerken neben den tiefſinnigſten Tonmalereien dergleichen Spielereien, die faſt kindiſch erſcheinen müſſen, wenn Haydns naiver Charakter den Hörer nicht verſöhnte.

Indem wir nun auf jene Duplicität der an ein Tonſtück geſtellten Forderungen zurückblicken, ſehen wir bereits, daß die an ſeine nur erſcheinende Seite geſtellte ſelbſt wieder nach Klang und Form ſich ſcheidet; auch die Forderung an den objectiven Inhalt des Tonſtücks ſcheidet ſich und zwar durch den Antheil, den das abſtracte Denken an dieſem Inhalte, welchen wir im Allgemeinen als Gemüthszuſtand bezeichnet haben, nimmt oder verweigert.

Die Unfähigkeit der Muſik, Begriffe zu überliefern, die wir an die Spitze der philoſophiſchen Auffaſſung dieſer Kunſt ſtellten, wird nämlich ebenfalls von vielen Kritikern beſtritten, die in der That bis auf das kleinſte Detail wiſſen wollen, was ihnen die Töne erzählen. Es hat hier um den Inhalt ganz dieſelbe Bewandniß, als vorhin um die Form, deren Symmetrie äſthetiſches Wohlgefallen zu erhalten beſtimmt iſt, aber ſobald ſie Inhalt beſondrer Betrachtung wird, den Geiſt nur als mathematiſches Beiſpiel beſchäftiget. Auch die Welt des Gemüthslebens wird durch das Denken, alſo durch Worte nach ihren eigenen Zuſtänden am Feſteſten beſtimmt, dies geht

dann von selbst weiter zu bestimmteren Vorstellungen und Begriffen, und so findet sich endlich eine gedankliche Beschäftigung ein, welche in dem Tonwerke ihr getreu entsprechendes Abbild zu finden hofft, und also die Kunst geradezu in die Allegorie hineindrängt. In Zeiten des Sinkens einer Kunst, wo man als deren letztes Ziel die Wahrheit anstatt der Schönheit zu nennen beliebt, hält man jenes allegorische Wesen für die Wahrheit der Kunst selbst. Für uns ist längst festgestellt, daß die Allegorie immer das Moment des Vergehens ist, und immer erst dem der Blüthe folgt.

Bis zu solchem Mißbrauche, der die ganze Selbstständigkeit der Tonkunst, ihre geheimnißvolle, mächtige Natur aufhebt, braucht es nicht zu kommen. Das Gemüthsleben sucht allerdings am Denken, also an dem Worte seine Stütze, und äußert sich naturgemäß in Wort und Ton zugleich, also im Gesange. Die gesungenen Worte werden ganz gewiß nichts Andres als den Gemüthszustand aussprechen, sie sind nur Ausdruck eines gefühlten, nicht eines gewußten Inhaltes, wie wir bereits aus dem Unterschiede zwischen musikalischer und logischer Natur des Worts ersahen. Die Läuterung des Gefühles beginnt durch das Aussprechen des Wortes, es gewinnt an Bestimmtheit, es entfaltet sich und durchläuft an der Hand des Gedankens, der es gleichsam vor Verirrung beschützt, so wie die musikalische Form das Schicksal der Töne behütete, die Stufen seiner Entwickelung. Diesen Antheil des Denkens an der Tonkunst, aber nicht einen größeren darf die Philosophie einräumen; überliefert jene doch immer nur unter solchen Bedingungen das Substrat des Begriffes, nicht diesen selbst! Es ist hierdurch die Trennung der Vokalmusik von der der Instrumente nothwendig bedingt, dort die größere Bestimmtheit durch logische, hier durch mathematische Hülfe, weil das Wort bei jener ungefähr leistet, was hier die Zahl. Doch dies kann erst später genauer behandelt werden.

Am Meisten läuft die Tonkunst an ihrem Inhalte Scha-

den zu nehmen, aus der Gemüthswelt in das abstracte Denken, in den kühlen Verstand zu gerathen, Gefahr, wenn dieser Inhalt komischer Natur ist. Die enge Verknüpfung des Tones mit der Lyrik kann er nicht aufgeben, ohne zum leeren Klange herabzusinken. Ernst, Trauer, Andacht sind freilich nicht mit größerem Rechte Inhalt der Lyrik als Freude, Heiterkeit, Jubel. Die Komik in ihrer an das Endliche gewiesenen Thätigkeit und Wirkung geht aber, wie im allgemeinen Theile behandelt wurde, aus der Zuständlichkeit gern so sehr ins Einzelne, daß sie oft nur Verstandesthätigkeit wird, nämlich Witz. Dieser, der Feind des Gefühles beraubt die Tonkunst ihres Elements, nicht geschieht dies durch den Humor, welcher der Grundzug von Beethovens Charakter ist, und den wir als Pol der tragischen Andacht hoch über die Sphäre des Witzes erheben, aber die der Tonkunst gemäßeste Sphäre ist das Komische überhaupt keineswegs. Gerade hier zeigt sich die Kluft, welche jene von der Dichtkunst trennt. Die Töne wollen der Erde entfliehen, und die Seele des Menschen von dieser losreißen. Daher geschieht es, daß gerade das untergeordnete Element der Musik, der Rhythmus der wesentlichste Träger des Komischen ist, während der Ton an sich nur allenfalls lächerlich werden kann, wenn er unschön ist, oder mittelbar eine Association von Vorstellungen bewirkt. Die Franzosen, die Meister des Witzes, haben für ihre komische Oper den Rhythmus, der überhaupt ihre ganze musikalische Schreibart von der andrer Nationen wesentlich unterscheidet, mit großem Erfolge ausgebeutet. Sogar der deutsche Mozart ist in seinem „Figaro" bei einer Stelle aus dem Himmel des Humors in die Sphäre des Witzes herabgestiegen, nämlich wo er die Bemerkungen über die Hörner des Ehemanns durch Hörnerklang bestätigen läßt. Die oben angedeutete zarte Gränze, die der Tonmalerei gezogen ist, wird am Sichersten dann verletzt, wenn nicht mehr ein Gemüthszustand, sondern ein Begriff sich als Inhalt des Tonstücks einfindet.

So gefährlich ist denn dem Inhalte des musikalischen Kunstwerks jenes abstracte Denken, als dem Klange die Tyrannei der Form gefährlich werden kann. Die naturgemäße Aufgabe des Tonwerks ist nun völlig klar, und läßt jetzt die Stellung der Musik zu andern Künsten begreifen. Sie ist der Dichtkunst und der Architektur am Nächsten verwandt. Jener, weil sie ein individuelles Leben ausströmt und mittheilt, mithin Sprache des Menschen ist, und scheidet sich von ihr, weil sie nicht mittelst des Gedankens, sondern des Gefühles das fremde Leben ergreift. Diese nahe Verwandschaft läßt beide Künste so gern Hand in Hand gehn, da beide sich vollständig ergänzen. Das an Begriffen arme, mit Metaphern nicht beladene, dem Verstande gleichgiltige Lied ist von allen Liedern dem Komponisten das liebste. Denn er braucht es zum Boden einer neuen Schöpfung, er befruchtet es neu durch den Ton, und entfesselt seine Lebenskraft. So aber verdankt er auch dem einfachsten Winke des Dichters, daß der Schatz seines eigenen Gemüthslebens dadurch zu einem bestimmten Zustande concentrirt werde, und zur Erscheinung gelange, denn seine Phantasie ist durch das einfache Wort neubelebt worden. Die Verwandschaft der Musik mit der Baukunst, ein in der Solger'schen Schule noch ahnungsvoll und divinatorisch ausgesprochner Satz, in neuerer Zeit dagegen fast ironisch beseitiget, beruhet eben so sehr als die mit der Poesie auf der tiefsten Wahrheit. Auch das Tonstück ist seiner erscheinenden Seite nach ein Gebäude, wenn auch nicht ein im Raume beharrendes. Aeußere und innere Construction lassen sich an diesem gleichsam durchsichtigen Luftgebäude unterscheiden. Symmetrie, die in mathematischen Forderungen begründet ist, waltet in diesem in der Luft verwehenden Bau, wie in dem auf Felsen gegründeten. Dies hat anzuerkennen, wer auch nicht, wie Anhänger der Herbart'schen Aesthetik thun, diese Analogieen in allen Einzelheiten nachweisen möchte, z. B. die Jonische Säule mit der kleinen Terz paart, weil dort das Zah-

len-Verhältniß von Durchmesser zur Höhe mit dem hier durch den Monochord nachgewiesenen übereinzustimmen scheint. Man geräth bei so mathematischem Verfahren in eine Zahlenmystik, welche weder der Philosophie der Kunst, noch der der Natur wesentlich hilft. Ungleich wichtiger ist das zweite Moment, worin Musik und Architektur einander begegnen, die Wirkung, welche primär bei beiden mehr eine subjective als objective ist, nämlich nicht die Ueberlieferung eines Gedankens, sondern die Erzeugung eines seelischen Zustandes, oder wie man gewöhnlich sagt, einer Stimmung. Bei dieser bleibt nun freilich das ästhetische Interesse der Baukunst zuletzt stehn, während, wie wir sahen, die Musik Macht hat den allgemeinen Gemüthszustand in ihrem Verlaufe immer mehr zu particulärer Bestimmtheit zu bringen. So viel mächtiger ist alles Organische als das Unorganische. Diese doppelte und höchst wichtige Analogie der Ton- und Baukunst liegt auch der parallelen Stellung beider Künste in diesem Systeme zum Grunde. An Vergleichungen der Musik mit Plastik und Malerei hat es wohl auch nicht gefehlt, wovon nur soviel wahr ist, daß einzelne Elemente der Kunst, der Rhythmus, der Ton, gewissen Elementen andrer Künste entsprechen. Der Rhythmus gehört der Bewegung und der Ruhe, wie die alten Griechen eifrigst gelehrt haben, und verknüpft Musik und Plastik. Der Ton ist physikalisch betrachtet der Farbe höchst nahe verwandt, was in Beider Wirkung, in dem subjectiven Prozesse der sie entstehen läßt, höchst anschaulich hervortritt, und sie beide zu Symbolen der romantischen Kunst macht. Solche elementarische Analogieen wiegen jedoch die ideellere zwischen Ton- und Baukunst nicht auf.

Die Entwickelung der Tonkunst im Laufe der Weltgeschichte, die aus der einen natürlichen Form entsprungene Vielheit der musikalischen Formen, die Vermehrung der für die Töne benutzten Klangmittel, Alles dieses ist nur als Manifestation der aus der ursprünglichen Einheit des Inhalts,

nämlich des Gemüthszustandes, entsprungenen Vielheit von Gefühlen oder Zuständen zu betrachten. Die tiefste Innerlichkeit des individuellen Lebens also legt ihren eigenen geschichtlichen Verlauf in der Geschichte der Tonkunst dar, und enthält den Schlüssel zu deren wahrem Verständniß. Die Gleichzeitigkeit ihres Auftretens und ihrer Entwickelung mit der Malerei, schon durch die physikalische Verwandschaft zwischen Ton und Farbe erklärbar, gewinnt ihre wahre Bedeutung durch die gemeinschaftliche ursprüngliche Bestimmung beider Künste der christlichen Religion als Mittel des Cultus zu dienen, da bei demselben, der christlichen Idee gemäß, das Aufschließen der innersten Tiefe des menschlichen Herzens nächstes und heiligstes Bedürfniß war. Noch unmittelbarer als die Farbe diente der ausgehauchte Ton diesem Bedürfnisse, und wurde dessen sinnlicher Ausdruck, wie die plastische Form bei den Hellenen dieselbe Aufgabe zu erfüllen hatte. Unter den romantischen Künsten mithin tritt die Musik in eben dem Maaße als unter denen der Antike die Sculptur in den Vordergrund, giebt, wie dort diese, dem Ideale die gemäßeste sinnliche Bestimmtheit. Die Musik der vorchristlichen Zeit, ihre Schicksale bei den Hellenen, erst gar bei den Aegyptern, Indern und Chinesen mag immerhin Gegenstand besondrer sich in fruchtlose Hypothesen stürzenden, und verwirrenden Forschung sein und bleiben, vom ästhetischen Standpunkte aus erscheint sie, als nur noch in Beschreibung oder in abstracten Zeichen vorhanden, als durch kein lebendiges Band mehr mit unserem Bewußtsein verknüpft, todt, während, was für uns jetzt als Musik existirt, sich seinem Entstehungsprozesse nach bis in die ersten christlichen Jahrhunderte verfolgen läßt. Da treffen wir diese Kunst in enger Verknüpfung mit dem Cultus, und mit demselben sich ausbreitend, durch ihre Erzeugnisse selbst erst wieder den Stoff für eine Tonwissenschaft bereitend. Das religiöse Bedürfniß bildet zunächst die harmonische, nicht die rhythmische Natur des Tones in einfachen Melodieen heraus,

deren Organismus an innrer Mannigfaltigkeit gewinnt, sobald diese rhythmische Natur neben jener ihr selbstständiges Recht fordert. Im weitesten Sinne genommen, stellt der musikalische Rhythmus, und dessen Zügelung im Taktgesetz, die Macht des sinnlichen Denkens, dem flüchtigen subjectiven Tone objective Dauer zu verleihen dar, und zieht daher das Irdische immer mehr in den Kreis des Göttlichen herein. Wir haben das Musikstück oben aus der gleichzeitigen Verbindung mehrer Tonreihen, oder Melodieen entstehen sehen; der Organismus des Musikstücks wird um so reicher und zusammengesetzter, je mehr der rhythmischen Bewegung nach seine einzelnen Tonreihen von einander unterschieden sind. Das abstracte Denken drängt sich hiermit in das künstlerisch naive Schaffen ein, ein Gegensatz, den die freie Genialität erst spät sich völlig unterworfen hat. Wenn man wie in der Geschichte europäischer Bildung auf vielen Gebieten insbesondre dem religiösen geschehn muß, die germanischen den romanischen Völkern gegenüber stellt, so ergiebt sich zwar, daß auch in der Tonkunst die romanischen mehr dem sinnlichen, die germanischen mehr dem abstracten Gedanken, jene mehr dem objectiven sinnlichen Reize, diese der geistigen Subjectivität in ihren Tönen gehuldigt haben, aber auch, daß es, obgleich nur in ganz kurzem Zeitraume, den Germanen vorbehalten war, die Aufhebung dieses Gegensatzes in der Tonkunst wirklich zu vollziehen. Die klingenden Mittel, welche zur Erzeugung des Tones verwandt wurden, verrathen am Ersten die Schwankungen, welche das musikalische Ideal in tausendjährigem Zeitraume zu durchlaufen hatte. Ein verschiedenes Verhältniß zu dem Tone nimmt der ihn hervorbringende Mensch ein, insofern er sich dazu des eigenen Leibes, nämlich der Kehle, oder insofern er sich eines äußerlichen Instrumentes bedient. Die Instrumentaltöne, ursprünglich nur menschlichen Gesang, oder auch, wie bei Märschen und Tänzen, menschliche Bewegungen zu leiten und zu stützen be-

stimmt, waren nur accessorischer Natur, man durfte höchstens sie dem plastischen Verhältnisse des Gewands zum nackten Leibe gemäß auffassen. Will man lieber der Malerei das Gleichniß entnehmen, so verhielt sich das Instrumentenspiel zum Gesange, wie der Hintergrund, etwa die Landschaft zu dargestellten menschlichen Gestalten. Die Möglichkeit mittelst der Instrumente schneller verklingende Töne als mittelst der Menschenstimme hervorzubringen, verleitete die Phantasie unstreitig zuerst zu gefühlsleeren, nur ersonnenen nicht empfundenen Tonfiguren und Spielereien, zur Absonderung der instrumentalen Musik als selbstständiger Kunstübung.

Solche Mittel mußten willkommen sein in der Epoche, wo die gesammte Tonkunst neben der Anbetung des Heilands der Welt auch bereits menschliche Freuden und Leiden, kurz die ganze Zuständlichkeit des menschlichen Lebens zum Inhalte nahm. Die Lyrik durchläuft diese gesammte Zuständlichkeit, die Musik aber legt nach diesem Vorgange sogleich auch die Bestrebung an den Tag, die Epik, oder die Darstellung der Objectivität zu übernehmen. Der Gesang, bisher nur unmittelbare Aeußerung der innersten Subjectivität, wurde zur Lösung jenes Verlangens durch Erfindung des Recitativs zuerst befähigt. Ein solcher Gesang, dem gesprochenen Vortrage sich nähernd, konnte äußerliche Begebenheiten erzählen, beschreiben, und dem Zuhörer einen bestimmten Standpunkt zur Auffassung der nachfolgenden Gefühlsäußerung geben. Dies vorausgeschickt, lag sogleich auch die dramatische Möglichkeit der Musik nahe. Das Oratorium, dann das lyrische Drama, am Ende des 16ten Jahrhunderts erfunden, bringt die Objectivität subjectiver Empfindungen und Zustände wirklich hervor, und wenn auch das musikalisch dargestellte Object immer durch die subjective Empfindung hindurchgegangen sein muß, bevor es als freie Tongestalt ein ideales Leben haben kann, so war der Musik doch nunmehr die umfassende Aufgabe anvertraut, von menschlichen Individualitäten ein objectives, charakteristi-

sches Bild zu liefern. Sie trat in alle rein menschlichen Zustände als Theilnehmerin ein, und erlebte eben durch die Mannigfaltigkeit dieses Inhalts die größten äußerlichen Veränderungen. Je mehr in das Privatleben sie eintrat, desto schneller mußte sie der Willkühr des subjectiven Wohlgefallens dienstbar werden. Die Trennung der Instrumental- von der Vokalmusik insbesondre wurde hierdurch immer mehr befördert.

Die menschliche Sinnlichkeit verlangte größere Mannigfaltigkeit des Klingstoffs als menschliche Kehlen liefern, und befriedigte sich in der Vervollkommung der Instrumente, und der Erweiterung ihres Spieles. Die Einheit des Tonkolorits wurde durch das bunte Spiel der Klangfarben verdrängt. Ein neues Interesse, das an Naturphänomenen, kam auf diesem Wege in die Kunst, denn nicht blos der Ton, sondern dessen natürliche Bestimmtheit, seine Klangfarbe, begründete dasselbe. Der Phantasie eröffnete sich ein ganz neuer Spielraum, eine weite Möglichkeit von Combinationen nicht blos der Töne, sondern der Klänge; zugleich wurde der Willkühr, dem nur abstracten Verkehr mit den Tönen durch die Emancipation des Instrumentenspiels auf doppelte Weise Vorschub geleistet: einmal dadurch, daß die objective Natur des Mittels, oder des bestimmten zur Tonbildung angewandten Instruments, die Freiheit des Menschen bei dieser Hervorbringung beschränkte, und dann dadurch, daß mit der Trennung des Tones vom Worte, woran bei dem Gesange dieser immer gebunden war, die Möglichkeit seinen Inhalt logisch aufzufassen verloren ging, und für das reine Denken hiermit nur höchstens seine mathematische Natur übrig blieb. Unter solchen Bedingungen mußte die Instrumentalmusik für die, zu keinem Gedanken concentrirte, in Worten mithin noch nicht äußerbare Zuständlichkeit der Seele, kurz für die freieste Aeußerung der Subjectivität das willkommenste aller künstlerischen Mittel sein. Man sieht, daß es ziemlich dieselben Bedingungen sind, wodurch die Landschaftsmalerei sich den Eintritt in die Kunst-

welt bahnte. Auch ſie, im Gebiete des Sichtbaren, übernahm den vollſtändigſten Ausdruck ſubjectiver Empfindung. Auch ſie befreite ſich nur von der früheren Beſtimmung menſchlichen Geſtalten zum Hintergrunde zu dienen, und iſt wie die Inſtrumentalmuſik dem germaniſchen Geiſte verwandter als dem romaniſchen. Doch iſt dieſe ideale Ausgleichung vielleicht allein Mozart gelungen. Meiſtens ſchwankt das Zünglein der Wage; und wie in Landſchaften man menſchliche Figuren nur als Staffage bemerkt, ſo giebt es Muſikſtücke für Geſang und Inſtrumente, worin dieſe die Hauptſache ſind, und die Menſchenſtimme nur einen ähnlichen Rang wie dort die Staffage einnimmt.

Mit dem erſten ſelbſtſtändigen Auftreten der Inſtrumentalmuſik war die Loſung zu dem Wettſtreite mit der Menſchenſtimme gegeben, die jener nothwendiglich zuerſt als Muſter diente. Die einfachen, die zwei- und mehrſtimmigen Sätze, vom Liede bis zur Fuge, wurden von jener nachgeahmt, aber bei der ihr geſtatteten ausgedehnteren Wirkſamkeit erweitert. Ihre einfachſten Anfänge in Märſchen und Tänzen wurden in dieſe Erweiterung hineingezogen, und dadurch viele neue muſikaliſche Formen der mannigfachſten Art hervorgebracht, welche denen der Geſangmuſik gegenüber eine eigene Sphäre ausbildeten und behaupteten. Die Formen der Suite, der Variationen, der Sonate, waren ihr eigenthümlich; einſtimmig, oder von zwei- und mehrſtimmiger Beſchaffenheit, traten ſie als Solo, oder als Duett, Quartett, Concert, Symphonie, immer reicher an Klangmitteln, und daher immer ungebundener und kühner hervor. Der von dem einfachen oder Wechſelgeſange, von der lyriſch-dramatiſchen Natur deſſelben entlehnte Grundzug des Wechſelgeſprächs, der Selbſtſtändigkeit aller gleichzeitig wirkenden Inſtrumente, als gleichſam von vielen mit einander in Handlung und Verkehr tretenden Perſonen, erblaßte immer mehr, indem der Zuſammenklang, mithin nicht ſowohl die einzelnen Charaktere, als vielmehr

deren gegenseitiges Verhältniß, das was in Epos und Drama „Situation" genannt zu werden pflegt, das Hauptintereſſe erweckte. Auch dieſe Vorliebe hat ihre ideale Seite. Die ſogenannte ſymphoniſche Gattung, der polyphoniſchen gegenüber, iſt aus einem unbeſtimmten Schwelgen im Naturgenuſſe, aus einem gewiſſen Pantheismus des Gefühls hervorgegangen, und es iſt keineswegs zufällig, daß Beethoven mit der Naturphiloſophie gleichzeitig auftritt, und wie dieſe ſelbſt wieder in leere Abſtraction und Materialismus zu zerfahren droht, ſo haben Beethovens Nachfolger ſich in abſtracte und ſinnliche Behandlung der Töne und Klänge getheilt. Wenn einige die Muſik, ihrem Weſen nach, dadurch vernichten, daß ſie ihr logiſche Gedanken aufzwingen wollen, ſo thun es die andern indem ſie mit dem ſinnlichen Wohlklange gleichſam einen unehrbaren Handel treiben.

Die Kunſtgeſchichte, nicht die Aeſthetik, hat den hier angedeuteten Verlauf an einzelnen Thatſachen näher nachzuweiſen, denn wer ſich das Eingehen in das poſitive Detail, in die Notenſchrift erſparen will, wird ſtets nur zu einem eingebildeten Verſtändniſſe kommen, weil nur das Erleben das Mittel zum wahren Wiſſen iſt. Jene hiſtoriſche Darſtellung iſt durch den beſondren Umſtand erleichtert, daß auf einen Genius, Mozart, als auf den Punkt der Blüthe ſich das ihm Vorhergegangene ſämmtlich bezieht, und in ihm alle Gegenſätze in dem welthiſtoriſchen Gange der Kunſt ſich vereinigen, ſo daß er uns das reine Ideal der Tonkunſt perſönlich verwirklicht, eine Eigenthümlichkeit der Geſchichte dieſer Kunſt, welche ſie von der aller übrigen Künſte weſentlich unterſcheidet, ſelbſt von der der Malerei, obgleich Rafael mit Mozart oft verglichen worden iſt. Wenn übrigens im Laufe der Kunſtgeſchichte verſchiedene Gattungen des muſikaliſchen Styles, nach der Beſtimmung des Muſikſtücks für die Kirche, für das Haus, für die Volksbühne angenommen zu werden pflegen, ſo kann die Philoſophie dieſe Eintheilung nicht als

durchgreifend annehmen, da schon die Vergleichung der protestantischen mit der katholischen Kirchenmusik, z. B. der dramatischen Lebendigkeit in Bachs Passionsmusik mit der reinen Lyrik des Palästrina, deren beiderseitiger Inhalt doch die tiefste religiöse Wärme und Andacht ist, jener Eintheilung widerspricht. Die Tonkunst ist in ihren höchsten Erzeugnissen entweder rein lyrisch, oder dramatisch-lyrisch. Die fernere, auf den Unterschied von Klang und Ton sich gründende Eintheilung, die wir in der Trennung der Instrumentalwirkungen vom Gesange verwirklicht fanden, entspricht in diesem besonderen Kunstgebiete nur scheinbar dem in der Totalität der Künste aufgezeigten Unterschiede des antiken und romantischen Ideals, weshalb man aber gerade in der Musik einzelne Meister zum Unterschiede von andern „Romantiker" genannt hat. Das Hereinziehen der auf Allgemeines anwendbaren Kategorieen in das Besondere hat schon oft mehr verwirrt, als verständigt. Man wäre hier z. B. dann genöthigt, von Romantik im Allgemeinen und im besonderen Sinne zu sprechen, womit man gewiß für das Verständniß des Ganzen nicht viel erreicht hätte. Der Gegensatz zwischen Klang und Ton ist kein absoluter, da Klang den Ton und dieser jenen enthält, absolut aber ist der zwischen Form und Farbe oder zwischen der nur sichtbaren Körperbewegung und dem nur hörbaren Klange. So wäre denn ein absoluter Gegensatz zwischen Gesang- und Instrumentalmusik ein Unding, eine durch die Abstraction hervorgebrachte Trennung, welche weiter nichts als die Zerstörung des ganzen musikalischen Ideals bezweckte. Ganz das Nämliche würde obwalten, wenn von der Malerei gefordert würde, daß Zeichnung und Colorit getrennt in Wirklichkeit treten sollten. Zeichnung kann ohne Colorit bestehen, (und doch braucht auch sie des Gegensatzes von Hell und Dunkel um zu existiren,) das Colorit ohne Zeichnung wäre nichts als Naturphänomen, als inhaltloses, sinnlich reizendes Farbenspiel. Als die Frescofarben den Oelfarben wichen, erging

es der Malerei gerade wie später der Musik, als die gesungenen Töne den Streit mit denen der Klanginstrumente zu bestehen hatten. Der alte Satz „das Wesen der Musik sei der Ton" bewahrt am Sichersten vor dem Mißverständnisse, als könne ein Ideal der klingenden, gegenüber dem der gesungenen Musik bestehen.

Von größerer Wichtigkeit für die Zukunft der Tonkunst, oder der jetzt herrschenden musikalischen Weltsprache, als die zwischen Klang und Ton hervorgetretene Differenz ist das in ihr enthaltene allgemeine rhythmische Element. Sein Schicksal in der Romantik ist überhaupt das der Unterordnung gewesen, wie schon aus dem Vergleiche romantischer und antiker Versmaaße hervorgeht. Vom Rhythmus in weiterem Sinne wird im nächsten Abschnitte zu handeln sein; was sein Verhältniß zur Tonkunst betrifft, so ist höchst wahrscheinlich, daß es einstmals bereits eine weit größere Bedeutung als gegenwärtig hatte, obgleich die Möglichkeit positiver Kenntniß der Thatsachen in dieser Hinsicht fehlt. Die asiatischen Völker, z. B. die Zigeuner, die europäischen Slaven sogar haben bis heute ein höchst bestimmtes rhythmisches Gepräge in ihren Tänzen bewahrt, das die neuere Tonkunst gern benutzt. Wenn die instrumentale Gattung derselben schon als ein Streben nach größerer Freiheit der rhythmischen Bewegung angesehen werden muß, so läßt sich darauf die Vermuthung gründen, daß nachdem nun durch tausend Jahre die harmonische Natur des Tones so vielfach, in, wie es scheint, allerdings unerschöpflichen Combinationen ausgebeutet worden ist, auch seine rhythmische Natur immer größere Freiheit in Anspruch nehmen werde. Sollte dies wirklich dereinst der Fall sein, so würde mit jenem Uebergewichte eines bisher untergeordneten Elementes allerdings eine neue Kunst, von ganz anderem idealem Inhalte als unsre heutige Tonkunst zur Wirklichkeit gelangen. Mehr als eine solche Andeutung ist der Philosophie, deren Aufgabe niemals die Weis-

fagung ist, nicht gestattet. Sie hat, wenn sie den unendlichen Schatz der existirenden Tonwerke durchdringen, die wahre Bedeutung des einzelnen gegen die Mißverständnisse des Zufalls sichern will, ohnedies eine schwierigere Aufgabe als auf irgend einem andern Kunstgebiete.

VIII.

Die Kunst der Gebehrde.

Bewegung ist nicht blos hörbar, sondern auch sichtbar, und hierin die Möglichkeit einer Kunstäußerung des Menschen nicht blos durch hörbare, nämlich durch lufterschütternde Bewegung, wie im Gesange, sondern auch einer solchen, welche die sichtbare Bewegung seines Leibes zum Mittel nimmt, gegeben. Der herkömmliche Name „Tanzkunst" reicht, da er sich nur auf die Füße zu beziehen und die Mannigfaltigkeit körperlicher Bewegungen nicht zu erschöpfen scheint, allerdings nicht aus, und müßte mit dem weniger üblichen Namen „Kunst der Gebehrde" vertauscht werden. Die Griechen unterschieden indessen Orchestik und Mimik, obgleich, streng genommen, Beide unter denselben philosophischen Begriff fallen.

Alle Aeußerungen des Menschen können als Sprache aufgefaßt werden; die Wortsprache ist Boden der Dichtkunst, die Tonsprache der Musik, die Zeichensprache der Gebehrdenkunst. Je abstracter die menschliche Bildung, je logischer seine ganze Natur wird, desto weniger verwendet er das sichtbare körperliche Zeichen zur Mittheilung. Das dienstwillige Wort genügt ihm überall, er beherrscht es unbedingt. So lange nur auf dem Standpunkt der Sinnlichkeit er sich befindet, so lange ist jene Gliedersprache ihm die zugänglichste, und aus-

druckswilligste. Sie ist an Zeichen reich, und sogar an solchen, die überall verstanden werden, nicht erst eines Schlüssels bedürfen, wodurch das Uebergewicht ihrer allgemeinen Bedeutung im Vergleiche mit der seit uralter Zeit in außerordentliche Verschiedenheit zersplitterten Wortsprache bereits deutlich wird. Kopf, Arm und Bein dienen als vielseitiges Mittel, noch bestimmter das wesentliche Organ der menschlichen Handlungen, die Hand, und die Theile des Gesichts, um Andern Mittheilungen zu machen. Als Grundzüge dieser mannigfaltigen Beweglichkeit nehmen wir die stärkere oder schwächere Bejahung und Verneinung, das Heranziehen und Abstoßen, das Suchen und Fliehen eines Objectes wahr, Aeußerungen, die sich auf die Kategorieen der Lust und Unlust, als deren unfreiwillige Manifestation wir Lachen und Weinen bezeichnet haben, zurückführen lassen. Aeußerung subjectiver Zuständlichkeit zeigt sich bald als nur eine Seite der Gebehrdensprache, dieselbe zieht sogleich objectiven Inhalt in sich herein; der drohende Zeigefinger, die Kniebeugung und die gefalteten (auf allen Widerstand verzichtenden) Hände sind immer noch Aeußerungen eines bestimmten Verhältnisses des Menschen zum Menschen, die Gewandheit eines Taubstummen im Gebrauch seiner Glieder geht bis zur Ueberlieferung erfüllter Thatsachen, zur Erzählung von Begebenheiten. Irgend symbolischer Zusammenhang zwischen dem geistigen Inhalte und gewissen dem Menschen natürlichen Bewegungen findet unstreitig Statt, und ist auf logischem Wege oftmals leicht herzustellen. Der Zornige z. B. wünscht einen Gegenstand durch Entfesselung seiner Wuth zu vernichten, weshalb er auf den Tisch mit der Faust schlägt, oder die Erde mit dem Fuße stampft, nur soll die Philosophie gewisse Urphänomene, wie z. B. das Kopfneigen als Zeichen der Bejahung, und das Kopfschütteln als Zeichen der Verneinung lieber ohne Weiteres anerkennen, als die Erläuterung des Zusammenhangs mit ihrem geistigen Inhalte versuchen. Ist man doch bei vielen ganz unmittelbaren sinn-

lichen Aeußerungen des geistigen Lebens, wie Lachen und Weinen, Schamröthe, Schattirungen des Augenglanzes, u. s. w. bereits genöthiget sie als Urphänomene aufzufassen. Die Art der Gebehrde, im Ganzen aufgefaßt, wird endlich besonders für den Geschlechtsunterschied bedeutsam. Kleinere Verhältnisse, weichere Uebergänge unterscheiden die des Weibes von denen des Mannes, die Anmuth von der Kraft.

Diese Thatsachen sind die Voraussetzungen der Gebehrdenkunst. Der menschliche Leib ist das unmittelbare Werkzeug zum sichtbaren Ausdrucke geistigen Zustandes, und geistiger Thätigkeit, sowohl der wollenden, als denkenden. Nur für das abstracte Denken, zu dessen Ausdrucke das laute Wort bestimmt ist, gewährt die sichtbare körperliche Bewegung höchstens ein dürftiges Ausdrucksmittel, da das Schreiben, als nicht mehr unmittelbare Aeußerung, sondern nur Mittel zur Ueberlieferung des abstracten Wortes, nicht hieher gerechnet werden kann. Daß auch das abstracte Denken unwillkührlich sichtlichen und sogar bleibenden Ausdruck, namentlich in den Stirnmuskeln, und sogar in den Stirnknochen sucht, gehört wegen der völligen Unbestimmtheit dieser Aeußerungsweise nicht mehr hieher. Aber alle erhöhte Zuständlichkeit des Menschen, die Leidenschaft, der rasche Wechsel des Gefühles, geht schnell und willig in Gebehrde über. Die Kunst der Gebehrden beruht hiernach auf der Subjectivität, obgleich sie objective Gebilde hervorbringt, und ist der Musik näher verwandt, als den bildenden Künsten. Das Ideal der Gebehrdenkunst ist, obgleich an das Moment der Sichtbarkeit gebunden, mit dem der Musik insofern identisch, als es unmittelbares Erscheinen des individuellen Lebens, nicht sowohl in der That, als in der Thätigkeit ist. So wie der Ton, so ist auch die Gebehrde als Erscheinendes, nicht als Erscheinung aufzufassen.

Ausbildung aller menschlichen Gliedmaaßen zum freien, nämlich durch zurückgebliebene Entwickelung keines einzelnen Gliedes mehr gehemmten bestimmungsmäßigen Gebrauche des

ganzen Leibes ist das wesentlichste Mittel für die Leistungen einer nur bei einzelnen Völkern, unter günstigen Bedingungen zur Reife gelangten Kunst. Schönheit des menschlichen Leibes, die erste dieser Bedingungen, und weiter die klimatischen, das körperliche Gedeihen überhaupt begünstigenden Verhältnisse, war, wie sich uns schon aus der Betrachtung der Plastik ergab, ein natürlicher Schmuck der Hellenen, eine Thatsache, worauf wir die Folgerung gründen, daß auch sie es waren, denen die Blüthe der Gebehrdenkunst zur Wirklichkeit zu bringen vergönnt war. Bei der unserem Geschlechte mangelnden sinnlichen Erfahrung von jenen Leistungen, ein Mangel, der überhaupt nur ihre dichtende und bildende Kunst nicht trifft, sind wir nur auf Vermuthungen und Schlüsse angewiesen. Vor allen Dingen die vorhandenen Werke der Sculptur liefern uns den Beweis von der ebenmäßigen, schönen Entfaltung des menschlichen Leibes in Hellas. Ohne den Reichthum lebendiger Muster, wie hätte eine solche Fülle plastisch-idealer Gestalten erzeugt werden können? Ferner enthalten die griechischen Schriftsteller neben begeisterten Aeußerungen über ideale Bedeutung der Gymnastik bestimmte Nachrichten genug über deren Verwendung zu mannigfachen, sämmtlich unter die hier angegebene Kategorie fallenden Kunstleistungen. Sie weisen den engsten Zusammenhang mit dem ganzen hellenischen Leben, eine nationale und religiöse Basis nach; die körperlichen Kunstleistungen sind Ausdruck der Gottesverehrung, wie des Nationalgefühles. Den Gott verehrten Kampfspiele und Tänze, denn wie er selbst in idealer menschlicher Gestalt gedacht war, so konnte er auch nur durch die Bestrebung die menschliche Gestalt immer reiner, vollständiger zu entwickeln, und selbst dem Ideale näher zu bringen würdig gefeiert werden, und feierten bedeutende vaterländische Ereignisse, namentlich über den Feind errungene Siege. Sollen nun diese verschiedenen körperlichen Kunstleistungen unter einen allgemeinen Begriff gebracht werden, so kann es

nur der des Rhythmus ſein, der, ſprachlich betrachtet, einen tieferen philoſophiſchen Urſprung verräth, als unſer deutſches Wort „Bewegung.“ Rhythmus heißt Fluß, ſtammt von dem Zeitworte, das fließen heißt, und drückt das ſtetige Ineinandergehen getrennter Zeitmomente aus. Wir haben davon im Abſchnitte von der Muſik, ſo weit er die Kunſt der Töne angeht, gehandelt; die Töne, als nach Höhe und Tiefe von einander verſchieden, ſtellen dieſer ihrer weſentlichen Natur nach dem Rhythmus ſich einigermaaßen hemmend in den Weg, weil ſie nicht in einander verſchwimmen, ſondern als Einzelnheiten gelten wollen, ſie ſind in dem, was wir als Muſik kennen, die Hauptſache, und halten das rhythmiſche Element nieder. Bei den Hellenen, ſo müſſen wir vermuthen, hat umgekehrt der Rhythmus die natürliche Qualität des Tones beherrſcht, und daher bleibt für unſre Auffaſſung nur übrig, das was die griechiſchen Schriftſteller Muſik nennen, nicht ſelbſtſtändig, ſondern nur als integrirenden Theil der weiten rhythmiſchen Kunſt, ja als Dienerin der Gebehrdenkunſt gelten zu laſſen. Was heute Melodie, Geſangweiſe eines Liedes heißt, nennen die alten griechiſchen Muſikgelehrten, deren älteſter uns erhaltener, Ariſtorenus, auch erſt zur Zeit Alexanders lebt, νόμος Geſetz. Daß nun ein ſolches beſtimmtes hörbares Geſetz, welches den Vortrag eines Gedichtes leitete, vielmehr rhythmiſch gegliederte als harmoniſche Eigenthümlichkeit gehabt habe, iſt die nothwendige Folge jener Vorausſetzung. Daß im Altdeutſchen für das Wort „Weiſe,“ oder Melodie durchaus nur das einfache Wort „Ton“ gebraucht wird, verräth eben ſo ſehr, daß für das Mittelalter die harmoniſche Natur des Tones wichtiger als die rhythmiſche war. Der Rhythmus, inſofern er in der Anwendung auf die Töne ſich künſtleriſch bewährt, beſchäftigt uns im gegenwärtigen Abſchnitte nicht mehr, wir haben es nur mit ſeinem ſichtbaren Erſcheinen zu thun.

Der Vorrath der körperlichen Kunſtleiſtungen theilt ſich

ſogleich nach dem Gegenſatze von Bewegung und Ruhe, ſo zwar, daß für das Moment der Ruhe das Gewordene, nicht das Werden, das Bild, nicht das Bilden übrig bleibt. Statt „Bild" möchte man eher das freilich mehrdeutige Wort „Bildung" brauchen, weil es doch ein lebendes, ein durch das innere Leben hervorgebrachtes und feſtgehaltenes Bild, alſo ſelbſt im ruhigen Momente Erſcheinung nicht äußerlicher, ſondern immanenter Thätigkeit iſt. Am Brauchbarſten zur Bezeichnung eines ſolchen Bildes iſt nun der Ausdruck „Stellung", welcher der Bewegung gegenüber ziemlich das Verhältniß des Klanges zum Tone bezeichnet; die klingende Kehle iſt das Mittel zur Schöpfung des Tones, die Stellung das Mittel zur freien Entfaltung der Gebehrde, die wieder in jene zurückgeht.

Die körperliche Bewegung ſelbſt bietet den weſentlichſten Unterſchied dar, inſofern dieſelbe ſubjectiven oder objectiven Inhalt zu äußern hat, inſofern der Menſch darin nur ſeinen erhöhten Zuſtand, oder den Inhalt ſeiner Gedanken und Entſchlüſſe ausſpricht, dort alſo der lyriſchen, hier der dramatiſchen Poeſie verwandt. Jene Bewegung kann füglich nur in Töne, dieſe kann in Worte überſetzt werden, aus jener iſt die Orcheſtik (Tanzkunſt) aus dieſer die Mimik hervorgegangen.

Raſche Bewegungen verkünden erhöhtes Lebensgefühl, am Meiſten das Springen, das in dem Tanze ſein künſtleriſches Maaß und Geſetz findet. Der griechiſche Name ὄρχησις mag wohl Tanz nur in mimiſchem Sinne bedeutet haben, da der Raum vor der Bühne, auf dem der Chor bei der Tragödie unſtreitig ſich überhaupt mimiſch bewegte, und nicht blos tanzte, ὀρχήστρα hieß. Die mimiſche Natur miſcht ſich unwillkührlich in den Tanz, ihm einen ſymboliſchen Charakter verleihend. Doch bedarf er ihrer nicht, ſondern findet ſeine weſentlichſte Eigenthümlichkeit in dem langſameren oder ſchnelleren, immer nach beſtimmtem Geſetze geregelten Rhythmus. Er unterwirft ſeine Leiſtungen, damit ſie künſtleriſche

Vollendung erreichen, dem abſtracten Zeitmaaße, dem wir ſchon in der Muſik begegneten, dem Takte. Die Freiheit iſt hierin zu der Nothwendigkeit zurückgekehrt. Für unſre Vorſtellung wenigſtens wird ein alles Zeitmaaßes entbehrender Tanz nur ein verwirrtes Bild, wilder Ausdruck der leidenſchaftlichen Erregtheit, kein künſtleriſches Ganze darbieten. Der Tanz zeigt in ſeinen Bewegungen, was die Baukunſt in Ruhe aufzeigt, mathematiſche Formen, gerade und krumme Linien, und um die Willkühr der darin ſich offenbarenden Subjectivität vor deren Verletzung zu bewahren, wählt er ſich ſelbſt überall die Muſik zur Stütze. Die Muſik wirkt hier theils nur als berauſchend durch das Klangmaterial, theils, und hauptſächlich als leitend, durch das hörbare Taktgeſetz, wodurch ſie dem Tänzer zu Hülfe kommt. Selbſt die uncultivirteſten Völker Afrika's und der Südſeeinſeln kennen den Tanz, wenn auch nur bacchantiſches Gewühl, und pflegen ihn als nationales Eigenthum, nicht aber ohne ihn mit irgend einem muſikähnlichen Geräuſche zu begleiten. Die europäiſchen Völker bewähren gerade in den Rhythmen des Tanzes ihre Verſchiedenheit; die böhmiſche Polka wie der polniſche Krakowiak, die galante Menuett und Quadrille des Franzoſen, der ſinnliche und doch maleriſche Fandango des Spaniers, der zärtliche und beſonnene Walzer des Deutſchen verrathen etwas von der nationalen Gemüthsart. Bei den modernen Europäern bleibt er nun bei dieſer Bedeutung ſtehen. Seine Idealität iſt immer nur eine untergeordnete, durch die Geſchlechtsluſt bedingte. Bei den alten Hellenen hatte der Tanz eine hohe, eine wahrhaft ideale Bedeutung, nämlich die, Ausdruck des Gottesdienſtes zu ſein. Dieſe iſt verſchwunden; die chriſtliche Kunſt hat den Ton, nicht den freien Rhythmus zum weſentlichen Ausdrucke des Cultus verwandt; warum gerade jener dem chriſtlich religiöſen Bedürfniſſe entſprach, wiſſen wir bereits, und eben ſo bekennt der helleniſche Tanz nur äußerlich eine geſammte religiöſe Weltanſicht, die ideale Würdigung

der Schönheit des menschlichen Leibes. Die Tänze der indischen Bajaderen, die vieler wilden Völker enthalten noch heute nichts Andres als Gottesverehrung. Die Entwickelung der christlichen Religionslehre, allein die Cultur des Geistes begünstigend, führte die bei den europäischen Völkern häufig wahrnehmbare Vernachlässigung der leiblichen Cultur herbei, wobei noch gegenwärtig merkwürdige Unterschiede sich darbieten, durch Lebensweise und klimatischen Einfluß bedingt. Die romanischen Völker in Hinsicht dieser Cultur übertreffen nämlich und nicht zufällig die ohnedies ruhigeren, zu innerlicher Selbstbeschauung geneigteren Germanen. Schleiermacher hat an das Verbot des Tanzes unter den Puritanern in England als bedeutsam erinnert.

So sehr der Tanz des Taktes bedarf, so sehr hängt sein Werth davon ab, daß er dieses Gesetz nur in die volle Lebendigkeit des sichtbaren Rhythmus übersetze und es nicht in seiner abstracten Nüchternheit vor Augen stelle. Die Freiheit des Tänzers darf über dem Regelzwange, dem er sich unterwirft, nicht verloren gehen. Die moderne Bildung, diese Prinzipien erkennend, trennte, um den idealen Tanz zu pflegen, ihn von dem Volksleben, und machte ihn zur objectiven Kunstleistung, zum Ballette. Die Begründung der Theaterwelt hatte daran den wesentlichsten Theil, die Entfaltung der Instrumentalmusik kam ihm zu Hülfe, Bekanntschaft mit der hellenischen Literatur und Mythologie verschaffte ihm objectiv darzustellenden Inhalt. Luxus der Machthaber, nicht Volksbedürfniß, erschuf das Ballett, daher es ziemlich gleichzeitig mit dem Regierungsgrundsatz Ludwigs XIV. von Frankreich in die Welt tritt. Unter allen Arten der von der Bühne gebotenen Unterhaltungsmittel zeigte das Ballett den bestehenden Widerspruch zwischen der Kunst und dem Leben schon durch den wichtigen Umstand auf, daß die Unbrauchbarkeit der allgemein üblichen Kleidertracht gebildeter Leute für ideale Zwecke ins helle Licht gestellt wurde. Die körperlichen Umrisse, durch über-

flüssige Gewänder belastet und verunstaltet, sollten nun an dem Tänzer doch sichtbar werden, ein Zweck, dem das aus den alten Ueberlieferungen gekannte hellenische Costüm entgegenkam. Die Nacktheit der antiken Göttergestalten wurde wenigstens so täuschend als möglich nachgeahmt, und absichtlich kaum halb verhüllt. So konnte nicht ausbleiben, daß der leerste sinnliche Reiz sich in den öffentlichen Antheil an Ballettänzen zum Schaden rein künstlerischen Wohlgefallens mischte, und einen noch nicht überwundenen Zustand herbeiführte, welcher mit dem der hellenischen Orchestik gar nicht verglichen werden kann. Hierzu kam, daß das Ballett die Sucht des Einzelnen, vor Anderen zu glänzen, den Beifall von dem Ganzen auf sich zu lenken, mithin die Virtuosität begünstigte, und, als unvermeidliche Folge, was ursprünglich Ausdruck eines erhöhten, leidenschaftlichen Zustandes gewesen war, zur leeren Fertigkeit, zum inhaltlosen Formenspiele herabdrückte. Um die ganze Kunstgattung in höherer Stufe zu erheben, war das Mittel der Abstraction, gerade wie bei der Musik die Notenschrift dasselbe vertritt, nothwendig, und wurde in der Choregraphie gefunden, womit die Möglichkeit Tänze durch Zeichen anzudeuten, und in eine reiche Mannigfaltigkeit Einheit zu bringen, entstand. Durch das choregraphische Festhalten solcher Kompositionen bildete sich eine eigene Literatur, nebst der Möglichkeit dem Gedankeninhalt des Balletts immer höheres Recht zu verschaffen, kurz mittelst der gewonnenen Mittel zu dichten. Der bloße Tanz an sich hätte dazu nicht ausgereicht, er mußte zur Kunst der Gebehrde im weitesten Sinne werden, kurz in die Mimik übergehen.

Die Tanzkunst vollzieht diesen Uebergang schon dann, wenn sie sich noch ganz auf dem Standpunkte des Ausdruckes subjectiver Zuständlichkeit hält; denn viele Tänze sind ihrem Wesen nach lebendige, in Gebehrden abgehaltene Gespräche. Wird diese Ausdrucksfähigkeit zur Grundlage künstlerischer Gestaltung erhoben, so verschwindet die lyrische Natur des

Tanzes, indem sie in Handlung übergeht und dramatisch wird. Sie ist hiermit Mimik, und ein Theil der im nächsten Abschnitte zu behandelnden darstellenden Kunst. Die symbolische Bedeutung der natürlichen Bewegungen, von der wir oben den Ausgang unserer Betrachtung nahmen, die dem Menschen in ihren Grundsätzen angeborene Gliedersprache soll durch Erhöhung der instinktmäßigen Bewegung der Gesichtsmuskeln, des Hauptes, der Arme, Hände, Füße, der Haltung des ganzen Leibes zur bewußten, und dadurch zur vollkommen freien Ausübung gelangen. Ihr Inhalt ist dann eine ungleich größere Mannigfaltigkeit geistiger Zustände, als die dem bloßen Tanze zu äußern möglich ist; die Mimik vermag jene Zustände so genau bestimmt erscheinen zu lassen, daß sie über alle Mehrdeutigkeit erhaben, vollständige Mittheilungen liefert, Mittheilungen, die sogar über die Gegenwart hinaus in das Reich der Vergangenheit eingreifen, und völlige Erzählung werden. Die sinnliche Gewalt der Mimik, hat sie einmal die Schwierigkeit des Unbestimmten überwunden, ist von ungleich mehr unmittelbarer, mithin mächtiger Wirkung als die Wortsprache. Sie macht jedes Glied des Leibes beredt, und wird, als Ganzes aufgefaßt, zur körperlichen Beredtsamkeit.

Die Mimik überliefert in ihren Bildungen Gefühle, Entschlüsse, Gedanken; zu den ersteren hat sie ein unmittelbares Verhältniß, ihre Bildungen sind unmittelbare Erscheinung des Inhalts, zu den Gedanken, deren unmittelbare Erscheinung die Wortsprache ist, verhält die Gebehrdensprache sich nur in mittelbarer Weise; denn in Worten muß, in Gebehrden kann der Gedanke sich aussprechen. Hiernach sind die Gebehrden entweder symbolisch oder allegorisch, und das Ideal der Mimik wird darin zu suchen sein, daß sich die sinnliche und die abstracte Natur der Bewegung auf einer höheren Stufe völlig durchdringen, und daß das dann entstandene lebendige Bild nicht minder durch Schönheit der Gebehrde den

Sinn, als durch seinen Inhalt den Gedanken befriedige. Symbolisch nennen wir jene Gebehrden, welche ahnungsvoll ihren noch nicht zum Bewußtsein gediehenen Inhalt mittheilen, allegorisch die andern, welche nur bewußtvolle Uebersetzung verschwiegener Gedanken sind, idealisch schön im wahren Sinne des Wortes werden sie wohl nur in Zeiträumen und bei Völkern, wo die Schönheit der menschlichen Gestalt überhaupt selbst in idealer Bedeutung aufgefaßt worden sein können, weshalb die Blüthe der Mimik als vergangen mit dem Glanze von Hellas vermuthet werden darf, so vieles Reizende auch heute noch namentlich die romanischen Völker hervorbringen. —

Wie seit der Entstehung des Theaters und Balletts die Mimik in der civilisirten Welt beschaffen ist, hat sie sich mit accessorischer Natur begnügen, nämlich vor allen Dingen an das lebendige Wort als Theil der Schauspielkunst, oder doch wenigstens an die Tanzkunst in der Pantomime sich anschließen müssen. Ganz von derselben ist sie ja überhaupt niemals zu trennen, wenn nicht als Tanz etwa automatenartige Kreisbewegungen genügen sollen. Ein dramatisches Gedicht, das der Worte entbehrt, das seinen Inhalt, die durch Charaktere hervorgebrachte Begebenheit, lediglich durch körperliche Bewegungen überliefert, wird unter jenem Worte verstanden. Wenn dem Drama im Allgemeinen ein inniger Zusammenhang mit der bildenden Kunst zugestanden werden mußte, so tritt dieser insbesondre bei der Pantomime, die sich aus den Momenten der Ruhe und Bewegung zusammensetzt, hervor, indem deren ruhige Momente die Totalität der handelnden Gestalten in der Gruppe als einem malerischen Ganzen vereinigen, die Gebehrden aber die Handlung als ein stetig sich entwickelndes Bild dem Zuschauer darlegen. Das Wesen der dramatischen Dichtkunst haben wir bereits als durch innige Vereinigung der Lyrik und Epik hervorgebracht erkannt; in jedem großen Ballette nun zeigt sich dies ebenfalls, indem der

lyrische Ausdruck dem eigentlichen Tanze, das epische Element der Mimik vorbehalten ist. Man betrachte die verwandte Kunst der Töne, so liefert die Vergleichung von Arie und Finale in einer Oper denselben Unterschied als den zwischen der tanzenden und mimischen Bewegung, hier den Erguß des Gefühls, dort dessen Ursache oder Wirkung, die wirkliche Handlung. Die angegebenen Mittel der Pantomime, ruhende Stellung und tanzende oder mimische Bewegung, reichen aber immer nur dann aus, wenn das darzustellende dramatische Ideal sich auf das Moment der Sichtbarkeit beschränkt, und durch deren Mittel geistig genießbar werden kann. Nur ein kleiner Theil der Handlung, nur der in Mienen und Gebehrden erscheinende und zu erschöpfende, kann von den pantomimischen Personen uns offenbart werden, mehr Scenen als deren Motive, mehr die Situationen als deren Bedingungen durch die handelnden Charaktere, erwecken unser Interesse, weil die Mimik, nach dem jetzigen Stande der allgemeinen Bildung, erst durch Verbindung mit dem hörbaren Worte größere dramatische Aufgaben zu lösen vermag. Die frische Lebendigkeit italiänischer Pantomimen läßt noch heute uns schließen, daß die Antike auf diesem Kunstgebiete weit mehr als gegenwärtig ihr zugetraut werden mag geleistet habe.

Der Rhythmus in den Bewegungen des menschlichen Körpers ist, wie sich aus dieser gesammten Betrachtung ergiebt, mit der natürlichen Schönheit der leiblichen Form so eng verknüpft, daß man sogar von den Umrissen der Gestalt selbst das Wort Rhythmus gebraucht, womit sogleich die Verwandschaft der Plastik mit der Kunst der Gebehrde hervortritt. Es ergeht dem Worte „Rhythmus" nicht anders, als dem musikalischen Ausdrucke „Harmonie," der doch für sichtbare Gegenstände ebenfalls gebraucht wird. Beide werden häufig verwechselt, oder geradehin gleichbedeutend gebraucht, wie z. B. unter der Pythagoräischen Harmonie der Sphären die rhythmische Gesetzmäßigkeit des Gestirnganges

verſtanden zu ſein ſcheint. Die Thatſache der gemeinſchaftlichen Blüthe mimiſcher und plaſtiſcher Kunſt beweiſet noch überdies jenen Wechſelbezug. Der Punkt worin beide ſich berühren, iſt die Ruhe der Geſtalt, die in dem Reiche der Gebehrdenkunſt mit dem Worte „Stellung" bezeichnet wurde; ſie dient der Sculptur zum ewigen Muſter, worin die ſtetig fortſchreitende, den Mitteln der Sculptur undarſtellbare Bewegung gleichſam geahnt wird. Jener geheimnißvolle, den alten Hellenen ſo wichtige Reiz, die im unvergänglichen Mythus lebende Charis, die Grazie der Römer, iſt das gemeinſame, beide Künſte verknüpfende Band, das in der Ruhe wie in der Bewegung menſchlicher Geſtalt ſtets gegenwärtige geiſtige Leben, die an Menſchen ſelbſt zur Erſcheinung gelangende Schönheit. Die Alten, vornämlich Plato, auch die ſpäteren griechiſchen Muſikgelehrten ſprechen von dem Rhythmus der ruhenden und der bewegten Geſtalt, die Neueren wenden dafür „Harmonie" an, womit ſie überall Eigenſchaft des Ruhenden, wie mit Rhythmus Eigenſchaft nur der Bewegung bezeichnen. Die Romantik, deren tranſcendentales Kunſtideal von der menſchlichen Leiblichkeit eigentlich nur noch das Antlitz als Ausdruck des Geiſtes gelten ließ, hat in entſchieden auf die Ausbeutung andrer Kunſtmittel als die Form, nämlich der Farbe und des Tons gewirkt, als daß die Wiedererweckung des antiken Studiums für die antike Kunſt ein nationales, ein andres als nur das Intereſſe der Bildung hätte zu Stande bringen können. Man würde ungerecht ſein, wollte man läugnen, daß dieſes gebildete Intereſſe dennoch in immer weiterer Anwendung auf die Lebenszuſtände fortwirkt. Fertigkeiten, wie Reiten, Fechten, Schwimmen, Turnen, Tanzen, ſtehen freilich noch vereinzelt, und nur Wenigen iſt die Wichtigkeit gymnaſtiſcher Erziehung zur vollen Ueberzeugung geworden, aber dieſe Ueberzeugung wird in dem Maaße, als man ſelbſt Seitens der Heilwiſſenſchaft mehr und mehr

darauf dringt, den einfachen Foderungen der Natur vor Allem gerecht zu werden, sich ausbreiten.

Die Vergleichung der verschiedenen Stufen der Gebehrdenkunst mit den drei bildenden Künsten bietet manche Analogie dar; die Tanzkunst tritt zu der Baukunst, die gleichfalls aus mathematischen Linien ihr Ideal construirt, die reine Mimik zu der Sculptur, weil die ruhige Stellung des menschlichen Leibes ihnen beiden gemeinsames Moment ist, die Pantomime wegen der malerischen Natur ihrer Gruppen zu der Malerei. Als Ganzes aufgefaßt zeigt die Kunst der Gebehrden ein ähnliches Verhältniß zur Sculptur als unsre heutige Tonkunst zur Malerei, denn diese sind das von der Romantik, wie jene das von der Antike abstammende Geschwisterpaar.

Da in diesem Abschnitte die Kunst der Gebehrden als ein freies, selbstständiges Gebiet behandelt werden mußte, um seinen gebührenden und nothwendigen Platz in dem Systeme einzunehmen, so ist die Gebehrde als Begleiterin des lauten Wortes zwar erwähnt worden, ohne aber nach solchem Verhältnisse, wie sie es verdient, gewürdigt zu werden. Es entsteht bei solchem Zusammenwirken eine neue Kunst, welche wir die der dramatischen Darstellung nennen, und worin die Gebehrde gerade ebenso wie der Rhythmus in unsrer heutigen Tonkunst als ein wesentliches, dennoch aber untergeordnetes Mittel wirksam ist. Den gegenwärtigen Abschnitt können wir nicht schließen, ohne noch auf die tiefen Blicke, welche Schleiermacher in das Wesen des Gegenstands gethan hat, zu verweisen. Vieles Brauchbare, doch mit unpraktischen Träumereien vermischt, enthält Seidels Charinomos sowohl in Betreff des Rhythmus überhaupt, als der Mimik insbesondre.

IX.

Die darſtellende Kunſt.

Die verſchiedenen Künſte, deren beſondre Aufgaben und Mittel bisher entwickelt worden ſind, haben mit einander dies gemein, daß ihre dem Stoffe nach verſchiedenartigen Werke durch die begeiſterte Thätigkeit des Menſchen unmittelbar aus dem Stoffe geſtaltet ſind. In der Unmittelbarkeit beruht die Bedeutung alles künſtleriſchen Schaffens. Wir unterſchieden ja ſogleich anfänglich die poetiſche von der praktiſchen als die unmittelbare von der mittelbaren Produktion, indem bei jener das Werk ſelbſt Zweck, bei dieſer nur Mittel zu einem Zwecke iſt. Wenn nun ein Kunſtwerk zu ſeiner Entſtehung ein anderes bereits exiſtirendes bedarf, es nothwendig vorausſetzt, ſo wird man ſeinen Entſtehungsprozeß vielmehr Reproduktion als Produktion nennen müſſen, und wird leicht darüber zweifelhaft werden, ob die Wiederhervorbringung des Hervorgebrachten noch als unmittelbare, alſo künſtleriſche That, ſtreng genommen, gelten dürfe. Dieſer Zweifel wird ſich Vielen aufdringen, wenn man ein Kunſtwerk der Darſtellung, näher, der dramatiſchen Darſtellung mit dem, was es darſtellt, ſelbſt, alſo mit einem Gedichte, oder Muſikſtücke, vergleicht; bei genauerer Beleuchtung der innerſten Nothwendigkeit der darſtellenden Kunſt wird er jedoch verſchwinden.

Stellen wir zunächſt den allgemeinen Begriff von Reproduktion dem der Produktion gegenüber, ſo ergiebt ſich, daß, inſofern überhaupt künſtleriſche Thätigkeit unter jenen Begriff gebracht werden kann, reproducirende Kunſt ein bereits vorhandenes Kunſtwerk zu ihrer Vorausſetzung hat, als den Boden, aus welchem ſie ſelbſt erwächſt. Weiter aber wird hierbei der wichtige Unterſchied an der Reproduktion bemerklich, daß ſie entweder willkührlich oder nothwendig iſt, und wieder in ihm iſt derjenige von ganz verſchiedenartigen Leiſtungen ge-

setzt, die man bei flüchtigem Anblicke für coordinirt halten mag. Die Ausdrücke „willführlich und nothwendig," in anderen Fällen ohne Schwierigkeit, bedürfen in gegenwärtigem Falle näherer Rechtfertigung. Unter willführliche Reproduktion im wissenschaftlichen Sinne ist Alles, was im gemeinen Sprachgebrauche mit „Kopie," seltner mit dem nicht ganz genügenden deutschen Worte „Wiederholung" bezeichnet wird, zu subsumiren. Vorzugsweise im Gebiete der bildenden Kunst ist diese Art der Thätigkeit von Einfluße. Sie braucht nicht, wie in begeisterungslosen Zeiten der Fall ist, aus Mangel an Erfindungskraft hervorzugehen, sie entspringt oft aus dem edlen Triebe, Vervielfältigung eines Werkes, durch größere oder geringere, den vom Künstler ursprünglich angewandten näher oder ferner verwandte Mittel zu bewirken. Die wahre Kopie, welche aus keinem Nebenzwecke, sondern aus der reinsten Begeisterung für ein vorhandenes Kunstwerk entspringt, ist eine Wiedergeburt, oder Reproduktion. So wichtig die Technik für sie ist, da nur mittelst technischer Mittel das Ideal des Künstlers dem Kopisten selbst erschien, so gilt es hier doch sogleich aus demselben die poetische Kraft herauszufühlen, damit nicht ein äußerliches Wiederholen an die Stelle des Reproducirens sich schiebe. Um so größeres Gewicht ist hierauf zu legen, wenn der Kopist sich nicht der nämlichen, sondern nur verwandter Kunstmittel, als die an dem Originale benutzten, bedient. Der Kupferstecher muß von dem Gemälde, wonach er arbeitet, eben so sehr als der Maler es von seinem Ideale war, begeistert sein, widrigenfalls seine Nadel die mannigfachen feinen Farbentöne, welche der Pinsel hervorbrachte, in Linien und Punkten wiederzugeben nicht vermögen wird. Wo es sich nur um mathematische Genauigkeit bei der Wiederholung oder Nachbildung handelt, werden sinnreiche Maschinen Vollkommneres leisten, als die menschliche Hand; wo jedoch künstlerische Freiheit herrschte und schuf, bedarf es des künstlerischen Geistes um sie vollständig aufzu-

faſſen, und ihren Schein erfolgreich zu wiederholen. Aehnliches bezieht ſich nun auch in andern, als gerade den bildenden Künſten. Noch deutlicher ſpricht in der Poeſie die Forderung, daß, wer es unternimmt, ein Gedicht in fremde Sprache zu überſetzen, dem Dichter in näherem Grade denn nur als Grammatiker oder Styliſt verwandt ſei. Das Gedicht will in der fremden Sprache geradezu nachgedichtet ſein; die Ueberſetzung, ſo wortgetreu ſie ſein mag, ohne dieſen Hauch künſtleriſcher Freiheit, hat keine äſthetiſche Geltung, weil ſie das Leben des Originals nicht ausathmet.

Alle dieſe künſtleriſchen Reproduktionen ſtehen bereits in einer gewiſſen Verwandſchaft mit wiſſenſchaftlicher Thätigkeit, gleichſam auf der Gränze der beiden großen, ihrem Unterſchiede nach ſo oft bereits von uns geſchilderten Gebiete. Sie ſetzen nämlich Kritik voraus, eine andre Art derſelben freilich, als ſie gewöhnlich ausreichend befunden wird, jene höhere Kritik, die am Entſchiedenſten bewährt, daß auf dem Standpunkte der Idee die getrennten Leiſtungen des menſchlichen Geiſtes ſich miteinander verſöhnen. Die höhere Kritik iſt das gänzliche Aufnehmen des Werks, um daſſelbe wieder entſtehen zu laſſen. Sie fußt auf dem Erleben des Kunſtwerks, und begnügt ſich weder mit der Erfahrung, noch mit dem Wiſſen allein, iſt nur Frucht der Begeiſterung, welche keine noch ſo ſehr ausgebildete Uebung im logiſchen Denken, keine äußerliche Beſchäftigung mit dem Gegenſtande erſetzen kann. Namhafte Philoſophen hat die Geſchichte aufzuweiſen, die in ihrer Kunſtkritik nur darum das Weſen der Sache nicht in Worte zu kleiden vermochten, weil ihnen der unmittelbare Anfang des Wiſſens davon, das Erlebniß, und dieſes wieder, weil ihnen der Schlüſſel dazu, die Liebe zu dem Kunſtwerke fehlte. Die Literatur iſt an derlei äußerlichem Gerede ungemein reich, an Bemerkungen geiſtreicher Gelehrten, deren unfruchtbare Kälte verräth, daß ihre Verfaſſer der Kunſt das Opfer, wogegen allein ſie ihr Geheimniß dem Gedanken

überliefert, gescheut hatten. Ein Winkelmann, ein Lessing aber sind jenen reproducirenden Künstlern zu vergleichen, denen zwar die Gabe originellen künstlerischen Schaffens, doch gerade zum Vortheile ihrer vermittelnden Thätigkeit, versagt blieb.

Der Ausdruck „Willkührlich," von den bisher aufgeführten Arten der Reproduktion gebraucht, kann deshalb Bedenken erwecken, weil doch der Reproducent keinem andern Zwecke, als dem seine von der Kunstgestalt erfüllte Seele durch die That zu erleichtern, genügen will. Seine Wahl ist keine zufällige, seine Arbeit ist mittelbar Verwirklichung des Ideals. Wie kann dies Willkühr heißen? Und doch ist unser Ausdruck der sachgemäße, da er zum Unterschiede derjenigen Art der Reproduktion gebraucht wird, die unmittelbar von dem ursprünglichen Kunstwerke, von dessen Ideal *erfordert* wird, und daher, jener gegenüber, die nothwendige heißen muß. Alles Reproduciren, wovon bisher gesprochen ist, und welches nur die Verbreitung des in einem besondren Kunstwerke wohnenden Ideals, und dessen Vervielfältigung durch neue Mittel sucht, alles dieses beläßt das Werk selbst in seiner Integrität. Weit entfernt, über dasselbe in der neuen Leistung hinausgehen zu wollen, rührt es dasselbe, so zu sagen, nicht an. Die Kopie kennt kein höheres Ziel, als daß das eine Kunstwerk zwiefach der Welt erscheine. Diese Kunstthätigkeit ist also dienender Art. Eine andre Art der Reproduktion ist im Kunstwerke selbst erfordert, ist die Ergänzung welche jenes zur vollen lebendigen Erscheinung bedarf. Sie ist nothwendig, weil ohne ihre Mitwirkung das im Werke lebende Ideal wirklich nur unvollständig oder gar nicht erscheint, weil der Künstler, den Gränzen menschlicher Individualität zufolge, auf sie rechnen mußte. Diese Reproduktion ist die Aufgabe der darstellenden Kunst, die unter dem Scheine der Reproduktion wirklich producirend und als unentbehrliche Schwester gewissen Gattungen von Kunstwerken zugewiesen ist. Die Darstellung

hat die Vermittelung zwischen denselben und dem Volke zu vollziehen. Bei den bildenden Künsten ist der Künstler im Besitze so reicher Mittel, die er allein beherrscht, daß er jener Vermittlerin nicht bedarf. Aber der Dichter, insofern er seinen Phantasiebildern sinnliche Realität gegeben zu sehn verlangt, der Tonkünstler, welcher Tonmassen erfunden und mit geistigem Ohre vernommen hat, der sie nun auch sinnlich zu vernehmen wünscht, Beide bedürfen jener nothwendigen Hülfe darstellender Künstler.

Ein Lyriker mag sein Gedicht selbst vortragen, vielleicht gar singen, ein Epiker ebenfalls; es ist denkbar, daß das Produciren und die ganze äußere Darstellung des Produkts, wie bei Improvisatoren, in Eins zusammenfallen. Das dramatische Gedicht, das uns handelnde Charaktere schildert, steht auf jener Gränze, wo die gesammte künstlerische Thätigkeit sich theilt: zwischen den Dichter, der das Ganze aus abstracten Mitteln, aus Worten erschuf, und zwischen die Gruppe von Künstlern, welche die mittelst der Worte geschilderten Charaktere zu lebensvoller Wirklichkeit bringen. Das Gedicht, als eine Einheit, ein durchgebildeter lebendiger Organismus, wird nur von einem Individuum, die Darstellung, nämlich die äußere Verwirklichung der mannigfaltigen Theile, die selbst wieder zusammengefügte Einheiten sind, nur von der bestimmten Anzahl von Individuen, welche jenes organische Leben bedingt, zu Stande gebracht. Diese bilden unter einander ein organisches Ganzes, eine Gesellschaft, worin jedem Gliede seine nothwendige, und doch, weil es sich um künstlerisches Schaffen handelt, zugleich freie Stellung angewiesen ist. Das Verhältniß der dramatischen Darstellungskunst zur dramatischen Dichtkunst ist hiermit im Allgemeinen angegeben. Aus ihrer Gegenseitigkeit entspringt das wahre Leben des dramatischen Kunstwerks.

Für den Gesichtspunkt der Gegenwart freilich erscheinen die beiden Gebiete der Dichtung und Darstellung getrennt.

Den Dichter denkt man sich im einsamen Zimmer oder im stillen Haine träumend und seine Erfindung zu Papiere bringend, den von ihm getrennten Schauspieler verweiset man an die Lösung der vom Dichter gestellten Aufgabe durch die Mittel, welche die Bühne ihm zur Unterstützung bietet. Aber jene engere Gegenseitigkeit der dichtenden und darstellenden Kunst ist in unseren modernen Zuständen eine große Seltenheit geworden, und doch weiset die Geschichte des Drama's jene Gegenseitigkeit als den ursprünglichen Zustand auf. Die Poesie und die Bühne gingen Hand in Hand, bis daß es im Zeitalter der Reflexion zu ihrer Trennung kam, wenn auch die Neigung sich zu vereinigen immer wieder hindurchbricht. Daß Shakespeare und Moliere selbst Schauspieler waren, von welch' wichtigem Einflusse auf ihre Dichtungen ist dies gewesen! Als in Deutschland der von der bürgerlichen Gesellschaft verachtete Schauspielerstand durch Gelehrte und Dichter, zuerst noch durch den vorurtheilsvollen Gottsched, dann aber durch die Genialität Lessings und Göthe's wieder zu Ehren gebracht wurde, zeigte sich nur das Bedürfniß zur Wiedervereinigung getrennter Elemente. Das Schauspielerthum veredelte sich durch die ihm vergönnte Lehre, ohne damals sogleich seine Eigenthümlichkeit, in einer gewissen gesellschaftlichen Abgeschlossenheit dem Leben gegenüber zu stehen, aufzugeben. Der enge gesellschaftliche Verband der darstellenden Künstler unter sich ist immer als ein wesentliches Mittel für die lebendige Darstellung des Drama's zu betrachten, denn die Einheit des Gedichts wird nur durch die einheitsvolle Leistung einer Gesellschaft, nicht durch die nothdürftig zusammengeflickte von zehn Individuen, in die lebendige Wirklichkeit gehoben. Die Leistungen der Einzelnen dürfen nur integrirende Kräfte in der Gesammtleistung der Gesellschaft sein. Mit der Vereinzelung der darstellenden Talente sinkt der Werth jener, und daher der der ganzen darstellenden Kunst; diese Vereinzelung ist aber wieder Folge der Trennung von der darstellenden

Kunst, in welche die Poesie selbst sich begeben hat. Bevor sie Statt fand, geschah Geben und Empfangen zwischen Beiden wechselseits. Selbst die sogenannte improvisirte Komödie, welche die Einwirkung der Gelehrten verbannte, und worin dichtendes und darstellendes Talent gleichzeitig geübt wurde, hat, wenn man den in Schröders Lebensgeschichte gegebenen Nachrichten glauben darf, originelle Kunstblüthen, wovon die Gegenwart nichts mehr weiß, hervorgebracht.

Zur Theorie der Schauspielkunst ist man erst spät gelangt, obwohl in den Schriften der Alten, namentlich den rhetorischen viele vereinzelte ewig wahre Bemerkungen sich finden, obwohl selbst Shakespeare im Hamlet gelegentlich sie auf ihre Klippen aufmerksam macht. Lessing und Schröder, Göthe und Tieck haben einen Schatz solcher Bemerkungen theils in dramaturgischen Abhandlungen theils in Aphorismen niedergelegt, begabte Schauspieler manche empirische Sätze für Schüler aufgezeichnet. Die Hegel'sche Methode anwendend, hat Rötscher (1842) die Lehre von der Kunst der dramatischen Darstellung als ein systematisches Ganze vorgetragen, und damit der Wissenschaft einen ausgezeichneten Dienst geleistet; denn eine Menge in ihrem besondern Werthe praktisch anerkannter Regeln gewinnen auf jenem Wege die Bedeutung von Gliedern eines organischen Ganzen, und werden mithin in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung nachgewiesen.

Wir haben die Lehre von der kunstmäßigen Gebehrde im vorigen Abschnitte selbstständig behandelt, weil der Gang dieses Systems dies so mit sich brachte. Die Mimik ist ein so wesentlicher Theil der Schauspielkunst, daß man sogar oft fälschlich jenen für diesen Ausdruck wählt, fälschlich, sagen wir, denn die Gebehrdensprache entbehrt der Macht des lauten Worts, die bei der Darstellung eines dramatischen Gedichtes nicht die Gebehrde unterstützt, sondern von ihr unterstützt wird. Die höhere Geistigkeit, die Schattirungen des Gemüthslebens kann nur die menschliche Rede offenbaren, wie

bereits aus den früheren Erörterungen über Wortsprache und Tonsprache sich ergeben hat. Die Mittel des Schauspielers sind hiernach von doppelter, von mimischer und von rhetorischer Art, doch nicht getrennt, sondern in unmittelbarer Zusammenwirkung zu denken. Es sind die Mittel menschlicher Mittheilung im weitesten Sinne. Der Schauspieler wendet sie an, indem er in seiner Leistung den integrirenden Theil eines dramatischen Gedichts, eine fremde Individualität in die Wirklichkeit zu stellen übernimmt; er verwendet dazu also seine eigene gesammte menschliche Persönlichkeit. Größere Selbstverläugnung als von dem darstellenden, wird von keinem Künstler verlangt. Jeder soll, wie es gewöhnlich heißt, aus sich herausgehen, vor Allem der Schauspieler, der nur Untergeordnetes leistet, wenn er in subjectiver Aeußerung stehen bleibt.

Die rhetorischen oder rednerischen Mittel des Schauspielers entsprechen in ihrer Eintheilung den beiden Elementen der Sprache, dem logischen und musikalischen, da jedoch Reden überhaupt etwas Höheres ist als Sprechen, welches jenem zur Voraussetzung dient, so fordert man billig zuerst, daß der Schauspieler unumschränkter Herr seiner Sprachwerkzeuge sei, bevor man die geistige Verwendung dieses Mittels zur Verkündigung des Gedankens von ihm erwartet. Jede Sprache hat ein nationelles Leben, der einzelne Mensch soll diesen Nationalgeist in ihr ungetrübt durch irgend eine der vielen individuellen oder provinziellen Schwankungen, in welchen er sich verliert, zur Erscheinung bringen, er soll ihn von der Färbung des Dialekts, den Rötscher sehr treffend aus dem Lokalgeiste herleitet, befreien. Die allen Dialekten einer Nation zu Grunde liegende Einheit muß wieder aufgesucht werden, die Artikulation, wie sie durch die geschichtliche Basis der Sprache bedingt ist, nicht wie sie durch Abartung sich gestaltet hat, muß ihr Recht erhalten, denn das Gedicht, welches durch den Vortrag lebendige Erscheinung werden soll, hat jene

allgemeine, nicht eine partikuläre Bedeutung. Weil es ein Theil der Nationalliteratur ist, darf es auch in dieser Würde zu scheinen verlangen. So fordert man von einem Schriftsteller, daß er den Forderungen der Grammatik genüge, bevor man den Inhalt seines Werkes in Betracht zieht. Die Lehrsätze der Grammatik, aus geschichtlichem Boden erwachsen, enthalten nun auch die Normen für die Bildung aller Laute aus welchen sich der vorhandene Wortvorrath gebildet hat. Lippen, Zunge, Gaumen, Hals sollen jenem allgemeinen Gesetze, nicht der Willkühr, oder der Bequemlichkeit des Individuums dienstbar sein, und in so vollständiger Weise, daß sich zuletzt wieder ein Zustand der Freiheit herstellt, so daß in jedem Augenblicke, ohne besondre, immer Zeit und Begeisterung raubende Rückerinnerung an das Gesetz, das Werkzeug von selbst seine Schuldigkeit thut, und die Natur dem Geiste nirgends Hindernisse darbietet.

Nunmehr handelt es sich darum, den Inhalt einer Rede mittelst der Sprachwerkzeuge vollständig objectiv werden zu lassen. Der Unterschied zwischen Sprechen und Reden stellt sich dahin fest, daß jenes Mittel hier nun zu besonderem Zwecke verwandt wird, zum Zwecke, die geistige Lebendigkeit eines Individuums zu äußern. Der ausgesprochene, mithin laut gewordene Satz soll auch in seinem Tönen sowohl seinen logischen Inhalt, d. i. den Gedanken, als auch seinen musikalischen, d. i. das Gefühl, das ihn trägt, erscheinen lassen. Diese musikalische Seite des Redens wird bedingt durch die Gesetze des Tons, wovon im Abschnitte von der Musik das Nöthigste gesagt worden, nämlich denen der Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche, und endlich der Zeitdauer. Der Redner, oder hier der Schauspieler, hat zunächst seine eigenen natürlichen Mittel kennen und beherrschen zu lernen; das natürliche Maaß der Tonhöhe, Stärke und Ausdauer läßt sich richtig erkannt, erweitern, nicht aber umwälzen. Die natürliche Gränze will anerkannt sein, für die Freiheit der Verwen-

dung bleibt noch genug Spielraum übrig. Die Gemüthslage des Sprechenden bestimmt mannigfach Höhe, Stärke, Dauer des Tons. Der Bittende, Warnende, Zürnende, Fröhliche, Zerknirschte, verlautbaren ihren Zustand nur schwach durch den grammatischen Sinn ihrer Worte, in ungleich höherem Maaße durch den Ton, welchen sie ihnen beilegen. Die ärmsten Worte werden unendlich inhaltsreich, ja, ein und dasselbe Wort in erhöhtem Zustande gesprochen scheint ein andres zu sein. Die menschliche Individualität in normalem, d. i. affectlosem Zustande hat ihren nach jenen drei Kategorieen fixirten Grundton, woran sie erkennbar ist. Für den darstellenden Künstler ist derselbe doppelt wichtig, einmal als der seiner eigenen menschlichen Individualität, und dann als der einer von ihm dargestellten Individualität. Je weiter beide auseinanderfallen, desto schwieriger wird die Scala der Nuancen zu bilden sein, welche die wechselnden Affecte der Rolle herbeiführt, und dieser Umstand bestätigt nur, was noch in vielen andern hervortritt, daß nicht jeder Persönlichkeit jede Aufgabe der Darstellung sich aufzwingen läßt. Gleichwohl sind oft große Künstler an diesem Mangel an Selbsterkenntniß, oder an übergroßem Vertrauen zu der Macht des Geistes gescheitert. — Es ergiebt sich bei näherem Eingehen auf das musikalische Element in dem rednerischen Vortrage, daß seine Schwankungen, seine Fähigkeit den Sinn eines Worts zu versinnlichen, hörbar zu veranschaulichen, dem Gefühle des Künstlers ein weites Feld zu seiner Offenbarung eröffnen. Was wir musikalisches Hervorheben einzelner Redetheile nannten, hat Rötscher symbolischen Accent genannt, im Gegensatze zu dem logischen, zu welchem wir nun gelangen.

Die Philosophie der Sprache lehrt, daß jeder Satz mehr oder weniger irgend ein Urtheil enthalte, das wie der Satz selbst nur wieder Theil eines größeren Ganzen, eines umfassenderen Urtheils sein kann. Die Reinheit des Styls ergiebt sich aus dem richtigen Denken unmittelbar, seine Richtigkeit

ist Frucht der logischen Strenge. Zunächst an der Wortstellung wird dies bemerklich, wodurch auch für den Leser jegliches Mißverständniß in den meisten Fällen beseitigt werden kann, wobei jedoch viele Fälle übrig bleiben, die für die logische Thätigkeit des Vortragenden genug zu thun geben. Auch die künstlichste besonnenste Wortstellung, selbst unter Gewalt gegen die Natur der Sprache, vermag, ohne daß ihr der Accent zu Hülfe kommt, häufig nicht das logische Gepräge im Bau des Satzes vollkommen zur Erscheinung zu bringen. Der Gedanke nun verlangt die Schärfung des Tons auf einzelnen Worten zur Hervorhebung ihrer Bedeutung für den Sinn des Ganzen. Dies ist der logische Accent. Er geht nicht nur einzelne Worte, er geht ganze Sätze, als Theile eines aus vielen Sätzen bestehenden Redestücks an. Das musikalische Element der Sprache bietet der logischen Benutzung hier ein weites Feld. Nicht bloß Stärke und Schwäche, sondern Zurückhaltung oder Beschleunigung der Laute, endlich auch Benutzung ihrer Tonverhältnisse nach Höhe und Tiefe dienen der logischen Verständigung. Frage und Antwort trennen sich völlig melodisch. Der eingeschaltete Satz, seiner Natur nach Unterbrechung des causalen Verhältnisses, wird im Ton des Vortrags rein musikalischen Unterschied darbieten. Wir ersehen hieraus, daß bei der Rede sich das musikalische Element der Sprache, obwohl stets vorhanden, dem logischen unterordnet. Der darstellende Künstler ist nun aber kein bloßer Redner; selbst der Declamator oder Vorleser irgend eines dichterischen Erzeugnisses reicht nirgends mit den Vortragsmitteln des Redners aus. Kein andrer Grund hiefür existirt, als daß eine Rede nach ganz andren idealen Prinzipien als ein Gedicht beurtheilt sein will. Die Natur des Gedichts ist nur die künstlerische. Welches Verhältniß die Logik zur Poesie habe, wissen wir bereits; so gewiß die logische Herrschaft die Schönheit eines Gedichts beeinträchtigt, so gewiß wird nun in dem Vortrage des Schauspielers die schöne Lebendig-

keit, ja die charakteristische Wahrheit, wodurch allein seine Aeußerung als wirklich die ei[illegible]e des von ihm dargestellten Charakters erscheint, verloren gehn, sobald das logische Sprachelement sich hervordrängt. Er wird uns dann Worte sagen, von denen Niemand, wie gerade der vor uns stehende Charakter dazu komme, begreifen wird. Nur aus der innigsten Durchdringung des logischen und musikalischen Elementes wird für die Rede des Schauspielers jene ideale Vollendung hervorgehen, welche sie zum lauten Ausdrucke eines dramatischen Charakters, einer schönen menschlichen Individualität macht. Der Vortrag des Schauspielers ist nur schön, wenn er, auf die beiden angegebenen Grundlagen sich stützend, sich zur künstlerischen Freiheit erhoben hat, welche uns vergessen läßt, daß seine Leistung nur einem künstlerischen Ganzen, dem Werke des Dichters dient.

Ohne Hülfe der Mimik würden die rhetorischen Mittel niemals lebendige Darstellung eines Charakters zu Stande bringen. Ein ganz abstractes Gespräch könnte jener Hülfe allenfalls entbehren, ein solches aber ist kein poetischer, kein dramatischer Vorgang. Wir haben die Fähigkeit der Mimik, ohne das laute Wort sich verständlich zu machen, im vorigen Abschnitte dargelegt. Neben dem rednerischen Ausdrucke auftretend, mit ihm zugleich wirksam, übernimmt der mimische Ausdruck sogleich die Pflicht mit jenem zu einem Ganzen übereinzustimmen, und ihn zu unterstützen. Das Verhältniß zwischen Wort und Gebehrde ist ein sehr zartes; sie bedingen und ergänzen sich gegenseitig so unmittelbar, daß sie, durch die Abstraction getrennt, unvollständig erscheinen, denn Keines ist allein so mächtig, als Beide in der Zusammenwirkung. Die Eigenthümlichkeit der Nationen wie der Individuen bringt mit sich, daß sie bei allen Mittheilungen entweder dem mimischen oder dem rednerischen Ausdrucke ein Uebergewicht verleihen, man begegnet oft Menschen, welche durch eine gewisse Beredsamkeit der Glieder gerade in einer Zeit auffallen,

wo das gesellige Uebereinkommen die Herrschaft des Gedankens über den pathetischen Ausdruck begünstigt. Diese Frucht verfeinerter Civilisation ist Kindern des Südens weniger als denen des Nordens zu Theil geworden, weshalb sie weniger Worte, einfachere Sätze bedürfen, um sie desto reichlicher durch Gebehrden zu commentiren. Bei der dramatischen Darstellung nun wird der einzelne darzustellende Charakter sogleich für jenes Verhältniß von Wort und Gebehrde gewisse Gesetze vorschreiben. Als allgemeiner Grundsatz kann angenommen werden, daß der Eintritt der Gebehrde, als der unmittelbaren Art der Mittheilung den Inhalt des Wortes bereits ahnen lassen müsse. Wir haben symbolische und allegorische Art der Gebehrde unterschieden; die symbolische nun ist die mit dem Worte am Leichtesten und Schicklichsten sich verbindende; die allegorische übernimmt es schon den Inhalt selbst gleichsam zu malen, und wird leicht über die Gränze der Idealität hinaus in das Reale sich allzusehr vertiefen, so daß sie für Darstellung des Komischen noch am Ersten, obgleich auch hier mit Vorsicht zugelassen werden mag. Die Leidenschaft, an sich die Herrschaft des Gedankens unterbrechend, verlangt die Heftigkeit der Gebehrde zu ihrem Ausdrucke. Was aber im recitirenden Drama in dieser Hinsicht angewandt werden darf, ist immer ein ungleich geringeres Maaß als die reine Pantomime gestattet.

Die Kunst der dramatischen Darstellung hat in ihrem geschichtlichen Verlaufe gewisse unverletzliche Normen für die Gebehrde des Schauspielers herausgebildet, und überliefert. Man pflegt dies, wie in allen Künsten, „Schule" zu nennen; die angelernte Form für bestimmte immer wiederkehrende, weil dem Kreise der allgemeinen menschlichen Zustände entnommene, Situationen erspart dem Schauspieler bis auf gewissen Grad eigene Produktionskraft, das Herkommen dichtet für ihn. Sehr entschiedener Beruf, geniale Schöpfungskraft gehören dazu, um jene Bedingungen bis zur Gestaltung eines

freien künſtleriſchen Styls zu überwinden. Bei den verſchiedenen Völkern iſt das erwähnte Herkommen von nationeller Eigenthümlichkeit bedingt. Der franzöſiſche der engliſche Schauſpieler haben, wie in der Behandlung des rhetoriſchen Theils, ſo auch in der des mimiſchen gewiſſe geſchichtliche Vorſchriften überkommen, durch welche erſt die Individualität ſich Bahn machen muß, um den Landsleuten zu gefallen. Am Freieſten hat ſich eine kurze Zeit lang ſolchem Regelzwange gegenüber Deutſchland, als ſeine poetiſche Literatur in Blüthe ſtand, bewahrt. Wenn das dem Gedicht gemäße Einverſtändniß von Rede und Geſten des Darſtellers zu Stande kommen ſoll, ſo muß, was freilich wieder in allen Künſten gilt, die Schule, die Theorie nicht weiter ihre Macht ausdehnen, als bis zur Unterwerfung aller natürlichen Bewegungen des Individuums unter den freien Willen und Geiſt des Darſtellers. Am Meiſten gilt dies von dem unmittelbarſten ſichtbaren Ausdrucksmittel für alle pſychiſche Vorgänge, nämlich von dem Antlitz. Liebe und Haß, Zorn, Neid, Verachtung, ſprechen ſich in den Veränderungen des Antlitzes am Schnellſten und Deutlichſten aus. Die Kunſtgeſchichte lehrt uns, daß man hierüber dereinſt anders dachte. Die griechiſche und deren Abglanz, die römiſche Tragödie und Komödie erſparte dem Darſteller dieſen wichtigſten Theil der Darſtellung durch die Tyrannei der Masken, wodurch der tragiſche wie komiſche Charakter in ſeiner Erſcheinung ſtereotypirt, der Darſteller, wie es ſcheint, zur Maſchine gemacht wurde. Scenen, auf Verwechslung ähnlicher Perſonen gegründet, wie die Menächmen, konnten freilich unfehlbar beſſer bei ſolchen äußern Mitteln als gegenwärtig gelingen. Die italiäniſchen Masken des Arlechino u. ſ. w., die Riccoboni von den alten Römern abſtammen läßt, laſſen, da ſie für Pantomime geſchaffen ſind, und deren Hauptreiz lediglich von bewundernswürdiger Gelenkigkeit der Arme und Beine abhing, ſich wohl nicht aus demſelben Geſichtspunkte wie die antiken Masken betrachten.

Für unſre heutige Vorſtellungsweiſe bleibt es räthſelhaft, wie die aus einem großen bemalten Kopfe von Baumrinde oder Holz gar durch eine Schallröhre hervordringende Rede einen irgend erhabnen, ja ſchönen Eindruck habe gewähren können. Und räthſelhaft für uns iſt ja ſo Vieles, das uns von den alten Schriftſtellern über den Kunſtzuſtand des Alterthums erzählt wird.

Die hier aufgezeigten Mittel menſchlicher Mittheilung und daher auch äußerlicher Darſtellung, in ihrer Totalität erfaßt, machen dem Menſchen es möglich, das individuelle Phantaſiegebilde des Dichters, den einzelnen in Thun und Leiden ihm vorſchwebenden idealen Charakter in die Wirklichkeit hinzuſtellen. Die Worte des Dichters, nebſt allen Nebenbemerkungen über Tracht, Bewegung u. ſ. w. was ſind ſie zuſammen Andres, als abſtracte Zeichen, beſtimmt aus dieſer Feſſel befreit zu idealem Leben wieder erweckt zu werden? Dieſes iſt die künſtleriſche Aufgabe des Schauſpielers, und das dramatiſche Gedicht, als Ganzes betrachtet, die Aufgabe der ſämmtlichen dazu erforderlichen Schauſpieler, welche ihrerſeits wieder wir als Ganzes zu betrachten haben, da mit der Virtuoſität des Einzelnen für ein ideales Gelingen der geſammten Kunſtleiſtung noch nichts genützt iſt. An dieſer Virtuoſität, der gern bewunderten Einzelfertigkeit ſcheitert die wahre Bedeutung der darſtellenden Kunſt; denn nur allzuſchnell führt ſie herbei, daß der Darſteller den Zweck verfolgt, ſich ſelbſt flüchtigen Ruhm anſtatt dem Werke des Dichters ſein Recht zu verſchaffen. Es entſpringt daraus, was Schröder in ſeinen inhaltſchweren Anmerkungen zu Riccoboni's Vorſchriften über die hier beſprochene Kunſt (jener Sammlung von Erfahrungsſätzen unvergänglichen Werthes,) beklagt, nämlich der in früherer Zeit, wie dort behauptet wird, unbekannte Mißbrauch, mehr mit den Zuſchauern als mit den Mitwirkenden zu ſprechen, — eine Klage über die wachſenden Verirrungen der darſtellenden Künſtler, die ſeit jener Zeit in

den Schriften aller Stimmberechtigten sich wiederholt hat, bis zuletzt ein neuerer Lyriker, E. v. Holtei, eben diese Klage in den bitteren Reim gefaßt hat: „Sie wurden berufen, den Kunstaltar zu weihn, und sitzen auf den Stufen mit dem Gewerbeschein.“ Ein harter Spruch, anwendbar auf alle Künste, auf das allgemeine Geschick des schönen Ideals unter Verhältnissen, wo die Poesie sich ihrer wahren Bedeutung dadurch verlustig macht, daß sie sich zuletzt in praktischer Fertigkeit verliert. Wie sollte da die darstellende Kunst, deren Wesen die Aufopferung mehrer Einzelnen für ein ideales Ganze fordert, nicht unter jener Gewerbmäßigkeit, die man mit dem Namen „Routine“ beschönigt, eben so viel als die übrigen Künste zu leiden haben?

Es bleibt noch übrig, die darstellende Kraft insofern, als sie an einer andern Kunst denn der Poesie Antheil hat, zu betrachten, und zwar ist es die Musik, deren Ausübung eben so sehr vom Standpunkte der Reproduktion, als, wie oben geschehn, von dem der Produktion gewürdigt sein will. Denn der producirende Tonkünstler umfaßt in seiner Phantasie ein so reiches Tongebilde, daß er sich begnügen muß, es durch abstracte Zeichen zu fixiren, indem er als Einzelner nicht unmittelbar dem leiblichen Ohr darbieten kann, was seine Phantasie ihn hören läßt. Nichts ist in der That häufiger als die Klage der Komponisten, daß auf dem Wege aus dem Gemüthe bis in die starre Notenschrift so viel verloren gehe. Dieser Verlust möchte nun durch die Ausführenden ergänzt werden. Wirklich haben, wie man sogleich sieht, Tondichter eine gewisse Aehnlichkeit mit dem dramatischen Dichter. Die Tonreihen, die jener übereinander baut, sind Charaktere, wie sie der Dichter zum dramatischen Ganzen verknüpft. Sie wirken nach harmonischen Grundsätzen mit einander zusammen auf den Hörer ein, der sie als künstlerisches Ganzes auffaßt, und freilich um so leichter, je mehr das Gepräge des Ganzen von einer einzelnen Tonreihe, der die andern nur dienen, ab-

hängt. Bei Tonstücken rein lyrischer Natur genügt in der That dieses Uebergewicht der einzelnen Melodie; die bedeutenderen sind lyrischen Dramen vergleichbar; solche, wie etwa ein Haydn'sches Quartett, verlangen von den Ausführenden ähnliche Vollendung in der lebendigen Darstellung des Einzelnen, und im Zusammenwirken, wie sie der dramatische Dichter von den Schauspielern verlangt. Obgleich nur an die Hörbarkeit gewiesen, will das Ideal des musikalischen Komponisten wie eine lyrische Handlung beurtheilt sein. Verbinden sich seine Noten mit Worten, so ist dieses Nebeneinander verschiedener Charaktere um so leichter aufzufassen, und tritt endlich dadurch, daß sich mit der Hörbarkeit die Sichtbarkeit verknüpft, nämlich in der Oper ins volle Licht. Der Opernsänger übernimmt die Pflicht des dramatischen Darstellers, nur mit der Maaßgabe, daß seine Rede Gesang ist, wodurch dem musikalischen Element der Sprache von selbst der Vorrang vor den andern, oben näher angegebenen Darstellungsmitteln eingeräumt wird. Noch deutlicher als im recitirten Drama tritt das Bedürfniß des genauen Ineinander- und Zusammengehens der einzelnen Leistungen in der musikalischen Sphäre hervor, weil die Verletzung der Harmonie sogleich das Wesen der Musik aufhebt, und sinnlich genommen sich empfindlicher als dort bestraft. Wie dort aber hat die Neigung der Darstellenden die Subjectivität hervorzudrängen der Eitelkeit der Virtuosität Vorschub geleistet, und das Ideal des musikalischen Drama's im Verlaufe seiner Geschichte gekränkt. Virtuosität bedeutet daher hier gar nicht mehr Tüchtigkeit des Einzelnen um für das Ganze erfolgreich mitzuwirken, sondern die zur Fertigkeit gesteigerte Fähigkeit durch Lösung ungewöhnlicher Zumuthungen an die Einzelkraft zu überraschen, zu interessiren. So hat denn überall die darstellende Kunst durch nichts so vielen Schaden erlitten, als durch die zur subjectiven Ueberschätzung herabgesunkene Begeisterung für das zu reproducirende Kunst-

werk, denn Selbstsucht erzeugt überall Willkühr, und diese hebt alle reproducirende oder darstellende Fähigkeit auf.

Will man die Kunst der Reproduktion nicht als gemeinsame Aufgabe Vieler, sondern an ein Individuum geknüpft wissen, so mag sie am Ersten durch den künstlerisch begeisterten Dramaturgen oder Musikdirektor repräsentirt werden. Den schaffenden Dichter oder Komponisten vertretend, übernimmt er als Einzelner die Reproduktion des fremden Werkes, um das einige Ideal, das zu seiner lebendigen Aeußerung einer Mannigfaltigkeit darstellender Kräfte bedarf, nicht der organischen Einheit verlustig gehen zu lassen. Während Buchstabenschrift oder Partitur nur abstracte Vermittler zwischen dem Ideal und dem lebendigen Kunstwerk waren, ist dann ein lebendiger Träger des Ideals vorhanden, und die Vermittelung zwischen dessen Schöpfer, und denen, welche es zuletzt verwirklichen, nunmehr selbst eine lebendige geworden. Dennoch ist der Weg, den durch die gesammte Darstellungskunst hindurch das Ideal zurücklegen muß, um zur Wirklichkeit zu gelangen, immer ein sehr weiter, und wird daher die von der Aesthetik stets und überall hervorgehobene Differenz zwischen Ideal und Wirklichkeit unter solchen Bedingungen schärfer hervortreten lassen, als z. B. bei der bildenden Kunst, oder bei der epischen Dichtkunst der Fall ist, wo Schöpfung und Darstellung mit einander unmittelbar verknüpft sind.

X.

Schluß.

Die einzelnen Künste, deren gegenseitiges Verhältniß und wesentliche Unterschiedenheit, deren gemeinsamer Bezug

auf die alle erleuchtende Idee des Schönen bisher entwickelt worden ist, existiren in der Wirklichkeit neben einander, nachdem sie ihren geschichtlichen Entwickelungsprozeß durchlebt, und ihre ideale Blüthe zu verschiedenen Zeiten, bei verschiedenen Völkern erreicht haben. Sie haben einen unermeßlichen Vorrath von Werken erschaffen, der sich täglich vermehrt, da keine einzige derselben als untergegangen zu betrachten ist, oder überhaupt nicht mehr ausgeübt würde. Zu diesem Vorrathe nun hat das lebende Geschlecht ein Verhältniß, das man kein rein künstlerisches nennen kann; es ist das durch die gegenwärtige Bildung der menschlichen Gesellschaft und die gemischten in deren Folge an den Einzelnen gestellten Forderungen nothwendig begründete Verhältniß. Wo sich wahre Begeisterung, der Schlüssel künstlerischen Verständnisses nicht findet, bleibt noch das Interesse übrig, welches seiner Natur nach ein sinnliches oder ein wissenschaftliches sein kann. Das erste ist das aufrichtigere, es scheidet das dem subjectiven Genusse Unbrauchbare ohne Weitres aus, und benutzt das Uebrige als Unterhaltungs- und Zerstreuungsmittel. Das zweite, das wissenschaftliche Interesse täuscht sich leicht selbst, denn anstatt ein rein theoretisches, d. i. ein philosophisches zu sein, spaltet es sich dadurch, daß es entweder in technischer Untersuchung stehen bleibend grammatische, physikalische, oder mathematische Forschung an die Stelle der ästhetischen schiebt, oder daß es ein historisches wird, wo es denn leicht die Kunsterzeugnisse von Jahrhunderten anstatt zu lebendigen Stimmen ferner Bildungsepochen der Menschheit, zu todtem Stoffe für das Gedächtniß macht. Solche Gelehrsamkeit kann zu großem Ansehen gelangen, ohne doch ein andres Verdienst um die Mit- und Nachwelt, als das der Zureichung von Hülfsmitteln in sich zu schließen. Wahrhaft historisches Wissen von der Kunst ist aber das ästhetische Wissen selbst, denn ohne jenes bleibt dieses durch subjectives Wohlgefallen oder Mißfallen, durch wechselnden Sinnenreiz bestimmt. Nur soll

der Einzelne sich nicht mit der Hoffnung täuschen, in den Besitz dieses gesammten lebendigen Wissens zu gelangen, glücklich genug ist er, wenn das Ideal einer einzigen Kunst in ihm lebendig wird. Die Zersplitterung heutiger Bildung, herkömmlicher Antheil an chaotisch einander durchkreisenden Richtungen führt herbei, daß man jene Ueberfülle des im Gedächtnisse aufgenommenen ganz abstracten Stoffs für ästhetische Intelligenz nimmt. Studium, nämlich die wirkliche Ausübung einer einzigen Kunst, deren Ideal der Individualität das gemäßeste ist, wird aber stets der nothwendige Ausgangspunkt für die ästhetische Bildung bleiben. Das Eindringen in die Geheimnisse einer besondren Kunst leitet unmittelbar zu der Wissenschaft von deren besondrem Entwickelungsgange, und deren Bedeutung für die allgemeine Idee des Schönen. So wird diese Idee selbst Eigenthum des Geistes, während ohne jenen praktischen Ausgangspunkt nur das leere Wort in das Gedächtniß einkehrt, sein Inhalt aber nicht den Geist belebt, und daraus nur jene ästhetische Anempfindelei, das Prunkgewand der Lüge und Eitelkeit gewonnen wird, wovon Hellas in seiner Blüthezeit eben so wenig als das Mittelalter etwas wußte. Die wahre Kunstfreude muß das Herz erfüllt haben, bevor das Wissen von irgend einer Kunst oder von dem organischen Zusammenhange aller Künste gedeihen kann.

Alles Kunstleben beruht auf der Gegenseitigkeit des Gebens und Empfangens. So lange ein Volk von dem Genius der Kunst durchdrungen ist, zeigen alle Erscheinungen und Wirkungen eine solche Gegenseitigkeit, erst wenn die Wissenschaft sich neben der Kunst selbstständig ihre Wege bahnt, erfolgt eine Spaltung, erfolgt das Mißverständniß zwischen Gebern und Empfängern. Die Vereinzelung der Glieder der Gesellschaft häuft solche Mißverständnisse. Es tritt vor allen Dingen der Uebelstand ein, daß Kunstfreude, Genuß dennoch begehrt wird, ohne daß die Empfänger dieselbe zu verdienen etwas beitragen, vielmehr dieselbe eben nur überkommen wol-

len, ohne eigne Opfer. Das Kunstwerk soll nun die selbstempfundne Leere und Gleichgiltigkeit durch seine Macht überwinden, und wird, weil es dies seiner Natur nach nicht vermag, angeklagt, statt daß die Ankläger zuvor sich selbst über das Maaß ihrer eignen Schuld prüfen sollten. Die moderne Welt liefert unausgesetzt Beweise dafür. An Volksfesten, dem unmittelbaren Ausdrucke nationeller Freude arm, stellt sie in ihren Kunstanstalten die Differenz zwischen Kunst und Leben in helles Licht, indem sie sich begnügt, dem neugierigen Blicke einer unthätigen Menge Kunstwerke gegenüberzustellen, welche, dieser fremd, zwar zu deren Sinnen, aber zum Gemüthe von nur Einzelnen sprechen. Was man Bildung nennt, hat dieses Mißverhältniß in vielen Fällen nur in so weit beseitigt, als wenigstens das Interesse, — wir haben dessen verschiedene Schattirungen oben angegeben, — an die Stelle gedankenloser Neugier getreten ist, aber von ihm bis zur Kunstfreude ist noch eine weite Kluft.

Es ist oben angegeben worden, auf welchem Wege die ästhetische Erziehung das vorhandene Mißverhältniß zwischen Kunst und Leben auszugleichen sich bestreben solle, und zwar indem sie von der Selbstausübung einer einzelnen Kunst ausgehe. Dieses Mittel ist in der That für das Individuum das wirksamste von allen, ohne daß es dem Verhältnisse zwischen der Kunst und dem Volksleben wesentlich nützen könnte. Im Gegentheile vermehrt es unstreitig die Vereinzelung, während die Gesammtheit neue Belebung ihres künstlerischen Zustandes nur von Verjüngung des Volkslebens erwarten kann. Jene Art der Mitthätigkeit im Kunstleben, die auf der Ausübung beruht, hat in der modernen Bildung eine für deren Schicksale genug wichtige, um hier beleuchtet zu werden, und in allen einzelnen Künsten bemerkliche Erscheinung erzeugt, welche in der That zwischen Künstler und Volk eine andre Art der Vermittelung, als die der Kritik gewährt: wir meinen den Dilettantismus.

Wie wichtig das dilettantische Kunsttreiben für den gegenwärtigen Stand der Bildung geworden sei, kann Jedem schon das von Göthe entworfene genaue Schema zu seiner Beurtheilung lehren; es zeugt von der reifsten Erfahrung, schärfsten Beobachtung, und weiset auf das verschiedene durch den Charakter der verschiedenen Künste bewirkte Gepräge des Dilettantismus hin. Das Wesentlichste, das hier in Betracht kommt, ist, daß der Dilettant das Opfer seines ganzen Lebens an das Kunstideal scheut, und daher entweder dasselbe nicht in sich zur Reife bringt, oder bei seinem durch entgegengesetzte Ansprüche wechselvoll bewegten Leben des Stoffs, woran die künstlerische Arbeit das Ideal zur Wirklichkeit zu bringen hat, nicht Herr werden kann. Unzählige Mißgriffe sind Folge davon, sämmtlich auf jene beiden Momente, je nachdem das Kunsterzeugniß vom theoretischen oder praktischen Gesichtspunkte aus betrachtet wird, zurückführbar. Der Künstler, der ächte Kenner lassen sich weder durch vereinzelte Blitze der Inspiration, noch in andern Fällen durch blendende sinnliche Wirkungen irre machen; was sie vermissen, ist der stetige Ausdruck der freien Persönlichkeit, weil der Dilettant bei aller stets wiederkehrenden Neigung egoistisch genug, in seinem Leben andren als dem Kunstideale zu entsagen nicht vermochte, und nun, sowie er mit diesem verkehrt, unfrei ist. Die gegen Dilettanten geübte Nachsicht täuscht sie doppelt über sich selbst, und straft sich, wenn in ihnen der Wunsch erwacht, ihr Werk als freies Kunstwerk gewürdigt zu sehen. Wir könnten dies an Poesie, Musik, Malerei, wenn es dessen bedürfte, nachweisen; die verschiedenen Arten der Erscheinung ändern aber in der Sache nichts, die Ursachen der Mängel sind überall dieselben. Daß die reproducirende Kunst, weil sie sich statt an die offene Natur, an das vorhandene Kunstwerk lehnt, dem Dilettanten ungleich mehr als die producirende sich ergiebig erweisen müsse, ist leicht einzusehen; und da wir die Reproduktion oben als einen Uebergang zur Kritik bezeichneten,

auch dies, daß der Dilettant, insofern er zur rechten Zeit zur Selbsterkenntniß gelangt, vor Andern zum wahren Verständnisse vorhandener Kunstwerke, zu deren theoretischer und ästhetischer Kenntniß sich aufschwingen wird, ja, wir mußten oben den Dilettantismus als nothwendige Voraussetzung, als erste Stufe zu diesem Verständnisse gelten lassen. Er geht bei solcher Resignation in ein höheres Gebiet des Geistes über, wo die ihm vorgeworfene Halbheit verschwindet, weil er in das Gebiet der Wissenschaft aus dem der Kunst eine Fülle concreten Stoffs herüberbringt, die sonst der Philosoph zum Schaden seines eignen kritischen Urtheils entbehren würde. Weil alle Wissenschaften das philosophische Band verknüpft, so ist es dem philosophischen Gedanken den positiven Stoff irgend einer Wissenschaft von selbst ungleich mehr als den der Kunst zu durchdringen erleichtert. Fehlt hier jene das wirkliche Erleben des Ideals vermittelnde Bedingung, so verharrt auch der Gedanke in leerer Abstraction. Ganz ernst mag wohl auch Göthe sein bekanntes ironisches Paradoron: „Wer Euch am Strengsten recensirt? Ein Dilettant, der sich resignirt" nicht gemeint haben, da sein eigner Dilettantismus in Zeichnenkunst und Naturwissenschaft bei allgemeiner literarischen Würdigung als entschieden bedeutungsvoll für seine dichterische Natur angesehen werden muß. Aber auch in andrer Hinsicht kann der Dilettantismus für das Kunstleben förderlich sein, und jene Vermittelung des herben Gegensatzes zwischen Ideal und Wirklichkeit vollziehen. Er führt die Vereinigung der in der Zersplitterung des praktischen Lebens Getrennten durch das Ideal selbst herbei, indem die äußerliche Förderung der Kunst ihnen Zweck wird, und solchergestalt die eingebrochene Trennung der Idee des Schönen von der des Guten sich aufzuheben bestimmt. Die Association, in allen Sphären menschlicher Thätigkeit sichtbar, giebt Zeugniß von dem Drange, den Nachtheilen egoistischer Vereinzelung zu begegnen, eine geschichtlich zu bedeutend gewordene Erscheinung, als daß nicht die

Hoffnung auf einen idealen Zuſtand des Gemeinlebens daran ſich knüpfen ſollte.

Was wir hier zum Schutze des von der Philoſophie ſtets geſcholtenen Dilettantismus angeführt haben, läßt ſich durch die Hinweiſung, daß er keineswegs in der Kunſt ſondern auch in der Wiſſenſchaft exiſtirt, vermehren. In ihm manifeſtirt ſich jederzeit der Uebergang; er rechtfertigt ſich in der Geſchichte der Menſchheit durch den Blick auf die an Uebergängen unendlich reiche Natur, die wie die Menſchheit ein Ganzes ausmacht. So wenig wir den Uebergangsgeſchöpfen in der Lehre vom Naturſchönen das Lob der Schönheit zuſprechen konnten, eben ſo wenig kann der Dilettant es für ſeine Erzeugniſſe in Anſpruch nehmen, wohl aber das Verdienſt der Vermittelung zwiſchen Gegenſätzen, wofür im Reiche der concreten Erſcheinungen der abſtracte Verſtand ſo gern Repräſentanten aufſucht, und wird, philoſophiſch betrachtet, daher unter der Idee des Guten inbegriffen werden. Der Dilettantismus in der Wiſſenſchaft iſt noch ſchwerer als der in der Kunſt zu erkennen, weil die wiſſenſchaftliche Thätigkeit, unendlich mannigfaltiger als die künſtleriſche, Vieles, das auf der Gränze reiner Praxis ſteht, in ſich befaſſen muß, was denn insbeſondre, ſobald von angewandter Philoſophie es ſich handelt, zum Vorſcheine kömmt. Die wenigen Hauptſyſteme in der Geſchichte der Philoſophie, wie tauſendfältig ſind ſie durch philoſophiſche Leiſtungen, welchen mehr dichteriſches als philoſophiſches Talent, oder gar Begeiſterung für einen beſtimmten praktiſchen Zweck zum Grunde lag, vermittelt!

Unſre Auffaſſung des Dilettantismus erhebt ihn zu einem Phänomen des Grundtriebes heutiger Bildung, des Triebes zur Aufhebung von Gränzen und Unterſchieden ſowohl im menſchlichen Wiſſen als im Können. Unſtreitig leidet hierunter die tiefere Entwickelung der Individualität, welche wir oben an die freie Selbſtbeſchränkung gebunden fanden. Künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Erzeugniſſe zeigen ſich bereits in

ihrem äußerlichen Gepräge verwandter als in unlängst vergangenen Perioden; was bei den Kunstwerken aller Gattungen an ächter Ursprünglichkeit vermißt wird, kann nur, insofern man auch den Gewinn geschmackvoller Form in andern menschlichen Hervorbringungen in Anschlag bringt, zum Tadel berechtigen; ja, es wiederholt sich jene Richtung nach Ausgleichung und Vermittelung, — eine nothwendige Folge allgemeiner Ausbeutung des einst Wenigen zugänglichen gelehrten Wissens, — sie wiederholt sich in dem Verschwinden auch nationeller Unterschiede bei wachsendem Völkerverkehr. So viele Verirrungen aus jenem Triebe, in die Breite statt in die Tiefe zu gehen, entstanden sind, so feindlich auch die Philosophie der mit eitler Glanzsucht immer verknüpften Oberflächlichkeit und einer die poetische Armuth oft verkleidenden praktischen Geschicklichkeit entgegentreten muß, weil sie die ewigen und heiligen Rechte der Kunst zu schützen übernimmt, so fordert doch ebenfalls die geschichtliche Nothwendigkeit des von dem Ideal erlittenen Umschwunges unweigerlich ihre wissenschaftliche Anerkennung. Die Ausbildung der Individualität bis zum Selbstbewußtsein in der Culturgeschichte Europas liegt jenem Umschwunge zum Grunde, der die Produktionskraft mehr der Masse als dem Individuum zulegt, und deutet in ihrem Streben zur Association, woraus freilich die angeführten Gebrechen entspringen, nur das Streben nach weitrem geschichtlichen Fortschritte an. Die üblichen Klagen über die Kunstgegenwart gehen aus Mißverständniß der historischen Aufgabe der Kunst neben der Enttäuschung subjectiver Wünsche hervor. Wer von einem Untergehen der Kunst im weiteren, oder in besondrem Sinne spricht, hat überhaupt ihre weltgeschichtliche Bedeutung, ihre organische Consequenz nicht begriffen. Irgendwo auf dem Erdenrunde herrscht jederzeit Triebkraft des Frühlings; eben so sprießen die Keime der Poesie irgendwo, wenn ein andres Volk ihren Untergang im reflectirenden Bewußtsein bereits beklagt. Und dennoch wieder er-

stirbt eigentlich die Poesie auch bei dem einzelnen Volke niemals, sondern birgt ihre Keime nur im Schooße der Geschichte, deren göttlicher Geist sie wieder wecken wird. Wie für den Einzelnen so für das Geschlecht sind Kunst und Wissenschaft nur Mittel, Geschichte aber Zweck, welchen die Wissenschaft zu nennen, und zu deuten, immer wieder aufgefordert wird. Weder indem sie sich mit der Kenntniß von der Vergangenheit begnügt, noch indem sie sich eitlen Schlüssen oder phantastischen Zukunftsträumen hingiebt, sondern indem sie die Gegenwart mit der Idee der Liebe erleuchtet, vermittelt sie sich selbst mit der Kunst und der Geschichte, sichert der Vergangenheit den verdienten Dank und blickt getrost und vertrauungsvoll in die Zukunft.

Berichtigungen.

S. 6. Zeile 16 v. oben lies: „metaphysisch" statt: „methaphysisch."
— 23. — 7 v. — das Wort „leicht" fällt weg.
— 56. — 13 soll der ganze Satz also heißen: „dann erst zerlegt es die Substanz in die in ihnen gesetzten Unterschiede, ihre Accidenzien, zunächst ihren Stoff und ihre Form."
— 81. — 10 v. oben: ist einzuschieben hinter: „leidende" das Wort „Vernunft."
— 82. — 18 v. oben: statt „ihr" lies: „sie."
— 95. — 14 v. — statt „eben" lies: „oben."
— 113. — 4 v. unten: statt „die" lies: „der."
— 130. — 11 v. — statt „wenn" lies: „daß."
— 133. — 7 v. — „nicht" fällt weg.
— 225. — 8 v. — „der" fällt weg.
— 248. — 2 v. — statt „alle" lies: „alte."
— 311. — 4 v. — statt „VI" lies: „IV."
— 316. — 2 v. oben: ist einzuschieben nach: „erstehen" das Wort „zu."
— 432. — 1 v. unten: ist einzuschieben nach „Unterschiedenheit" das Wort „wie."